# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

---

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

---

Vierundneunzigster Band.

Mit den Portraits von:
Johann von Mikulicz-Radecki, Joseph Lauff, Ludwig Jacobowski.

Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

# Inhalt des 94. Bandes.

## Juli — August — September.

## 1900.

## Inhalt des 94. Bandes.



---

Mit den Portraits von:

Johann von Mikulicz-Radecki, Joseph Lauff und Ludwig Jacobowski,
radirt von Johann Lindner in München.

J. von Mikulicz

# Jesus und Mirjam.

Eine biblische Erzählung.

Von

## Johannes Schlaf.

— Berlin. —

I.

Zu der Zeit, da Johannes der Täufer vom Vierfürsten Herodes auf der Bergveste Machärus gefangen gesetzt war, wich der junge Rabbi Jesus aus Judäa in sein heimatliches Galiläa, um sich in die Stadt Kapernaum zu begeben und in die nördlichen Gegenden des Genezareths-Seees, in das Land Zabulon und Naphtalin, von dem geschrieben stand: „Das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finstren Lande, ergehet eine Helle."

Einige Zeit, nachdem er Judäa verlassen, eines Vormittags, brach er, nach kurzem Aufenthalt bei seinen Eltern und Geschwistern in Nazareth, von Tarichia, am Südwestende des Seees, auf, die sechs Wegstunden zurückzulegen, die es brauchte, um nach dem Nordwestende und Kapernaum zu gelangen.

Bei ihm befanden sich mit Anderen Judas aus Kerijoth und Simon Petrus nebst Andreas, dessen Bruder, seine Jünger, die Fischer von Kapernaum, die ihm nach Judäa gefolgt waren und nun mit ihm vor den Nachstellungen seiner Widersacher in die Vaterstadt entwichen.

Dicht am Gestade des Seees hin wanderten sie auf Tiberias zu. Nach einer Wegstunde erreichten sie die Thermen der Stadt, und bald darauf durchschritten sie deren Straßen, um in das Gebiet des Berglandes zu gelangen, das sich mit rauhem Geklüft bis dicht an den See herandrängte. Nachdem sie eine von Oleander- und Nebekbuschwerk überwucherte Hochebene überschritten, um wieder in wilderes Berggebiet zu gerathen, führte sie der

Weg in eine fruchtbare lachende Ebene hernieder, bogenförmig von Kreidegebirg eingeschlossen, und sie gelangten nach Magdala.

Noch einmal zwängte sich dann der Weg vom See ab das wildere Bergland hinauf, bis sie abwärts in die Ebene des Ginnesar-Thales stiegen, wieder zum See hinunter; in dies Thal, von dem es hieß: „Lieblich wie die Töne des Kinnôr (Zither) sind seine Früchte."

Hier wich das Gebirge, und die wonnigen Auen und Fruchtgefilde ihrer galiläischen Heimat breiteten sich vor den Blicken des Meisters und seiner Jünger.

Es war die Zeit der Ernte. Auf den Feldern wurde der Weizen geschnitten, die Wege waren belebt von Schnittervolk, von Wagen und Saumthieren. Freundliche Häuser lagen in üppigen Fruchtgärten; an Oleander-Spalieren führte der Weg vorüber, durch Palmenhaine, über Bäche und Quellen, an Oliven- und Feigen-Plantagen, an Bananen- und Zuckerrohrpflanzungen hin, zur Rechten immer die blaue Fläche des Seees, von weißen Segeln belebt, gleißend in der Pracht der syrischen Sonne.

Gelbe Ringelblumen, Lilien und Crocus, scharlachener Feldmohn, Adonis, strohfarbene Scabiosen, veilchenfarbenes Linum, die bunten Blüthen der Erbsen und Wicken breiteten die üppige Farbenpracht ihrer Teppiche am Weg entlang. An schlanken Rosenpappeln, an Weinbergen schritten sie vorüber; die Herrlichkeit der Limonen- und Rosengärten und der blühenden Granaten, der früchtereichen Orangen prangte und duftete an ihrem Weg.

Noch eine Stunde schritten sie zu, noch einmal durch rauheres Gebiet, bis sie am Nachmittage von einem fruchtbaren Hügelgelände in die Ebene von Kapernaum herniederstiegen . . .

## II.

Am selben Nachmittag tanzte zu Kapernaum in der Pundike*) des Sealthiel die schöne Mirjam.

Die Pundike, deren Thor nach der Gasse zu weit offen stand, war ein geräumiger, mit Basaltplatten gepflasterter Flursaal. Seine Wände, mit schmalen Fenstern, waren weiß getüncht. Oben zogen sich braune Holzgalerien um ihn herum, von denen kostbare, bunte Teppiche herniederhingen. Treppen führten hinauf und zu den Privatgemächern des Hauses.

In dem großen Raume war es kühl und schattig. Eine Wasserkunst plätscherte und frischte die Luft.

Die Schenke war sehr besucht; einerseits, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, daß Mirjam tanzen werde, und ferner, weil es Erntezeit war und viele Kaufleute aus den benachbarten Städten und von jenseits des Sees, aus dem Lande der Gergensener, ja aus den großen

*) Pundike = Schenke; hebr. Verstümmelung des griech. πανδοχεῖον. D. V.

phönizischen Seestädten in diesen fruchtgesegneten Landstrich gekommen waren, um Handelsgeschäfte abzuschließen. Auch hatten sich die Centurionen der römischen Platzcohorte eingefunden, die hier Stammgäste waren, und einige junge Leute, vornehme Müßigänger aus den angesehenen Familien der Stadt, die zu dem römischen Militär ihre Beziehungen hatten.

Unter den Offizieren befand sich ein gewisser Roscius, Sohn eines römischen Ritters, der wegen eines Disciplinarvergehens aus Italien in die syrische Legion und in diese kleine jüdische Garnison verlegt war. Ein schöner, junger Mann, breitschultrig und hochgewachsen, mit schwarzen Blitzeaugen in einem gebräunten Gesicht, mit krausem dunklen Kopf- und Barthaar, der augenblickliche Liebhaber der Mirjam.

Ein nicht ungefährlicher Nebenbuhler, seines Reichthums wegen, war Gamaliel, der Sohn des Hafenverwalters, ein kleiner dicker Jude, der, an jedem Finger einen Brillantring, salbenduftend und mit frisirtem Haar, rothbäckig, mit kleinen dummen Zwinkeraugen zwischen den Offizieren saß.

Da waren 'weiter Kaufleute aus Tiberias, Männer im besten Alter, klein, lebhaft, beweglich; da waren hagere, würdevolle Phönizier aus Tyrus und zwischen ihnen Männer aus der Stadt, ihre Gastfreunde, begüterte Leute, die prächtige Landhäuser in paradiesischen Gartenanlagen unten am See bewohnten.

Man saß auf Polstern an großen, niedrigen Tischen und trank aus phönizischen Gläsern und Metallschalen Weine vom Libanon und Moab-Gebirge, die jungen Leute unter lachendem Geplauder Berichte von lustigen Abenteuern und Kriegsfahrten austauschend, die reiferen Männer in ihre Handelsgespräche verwickelt.

Auf einem Podium an der Wand hockten drei halbnackte junge Burschen, Musikanten, das Kinnôr zwischen den Knien und Flöten in der Hand, auf den Beginn des Tanzes wartend.

Etwas abseits von ihnen aber stand Mirjam, still, fast regungslos, in der Pracht ihrer dunklen Schönheit gegen die weiße Mauer gelehnt.

Sie war von hohem Wuchs und schlank, wenig über ihr zwanzigstes Lebensjahr hinaus.

Sie trug ein leichtes Gewand aus gelber phönizischer Seide, in dessen Saum goldene Lotosknospen eingewebt waren. Es ließ ihre olivenfarbigen Brüste und die runden, schlanken Arme frei, um die sich goldene Schlangenbänder wanden. Dicht unter den Brüsten hin war ein Shawl aus buntgewirkter Seide gezogen, der ihr das Gewand eng an den Körper preßte; ein anderer wand sich über die Schamgegend hin, so daß ihr das Kleid straff an den Unterleib anschloß. Der Saum reichte bis an die Knöchel der nackten Füße, um deren Gelenke Metallbänder mit kleinen Silberschellen geschlungen waren. Sie hatte einen langen Schleier übergeworfen, dessen sie sich beim Tanz bediente. Ihr Haupt zierte eine niedrige, kegelförmige Kappe aus lichtblauer Seide, mit kleinen losen Goldplättchen besetzt.

Unter ihr hervor hing ihr das dichte blauschwarze Haar, von Goldfäden durchzogen, bis zu der herrlichen Biegung ihrer runden Hüften hernieder. In den Ohren trug sie dreieckige Gehänge aus feinem Goldfiligran, von denen je drei große Perlen herniederhingen, und um den schlanken Hals bis auf die Brüste herab einen Schmuck aus lose aneinander gefügten Goldplättchen, mit edlem Gestein besetzt; Gehänge und Brustschmuck, Meisterleistungen eines ephesischen Goldschmiedes, waren Geschenke des jungen Roscius, der als Sohn eines ehemaligen Staatspächters ein flottes Leben führte.

Ihre dunkle Haut duftete nach kostbarer Narde, und ihre Brauen waren gleich den Wimpern und Rändern ihrer Lider geschminkt.

Zwei große graue Augen träumten mit der Tiefe gehaltener Unrast in einem starren, dunklen Gesicht unter halbgesenkten Lidern. Die Lippen hielt sie fast ernst geschlossen. Hin und wieder umspielte sie ein leises unbewußtes Zucken, fast die einzige Bewegung, die an ihr wahrzunehmen; ein müdes und wie irres Zucken, wie die Unruhe eines unstäten Begehrens.

Sie stand neben einem gepolsterten Teppichsitz, ähnlich jenen, auf denen die Gäste saßen, von dem sie sich, ein Zeichen, daß der Tanz beginnen sollte, unlängst erhoben.

Plötzlich raffte sie mit einer kurzen Bewegung den Schleier von den Schultern und wandte die Blicke den drei Burschen zu, die sie, seit sie sich erhob, mit ihren braunen Gesichtern unverwandt beobachtet hatten.

Das Kinnôr begann zu schwirren; ein heller Flötenton schrillte auf: und die Gespräche verebbten. Stille ward im Saale, und Aller Gesichter richteten sich auf Mirjam.

Noch stand sie, mit ihrem olivenfarbigen Leib, in ihrem goldblinkenden Seidengewand, aufrecht an der weißen Mauer. Ihre Miene war starr, ihre Augen, wie in einer Ekstase verloren, vor sich hin in den Raum gerichtet: aber ihren Körper überlief jetzt ein leises Beben, während ihre Arme in langsamen, weichen Biegungen, in lind gleitenden Wellenlinien den Schleier über ihrem Haupte zu schwenken begannen und ihre nackten Füße mit kurzen Rucken, daß die silbernen Schellen ihrer Knöchelbänder erklangen, sich in Bewegung setzten.

Und nun schritt sie, langsam, allmählich, den Schleier über dem Haupte haltend, gleichsam sich nur mit der leisen Vibration ihrer prächtigen Hüften bewegend, in kurzen Viertelwendungen sich nach rechts und nach links drehend, im Tacte der Musik auf dem langen, weichen Teppich vorwärts.

In einer stillen, verträumten Weise hatte die Musik eingesetzt und ihre Bewegungen begleitet, bis sie in die Mitte des Raumes gelangt war.

Nun schwiegen die Flöten plötzlich einen Augenblick; nur das Saitenspiel schwirrte noch, und in das tiefe Schweigen, das in dem Raum herrschte, klangen nur die feinen Töne der Silberschellen und das Klirren

der Goldplättchen ihres Schmuckes, hervorgebracht von den Vibrationen ihres Leibes, wie sie jetzt mitten im Saal auf dem Teppich schwebte, gleichsam nur von diesen Schwirrlauten des Saitenspiels belebt.

Da setzten mit einem jähen Ruck die Flöten wieder ein, und ihre Bewegungen wurden lebendiger, gleichsam diejenigen einer Libelle wiedergebend, die in wärmeflirrender Luft über dem Spiegel eines blitzenden Wassers gaukelt. Die Biegungen ihrer nackten Arme, die den Schleier wiegten, wurden heftiger, ruckten mit kurzen rhythmischen Stößen, die durch ihren Leib gingen bis hinab zu den Füßen, während ihr Haupt in einem bestimmten Tact nach beiden Seiten zuckte.

Und wilder und wilder ward das Spiel der Flöten; sie schrieen und kreischten, und das Saitenspiel schluchzte wie die rauschenden Töne bewegten Gewässers, schwirrte und jauchzte, perlte in tiefen, weichen Accorden.

Da bog sich ihr Oberleib mit einem plötzlichen Ruck nach hinten, während ihr Mund leicht geöffnet blieb und ihre Augen mit einem ekstastisch vergessenen Ausdruck entrückten Wonnetaumels mit dunklen Gluthen sich in's Leere weiteten, ihre braunen Brüste sich blähten, und ihr Brustkorb und der Unterleib in kurzen, stoßenden Bewegungen zu arbeiten begannen.

Und wilder und wilder, vergessener ward die Musik, und mit ihr die Leidenschaft ihres Tanzes, und steigerte sich bis zur Raserei äußerster Wollust.

Mit funkelnden Augen, die Oberkörper vorwärts gereckt, starrten die Gäste; Schreie zerrissen die Stille, wurden häufiger und wilder; braune hagere Arme fuhren durch die Luft, und dazwischen die starre Ruhe gebändigten Tobsinns.

Und wilder ward der Tanz, wurden die stoßenden Bewegungen ihrer Brust und ihres Unterleibes, das Vibriren ihrer Füße.

Und jetzt fuhr man in die Höhe mit hervorgequollenen Augäpfeln, mit schwerathmender Brust, Goldstücke flogen aus geschwungenen Händen auf den Teppich, Trinkschalen klirrten, unarticulirtes Geschrei durchgellte den Raum.

Nun aber verebbte die Musik allmählich, ab und zu sich wieder ein wenig belebend, noch einmal aufjauchzend; müder wurden Mirjams Bewegungen mit dem Rhythmus der Musik, weicher die Biegungen ihrer Brust und ihres Leibes und erstarben in linder Ohnmacht, während sie langsam gegen die Wand zu rhythmisch zurücktaumelte.

Und nun stand sie wieder gegen die Mauer gelehnt, mit noch leise vibrirendem Körper, und nun ganz still, in stummer, statuenartiger Ruhe. Die Flöten verklangen; ein letztes ersterbendes Schwirren des Saitenspieles, und Stille herrschte.

Nur die Wuth des entfesselten Beifalles durch den Saal. Man sprang in die Höhe, eilte auf die Tänzerin zu, Goldstücke in den Händen,

die man mit Speichel befeuchtete und ihr, ein Zeichen höchsten Beifalles, auf Stirn und Brüste drückte.

Plötzlich aber drang in den verrauschenden Enthusiasmus von draußen herein das Getrappel von zahllosen Füßen und das Rufen und Jauchzen einer erregten Volksmenge. Männer, Weiber und Kinder rannten die Gasse hinab, mit einander im eifrigen Gespräch, mit belebten Gesichtern und heftigen Armbewegungen. Die Handwerker stürzten aus ihren Verschlägen; und plötzlich stürmten die Knechte des Sealthiel in den Saal und verkündeten, daß der Rabbi von Nazareth die Gasse heraufziehe, um sich in das Haus Simons des Fischers zu begeben.

Alle drängten nach dem Thor und zu den Fenstern. Auch Mirjam hatte sich an eines der Fenster gestellt, den Wundermann zu sehen, der Teufel austrieb und Kranke heilte wie die Propheten der alten Zeiten, und den sie den Trost Israels und den Meschicha nannten: den Helfer der Armen und Bedrückten, von dessen Ruhm die Städte Galiläas voll waren, den Liebling Kapernaums.

Näher und näher kam das Brausen die enge Gasse herauf. Vom anderen Ende und aus der Seitengasse, die zum See hinabführt, strömten Menschen herbei ihm entgegen: Hafenarbeiter, Schiffer und Fischer, Handwerker, Weiber und Kinder. Die Hausthore wimmelten von Menschen, oben standen sie auf den flachen Dächern und drängten sich an den Fenstern.

Und nun kam er, von dem Brausen der Menge umringt, von hellen Kinderstimmen umjubelt.

Ganz in der Nähe der Schenke war er genöthigt Halt zu machen, bedrängt von der Menge, die ihm vom anderen Ende der Gasse, ihn zu begrüßen, entgegeneilte.

Sie beugten sich vor ihm, berührten sein Gewand, und helle Rufe wurden laut:

„Gelobt sei unser Herr, die Hoffnung Israels! **Hosiannah, schelicha dischmaja! Malca Meschicha, Marana!**“ „Gelobt sei der Gesandte des Himmels, der König Messias, unser Herr!“

Mirjam starrte.

Mitten stand er zwischen Simon und Andreas, den Fischern, und zwischen Jacobus und dem jungen Johannes, die von seiner Ankunft vernommen und drüben vom Ostufer aus Bethsaida über den See gekommen waren, sich zu ihm zu gesellen. Hinter ihm aber, mit rothem Haupt- und Barthaar, klein und untersetzter Gestalt, kleine und kluge Augen stolz und befriedigt hin und wieder gehen lassend, Judas, der Mann aus Kerijoth, der Verwalter seines Seckels.

Der Rabbi war eher klein von Wuchs, aber stolz und von königlichem Anstand seine hagere Gestalt. Auf dem Haupte trug er gegen die Strahlen der Sonne die weiße Sudra, die bis auf den Rücken herabfiel und unter dem Kinn von einer Schnur festgehalten wurde. Er war an-

gethan mit einem grauen, rothgestreiften Untergewand, über das ein blauer Tallith herabhing mit blauweißen Schaufädenquasten an den vier Enden. An seinen braunen, vom Wegstaub bedeckten Füßen trug er derbe Sandalen und in der Rechten einen langen Wanderstab. Sein olivenbraunes Gesicht war hager und mitgenommen von den Anstrengungen der letzten Wandertage. Schwarzes Barthaar wuchs ihm in einer Spitze das Kinn hernieder. Dichte Brauen dunkelten über zwei schwarzen, tiefen Augen, die mit wundersamer Gewalt aus mandelförmigen Lidern blickten, unter einer hohen, breit vorspringenden Stirn. Kühn und kräftig war die Biegung seiner Nase, und milde Anmuth, Ernst und Würde spielte um die schmalen Lippen seines klugen Mundes.

Er war schön, schön von einem seltsamen Bann, der in die Tiefe der Seele drang. Noch nie hatte Mirjam ein so schönes Mannesgesicht gesehen; ein Gesicht, von so ernster und klug-kühner Mannheit beseelt. Und wie verzaubert haftete sie an diesen wundersamen Augen, deren Blicke die Herzen der Menschen beherrschten.

Dies war der neue Prophet, von dem sie sagten, daß er aus dem Blute der alten Volkskönige geboren, der Nachfolger des Elia sei, der erhoffte Meschicha, der Verkünder des neuen Reiches.

Stockenden Athems starrte Mirjam auf ihn hin, gebannt von seinem Anblick in einer herzklopfenden Bangniß.

Aber schon schritt er weiter, den freien Blick seiner ernsten Augen mit gelassener Milde über die Menge schweifen lassend, mit weiten, festen Schritten die Gasse hinauf.

Mirjam starrte ihm nach, bis er, inmitten des Menschenschwarmes, in der Seitengasse entschwand, die hinabführte zum Gestade des Sees und dem Hause Simons des Fischers, seines Gastfreundes.

Die Gäste kehrten zu ihren Sitzen und Weinschalen zurück. Aber so bedeutungsvoll erschien das neue Auftauchen des jungen Rabbi in Galiläa und in der Stadt, daß man eine Zeit lang sogar Mirjams vergaß. Einige von den Einheimischen zwar, unter ihnen der junge Gamaliel, der in Alexandria die Schulen besucht hatte und gern einen Anflug römisch-hellenischer Freigeisterei zur Schau trug, nannten ihn einen Charlatan, einen Irrlehrer und Ketzer: die meisten indessen waren auf seiner Seite. Doch sie hielten mit ihrer Meinung zurück, denn die Gegenwart der Centurionen schüchterte sie ein, das Thema auf ein Gebiet zu spielen, auf das zu gerathen nur zu gefährlich. Die Fremdlinge von jenseit des Sees und aus dem Lande der Phönizier, die nicht minder wie die einheimischen Juden ein Lied von der Habgier der römischen Staatspächter zu singen wußten, lauschten mit Interesse und Verständniß, denn das Gerücht vom Rabbi Jesu war schon seit geraumer Zeit auch zu ihnen gedrungen. Ging doch die Kunde, daß er vergangenes Jahr auf phönizisches Gebiet hinüber-

gekommen sei und das kranke Mägdlein eines phönizischen Weibes auf wundersame Weise geheilt habe.

Auf ihrem Polster hockend, mit eifrigen Augen vorgebeugt, lauschte Mirjam mit Begier diesen Gesprächen; denn des Rabbi Anblick hatte ihr Herz getroffen.

Aber wie die Knechte des Sealthiel mit den Weinkrügen umhergingen und die Schaalen sich leerten, gewann die Macht der feurigen Getränke die Oberhand; wieder schwirrte das Kinnôr, die Flöten gellten, und Mirjams Tänze steigerten die Stimmung bis zur Orgie, die tief in der Nacht, als der gesetztere Theil der Gäste der Trunkenheit der jüngeren Leute den Saal überlassen, ihren wildesten Höhepunkt erreichte, um oben in den Gemächern des Hauses in heißen Liebeskämpfen ihr Ende zu finden . . .

## III.

Erhitzt von Tanz und Wein, erschlafft vom Liebeskampf, taumelte Mirjam mit übernächtigten Sinnen bei Anbruch des Tages in der kühlen Sterndämmerung durch das Gewinkel der öden Gassen ihrem Heim zu.

Aber die Augen des jungen Rabbi, deren Blick in ihrem Herzen brannte, ließen ihr keine Ruhe. In ihrer Behausung angekommen, vertauschte sie ihr Prunkkleid und ihren Tanzschmuck mit einem schlichten Gewand, knotete das Haar in die Höhe und eilte, einen Schleier übergeworfen, wieder in das Grauen des anbrechenden Tages hinein zum See hinab.

Dicht am Wasser entlang führte der Pfad an den Gartenmauern der Landhäuser hin, die von den Reichen und Vornehmen der Stadt hier bewohnt wurden.

Ueber den nebelblauen, waldigen Kreidebergen drüben auf dem jenseitigen Ufer, das noch die Schatten der Dämmerung verhüllten, streckte schon die Hindin der Morgenröthe ihr rosiges Gehörn gegen das reine Blau des Himmels empor, in dem die letzten Sterne erbleichten.

Durch weiße Nebelstreifen kräuselte endlos der See seine dunkelstahlblaue Fläche mit monotonem Geplätscher gegen den Uferrand her. Hier und da schimmerten matt die Segel der Fischerkähne, die im ersten Zwielicht ausgefahren waren, Netze auszulegen. Ein Pelikan breitete seine mächtigen Schwingen in den höheren Lüften; Wildenten brachen aus dem dämmernden Uferröhricht hervor, und durch das leise, frischkühle Wehen des Morgenwindes ward das Geräusch der aufschwippenden Fische laut.

In den Gärten begann das Gezwitscher der Sylvien, schallten die Triller und das süße Schluchzen der Nachtigallen, klang der Gesang der Drosseln und das Gurren der Tauben.

Schlanke Palmen mit braunfasrigen Schäften ragten in die morgenfrische bleiche Himmelshöhe, ihre breiten Kronen leise wiegend, aus den

dunklen Laubballen des Edelobstes, der Wallnußbäume und Platanen heraus. Ueppiges Rosengerank hing über die Mauerränder mit leuchtender Farbenpracht und herrlichen Düften, das weiß gesprenkelte Hellziegelroth der Granatblüthe und die rosige Fülle des Oleander.

Und lichter und lichter entfachte sich der Tag; und das Waldgebirge drüben, die Region der Eichen und Adler, das alte Golan, überragt von den Gipfeln des Hauran-Gebirges hinter Astaroth Karnaim und Bostra brannte in rosigen Gluthen.

Das Gefieder eines schwingenbreiten Adlers, der in langen Kreisen hoch über dem Wasserspiegel schwebte, begann zu glänzen, und das Weiß der Pelikane erschimmerte rosig von den entfachten Lichtern der Höhen.

Mit eiligen Füßen schritt Mirjam am Gestade hin, drückte sich an der Gegend des Hafens vorüber, bestrebt, die nördliche Stadtgegend zu erreichen, wo die Häuser der Fischer standen und Simon, der Gastfreund und Jünger des Rabbi, wohnte; denn sie wollte diesen sehen, wenn er etwa, wie es seine Gewohnheit, in der Frühe des Morgens das Haus verließe, um sich in das Gebirge zu begeben.

Ueber kleine, von Basaltplatten überbrückte Rieselbäche, die mit eiligem Gefälle ihres silberklaren, seichten Wassers von den Bergen jenseits der Stadt sich in den See ergossen, schritt sie hinweg, eilte durch schmale, üppig durchwucherte Thalfurchen, über flaches Sandufer und Wiesenland hin, und als die Morgenröthe dem breiten Strahlengold der aufgehenden Sonne wich und der See unter den ersten Strahlen seine blitzenden Feuer entfachte, gelangte sie zum Hause Simons des Fischers.

Sie war erstaunt, die Gegend bereits belebt zu finden. Der Platz vor dem Hause bis in die Gassen hinein war erfüllt von einer harrenden Menge.

Es war armes Volk aus der Stadt und Umgegend, verhärmte, verkrüppelte Gestalten, abgezehrt von Noth und mancherlei Gebrest; Blinde, Besessene, Krüppel und mit zehrender Krankheit Behaftete. Einige lagen auf mit Eseln und Maulthieren bespannten Karren, Bauern aus der Umgegend, die bereits von der Ankunft des Rabbi Kunde bekommen und geduldig die Nacht durchwarteten, bis der Meister erwachen würde.

Mirjam sank, den Schleier über ihr Gesicht raffend, auf einen Steinsitz, mit der Menge Jesus zu erharren.

Das Haus Simons bestand aus dem Erdgeschoß und noch einem Stockwerk darüber. Es hatte ein flaches, von der breiten Krone eines riesigen Wallnußbaumes überragtes Dach. Es war weiß getüncht, mit kleinen Fenstern und einem schmalen Thoreingang. Netze und anderes Fischereigeräth hingen an Pflöcken die Wand herab.

Die Zeit ging. Der Verkehr des Tages erwachte. Die Karren der Händler klapperten durch die Gassen; die Handwerker traten aus den Häusern in ihre Verschläge, um an die Arbeit zu gehen; vom Hafen her

schallten die Rufe der Handlanger, und über die Fläche des Strandes hin tummelten sich die Fischer bei ihren Kähnen.

Plötzlich gerieth die Menge in Bewegung und drängte sich unter Geschrei mit Ungestüm auf das geöffnete Thor des Hauses zu.

Hastig erhob sich auch Mirjam und drückte sich mit der Schaar in das Haus hinein.

Durch den Thorgang gelangten sie in einen geräumigen, mit Steinplatten gepflasterten Flursaal. Zur Rechten und Linken, wie im Hintergrunde führten Holzstiegen zu einer Art von Galerie hinauf, auf die die oberen Gemächer des Hauses mündeten. In der Mitte des Raumes befand sich eine mit Brettern überdeckte Cisterne; über ihr, im flachen Dach, war eine leicht vermauerte Oeffnung, bestimmt, in der Regenzeit das niederströmende Wasser in die Cisterne gelangen zu lassen. Steinsitze befanden sich an den Wänden.

Der ganze Saal war von Menschen angefüllt; nur der Raum in der Mitte um die Cisterne herum blieb frei. Neugierige aus der Stadt fingen an, sich einzufinden, drängten und stauten sich im Thorgang, betrachteten die Kranken, redeten mit ihnen und tauschten Kunde aus, die von den letzten Thaten und Lehren des Rabbi in Judäa und Galiläa zu ihnen gedrungen.

Oben auf der Galerie standen Simons Schwiegermutter und sein Weib mit anderen Genossen des Hauses, die Menge zu betrachten. Simon selbst und Andreas, sein Bruder, waren zum Fischfang auf den See hinaus. Aber Judas aus Kerijoth stand bei den Weibern, Jacobus und der junge Johannes, die Brüder und Fischer aus Bethsaida.

Und nun trat auch der Rabbi aus dem Gemach, in dem er mit den Angehörigen des Hauses und den Jüngern das Morgenmahl eingenommen.

Er war in dem grauen, rothgestreiften Untergewand, in dem ihn Mirjam gestern Nachmittag gesehen; schlicht hing ihm sein schwarzes Haar auf hagere Schultern herab.

Den Weibern und Jüngern zuwinkend, stieg er langsam in den Saal hinab, hinter einem trüben, fast bitteren und finster-ernsten Gesicht sein großes und thätiges Mitleid verbergend und seinen Feind von Urbeginn, den alten, bösen Widersacher und Nothsatan musternd und ihm Fehde bietend, empfangen von dem ehrfürchtig-schweigenden Gruß der Menge, die sich, sobald er den Saal mit einem leisen Nicken seines Hauptes betrat, fast gierig zu ihm drängte, bestrebt, sein Gewand zu berühren, dem die Heilkräfte seines gesegneten Leibes innewohnten.

Halb wie duldend hatte er leicht seine Arme und Hände gebreitet, wie die wundersamen Kräfte seines Leibes und seiner Erscheinung erbarmend den sehnsüchtigen Berührungen dieser Unglücklichen preisgebend. Und so wandelte er langsamen, weilenden Schrittes durch das eifrige, flüsternde Gedränge, die ruhige, stille Kraft seines Auges schweifen lassend, leise

Worte sprechend, grüßend, beschwichtigend, tröstend, wiedererkennend, bis er in die Mitte des Saales und zu der Cisterne gelangte, wo er weilte.

Es war Mirjam gelungen, einen der Steinsitze unter der Galerie zu erreichen, die, wie sich die Menge gegen die Mitte des Raumes drängte, frei geworden. Sie hatte sich hinaufgestellt und verfolgte mit starren Blicken, was sich in der Mitte des Kreises, der den Rabbi umgab, zutrug.

Viele waren vorhanden, die sich mit einer Berührung seines Gewandes begnügten, mit ein paar Worten dieser leisen, gehalten-gelassenen Stimme, die mit milder, aber unausweichlicher Gewalt in die Seelen drang. Es ging das Gerücht, daß starke Männer unter dem Blick seines Auges, unter einer leisen Berührung seiner feinen, hageren Hände, unter dieser Stimme erbebten.

Und sie selbst: wieder fühlte sie des Rabbi Gewalt.

Ihre Brust wogte, ein wundersames Beben überlief ihre Glieder; und in einem seltsamen Taumel, der wie eine Bezauberung war, der sie beseligte und ängstigte, fühlte sie sich versucht, sich durch die Menge zu ihm hinzudrängen und zu seinen Füßen zu stürzen. Jede seiner leisesten Bewegungen war wie ein mächtiger Bann und wie ein Wort zu ihr hin, wie ein wonnig zwingendes Gebot. Wie nackt fühlte sich ihre Seele vor ihm, und sie hatte die Empfindung, als wisse er in diesem Augenblicke ihre Gegenwart und den heimlichsten ihrer Gedanken; eine Empfindung, die sie mit gleicher Macht forttrieb und bannte. — So stand sie, den Körper gegen die Mauer gedrückt, regungslos, die Blicke unverwandt in tiefer, staunender Benommenheit auf ihn gerichtet, wie ihm preisgegeben, bangend wie in einem Zauber.

Es war ein unablässiges Kommen und Gehen. Wie die Zeit vorschritt, fanden sich noch mehr Leute aus der Stadt ein, ihn zu sehen. Vornehme traten in den Saal; ein paar Lehrer aus der Stadtsynagoge, und etliche von der Secte der Pharisäer hatten sich eingefunden und standen unter eifrigen Flüstergesprächen beiseit, das Heilwerk des Meisters beobachtend und sorgsam seiner Worte achtend, so weit sie durch das Flüstern und Murmeln der Menge zu vernehmen waren.

Da löste sich der Verschlag, der oben die Dachöffnung über der Cisterne verschloß, und ein Tragbett ward in die freie Lücke geschoben, das sich, an Tauen befestigt, langsam herniederzusenken begann, bis es auf die verdeckte Cisterne zu stehen kam.

Auf dem Bett lag ein Kranker, die gekrümmten und geschwollenen Glieder von Lappen umwickelt, mit fahlem, schmerzverzogenem Gesicht, ängstlich wegen seiner ungewöhnlichen Ankunft, und doch die Blicke belebt von einer inbrünstigen Zuversicht. Oben in der Oeffnung des Daches aber zeigten sich jetzt die Gestalten der Seinigen, Bauern aus der Umgegend, die sein Erscheinen erklärten und entschuldigten.

Man habe nicht anders in den Saal gelangen können und habe nicht unverrichteter Dinge wieder fortziehen wollen, denn der Leidende sei ein

Gichtbrüchiger, ertrage große Schmerzen und bedürfe des Rabbi wie kein Anderer.

Schweigend hatte Jesus diesen Bericht vernommen und wandte sich nun dem Kranken zu, der, ein großer bärtiger Mann mit einem breiten, braunen Gesicht, zitternd, in bang hoffender Erwartung zu ihm emporblickte.

Und schweigend stand Jesus vor ihm, die dunklen Augen fest in seine Blicke gesenkt.

Eine Zeit lang blickten sie sich solchermaßen an, und eine tiefe, athemstockende Stille war im Saal.

Mirjam zitterte. Ihr Athem hielt. Ihre Augen starrten in einem Bann.

Nur die magische Spannung dieser Stille und die starre, dunkle Gestalt des Rabbi, zu dem bebenden Mann herniedergebeugt, daß ihm das schlichte schwarze Haar an den Schläfen hernieder nach vorn hing.

Mirjams Sinne begannen zu taumeln; der ganze Raum wirrte sich vor ihren starrenden Augen in große, graue Kreise, und in ihnen nichts als das magische Rund dieses dunklen Blickes, mit der stillen sicheren Gewalt seines allmächtigen Willens tief in die Seele des kranken Mannes gesenkt und mit ihr mystische Zwiesprache haltend.

Dies war es. Dies war dieser wunderbare Zauber seiner göttlichen Kräfte, die die Teufel und Geister der Krankheit schreckten und vor denen sie flohen. Dies war das große, einzige Wunder, das über menschliche Vernunft hinausging, das Zeugniß seiner göttlichen Bestimmungen.

Ihre Kniee wankten; in wilden süßen Schlägen pochte ihr Herz, ein seltsames Weinen stickte ihre Gurgel.

Da, plötzlich! mit ruhiger, gehaltener Kraft durch die tiefe Stille:

„Glaubst Du, daß ich Dir helfe?"

Und nun bang, flüsternd der Mann und doch mit einem unendlich hingegebenen Zutrauen:

„Herr, ich glaube!"

Jesus schwieg. Aber noch tiefer, mit einem starren Lächeln, neigte er sein Haupt gegen den Kranken hernieder; mächtig und streng war der Blick seines Auges, und leise, langsam rührte seine Hand die Stirn des Kranken.

Mirjam fühlte, wie dieser sich streckte und seine gekrümmten Gliedmaßen sich lösten.

Und da wieder durch die tiefe Stille, stark, kurz, fast rauh, und doch leise, daß es sie seltsam durchfuhr:

„Erhebe Dich!"

Und Wunder! der Mann that einen Seufzer, seine Augen weiteten sich, und er richtete sich empor.

„Gehe hin und wandle!"

Und die Beine des Kranken streckten sich, schoben sich über den Bettrand; und nun stand er aufgerichtet und that einen Schritt.

Ein Rauschen ging durch den Saal.

Jesus aber reckte seinen Arm, und noch einmal wandte er sich, indeß es still ward, zu dem Kranken und rief:

„Nimm Dein Bett auf!"

Und der Bauer ergriff mit kräftigen Armen sein Bett und schickte sich an, durch die staunend weichende Menge dem Thor zuzuschreiten.

„Geh zu den Deinen und lobe Gott!" sagte der Rabbi leise.

Jetzt aber brauste ein Jubel durch den Saal, und ein Gedränge entstand. Die aber bei ihm standen, riefen:

„Herr, Du bist der Messias! Du bist der Gesandte des Himmels! Gelobt sei der Same Davids, Gottes Prophet!"

Der Rabbi aber stand, die Augen halb geschlossen, starr und unbeweglich vor sich niederblickend, mit festgeschlossenen, fast schmerzlichen Lippen; sein Gesicht war fahl, tief lagen seine Augen.

Mit einem bangen Staunen und einem wunderlichen Mitleid hing Mirjam an seinem Anblick; mit hochgehender Brust, die Hände im Genick gefaltet, das Haupt gegen die Mauer gelehnt, mitten unter dieser Menschenmenge, deren Anblick ihr widerwärtig, die sie, die ihn, der unter ihnen stand gleich einem König, mit ihren Berührungen, mit dem rauhen mißtönigen Lärm ihrer Stimmen und üblen Dünsten bedrängte; diese Elenden, deren dumpfer Egoismus an den Kräften seines Leibes und seiner Seele fraß.

Und all' ihr Wesen war das heiße Gefühl einer mächtigen, begehrenden Sehnsucht zu ihm hin; und nichts fühlte sie, als den tiefen, wunderbaren Bann seiner Mannheit und daß sie ihn — liebte . . .

Und ihr heißes Blut wallte auf, und mit einem jähen Erröthen ihren Schleier vor das Gesicht raffend, eilte sie mit zitternden Knieen aus dem Saal in's Freie . . .

## IV.

Mit gelösten Gliedern und taumelnden Sinnen erstieg sie ihr specereienduftendes Gemach und sank in die Pracht der üppigen Polster und Teppiche.

Was war ihr geschehen?! . . .

Sie wußte nichts, war nichts als diese einzige, sehnende Empfindung, daß sie ihn liebte, liebte, liebte! . . . Im Fieber der Sehnsucht wühlte sie sich in die Polster. Ihr Blut raste nach ihm.

Sie stöhnte, das glühende Gesicht in die Polster gedrückt; sie ächzte, weinte, breitete die Arme; wilde Küsse preßte sie auf ihren nackten Arm und biß mit ihren Zähnen in sein Fleisch.

Und dann wieder lag sie, mit süß gelösten Gliedern, holden Träumen hingegeben.

Den all' ihre innersten Triebe, den alle Instincte, alles Genie ihrer starken, reifen Weiblichkeit je und je gesucht und ersehnt: zum ersten Mal

fühlte sie sich in seinem allmächtigen Bann; zum ersten Mal hatte sie den — Mann gesehen, von Angesicht zu Angesicht! —

Er, unter dessen Blick ihr innerlichstes Leben in unsagbaren Schauern erbebte, in hingenommenster Sehnsucht sich entflammte: der Mann! —

Sie gedachte all Jener, die sie umarmt, in deren Umarmung sie die heißen suchenden Triebe ihres Blutes getrieben; die je über ihren Leib Herrschaft gewonnen und über deren Seelen dieser Leib Herrschaft gewonnen, die sie mit dem wilden Uebermuth der genialen Hetäre zu ihren Sklaven gemacht, deren Mannheit sie in die tiefste Erniedrigung sinnlicher Lüste niedergebeugt; sie, die reich, vornehm, edel genannt wurden, die mit Rang, Stand, Geburt, Reichthum vor den Menschen glänzten, und über die sie in der stillen Verschwiegenheit dieser üppigen Kammer Gewalt gewonnen; die vor ihr gewesen waren wie winselnde Hunde, den Winken ihrer verwegensten Launen unterthan; die Reichthum, Gesundheit und Ehre um die Reize ihres Leibes vergeudet.

Und wie eine Vision sah sie das hagere Antlitz des jungen Rabbi mit der Gewalt seines Blickes, in dem die göttliche Kraft seiner Bestimmungen leuchtete. Es brannte mit zuckenden Sehnsuchtsschauern in ihrem Blut, zum ersten Mal weckte es ihr das Bewußtsein und die wilde Noth ihrer Schmach.

Sie hatte wohl geliebt. Ein Anderes war es, wenn sie die Mannheit des jungen Centurionen umfing, und ein Anderes, wenn dieser Geck von Gamaliel sie umarmte. Aber blöde, todte Larven waren sie Alle, deren Berührung beschmutzte und fraß wie Krankheit; von nichts beseelt, als von der Begier nach ihrem Leibe.

Wie ein Schemen war das Bild der Mannheit vor ihr aufgetaucht, wie ein Schemen war es in der Gluth brünstiger Umarmungen zerronnen, und was übrig blieb, war der wedelnde Hund von Sklave, dessen unreine Brunst ihren Leib befleckte und ihre Seele verwüstete, den sie knechtete und mit dem rächenden Uebermuth ihrer Launen geißelte.

Und nun hatte sie ihn gesehen; gestern Nachmittag und heut Morgen, den Mann und Herrn, vor dem ihre wilden Sinne weich wurden; den mächtigen Bändiger ihres suchenden Geschlechtes, den Sieger im ewigen, wüsten Kampf ringender Triebe, ihren Herrn und Stiller! . . .

Und, ihn besitzen, dem die Völker Judäas und Galiläas zujubelten; dessen Ruf bis nach Syrien und Phönizien drang; den neuen Elia und Messias! Ihn umfangen in der Stille einsamer Stunden; sein Bestes, Reichstes, Wunderthätigstes zu besitzen in solchen Stunden, mit ihm den Kampf der Kämpfe zu ringen! . . .

Lange lag sie so mit zerwühltem Haar, mit irr verträumten Augen, hinschmachtend in trostloser Hoffnungslosigkeit, und wieder aufgestachelt von der unbändigen Uebermacht eines rasenden Begehrens, die Glieder in die heißen Polster gewühlt, in der specereienduftenden Schwüle des Gemaches.

Dann kam die Dienerin und lud sie ein, in die unteren Räume hinabzukommen, wo ihr das Bad gerüstet war.

Sie begab sich hinab und tauchte ihren müden Leib in das warme, von stärkenden Edelkräutern duftende Wasser, das sie zum Tanze des Nachmittages erfrischen sollte. Ihre Dienerinnen strichen ihr die Glieder mit weichen Schwämmen, trockneten sie mit linden Tüchern und rieben ihren Leib mit kostbaren Oelen und Salben.

Und wie sie nun in der erneuten Frische ihrer Jugend dem Bad entstieg, und das wundersame Ebenmaß ihres Leibes, die leuchtende Schönheit ihres Gesichtes in den kostbaren ionischen Metallspiegeln wahrnahm, diese Schönheit, an die ihre Verehrer Vermögen verschwendeten, Verstand und Manneswürde hingaben, um die sie die fremden Krieger mit jener Göttin der Heiden verglichen, die in Urzeiten in Pracht und Schönheit dem Schaum des Meeres entstiegen, und deren Herrschaft alle Götter und Menschen huldigten, da schwoll ihr Herz in einem stolzen Selbstbewußtsein.

Schön war sie wie eine Aphrodite, schön wie Sulamith, die Geliebte des königlichen Sängers ihres Volkes, aus dessen Blut und Stamm, wie sie sagten, der Rabbi von Nazareth entsprungen; schön wie die liebliche Sulamith, die unsterbliche Lieder ihres Volkes verherrlichten, von der die Liebenden Abends in den Rosengärten und Weinbergen alte Wechselgesänge sangen, zum Klang des Saitenspiels. Schön war sie wie Aspasia und Lais und die berühmten Hetären von Hellas, denen Staatslenker und die weisesten Männer fast göttliche Ehren erwiesen, wenn sie den Berichten der römischen Fremdlinge Glauben schenken wollte; sie, die Tänzerin und Sünderin . . . Und dies Alles, Alles hatte sie ihm zu bieten! . . .

Die Dienerinnen wollten sie zum Tanze schmücken; indessen, als sie erfuhr, daß der Rabbi heut Nachmittag in der Synagoge lehren werde, beschloß sie, nicht zu tanzen, warf ein einfaches Gewand über, hüllte sich in ihren Schleier und hastete, begierig seines Anblickes, zur Synagoge.

Und sie vernahm seine stolzen Worte; Worte so kühn und hoch, wie sie noch nie ein Prophet und Großer ihres Volkes gesprochen; sie gewahrte den Haß und die Wuth der Priester und Gelehrten, deren Witz sich in Ohnmacht wand vor dem stolzen Flug seines Geistes und der Macht seiner schlagfertigen Klugheit; sie vernahm die Schlangenklugheit des Wortgewaltigsten der Männer; er, schlauer und listiger als die verwegensten Ränke und Fallen seiner Widersacher.

„Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ — „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben!“

Alle diese Worte, deren unerhörte Gewalt und Kühnheit sie mit athemhemmender Bangniß durchschauerten, die bedrückten wie der Frevel eines

unerhörten Verbrechens, und die dennoch Wahrheit waren! — Denn, wenn es auch wirklich Wahnsinn, was er da redete und lehrte, Wahnsinn, oder, wie seine Widersacher sagten, der tiefste und tödtlichste Frevel, der Frevel an Gott und dem Allerheiligsten: dies eine war über allen Zweifel: es war nichts, als was Er durfte . . . Denn dies war kein bloßer Rabbi, wie sie im Philosophenmantel in den Schulen und Synagogen sitzen, mit spitzfindigem Witz am Gesetz klauben und Motten fangen, diese komischen, kümmerlichen Männlein mit ihrem lächerlichen, staubtrocknen Eifer: dies war Er, dies war der — Mann! Und wenn Er sagte, er sei Gottes Sohn und der verheißene Meschicha, so war dies eitel Wahrheit, wenn schon ihr Verstand es nicht faßte . . .

Denn sie wußte nichts, als daß sie seiner begehrte; nichts, als daß sie ihn liebte, liebte, liebte! . . .

## V.

Danach aber erkannte Mirjam, daß sie verworfen, eine Sünderin und seiner nicht werth. Und sie versenkte sich in sich selbst, mied den Tanz und die Umarmungen der Männer und verbrachte ihre Nächte in Thränen und Kämpfen.

Es lebte aber in der Stadt ein begüterter Mann von der Secte der Pharisäer, der hatte Jesus und seine Jünger zu einem Mahl geladen; denn es war Vieles in der Lehre des jungen Rabbi, dem er zustimmte, wenn schon Jesus nicht die Schulen durchgemacht nach dem Brauch, sondern aus eigener Offenbarung lehrte.

Dies hatte Mirjam erfahren, und wieder entbrannte ihr Sinn zu dem Rabbi, daß sie ein Gefäß nahm, mit reinstem Nardenwasser gefüllt, und, es im Busen ihres Gewandes bergend, hinabeilte zum See und zu dem Landhause des Pharisäers, wo sie sich unter der Dienerschaft und dem Volk barg, um dem Mahl beizuwohnen und Jesus zu sehen.

In Blumendüften, bei den Klängen der Flöten und des Saitenspiels, saßen die Gäste zu Tisch: Pharisäer, Kaufleute und Vornehme der Stadt; und unter ihnen in schlichten Gewändern der Rabbi Jesus und seine Jünger.

Mirjam aber gewahrte nicht die Blumen, noch die Musik und die fröhlichen Geräusche des Mahles, denn allein den Meister.

Es waren aber zwei Männer vorhanden aus Judäa, Pharisäer aus Jerusalem, die ihm zusetzten mit spitzfindigen Fragen und ihn zu fangen gedachten bei seinen Worten.

Und Jesus hörte ihnen zu, die aufgestützte Hand am Kinnbart, lächelnd vor sich hinblickend mit seinen klugen Augen, die Rechte an der Trinkschale.

Sie sprachen von Mann und Weib; und wissend, wie seine Lehre abwich und mit mancherlei Freiheit hinausging über das mosaische Gesetz,

gedachten sie ihn hierbei zu fangen. Und einer der Jerusalemiten hub an und fragte ihn:

„Meister, wie meinest Du? Ist es auch recht, daß ein Mann sich scheide von seinem Weibe um irgend einer Ursache willen? Und wenn nicht, wie nun, da Moses doch geboten hat, einen Scheidebrief zu geben und sich zu scheiden?“

Jesus aber antwortete ihm:

„Hat Moses Euch erlaubet zu scheiden von Euren Weibern, so war's um Eurer Fehler und der Hartnäckigkeit Eurer Herzen willen. Nicht aber war es also von Anfang, da Gott die Menschen schuf und machte, daß ein Mann sein sollte und ein Weib, und sagte: ‚Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und die Beiden werden sein ein Fleisch; so daß sie nun nicht ihrer zwei sind, sondern ein Fleisch; Was nun Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Nicht anders aber meint Moses, als ich Euch sage, die Ihr am Aeußeren des Gesetzes haftet und nicht prüfet, was sein Sinn und seine Meinung sei. Ich aber sage Euch: wer sich scheidet von seinem Weibe, es sei denn um Hurerei willen, und freiet eine Andere, der bricht die Ehe; und ferner sage ich auch: wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe!“

Da er aber dies gesagt hatte, ging ein Raunen durch die Gäste, denn die Rede dünkte ihnen hart; und Simon, genannt Petrus, sein Jünger, wandte sich zu ihm und sprach:

„Herr, stehet die Sache eines Mannes zu seinem Weibe also, so ist's nicht gut, ehelich zu werden.“

Jesus aber wandte sich zu ihm und sagte:

„Nicht Jedermann erfasset dies mein Wort und seine Meinung, denn allein Diejenigen, denen es gegeben, sie zu verstehen. — Wahrlich, mein Simon! es ist ein schwer und heilig Ding um die Ehe, und mancher thäte wohl besser, er freite nicht. Sieh, was dünket Dich dazu: es sind etliche verschnitten, die sind von Mutterleibe an also; was dünket Dich, daß Gott dieses also gefüget? Und wieder sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen: wie dünket Dich nun um diese alle und um das Himmelreich? — Wer diesen Sinn zu fassen vermag, der fasse es.“

Sein Gesicht war ernst geworden, und ein Schweigen war im Saal.

Nicht ein Wort aber von Allem, was er geredet, das Mirjam nicht vernommen und bewahret hätte in ihrem Herzen.

Zwar Vieles war, das ihr dunkel geblieben, wie es der Mehrzahl der Gäste dunkel geblieben; und mit harter Gewalt und fast schrecklich war ihr seine Rede in die Seele gedrungen, wie fest und hart seine Lehre und sein Gebot das Weib dem Manne einte, und dem Weibe den Mann; aber doch dünkte sie sein Wort gleich einem Heiligthum. Und sie fühlte, daß dieser der Mann sei und des Weibes Herr; und erbebte in einer hold-verzagten

Furcht. Also band er das Weib, und also würde er sich dem Weibe binden! Wer konnte vor ihm bestehen? . . .

Und mit einem Schrei, mit wankenden Knieen und dunkelnden Sinnen riß es sie durch den Saal zu ihm hin, gleichsam seine Worte zu beschwören, und sie lag zu seinen Füßen mit zuckendem Leib und weinte und zerbrach das Gefäß mit dem Nardenwasser, salbte seine Füße und trocknete sie mit der Fluth ihrer Haare.

Es waren aber etliche von den Gästen, die wurden unwillig und riefen:

„Was soll dieser Unrath?!"

Judas aber aus Kerijoth, des Meisters Jünger, verwunderte sich, da er das Nardenwasser sah, und sagte:

„Welche Thorheit begehet diese? Man könnte diese Narde wohl verkaufen um manches Goldstück und solches Geld den Armen geben!"

Jesus aber, der diese Rede hörte, wehrte ihnen und sprach:

„Sie that dieses aus Liebe. — Viel hat sie geliebet; ihr sind viele Sünden vergeben. Und wahrlich, dies sag' ich Euch!" wandte er sich zu ihnen, und seine Miene war streng und fast verächtlich: „Wo mein Wort verkündet wird in aller Welt, da wird man von nun an auch dies sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie jetzt an mir gethan!"

Sie aber hob ihr Angesicht empor zu ihm, raffte sich auf und lief von dannen . . .

## VI.

Es war an einem Nachmittag. Jesus hatte in der Synagoge gelehrt und stieg nun langsam die Gassen hinauf, die aus der Stadt in das westliche Gebirge führten.

Er lenkte seine Wanderung gen Norden, wo er im rauheren, das Gelände weithin überragenden Berggebiete die Lieblingsplätze seiner Gedankeneinsamkeiten fand.

Ueber kleine klare Bäche, die aus den Bergen herab mit murmelndem Gefälle dem See zueilten, durch die feierlichen Säulenhallen der Dattelhaine, die die lachende Thalebene bestanden, durch das silbrige Graugrün der Oliven- und Feigenplantagen, zwischen Orangen- und Limonengärten, Weinbergen und der goldigen Herrlichkeit mannshoher Kornfelder hin, an dunklen Sykomoren vorbei, stieg er bergan und erreichte eine unwirthsame Hochebene. Blühendes Dorngestrüpp, von leuchtenden Lilien durchwachsen, wucherte aus Geröll und niedrigem bleichen Rasen. Kurzstämmige Nebekbäume ragten vereinzelt mit ihren pflaumenartigen Früchten; riesiges Oleanderbuschwerk, wohl zwanzig Fuß hoch und hundert Fuß im Umkreis, wölbte die wundervolle Lieblichkeit ihrer Blumenpyramiden in die Frische der klaren Berglüfte.

Diese Ebene stieg leise gegen eine Eichenwaldung hinan, die sich feierlich mit breitem Gürtel um den Berg herum zog.

Er durchwandelte ihre von Sonnenlichtern durchspielten grauen Dämmerungen, um über sie hinaus in die höheren, freien Regionen der Bergwelt zu gelangen.

Zwischen Geklipp und Geröll hin, gleißend unter den schrägen Strahlen der Nachmittagssonne, von gelbverbranntem Graswuchs und bunten Bergblumen umwachsen, stieg er den Berg hinauf durch diese Einsamkeit, die nichts belebte als das Flüstern der Höhenlüfte, der Schrei eines Adlers, der in den wolkenlos blauen Himmelstiefen hing, und das helle Murmeln der blitzenden Quellwasser.

Auf freier Berghöhe ragte neben einem Quell eine einsame Sykomore, mit breiter Krone Schatten spendend. Ein Stein lud zum Sitzen, und der Rabbi ließ sich nieder, von der Anstrengung seiner Wanderung zu rasten, und ließ seine Blicke schweifen.

Ueber den Gürtel der Eichen führte der Blick auf die fruchtprangende, von dem Netz gleißender Gewässer durchzogene, im Sonnenglast sich weitende gesegnete Thalebene. Im länglichen Viereck neigte sich die Stadt mit der Fluth ihrer weißen, flachen Dächer breit über den Hang hin bis dicht zum Spiegel des Sees hinab, in der Mitte überragt von dem Dach und den Colonnaden der Synagoge, dem Palast des Magistrates und des römischen Militärpräfecten, ein Mann, der dem Rabbi persönlich geneigt war, denn Jesus hatte ihm einen Angehörigen seines Hauses von einer Todkrankheit genesen lassen.

Unter der Stadt dehnte sich mit lachendem Dunkelblau gegen die weißen Häusermassen das mächtige Becken des Seees, drei Stunden breit bis hinüber zum östlichen Ufer mit seiner gewaltigen, übereinander gethürmten Bergwelt, die dicht bis zu seinem Spiegel heranreichte, sechs Wegstunden in die Länge, nach Süden hinab gegen Tiberias und Tarichia hin.

Mit trägem Lauf kam trübe der Jordan durch die nördliche Thalebene und mündete, weißen Schaum absetzend, in den See, in ihm die Farbe seines Gewässers wahrend.

Weit in den nördlichen Fernen aber ragten zur Linken das blaue Massiv des cederbestandenen Libanon, zur Rechten erhoben sich die weißen Schneehäupter des Hermon in die dunkelblauen Azurtiefen des syrischen Himmels.

Nach Süden zu zog sich ein lieblich grünes Hügelgelände mit üppigen Laubwäldern, mit sanften Biegungen die Ebene einrahmend, allmählich steiler ansteigend, gegen Tiberias hinab.

Sinnend ließ der Rabbi seine Blicke an diesen südlichen Regionen haften.

Im sonnigen Duft des Horizontes weitete sich Galiläa mit all seinen lachenden Ortschaften; bis nach Samaria führte der Blick. Und dort, weit

im fernsten Süden — sein Herz schlug höher — blaute Judäa, dort ahnte er Jerusalem. — Jerusalem! . . .

Dort lag die Bergveste Machärus, auf der der Vierfürst den Täufer festgesetzt hatte.

Vor einigen Tagen war ihm die Kunde gekommen, daß Johannes enthauptet sei.

Er, der herbe Eiferer, der ihm den Weg bereitet. Er, der das Wort gesprochen: „Ich habe Euch mit Wasser getauft; aber nach mir wird Einer kommen, der wird Euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen."

Er, dessen Schicksal auch das seine sein würde!

Noch aber war seine Stunde nicht gekommen.

Seine Blicke hafteten an dem Haus des römischen Präfecten; und er gedachte der Thermen und der Theater von Tiberias; er gedachte dieser römischen Zollwirthschaft und der Militärherrschaft, die das Land bedrückte, und gedachte der Hoffnungen seines Volkes.

Und er verweilte bei diesen Hoffnungen.

Als er die vierzig Tage in der Wüste gefastet hatte, da war eine Idee vor seinem Geiste aufgestiegen.

Die Messiashoffnungen seines Volkes! — Jener neue mächtige König, der die Herrschaft der Fremdlinge abschütteln, der alle Stämme Israels zu einer neuen Einheit zusammenfügen, der in neuer machtvoller Herrlichkeit den Gottesdienst Jehovahs errichten würde.

Aber Rom! — Rom und dies kleine Judäa, von Zwiespalt zerrissen, in Secten zerspalten, von Bruderhaß zerrüttet! —

Dies Judäa und — Rom! . . . Nein, sein Geist hatte höheren Flug genommen. Ganz Syrien schmachtete unter diesem Druck der mächtigen Fremdlinge, die sich den Erdkreis unterworfen; und vor seiner Seele war die Idee aufgestiegen, alle Semiten, von gemeinsamer Noth bedrückt, zu einigen und das Werk der Befreiung zu vollbringen.

Doch gleißendes Blendwerk des Versuchers! . . .

Dies war die Macht und dies war das Reich dieser Welt und ihrer Herrlichkeit.

Thöricht war diese Messiashoffnung seines armen Volkes. Nicht von dieser Welt war sein Reich.

Ein Anderer war der eifernde Gott Abrahams und Mosis, ein Anderer der Gott des Sohnes.

Er hatte die Lehren der großen Weisen von Hellas vernommen, und sie waren in sein Herz gedrungen; tiefere Kunde noch hatte er vernommen, als selbst diese Weisen zu künden gewußt von den letzten Dingen: uralte Mysterien hatten sich zu ihm gefunden von Osten her, und die tiefen milden Lehren des indischen Buddha waren ihm aufgegangen. Zeiten wollten sich bereiten und ein neues Licht aufgehen dem Erdkreise; neu

wollte der waltende Geist der Welten sich den Völkern offenbaren; und er, der Rabbi, hatte sich erkannt und seine Sendung.

Zertrümmert lagen die Religionen der Heiden; ein Anderer war der blutige Zorngott der Väter geworden, er, den er Vater nannte. Tiefer und heiliger, milder sah er sein Bild mit den Augen seines Geistes, und die Welt war reif einer neuen Offenbarung und eines neuen Bundes. Geboren war der Sohn, der die Menschen leiten sollte aus dem Zustand der Knechtschaft zu dem der Kindschaft. Und er war der verheißene Sohn und Mittler, verheißen in einem tieferen Sinne, als diese Blinden träumten, deren Sinn am Irdischen hing.

Und dies war es, diese tiefe mystische Einsicht in seine Gotteskindschaft, die das weltbezwingende Rom zwingen und beherrschen würde; dieses tiefe, unerschütterliche Bewußtsein seiner gottgeeinten Persönlichkeit. Dies war das Messiasthum, und dies würde der Sieg seines Volkes sein.

Wahrlich! kein Stein würde von diesem Tempel auf dem anderen bleiben, den die Väter erbaut; denn die Zeiten waren gekommen, da man den Vater anbeten würde im Geist und in der Wahrheit; und wo man Ihn als Vater erkennen und preisen würde, da würde Ihm ein Tempel sein. Dieses Volk mußte vergehen und zerstreut werden, auf daß es der Welt obsiege und ein Träger würde des neuen Heiles der Völker und des Reiches der Kindschaft, in der Alle gleich waren vor Ihm, Juden und Heiden.

O Er! — Ehe denn Moses war und Abraham, sie, die ihr Haupt verhüllten vor dem Vater in Knechtschaft, war Er, der Sohn! — Ja, ehe denn Adam war, war Er im Vater, mit seiner ewigen Bestimmung, eins und gleich mit dem Vater, eins und gleich mit ihm in ewiger Kindschaft!

Und dies war das Reich der Himmel! Dies das Heil und das ewige Leben, das alle Schrecknisse und Finsternisse des Todes überwand!

Wer an Ihn glaubte, den Sohn, und an diesen heiligen Geist seiner Lehre, der würde hinfort ewig leben im Reich der Himmel und im Vater, ob er gleich stürbe. Und die Seinen würden seine Stimme vernehmen, und er würde sie kennen und ihnen das ewige Leben geben. Und nimmermehr würden sie umkommen; Niemand würde sie ihm aus seiner Hand reißen. Denn der Vater, der sie ihm gegeben, ist mächtiger als Alles. Er aber und der Vater waren eins! — Er war das Licht der Welt, wer ihm nachfolgte, würde fürder nicht wandeln in Finsterniß, sondern das ewige Leben haben. Und wer den Willen seines Vaters that, der that seinen Willen.

Und er sah die Herrschaft der Seinen, die des Vaters waren in ihm und mit ihm, dem gottgeeinten Sohn.

Dieser Blick und diese Wahrheit aber waren nicht von dieser Welt und waren nicht weltliche Macht und Herrlichkeit. Vor ihnen verblichen die gleißenden Lockungen des Versuchers, vor ihm Macht und Herrlichkeit dieser Welt, Prunk und Pracht irdischen Kaiserthums. Des Todes war

der Kaiser, todverfallen Prunk irdischer Gewalt: über Tod und Welt aber war er, der gottgeeinte Sohn, mit seinem Tod offenbarend das Reich der Himmel; er, dessen Reich die Unendlichkeiten der Himmel und Sphären im Vater und im Geist . . .

Noch aber war seine Stunde nicht gekommen. Noch mußte er die neue Botschaft seiner Kindschaft verkünden. Aber die Stunde nahte, die Stunde seines Todes und seines Sieges. Schon war Juda seiner Lehre voll, Phönicien und Syrien kannten ihn. Täglich mehrte sich die Zahl derer, die ihn erkannten und an ihn glaubten; täglich wuchs die Schaar seiner Jünger, wuchsen die Heerschaaren seines Geistes, die er hinaufführen würde nach der Vaterstadt, damit der letzte Kampf gekämpft und der Sieg des Heiles errungen werde; nicht weltlicher Herrlichkeit, sondern geistiger.

Eine stille kleine Schlacht würde geschlagen werden, größer doch und bedeutsamer, als je eine geschlagen ward von den Vätern, da sie das Land der Verheißung erobert, von irgend einem Perserkönig oder von den weltbeherrschenden Imperatoren der stolzen Roma.

Und er sah im Geist Seine, des Sohnes Heerschaaren und Legionen. Legionen und Heerschaaren: Denn er war in die Welt gekommen, das Schwert zu bringen. Legionen und Heerschaaren, angethan mit den Waffen des Geistes, die Kinder des Vaters und die Söhne des Reiches; unüberwindlich wie der Wille des Einen, trunken von den letzten Dingen, die Himmel aufgethan vor ihren entbundenen Augen.

Und in Ekstasen verloren vernahm er aus den heimlichen Stimmen dieser abendlichen Bergöde, aus diesem blinkenden Gestein, aus dem gebreiteten Gelände der Fruchtthäler, aus Blumen und Bäumen, aus Quellgeriesel und Windeswehen die Stimme des Einen und gewahrte Seine unendliche und einige Gestalt. Und dies Alles war die Stimme und die Gedanken seiner, des Sohnes, Seele; und diese Stimme und diese Gedanken seine und des Einen Zwiesprache mit sich selbst, sein großes heiliges Denken und das Wirken Seiner ewigen Schicksale . . .

Einheit! Einheit! Einheit! . . .

Und er sah und war, was nimmermehr menschliches Wort sagen und offenbaren kann; davon er ihnen da unten nicht reden durfte, denn in Bildern und Gleichnissen; dessen das tiefste Wort je und je nichts, denn Bild und Gleichniß sein konnte . . .

Doch siehe! Da wandelte ein Weib des Weges, durch den Abend, zwischen Geröll und Gestein den rauhen Hang daher, auf ihn zu.

Verwundert hob der Rabbi seine Blicke, zu erkennen, wer in seine Einsamkeiten dränge; und er erkannte Mirjam, die ihm die Füße gesalbet beim Mahl des Pharisäers und sie mit ihrem Haar getrocknet . . .

Langsam, mit scheuen und zögernden Schritten, gebeugten Hauptes kam sie näher. Ihr Gesicht war fahl, ihre Wangen eingesunken; in Schatten dunkelten ihre Augen, schwer ging ihre Brust unter schlichtem Gewand.

Und also gesenkten Blickes, mit bebenden Gliedern blieb sie, entfernt von ihm, stehen.

„Mirjam?"

Mild war der Klang seiner Stimme, denn er gewahrte, daß sie litt, und erbarmte sich ihrer in seinem Herzen.

Ihre Seele aber strömte über beim Klang seiner Stimme, und schluchzend stürzte sie zu seinen Füßen.

„Rabbuni!"

Ein Zucken ging über des Rabbi Gesicht. Seine Seele hatte sie verstanden aus der sehnenden und verzagten Tiefe dieses einen Wortes; und sein kluger Sinn fühlte und erkannte das — Weib . . .

„Herr, verwirf Deine Tochter nicht vor Deinen Augen!"

Das Haupt seitwärts geneigt, das Gesicht mit dem Gewande verhüllend, hatte sie's gestammelt.

Von ihrer Seele hatte sich das Wort und das stumme Bekenntniß losgerungen, das Gewalt und Allmacht war über alle Verzagtheit ihres Herzens, über alle Scheu und Bangniß vor ihm, dem großen Rabbi und Wunderthäter, der sich den Sohn Jehovahs nannte, von dessen Ruf die vier Provinzen und Syrien voll waren.

„Erhebe Dich, Mirjam!" sagte der junge Rabbi leise. „Ich weiß, daß Du mich liebst!"

„Meister, Du weißt es!" flüsterte sie heiß, mit leuchtenden Augen, die Arme gegen ihn gereckt.

Aber sinnend und schier verwundert hafteten seine Blicke an der Gestalt des knieenden Weibes, und seine Seele erbebte von dem wundersamen Schauer dieses Mysteriums der Gnade, daß eine Sünderin Jungfrau sei durch reine Liebe und siehe! lieblich tönte in seinem Ohr ihr Wort und Bekenntniß.

Wie war dies nur?

Auch das Weib hatte einst sein gewaltiges Denken gestreift, da er die vierzig Tage in der Wüste gerungen, und die Liebe wohl sein junges Herz gerührt; noch nie aber war ihm die Gewalt ihres mächtiges Räthsels so nahe getreten! . . .

Und er verstand, wie nur Er versteht; eins mit ihm in diesem Augenblick, verstand sie sich in Ihm. Sein mächtiger Wille aber und sein tieferes Wissen, das seine Sendung kannte, wandelte dies Verstehen und diese Liebe in Mitleid, und mit einem dunklen Lächeln sprach er dies Wort wissender Liebe zu ihr und sich selbst:

„Mirjam, ich habe nichts mit dem Weibe!"

„O Herr! Verwirf nicht Deine Dienerin!" flüsterte sie abgewandten Blickes, mit stummem Flehen die Hände gegen ihn gerungen, aus der Pein ihrer Sehnsucht. „Siehe, ich weiß, daß ich eine große Sünderin bin! Aber sie sagen, daß ich schön sei und die Männer beglücke. Nimm fürlieb

mit der Armuth Deiner Magd. Verwirf Deine Dienerin nicht vor Deinen Augen."

Und wieder verhüllte sie ihr Haupt.

Er aber erhob sich schnell, von einer mächtigen Bewegung ergriffen, beugte sich zu ihr und hob sie auf, denn die Noth und Schönheit des enthüllten Weibes überwältigte seine Seele. Und mild sprach er zu ihr:

„Wie bist Du eine Sünderin, Mirjam, da Du mich liebst? Siehe, wahrlich! Deine Sünden sind von Dir genommen, denn Du — liebst. — Entschlage Dich dieser Vorwürfe."

„Meister!"

„Mirjam?"

Aber sie schwieg, inbrünstig ihre dunklen Blicke in den Frieden seiner stillen Augen gesenkt.

Der Rabbi lächelte.

Dann aber sagte er sanft:

„Mirjam, ich habe nichts mit dem Weibe."

„Meister, ich hörte Dich, als Du in der Synagoge lehrtest: bist Du nicht gekommen, Beide zu erlösen, Mann und Weib?"

Und wieder lächelte der Rabbi, denn er wunderte sich ihres klugen Wortes.

„Ich bin gekommen, das Himmelreich zu verkünden, Beiden, Mann und Weib, Mirjam."

„Meister, lehre Deine Magd erkennen, was das Himmelreich sei," flüsterte Mirjam gesenkten Blickes.

„Ich bin nicht gekommen, um der irdischen Liebe willen, Mirjam Darum sagte ich Dir, daß ich mit dem Weibe nichts zu schaffen habe, sondern ich bin gekommen um der geistigen Liebe willen, daß die, die an mein Wort glauben und mir nachfolgen, selig werden und das ewige Leben haben; dieses aber ist das Himmelreich."

„Herr, Deine Magd versteht nicht den Sinn Deiner Worte."

„Mirjam, nein!"

Jesus lächelte. Und in ihrer Thorheit dünkte sie ihm lieblich wie ein Mägdlein, und er sprach zu ihr:

„Tritt zu mir her, Mirjam."

Und schnell trat sie zu ihm hin.

Er aber ergiff ihre Hand und blickte sie an lächelnden Mundes, wie man sich über ein Kindlein freut.

Sie aber sank zu seinen Füßen; und ein Leuchten war auf ihrem Gesicht, und ihr Auge haftete an seinem Angesicht.

Plötzlich aber sagte sie ihm:

„Herr, lehre Deine Magd erkennen, was das Himmelreich sei!"

Dann sagte er dunkel und lächelte:

„Die Liebe ist das Himmelreich, Mirjam!"

„Meister, sagtest Du nicht, das ewige Leben sei das Himmelreich und Deiner Lehre zu folgen?"

Und abermals freute er sich ihrer Klugheit und sagte:

„Das ewige Leben aber und meine Lehre sind die Liebe; wenn sie nun das Himmelreich sind, so ist die Liebe das Himmelreich, und dies Alles ist das Gleiche."

„Meister, nicht ganz faſſ' ich Deine Worte."

Aber ihr Auge leuchtete, und ruhig ging ihre Brust.

„Nein, Mirjam! Aber Tag und Stunde werden kommen, da Du mich verstehen wirst."

Sie aber sah ihn an und flüsterte:

„Rabbuni, Du bist herrlicher denn alle Männer! Ich weiß, daß Du über allen Menschen bist; ich weiß, daß Du Wunder thust und der König Meschicha bist! — Herr, o komme zu Deiner Magd und beglücke sie!

Er aber schwieg, und sein Angesicht ward ernst. Und abermals sagte er:

„Ich sagte Dir, Mirjam, daß ich nichts mit dem Weibe habe."

Und da sie zusammensank vor der Härte seines Wortes, fügte er hinzu:

„Gehe hin, ändere Deinen Wandel und suche Dir einen Mann, daß er Dir einen Sohn zeuge, auf daß Du gerechtfertigt seiest vor den Menschen."

Sie aber senkte ihr Haupt, hart und trüb ward ihr Gesicht, und sie sprach:

„Wer sollte Dich überwinden in seinem Herzen, den Du angeschaut! — Ihrer Keiner ist wie Du!"

Und wieder reckte sie mit heißem Flehen ihre Hände gegen ihn und rief:

„Rabbuni!"

Er aber blickte beiseit und sagte mit leiser Stimme:

„Verlaß mich, Mirjam!"

Da riß sie sich in die Höhe, hub sich von ihm und rannte mit hastenden Schritten von ihm weg den Pfad hinab . . .

## VII.

Und wieder war der Rabbi allein.

Die Schleier der Nacht aber sanken auf das Gelände. Die Sterne entfachten ihre Lichter im dunklen Blau des Himmels, und über den Ostbergen, an denen die letzten gelben und violetten Farben des Abends verblichen waren, und die nun in blauem Dunkel lagen, erhob sich das silberne Rund des Mondes.

Leise erbrausten die Eichenwälder in der großen Stille der hereinbrechenden Nacht. Wie gelöstes Silber breitete sich die endlose Fläche des

Sees, und auf dem weiten Gelände der Ebenen lagen die glastdurchwobenen Nebel, durchflochten von dem gleißenden Aderwerk blinkender Gewässer.

Wie ein erhabener Traum aber schimmerten fern im Norden die gewaltigen Schneegipfel des Hermon und die blauen Cederwaldungen des Libanon.

Unter dem rauschenden Gipfel der Sykomore saß der Rabbi in seiner sinnenden Einsamkeit.

All' dieser erhabene Nachtfrieden: Dies war der Vater, der in ewigem Wandel Urbeständige. Der Sohn aber lauschte, denn es dünkte ihm, als wolle der Vater ihm ein uraltes neues Wort künden, ein Wort, das er, der Sohn, noch nicht zu seinem Ende gedacht.

Verloren saß er und schier verwundert, lauschend dieser Unruhe, die das Weib, das da eben von ihm gegangen, in seine Seele gesenkt; diese Unruhe, die wie ein dunkles Raunen war und ein Wort, das ihm der Vater noch enthüllen wollte.

Plötzlich aber hob er sein Haupt.

Aus den dunklen Eichenthälern, wo die Hirten die Nacht über bei ihren Heerden weilten, tönte ein Lied die Höhe herauf.

Er kannte es. Es war der Wechselgesang zweier Liebenden; eines jungen Hirten wohl und irgend eines Mägdleins, das wohl von der Stadt her zu dem Geliebten hinaufstieg.

Sehnsucht lockte, und Gewißheit jauchzte, neckende Anmuth antwortete aus den Gründen, zögernd, mit schelmischer Sprödigkeit, aber sich nähernd.

Lieblich däuchte dem jungen Meister dieser Gesang, und gern lauschte er ihm, doch nicht ohne ein frommes Sinnen, das einem Staunen glich.

Noch nie hatte er so die Nähe des Weibes gespürt, als in dem Augenblick, da Mirjam ihm gesagt, daß sie ihn liebe . . .

Und siehe! Alles, was ihn in dieser weiten, sternklaren Nachtstunde umgab, ward dieser Gesang; und er war die Seele seiner Erscheinungen nah und fern, und die sich enthüllende Mystik seines tiefsten, innersten Sinnes.

Das Rauschen und Flüstern der Nachtwinde, die liebliche, erhabene, trauliche und schreckliche Form der Dinge, das hehre Schimmern mondbestrahlter Firnen, das heilige Licht der Gestirne, ziehende Blumendüfte, das Rieseln, Plätschern und Dröhnen nächtlicher Quellen und Bäche, das Schluchzen der Nachtigallen im Buschwerk der Waldgründe, die Laute schweifenden Nachtgethiers, der Mondglast der Fernen, Berg und Thal, die majestätische Fläche des Sees, der Nachtfriede der Dächer tief unter ihm tausend heimliche und offenbare Stimmen und Bewegungen: dies Alles war der Vater; und dieses Lied in diesem Augenblick sein tiefster Wille und seine offenbarende Stimme zu ihm herauf, dem Sohne, ihm offenbarend den ewig wirkenden That- und Schöpfergrund Seines, des Einen mystischen Zwiespaltes.

Und der Sohn erschauerte in einem neuen, tiefen Wissen.

Pniel: das Angesicht Gottes! Enthüllt in diesen beiden Liebenden und in ihrem Lied! . . .

Und er, der Sohn blickte durch dies Lied in den Abgrund der Zeugungen und erblickte die ungeheure Entfaltung der Geburten und Schicksale aus den Tiefen der ewig geeinten schöpferischen Zweiheit.

Und wieder sah er im Geist Mirjams Gestalt, wie sie dunkel durch die Dämmerungen des Abends zu ihm geschritten kam. Und er gewahrte ihre Schönheit, gewahrte das tiefe Leuchten ihres sehnenden, leidumschatteten Auges, gewahrte ihre süße Noth und sah das Räthsel des Weibes . . .

Und ein wunderlicher Gedanke tauchte aus der süßen Müdigkeit seiner Seele.

Welches war mehr: Einen zu erlösen oder die Völker des Erdkreises? Und was bedeutete dies: den Erdkreis zu erlösen in sich selbst und in Einem?! . . . Und welches war tiefster und letzter Sinn und tiefstes und letztes Gebot der Liebe? . . .

Wohl kannte er seine Sendung, und der Wille des Vaters stand enthüllt und klar vor seiner Seele: aber auch in diesem Lied der Liebenden da unten in den Thaltiefen war die Macht eines nothwendigen Urgebotes; und noch näher hatte es an sein Herz gerührt mit der zagen Sehnsucht jenes jungen Weibes, das ihn vorhin verlassen. Und er erkannte und fühlte die tiefste, heilige Würde dieses Gebotes.

Doch einzig war der Sohn gekommen, den Menschen das Reich der Himmel und der Kindschaft zu verkünden und mit seinem Blute den neuen Bund des Vaters und seiner Kinder zu besiegeln?

Und siehe! verwunderlich zauderte er in der Verwirrung eines holden Zweifels: welches war das Gebot der Gebote, und welches das Eine, Einzigste und Höchste?

Ergangen war an Adam dies Gebot, daß er die Geschlechter der Menschen erzeuge mit Eva, dem seinem Leibe entnommenen, innigst ihm gesellten Weibe; und des Sohnes mächtige Seele schaute in diesem Augenblicke die ganze Tiefe dieses Gebotes.

Denn dies war nicht allein eine Geburt des Fleisches, sondern es war nicht minder eine Geburt des Geistes; dies war Sein langes Werden, des Sohnes und geistigen Adams, der, aus ihm gezeugt und dem Weibe, dennoch war, ehe denn selbst Adam war, im Vater und im ewig wirkenden Geist, mit ihm gleich und identisch. Nicht vermochte er dies Beides von einander zu scheiden, Fleisch und Geist. Er gewahrte ihre innerste und nothwendigste Einheit und Verbundenheit.

Aber durch Adam war die Sünde in die Welt gekommen und der Zwiespalt. Er hatte wider das Gebot des Vaters gehandelt, und dies war Kains Brudermord und dies aller Fluch und aller Zorn des Vaters.

Und Er, der Sohn, ein geistiger Adam: war er nicht gekommen, den Fluch der Sünde und Knechtschaft von den Menschen zu nehmen und ihnen die Kindschaft zu bringen?

Die Sünde! Die Sünde! . . .

Doch nicht Sünde war, sondern Leid und Zwiespalt.

Zwiespalt im Einen! Zwiespalt der Einheit! . . .

Und noch einmal wollte es an ihn heran wie das Bangen der vierzig Wüstentage. Und noch einmal auch Er im Zwiespalt! . . . Und das Weib hatte ihm diesen Zwiespalt erregt! — Das Weib! . . .

Aber die Kraft seiner Bestimmung erwachte in ihm.

Ueberwindung! Und Ende! Einheit! . . . Das Reich der Himmel und des überwundenen Zwiespaltes; das Reich der Endzeit, in dem man weder freit noch sich freien läßt. Das Reich der vollendeten Einheit mit dem Einen und dem Vater! . . .

Er, der Sünde Adams theilhaftig, ihr Träger, ihr heiliges Sühnopfer und ihr Erlöser; er, Adams Sohn und der neue, wiedergeborene Adam, der Sünder von Urbeginn, der Sohn des Zwiespaltes und sein erwählter sühnender Einiger . . .

Und er breitete seine Arme in Verzückung, erschauernd in heiligen Todeswonnen, schauend mit geistigen Augen das letzte Ende und die letzte Erfüllung des Vaterwillens . . .

Das Ende! Das vollendete Reich der Himmel und der letzten Einheit!

Nein! Er hatte nichts mit dem Weibe! . . .

## VIII.

Danach aber verfiel Mirjam in eine Krankheit, denn ihr Sinn konnte sich des Rabbi nicht entschlagen; und so süß ihr jenes Wort gedäucht, das er bei jenem Mahl gesagt, so hoffte sie doch nicht vor ihm zu bestehen; insonderheit aber hatte sie seine Rede überwältigt, die er von der Ehe gesprochen und von der Hurerei.

Zwar hatte er ihr gesagt, daß ihr viele Sünden vergeben seien; aber nimmer würde sie ihm eigen werden, der also gesprochen von Mann und Weib.

Und von da ab geschah es, daß die Teufel in sie fuhren und wirrten ihren Sinn, daß sie von dieser Zeit an ärger lebte, denn zuvor.

Es hatte sich aber in der Stadt das Gerücht verbreitet von dem, was sich bei dem Mahle des Pharisäers ereignet, und daß sie des Rabbi Füße gesalbet und getrocknet mit den Haaren ihres Hauptes.

Und es begab sich, daß sie eines Nachts in der Schenke des Sealthiel weilte und tanzte vor den Männern und des Rabbi vergaß in ihren Umarmungen.

Nie aber hatte sie ihnen so schön gedünkt, als in dieser Zeit.

Und es geschah, daß Gamaliel, süßen Weines trunken, ausrief:

„Fürwahr! nimmer warst Du also des Liebesspieles kundig, Mirjam, als seit Du dem Rabbi von Nazareth die Füße gesalbet! — Dennoch aber leidet mich der Kummer, den Du um ihn trägst. Gieb es auf, seiner zu begehren, und begieb Dich dieser Gedanken; denn wisse, er ist von der Secte der Essener und verschnitten! Nimmer erhört er Deine Liebe!“

Und lachend und taumelnd von Weintrunkenheit nahte er ihr, sie zu empfangen.

Sie aber, da sie dieses hörte, verlor sie die Farbe ihres Leibes, und die Teufel fuhren in sie und warfen sie zu Boden, daß ihre Glieder zuckten und ihr Mund schäumte. Und sie ward hinweggetragen und ihren Dienerinnen überliefert.

Und diese Krankheit behielt sie, so daß sich alsbald in der Stadt das Gerücht verbreitete, es seien sieben Teufel in sie gefahren, die sie quälten bei Tag und Nacht. Und sie blieb in ihrem Hause und ging ferner nicht mehr unter die Menschen und nahm nicht zu sich weder Speise noch Trank und verlor die Schönheit und das Ansehen ihres Leibes; und ihr Angesicht und Gebahren waren von da ab nicht mehr eines Menschen Angesicht und Gebahren, also setzten die Teufel ihr zu, die in sie gefahren.

Da sie aber mit Liebkosungen und Verwünschungen des Rabbi Jesus gedachte, beschlossen ihre Dienerinnen zu ihm zu gehen, daß er sie genesen mache und ihr die Teufel austreibe, die in sie gefahren und sie also arg peinigten.

Und sie gingen hin und sagten ihm, wie es um Mirjam stand.

Er aber verwunderte sich dessen nicht; denn er, der die Herzen der Menschen kannte, kannte auch diese Verwirrung ihres Sinnes und hatte dies Alles kommen sehen.

Er erbarmte sich ihrer aber in seinem Sinne und begab sich zu ihr, daß er sie genesen mache und ihr die Teufel austreibe, die in sie gefahren.

## IX.

Und es war um die Abendzeit, daß er zu ihr trat in ihr Gemach.

Ihr Gewand aber war zerrissen, ihr Haar zerrauft und ihr Angesicht entstellt.

Da sie ihn aber kommen sah, erhob sie sich von ihrem Lager, und die Teufel, die in ihr waren, brachen hervor und schmähten ihn, und sie rief:

„Der Du Dich den Sohn Gottes heißest, gekommen, den Menschen das Himmelreich zu künden, verflucht seiest Du vor allen Männern! Denn nicht Gottes bist Du, sondern des Teufels und ein arger Zauberer, der diese Krankheit über mich verhängt und diesen bösen Geistern hieß, daß sie in mich führen und mich peinigten!“

Da er aber schwieg und sein Blick auf ihr weilte, da verhüllte sie ihr Angesicht und weinte, denn ihr Geist lichtete sich, daß sie ihn erkannte.

Er aber trat zu ihr und rührte ihr Haupt, und die Teufel wichen von ihr.

Und es war ein Schweigen zwischen ihnen, und ihr Weinen erfüllte das Gemach.

Und abermals erkannte der Rabbi ihre Noth und erbarmte sich ihrer, und er ließ sich bei ihr nieder, rührte ihre Hand und sprach:

„Liebst Du mich, Mirjam?"

Sie aber weinte und sprach:

„Rabbuni, Du weißt Alles! Du weißt, daß ich Dich liebe."

Ihre Worte aber drangen in sein Herz, und er erkannte ihre große Liebe und neigte sein Haupt und schwieg; denn er erbarmte sich ihrer, wie wohl ein Mann sich eines Weibes erbarmt, und er sahe, daß sie schön war, und die irdische Liebe rührte an sein Herz zu dieser Stunde, das, von Menschen geboren, alles Menschliche fühlte und verstand. Und er erkannte, daß ihre Liebe groß sei und rein, also wie sie vordem nie einen Mann geliebet. — Und sie leidete ihn. Doch in der selbigen Stunde sah er in das Dunkel ihres Begehrens, und es lichtete sich vor seinen Augen, und er gewahrte ihre Sehnsucht nach dem Himmelreich, die sie selbst noch nicht kannte, neigte sich zu ihr und sprach:

„Glaubst Du an mich, Mirjam?"

Und sie sah ihn an und sprach: „Rabbuni, ich glaube."

Und abermals sprach er:

„Mirjam, glaubest Du, daß ich gekommen bin, das Himmelreich zu verkünden?"

Und sie antwortete und sprach: „Rabbuni, Du sagest es, und ich glaube."

Und wieder schwieg er, denn ihr Glaube drang zu seinem Herzen.

Danach aber sprach er: „So Du nun an mich glaubest, Mirjam! so höre meine Worte und achte, was ich Dir sage. — Meine Tochter ist klug und weise vor ihren Jahren, denn Gott hat sie die irdische Liebe erkennen lassen. Wahrlich, ich sage Dir, und Du weißt es selbst, daß sie nicht Gottes, sondern des Teufels ist; denn sie begehret nicht, was göttlich, sondern was irdisch ist; sie begehret und recket sich mit trüber Brunst nach dem, was eitel ist, und vergehet gleich einem Rauch und hinterlässet Zwiespalt und Bitterniß. Und siehe, fälschlich heißet man sie Liebe, denn sie ist nicht Gottes; alle Liebe aber ist von Gott, und Gott ist die Liebe. Möge meine Tochter von der irdischen Liebe in ihrem Frieden ruhen!"

Mirjam aber vernahm seine Worte, nicht aber faßte ihr Sinn dies, was die Liebe sei, von der er sagte, daß sie Gottes, und sie fragte ihn und sprach:

„Meister, lehre mich erkennen, was die Liebe sei."

Er aber sprach: „Dies ist die Liebe, daß wir entsagen und dulden um des Nächsten willen, und dies ist die Seligkeit und das Himmelreich."

Sie aber sah beiseite, da er vom Entsagen sprach, und ihr Blick ward hart, und die Teufel trübten ihren Sinn, und sie sprach:

„Meister, hat Gott es nicht also gesetzet, daß das Weib am Manne und der Mann am Weibe hange, und hast Du nicht selbst dieses gesagt?"

Wieder aber wunderte er sich ihrer Klugheit. Doch er erkannte, daß ihr Sinn noch an dem Irdischen hing, und sah die trübe Sehnsucht ihres Herzens und sprach:

„Meine Tochter ist klug: und dies ist wahr, daß Gott also Eva zu Adam fügte vordem und Adam zu Eva und that sie zusammen, auf daß sie die Geschlechter der Menschen erzeugten."

Und sie sprach: „Wie nun, Meister! Da Gott dies also gesetzet?"

Er aber sah sie an und sprach: „Sprich, Mirjam! Glaubest Du, daß ich Gottes Sohn sei?"

Da verwirrte sich ihr Sinn, denn von seinem Angesicht ging ein Leuchten aus und eine Milde, und er offenbarte sich ihr in dieser Stunde, also, daß sie ihn erkannte und wußte, daß er nicht Theil habe an irdischer Liebe.

Und sie senkte ihr Haupt und sprach: „Meister, ich glaube."

Und er fuhr fort und sprach: „Vernimm also mein Wort und höre, was ich sage! Ein Anderes war das Gebot, das Gott an Adam ergehen ließ, und anders ist die Sendung und Bestimmung des Sohnes. Durch jenen aber und das Weib, das Gott ihm zugefüget, kam die Sünde in die Welt und der Zwiespalt, und der Zorn des Vaters senkte sich auf die Menschen. Größer aber als Adam und über Sünde und Weibesliebe ist der Sohn, der gekommen ist, dies Volk von dem Fluch der Sünde zu erlösen, wie geschrieben steht. Dies aber ist die Sendung des Sohnes und dieses die Liebe, mit der der Sohn liebet und keine andere. Also ist der Wille, den der Vater ihm offenbart. — Es ist Dir noch nicht gegeben, dies Wort ganz zu fassen; Zeit aber und Stunde werden kommen, da sein Sinn Dir offenbar wird. — Darum entschlage Dich dieser Gedanken und solcher Liebe, und folge mir im Glauben, bis daß Deine Stunde nahet und Du Theil habest am Himmelreich. Denn siehe, es nahet ein Tag und ein Gericht, mit dem Gott richten wird und der Sohn im Geist; und es ist angebrochen ein Reich, da man weder freiet noch sich freien lässet, und da nicht irdische Liebe regieret, sondern allein der endliche Wille des Vaters; verborgen aber ist dieser Wille, der noch beim Vater ist und den Niemand weiß, denn allein der Sohn im Geist. Bis dahin geziemet uns nicht, nach irdischer Liebe zu trachten, sondern allein der geistigen Liebe zu leben, mit der Gott die Menschen erlösen will, auf daß das Reich gegründet werde auf Erden, in dem der Sohn wiederkommen wird, um diesen noch verborgenen Willen des Vaters zu thun. Wer dies aber er-

fasset und glaubet an mich, der trachtet fürder nicht nach Irdischem, sondern folget mir nach. — Darum schweige Dein Herz und erkenne mich und den, der mich gesandt hat."

Und sie sahe sein Angesicht leuchten als eines Engels Angesicht, und ihr Herz ward beklommen, und wieder erkannte sie den Herrn, und sein Frieden begann sich auf sie zu senken und seine Entsagung, mit der auch Er entsaget, da er die vierzig Tage in der Wüste lebte, und die Teufel wichen von da an von ihr.

Und wieder erhob er seine Stimme und fragte sie:

„Glaubst Du an mich, Mirjam?"

Und sie hob ihr Angesicht auf zu ihm und sprach: „Herr, ich glaube!"

Und wieder sprach er: „So laß Alles, was Du hast, und folge mir nach. Denn siehe, die Stunde ist gekommen, daß ich Galiläa verlasse und wieder hinaufziehe gen Jerusalem, damit ich den Willen des Vaters vollbringe. Folge mir und vernimm meine Lehre."

Und Mirjam ward seine Jüngerin von dieser Stunde an.

## X.

Sie gesellte sich aber zu ihm mit anderen Weibern, die Jesu folgten und in der Zahl der Jünger waren, als Johanna, das Weib Chusa, und Susanna und die andere Maria und Andere, die dem Meister Handreichung leisteten von ihrer Habe.

Und da sie also täglich bei ihm war, und sie mit ihm hinaufwanderte durch Galiläa und Samaria gen Jerusalem, lehrte er sie den Vater kennen und das Himmelreich; denn er liebte sie vor all' diesen Weibern um ihrer Klugheit willen. Und sie vernahm sein Wort und seine Lehre, glaubte und behielt sie in ihrem Herzen.

Und die Herrlichkeit des Vaters ging auf in ihrer Seele, und sie erkannte den Sohn je mehr und mehr und die Liebe, mit der er liebte, und ihre Seele ward still in seinem Frieden . . .

Danach aber, als er sich seinen Feinden überantwortet hatte und er erhöht war am Kreuz, sah sie sein Leiden und Sterben und war unter den Weibern, die zum Grabe gingen, seinen Leib zu salben.

Und sie wußte, daß ihn der Tod nicht behalten, und bereitete sich auf das Reich der Wiederkehr und das Ende der menschlichen Dinge mit der neuen Gemeinde zu Jerusalem; und glaubte und erkannte die Liebe, die über Zeit und Tod sich nach Gott recket und — Ihm und wartete der letzten Dinge und Erfüllungen . . .

# Johann von Mikulicz-Radecki.

Von

## Georg Reinbach.

— Breslau. —

Die moderne Chirurgie, deren Entwickelung im letzten Jahrhundert eine ungeahnt glänzende gewesen ist, schreitet unaufhaltsam auf ihrem siegreichen und segenbringenden Zuge fort; in immer ausgedehnterem Umfange erschließt sie neue Wege zur Heilung von Krankheiten lebenswichtigster Organe, mögen sie auch noch so schwer zugänglich sein; mit stets wachsendem Erfolge strebt sie vor Allem nach dem Ziele hin, die Gefahren, welche ihren Methoden so lange anhafteten, auf das geringste Maß zu beschränken, d. h. besonders die Sicherheit der Wundheilung zu garantiren.

An der Lösung dieser Hauptprobleme der heutigen Chirurgie zu arbeiten ist der Stolz aller wissenschaftlichen Chirurgen unserer Zeit; gerade die hervorragendsten unter ihnen in allen civilisirten Ländern vereinigen ihre Anstrengungen und tragen einzelne Bausteine zu dem monumentalen Gesammtwerk zusammen; nur einigen Wenigen ist es beschieden, allein für ihren Theil einen gewaltigen Flügel dieses Baues zu errichten, und unter diesen Großen ist an hervorragendster Stelle der Mann zu nennen, dessen wohlgelungenes Portrait dem Leser am Eingang dieses Heftes entgegentritt, und dessen Lebensbild in kurzen Strichen zu zeichnen ich auf den ehrenvollen Auftrag der Redaction dieses Blattes hin mich unterfange: — Geheimrath Professor Johann von Mikulicz.

Väterlicherseits aus einer altpolnischen, mütterlicherseits aus der preußischen Adelsfamilie von Damnitz entstammend, wurde Johann von Mikulicz am 16. Mai 1850 zu Czernowitz (Bukowina) geboren, wo sein

Vater Beamter in österreichischen Diensten war. Seine Studien machte er in Wien, und er hatte das Glück, gerade noch die Heroen der großen Wiener medicinischen Schule, Rokitansky, Bamberger, Arlt, Brücke, Hyrtl, Stricker, in den wichtigsten Disciplinen der Medicin — von der Chirurgie sei zunächst abgesehen — zu seinen Lehrern zu zählen. Noch als junger Student schwankte Mikulicz eine Zeit lang, ob er die Musik oder die Medicin als Lebensberuf erwählen solle; er erzählt selbst, daß er in seinem ersten Semester Vormittags den Secirsaal besuchte und Nachmittags sich der Musik, speciell dem Clavierspiel widmete. Die Entscheidung erfolgte schließlich im Sinne des Medicinstudiums. „Wer weiß, ob ich es in der Musik zu etwas Ordentlichem gebracht hätte," äußerte er später; einer ihrer begeistertsten Verehrer und feinsten Kenner ist er jedoch bis auf den heutigen Tag geblieben.

Schon als Student in klinischen Semestern erblickte Mikulicz in der Chirurgie sein höchstes Ideal, eine Neigung, welche gewiß ebenso sehr durch die chirurgische Wissenschaft selbst, wie durch die Art des Unterrichts, den er genoß, und vor Allem durch die Persönlichkeit seines Lehrers Billroth genährt wurde. Indessen trat bei ihm das Studium der Chirurgie selbst gegenüber demjenigen anderer Disciplinen, der Anatomie, Physiologie und besonders der inneren Medicin zurück, weil er die Empfindung hatte, daß man als Student wenig von der Chirurgie lernen könne. Mit dem Eintritt des jungen Arztes in Billroths Klinik, April 1875, vollzog sich die für seine Zukunft bedeutsamste Wandlung in seinem äußeren Lebensgange. Billroth stand damals, in der Mitte und am Ende der siebziger Jahre, wie er selbst schrieb, auf dem Höhepunkt seiner geistigen Kraft. Der Einfluß, den diese als Mensch, Chirurg, Künstler in gleichem Maße gewaltige Persönlichkeit auf alle mit ihm in nähere Berührung Tretenden ausübte, ist Allen, die seine „Briefe" kennen, verständlich und mußte Jedem klar werden, der auch nur einmal ihn zu sehen und kennen zu lernen das Glück hatte. Ganz besonders mächtig mußte Billroth auf diejenigen seiner Assistenten wirken, welche in seiner schaffensfreudigsten Lebensperiode mit und unter ihm arbeiteten, noch dazu auf eine so empfängliche Natur wie Mikulicz, welcher dem Meister außerdem persönlich durch den Verkehr in seinem Hause nahe getreten ist.

Billroths Heim war das Centrum vieler geistig hervorragender, vorzüglich aller künstlerisch, speciell musikalisch bedeutender Männer Wiens. Hier lernte Mikulicz Brahms, Goldmark, Hanslick, Saint-Saëns u. A. kennen, hier wurde er ein begeisterter Verehrer der Brahms'schen Muse, dessen Werke er mit Billroth und auch mit Brahms vierhändig, zum Theil vom Manuscript spielte.

Für die Ausbildung Mikuliczs zum Chirurgen war nicht etwa die Bedeutung Billroths als technischer Meister allein oder auch nur in hervorragendstem Maße von entscheidendem Einfluß, sondern in viel höherem

Grade dessen mit der althergebrachten Richtung brechende Auffassung des Chirurgen als eines Arztes, welcher alle Disciplinen der medicinischen Wissenschaft, besonders die allgemeine Pathologie und innere Medicin beherrschen müsse, um nicht blos ein routinirter Techniker, sondern ein chirurgischer Arzt zu sein. Dementsprechend waren die Anforderungen, welche Billroth an seine Assistenten stellte, außerordentliche, und mit Staunen hören wir heute von dieser ungewöhnlich arbeitsreichen Zeit erzählen.

Im Jahre 1878 wurde Mikulicz nach $3^1/_2$ jähriger Thätigkeit als „Operateur“ — eine Stellung, die derjenigen unserer „Volontärärzte“ entspricht — an Nedopils Stelle Assistent; 1879 machte er eine halbjährige Studienreise durch England, Frankreich und Deutschland, welche ganz speciell dem Studium der damals neuen Lister'schen Wundbehandlungsmethode gewidmet war; 1880 habilitirte er sich als Privatdocent für Chirurgie in Wien und verheirathete sich im December desselben Jahres. Seine Gemahlin theilte die künstlerischen, besonders auch die musikalischen Neigungen ihres Gatten in hohem Maße. Nach nur einjähriger Leitung der chirurgischen Abtheilung an der allgemeinen Poliklinik in Wien wurde Mikulicz, dessen operative Fähigkeiten und wissenschaftliche Leistungen schon allgemein geschätzt waren, im October 1882 als ordentlicher Professor der Chirurgie nach Krakau berufen.

Hier entfaltete der junge, erst 32jährige Professor bald eine von ungewöhnlichen Erfolgen gekrönte selbstständige wissenschaftliche und praktische Thätigkeit; hier entstanden Jahr für Jahr eine Reihe bedeutender Arbeiten, deren wichtigste alljährlich auf den Congressen der deutschen Gesellschaft für Chirurgie unter dem Beifall der Versammlung vorgetragen wurden, unter ihnen die bedeutendste, weil segensreichste, auf welche ich später noch zu sprechen komme, aus dem Gebiet der Bauchchirurgie.

Kein Wunder daher, daß die Krakauer Universität Alles aufbot, um ihr berühmtes Mitglied zur Ablehnung des ehrenvollen Rufes zu veranlassen, welcher 1887 von Königsberg aus an ihn erging. Nicht zum wenigsten auf den Rath seines Lehrers Billroth übernahm jedoch Mikulicz im April 1887 die ordentliche Professur und Direction der chirurgischen Klinik in Königsberg, wo sich ihm die Aussicht bot, seine Kräfte einem wesentlich ausgedehnteren Wirkungskreis zu widmen. Wie erfolgreich sich Mikulicz' operative und wissenschaftliche Thätigkeit auch in seinem neuen Amte gestaltete, wie sehr sein Ansehen auch in den weitesten Kreisen seines neuen Vaterlandes stieg, beweist der Umstand, daß er schon nach nicht ganz dreijähriger Wirksamkeit in Königsberg beim Tode Richard von Volkmanns, eines der genialsten deutschen Chirurgen seiner Zeit, an erster Stelle zum Nachfolger für Halle von der Facultät ausersehen war. Aus hier nicht zu erörternden Gründen unterblieb die Ernennung, dagegen wurde Mikulicz im Februar desselben Jahres (1890) durch die Verleihung des Titels „Geheimer Medicinalrath“ und kurze Zeit darauf durch die Be-

rufung auf den Lehrstuhl der Chirurgie in Breslau ausgezeichnet, wo er seit fast 10 Jahren noch heute segensreich wirkt. Zweimal drohte im Jahre 1894 der Breslauer Universität sein Verlust; zunächst durch den Tod Billroths, als dessen Nachfolger er nach Czernys Ablehnung auf den Vorschlag der Facultät zunächst in Betracht kam; der Minister konnte jedoch seinen Weggang aus Krakau 1887 nicht vergessen, und so blieb einer der Wünsche, welche Billroth selbst betreffs der Person seines Nachfolgers geäußert hatte, unerfüllt. Den im Sommer desselben Jahres an ihn ergangenen Ruf nach Straßburg, wo Lückes Lehrstuhl verwaist war, lehnte Mikulicz ab.

* * *

Als chirurgischer Forscher ist Johann von Mikulicz unstreitig der vielseitigste unter den jetzt lebenden deutschen Chirurgen. Den größten Theil seiner schöpferischen Thätigkeit widmete er der Chirurgie des Verdauungsapparates; keinen Abschnitt desselben giebt es, dessen operative Inangriffnahme, wie auch Physiologie und Pathologie er nicht durch neue Entdeckungen gefördert hätte. Einer der vorzüglichsten Kenner der Mund- und Rachenkrankheiten, ist er zugleich der Schöpfer der directen Speiseröhren- und Magenbesichtigung, einer immer unentbehrlicher werdenden genialen Untersuchungsmethode, ist er ferner einer der ersten Magen- und Darmchirurgen der Welt, der anerkannte Meister der Bauchchirurgie, an deren heutiger Größe er nicht nur durch glänzende operative Leistungen und durch die Schöpfung neuer Operationsmethoden wesentlichen Antheil hat, sondern deren eine wesentliche Entwickelungsbedingung er durch sein schon oben erwähntes Meisterwerk, die „Tamponade der Bauchhöhle", allein geschaffen hat. Tausende von Kranken verdanken bisher und tagtäglich dem „Mikulicztampon" ihr Leben.

Ist dieser wichtige Abschnitt des großen Feldes der Chirurgie ihm vielleicht am meisten an's Herz gewachsen, so ist Mikulicz gleichwohl einer der verdienstvollsten Chirurgen auf einem Gebiete, dessen Bedeutung in unserer Wissenschaft eine noch ungleich weittragendere und allgemeinere ist, nämlich dem der Wundbehandlung und des Wundschutzes. Schon als junger Assistent einer der wirksamsten Verfechter der Einführung des Jodoforms, dieses von Mosetig-Moorhof entdeckten glänzendsten Wundheilmittels, welches die Chirurgie kennt, hat er auch später in Krakau und Königsberg die antiseptische Wundbehandlung durch eine Reihe bedeutender Arbeiten wesentlich gefördert, und in unseren Tagen, wo die Wundbehandlung und vor Allem die Fürsorge für eine ideale Heilung der frischen Operationswunden einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, ist er der hervorragendste Führer aller Derjenigen geworden, welche die ungestörte Wundheilung zu sichern, als eine der wichtigsten Aufgaben des Chirurgen erblicken und die Vervollkommnung der sogenannten „Asepsis" rastlos und mit

eiserner Consequenz durchsetzen. Seine in dieser Hinsicht herrschenden Anschauungen und die auf seine Initiative entstandenen Einrichtungen seiner Klinik, speciell des neuerbauten Operationssaales, sind vorbildlich für die große Mehrzahl aller fortschreitenden Chirurgen nicht nur Deutschlands, sondern der civilisirten Welt. Die Breslauer chirurgische Klinik erfreut sich trotz der hierfür ungünstigen geographischen Lage der Stadt beständig des Besuches von Chirurgen des In- und Auslandes, welche zum Theil Wochen und Monate lang hier verweilen und, in liebenswürdigster Weise aufgenommen, Belehrung und Anregung finden.

Auch die Orthopädie, einer der jüngsten, aber kräftigsten Zweige des mächtigen Stammes der Chirurgie, sieht in Mikulicz mit Recht den verdienstvollen Förderer und von großem Interesse beseelten Anhänger. So z. B. hat er in einer seiner ersten Arbeiten die Lehre von den Knieverkrümmungen, vulgo „Bäckerbein", durch eine bahnbrechende und noch heute als mustergiltig angesehene Untersuchung neu fundirt, ferner die Kenntniß von der angeborenen Hüftverrenkung in theoretischer und praktischer Hinsicht wesentlich gefördert, ebenso die Lehre vom Schiefhals, von der Wirbelsäulenverkrümmung u. s. w. Desgleichen verdankt ihm die plastische Chirurgie, deren Aufgabe die künstliche Wiederherstellung verloren gegangener Körpertheile aus lebendigen Geweben ist, eine Reihe wesentlicher Fortschritte. Nehmen wir hinzu seine Arbeiten über die Behandlung des Kropfes, der Basedow'schen Krankheit, der chirurgischen Tuberculose, über Rückenmarkschirurgie, über allgemein pathologische Probleme, so ist hiermit immer erst ein Theil seiner wissenschaftlichen Arbeit angedeutet. Eine Reihe einzelner eigener Publicationen aus den verschiedensten Gebieten der Chirurgie wäre noch zu erwähnen, ferner eine Unzahl von Abhandlungen seiner Assistenten, deren Inhalt er größtentheils inspirirt hat, eine große Zahl von Doctor-Dissertationen seiner Schüler zu nennen.

Berücksichtigt man endlich seine redactionelle Thätigkeit — Mikulicz ist u. A. Mitherausgeber und Gründer einer der angesehensten wissenschaftlichen Zeitschriften, ferner eines soeben mit glänzendem Erfolge erscheinenden Handbuchs der Chirurgie, — seine belletristischen Arbeiten, so zeigt wohl dieser naturgemäß nur kurze Ueberblick die Größe und Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Leistungen Mikuliczs.

* * *

Die praktischen Functionen des Chirurgen gliedern sich bekanntlich in eine Reihe von Leistungen, unter denen man gewöhnlich in den Kreisen der Laien die speciell technische operative Fertigkeit als die wesentlichste betrachtet. Und doch bildet sie bei einem wahrhaft großen Chirurgen nur eine der vielen, ich möchte sagen, eine selbstverständlich erforderliche, keineswegs aber die hauptsächlichste Bedingung seiner Größe. Peinlich gründliche allgemein ärztliche Durchbildung auf der einen Seite, andererseits

Strenge und Festigkeit bei der Aufstellung der Anzeigen für jeden operativen Eingriff sind Eigenschaften, welche in ungleich höherem Maße, als jene, Cardinaltugenden des ausübenden Chirurgen sein müssen. Gerade in der höchsten Ausbildung dieser soeben genannten Eigenschaften, auf welche ich noch mit wenigen Worten eingehen möchte, erblicken wir die Bedeutung, welche Mikulicz als praktischer Chirurg beansprucht.

Die Zeiten sind nicht fern, wo es eine stattliche Anzahl geschätzter Chirurgen gab, die eigentlich nichts mehr als Kunsthandwerker waren, allerdings mit meist großer, technischer Geschicklichkeit. Mit den Instrumenten ihres Handwerks schnitten sie die entweder ihnen selbst offenbaren Schäden, z. B. Geschwüre, Geschwülste u. A. weg, oder sie waren das ausführende Werkzeug derjenigen, welche in diagnostischer und überhaupt ärztlicher Beziehung ungleich höher standen, der „Inneren". Im Vollgefühl dieser ihrer tieferen Bildung konnten diese letzteren dann mit Recht sagen, sie hätten die und jene Operation durch den Chirurgen „ausführen lassen". Demgegenüber hat Mikulicz, den Billroth'schen Traditionen folgend und sie weiter ausbauend, gerade die Unerläßlichkeit einer vollkommenen medicinischen Ausbildung des Chirurgen stets auf das Entschiedenste betont und den Grundsatz durchgeführt, daß der Chirurg unabhängig von jedem anderen Arzt, seine eigenen Kranken zu untersuchen und selbstständig die Entscheidung über die Frage und die Art der Operation zu treffen habe. Dazu war es natürlich nothwendig, daß er nicht nur die Kenntnisse dazu besitzen müsse, sondern es ergab sich ohne Weiteres die Consequenz, daß er stets das kranke Individuum mit derselben Gründlichkeit zu untersuchen verpflichtet sei, welche für den internen Arzt selbstverständlich war. Mit größter Strenge wurde also in Mikuliczs Klinik die Untersuchung des ganzen Organismus bei jedem Patienten, mochte er auch an einer noch so geringfügigen, anscheinend rein örtlichen Affection leiden, durchgeführt.

Damit stieg nicht nur das wissenschaftliche Niveau der chirurgischen Disciplin ganz wesentlich, sondern es wurde vor Allem eine in praktischer Hinsicht, d. h. für das Wohl der Kranken segensreiche Institution geschaffen. Wie viele verborgene, nicht geahnte innere Leiden wurden so entdeckt, wie oft die anscheinend ungefährliche Operation des „äußeren, chirurgischen" Leidens zum Glück der Patienten abgelehnt!

Daß Mikulicz bei solchen Anschauungen den größten Werth darauf legte, gerade in jenen schwierigsten Fällen von Erkrankung der inneren Organe, des Gehirns, des Magens, des Darmes, der Leber u. s. w., welche zum Theil durch seine eigene Arbeit dem Wirkungskreise der Chirurgie einverleibt wurden, auch selbstständig eine exacte Diagnose zu stellen, ist einleuchtend, und so ist er nicht nur selbst einer der bedeutendsten Diagnostiker innerer Krankheiten geworden, sondern er bemüht sich tagtäglich, auch seine Schüler in dieser Richtung auszubilden.

In einem Zeitalter, wo wir gelernt haben, die Heilung unserer

Operationswunden fast ideal zu gestalten, ist es verständlich, daß manche Chirurgen, gestützt auf diese Fortschritte unseres Könnens und auf ihre eigene technische Fertigkeit bauend, die Grenzen, welche dem operativen Vorgehen gezogen sind, immer weiter hinauszuschieben bestrebt sind und, von dem lebhaften Wunsche, auf jeden Fall zu helfen, beseelt, gelegentlich Operationen ausführen, deren Berechtigung nach dem Untersuchungsbefund allein vielleicht zweifelhaft ist, deren Größe wohl auch mitunter zu der Widerstandskraft des kranken Organismus in einem Mißverhältniß steht. Mikulicz gehört dagegen zu jenen großen Chirurgen, welche in dieser Hinsicht stets eine weise Mäßigung üben und in der Selbstbeherrschung gerade mit Bezug auf operatives Vorgehen allen zum Muster dienen können. Den Ausdruck „eine Operation riskiren“ kennt er nicht, sondern er wägt in jedem zweifelhaften Falle sorgsam die Gründe für und wider ab und trifft erst dann seine definitive Entscheidung. Auch dann, wenn die Operation begonnen ist, die Durchführung des ursprünglichen Planes aber sich wider Erwarten als unzweckmäßig erweist, legt er das Messer aus der Hand und will lieber dem dann allerdings meist unheilbaren Kranken das Leben so lange wie möglich erhalten, als um jeden Preis ein technisches Meisterstück vollenden.

Dabei sind Mikuliczs technische Fähigkeiten in einem ungewöhnlichen Maße entwickelt; es vereinigen sich bei ihm eine große angeborene Veranlagung mit rastlosem Fleiße, den er schon als junger Assistent bewies. So hat er z. B. gewisse Proceduren, welche typisch bei allen Operationen wiederkehren und, hundertfach wiederholt, sehr zeitraubend sein können, wie das Unterbinden blutender Gefäße, zu Haus stundenlang so oft geübt, bis er darin eine erstaunliche Geschicklichkeit erlangte; seine Fingerbewegungen sind hierbei so rasch, daß sie trotz immer und immer wiederholter Demonstration nicht genau zu verfolgen sind; erst bei erheblicher Verlangsamung des Tempos — was in Cursen geschieht — kann man die einzelnen Details wahrnehmen und nachprobiren. Ebenso wie diesen speciellen Act beherrscht er auch alle übrigen gleich meisterhaft, vielleicht am vollendetsten die Technik der Naht, besonders der Darmnaht. Jede seiner Bewegungen beim Operiren ist zweckmäßig und rasch, dabei frei von jeder Hast; Kunstpausen existiren nicht. Hierzu gesellen sich bei Mikulicz Eigenschaften, welche den großen Operateur noch weit mehr ausmachen als die soeben erwähnte, nämlich eine ungemein entwickelte Orientirungsfähigkeit und Entschlossenheit, welche gerade in den schwierigsten Fällen operativer Thätigkeit, nämlich bei unerwarteten, weil ungewöhnlichen Befunden von größter Bedeutung ist, sowie vor Allem größte Ruhe selbst in Momenten der höchsten Gefahr. Solche kritische Augenblicke sind selten, aber sie kommen vor, in denen das Leben des Kranken einzig und allein davon abhängt, daß der Operateur sich augenblicklich orientirt, sofort seinen Operationsplan entwirft, eventuell den bisherigen ändert und den neuen zur Ausführung

bringt. Gerade in diesen gefährlichen Lagen zeigt sich so recht die Größe unseres Meisters.

Wie als Forscher ist Mikulicz auch als praktischer Chirurg von einer ausgesprochenen Originalität. Nichts ist ihm ungewohnter als die sklavische Nachahmung von Methoden Anderer, selbst wenn er deren Vorzüge mit großer Anerkennung, ja sogar begeistert rühmt. Immer und überall sucht er Verbesserungen vorzunehmen, Neues zu schaffen, vor Allem auch in der operativen Technik individualisirend vorzugehen. So ist es erklärlich, daß gar nicht selten in dem Augenblick, wo er ein neues, von anderer Seite angegebenes Verfahren zum ersten Male nachprüfen will, unter seinen Händen schon wieder eine neue, vervollkommnete Methode entsteht. Natürlich erstreckt sich das nämliche Bestreben besonders auf seine eigenen Methoden und Leistungen; so z. B. auch auf sein Instrumentarium; der größte Theil desselben ist original, theils von Mikulicz selbst erfunden, theils von seinen durch ihn angeregten Assistenten angegeben, und immer von Neuem werden auch hier Modificationen geschaffen, immer zweckmäßiger und vollendeter das chirurgische Handwerkszeug gestaltet.

* * *

Alle die erwähnten Momente sind es gewiß in erster Reihe, welche Mikuliczs Weltruhm geschaffen haben. Was ihm aber die begeisterte Liebe und unendliche Verehrung seiner Patienten eintrug, das sind doch wohl in erster Linie rein menschliche Eigenschaften, nämlich wahrste Humanität und eine angeborene bestrickende Liebenswürdigkeit im Umgang mit einem jeden seiner Kranken. Gerade der Chirurg ist ja aus ersichtlichen Gründen ungleich öfter als jeder andere Arzt in der Lage, seine Humanität zu bethätigen, sogar unter den schwierigsten Bedingungen, nämlich in Conflicten mit anderen ärztlichen und ethischen Pflichten. Hier existiren keine Regeln mehr, die als Richtschnur dienen; hier muß die Persönlichkeit des Einzelnen selbst in jedem Falle von Neuem das Richtige empfinden. Und gerade auf diesem Gebiete zeigt Mikulicz eine bewunderungswürdige Größe. Mit welchem Takt vermeidet er in seinen klinischen Vorlesungen bei der Demonstration von Patienten jedes Wort, welches die häufig Schwerkranken den Ernst der Gefahr und die wahre Natur ihres Leidens ahnen ließe, wie überzeugend weiß er die Furcht und sogar die Todesangst seiner Kranken zu zerstreuen, wie theilnahmsvoll sich in die Lage eines Jeden zu versetzen und auch die psychischen Schmerzen wirksam zu bekämpfen. Selbst im Zustande größter Abspannung und unter dem Druck gewaltiger Arbeitslast kennt er seinen Patienten gegenüber kein ungeduldiges oder gar unfreundliches Wort, auch dann nicht, wenn, was gar nicht selten vorkommt, ihr Verhalten ein solches förmlich herausfordert. Getreu dem im Doctoreid enthaltenen Gelöbniß bringt er allen Kranken ohne jeden Unterschied die gleiche Herzensgüte entgegen, auch jenen Armen, welche, jenseits der benach-

barten Grenze wohnend und durch kein allzu großes Maß humaner Behandlung verwöhnt, in großer Zahl seine Hilfe suchen und häufig wohl durch übermäßige Aengstlichkeit und nicht endende Fragen die Geduld des Langmüthigsten erschöpfen könnten. Was Wunder, wenn gerade diese, von Natur durch reiches Dankbarkeitsgefühl ausgezeichneten Kranken ihn wie einen Gott verehren!

Als Lehrer hat Mikulicz in ganz eclatantem Maße das Erbe Billroths angetreten, soweit wir wenigstens aus dem Vergleich seiner Lehrthätigkeit mit der von ihm selbst und Anderen wiederholt geschilderten Art des Billroth'schen Unterrichts schließen können.

Auch Mikulicz stellt an die Aufmerksamkeit, Auffassungsgabe und eigene Denkthätigkeit seiner Hörer große Anforderungen; das gilt besonders von den jüngeren „klinischen Semestern", welche, an systematische, im Einzelnen genau vorbereitete und erschöpfende Vorträge von ihrer ersten Studienzeit gewöhnt, bei ihm nicht die Gelegenheit finden, sich auf bequeme Art die Kenntniß des ganzen Gebietes anzueignen oder vollends durch sorgfältiges Nachschreiben sich eine in den Nöthen des Examens ausreichende Fundgrube alles Wissenswerthen zu verschaffen. Mikulicz will in seinen Vorlesungen nicht das Ziel erreichen, seinen Schülern die ganze Summe derjenigen Thatsachen einzuschärfen, welche sie als Aerzte beherrschen müssen; er überläßt Vieles dem eigenen privaten Studium und bemüht sich, in der immerhin knapp bemessenen Unterrichtszeit den jungen Medicinern das zu bieten, was der häusliche Fleiß ihnen selbst beim besten Willen nicht verschaffen kann, daß sie nämlich medicinische Krankenbeobachtung und chirurgisch denken lernen. — Wie sein großer Lehrer Billroth verarbeitet Mikulicz häufig erst während des Sprechens die ihm vorliegende Materie von Neuem, impulsiv geht er, nicht streng am Thema haftend, auf den, wenn auch falschen Gedankengang seiner Schüler ein und leitet sie durch Anregung zu eigener geistiger Thätigkeit auf die richtige Bahn. Seiner schon erwähnten hohen Auffassung von der Chirurgie entsprechend, begnügt er sich nicht etwa mit rein specialistisch chirurgischen Erörterungen, sondern sucht durch Hineinziehung physiologischer, allgemein pathologischer und anderer Probleme immer wieder die innigen Beziehungen der chirurgischen Disciplin zur allgemeinen gesammten Medicin seinen Hörern vor Augen zu führen. Ueber ein glänzendes Unterrichtsmaterial verfügend, ist Mikulicz nicht genöthigt, stets an den demonstrirten Patienten Alles über das betreffende Krankheitsbild erschöpfend vorzutragen; häufig beschränkt er sich darauf, kurz das Besondere des vorliegenden Falles zu betonen und individualisirend nicht die Krankheit, sondern speciell den Kranken zu besprechen. Dadurch gewinnt er die Möglichkeit, seinen Hörern eine möglichst große Zahl von Patienten vorzuführen, und fesselt alle ebensosehr durch die Originalität und den immer anregenden Inhalt seines Vortrags wie durch die lebendige, von jeder akademischen Kühle freie Form desselben wie durch die liebenswürdige Art des Verkehrs mit den am Krankenbette stehenden Praktikanten. Daher erfreut sich seine

„Klinik" der größten Beliebtheit bei den Studenten, eine Thatsache, die einstimmig anerkannt und am einwandfreiesten durch den auffallend regelmäßigen Besuch seiner Vorlesungen bewiesen wird.

Im klinischen Dienst ist Mikulicz ein strenger, militärische Disciplin fordernder Vorgesetzter seiner Assistenten, dessen Gedanken und Worte einzig und allein dem Dienst, d. h. der Sorge um die Kranken, dem Unterricht, der wissenschaftlichen Arbeit gelten. Eine Unterhaltung über persönliche und private Verhältnisse existirt hier für ihn nicht. Fast dieselben hohen Anforderungen wie an sich selbst stellt er auch an seine Assistenten, von dem Standpunkt ausgehend, daß nur durch Anspannung aller Kräfte das höchste Ziel erreichbar ist. Ein stiller, aber ungemein scharfer Beobachter, beurtheilt er die Person und die Leistungen eines Jeden mit einer häufig ungeahnten Richtigkeit und Sicherheit und trifft demgemäß aus der Zahl der „Lehrlinge" die Auswahl derer, welche er zu seinen „Gesellen" befördert. Wie oft seufzen die als Neulinge in die Klinik eintretenden Aerzte unter der Last und der Strenge des Dienstes; sehr bald aber sehen sie bei zunehmendem Verständniß ein, daß gerade in einem chirurgischen und noch dazu in einem Großbetriebe, wo allein 16 Aerzte thätig sind, nur durch exactes Ineinandergreifen aller Factoren, durch unbedingte Subordination der weniger Erfahrenen unter die Aelteren, durch vollständiges Zurückdrängen der eigenen Persönlichkeit gegenüber dem Gesammtinteresse, wirklich Tüchtiges geleistet werden kann. Als mehr denn vollwerthige Entschädigung für ihre Arbeit genießen dafür seine Assistenten eine Schule, welche unübertroffen ist, deren Berühmtheit eben so sehr wie die über kleinliche Gesichtspunkte weit erhabene Toleranz des Chefs nicht nur aus den entferntesten Gauen Deutschlands, sondern auch aus dem Ausland junge Aerzte zum Diensteintritt in die Klinik in solcher Zahl veranlaßt, daß nur ein kleiner Theil der Gesuche Berücksichtigung finden kann. Nirgends finden auch die jungen Chirurgen eine so reichliche Gelegenheit, unter zuverlässiger Anleitung Operationen selbst auszuführen, nirgends wird die Liberalität überboten, mit welcher Mikulicz seine Assistenten gerade in technischer Hinsicht fördert, indem er sie gradatim fortschreiten und selbst die schwierigsten Operationen unter seiner Leitung ausführen läßt.

Außerhalb des Dienstes ein nicht nur gütiger und bestrickend liebenswürdiger, sondern von großem Interesse für das Wohl seiner Schüler beseelter Chef, scheut Mikulicz keine Mühe, selbst nicht die Strapazen weiter Reisen, um die fernere Zukunft der von ihm für würdig gehaltenen Assistenten zu sichern. So kommt es, daß er voller Genugthuung eine stattliche Zahl seiner früheren Schüler jetzt in der Stellung von Krankenhausdirectoren und Professoren sieht und erst jüngst die Freude hatte, einen seiner hervorragendsten Schüler als ordentlichen Professor der Chirurgie an der Stätte seiner eigenen früheren Wirksamkeit auf das Herzlichste beglückwünschen zu können.

* * *

Wer nach dieser, nur allzu summarischen Schilderung Mikuliczs als Chirurg und Arzt der Meinung sein sollte, hiermit die Bedeutung dieses Mannes auch nur im Wesentlichen kennen gelernt zu haben, wäre in einem argen Irrthum befangen.

Mikulicz gehört zu jenen großen Männern, welche durchaus nicht in ihrem ärztlichen und Lehrberuf, so sehr er auch den größten Theil ihrer Kraft absorbirt, aufgehen, sondern er vermag es, mit einer ungewöhnlichen Arbeitskraft ausgestattet, sich die Zeit abzumüßigen, um den anderen vielseitigen Interessen, die ihn leiten, zu dienen.

Im gesellschaftlichen Leben der Stadt steht er an hervorragendster Stelle; er vereinigt, von seiner ihm geistig ebenbürtigen Gemahlin auf das Wirksamste unterstützt, in seinem gastfreien Hause nicht nur die bedeutendsten Männer der Wissenschaft, sondern zahlreiche auf den verschiedensten Gebieten hervorragende Persönlichkeiten um sich, mit denen er in regem Austausch vielfacher Anregungen lebt.

Ganz besonders ausgeprägt sind seine künstlerischen Neigungen, unter denen, wie schon erwähnt wurde, die musikalischen in erster Reihe zu nennen sind. Er selbst gehört zu den leitenden Männern des vornehmsten musikalischen Kunstinstituts Breslaus; sein Haus ist eines der wenigen musikalischen Centren, wo einheimische und viele fremde Künstler, nicht nur gastfreundlich, sondern verständnißinnig aufgenommen, zwanglos verkehren und sich mit ihm, der als feinsinniger Interpret guter Musik berühmt ist, gelegentlich zur Ausübung derselben vereinigen.

Ein leidenschaftlicher Naturfreund, bringt er die wenigen Stunden der Erholung, die ihm vergönnt sind, im Kreise seiner Familie zu, sich im Garten seiner städtischen oder ländlichen Villa an Spiel und Sport mit naiver, kindlicher Freude und herzlicher Fröhlichkeit belustigend, ein nimmermüder und geduldiger Spielkamerad besonders seiner jüngsten Kinder.

In diesen schönen Stunden vergißt er wenigstens zeitweise die Sorgen des Berufes, deren Größe und Last kein Laie ermessen kann.

Möge von den vielen und herzlichen Wünschen, welche dem hochverehrten und geliebten Manne erst jüngst, bei seinem fünfzigsten Geburtstage, von Freunden und treuen Schülern dargebracht wurden, nicht an letzter Stelle derjenige in Erfüllung gehen, daß die Zahl dieser Erholungsstunden, statt immer mehr verkürzt, vergrößert werde, damit er in ihnen noch Jahrzehnte lang immer von Neuem frische Kraft zur Ausübung seines segensreichen, zwar sehr schweren, aber unendlich schönen Berufes gewinne!

# Ein historisch interessanter Briefwechsel.

Von

## M. Grunwald.

— Hamburg. —

Die folgenden, bisher, soweit uns bekannt, noch nicht veröffentlichten Briefe sind zum Theil (wie die Briefe Arndts an Perthes und Jucho, die Notiz von H. S. Reimarus und der Brief Pestalozzis) der Campe'schen Autographensammlung, zum anderen Theil dem Briefwechsel Karl Villers' (in der Hamburger Stadtbibliothek) entnommen.

Sie behandeln patriotische (so Arndts Briefe), pädagogische (Dohm, Humboldt, Reimarus, Pestalozzi), litterarhistorische (J. G. Müller, Reinhard, Benecke, Kästner) und culturgeschichtliche (Sieveking) Gegenstände. Bis auf die Stücke aus der Campe'schen Sammlung sind diese Briefe sämmtlich an Karl Villers (1765—1815) gerichtet, dessen eigenartige Rolle eines Vermittlers zwischen Deutschthum und Franzosenthum ihn zum Mittelpunkt aller ebendahin zielenden Bestrebungen in den beiden Nachbarländern machte, und dessen „Coup d'oeil sur les universités", eine vom französischen Nationalinstitut gekrönte Preisschrift, und „Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther" in den weitesten Kreisen Beachtung fanden und auch in den folgenden Briefen wiederholt erwähnt werden.

Unter den weniger bekannten Briefschreibern ist Chr. Wilh. v. Dohm (1751—1829) zu nennen, der bis zum Tilsiter Frieden in preußischen, von da an in westfälischen Diensten stehende Staatsmann, ferner Reimarus d. J., der Sohn des bekannten Verfassers der „Wolfenbüttler Fragmente", Arzt und Naturforscher zu Hamburg, außer durch einige Schriften philo-

sophischen und physikalischen Inhalts, durch seine Beziehungen zu Lichtenberg und M. Mendelssohn bekannt (siehe deren Briefwechsel); J. G. Müller, der Bruder des berühmten Geschichtsschreibers Joh. v. Müller, der Herausgeber der „Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders"; Karl Friedr. Reinhard, nach 1795 französischer Gesandter bei den Hansestädten, seit 1802 beim niedersächsischen Kreis mit seinem Sitz in Hamburg, dessen Briefwechsel mit Goethe weiteren Kreisen bekannt ist; Georg Friedrich Benecke (1762—1844), Professor zu Göttingen, der Erste, der über altdeutsche Litteratur akademische Vorlesungen hielt, und dessen in seinem hier veröffentlichten Brief geäußerter Wunsch durch die Rückerwerbung der Manessischen Handschrift (1888) thatsächlich zum Theil in Erfüllung gegangen ist, und Karl v. Sieveking (1787—1847), seit 1820 Syndikus zu Hamburg, spiritus rector der „Akademie zu Hamm".[1]

Die Hauptgegenstände dieser Briefe sind die Reform der Universitäten (Dohm, Humboldt, Reimarus d. J.), der Gymnasien (Reimarus d. Ae.), der Elementarschulen (Pestalozzi, Arndt); ferner das Leben und besonders die letzten Augenblicke Joh. v. Müllers (Müller, Reinhard), Herders Leben und Schaffen (Müller), die mittelhochdeutsche Minnepoesie (Benecke), „Du" und „Sie" im Deutschen und Französischen (Kästner), der Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Nationalcharakter (Sieveking).

---

### E. M. Arndt.

Greifswald, den 9. December 1802.

Herrn Perthes in Hamburg.

Ich habe ein Buch geschrieben unter der Ueberschrift Germanien und Europa, oder meistentheils geschrieben, welches mittelmäßig gedruckt in klein Octav etwa ein Alphabet betragen mag. Dieses Buch ist frei, aber nicht frech geschrieben, denn ich werde meinen Namen darunter setzen, und ich bin der Unterthan eines Monarchen; aber in Berlin, Wien und Leipzig möchte es schwerlich gedruckt werden können. Es enthält eine politisch-philosophische Ansicht der Bildung und Verbildung Europas und in dieser eine Erklärung oder wenigstens eine Wahrscheinlichmachung der neuesten Weltbegebenheiten und der französischen Revolution, wie sie gehen konnte und worin sie endigen mußte. Es enthält am Schluß meine Begriffe von einem Staate, vorzüglich an Deutschland und Frankreich gezeigt, und ein Urtheil über den Geist der Verwaltung Buonapartes; es enthält endlich politische und menschliche Hoffnungen, daß aus der Geistigkeit unserer Zeit, die auf der Erde keinen festen Boden hat, endlich ein Staat und eine Welt voll Gestalt und Seele hervorgehen werde. Ich halte das Buch seines Inhalts und seiner Darstellung wegen nicht für schlecht, und ich glaube, ein ruhiges Urtheil darüber zu haben, weil es ohne Liebe und Haß allein in Liebe des Ganzen gebohren ist. —

### An Villers.

Greifswald, den 8. Juli 1810.

Verzeihen Sie mir, wackerer Mann, daß ich Sie mit diesen gedruckten Blättern („Erziehungsplan" betitelt) behellige; Sie sind selbst schuld daran, auf mancherlei Art: Doch davon kann die Bescheidenheit nicht sprechen. Ich werde eine kleine Aufforderung in die Hamburger Zeitungen setzen und dabei auch Ihren Namen so weit mißbrauchen, daß ich sage, man erfahre das Nähere bei Ihnen. Sollte sich jemand melden, so geben Sie ihm diese Blätter und meinen Namen, daß er des Weiteren wegen sich an mich selbst

wende. Man sucht sich eine menschliche Thätigkeit, sei sie noch so klein: Der Kreis eines ehrlichen Mannes, womit er in das Leben einrollen kann, wird täglich enger. Ein Ernst ist mir es mit der Sache auch deswegen, weil ich selbst einen Buben habe, der bald erzogen werden muß. Sie beten noch wohl mit mir: Gott behüte uns vor Barbarei und Despotenhudelei? Wir sind leider darin, aber unsere Enkel werden darin hoffentlich nicht stecken bleiben.

Ihr

E. M. Arndt.

Herrn Doctor Jucho in Frankfurt.

. . . Ich war sogar von den Aeltesten der hiesigen Stadt zur Beiwohnung der deutschen Versammlung in Frankfurt erkiest. Aber ich bin sehr alt (ich pilgere im 79. Lebensjahre) und den Strapazen von Sitzungen u. s. w. solcher Versammlungen nicht mehr gewachsen.

Segne Gott den Rath und das Schaffen aller Wackeren zur Einigung und Stärkung Deutschlands! Es hat mehr denn je Noth . . .

Bonn, den 27. des Lenzmonds 1848.

---

## Dohm.

à Dresde, le 12 Sept. 1808.

Vous m'avez fait un présent précieux, Monsieur, en m'envoyant Votre Memoire sur les Universités, dont je Vous dois temoigner ma reconnaissance. J'ai commencé à le lire avec cet intérêt, que l'importance de la matière doit inspirer dans ce moment à chacun qui aime et les lettres et sa patrie. Mais Votre manière de traiter votre objet a augmenté encore de beaucoup cet intérêt. La cause la plus belle a trouvé en Vous un defenseur, qui doit espérer d'autant plus de succès, qu'il donne des idées claires et précises aux étrangers, qui n'avoient que des nations confuses et des préjuges et qu'il instruit en même tems les indigènes. Permettez moi que je me range dans le classe des ces derniers. Votre livre m'a fourni beaucoup des matières de reflexions, il a rectifié et étendu mes propres idées. Je suis presque partout d'accord avec les Vôtres. Cependant je vous avoue, que je crois nos instituts encore perceptibles de grandes réformes et que selon moi on devroit profiter du moment d'un changement universel de notre état social, pour l'effectuer et pour rendre nos universités plus parfaites encore qu'elles ont été jusqu'ici . . . Leur organisation intérieure est beaucoup plus l'effet du hazard et d'un esprit qui appartenoit à un siècle bien différent du nôtre, que d'une sagesse legislature . . . Les plus importants de ces abus sont . . . la jurisdiction particulière accordée aux Universités selon les idées et même selon les besoins des tems de leur fondation et la liberté illimité laissée aux jeunes gens tant par rapport à leurs études qu'à leur conduite morale. Honie, qui instruit de jeunes gens et dont la subsistance est en grande partie dépendante, de la faveur de ses élèves, n'en doit pas être le juge. Les occupations minutieuses de ce dernier poste ne sont guère compatibles avec les recherches et meditations d'un sçavant. Il faut sans doute aux jeunes étudians une discipline particulière, une police paternelle. Mais dès que leurs actions sont regardées comme celles des autres membres de la société civile, — ils ne doivent pas avoir d'autres juges que ceux-ci. L'unité de l'exercice de la justice est un des plus grands avantages de la constitution française. Toute exception de cette règle est un pas retrograde. Il ne faut pas faire renaitre l'idée bizarre, que c'est un privilège, une exemtion, d'avoir un autre juge que nos concitoyens . . . . (D. kommt auch auf Schleiermacher zurück.)

---

Wilh. Humboldt.

Monsieur.

Rien n'auroit pu m'être plus flatteur que la lettre pleine de bonté et d'indulgence que Vous avez bien voulu m'ecrire, Monsieur, en date du 25 Mars de cette année, mais qui ne m'est arrivée que hier. Il est assez singulier qu'elle me trouve dans un moment où je vais quitter la sphère d'activité dans laquelle je travaillais jusqu' ici, et qui ne me laissera toujours des souvenirs doux et intéressans. Vous aurez vu, Monsieur, par les papiers publics, que le Roi a daigné me nommer Ministre à Vienne, je me rendrai vers le mois de Septembre à mon nouveau poste, et compte partir en peu de semaines d'ici. M. Rules m'était connu comme un savant extrèmement estimable, la manière dont Vous parlez de lui, me le rend doublement intéressant, et il m'a été précieux de savoir qu'il avait disposé d'accepter une place à cette Université ici. C . . . (?) pendant le séjour que je fais encore ici, je prens encore part à l'Organisation de l'Université, je ne manquerai pas de communiquer son livre et le désir qu'il a, au Ministre Comte de Dohm, actuellement Chef du Département de l' Instruction publique. Je doute, il est vrai, que le moment présent permettra de faire quelque chose pour l'engager de suivre ici. Mais il pourra se présenter des occasions dans la suite. Au reste il est certain que l'Université ici era en activité en automne, on y travaille sans interruption.

Je suis, on ne peut pas plus, reconnaissant, Monsieur, du souvenir que Vous m'avez bien voulu conserver de moi et de Me. de Humboldt. Je ne manquerai pas de lui écrire de quelle manière obligeante Vous Vous rappelez son dernier séjour à Paris. Elle sera probablement encore à Rome; mais si elle reçoit la nouvelle de ma distinction actuelle à tous, elle se rendra maintenant en quitant à Vienne

à Berlin, le 4 Juillet 1810. Humboldt.

---

H. S. Reimarus.

Die Jugend müßte billig vom 10. Jahre an in den Definitiones der vornehmsten Begriffe durch die ganze Philosophie lernen, da ihnen die Merkmale der Definition in einem oder zweyen Exempeln gezeigt werden müßten; aber mehr andere Exempel, jedoch ohne Application auf die Definition, hinzugesetzt wären, daß sie dabey ihre Kräfte übten. Diese deutlichen Begriffe würden mit den Jahren so fruchtbahr werden, daß die Knaben von selbst sehen würden, welche Wahrheiten in diesen Begriffen steckten; auch würden sie dadurch für irrige und falsche Begriffe bewahrt werden; mehrere Vortheile zu geschweigen.

Die Knaben, welche nicht zum Studiren gewidmet sind, müßten in der Schule von den anderen separiret werden, daß sie nicht ihre Zeit unnütz verthun, und dagegen viel Nützliches lernen könnten.

---

Reimarus d. J.

Hamburg, 7. September 1808.

„... Auch die englischen Universitäten (Oxford und Cambridge) gleichen nur unseren Gymnasien, lehren meistens nur Mathematik und Physik und vornehmlich Sprachen. Edinburg aber scheint nach den holländischen Universitäten, sowie diese nach den deutschen, gebildet zu sein, hat auch nicht die alte gezwungene Mönchseinrichtung."

---

Pestalozzi.

An J. G. Greuves in Tübingen.

Iferten, Dezember 1822.

Lieber, theurer Freund!

Was ich immer geschrieben, dessen Publikation hindere ich auf keine Weise, sobald ich glaube oder hoffen darf, daß es auf irgend einem Weg nützlich werden könne. Die Briefe,

die ich Ihnen geschrieben, sind unter Umständen, die mich in allen Rücksichten lebendig bewegten, geschrieben worden. Sie gingen von Herzen, und ich darf darum hoffen, daß sie hie und da wieder zum Herzen gehen werden. Da ich indessen mich ihrer im Detail gar nicht mehr erinnere, so habe ich doch Gründe, Sie zu bitten, mir, ehe Sie sie publizieren, eine Kopie davon zuzuschicken, um allfällige Mißschreibungen zu verbessern, und etwa ein Wort, das ich gerne hinzusetzte, beifügen zu können.

Ich freue mich, daß einige Freunde des Wahren und Guten sie einiger Aufmerksamkeit werth halten.

Lieber Freund! Ich erinnere mich immer mit Dankbarkeit und Vergnügen an Ihren Aufenthalt in unserer Mitte und an die viele Güte und Liebe, die Sie uns erwiesen haben. Mein Wirkungskreis ist seit einiger Zeit ruhiger als damals, und gewinnt mitten unter den dauernden Unannehmlichkeiten meiner Verhältnisse, einen immer ausgedehnteren und gesegneteren Spielraum. Wir arbeiten mit unermüdeter Thätigkeit an den praktischen Ausführungsmitteln der Idee der Elementarbildung, und ich freue mich, daß unsere Bemühungen, diese Mittel immer mehr zu vereinfachen, ganz gewiß dahin führen werden, dieselben in den Haushaltungen des Volkes allgemein brauchen zu können, und dadurch die Kräfte, die in der Natur des häuslichen Lebens für die Erziehung liegen, in einem hohen Grad zu verstärken und zu vermehren.

Lieber Freund! So ist sehr erhebend zu sagen, mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit kleine Kinder in unserer Mitte, das, was ihnen elementarisch gut und genügsam eingeübt worden, andern Kindern richtig und genugthuend beizubringen, und sie zu eben dem Grad der Vollendung ihrer Kenntnisse, zu der sie gelangt sind, zu führen im Stande sind. Es ist nicht zu berechnen, zu welchen großen Folgen es für die Volksbildung hinführen kann, wenn die Zahl der Menschen, die sich die praktischen Ausführungsmittel der Idee der Elementarbildung in einem gewissen Grad der Vollendung eigen gemacht haben, mit Beförderung vermehrt und zu einer bedeutenden Größe gebracht werden kann. Ich sage es gewiß ohne Anmaßung und Selbstsucht, es ist wichtig, daß dieser Gegenstand noch bei meinem Leben und unter meinen Augen so weit gefördert werde, als immer möglich. Darum danke ich Ihnen auch von Herzen für Alles, was Sie bisher dafür gethan haben, und bitte Sie dringend, forthin zur Beförderung dieser Angelegenheit mit Ihrer alten Liebe, Sorgfalt und Thätigkeit zu thun, was Ihnen immer möglich. Die zwei Kinder, die ich durch Ihre Empfehlung von Herrn Pfarrer Wigh empfangen, befriedigen uns in allen Rücksichten; ihr Geist erwacht, sie sind fromm, thätig, heiter und anhänglich, und erregen ausgezeichnete Hoffnungen. Ich danke der Vorsehung für ihr Dasein und fühle die Pflicht, nichts zu versäumen, was geeignet sein mag, die Hoffnungen der guten und edlen Pflegeltern, die sie mir anvertraut, zu erfüllen. — Sagen Sie uns doch, hat Herr Eichenmeyer meine Briefe an Sie gelesen? Und ist es sein Wunsch, daß dieselben in Verbindung mit den seinigen gedruckt werden? Ich wünsche sehr, sein näheres und bestimmteres Urtheil über meine Bestrebungen für Volksbildung zu kennen. (Bis dahin eine fremde Hand.)

Adieu, lieber treuer Freund glauben Sie fest dauernd an die aufrichtige Liebe und Achtung, mit der ich auf immer sein werde Ihr Sie liebender Freund und Diener

Pestalozzi.

---

## J. G. Müller.

Schaffhausen, 7. Januar 1808.

Unter den Manuskripten des seligen **Herders**, dessen Posthuma ich zum Theil herausgebe, fand ich einen Entwurf zur Beantwortung der Preisfrage*), durch welche

*) Gemeint ist Villers' L'essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther etc. Paris. 1804.

Sie sich einen so dauernden Ruhm erworben haben. Er wollte also Ihr Mitbewerber werden! Aber es ist auch mehr nicht als Entwurf, Disposition; doch sehe ich, daß Sie über das Meiste ähnlich dachten.

Schaffhausen, 31. Januar 1808.

... Herder pflegte auf seinen einsamen Spaziergängen über dergleichen Gegenstände nachzudenken. — Zu Hause schrieb er sich flüchtig (in einer sehr abbrevierten Handschrift) den Gang seiner Ideen auf, zu etwaigem künftigen Gebrauch. Ich habe eine Menge Pläne und Entwürfe der Art von ihm in Verwahrung. Gewöhnlich, wenn er sie ausarbeitete, gewannen sie eine ganz andere Gestalt, selbst die Disposition litt Veränderungen. Daß er bei dieser Skizze wirklich den Gedanken gehabt sie auszuarbeiten (wenn es die Lasten der Geschäfte, die man ihm aufbürdete, gestattet hätten), schließe ich daraus, daß er die Preisfrage selbst dazu schrieb. Aber Sie sehen, mein edler Freund, es ist eben nicht viel daraus zu machen, sie ist gar zu kurz und allgemein — thun Sie, was Sie wollen.

... Seine schönsten Pläne und Ideen blieben unausgeführt; man verbitterte ihm zu Weimar das Leben, lud ihm übermäßige Geschäfte auf, die ihm die Zeit raubten und jeder andre ebenso gut machen konnte — o lassen Sie mich diese Seite nicht berühren!

Er unterlag dem Verdruß zu einer Zeit, wo sich ihm eben in Dresden, an diesem edelgesinnten Hofe, eine unvergleichlich schönere Aussicht zeigte.

Schaffhausen, 6. September 1809.

In acht Tagen hoffe ich mit dem ganzen schriftlichen Nachlaß meines Bruders auch seinen Briefwechsel zu erhalten. Denn bis zum 18. August hielt man sie mir in Cassel zurück! . . . Was mein guter Bruder da (in Cassel) gelitten hat, ist unbeschreiblich! Er fiel endlich als Opfer seines wohlgemeinten Eifers, des Lebens müde. Wohl ihm! Auf mich ist nun die ganze Last der Berichtigung seiner Oekonomie gefallen. Die Vocation nach Paris und Cassel im November 1807, die ungeheuren Kosten, die sie ihm, einem unbegüterten Privatgelehrten, veranlaßte, und die auf viele tausend Rthl. steigt — für welche er nie die allermindeste Entschädigung erhielt — ruinirten sein Vermögen, und schwerlich wird der Ertrag seines litterarischen Nachlasses hinreichen, seine Schulden zu tilgen — obwohl ich alles Mögliche thun will, damit Niemand einen Heller an ihm verliere . . .

Schaffhausen, 13. November 1809.

... Gleich Anfangs Juli haben mir die Schultheißen und einige andere Freunde von Bern sehr freundschaftliche Briefe geschrieben; und kürzlich hat mir der edle Herr von Millinen im Namen mehrerer Freunde ein Kapital von 20000 Berner Franken (= 13 300 Reichsgulden) à 3%, auf mir gefällige Jahre zurückzuzahlen anerboten. Ueberhaupt ist die Theilnahme in der Schweiz groß und edel — wenngleich vielleicht hie und da Neider versteckt seyn mögen, oder politische Philister und Sektirer, die ihn nicht begriffen — aus dem waldechten Toggenburg, wo nicht einmal eine Stadt ist, hat man mir Beyträge zur Tilgung der Schulden offerirt. Hiesige Stadt hat (so genau man sonst die Finanzen zusammenhalten muß) auf eine Petition einiger zwanzig meist junger Männer die Bibliothek gekauft, die nun dieser Tage angelangt ist. Ich habe aber auch ein Opfer dazu gebracht. Der Schulden waren sehr viel, mehr, als ich Anfangs wußte — unter uns gesagt, gegen 14 000 Rthlr. Seit ich aber die Conti der Pariser Schneider und Brodeurs für seine Ordenskleider, die er ja machen lassen mußte, die Rechnungen für Postgeld in Cassel, im Jahre 1808 und 1809, denn er war auch für Amtsbriefe nicht postfrey, die sich monatlich gegen 300 Rthlr. beliefen, und andere Casseler Ausgaben unter seinen Schriften gefunden habe; seitdem begreife ich alles. Die Reise- und Transportkosten von Berlin nach Tübingen und zurück nach Cassel sind ungeheuer. Die Briefe (J. v. M.s.) machen mir manche Sorgen, da ich so viel treffliche und Demosthenisch-beredte Stellen weglassen muß, die jetzt noch nicht gedruckt werden dürfen . . . Sie

sollten ihn erst persönlich gekannt haben. Er war gut wie ein Kind, zugleich voll unschuldigen Witzes und gar nicht sich hervordrängend, so daß den gemeinsten Leuten wohl bei ihm war.

Schaffhausen, 3. December 1809.

Während der Versammlung am 5. Junius erhielt ich die Nachricht vom Tode meines Bruders, und wenige Tage darauf ein rührendes und sehr theilnehmendes Schreiben des Landamman d' Affry, im Namen und auf Befehl der Tagsatzung.

Heute ist das Krönungsfest zu Paris; ich wollte fast darauf wetten, es wird eine neue Krönung geschehen sein! Die Wiederholung derjenigen, welche vor 1009 Jahren am 25. Dezember zu Rom geschah.

Schaffhausen, 18. November 1813.

. . . Selbst vom höchsten Orte mußte mein Bruder 14 Tage vor seinem Tode vor dem versammelten Hofe die Worte hören: „Die Gelehrten machen uns Thorheiten; es sollen nur Soldaten und Ignoranten im Lande sein: Da lasse sich am besten regieren!"

9. März 1814.

Rußland hat auf das bestimmteste den besten Willen für die Schweiz erklärt. Der Kaiser hat es mir selbst so nachdrücklich, wie er immer spricht, gesagt, auch seine geistreiche Schwester, die Großfürstin Catharine.

---

Reinhard (Vgl. Reinhards Briefe an Villers.)

Cassel, le 7 Juin 1809.

La lettre incluse, mon cher Villers, est restée entre mes mains, parceque l'occasion sur laquelle j'avais compté ne s'est point présentée; et vous connaissez déjà le triste Postscriptum que je suis obligé d'y mettre! Notre ami Muller n'est plus. Un conseiller d'Etat Français a prononcé un discours français sur sa tombe!

Mais consolés vous; il a parlé comme un allemand.

Voules-vous savoir de quelle maladie il est mort? Il est mort d'une ésésipole, causée par une promenade de soir à laquelle je l'avais engagé. La veille il avait fait son testament et dans cette promenade, que je n'oublierai point, préoccupé d'idées sombres, il n'avait parlé que de la mort. Nous allâmes voir le Ministre de Hollande; M. d'Hogendorp arrivait de Visac pendant nous y étions; il nous raconta la journée du 10, le siège qu'on allait soutenir. le bombardement que se préparait.

Le lendemain je reçus une lettre de Jacobi qui me disait: Ich bin dahin! Fragen Sie doch Müller, ob er auch dahin ist? Je lui communiquai cette lettre: le billet par lequel il me répondit fut son dernier. Il est mort d'une maladie bilieuse, il est mort de chagrin! Vous aurés pu en savoir les causes; vous ignorés peut-être la dernière. Il ne convient pas au reste que se soit moi qui vous l'apprenne, ni que vous discés que c'est moi qui vous écris qu' il est mort de chagrin. Nous nous voyions tous les jours, surtout dans les derniers tems. Il trouvait quelque consolation à être avec moi; sa société était le principal agrément de mon séjour à Cassel. Hélas, je ne pensais pas qu' il mourrait: je ne le mettais pas assés à profit. Mais ce qui me charmait au point de me faire oublier que je me trouvais à la source des connaissances et du savoir, c'était sa bonhommie d'enfant, c'était cette innocence d'âme que je n'avais jamais trouvée dans un homme comme lui. Je me laissais aller à un scortiment d'aise que j'ai rarement éprouvé: nous causions, nous revions, nous nous entendions; et souvent nous ne nous disions pas tout, parcequ'au milieu de la confiance intime que nous avions l'un pour l'autre, nous respections réciproquement notre situation.

Souvent il venait diner avec nous, en petit comité, comme il l'aimait. Alors le vin du dessert ou le bischof le faisait épa . . . à tout le feu de son esprit

faiblissait en étincelles; sa gaieté devenait éloquante; son érudition s'intonnait de la ceinture des graces, ou bien son ame se montrait et il disait la vérité comme il la courtait, comme ce l'avoit écrite.

Il laisse ses manuscrits, sa bibliothèque et ses dettes. Il parait que son frère ne viendra point; sa présence serait bien nécessaire, car je prévois des infamies que j'empêcherai si je le puis. . . .

---

Georg Friedrich Benecke.

Göttingen, März 20. 1810.

Erlauben Sie mir, mein hochverehrter Freund, daß ich Ihnen die beykommende Ergänzung der Sammlung von Minnesingern (Göttingische gelehrte Anzeigen. 45 Stück. Den 19. März 1810) überreiche. Niemand hat sowohl in Beziehung auf den Inhalt als auch in Beziehung auf den Herausgeber, gerechteren Anspruch darauf als Sie.

Sollten Sie Gelegenheit haben, in einem französischen Journale eine kurze Erwähnung dieser Minnelieder zu thun, so würden Sie mich in sofern recht sehr verbinden, als mir dieses vielleicht beförderlich sein könnte, ein oder das andere deutsche Manuskript aus französischen Bibliotheken zu erhalten.

---

Kästner.

Monsieur.

Parceque Vous aves trouvé digne de votre atention une de mes epigrammes, en voici une autre sur le même sujet. J'étois à Leipzig en société avec quelques gens des lettres, chacun des nous procurait un livre de lecture qui circuloit durant un mois et retournoit à son proprietaire. Un des membres s'appeloit Gasc, originaire d'une famille refugiée après la revocation de l'Edit de Nantes, et gagnoit sa vie à enseigner le français. Il nous envoyoit à l'ordinaire le Mercure de France, qu'il lisoit avec les écoliers, mais qui n'étoit pas une lecture pour nous autres. Un mois il s'avoisoit d'envoyer la pucelle. La dessus je le remercioi comme suit:

Was von der Jungfer und der H—
Alzirens Dichter ruchlos singt,
Daß Gasc uns das zu lesen bringt,
Damit verbüßt er zehn Mercure.

Jai eu une autre idée sur le même ouvrage, que je n'ai jamais pu rimer. On disoit sur la pucelle de Chapelain:

Illa Capellani dudum exspectata puella
Post longa in lucem tempora prodis anus.

La pauvre Jeanne d'Arc a été encore plus maltraitée de Voltaire que de Chapelain.

Pendant la guerre de sept ans on chantoit à Paris:

Bateaux plats à rendre
Soldats à louer
Ministres à pendre
Generaux à rouer
O france le sexe femelle
Fit toujours ton destin
Ton bonheur vint d'une pucelle
Ton malheur d'une catin.

Je suis avec beaucoup d'estime

Monsieur le Vôtre

Kaestner.

Le 3 du Janv. 1797.

Auf einem Stück von six livres, l'an 11. de la Republique, sind die römischen fasces oben mit der Freyheitsmütze. Nun ragt eigentlich aus den römischen fascibus das Beil zum Enthaupten hervor. So bedeckt die Republik das Mordbeil mit der Freyheitsmütze.

7. März 1797.

. . . A propos d'Ozanam, je crois qu'il a eu une influence singulière dans le langage allemand dans les mathematiques. Wolf dans ses livres allemands parle toujours à l'écolier, dans la seconde personne du pluriel.

Machet die Linie AB=AC, c'est qui n'est pas aussi poli dans l'allemand que le français faites. J'ai toujours cru que Wolf qui s'est beaucaup servi d'Ozanam et d'autres auteurs français à introduit ce gallicisme. Les sansculottes avoient commencé à se toutoyer, mais je crois que cette nouveauté est arrivée à son terme comme le sont beaucoup d'autres nouveautées republicaines.

Pour le reste le tu s'étant toujours conservé dans le langage poëtique des nations vivantes, il m'a paru singulier que Voltaire s'en est dispensé.

Pole inmobile aux yeux si lent dans nôtre course
Foyés les chars glaçes des sept astres de l'ourse
Employés dans le cours de vos sangs mouvements
Deux cent siècles entiers au de là six mille ans.
J'ai taché de rendre cette politesse française en allemand
Und Sie, Herr Pol, fliehn langsam von dem Bäre
So höflich spricht mit Punkten nur Voltaire — —

9. Januar 1797.

Monsieur.

Je me trouve trop honoré de l'attention que vous donnés à mes bagatelles. Le nom que je n'avais pas ecrit assez lisiblement est: de Gasc. Ce Mr. de Gasc est mort il y a quelque ans à Brunsvic où il étoit une espece de juge de la Colonie françoise. Il étoit compagnon très agréable. Il avoit étudié à Halle, où il avoit commis quelques extravagances un jour de fète qui étoit celebré par les Lutheriens, mais ne pas par les Reformés. Le Prorecteur l'ayant fait citer le reçut avec cette demande: „Sind Sie ein Christ? Il avoit repondu: Ja, ein reformierter Christ." La dessus, je lui dis: Sie werden es wohl gemeynt haben, wie der Franzose seyn: Officier reformé. Depuis ce tems nous l'apellions: Le Chretien reformé.

---

## Karl Sieveking.

. . . L'esprit allemand et l'esprit français, semblables à deux courbes, qui souvent paroissent suivre la même direction, souvent se croisent, peu différentes à l'oeil moins scrutateur, ne montrent leur] véritable inégalité qu'a celui qui poursuivant leur nature sait y trouver une loi constante à qui leur cours obéit.

Ayant saisi cette loi nous sommes en état de nominer la cause, pourquoi si rarement les deux nations se comprennent mutuellement et de déterminer tous les points où leurs pensées nécessairement doivent se toucher ou dévier entre elles.

Vous paroissez vouloir comparer l'esprit des français à la parabole direction commune à tout ce qui cherche la terre, qui quoique s'élévant insensiblement de l'axe sur laquelle elle repose, s'en élève moins, plus elle s'alonge; tandis que celui des allemands ressembleroit à l'hyperbole qui d'un elan moins terrestre, en s'éloignant toujours de l'axe qu'elle quitte le moment même de sa naissance, paroit chercher une direction dont elle s'approche à l'infini en montant toujours, quoique jamais elle ne puisse l'atteindre.

Les mêmes forces attractives et génératrices du mouvement se retrouvent dans l'une et dans l'autre de ces deux lignes, mais des loix distinctes gouvernent le changement successif de la proportion qu'elles tiennent ensemble.

Celle qui paroit prépondérer dans l'une est dévancée dans l'autre. Ce sont la matière et l'idée qui se disputent l'homme.

... En comparant toute la masse d'idées dans les livres de Votre nation à celle qui se trouve dans ceux de la nôtre on voit qu'elles ont prises des formes très distinctes selon la nature de leur langue. Heureusement ou malheureusement peut-être la nôtre pense pour nous, tandis qu'en laissant aller les rênes à la vôtre vous n'arrivez qu' à des bouts rimés, des équivoques ou des calembourgs.

J' ose dire, qu'en général beaucoup de français ont plus d'esprit que leur langue, tandis que peu d'allemands en ont autant que la leur.

Chez nous les mots sont des êtres vivans doués d'une force propagatrice, chez Vous ce sont des pierres d'une regularité exacte et d'une politure rare. C'est de cette difference que la plus grande partie de ce qui sépare Votre litérature de la nôtre a pris son origine.

Ecrire chez Vous, c'est faire une sorte de mosaique, chez nous c'est peindre. La règle, le compas, tous les instrumens dont Vous pouvez Vous servir nous manquent. Nous n'avons que notre idée et les couleurs, capables par des alliances formées entre celle d'une infinité de nuances.

Chez nous il y a beaucoup à vaincre et le mérité est à proportion de la peine. Quoiqu'on en dise l'assiduité dont on nous vante tant est plus générale en France qu'en Allemagne. Là où il faut une précision géométrique de brillantes antithèses, une gaité claire et luisante rarement nous approchons de Vous. Aussi ne peut on pas nier qu'avec un art admirable on a composé de ces particules infiniment polies de la langue des tableaux entiers dont l'idée toujours présente à l'artiste peu s'en faut malgré cette classique et lourde éternité paroit douée de vie et de mouvement dans les agglomérations de vers ou de périodes.

Peut-être les allemands jusqu'à présent ont eu peu de peintres. Longtems, occupés à faire de la mosaique avec les couleurs, dont nous ignorions le véritable usage, pour imiter nos voisins puis tout ce qui chez d'autre nations s'étoit conservés de vieux tableaux, ceux qui ont eu le courage de consulter la nature sont en beaucoup plus petit nombre que nos gazettes litéraires veulent le faire croire et parcequ'il n'y avoit aucun point de ralliement leurs efforts épars ont formé beaucoup d'imitateurs, mais peu d'élèves, comme le fasoient ces belles écoles d'Italie qui de génération en génération laissoit à une rigoureux jeunesse ce qu'un long exercise avoit amassé de règles utiles et de grandes vues. Aucun Raphaél chez nous n'est sorti de l'attelier du Perugino.

On a droit de ce plaindre, car ceux qui en général parlent dans nos universités ne sont pas nos peintres.

Göttingue, ce Samedi 6. Août 1808.

# Michail Nikiforowitsch Katkof.

Von

**E. Maschke.**

— Breslau. —

„Mit allen wahrhaft russischen Männern bin ich tief betrübt über Ihren und unseren Verlust. Das mächtige Wort Ihres verstorbenen Gatten, beseelt von einem glühenden Patriotismus, hat das russische Gefühl wieder erweckt und in Zeiten der Verwirrung die gesunde Gesinnung wieder gekräftigt. Rußland wird seine Verdienste nicht vergessen, und Alle vereinigen sich mit Ihnen in einem gemeinsamen Gebet für die Ruhe seiner Seele.“ Solche Worte des Beileids richtete Kaiser Alexander III. am 21. Juli a. St. 1887 an die Wittwe des zu Moskau dahingeschiedenen Michail Nikiforowitsch Katkof. — Unbedingt eine höchst eigenartige politische Erscheinung dieser Professor klassischer-humanistischer Wissenschaft Michail Katkof, der dann als einfacher Publicist ein Vierteljahrhundert hindurch einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Geschicke des gewaltigen Reiches ausgeübt hat, indem er der intime Rathgeber zweier Kaiser gewesen.

Wie Katkof dazu gekommen ist, was ihn wohl dazu berechtigte, das wird jedem Nichtrussen schwer verständlich erscheinen; man muß sich thatsächlich erst mit Rußland, seiner Bevölkerung und seinen Verhältnissen vertraut machen, um überhaupt die Möglichkeit einer solchen politischen Erscheinung, wie sie sich in Michail Katkof darstellt, einigermaßen begreiflich zu finden.

Sprache, Sitten, Einrichtungen haben aber so hohe Schranken zwischen Rußland und den Staaten des europäischen Westens aufgerichtet, daß gerade dieses ausgedehnteste Reich Europas mit der zahlreichsten Bevölkerung noch am wenigsten bekannt ist. Anatole Leroy-Beaulieu, einer der genauesten

Kenner der russischen Verhältnisse, sagt darüber in seinem Werke „L'Empire des Tzars et les Russes" (Paris 1889):

„Wie sollte ein Volk auch gleich verstanden werden, das sich selbst erst noch zu begreifen sucht, dessen Entwickelungsgang mitunter wohl sprungweise fortschreiten will, im Allgemeinen aber doch ein zögernder ist."

„Das russische Reich ist ein Land der inneren Colonisation von ein- oder zweihundert Jahren und zugleich ein tausendjähriges Reich. Dieser Dualismus ist der Grundzug der Contraste, die uns überall, im Privatleben, im Charakter, im Staate entgegentreten, Contraste, die so häufig sind, daß sie geradezu zur Regel werden. Daher die Verschiedenartigkeit der über Rußland gefällten Urtheile, die in der Regel nur deshalb unrichtig sind, weil sie nur die eine Seite treffen. Dieser Dualismus, der alle Bedingungen des Lebens beherrscht, hat auf die materielle und politische, wie auf die moralische Entwickelung Rußlands unmittelbaren Einfluß. Die Russen sind noch immer ein Volk in der Phase des Werdens, und zwar sowohl im moralischen, wie im materiellen Sinne. Rußland hat seine Mission noch lange nicht erfüllt . . ."

„Wir müssen uns in Bezug auf die sociale Entwickelung dieselbe Frage stellen, wie in Bezug auf den Boden und die Rasse. Worin ist Rußland europäisch, worin asiatisch, worin einfach slavisch und russisch? Haben die Jahrhunderte seiner langen Entwickelungsperiode dasselbe durch eine gleiche Erziehung zum europäischen Leben herangebildet, oder haben sie es zu einer eigenartigen, originalen, von Grund aus der westlichen Cultur verschiedenen vorbereitet?

„In den Augen der Sapadnisti und Parteigänger des Westens besitzt Rußland in seiner Vergangenheit und in seinen Traditionen nichts, was dasselbe von Europa trennte. Es hat keine eigene, wahrhaft originale, nationale, eingeborene Cultur, es ist einfach im Rückstande gegenüber seinen westlichen Nachbarn. Es ist ein Staat des Mittelalters geblieben; nichts aber steht dem entgegen, daß es sich die ganze Cultur vorgeschrittener Völker zu eigen machen, daß es für die germanisch-romanische Civilisation dasselbe werden kann, was die germanischen Völker einst für die römische Civilisation gewesen sind."

„In den Augen der Slavophilen dagegen, sowie Vieler von gleichem Geiste inspirirter Patrioten ist Rußland von Grund aus von Europa verschieden. Es hat von seiner Vergangenheit eigenthümliche Institutionen überkommen und ist nach Ursprung, Erziehung, Culturelementen zu ganz anderer Bestimmung berufen. In der Art, in welcher dasselbe bevölkert, der russische Staat gegründet, das russische Land besetzt wurde, in der Auffassung von der Familie, von dem Eigenthum, von der Autorität besitzt Rußland die Grundbedingung einer neuen Civilisation, und zwar einer solchen von größerem Gleichgewicht, größerer Dauerbarkeit und größerer Harmonie, — einer Civilisation, die wesentlich befähigter zu unberechen-

barem Fortschritte ist, als die greisenhafte, sieche westliche, die bereits durch ihre inneren Conflicte mit Zersetzung bedroht ist."

Zu dieser letzteren Partei gehörte schließlich Michail Katkof, wie er denn als Führer an der Spitze des Altrussenthums, — der National-Russen stand.

Was nun aber Katkofs politische Thätigkeit anbelangt, so äußerte sich dieselbe „öffentlich" im Wesentlichen nur in den Leitartikeln der von ihm redigirten Moskauer Zeitung, während im Uebrigen seine politische Wirksamkeit sich gewissermaßen hinter den Coulissen abspielte, im intimen Gedankenaustausche mit seinem Souverän und in der Einflußnahme auf die obersten Staatsbeamten, denen er seine leitenden Gedanken mittheilte. Fand Katkow hier Widerstand, so wußte er diesen in den meisten Fällen zu beseitigen. So war seinem Einflusse der Sturz des Unterrichtsministers Golodwin 1866 wesentlich zuzuschreiben, hatte er 1882 die Entlassung der Minister Loris-Melikof, Abasa und Miljutin durchgesetzt und durch seine Angriffe in der Moskauer Zeitung schließlich auch den Minister des Inneren Ignatief gestürzt.

Dem Werdegange und der politischen Thätigkeit Katkofs, dieses eigenthümlichen, in Rußland so einflußreich gewesenen Mannes, etwas näher zu treten, dürfte demnach wohl von Interesse sein.

Im Jahre 1818 zu Moskau geboren, entstammte Michail Katkof einer kleinadligen russischen Familie. Seine akademische Bildung hatte er zunächst auf der Universität seiner Vaterstadt, dann aber in Königsberg und in Berlin erhalten. Auf letzterer Universität soll er ein eifriger Schüler Schellings gewesen sein. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde Katkof dann als Professor der Philosophie an der Universität zu Moskau angestellt, sah sich jedoch bereits 1849 in Folge der von dem Kaiser Nicolaus angeordneten Beschränkungen der akademischen Lehrfreiheit zur Aufgabe seiner Stellung genöthigt.

Im Jahre 1856 begann er die Herausgabe des Journals „Russkij Wjestnik", des russischen Boten, worin er die modernen Ideen des Liberalismus und namentlich das englische Selfgovernment vertrat, zugleich aber auch als Gegner der radicalen und socialistischen Partei sich erwies. Katkof war es gelungen, die Erlaubniß zur selbstständigen Behandlung politischer Fragen zu erhalten, während bis dahin die russische Presse sich damit begnügen mußte, die politischen Nachrichten und Noten nachzudrucken, welche in dem Privatelstwenny Wjestnik veröffentlicht worden waren; selbst die militärischen Nachrichten, namentlich im Krimkriege, durften nur dem „Russischen Invaliden" entlehnt und lediglich ohne jeden Commentar und ohne jede daran geknüpfte Betrachtung wiedergegeben werden. Die erste Nummer seines „Russischen Boten" weihte Katkof 1856, also bald nach Schluß des Krimkrieges mit folgendem Artikel ein:

„Endlich hat dieses schreckliche Jahr 1855 seinen Umlauf beendet! Wie viel wichtige Ereignisse, wie viel Trauriges, wie viel Seufzen und

vergossenes Blut hat es mit sich gebracht! Es wird in den Jahrbüchern der Weltgeschichte stets ein denkwürdiges bleiben und sein Kampfgetöse einen langandauernden Widerhall bei den Völkern und Reichen finden . . . Möge die Vorsehung unser schönes Vaterland segnen, möge sie ihm seine Leiden vergelten und seine Hoffnungen erfüllen. Möge sie ihm ihre Gnade zuwenden bei den Prüfungen, welche dasselbe zu bestehen hat. Während der tausend Jahre seines Daseins hat dasselbe schon viel erlitten, indem es aber ergebungsvoll den Schmerz in seiner Brust verschloß und auf die Vergütigung seiner Opfer verzichtete. Mögen ihm jedoch jetzt seine Opfer und Leiden von ehemals angerechnet werden, auf daß sie ihm die Bürde der gegenwärtigen Prüfungen erleichtern . . .

„Mit reiner und aufrichtiger Liebe richten wir unsere Blicke nach dem Throne. Alles, was an Kraft und Begeisterung in uns vorhanden ist, weihen wir unserem regierenden Herrn; freudig und mit ganzer Ergebenheit werden wir unter seinem Banner einer neuen Zukunft entgegenrücken, wir werden mit dem vollen Vertrauen vorwärts marschiren, daß das Feldzeichen unseres Souveräns die Ehre, das Licht, und das wahre Wohl unseres Vaterlandes bedeutet!"

Gegen Ende 1858 hielt es Katkof, jedenfalls pro domo, für angezeigt, gegen das Berliner Preßbureau eifern zu sollen. In der „Chronik der Gegenwart" seines Journals richtete er einen geharnischten Artikel gegen die Maßnahme der preußischen Regierung, Journalisten zu erkaufen und somit die Organe der öffentlichen Meinung zu bestechen.

„Die öffentliche Meinung zu verführen, die Ueberzeugung zu vergewaltigen, was kann es Traurigeres geben, sowohl für die bürgerliche Gesellschaft, als für die Regierung selbst? Warum hat man diese armen Journale der Provinz irre geführt und vergewaltigt? Hat die Regierung als Ersatz für die unvermeidlichen üblen Folgen, mit denen sie die Gesellschaft angesteckt, auch nur einen vorübergehenden Erfolg geerntet, als sie mit aller Kraft ihres Ansehens das Verderbniß und eine unehrenhafte Lüge in das geistige Gebiet hineingebracht hat? Wie könnte es ihr zur Freude gereichen, daß die bürgerliche Gesellschaft aufhörte an die Aufrichtigkeit der Meinungen zu glauben? Wie zur Genugthuung rücksichtlich der staatserhaltenden Principien, wenn das Volk sich daran gewöhnte, jedes zu seinem Besten gesprochene Wort als eine eigennützige, verächtliche Täuschung zu betrachten? Das sicherste Mittel, irgend ein Princip in der Ueberzeugung der Menschen zu Grunde zu richten, die beste Gelegenheit, seine moralische Kraft zu untergraben, ist sicherlich, dasselbe unter officiellen Schutz zu nehmen . . . Eine Regierung, welche von wahrhaft guten Vorsätzen beseelt ist, eine gewissenhafte und aufgeklärte Regierung kann nicht unempfindlich sein für das Bedürfniß, eine unabhängige und freie Meinung zu hören . . . Die Regierungen gehen aus derselben bürgerlichen Gesellschaft hervor, sie haben von ihr gewisse Ideen und Begriffe empfangen, die ihre Stärke

und ihre Schwäche ausmachen, wenn sie zur Macht gelangen: warum sollten also von dieser Gesellschaft selbst, die sie hervorgebracht und gepflegt hat, nicht auch andere Ideen, andere Auffassungen ausgehen können? Warum könnten solche nicht auch andere Seiten der betreffenden Frage beleuchten, zum Nutzen der Gesammtheit, der Gesellschaft wie der Regierung? Möge die Regierung die Denker und die befähigten Leute aufsuchen und an sich heranziehen, das wäre sehr gut; sie sollte sie aber für die amtlichen Geschäfte suchen und nicht für die Litteratur; anderenfalls wird sie sich in ihrer Berechnung täuschen, wird deren Schwäche offenbaren, sich mit Schande bedecken und im hohen Grade nur zur geistigen Verderbniß, zum moralischen Verfall beitragen."

Dieser gehässige Angriff, obwohl nach Berlin gerichtet, erregte denn doch auch in Petersburg lebhaften Verdruß, wo man gerade im Begriff war, die Preßleitung zu organisiren, sie dem Ministerium des Inneren zu übertragen und sie einigermaßen nach preußischem Muster einzurichten. Es drohte dem „Russischen Boten" die Unterdrückung. Katkof wurde von der Censur beschuldigt, daß er constitutionelle Lehren verkündigte; anstatt sich aber dagegen zu vertheidigen, ging er selbst zum Angriff über. Sehr wohl eingeweiht in die Bestrebungen und geheimen Hoffnungen, welche die von Alexander II. inaugurirte neue Aera in gewissen höheren Kreisen hervorgerufen hatte, warf er die Beschuldigung auf seine Ankläger zurück. In einer bezüglichen Abhandlung legte er seine Auffassung dar von dem Russischen Staate und von der nothwendigen Rolle der öffentlichen Meinung in einer Autokratie.

„Wenn der „Russkij Wjestnik" sich den Vorwurf constitutioneller Tendenzen zugezogen hat, ist dies denn nicht gerade, weil ihm, wie er die gegenwärtige Lage Europas ansieht, diese Länder, wo auf den unerschütterlichen Grundlagen der Ordnung und Gesetzlichkeit sich segensreich und mächtig die persönliche und allgemeine Freiheit entwickelt, über diejenigen zu siegen scheinen, in denen die revolutionäre Lava sich noch nicht abgekühlt hat, wo in dem Schooß der bürgerlichen Gesellschaft noch der hitzige Kampf von unversöhnlichen Elementen statthat und wo, an Stelle des Gesetzes, das Joch einer militärischen Dictatur auf Allen lastet? . . . Wir sind überzeugt, daß mit der russischen Autokratie vollkommen vereinbar sind diese heilige Gesetzlichkeit, ohne welche die menschliche Gesellschaft nicht gedeihen kann, diese persönliche Freiheit, ohne die es unmöglich ist, menschenwürdig zu leben, endlich diese Art der allgemeinen Freiheit, welche nichts Anderes ist, als der bessere Ausdruck und die beste Probe für die Festigkeit der Ordnung in einem Lande und für die Standhaftigkeit der höheren Autorität . . . . Die öffentliche Meinung kann schwankend sein und verschiedene Schattirungen aufweisen, aber durch den Mund der Regierung spricht das Gesetz, welches einen unbedingten Gehorsam fordert, welches mit einer obligatorischen Gewalt ausgerüstet ist. Um in bestimmter Weise in

der Litteratur Einfluß ausüben zu können, müßte die Regierung gewissen Ideen Gesetzeskraft verleihen im Gegensatz zu anderen. Dies ist aber offenbar unmöglich, das hieße, das Volk jedes Lebens, jedes Geistes berauben, das hieße, jede Gedankenbewegung tödten . . ."

Der Conflict mit dem Ministerium erhöhte noch das Ansehen Katkofs; auch wußte dieser wohl, daß er mit seinen entwickelten Anschauungen dem Kaiser Alexander gleichsam aus der Seele gesprochen hatte.

Im Jahre 1861 pachtete Katkof die der Universität Moskau gehörige „Moskauer Zeitung" und übernahm auch die Redaction derselben. Mit diesem öffentlichen Organ leistete er damals seinem Vaterlande wirklich gute Dienste. Man kann sich schwer eine Vorstellung davon machen, welcher Sturm der Thorheit, ja des Wahnsinns gerade in den ersten Regierungsjahren Alexanders II. über das russische Volk dahin brauste. Als mit dem neuen Regime ein Schimmer von Freiheit dem nur oberflächlich gebildeten Volke zu leuchten schien, da rief dies eine merkwürdige Gährung hervor, und mit einem einzigen Sprunge stürzte sich ganz Rußland in ein geistiges Chaos, wo ihm geradezu der Untergang drohte. Der Neuerungswahnsinn, welcher sich der höchsten Regierungskreise bemächtigt hatte, verbreitete sich reißend schnell bis in das bescheidenste Provinzialstädtchen und richtete unglaubliche Verwirrung an.

Die Keime der Anarchie wurden bis in die entferntesten Gegenden des Reiches getragen. Alle Thorheiten, aller Wahnsinn, welche Europa im Laufe der Jahrhunderte beunruhigt, hatten plötzlich von dem primitiven Geiste der russischen Gesellschaft Besitz ergriffen. Alle die subversiven Ideen, welche jemals in verrückten Hirnen gespukt, hatten sich zu gleicher Zeit an den Ufern der Newa ein Stelldichein gegeben. Religion, Familie, Eigenthum, Staat, Vaterland, Alles sollte dem Dämon der Revolution zum Opfer gebracht werden, der von den Hohenpriestern der „Russischen Intelligentzia" Reform genannt wurde. In dieser allgemeinen Verwirrung hörte man auch noch auf die Stimme des „Kolokol", auf das ultrarothe Blatt, das Hertzen in seiner freiwilligen Verbannung in London redigirte. Die von der „Glocke" verkündeten Lehren basirten lediglich auf den communistischen und socialistischen Ideen, welche bereits 1848 einmal glücklich überwunden worden waren, und bestanden in einem Gemisch von Jacobinismus und Anarchismus, wie es nur in einem wirren slavischen Hirn entstehen konnte.

In London, umgeben von den Ueberbleibseln der europäischen Revolution und beeinflußt von polnischen Verschwörern, welche im Exil ihre unterirdische Maulwurfsarbeit fortsetzten, erfreute sich Hertzen trotzdem bei der „russischen Intelligentzia" eines um so größeren Vorzuges, als sein Name in der Presse nicht genannt werden sollte. In ihren Augen war Hertzen eine geheiligte Person, indem sich diese Leute selbst wohl für Liberale hielten, während sie im Grunde genommen an demagogischem

Radicalismus Alles übertrafen, was Europa bis dahin Böses gesehen hatte. Rußland gewährte jetzt das wunderbare Schauspiel, daß der Mann, welcher die russische Jugend revolutionirte, zur anarchistischen Propaganda mit Eisen und Blut antrieb, sie zu Brandstiftungen anregte, daß dieser selbe Mann es wagen durfte, sich an den Zaren mit Rathschlägen in der hohen Politik zu wenden, und daß selbst Minister seine Ansichten hoch schätzten.

Katkof leistete also, wie bereits bemerkt, in diesem Falle einen wirklich guten Dienst. Er unternahm es, diese verborgene Macht zu bekämpfen, welche ein Volk dem Abgrunde entgegentrieb, das plötzlich aus einer tiefen Lethargie erwacht war, um dann in eine Anwandlung von Wahnsinn zu verfallen. Hertzen angreifen, hieß gleichzeitig dem russischen Volke entgegentreten, das von der Stimme der Glocke geradezu hypnotisirt schien. Der Feldzug, welchen Katkof in der Presse gegen Hertzen eröffnete, war jedoch entscheidend, und ganz Rußland hatte, für den Augenblick wenigstens, sich von dem revolutionären Alp befreit, der auf ihm gelastet. Die russische Presse hatte nicht gewagt, den ihrem Abgott hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, und sich damit begnügt, gegen die heftigen Ausdrücke, deren sich Katkof bedient, bescheiden zu protestiren. Aber um das Idol war es fortan geschehen, es war in Stücke gebrochen.

Katkof war jetzt eine journalistische Macht geworden, und er sollte bald wieder Gelegenheit haben, sich als solche zu bethätigen, als 1863 die polnische Revolution hereinbrach. Es ist nicht zu verkennen, daß diese eine schwere Gefahr für Rußland brachte. Polen war seit mehreren Jahren schon zu einem Centrum der Agitation geworden; die Insurrection organisirte sich dort gleichsam am hellenlichten Tage. Die alten Revolutionäre von 1848 hielten den Augenblick jetzt für günstig, um in Polen und Ungarn zunächst eine moralische, dann aber eine Insurrectionsbewegung zu erregen, welche die Wiederaufrichtung des alten Polens und die Unabhängigkeit Ungarns erzielen sollte. Dem sich vorbereitenden Unternehmen waren die Sympathien und selbst die thatsächliche Beihilfe aller europäischen Revolutionäre im Voraus gesichert.

Das kleine Lager russischer Emigrirter, welches sich um Hertzen gebildet, hatte die Mitwirkung aller der fortgeschrittenen Elemente versprochen, welche sie noch immer in Rußland zu Gunsten der von Alexander II. eingeführten liberalen Reformen zu rekrutiren im Begriff waren.

Die Polen glaubten mit gewissem Recht, auf die Unterstützung, wenigstens auf eine moralische, von Seiten der Tuilerien rechnen zu können, diejenige des Palais Royal war ihnen bereits gewiß. Die in der europäischen Gesellschaft herrschenden Ansichten schienen zu allen Hoffnungen zu berechtigen; bekanntlich erfreute sich damals das Nationalitätsprincip, zu dessen Apostel Napoleon III. sich gemacht hatte, besonderer Gunst. Der russischen Herrschaft standen in Polen, jetzt wie früher, zwei Parteien

gegenüber, die in ihrer Feindschaft gegen das Zarenreich und die Fremdherrschaft zwar einig, im Uebrigen aber, sowohl in Beziehung auf die gesellschaftlichen Zustände, die geschaffen werden sollten, als bezüglich der Mittel, die man in Bewegung setzen wollte, um den Zweck zu erreichen, vielfach gar sehr uneins waren. Die eine dieser Parteien unter Mieroslawski, in welcher der alte „polnische Reichstag zu Pferde" auch jetzt noch lebendig erschien, bestand zumeist aus dem kleinen armen Adel oder aus Leuten von unsicherer Lebensstellung. Mieroslawski und die Anhänger der kosmopolitischen Revolution hatten besondere Eile, die Insurrection ausbrechen zu sehen, und drängten mit allen ihren Kräften darauf hin.

Die andere polnische Partei dagegen, die sogenannte Diplomaten-Partei, welche aus dem vornehmen und reichen Adel bestand, in dem alten Fürsten Adam Czartoryski ihr Oberhaupt verehrte und jetzt namentlich in dem Marquis v. Wielopolski, dem Chef der Civilverwaltung in Polen, ihren Vorkämpfer sah, wollte auf den Wegen einer vorherrschend diplomatischen Thätigkeit zum Ziele gelangen und Volksbewegungen dabei nur insoweit zu Hilfe nehmen, als dies geschehen konnte, ohne jenen bedenklichen Elementen einen wirklichen Einfluß einzuräumen. Auch hielt man in diesen Kreisen einen nachhaltigen Waffenerfolg zur Zeit nicht für wahrscheinlich, und Wielopolski hoffte andererseits, der russischen Regierung, welche durch die in Warschau plötzlich ausgebrochenen Unruhen ersichtlich in große Verlegenheit gerathen war, durch geschicktes diplomatisches Vorgehen Vortheil auf Vortheil abzugewinnen.

Die aufgeregte polnische Jugend warf sich indessen blindlings in die Aufstandsbewegung hinein. Allerdings rechnete sie wohl dabei auf die moralische Gesetzlosigkeit, welche seit der neuen Aera noch immer im russischen Reiche herrschte. Die für die Russen noch unverständliche Lage, in welche die Befreiung von 40 Millionen Leibeigener das Land versetzt hatte, und der revolutionäre Wind, welcher selbst von Petersburg her wehte, schien die kühnsten Hoffnungen der inneren Feinde des Landes zu begünstigen. Die russische Intelligentzia war an den äußersten Grenzen des Radicalismus angelangt, und Patriotismus erschien den russischen Neuliberalen bereits als ein schimpfliches Merkmal der fast antediluvianischen Zeit Nikolaus I.

Rußland hatte bereits seine „Vaterlandslosen", und man konnte deren bis in die höchsten officiellen Kreise hinein finden, während in dem übrigen Europa diese Specialität der Socialisten noch unbekannt war. Der fanatische Patriotismus der inmitten der russischen Bevölkerung lebenden Polen trug auch mächtig dazu bei, diese Geistesrichtung unter den verschiedenen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, ja selbst bis in die Armee hinein, noch zu fördern.

Ein ungeheures Netz von geheimen Gesellschaften war durch polnische Agitatoren über die studirende Jugend sämmtlicher russischer Universitäten

ausgebreitet worden und hatte dieselbe darin verwickelt. Geheimnißvolle Losungsworte verbreiteten sich, ohne daß man wußte, woher sie kamen, mit Blitzesschnelle in allen Universitätscentren und riefen dort Unruhen, Ausschreitungen, selbst ruchlose Attentate, wie Mord und Brandstiftungen, hervor. Bald wußten die Verschwörer auch Anhänger unter den Polizeibeamten, sowie in den Offiziercorps zu gewinnen. Die Behörden verloren vollständig den Kopf, das Volk war zum Theil wie von Wahnsinn ergriffen. So durften denn die Führer der Bewegung sowohl auf die Sympathien der öffentlichen Meinung, wie auf den trostlosen Zustand der Regierung rechnen. Die blutigen Gemetzel, mit welchen der polnische Aufstand begann, die Ermordung von russischen Offizieren und Soldaten, welche in den kleinen Ortschaften des Nachts überrascht worden waren, hätten die Regierung sofort zum Einschreiten mit Waffengewalt veranlassen müssen. Der hochherzige Kaiser Alexander II. wollte aber nicht die polnische Nation entgelten lassen, was er nur für die Verirrungen einzelner ruchloser Banden hielt.

Die Lage gestaltete sich für die russische Regierung noch schwieriger durch den Eindruck, welchen die Ereignisse in Polen in dem westlichen Europa machten. Der Chef des englischen Cabinets ließ durch seinen Gesandten in Petersburg der russischen Regierung Vorstellungen machen und sie auffordern, den Wünschen der Polen nachzugeben. Im französischen Senat hielt Prinz Napoleon eine heftige Rede voller Beleidigungen gegen die russische Regierung. Bald kam es mit Unterstützung der gesammten europäischen Presse zu einem diplomatischen Feldzuge gegen Rußland. In Petersburg wußte man nicht ein noch aus. Die Presse dort, einmüthig in ihren Sympathien für den polnischen Aufstand, beobachtete eine zweideutige Haltung. Das in französischer Sprache erscheinende „Journal de St. Petersbourg", das officielle Organ des Ministers des Auswärtigen, brachte einen traurigen Artikel voller Entschuldigungen, indem es die für die russische Regierung unheilvollen Umstände beklagte und mit der thörichten Phrase schloß: „Die Gesetzlichkeit tödtet uns."

Diese Redensart des officiellen Blattes veranlaßte Katkof zu einer erbitterten Entgegnung, in der er die Regierung an das russische Ehrgefühl erinnerte. „Nein, es ist nicht die Gesetzlichkeit, welche uns tödtet! werden wir unserem französisch-russischen Publicisten sagen, der, man weiß nicht weshalb, das Bedürfniß empfunden und sich ein Vergnügen daraus gemacht hat, dieses Sprichwort zu citiren; im Gegentheil, die Gesetzlichkeit, in ihrem wahren und lebendigen Sinne verstanden, kann allein uns wieder aufrichten und uns vor allerlei Unglück schützen. Nein, die uns fehlende Festigkeit und unser Mangel an Unabhängigkeit, unsere Unsicherheit in Allem und selbst bezüglich unserer eigenen Existenz — das ist unser Unglück. Was ein Uebermaß von Gesetzlichkeit anbetrifft, so leiden wir bis zur gegenwärtigen Zeit daran noch nicht." Dieser Artikel vom 29. Januar 1863 war das

Vorspiel zu einem geistigen Waffengange, der das ganze Land erregte und unbestreitbar viel dazu beitrug, der Nation das Gefühl ihrer Kraft, dem Zaren das Vertrauen in sein Volk wiederzugeben.

Wenn die russische Regierung sich zu dem energischen Entschlusse aufraffte, die polnische Insurrection mit Nachdruck zu bekämpfen, dann konnte die völlige Niederwerfung nur noch eine Frage der Zeit sein. Es kam aber darauf an, den Aufstand sobald als möglich zu bewältigen, denn unbedingt mußte Rußland auf eine Intervention der europäischen Westmächte gefaßt sein. Aus dieser Noth und Gefahr wurde Rußland entschieden durch Preußen gerettet. Dasselbe regte die russische Regierung nicht nur zum thatkräftigen Eingreifen an, sondern leistete auch thatsächlichen Beistand. In einer am 8. Februar 1863 abgeschlossenen Convention wurde die gegenseitige Unterstützung gegen die Rebellen längs der Grenze vereinbart. Dieses Vorgehen Preußens, dieser diplomatische Schachzug war, wie die Folgen lehrten, ein Meisterstück und eine verdienstvolle That Bismarcks.

Katkofs Bestreben ging also dahin, den russischen Nationalgeist aus seiner Lethargie aufzuwecken. Als Lord John Russel im englischen Parlament bezüglich der polnischen Frage die anmaßende Aeußerung gethan hatte: „Ich bitte Sie, Vertrauen zu der öffentlichen Meinung Europas zu haben, die selbst der Kaiser von Rußland trotz aller seiner Macht nicht vernachlässigen dürfte," setzte Katkof dieser öffentlichen Meinung das russische Volksbewußtsein entgegen, das niemals dem Fremden gestatten würde, über sein Schicksal zu entscheiden. „Wir werden dem Kriege nur durch das volle Bewußtsein von unserer Kraft vorbeugen können, durch den Glauben an die geschichtliche Bestimmung unseres Volkes; wir werden den Krieg nur verhindern durch unsern energischen Entschluß, niemals vor irgend einer Herausforderung zurückzuweichen." Von der Lage Rußlands beim Beginn des polnischen Aufstandes entwarf Katkof folgendes Bild: „Aufstand, Blutbad, geheimnißvolle politische Morde, Executionen, eine Entehrung, eine Schande, eine Demüthigung, wie sich Rußland nicht erinnert, jemals gesehen zu haben; der russische Name vor der ganzen Welt Beschimpfungen ausgesetzt, selbst die Existenz des russischen Staates und Volkes in Frage gestellt; eine erstickende Atmosphäre wie beim Nahen eines Gewitters; die unsagbarsten Dinge möglich, die offenbare Wahrheit selbst aber der Wirklichkeit entkleidet erscheinend. Allen deuchte es leicht, die Regierung zu zwingen, Alles zu thun, was sie ihr vorschrieben, um die Grundlagen des Reiches zu untergraben. Die ernsthaftesten Männer, große Politiker, hohe Staatsbeamte glaubten uns durch die Komödie der feierlichen Erklärungen von ganz Europa und durch die nichtssagende Drohung mit einem europäischen Kriege täuschen zu können. Wir werden daran erinnern, daß man einerseits auf die Treulosigkeit unserer militärischen Jugend rechnete, und andererseits doch nicht ohne peinliche Beunruhigung in dieser Hinsicht war.

In Petersburg verheimlichten die hohen Kreise keineswegs ihre polnischen Sympathien; die Intelligenzia zollte den Erfolgen der Insurgenten ihren Beifall, und der Glaube an den Sieg der russischen Waffen war selbst am Hofe äußerst gering. Katkof sprach sich aber über die Polenfrage folgendermaßen aus:

„Die Frage bezüglich Polens ist ebenso eine russische wie eine polnische Angelegenheit. Die polnische Frage ist stets auch die russische gewesen. Zwischen diesen beiden verwandten Nationen hat die Geschichte seit langer Zeit eine Schicksalsfrage über Leben und Tod aufgestellt. Diese beiden Staaten waren nicht blos zwei Rivalen, sie waren zwei Feinde, die nebeneinander nicht bestehen konnten und die bis zum Ende Feinde bleiben. Zwischen ihnen war nicht die Rede davon, zu wissen, wer den ersten Platz behaupten, oder der mächtigste sein würde; die Frage war nur festzustellen, wer von beiden fortbestehen würde. Ein unabhängiges Polen konnte sich mit einem Rußland, das im Besitz desselben, nicht einrichten. Vergleiche waren unmöglich: das eine oder das andere mußte auf die politische Unabhängigkeit verzichten, mußte aufhören, die Macht eines unabhängigen Staates zu beanspruchen. Und es ist nicht Rußland, sondern Polen, welches von Anfang an das Gefühl dieser Schicksalsfrage gehabt hat; dasselbe hat zuerst diesen historischen Kampf begonnen; es hat eine Zeit gegeben, wo Rußland verschwunden war, dann ist eine andere gekommen, wo Polen aufhörte. Wird diese verhängnißvolle Frage stets ihre zwingende Gewalt bewahren, oder sollte vielleicht eine Zeit kommen, wo an der Seite eines mächtigen und starken Rußlands auch ein unabhängiges Polen bestehen und gedeihen können wird? Man kann darüber in Stunden der Muße nachdenken, aber im Augenblick der Entscheidung, inmitten des Streites ist es natürlich, daß der Pole die polnische Sache, der Russe die russische Sache vertheidigt. Möge der Pole gute oder schlechte Mittel anwenden, er ist naturgemäß der Vertheidiger seiner Sache. Wenn nicht der Pole, wer wird sich sonst damit befassen, Pole zu sein? . . . So sollte es den Anschein haben. Aber das Schicksal ist nicht grausam bis zum Aeußersten gegen Polen gewesen. Dasselbe hat Polen geschlagen, ihm aber auch eine besondere Gunst zugebilligt: bei seinen Gegnern findet der Pole selbst in der Hitze des Streites Verbündete, die bereit sind, ohne weitere Prüfung, auf alle Bedingungen einzugehen. Auf russischer Seite findet er Leute, welche mit rührender Hochherzigkeit bereit sind, ihm die Interessen ihres Vaterlandes, die Unverletzlichkeit und die politische Bedeutsamkeit ihrer Nation zu opfern; er findet Menschen, welche bereit sind, für die Ehre, ihm als gelehrige Werkzeuge zu dienen, mit Begeisterung zu wiederholen Alles, was die Feinde des russischen Namens sagen, Alles, was die russische Sache entehren und herabwürdigen kann, Alles, was die gegnerische Partei großzumachen und im besten Lichte erscheinen zu lassen vermag, — Leute, welche bereit sind, ebenso, wenn nicht mehr noch, polnisch zu sein, als die Polen selber."

Ueber das Princip der Nationalitäten schrieb Katkof: „Sprechet nicht zu einem Engländer von dem Rechte der Nationalitäten in Indien, er wird Euch für einen Narren halten, ebenso wie ein Franzose Euch als solchen beurtheilen wird, wenn Ihr anfangen wolltet, zu ihm von dem Rechte der Nationalitäten in Algier zu reden. Auch werdet Ihr nicht viel weiter kommen, wenn Ihr Euch einfallen ließet, einen Engländer auf die Frage der Wiederherstellung der celtischen Nationalität in Irland anzusprechen, oder wenn Ihr einem Franzosen bemerkbar machen wolltet, daß dieselbe Rasse in der Bretagne eine unabhängige Lage haben könnte. Vergeblich würdet Ihr die Theorie von dem Rechte der Autonomie auseinandersetzen, welches jede Nationalität besitzen sollte; Niemand würde Euch anhören, und man würde Euch erwidern, daß Ihr eine ganz unmögliche Sache unterstützet. Man würde Euch sagen, daß Ihr von Eurer Theorie eine ganz ungereimte Anwendung machet, daß diese Theorie an und für sich gut ist, aber durchaus nicht anwendbar auf die von Euch citirten Fälle, daß durchaus nicht eine jede Nationalität eine unabhängige politische Existenz beanspruchen kann und daß, wenn in der That solche Ansprüche plötzlich erhoben werden sollten, die unsinnigste Verwirrung die Folge davon sein würde. Man wird Euch sagen, daß Rechte allein nur diejenige Nationalität besitzt, welche sie durch ihre Geschichte bewiesen hat uud welche sie zu wahren und aufrecht zu erhalten weiß. Man wird Euch sagen, daß die Rechte nicht auf einem Buchstaben beruhen, nicht auf einem Worte, nicht auf einer Phrase, sondern in dem Thatsächlichen, auf den vorhandenen Zuständen und Verhältnissen, auf dem durch die Lebenskraft bedingten Ganzen. Man wird Euch sagen, daß die wirkliche thatkräftige Existenz nicht allein der beste, sondern sogar der einzige Beweis für die thatsächlichen Rechte ist; was schließlich die Sympathien und die Urtheile von außerhalb anbelangt, so sind sie durchaus garnicht entscheidend, solange nicht dieser Beweis beigebracht worden ist."

An die großen Massen des Volkes wendet sich aber Katkof, indem er von dem Erwachen des öffentlichen Gewissens in den breiten Schichten der Bevölkerung spricht. „Sie haben keine Versammlungen, halten keine Besprechungen ab, schicken keine Adressen. Es sind dies einfache und unbekannte Leute. Es sind dies kleine Leute, arme Leute und von schlichtem Verstand. Aber es sind dies Russen, und von fern haben sie in ihrer Finsterniß, noch eher als die Leute an Ort und Stelle, als die aufgeklärten und intelligenten Leute, die Sprecher, die Schriftsteller, die Führer — von weit her haben sie den Ruf des Vaterlandes gehört und auf ihn, in der Einfalt und Demuth ihres Herzens, mit einem stillen Gebet geantwortet. Sie haben keine feierlichen Erklärungen abgegeben, sie haben nicht daran gedacht, Aufsehen zu erregen; sie haben überhaupt von politischen Demonstrationen noch nicht einmal reden gehört. Sie haben eine Zufluchtsstätte, wo in ihnen das geistige Princip erwacht und spricht, dieser Zufluchtsort ist

der Tempel: dort wohnt ihre Politik, dort wohnt ihre Philosophie. Zu tausenden haben sie sich in den Tempeln vereinigt, um dort für die Seelenruhe der russischen Soldaten zu beten, welche in den Kämpfen gegen die polnischen Insurgenten getödtet worden sind, und um den Schutz des Himmels für die russischen Waffen anzurufen; sie vereinten sich dort, während unsere Feinde triumphirend den Mangel an jedem patriotischen Gefühl in unserer Gemeinschaft verkündeten und auf die Anzeichen von Verderbniß und Auflösung an deren Oberfläche hinwiesen."

Das wieder erwachte Nationalitätsgefühl that sich bald in allen Klassen der Bevölkerung kund. Der Ausgang der polnischen Insurrection täuschte auch die Voraussicht und die Aspirationen der inneren, wie der äußeren Feinde Rußlands. Als die Westmächte schließlich Mitte April 1863 mit ihrem Programm für die Behandlung Polens an Rußland herantraten, konnte dieses sie ruhig auf die einfache Thatsache verweisen, daß der Aufstand bereits niedergeworfen war.

Was Katkof damals für Rußland geleistet hat, ist auch im Auslande anerkannt worden. Nach seinem Tode erschien 1887 in der Hamburger Correspondenz eine Reihe von Artikeln unter der Aufschrift „M. N. Katkofs politische Laufbahn". Bezüglich der Rolle, welche Katkof 1863 gespielt hat, wird besonders hervorgehoben, daß in dieser Zeit der Verwirrung und der allgemeinen Entmuthigung die Moskauer Zeitung allein eine ruhige und unerschütterliche Haltung bewahrte. Mit einer von Tage zu Tage wachsenden Energie forderte sie die unbarmherzige Unterdrückung des Aufstandes und brachte es fertig, den verirrten Volksgeist wieder auf den rechten Weg zurückzuführen. Katkof allein zeigte sein Einverständniß mit der Ernennung des Generals Murawief zum Generalgouverneur von Wilna und billigte offen dessen unversöhnliche und blutige Energie. Katkof und der Metropolitan von Moskau ergriffen die Initiative zu einer nationalen Subscription, um Murawief ein Ehrengeschenk anzubieten; der Adel und die Geistlichkeit hießen das System des Generals gut, aber nur allein Katkof, der sich bereits auf der Höhe der Popularität und des Einflusses befand, hatte man es zu danken, daß der Großfürst Constantin und Wielopolski, die Vertheidiger der administrativen Unabhängigkeit Polens, von ihren Stellungen abberufen wurden. Auch allein nur durch die Unterstützung der Moskauer Zeitung fand Fürst Gortschakof die Möglichkeit, die von Oesterreich und den Westmächten vorgeschlagene Vermittelung zurückzuweisen. Er verdankte es Katkof, daß er durch das ganze russische Volk dabei unterstützt wurde; die Radicalen beobachteten Schweigen.

Mit dem Jahre 1863 war eine entschiedene Wendung in der politischen Stellungnahme Katkofs eingetreten; er wurde jetzt der Apostel des Altrussenthums — des Nationalrussenthums. Vornehmlich auf seine Thätigkeit waren die von der russischen Regierung unternommenen Versuche zur gewaltsamen Russificirung Polens und zur Unterdrückung des deutschen

Elements zurückzuführen. Außerdem verfocht er mit Professor Leontjef zusammen das klassische-humanistische Unterrichtssystem, er wollte die russische Jugend von der modernen Bildung Westeuropas möglichst fern gehalten wissen. Da die beiden Freunde bei dem damaligen Unterrichtsminister Golodwin nicht durchdrangen, begründeten sie 1865 ein Privat-Gymnasium zu Moskau, das Nikolaum, welches noch heute besteht. Nach dem Sturze Golodwins 1866 bewirkten Katkof und Leontjef eine vollständige Umgestaltung des Gymnasial-Lehrplanes zu Gunsten des Klassicismus. Das unter ihrer Mitwirkung zu Stande gekommene Gesetz wurde gegen den Widerspruch der übrigen Presse von dem Unterrichtsminister Graf Tolstoi durchgeführt.

Katkof hatte sich durch seine Thätigkeit von 1863 die Feindschaft aller derjenigen zugezogen, welche den Erfolg der polnischen Sache gewünscht. Die Radicalen der Intelligentzia und der Regierung, welche zum Schweigen verurtheilt waren, so lange die Kanonen sprachen, erhoben bald wieder ihr Haupt und machten sich mit frischen Kräften an ihr Werk, das russische Reich zu untergraben. Das von der Moskauer Zeitung für die Weichselprovinzen vorgeschlagene Pacificationssystem begegnete einer heftigen Opposition in den hohen Kreisen von Petersburg, wo die polnische Intrigue von Neuem Einfluß gewann. Auch die Organe des moskovitischen Slavophilismus zeigten sich als erbitterte Gegner der Moskauer Zeitung. Es war ein erbitterter Kampf entbrannt, der Jahre lang andauerte. Im März 1866 veröffentlichte die Revue des deux Mondes einen Artikel: „Rußland unter dem Zaren Alexander II. Die russische Gesellschaft und Regierung seit der polnischen Insurrection“. In diesem Aufsatz, der offenbar von Petersburg aus inspirirt und der darauf berechnet war, auf den Geist des Kaisers einzuwirken, wurde weder Katkof, noch sein politisches System geschont. Gleichzeitig erschien im Journal des Débats eine Reihe von Artikeln, welche in demselben Sinne verfaßt waren und in heftigen Ausdrücken die Gefahren der altrussischen Politik Katkofs verkündeten. Diese Aufsätze waren von St. Marc Girardin unterzeichnet, hatten aber ihren intellectuellen Urheber an der Newa. Katkof nahm den Kampf abermals auf, richtete aber seine Entgegnungen nicht an den Strohmann in Paris, sondern an die Persönlichkeiten aus der russischen officiellen Welt, die sich der ausländischen Presse bedienten, um die Regierung in Petersburg zu bekämpfen. In einer Erwiderung, welche die Moskauer Zeitung im März 1866 brachte, heißt es:

„Es sind ungefähr drei Jahrhunderte her, daß Rußland auch eine unruhige Zeit durchzumachen hatte. Damals, wie heute, drohte ihm verhängnißvoll die polnische Frage. Es ist eine gewisse Aehnlichkeit vorhanden zwischen dem, was damals sich ereignete, und dem, was jetzt geschieht; ein wesentlicher Unterschied besteht aber darin, daß damals die rohe Gewalt eingriff und die Dinge demgemäß brutal behandelt wurden, während sie sich gegenwärtig weniger fühlbar auf dem Gebiete des Gedankens abspielen,

wo die Thätigkeit der Verleumdung an die Stelle der Gewalt tritt. In dieser alten Zeit waren die äußeren Feinde Herren der Hauptstadt Rußlands, ihre Milizen verheerten das russische Gebiet, brandschatzten, raubten, mordeten am hellen lichten Tage. Aber die äußeren Feinde bildeten in den Augen unserer Vorfahren keineswegs die eigentliche Landplage. In den Berichten jener Zeit begegnen wir dem sehr bezeichnenden Ausdrucke „russische Spitzbuben". Niemand befand sich zu jener Zeit im Zweifel darüber, daß es Hausdiebe gab, oder wie man jetzt sagt, innere Feinde. Die Verrätherei dachte nicht einmal daran, sich zu verbergen, und die russischen Spitzbuben trieben ihr Handwerk, ohne zu irgend einer List ihre Zuflucht zu nehmen, ohne erst Ausflüchte zu suchen."

„Sicherlich haben wir in unserer gegenwärtigen Zeit auch unsere Hausdiebe; jetzt wie einstens, und noch mehr als damals, liegt das ganze Uebel an ihnen. In den letzten drei Jahren konnte man in der Oeffentlichkeit Manöver beobachten, die mit unermüdlicher und systematischer Thätigkeit fortgesetzt wurden. Vielleicht zu keiner Zeit und in keinem Lande hatte man so viel Arglist angewendet und so sehr auf die menschliche Thorheit gerechnet, als man dies bei uns seit drei Jahren gethan hat. Die Intrigue ließ sich unter keinen Umständen entmuthigen, und wenngleich ihre Verleumdungen eine nach der anderen aufgedeckt wurden, ermüdete sie nicht und verfolgte ihr Werk mit verdoppeltem Eifer. Als wenn gar nichts wäre, erhob sie nach jeder Niederlage wieder ihr breistes Angesicht und hielt fest an ihrem Vertrauen auf den endlichen Erfolg."

Der Minister des Inneren, Graf Valonief, ertheilte der Moskauer Zeitung eine erste Warnung, Katkof verweigerte aber die Insertion der behördlichen Note, nahm auch den Kampf mit dem Ministerium auf und veröffentlichte am 3. April einen neuen Artikel.

„Von allen Seiten gehen uns Warnungen zu. Kaum hatten wir diejenige der Revue des deux Mondes erhalten, welche die Unterschrift des Herrn Charles de Mazade trug, als eine Petersburger Rundschau, „der Comtemporain", eine andere solche an uns gerichtet hat, gekennzeichnet mit dem Anfangsbuchstaben J. Der erstere Artikel, den wir kürzlich zur Kenntniß des Publicums gebracht haben, klagt uns an, die Elemente des Umsturzes zu verbreiten, die Demokratie, den Socialismus und den Atheismus; der zweite wirft uns vor, ein Mann des Servilismus zu sein, Reactionär und Finsterling. Während wir uns in der grausamsten Verlegenheit befanden, indem wir nicht wußten, was wir glauben und welcher Warnung wir unser Ohr leihen sollten, ist zu gelegener Zeit eine Verwarnung anderer Art an uns gelangt, der gegenüber der scherzhafte Ton nicht mehr am Platze sein würde. Die Bemerkungen, welche uns auf einem nicht officiellen Wege zugegangen sind, lassen uns die Freiheit, ihnen unsere Aufmerksamkeit zu schenken oder nicht. Unmöglich ist es aber, denjenigen Warnungen nicht Rechnung zu tragen, welche durch die Polizei kund gethan

werden. Sie verlangen ernsthafte Erklärungen, und wir beeilen uns sie zu geben, mit dem aufrichtigsten Bedauern, daß man sie nicht von uns verlangt hat, bevor man die Verwarnung in das Journal officiel einrücken ließ. Wir erkühnen uns der Meinung zu sein, daß unsere Auseinandersetzungen als befriedigende anerkannt worden wären und daß sie vielleicht dieser Maßregel vorgebeugt hätten."

Katkof zeigte außerdem an, daß er binnen Kurzem die Leitung seiner Zeitung niederlegen würde, daß er sich gleichzeitig entschlossen hätte, die Insertion der Warnung auch ferner zu verweigern und dafür die gesetzliche Geldstrafe von täglich 25 Rubeln auf sich zu nehmen. Indem er schließlich noch auf die Abfassung der Verwarnung zu sprechen kam, schrieb er: „Ungeachtet aller Ehrerbietung, die den Persönlichkeiten der Regierung man schuldig ist, können wir uns doch nicht als ihre getreuen Untergebenen betrachten, und wir sind durchaus nicht gehalten, uns nach den Anschauungen und Interessen Dieses oder Jenes unter ihnen zu richten. Ueber den Beamten der Regierung steht noch die höchste Autorität, der wir Alle einen gleichen Gehorsam schulden; auf ihr beruht das Wesen der Staatsleitung, an sie bindet uns unser Eid, ihre Interessen sind die Interessen des ganzen Volkes." Der Minister des Innern richtete nun, ohne den Ablauf der Frist von drei Monaten abzuwarten, welche das Gesetz dem Director eines Journals zugestand, um sich der Veröffentlichuug einer ministeriellen Verwarnung zu entziehen, gegen Katkof, Schlag auf Schlag, eine zweite und dritte Warnung, so daß dieser sich gezwungen sah, sofort auf seine Stellung als Leiter der Moskauer Zeitung zu verzichten. Das öffentliche Organ Katkofs war verloren, wenn nicht gerade noch vom Kaiser selbst Rettung kam. Alexander II. hatte allerdings wohl die Leitartikel der Moskauer Zeitung während des polnischen Aufstandes gelesen, und mehrere derselben hatten einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht, doch kannte er kaum den Verfasser derselben, und es war daher wohl nicht anzunehmen, daß er diesen in der Auflehnung gegen einen Minister unterstützen würde, dem der Beistand sämmtlicher hoher Kreise zu Petersburg gesichert war.

Ein glücklicher Zufall sollte jedoch Katkof zu Hilfe kommen. Im Monat Mai besuchte der Kaiser die Umgegend von Moskau. Eine hohe Persönlichkeit aus dem Gefolge des Zaren, die Katkof sehr wohlgesinnt war, hatte mit ihm eine lange Unterredung über die betreffende Angelegenheit und rieth ihm schließlich, direct an den Kaiser ein aufklärendes Bittgesuch zu richten. Der Brief wurde vom Grafen Alexander Adlerberg, dem Minister des kaiserlichen Hauses, dem Zaren überreicht und hatte unmittelbaren Erfolg. Alexander II. befahl, die Warnungen zurückzuziehen und Katkof wieder die Leitung der Moskauer Zeitung zu übertragen. Am anderen Tage wurde Katkof in persönlicher Audienz vom Kaiser empfangen. Das erstaunliche Resultat derselben war, daß Katkof die Ermächtigung erhielt, zu jeder Zeit direct an den Kaiser zu schreiben, um demselben, wenn

es erforderlich schiene, seine Ansichten über wichtige politische Fragen mitzutheilen. Es war dies ein Vorrecht von ungeheuerer Tragweite, das den einfachen Publicisten thatsächlich zum Rathgeber des Souveräns erhob. So kam es denn, daß Katkof ein Vierteljahrhundert lang einen ganz bedeutenden Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in Rußland auszuüben vermochte.

Nur wenn die persönlichen Gefühle und Neigungen Alexanders II. in Frage kamen, konnte Katkof mit seinen Rathschlägen nicht durchdringen. Der Zar hegte bekanntlich eine innige Freundschaft zu König Wilhelm I. von Preußen, bewahrte diesem seinem Onkel außerdem eine unwandelbare Dankbarkeit dafür, daß Preußen 1863 sich entschieden geweigert hatte, dem Ansinnen Napoleons nachzugeben und sich den platonischen Freunden Polens anzuschließen. Die Erkenntlichkeit Alexanders II. hatte sich bereits 1864 bewährt und machte sich auch 1866 wieder geltend, indem der Zar sowohl gegen Dänemark, wie gegen den österreichischen Staat Preußen freie Hand gelassen hatte. Die großen Erfolge der preußischen Armee in dem Kriege von 1866 und der entscheidende Sieg bei Sadowa hatten allerdings den Fürsten Gortschakof etwas stutzig gemacht.

Der russische Gesandte in Berlin, Herr von Oubril, wurde mit der Erklärung beauftragt, daß jede Aenderung in der Verfassung der deutschen Staaten, die nicht durch einen europäischen Congreß genehmigt worden wäre, für Rußland ungiltig sein würde. König Wilhelm sandte aber im August 1866 den General von Manteuffel in besonderer Mission nach Petersburg, und diesem gelang es, die Stellungnahme Rußlands wieder durchaus günstig zu gestalten. Es war dem General von Manteuffel diese Aufgabe wesentlich durch die Freundschaft und Bewunderung erleichtert worden, welche Alexander II. für seinen als Sieger aus dem böhmischen Feldzuge heimkehrenden Onkel empfand.

Die durch Manteuffel 1866 mit der russischen Regierung abgeschlossene Convention brachte für Rußland wohl nicht die Verbindlichkeit mit sich, 1870 eine wohlwollende Neutralität gegen Preußen zu beobachten, sie war wohl mehr ein herzliches Einvernehmen, als ein Allianzvertrag, doch schon die persönlichen Gefühle gegen seinen Onkel veranlaßten Kaiser Alexander, auf die Nachricht von der seitens Frankreichs erfolgten Kriegserklärung an König Wilhelm zu telegraphiren und ihm eine stricte Neutralität zu versprechen. Der Zar ging aber in seiner Freundschaft und Dankbarkeit noch weiter, indem er erklärte, für Preußen Partei nehmen zu wollen, sobald eine dritte Macht auf die Seite Frankreichs treten sollte.

Katkof dagegen glaubte, große Gefahren für das europäische Gleichgewicht voraussehen zu müssen, wenn Frankreich niedergeworfen würde. Nach seiner Meinung würde die Hegemonie eines mächtigen deutschen Reiches kein Gegengewicht im Osten finden, und das wäre für Rußland die Isolirung mit allen ihren Gefahren.

Katkof wollte also die durch die Freundschaft des Zaren für seinen Onkel dem Petersburger Cabinet auferlegte Neutralität nicht gutheißen und eröffnete in der Moskauer Zeitung einen heftigen Feldzug zu Gunsten Frankreichs. Die Haltung Katkofs während des französisch-deutschen Krieges mißfiel aber dem Zaren durchaus, und des Letzteren Groll gegen seinen sonstigen Rathgeber währte bis 1873 an. Auch die Dreikaiserzusammenkunft in Berlin im September 1872 bekundete, daß die Beherrscher der drei mächtigen Reiche in den großen Fragen der Politik einig waren, und daß Rußland sowie Oesterreich die Errichtung des Deutschen Reiches und Kaiserthums, Deutschlands Ansprüche auf eine große geschichtliche Zukunft und den Gang der deutschen Reichspolitik guthießen, eine Thatsache, welche unwillkürlich ihre Spitze gegen das kriegslustige Frankreich richtete.

In den folgenden Jahren wußte Katkof seinen Einfluß auf den Zaren wiederzugewinnen, wobei ihm die Feinde des neuen Deutschen Reiches vielfach gute Dienste leisteten. Die Revancheartikel in den französischen Zeitungen, namentlich der klerikalen Partei, verbunden mit den Beschlüssen der französischen Nationalversammlung, bezüglich der Verstärkung des Heeres und der Ermöglichung einer beschleunigten Mobilmachung, ferner die Nachrichten über einen Umschwung in Oesterreich und Italien zu Gunsten des Papstes, sodaß die Bildung eines katholischen Bundes von Frankreich, Oesterreich, Italien und Belgien zum Schutze der Kirche gegen den neuen „Attila" herbeigeführt werden sollte, Alles dieses zusammengenommen, bewog den Fürsten Bismarck im April 1875, der Welt kundzuthun, daß er nicht gesonnen wäre, den Machinationen der Gegner unthätig zuzuschauen, bis sie etwa ihren Plan verwirklicht hätten. Am 8. April erschien in der freiconservativen, dem Auswärtigen Amte nahestehenden Berliner „Post" ein Artikel mit der Ueberschrift „Ist der Krieg in Sicht?" welcher die Pläne und Gefahren darlegte und die Situation in die Worte zusammenfaßte: „Der Krieg ist allerdings in Sicht, was aber nicht ausschließt, daß die Wolke sich zerstreut." Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bestätigte aber, daß die französischen Maßregeln bezüglich der Reorganisation der Armee einen beunruhigenden Charakter trügen, und Bismarck hatte schon 1873 geäußert, wenn Frankreich sich zum Revanchekrieg rüstete, würde man nicht warten, bis seine Rüstungen vollendet und Allianzen gefunden wären. Letztere sollte denn der Artikel der „Post" durch seine Warnung verhindern, und er leistete jedenfalls diesen Dienst. Dem Unbefangenen mußte die Haltung des Fürsten Bismarck durchaus correct erscheinen. Frankreich und die Ultramontanen thaten freilich sehr erstaunt und geberdeten sich als gänzlich unschuldig und von reinster Friedensliebe beseelt. Die französische und d'accord mit ihr die russische Presse stellten aber die Sache so dar, als wenn in Berlin eine Kriegspartei existirte, welche auf Frankreichs vollständigen Ruin ausginge. Auch die englische Regierung bemühte sich, Deutschland als Friedensstörer darzustellen, der verhindert werden müßte,

von Neuem über das unschuldige, friedfertige Frankreich herzufallen. Lord Derby leitete sogar Verhandlungen über eine gemeinsame Friedensmeditation der neutralen Mächte ein, mit der man Deutschland zur Ruhe verweisen wollte. Dieser Plan scheiterte aber an der entschiedenen Ablehnung Andrassys.

Kaiser Alexander nahm auf seiner Reise nach Ems im Mai 1875 in Berlin Aufenthalt und bemühte sich, Deutschlands Besorgnisse zu beschwichtigen. Der in des Zaren Begleitung befindliche Fürst Gortschakof fühlte sich aber veranlaßt, in einem officiellen Telegramm an die russischen Botschafter die friedlichen Tendenzen in Berlin zu constatiren, was jedenfalls soviel heißen sollte, als habe er Frankreich vor einem Kriege bewahrt.

Die Sache war auch von der russischen und französischen Presse für ihre Zwecke ausgebeutet worden. In neuester Zeit wurde sogar von einem Freunde und Mitarbeiter Katkofs, von dem russisch-französischen Publicisten Elie de Cyon ernstlich behauptet, Bismarck hätte sich für den ihm von Gortschakof 1875 bereiteten Affront durch eine zweideutige Haltung in den orientalischen Verwickelungen rächen wollen. Deutschland befand sich bei Aufstellung der orientalischen Frage in der günstigen Lage, daß seine Lebensinteressen nicht unmittelbar berührt wurden. Fürst Bismarck hatte sich daher bemüht, das Einverständniß der drei Kaisermächte zu erhalten. In der That war es ihm auch gelungen, ein Einvernehmen zwischen Rußland und Oesterreich herzustellen und noch am 10. Mai 1876 die beiden Mächte in dem Berliner Memorandum zu vereinigen, welches die in der Türkei nöthigen Reformen auf friedlichem Wege zu bewirken bestimmt war. Die öffentliche Meinung in Deutschland war allerdings gegen Rußland eingenommen. Man nannte dessen Verfahren bei der Anstiftung des bulgarischen Aufstandes und bei der Unterstützung der Serben und Montenegriner ein dem Völkerrechte widersprechendes, hielt außerdem durch die panslavistische Agitation das Deutschthum und durch die Festsetzung der Russen an der Donau die deutschen Handelsinteressen für ernstlich bedroht.

Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck neigten aber mehr zu Rußland, das sich seit hundert Jahren, wenn auch oft als recht anmaßender, so doch stets und besonders in dem letzten Jahrzehnt als ein sehr zuverlässiger und nützlicher Freund erwiesen hatte. Diesen letzteren Umstand hob Bismarck in seiner Reichstagsrede vom 5. December 1876 nachdrücklich hervor. Er äußerte dabei, daß die Regierung bezüglich des Zweckes der bevorstehenden Conferenz in Constantinopel vollständig einverstanden mit Rußland wäre und daß Deutschland unter keinen Umständen aus seiner Neutralität heraustreten würde. Dem Programm entsprechend, beobachtete auch der deutsche Botschafter von Werther auf der Conferenz in Constantinopel eine große Zurückhaltung.

Der bereits erwähnte Elie de Cyon behauptet nun in seinem Werke „Histoire de l'Entente Franco-Russe 1886—1894 (Lausanne 1895)“,

Bismarck habe aus Rancüne gegen Gortschakof Rußland durch seine Ränke in den orientalischen Krieg getrieben. Zur Charakteristik des Herrn Elie de Cyon sei hier bemerkt, daß derselbe früher Professor der Medicin an der Militär-Akademie zu Petersburg gewesen, 1876 aber nach Frankreich ausgewandert war. Zu Paris schrieb er dann in französischen Zeitungen im russischen Interesse, war außerdem auch Mitarbeiter an der Moskauer Zeitung und an dem Russischen Boten Katkofs und wurde von diesem Letzteren zweifellos als politischer Agent benutzt.

Elie de Cyon behauptet also, die Reise des Kaisers Franz Joseph nach Dalmatien, die Agitation in Bosnien, die Anarchie in der Herzegovina, das bekannte Memorandum des Grafen Andrassy, die Conferenzen in Berlin, der serbische Krieg, das russische Ultimatum, dem aber nicht unmittelbar die Kriegserklärung folgte, dieses Alles wäre die Folge von Bismarcks Machinationen gewesen. Bei den Conferenzen zu Constantinopel hätte der deutsche Gesandte seiner geheimen Instruction gemäß darauf hingearbeitet, daß der Krieg von 1877 unvermeidlich wurde. Die mit jedem Tage sich steigernde Auflösung des Ottomanischen Reiches hätte es für Rußland durchaus erforderlich gemacht, einfach zu warten. Jedes active Eingreifen konnte nur die im Absterben begriffene Türkei von Neuem beleben und ihr die Unterstützung der Feinde Rußlands bringen. Die Insurrection von Bosnien hätte aber dieser Politik des Temporisirens ein Ende gemacht. Kaiser Alexander hätte die Erhaltung des Friedens so dringend gewünscht, daß er selbst nach dem Fehlschlagen der Conferenzen noch zögerte, den Degen zu ziehen. Bismarck hätte aber dazu gedrängt. Auch die Ernennung des wenig befähigten Großfürsten Nicolaus zum Generalissimus der russischen Armee wäre nur dem Einflusse Berlins zu verdanken gewesen, ebenso wie die Berufung des ganz unfähigen alten Generals Nepokoitchitzky als Generalstabschef. Elie de Cyon sagt dann am Schluß seiner Betrachtungen über den nach seiner wunderlichen Auffassung von Bismarck angezettelten orientalischen Krieg:

„Während der Feldzug von 1876—1877 gegen Rußland dem Deutschen Reiche nicht einen einzigen Soldaten gekostet hat, ist das russische Reich geschwächt, gedemüthigt, zur Hälfte ruinirt daraus hervorgegangen, seine Ziele sind auf's Unbestimmte hinausgeschoben worden, zwischen ihm und dem ehemals mit ihm verbündeten Reiche der Habsburger ist ein unversöhnlicher Antagonismus entstanden, und — damit der satanische Geist des Mephistopheles zu Varzin dabei auch die Genugthuung fand, die Grenzen der menschlichen Thorheit und Undankbarkeit sich erweitern zu sehen, — das im Jahre 1875 durch die hochherzige Intervention der russischen Regierung vor einer Zerstückelung bewahrte Frankreich ist in Berlin zum Helfer bei den Ränken des Kanzlers geworden und hat mitgewirkt, Rußland für seine Großmuth zu bestrafen. Zehn Jahre sind dazu nothwendig gewesen, daß Katkof endlich an Bismarck die von Rußland gegen den Urheber seiner Demüthigungen

angesammelte Schuld zahlen konnte, und er hat dies gethan, indem er Frankreich zum zweiten Male vor einer deutschen Invasion rettete."

Es ist aller dieser ebenso wunderbaren, wie gehässigen Expectorationen hier Erwähnung geschehen, weil sie keineswegs blos als Phantastereien des Publicisten Elie de Cyon zu nehmen sind. Des Letzteren politische Anschauungen und Bestrebungen deckten sich, wenigstens äußerlich, vollständig mit denen Katkofs, den er auch als seinen Herrn und Meister anerkannte. Was also Elie de Cyon 1895 in seinem Buche uns sagt, dasselbe hat unzweifelhaft auch Katkof schon 1878 behauptet. Es sind diese boshaften Bemerkungen und Verleumdungen außerdem auch insofern beachtenswerth, als sie Zeugniß ablegen von dem tiefen Hasse gegen Deutschland und alles Deutsche, der sich des Altrussenthums bemächtigt und den Katkof, man kann sagen, mit Fanatismus genährt und geschürt hatte.

Schon seit 1876 hatte Katkof im Verein mit Elie de Cyon auf eine gegenseitige Annäherung von Frankreich und Rußland hingearbeitet; er wünschte zu diesem Zwecke die Erstarkung Frankreichs und demnach die Wiederherstellung der Monarchie dort. Kaiser Alexander ließ sich aber durch den Lärm über die Täuschungen, die der Berliner Congreß den Nationalrussen bereitet hatte, in seinen Gefühlen für den Kaiser Wilhelm nicht beirren. Thatsächlich war auch Deutschlands Haltung im orientalischen Kriege den russischen Interessen entschieden zugute gekommen. Ohne die deutsche Unterstützung würden Oesterreich und England noch bedeutenderen Widerstand entgegengesetzt haben. Auch hatte Fürst Bismarck auf dem Berliner Congreß nach Möglichkeit für Rußlands Forderungen gewirkt.

Als aber im Sommer 1879 die Russen mit der vertragsmäßigen Räumung Bulgariens zögerten, da sah sich allerdings die deutsche Regierung genöthigt, eine bezügliche Mahnung Oesterreichs zu unterstützen. Es verletzte dies den russischen Stolz auf das Empfindlichste. Russische Truppen wurden an die Grenze vorgeschoben und ein General nach Paris gesandt, um mit Frankreich engere Beziehungen anzuknüpfen; es entbrannte ein heftiger Zeitungskrieg. Kaiser Wilhelm suchte durch eine persönliche Zusammenkunft mit dem Zaren im September 1879 in Alexandrowo das gute Einvernehmen wiederherzustellen. Angesichts der deutschfeindlichen Hetzereien der Panslavisten und Altrussen sowie der Ränke der russischen Diplomatie bei verschiedenen Mächten hielt Bismarck es jedoch für geboten, den Frieden durch eine Allianz mit Oesterreich zu sichern und Rußland auf diese Weise in seine Schranken zurückzuweisen. Anfangs October kam ein Vertheidigungsbündniß gegen Rußland zustande. In allen Phasen der orientalischen Krisis vom montenegrinischen Kriege bis zum egyptischen Conflict gingen nun Deutschland und Oesterreich Hand in Hand, und ihre feste Haltung verfehlte auch den Eindruck auf Rußland nicht.

Nach der Ermordung des Kaisers Alexander II. bestieg in der Person seines Sohnes Alexander III. wohl ein Feind deutschen Wesens den Thron.

Von national-russischer Gesinnung tief durchdrungen, war derselbe schon als Zarewitsch davon überzeugt gewesen, welche Gefahren die Niederwerfung Frankreichs und die Bildung eines mächtigen Militärstaates an den Grenzen Rußlands für dieses bringen müßte. In dieser Hinsicht theilte er vollkommen die Ansichten Katkofs. Letzterer schrieb damals 1881 in der Moskauer Zeitung: „Weshalb soll Rußland sich in den Dienst von Deutschland stellen und ihm als Gewährsmann dienen, um zugleich Oesterreich die Nachfolge in der Türkei zu überlassen. Man bildet sich in Berlin ein, daß Rußland seine Vergeltung in der Unterstützung finden dürfte, welche es von Deutschland in dem Kampfe gegen die revolutionäre Propaganda erhalten wird. Aber die internationalen Maßnahmen gegen diese Propaganda sind auch anderen Staaten als Rußland nothwendig. Sie sind für Deutschland selbst durchaus nicht unnöthig. Läßt man nicht Rußland den dürftigen Vorschlag von Windthorst zu theuer bezahlen? Suchen unsre Freunde uns nicht einen zu hohen Preis für die Maßnahmen zu entreißen, welche sie doch im Interesse ihrer eigenen Sicherheit vorschlagen? Ueberdies hat die österreichisch-ungarische Presse, die gesetzmäßige und selbst die officiöse, von dem Ereigniß des 1/13. März (dem Morde Alexanders II.) in so schamlosen Ausdrücken gesprochen wie die Pariser Communarden und der deutsche Socialist Most — mit diesem Unterschiede jedoch, daß Most in London und die Communarden in Paris vor die Tribunale gebracht worden sind, während die ungarische Presse ungestraft ihrer Wuth hat freien Lauf lassen können.“ Das Friedensbedürfniß des im Innern tief erschütterten russischen Staates trieb aber auch Alexander III. dazu, trotz der Hetzereien Katkofs die Freundschaft des alten Bundesgenossen aufzusuchen. Am 9. September 1881 kam Kaiser Wilhelm mit Alexander in Danzig zusammen.

Deutschlands Beziehungen zu Frankreich waren in den letzten Jahren nicht gerade unfreundlich gewesen. Das Vorgehen des letzteren in Tunis 1881 wurde von Deutschland unterstützt. Ein dunkler Punkt für die Zukunft bestand indessen in den Bestrebungen des Kammerpräsidenten Gambetta, des leidenschaftlichen Vertreters der Revanche-Idee. Die Besorgniß vor der Kriegsgefahr wurde zwar vermindert, als das von ihm gebildete Ministerium schon im Januar 1882 gestürzt wurde, doch hetzte, als Oesterreich den Aufstand in der Herzegovina niederschlug, nun wieder die russische Presse zum Kriege gegen dieses Reich. An der russischen Westgrenze wurde stark gerüstet. Unruhige Persönlichkeiten, wie der Minister des Inneren Ignatief und General Skobelef, förderten in den leitenden Kreisen die Idee des russisch-französischen Bündnisses. Durch die Zustände im Innern des Reiches doch immer wieder zu einer friedlichen Politik zurückgedrängt, lenkte der Zar indessen bald ein. Der Nachfolger des verstorbenen Gortschakof wurde nicht Ignatief, sondern Giers. Ignatief ward noch im Juni 1882 entlassen; in demselben Jahre starben Skobelef und

Gambetta. Die Besuche des Ministers v. Giers in Varzin und Wien zeigten aber, daß die russische Regierung wieder die Hand zu neuem Einvernehmen bot. Ein wichtiges Ereigniß war auch der Beitritt Italiens zu dem deutsch-österreichischen Bündniß. Frankreich zeigte sich unter dem Ministerium Ferry durchaus friedlich und fand dafür in der egyptischen Frage Deutschlands Unterstützung; auch ließen Deutschland und Frankreich gemeinsam die Einladungen zur Congo-Conferenz ergehen.

Um nicht isolirt zu bleiben, kam Rußland ebenfalls der deutschen Politik entgegen, und es konnte 1884 am 3. September noch einmal eine Zusammenkunft der drei Kaiser, sowie ihrer leitenden Minister erfolgen. In Skierniewice wurde auch ein Allianz-Vertrag zwischen den drei Kaiserreichen abgeschlossen. Derselbe wurde aber gemäß Vereinbarung geheim gehalten, seine Stipulationen drangen erst 1886 in die Oeffentlichkeit. Im Wesentlichen bestimmte er, daß, wenn eine der drei Mächte zum Kriege gegen eine vierte gezwungen würde, die beiden anderen eine wohlwollende Neutralität für ihren Alliirten bewahren sollten, und daß im Falle eines Conflicts auf der Balkan-Halbinsel die drei Alliirten gehalten waren, die Interessen eines jeden von ihnen zu schützen.

Während der ersten Jahre der Regierungszeit Alexanders III. hatte die Verständigung der drei Kaiser in Katkof einen Gegner gehabt, der niemals sein Mißtrauen hinsichtlich dieser Alliirten verheimlichte. Wenn er jetzt eine veränderte Stellung einnahm, die Waffen momentan niederlegte, so geschah dies, wie Elie de Cyon angiebt, weil er erkannt hatte, daß die französische Politik, welche seit der Präponderanz der Republikaner, seit 1879, Rußland freundlich gesinnt gewesen, zur Zeit gänzlich voller Ergebenheit gegen den deutschen Kanzler war und auf Frankreich also nicht gerechnet werden konnte.

Ende März 1885 wurde aber das französische Ministerium Ferry gestürzt, und im September desselben Jahres erfolgte durch einen Staatsstreich die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien unter dem Fürsten Alexander. Indem sich die Bulgaren dadurch gleichzeitig von dem russischen Einflusse zu befreien suchten, war mit einem Male der gefährlichste Punkt der orientalischen Frage wieder bloßgelegt.

Katkof hielt jetzt den Zeitpunkt für gekommen, den Zaren für eine Entente mit Frankreich zu gewinnen. Nachdem Elie de Cyon den Feldzug durch seine Pariser Correspondenz für die Moskauer Zeitung eröffnet hatte, trat auch Katkof in den Kampf ein. Unterm 19./31. Juli schrieb er in der Moskauer Zeitung:

„Es ist die Rede von der Vereinigung dreier Minister in Kissingen. Aber bis jetzt sind nur zwei zusammengetroffen. Wir wissen nicht, ob der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten es für nothwendig halten wird, nach Kissingen zu gehen, um mit zu berathen, — wir hätten sagen sollen, um sich zu verneigen vor dem reizbaren Kanzler des Deutschen Reiches.

In der That, unsere Pilgerfahrten zu dem Fürsten Bismarck erinnern ein wenig zu sehr an die Reisen zu der goldenen Horde."

„Wir wissen auch nicht, welche Besprechungen sich vorbereiten. Der deutsche Kanzler hat gleichzeitig mit dem Ruhm eine gewisse mystische Größe erworben. Man vermuthet seine Hand bei allen Ereignissen unserer Zeit, man glaubt ihn im Besitze eines Talisman, welcher alle Hindernisse beseitigt, alle Schlösser öffnet . . . Er regiert die Welt. Ist dem aber wirklich so? Ist es nicht die Einbildung, die diese Wunder schafft, und diese Stärke ist sie nicht eigentlich blos furchtbar gegenüber unserer Wahnvorstellung? Wenn wir von der Freundschaft zwischen Deutschland und Rußland sprechen, ist nicht diese Freundschaft wohl mehr eine Nothwendigkeit für Deutschland als ein Vortheil für Rußland? . . . Wenn die Begegnung der drei Minister stattgehabt hätte, würde der Chef unserer Diplomatie dem Grafen Kalnoky den Vortheil bestimmt haben können, welchen Deutschland aus seiner Freundschaft für Rußland hat ziehen müssen, ebenso wie die Nachtheile, welche Oesterreich erlitten hat, indem es die russische Freundschaft ausnutzen gekonnt. Dankt Preußen in der That seine während des letzten Vierteljahrhunderts errungenen Erfolge einzig seinen eigenen Kräften? Ist denn die Schöpfung des Deutschen Reiches ganz aus sich selbst geschehen? Sind denn die hervorragende Stellung dieses Reiches, seine scheinbare Allmacht und die wiederholten Erfolge des Wunderthäters, der sich an der Spitze seiner Regierung befindet, nicht der Ertrag der freiwilligen Dienstbarkeit Rußlands? Wenn Deutschland so hoch steht, ist dies nicht, weil es auf Rußland gestiegen? Selbst jetzt würde es für Rußland hinreichen, seine Freiheit des Handelns wiederzunehmen, aufzuhören sich wegzuwerfen, um zu bewirken, daß der Schein der deutschen Allmacht verschwindet und dasselbe wieder einen bescheideneren Rang unter den anderen Staaten einnimmt . . . Wozu diese Allianzen, diese Concerte? Wenn man eine gemeinsame Action in Absicht hätte, ein großes und gefahrvolles Unternehmen, nothwendig im Interesse beider Theile, ein solches Uebereinkommen mit einem gemeinschaftlichen Zweck in Aussicht könnte seine Daseinsberechtigung haben. Do ut des. Aber wir wissen, daß überhaupt keine gemeinschaftliche Action in Aussicht war, daß es sich nur um unser Einvernehmen mit Deutschland handelte und durch seine Vermittlung (warum durchaus einen Vermittler?) mit Oesterreich, um den europäischen Frieden sozusagen zu sichern. Welches Bedürfniß haben wir in der That, den europäischen Frieden zu schützen? Es genügt uns, den Frieden Rußlands im Kreise seiner Interessen zu bewahren. Weshalb sollen wir die Gensdarmen des europäischen Friedens sein? Wir sind überzeugt, daß man in unseren Worten eine Anspielung auf eine französisch-russische Allianz wird sehen wollen, wir protestiren aber gegen eine solche Auslegung. Wir wünschen, daß Rußland in ungezwungenen und freundschaftlichen Beziehungen mit Deutschland bleibt, daß aber ein ähnliches Verhältniß sich gleichermaßen mit anderen Nationen herstellt,

namentlich mit Frankreich, welches, was man auch sagen möge, mehr und mehr eine seiner Macht würdige Stellung in Europa einnimmt. Aus welchem Grunde sollten wir hadern, und was gehen uns seine inneren Angelegenheiten an?"

In den maßgebenden Kreisen Petersburgs billigte man den von der Moskauer Zeitung eröffneten Angriff; man war überzeugt, daß der Kaiser mit den Ausführungen seines bevollmächtigten Rathgebers einverstanden war. Die Ereignisse in Sophia im August ließen auch bald keinen Zweifel mehr aufkommen, und es schien fast, als wenn Katkof die Vorgänge dort vorausgesehen hatte, als er seinen Artikel vom 19./31. Juli schrieb.

Das geradezu brutale Vorgehen Rußlands gegen den Fürsten Alexander, den man ja durch gedungene Verschwörer gefangen nehmen ließ, erregte einen Sturm der Entrüstung in Deutschland. Bismarck erklärte jedoch, daß das Deutsche Reich um Bulgariens willen die Freundschaft Rußlands nicht auf's Spiel setzen würde. Machtlos war der Reichskanzler aber freilich gegen die russischen Verdächtigungen, daß Oesterreich in seiner Haltung heimlich von der deutschen Regierung bestärkt würde.

In Frankreich hatte sich der Kriegsminister Boulanger in aller Hast an's Werk gemacht, die Reorganisation des Heeres unter bedeutender Erhöhung der Friedensstärke in kürzester Frist zu vollenden.

Die Antwort auf dieses Treiben war, daß die deutsche Regierung dem Reichstage den Entwurf eines neuen Septennatgesetzes und der Vermehrung der Friedenspräsenzstärke vorlegte.

Katkof in Moskau und Elie de Cyon in Paris waren Beide, wie 1886 so auch 1887, eifrig beschäftigt, auf ein französisch-russisches Bündniß hinzuarbeiten.

Katkof hatte jetzt außerdem dem deutschen Reichskanzler offen den Krieg erklärt. Großes Aufsehen mußten namentlich die maßlosen Ausfälle erregen, welche der russische Publicist in einem Artikel der Moskauer Zeitung vom 16. Februar 1887 gegen den Fürsten Bismarck richtete.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hatte dem Blatte Katkofs gegenüber sehr berechtigter Weise den Vorwurf erhoben, daß dasselbe die Angaben des Englischen Blaubuches über Bulgarien gerade bezüglich des Verhaltens Deutschlands in absichtlich entstellter Weise reproducirt. So hätte diese russische Zeitung behauptet, daß, als England vorgeschlagen, die Mächte zu einer directen und offenen Action zu Gunsten Battenbergs aufzufordern, Graf Herbert Bismarck im Wesentlichen geantwortet, wie der kaiserliche Kanzler unter den gegebenen Umständen es nicht für opportun halte, *direct* und *offen* zu handeln.

Der betreffende Bericht des englischen Gesandten zu Berlin lautet aber in dem Blaubuche Seite 128 in deutscher Uebersetzung wörtlich:

„Der Reichskanzler könne jedoch Ew. Herrlichkeit nicht dazu rathen, weitere Versuche zu machen, um die offene und aufrichtige Unterstützung

des Prinzen Alexander seitens der Großmächte zu erlangen, da er überzeugt sei, daß ein solcher Versuch keinen Erfolg haben würde. Fürst Bismarck ist der Ansicht, daß, wenn schon die Großmächte den Prinzen Alexander auf den bulgarischen Thron gesetzt haben, es ihnen doch keineswegs obliegt, vereinigt oder einzeln, Schritte zu thun, um ihn auch dort zu erhalten . . ."

Nach einer sehr heftigen Polemik gegen die Norddeutsche Allgemeine Zeitung sagt Katkof schließlich noch in dem beregten Artikel vom 16. Februar:

„Wir haben nachweisen gekonnt, daß die englische Regierung, frei heraus feindlich gesinnt gegen Rußland, sich an den Verbündeten und Freund dieses Letzteren gewendet hat, an die Persönlichkeit, welche die Geschäfte eines ehrlichen Maklers versieht, und ihm vorgeschlagen hat, Battenberg direct und offen, frei heraus und klar zu unterstützen. Es stand nicht in Frage, dem Prinzen Alexander in allgemeiner Form zu helfen. Das war schon eine in der Ausführung begriffene Sache. Die englische Regierung wandte sich an unsern Verbündeten als an einen Anhänger ihrer Ideen, indem sie ihn nur bat, ein öffentliches Aufsehen zu erregen, einen diplomatischen Feldzug gegen Rußland hervorzurufen, in der Art desjenigen, der 1863 stattfand. England war so überzeugt von dem guten Willen unseres Alliirten, daß es gar nicht an die eigenthümliche Figur dachte, welche dieser an der Spitze eines Feldzuges gegen Rußland nothwendig gemacht hätte, noch an die Schwierigkeit dieser Rolle Frankreich gegenüber, welches sich die ganze Zeit über abseits gehalten hatte und das aller Wahrscheinlichkeit nach einem solchen Kreuzzuge sich nicht angeschlossen haben würde."

„Will man wissen, was ein ehrlicher Makler hätte antworten müssen, selbst wenn er seine Freundschaft für Rußland bei Seite ließ? In einer oder der anderen Form hätte er Folgendes sagen müssen:

„‚Es ist wahr, die Mächte haben den Prinzen Alexander auf den Thron gesetzt, aber er hat ihr Vertrauen getäuscht. Er hat nicht nur die durch sie eingerichtete legale Ordnung verletzt, sondern auch die Grundsätze des internationalen Rechtes, indem er in der Art eines Räubers ein fremdes Gebiet überfallen und sich desselben vermittelst eines Aufstandes bemächtigt hat; und als die Mächte in ihrer Willfährigkeit für ihn der Personalunion von Rumelien und dem Fürstenthum zugestimmt hatten, hat er eigenmächtig die Personalunion in eine Realunion verwandelt; endlich hat er im Orient Unruhen hervorgerufen, welche Blut haben fließen lassen, und den europäischen Frieden in Gefahr gebracht, um den Ihr Euch so sehr sorget. Wenn Ihr mich um meine Meinung fragt, rathe ich Euch, nicht nur auf jeden Gedanken daran zu verzichten, Battenberg und den Battenbergismus zu unterstützen, eine jedenfalls unausführbare Sache, sondern auch dieses Unternehmen als ein schlechtes, ungerechtes und gefährliches völlig aufzugeben.'"

„Das wäre die Sprache, welche ein ehrlicher Makler hätte führen sollen. Hat aber so unser Freund und Verbündeter gesprochen? Er hat sich lediglich darauf beschränkt, zu erklären, daß nach seiner Ansicht die Versuche, den Battenbergismus frei und offen zu unterstützen, nicht glücken würden, ohne sich jedoch einer nicht officiellen Unterstützung zu widersetzen, deren Muster wir in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung selbst finden . . ."

„Es würde überflüssig und ohne Interesse sein, in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung alle die Zweideutigkeiten hervorzuheben, alle die Einflüsterungen, alle die Anleihen aus anderen deutschen Blättern, welche ebenfalls mehr oder weniger im Dienste des Kanzlers zu Berlin sind. Ist es erstaunlich, wenn die Pseudo-Regenten von Bulgarien sich stark gefühlt haben, unterstützt wie sie waren durch die Ermunterungen des Marquis Salisbury, des Grafen Robilant, des Grafen Kalnoky, denen hinter der Scene, ganz leise, aber in sehr bezeichnender Weise, unser Freund und Alliirter, der ehrliche und allgemeine Makler das Echo machte?"

Wie die national-russische Presse behauptete, versuchte die Petersburger Diplomatie, ungeachtet ihrer anscheinenden Hinneigung zu der neuen politischen Richtung, immer noch das russische Regime in das alte Geleise zurückzuführen. Katkof war auch nicht ohne Besorgniß bezüglich des Erfolges der Maßnahmen Bismarcks. Um dem allen ein Ende zu machen, wünschte er sehnlichst, daß das stillschweigende Einvernehmen zwischen Rußland und Frankreich durch einen Vertrag besiegelt würde, müßte Rußland sich auch auf ein bloßes Defensivbündniß beschränken. Die Nothwendigkeit eines förmlichen Vertrages machte sich auch um so mehr geltend, als Italien seine Theilnahme an dem deutsch-österreichischen Bündniß erneuert hatte.

In seinem Leitartikel vom 3/15. März untersuchte Katkof die Bedingungen, unter denen sich dieses Ereigniß vollzogen hatte. Er führte die verschiedenen Gerüchte betreffs des neuen Vertrages auf folgende zwei mögliche Fälle zurück, welche die Haltung Italiens in einem Kriege zwischen Rußland und Oesterreich und andererseits in einem solchen zwischen Frankreich und Deutschland betrafen. Im ersteren Falle würde man Italien die Provinz Roveredo mit dem Trentino versprechen. Für eine Unterstützung Deutschlands in einem Kriege gegen Frankreich sollte dasselbe aber, den Angaben der „Tribuna" zu Folge, Tunesien und Konstantine, nach der Meinung des „Diritto" jedoch Nizza, Savoyen und einen Theil der Provence erhalten; falls dasselbe wünschte, Tripolis zu occupiren, würde man es auch hierin unterstützen. Nachdem Katkof noch die Kräfte in's Auge gefaßt hatte, über welche Italien im Kriegsfalle verfügen könnte, und zu dem Endergebniß gelangt war, wie im Grunde genommen, Italien wohl nicht gefährlich für Frankreich wäre und Letzteres daher mit Recht sich darauf stützte, daß ein neuer Krieg sich an der Mosel und dem Rhein

entscheiden würde, führt der russische Publicist in seinem Leitartikel wörtlich fort:

„. . . In dieser Periode des Ueberganges, als Frankreich in Gefahr sich befand, hat Rußland ihm eine wesentliche Unterstützung durch sein Veto geleistet. Dieses erkennen einstimmig alle französischen Journale ohne Parteiunterschied an. Man wird sich erinnern, daß schon im Jahre 1875 Rußland Frankreich vor entschiedener Vernichtung gerettet hat. Allein die Franzosen besorgen, daß sich in der Haltung Rußlands ein Wechsel vollziehen könnte. Nun gut, wenn sie um jeden Preis an der Annäherung an Rußland festhalten, sollten sie dem Kanzler, einem Manne von unerschöpflicher Erfindungskraft, nicht die Möglichkeit lassen, sich zwischen sie und Rußland zu schieben, sie sollten versuchen, sich dem Letzteren durch irgend ein ernstliches Mittel zu nähern; doch man bemerkt davon noch nichts. Man könnte doch thatsächlich nicht die Intervention des französischen Consuls zu Gunsten der bulgarischen Patrioten als einen Schritt zur ernstgemeinten Annäherung an Rußland betrachten . . .“

Anknüpfend an eine Notiz der Berliner Post Nr. 70, der zu Folge Fürst Bismarck am 10. März dem russischen Botschafter in Berlin einen Besuch gemacht und eine längere Conferenz mit demselben gehabt hätte, dann aber zum Abendthee in dem Salon der Gattin des Botschafters erschienen wäre, um der Gräfin zu ihrem Geburtstage seine herzlichsten Glückwünsche darzubringen, und der Staatssecretär Graf Herbert Bismarck den hohen russischen Weißen Adler-Orden erhalten hätte, fährt Katkof dann in seinem Leitartikel fort:

„Wie ist dieses Alles charakteristisch, — anzufangen mit dem Journal selbst, in dem die oben citirten Zeilen erschienen sind! Von den beiden Windhunden des Kanzlers ist die Post bestimmt derjenige, welcher immer das Geschäft gehabt hat, gegen Rußland zu bellen, während seine Schwester, die Norddeutsche Zeitung, ein diplomatisches Stillschweigen beobachtete; es ist dies das Journal, welches sich am Tage vorher noch in Ausdrücken voll giftiger Bosheit über Rußland und die bulgarischen Ereignisse äußerte. Und sehet, wie der Blumenstrauß wohl zusammengesetzt ist, um dem europäischen Publicum dargeboten zu werden: der Besuch des Kanzlers bei der Botschafterin am Geburtstage, die liebenswürdige Plauderei von einer halben Stunde mit den Damen, dann die Conferenz mit dem Botschafter, endlich der kurze Zeit vor dem neunzigjährigen Jubiläumsfeste des Kaisers Wilhelm dem Grafen Herbert verliehene Orden, — alles Dieses hatte mitzuspielen, und die „Beziehungen Rußlands mit Deutschland“ sind wie das Band, welches dies Alles zusammenhält. Merket, daß man den Franzosen die intimen Beziehungen des Kanzlers mit Rußland kund thut, zur selben Zeit, wo man Rußland zu verstehen giebt, daß derselbe Kanzler im Begriffe steht, mit den Franzosen einen Vergleich einzugehen und die Karte Europas zu verbessern. Man plaudert in liebenswürdiger Weise mit Rußland, man

verspricht behilflich zu sein, die mächtigen Mutkurof und Stambulof zur Vernunft zu bringen, man verspricht selbst, Oesterreich zu bekriegen, — und zu gleicher Zeit schließt man einen offensiven und defensiven Allianz-Vertrag mit demselben Oesterreich und mit Italien, um Rußland zur Vernunft zu bringen . . ."

Unterdessen war in Petersburg ein Zwischenfall eingetreten, der über das russische Kaiserhaus beinahe ein schweres Unglück gebracht hätte. Am 1. März waren drei Studenten der Petersburger Universität festgenommen worden, bei denen gefährliche Sprengapparate vorgefunden wurden und die auch eingestanden, einer geheimen Gesellschaft anzugehören. Katkof schrieb in der Moskauer Zeitung vom 4. März Folgendes darüber: „In diesem Augenblick ist die europäische Krisis bis zum Aeußersten zugespitzt; eine neue Gruppirung der Kräfte, ein vollständiger Frontwechsel vollzieht sich. Man macht unglaubliche Anstrengungen, man nimmt seine Zuflucht zu geradezu unmöglichen Mitteln, zu Intriguen, Hinterlisten, Lügen; man treibt die Rüstungen bis zum Aeußersten, man erfindet alle Tage neue zerstörende Kriegsmaschinen. Nun, ist denn das Hervorrufen von inneren Unruhen nicht auch eine Kriegswaffe? Der Haß unter den Menschen, wie unter den Völkern giebt die Mittel ein und begnügt sich nicht blos mit dem offenen Kampfe. Zu unserer Zeit wird nicht allein mit Kanonen und Bajonetten Krieg geführt. Die einfachen und ehrlichen Mittel genügen der gegenwärtigen Politik nicht mehr. Dieselbe sucht die Umwege und benutzt alle schwachen Seiten, alle verwundbaren Punkte des Gegners. Heut zu Tage gestaltet sich die Politik bei den gewandten Leuten zu einer besonderen Psychologie" . . .

„. . . In Rußland gab es im Laufe der letzten Jahre auch keinen Schatten von Unordnungen, die an das blutige Gespenst der Revolution erinnert hätten, welches vor sechs Jahren über dem Lande schwebte. So viel aber die Beobachtung der Thatsachen uns zu lehren vermag, ist es gerade, seitdem sich Gerüchte von Krieg, Allianzen und Neutralitäten verbreitet haben, seitdem die Furcht entstanden ist, Rußland wolle nicht mehr zur Verfügung fremder Mächte stehen und wünsche eine Politik für sich zu haben, entsprechend seiner Würde und seinen eigenen Interessen, — es ist also gerade seit diesem Zeitpunkte, daß böse Symptome sich bei uns zu zeigen begannen; daß man das Vorhandensein von diesen Cirkeln der Autocultur wahrgenommen hat, wo die jungen Leute, angezogen zunächst durch einen litterarischen Zeitvertreib, durch das Lesen gewisser Schriftsteller, dann allmählich dazu gelangen, die verbotenen Schriften zu lesen, welche schließlich den hauptsächlichsten Gegenstand ihrer Beschäftigungen, Urtheile und Gespräche bilden" . . .

„Die Anzeichen einer schädlichen Propaganda, welche sich bis zu diesen letzten Zeiten kund gethan hatten, schienen keinen beunruhigenden Charakter zu zeigen, aber seit dem Ende des vergangenen Jahres hat die europäische

Krisis eine besondere Schärfe angenommen, und in dem Maße, als sie sich zuspitzte, hat man in gewissen Ländern die Ueberspanntheit der Umsturzmänner wachsen sehen. Die Länder, von denen wir sprechen, sind Rußland und Frankreich. In diesem Letzteren findet sich eine Menge revolutionärer Elemente; dort ist es erst nicht nöthig, sie künstlich zu erzeugen. Der Stock von entzündlichen Stoffen liegt vollständig bereit, und man braucht nur das Feuer daran zu legen. Abgesehen von einigen in ihrer Thorheit verhärteten Fanatikern, solchen wie Felix Pyat, erlaubt sich aber zur Zeit keiner von den Führern des französischen Radicalismus, die revolutionären Leidenschaften aufzurühren und Unruhen in dem Lande zu nähren. Alle Parteien vereinigen sich zu einem gemeinsamen öffentlichen Werke. Dort vollzieht sich unter dem Einflusse des Patriotismus, welcher sich des Landes bemächtigt hat, eine Wiedergeburt der Nation, eine Erneuerung, vielleicht heilsam und fruchtbar für die Zukunft. Da sehen wir aber, wie zur selben Zeit, als ein Telegramm aus Petersburg uns anzeigt, daß Uebelgesinnte verhaftet worden sind, wir aus Paris die Neuigkeit erhalten, daß in Frankreich die Anarchie wieder auferweckt worden ist, und durch wen? Durch unsere liebenswürdigen Landsleute. Der berüchtigte Kropotkin hat sich mit seinem Organ „Der Aufruhr" von Genf nach Paris begeben und sich mit unserer alten Bekanntschaft, der Rotte „Welt und Freiheit" verbündet . . . Man fragte sich jetzt, wem dienen diese Condottieri? wer treibt sie an? Is fecit cui prodest."

Am nächsten Tage, dem 5./17. März, kommt Katkof nochmals auf dieses Thema zurück und schreibt:

„ . . . In diesen Tagen ist in demselben Blatte (Politische Correspondenz) ein Brief aus Berlin erschienen, ein in hohem Grade officiöser, der von einem besonderen Correspondenten herrührt und die Ansichten der leitenden Kreise dort zum Ausdruck bringt. Man ist in Berlin mißvergnügt über das von der russischen Presse betreffs der Berliner Politik gezeigte Mißtrauen. Der besondere Correspondent warnt Rußland, indem er ihm großes Unheil ankündigt. Man wird dasselbe, wie er behauptet, durch das Sinken seiner Werthe zu Grunde richten, und die russische Bevölkerung wird auf ihre Kosten kennen lernen, was Alles für Unheil in den panslavistischen Bestrebungen der Presse liegt. Es ist dies eine ernste Warnung. Und wenn sie keinen Eindruck macht? ‚Wenn die öffentliche Meinung in Rußland,' fährt der besondere Correspondent fort, ‚die Presse keine Vernunft annehmen läßt, — nun, dann werden die Folgen nicht auf sich warten lassen und werden sich Rußland in der allertraurigsten Weise offenbaren.' Womit droht denn der Berliner Politiker Rußland? Mit revolutionären und antidynastischen Unruhen . . ."

„Dieser Brief ist aus Berlin vom 11. März neuen Stils datirt, was dem 28. Februar alten Stils entspricht, er ist also schon an dem Tage vor dem Ereigniß geschrieben worden, das vom „Regierungs-Boten" ver-

kündet wurde. In Rußland bildete dieser Vorfall für alle Welt eine Ueberraschung, in den leitenden Kreisen Berlins war man, wie Ihr sehet, auf etwas Aehnliches gefaßt."

„Und jetzt, post festum, erklären die Journale des Kanzlers sich brüstend, daß die Entwickelung des russischen Nationalgefühls zur Revolution führt. Woher die Moral: Rußland muß, um sich vor der Revolution zu schützen, von dem Nationalgefühl, als von etwas Unheilvollem und Revolutionärem, sich lossagen und sich zur Verfügung des deutschen Kanzlers stellen. Also erstens: etwas Aehnliches, wie der Vorfall vom 1. März war in Berlin vorausgesehen, und zweitens: man bedient sich jetzt dieses Vorfalles als eines sehr bequemen Beweisgrundes, um Rußland eine Lehre zu geben . . ."

Die Berliner National-Zeitung hatte jedenfalls sehr Recht, wenn sie damals schrieb, Rußland sollte vor allen Dingen die Ruhe suchen, im Aeußeren sowohl wie im Inneren. Die unaufhörliche Discussion der nationalen, ökonomischen und religiösen Interessen, darin bestände das System Katkofs, welches Rußland schon viel geschadet hätte und dessen Gefahren sich alle Tage mehr zeigen.

Was aber Katkofs unqualificirbare Angriffe und Verdächtigungen der deutschen Politik und des Fürsten Bismarck anbelangt, so hatte der deutsche Kanzler das russische Auswärtige Amt darauf aufmerksam gemacht, und im December 1886, wie im März 1887 war die russische Presse verwarnt worden.

Auf die letzte Verwarnung entgegnete Katkof unterm 10./22. März: „. . . . Die Regierung thut sich durch Handlungen kund und nicht durch Erörterungen und Meinungsäußerungen; sie giebt Gesetze heraus, verkündigt Verfügungen, aber wir besitzen nichts, um die Ansichten der Regierung kennen zu lernen. Die Persönlichkeiten, welche damit betraut sind, die Regierungsacte zu vollziehen, können Meinungen haben; wenn diese mit ihren Dienstverpflichtungen übereinstimmen, desto besser, wenn diese Uebereinstimmung aber nicht besteht, um so schlimmer. Wenn ein Minister die Meinung ausdrückte, daß Rußland sich in seinen inneren Angelegenheiten nach dem Gutachten der fremden Regierungen richten müßte, das würde einfach einen sehr sonderbaren Geisteszustand dieses Ministers beweisen, aber eine solche Ansicht würde nichts Regierungsmäßiges haben . . ."

Nachdem Katkof in demselben Artikel noch nachzuweisen gesucht, daß an den Metzeleien in Rustschuk die deutschen diplomatischen Agenten schuldig gewesen wären, fährt er fort:

„Man sagt, daß die neue Mittheilung des diplomatischen Departements durch ein Schreiben des Fürsten Bismarck hervorgerufen worden sei. Der Kanzler, welcher seine Journale Alles, was sie nur wollen, über Rußland veröffentlichen läßt, sollte sich über Ansichtsäußerungen der russischen Presse bezüglich der deutschen Consuln beklagen und drohen, diese Letzteren aus

Bulgarien abzuberufen? Nichts könnte den Interessen Rußlands dienlicher sein, als die Ausführung dieser Drohung."

Wie die Freunde und Anhänger Katkofs berichten, soll der Kaiser mit des Letzteren heftigen Angriffen gegen Deutschland nicht einverstanden gewesen sein. Gelegentlich einer Audienz, die Katkof beim Zaren Mitte März gehabt, hätte der Monarch ihm befohlen, sich persönlich zu dem Minister Giers zu verfügen, um diesem seine Verdachtsbeweise gegen die deutsche Diplomatie zu unterbreiten und ihm zugleich die Gründe darzulegen, welche für eine Annäherung an Frankreich sprächen. Die Anhänger Katkofs können freilich dabei nicht ableugnen, daß Herr von Giers sich entschieden geweigert hatte, diesen zu empfangen. Der Minister hatte dann dem Zaren sehr entschieden erklärt, daß er bereit wäre, sich zurückzuziehen, wenn er des Herrschers Vertrauen verloren hätte. Der Kaiser soll durch die feste Haltung seines Ministers doch etwas aus der Fassung gebracht gewesen sein und, überhaupt kein Freund von Personenwechseln, nur geantwortet haben, er ernenne und entlasse die Minister, wenn er es für nöthig halte, und erlaube nicht, daß sie sich ihren Moment wählten.

Richtig ist, daß Katkof noch immer einen sehr auffälligen und ebenso nachtheiligen Einfluß auf den Zaren ausübte. So soll der englische Botschafter in Petersburg, Sir Robert Morier, in einem unbewachten Momente, nämlich nach einem guten Diner, seiner Verwunderung über die Verhältnisse im Cabinet des Kaisers durch die Bemerkung Ausdruck gegeben haben: „Ich habe soeben an meine Souveränin geschrieben und um die Ermächtigung gebeten, mich in Moskau bei Katkof zu installiren; hier wissen wir nicht mehr, mit wem wir Politik treiben sollen; Herr von Giers vertritt weder die Meinungen des russischen Volkes, noch — wir haben eben den Beweis davon gehabt — die Ansicht des Zaren; was stellt er also vor?" So ganz haltlos lagen die Dinge hier denn doch nicht, wie sie der in der Weinlaune polternde Engländer darstellte. Trotz aller Hindernisse, die ihm Katkof in den Weg legte, wußte Herr von Giers die russische Politik doch immer wieder in das richtige Geleise zurückzuführen. —

Im April 1887 trat infolge des bekannten Falles Schnäbele wieder eine größere Spannung in den Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich ein; seitens des Letzteren, welches wieder in Ekstase gerathen war, drohte sogar ein vollständiger Bruch. Katkof benutzte natürlich die Gelegenheit, um wieder gegen Deutschland zu hetzen.

Die Intrigue, Rußland von Deutschland zu trennen und zu einem Bündniß mit Frankreich zu führen, wurde von den Nationalrussen eifrig weiter betrieben. Um Grund für neue Hetzereien zu haben, behaupteten sie, daß sie dem Kaiser als Nihilisten verdächtigt worden wären. Katkof schrieb am 29. April / 10. Mai folgenden Leitartikel:

„In kurzen, aber heftigen Entrefilets seines Journals, der Norddeutschen Allgemeinen, fährt der deutsche Kanzler fort, mit Widerhaken versehene

Pfeile gegen die russische Diplomatie zu richten, welche doch hauptsächlich nur schuldig ist, sich von ihm haben täuschen zu lassen und die Ergebenheit für denselben bis zum Vergessen ihrer selbst getrieben zu haben. Er thut dies in der Absicht, sich vor der russischen öffentlichen Meinung zu rechtfertigen. Ist dies nicht eine vergebliche Arbeit? Wenn irgend Jemand in Rußland sich noch über die Eigenschaften der Politik des Fürsten Bismarck täuschte, so müssen diese erstaunlichen Ausfälle alle Zweifel beheben. Die Beweise, welche ihn zu Boden drücken sollten, lassen den Berliner Staatsmann unangefochten. Er hält es nicht einmal für nothwendig, die Täuschung zu bemänteln. Er macht der russischen öffentlichen Meinung zur Pflicht, ein offenbares Falsum als Wahrheit zu nehmen und seinem Worte zu glauben, quia absurdum" . . .

„Verblüffend ist die Dreistigkeit, mit welcher die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, sich an Rußland wendend, versichert, daß auch die Unruhen in Bosnien durch russische Intrigue genährt worden sind. Wer weiß es nicht, daß die Keime für die Unordnung in Bosnien und der Herzegovina durch die berühmte Reise des Kaisers Franz Joseph in dem benachbarten Dalmatien ausgestreut worden sind, und daß die Unruhen in Bosnien 1875 angefangen haben, bald nachdem Rußland den Schlag aufgehalten hatte, mit welchem die kriegslustigen Deutschen Frankreich von Neuem bedrohten? Der beste Beweis, daß die Unruhen in Bosnien nicht in der russischen Politik lagen, sind die Anstrengungen, welche Graf Ignatief, damals unser Gesandter in Constantinopel, machte, um diese Provinzen zu beruhigen, ohne die europäische Frage aufzurühren. Dank seinem Ansehen in Constantinopel und seinem Einfluß auf den Sultan Abdul Aziz brachte unser Gesandter es zu Stande, ihn zur Annahme von Maßregeln zu bewegen, welche der Agitation ein Ende gemacht haben würden. Unglücklicherweise ließ Fürst Gortschakof sich durch unsere Freunde in Mitteleuropa täuschen und, obgleich der Sultan bereit war, Alles zu thun, was Rußland zu Gunsten der empörten Bevölkerungen verlangt hätte, rief er eine europäische Action hervor und rührte die Orientfrage auf, entsprechend den Wünschen derjenigen, welche gegen uns arbeiteten. Internationale consularische Commission, Note des Grafen Andrassy — und siehe da, der ganze Orient wurde dem Brande zur Beute, was unseren Freunden nöthig war. Oesterreich hat viele Emissare nach Bosnien entsendet; aber von Rußland ist dort auch nicht ein einziger „Emissär d'Aksakof" hingegangen, was auch das Organ des Fürsten Bismarck bezüglich dieses Letzteren erzählen möge. Die sogenannte Partei Katkof ist ebenfalls dieser Angelegenheit vollständig fern geblieben. Die Moskauer Zeitung beschränkte sich damals darauf, in fast allen ihren Nummern inständigst zu bitten, daß man dieses grausame und unedle diplomatische Spiel mit seinem Gefolge von Greueln, welche die Welt schaudern machten, beenden möge. Wenn Rußland sich in der Nothwendigkeit befunden hat, den Degen zu ziehen, ist es dazu gerade durch das

europäische Concert gebracht worden, in welches unsere Freunde in Mitteleuropa kriegerischer Weise unsere Diplomatie hineingezogen hatten. Macht man nicht dieselbe Sache jetzt noch?" —

Zwischen Rußland und Frankreich war damals eine große Finanzoperation in Vorbereitung, als deren hauptsächlichster Vermittler der schon mehrfach erwähnte national-russische Agent Elie de Cyon in Paris thätig war. Derselbe war zu diesem Zwecke auch zum Beamten im russischen Finanzministerium ernannt worden. In der betreffenden Angelegenheit war de Cyon auch in Berlin gewesen, um mit Bleichröder, welcher dem Syndikat Rothschild angehörte, über die Convertirung der Pfandbriefe des russischen Crédit Foncier Mutuel sich zu verständigen. Wie Elie de Cyon berichtet, hätte Bleichröder gelegentlich eines Besuches am 13. Mai vorgeschlagen, ihm als dem Freunde und Vertrauten Katkofs eine Audienz beim Reichskanzler auszuwirken, um eine Klärung der politischen Situation zwischen Bismarck und der öffentlichen Meinung Rußlands herbeizuführen. Elie de Cyon will dieses Anerbieten Bleichröders abgelehnt, jedoch nicht haben verhindern können, daß dieser ihn in ein langes politisches Gespräch hineinzog. Als dann de Cyon seine Unterhaltung mit dem Berliner Finanzmann Katkof brieflich mitgetheilt hatte, schrieb dieser unter'm 21. Mai zurück:

„Mit einem Schelm wie Bismarck muß man vermeiden in Berührung zu kommen; er sucht sicherlich die russische Nationalpartei zu täuschen, wie er unsere Diplomatie getäuscht hat, und Rußland wieder in seine Netze zu ziehen. Lesen Sie, was er in der Nummer 226 der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlicht hat; er hat die Dreistigkeit, meinen Artikel (jedenfalls den vom 29. April) als eine Rückzugsbewegung auszulegen . . . Seit einiger Zeit bemüht er sich, die auf der Durchreise in Berlin befindlichen Russen an sich heranzuziehen, um sie mit seinen gewohnten Schelmenstreichen zu umgarnen. So hat er neulich den General Kaulbars angelockt und ihn auch über die Mittel um Rath gefragt, die russische öffentliche Meinung wieder für sich zu gewinnen. Der General hat aber einfach geantwortet, daß er keineswegs beauftragt wäre, ihm Vorschläge zu machen."

Inzwischen brach in Paris eine Ministerkrisis aus, und in den Sturz des Ministeriums Goblet wurde auch Boulanger verwickelt. Damit trat auch eine allmähliche Abnahme der Kriegsgefahr ein. Die Intriguen der Partei Katkof gingen aber weiter. Die russische Botschaft in Paris hatte sich schließlich doch veranlaßt gefühlt, über die Umtriebe des Elie de Cyon in Paris nach Petersburg zu berichten. Katkof warnte de Cyon telegraphisch vor der Gefahr, die ihm drohte, und schrieb außerdem am 21. Mai/2. Juni:

„Um die mittelst Telegraphen gesandten Nachrichten zu vervollständigen, beeile ich mich, Ihnen die folgenden Details zu übermitteln: in den officiellen Kreisen hat man dem Kaiser mitgetheilt, und zwar, indem man

es ihm als ganz bestimmte Thatsache hingestellt, daß Sie an Floquet einen angeblich von mir geschriebenen Brief übergeben hätten, worin sich die Zusicherung befände, daß seine Ernennung (zum Präsidenten des Conseils) in Rußland mit Freude aufgenommen werden würde. Diese Beschuldigung hat natürlich den gerechten Unwillen des Souveräns gegen diejenigen hervorgerufen, die verdächtig waren, die Kühnheit zu besitzen, sich in seine Angelegenheiten hineinzumischen. Die Verleumder, welche den Brief erfunden und Ihnen seine Uebermittelung zugeschoben haben, rechneten offenbar darauf, daß die Verleumdung ihren Opfern unbekannt bleiben und nur dazu dienen würde, das Vertrauen des Herrschers in die Verleumdeten zu erschüttern. Glücklicher Weise ist dem aber nicht so gewesen, und die Geschichte ist ausgeschwatzt worden. Meine politische Thätigkeit zeigt sich nur in dem, was ich veröffentliche, oder in dem, was ich von Zeit zu Zeit brieflich dem Souverän mittheile, ich habe also in nachdrücklichster Weise erklären können, daß diese Verleumdung auch nicht einen Schein von Wahrheit für sich hat, daß ich niemals, weder schriftlich noch persönlich, über irgend welche politische Angelegenheiten Mittheilungen außerhalb der oben angedeuteten Wege gemacht habe." — Von seinem intimen politischen Briefwechsel mit Elie de Cyon und von den Instructionen, die er diesem seinem Agenten für Paris ertheilt, hat Herr Katkof seinem kaiserlichen Herrn und Gönner jedenfalls nichts gesagt. —

„Da man auch Sie in diese verleumderische Intrigue hineingebracht hat, sollten Sie, meine ich, Herrn Floquet auffordern, daß er die Verleumdung vereitele, ihn fragen, von woher solche Ungereimtheiten ausgehen können, — und ob er im Allgemeinen von diesem Gerüchte Kenntniß gehabt hat. Ich muß hinzufügen, daß die officiellen Kreise dasselbe als unbestreitbare Thatsache ausgeben. Ich rathe Ihnen auch, mit Rücksicht auf Ihre officielle Stellung sich nicht mehr in die öffentlichen Angelegenheiten hineinzumischen und in der Revue, die Sie leiten, außerordentlich vorsichtig zu sein. Ohne das könnten unsere Diplomaten, Gott weiß, was noch erfinden und als zweifellose Thatsachen denunciren, um dem ehrlichen Makler zu Gefallen zu sein und Rußland von Neuem als Remorqueur von Deutschland zu verwenden. Der General Bogdanowitsch ist schon ihren Verleumdungen zum Opfer gefallen (— thatsächlich wohl seiner Schrift l'Alliance franco-russe —) und vom Dienste ausgeschlossen worden. Beachten Sie wohl, daß die als eine unleugbare Thatsache ausgegebene Verleumdung gerade in dem Moment lancirt worden ist, wo die Männer der Politik in Berlin Alles in Bewegung setzen, um aus Rußland wieder das gefügige Werkzeug Deutschlands zu machen . . ."

Das Schwinden der Kriegsgefahr von Seiten Frankreichs hatte jetzt die Aufmerksamkeit der deutschen Reichsregierung sich wieder mehr Rußland zuwenden lassen, von dessen durch Katkof und die deutschfeindliche nationalrussische Partei höchst nachtheilig beeinflußter inneren Politik ebenfalls eine

Schädigung der Interessen Deutschlands drohte. Es galt jetzt, Repressivmaßregeln gegen Rußland anzuwenden, weil dort eben dem Grundbesitze von Ausländern in den westlichen Provinzen ein geradezu vernichtender Schlag zu Theil geworden war. Die officiöse Presse mußte vor den russischen Staatspapieren warnen, von denen ein überaus großer Theil sich gerade in deutschen Händen befand. Es führte dies zu massenhaftem Verkaufe und schnellem Cursfalle dieser Papiere. Später verkündigte auch die Reichsbank, sowie die preußische Seehandlung, daß sie ferner keine russischen Werthe mehr beleihen würden. Durch alle diese Maßnahmen wurde die Absicht der Reichsregierung aber doch nicht völlig erreicht, denn als die ersten derselben erfolgten, war die oben erwähnte russisch-französische Finanzoperation bereits im vollen Gange und die erste Conversion der Pfandbriefe des Crédit Foncier Mutuel schon erfolgt.

Der Einfluß Katkofs beim Zaren sollte jetzt aber einen empfindlichen Stoß erleiden. Am 30. Mai war in dem französischen Blatte „Voltaire“ folgende Note erschienen:

„Die Ministerkrisis und die Eventualität eines Cabinets, dessen Präsidentschaft Herrn Floquet übertragen werden würde, haben das Gute gehabt, daß sie dem russischen Hofe die Gelegenheit geboten haben, klar und deutlich den Grad von Wichtigkeit zu zeigen, welche er der dem Präsidenten der Kammer zugeschriebenen „Jugendsünde“ beimißt. Die russische Presse ist einmüthig der Meinung, daß diese Erinnerung nicht in's Gewicht zu fallen hatte bei dem Entschlusse des Präsidenten der Republik. Wir haben gestern bezüglich dieses Umstandes einen Auszug aus der „Nowoje Wremja“ veröffentlicht, der nicht deutlicher sein kann. Mit Hilfe der Erklärungen dieses Journals sind wir im Stande, noch viel bedeutendere Nachrichten zu geben. Herr Katkof berichtet in einem Schreiben, das er nach Paris an eine hohe Persönlichkeit der diplomatischen Welt gerichtet hat, daß er bezüglich des Präsidenten der Kammer eine Unterhaltung mit dem Zaren gehabt und daß dieser Letztere erklärt hat, durchaus keine politische Wichtigkeit dem Vorkommniß beizulegen, das dem Herrn Floquet, ob mit Unrecht oder mit Recht, zugeschoben worden ist. Endlich wissen wir, daß ganz kürzlich der Kaiser Alexander III. sich über die Haltung der russischen Botschaft zu Paris hinsichtlich des Kammerpräsidenten unterrichtet hat und daß er seinem Vertreter empfohlen hat, für denselben alle Rücksichten zu nehmen, welche die hohe Stellung, welche er bekleidet, mit sich bringt.“ — Bekanntlich soll Floquet derjenige gewesen sein, der dem Kaiser Alexander II. bei seinem Besuche 1867 in Paris zugerufen haben soll: „Es lebe Polen.“

Die oben angeführte Note des „Voltaire“ war zur Kenntniß des Kaisers Alexander III. gelangt. Katkof erhielt einen strengen Verweis und fiel in Ungnade. Der Zar schlug es auch ab, die Erklärungen Katkofs entgegen zu nehmen. Elie de Cyon wollte zwar beweisen können, daß die

ganze Sache auf einem Complott beruhte, dessen Seele ein gewisser Catacazy, ein ehemaliger russischer Diplomat, gewesen sein sollte. Katkof konnte aber von diesen Entlastungsbeweisen keinen Gebrauch mehr machen. Er war an einem Herzleiden, an welchem er schon seit längerer Zeit gelitten hatte, schwer erkrankt und starb am 1. August 1887 zu Moskau.

Mit Katkof hatte die national-russische Partei ihren eigentlichen Führer verloren. Gewiß von warmem Patriotismus beseelt, hatte Katkof seinem Vaterlande in Zeiten der inneren Gefahren unstreitig große Dienste geleistet, dann war er jedoch in eine extreme Richtung gerathen, die seine politische Wirksamkeit sich nicht mehr zu einer segensreichen gestalten ließ. Katkof war auch kein Staatsmann, dazu fehlte ihm schon der vorurtheilsfreie, weitschauende, vielumfassende Blick. Das Streben nach Verwirklichung seiner national-russischen Ideen, denen er mit wahrem Fanatismus anhing, konnte seinem Vaterlande kein Heil bringen. Die Regierung vermochte der altrussischen Partei in der engherzigsten Niederhaltung der fremden Nationalitäten noch immer nicht genug zu thun. In dieser Beziehung waren Katkof die freundschaftlichen Beziehungen der russischen Kaiser zum preußischen Königshause stets ein Dorn im Auge, da er die deutsche Cultur ebenso fürchtete wie haßte.

Als Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung verkannte Katkof durchaus nicht die Bedeutung des Deutschthums für Rußland. Er wußte schon aus der Geschichte seines Vaterlandes, daß diese Bedeutung eine sehr große ist, und zwar nicht blos deshalb, weil Peter der Große seine Reformen mit besonderer Vorliebe für deutsches Wesen und unter der Beihilfe vieler Deutschen eingeführt hatte, nicht blos, weil es eine Periode in der russischen Geschichte gegeben hat, wo am Hofe der deutsche Einfluß allein herrschte und weil im bürgerlichen, wie im militärischen Staatsdienste Rußlands gerade Deutsche und in großer Zahl die hohen und höchsten Stellen bekleideten und sich hervorragende Verdienste erwarben, sondern auch weil überhaupt keine andere Nationalität, mittelbar und unmittelbar, soviel für die Bildung Rußlands nach jeder Richtung hin und auf jedem Gebiete gethan hat. Und als denkender Mann mußte Katkof sich sagen, daß in allem diesem noch nicht allein die Bedeutsamkeit des deutschen Elements in Rußlands liege. Er sah doch mit offenen Augen, wie das Centrum des deutschen Elements in Rußland, wie die Ostseeprovinzen noch immer andauernd die Quelle und der Ausfluß einer Cultur sind, die sich in allen Formen nach dem Innern des russischen Reiches ergießt, dort freilich nur langsam Verbreitung findet und selbst nicht selten versagt, im Großen und Ganzen aber noch immer, und mehr als die Cultur irgend einer anderen Nation, die Verbindung Rußlands mit dem übrigen Europa vermittelt. Dabei mußte Katkof sich dessen bewußt sein, daß die Deutschen in den Ostseeprovinzen, ebenso wie ihre Stammesgenossen im Inneren Rußlands, die treuesten russischen Unterthanen sind. Aber „Rußland den Russen“,

von diesem engherzigen und einseitigen Standpunkte aus, glaubte Katkof sein Vaterland groß und glücklich machen zu können. —

Kaiser Alexander, der im Herbst 1887 Kopenhagen besucht hatte und auf der Rückreise sich zum Landwege genöthigt sah, entschloß sich jetzt, bei dieser Gelegenheit auch seinen Großonkel in Berlin wiederzusehen. Am 18. November traf der Zar dort ein. Bei einer Unterredung des Zaren mit Bismarck kam nun eine gefährliche Intrigue zu Tage, die von einer zum Kriege gegen Deutschland hetzenden Partei ausgegangen war. Der russische Kaiser wies dem Reichskanzler Schriftstücke vor, welche die Ehrlichkeit der deutschen Politik in der bulgarischen Frage auf das Schwerste compromittirten. Bismarck vermochte indessen in überzeugender Weise dieselben als Fälschungen darzulegen. Seine offene und entschiedene Rechtfertigung blieb nicht ohne Eindruck auf den Zaren, die russischen Truppenverstärkungen an der Grenze währten aber fort.

Alexander III., von seinem früheren Lehrer Pobiedonoßzef für einen starren Absolutismus und in der Vorliebe für das Altrussenthum und dessen Begünstigung in Religion und Sitte erzogen, galt dann als Großfürst für einen Anhänger des Panslavismus und für einen Feind des Deutschthums sowie der deutschfreundlichen Politik seines Vaters, nahm indessen doch eine mehr vermittelnde Stellung ein. Als Kaiser zeigte er eine gewisse Hinneigung zu den Tendenzen der reactionären Moskauer Partei und schien sich an die Spitze aller fanatisch-national-russischen Elemente stellen zu wollen. Die Beziehungen zu den Höfen von Berlin und Wien waren demnach zuerst kalte und hatten sich erst dann besser gestaltet, als v. Giers zum Minister des Auswärtigen ernannt worden. Dem Rathe dieses Ministers folgend, suchte dann der Zar jedes gewaltsame Einschreiten in der äußeren Politik zu vermeiden und, trotz des Drängens der national-russischen Partei zum Kriege mit Deutschland, eine abwartende Stellung einzunehmen, um beim etwaigen Ausbruch eines europäischen Brandes das volle Gewicht seiner Macht in die Wagschale zu werfen. Eine Folge dieser Politik waren die ununterbrochenen, mit größtem Eifer betriebenen Rüstungen.

Der Minister v. Giers war ein entschiedener Gegner aller national-russischen und panslavistischen Kriegsgelüste und wirkte in diesem Sinne in unerschütterlicher Consequenz mit Bismarck zusammen. Daß es Giers gelang, den Kaiser Alexander III. immer wieder für seine Politik zu gewinnen, trotz des Widerspruchs der national-russischen Partei und des bedeutenden Einflusses Katkofs beim Kaiser, das zeugt sicherlich von der großen Klugheit, Energie und Gewandtheit dieses Staatsmannes, dessen große Bedeutung und verdienstvolles Wirken für die Erhaltung des europäischen Friedens die öffentliche Meinung noch lange nicht genug gewürdigt hat. Sein Kampf gegen den Einfluß Katkofs war ein umso schwierigerer, als dieser Letztere es für gut und zweckmäßig hielt, den hauptsächlichsten Theil seiner politischen Thätigkeit in unverantwortlicher Stellung hinter der

Scene auszuüben, wobei er sich namentlich der Intrigue in ausgiebigstem Maße bediente.

Auch die Russen hatten dem Minister v. Giers sehr viel zu verdanken; das Land wurde vor einem äußeren Kriege bewahrt, der bei den inneren Zuständen Rußlands ganz unabsehbare Folgen haben konnte, und andererseits war demnach das seit dem letzten Kriege gegen die Türkei schwer geschädigte Ansehen des Reiches in Europa entschieden gehoben worden.

In Deutschland ging damals ein großer Zug durch alle Handlungen der Regierung und riß schließlich auch die Parteien mit sich fort. Die von der Regierung geforderten sehr bedeutenden Geldmittel für militärische Zwecke wurden bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

Den Abschluß der ganzen so spannungsvollen Zeitperiode bildete aber jene gewaltige Rede des Fürsten Bismarck, welche er am 6. Februar 1888 bei Gelegenheit der zweiten Lesung des neuen Wehrgesetzes im Reichstage hielt, und in welcher er zum Schluß sagte:

„Wir wollen nach wie vor den Frieden mit den Nachbarn, Frankreich gewährt uns bei diesen Bemühungen keine Sicherheit auf Erfolg, wenngleich ich nicht sagen will, daß es nicht helfe. Wir werden nie Händel suchen, wir werden Frankreich nie angreifen. Wir haben in den vielen kleinen Vorfällen, welche die Neigung unserer Nachbarn, zu spioniren und zu bestechen, verursacht hat, immer eine sehr gefällige und freundliche Beilegung herbeigeführt, weil ich es für ruchlos halten würde, um solcher Lappalien willen einen großen nationalen Krieg zu entzünden. Da heißt es, der Vernünftigere giebt nach. Ich nenne also vorzugsweise Rußland, und da habe ich dasselbe Vertrauen, wie vor einem Jahre. Um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland. Die russische öffentliche Meinung hat einem alten, mächtigen und zuverlässigen Freunde, der wir waren, die Thür gewiesen. Wir drängen uns nicht auf . . . .“

„Wir können durch Güte und Wohlwollen leicht zu Entschließungen bestimmt werden, vielleicht zu leicht, aber durch Drohungen gewiß nicht. Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!“

Diese Rede machte einen ungeheueren Eindruck, nicht nur im deutschen Reiche, sondern auch in ganz Europa. Im Reichstage wurde aber die neue Wehrgesetzvorlage anstandslos genehmigt, deren Ziel es war, daß Deutschland, auch ohne Bundesgenossen, nach Osten und nach Westen zugleich dem Gegner gewachsen dastehen sollte.

Bismarck hatte in seiner Rede vom 6. Februar 1888 in nur wenigen Sätzen mit einem Schlage auch das ganze Phrasenthum, alle die böswilligen Erfindungen und kleinlichen Angriffe vernichtet, mit denen der russische Politiker Katkof gegen den großen deutschen Staatsmann zu Felde gezogen war.

---

# Frauenrechtlerinnen*).

Von

## H. Dohm.

— Berlin. —

Ich ergreife noch einmal das Wort zur Reaction in der Frauenbewegung, derjenigen Reaction, die dem linken Flügel der Bewegung gilt, und die innerhalb der Frauenbewegung selbst zum Ausdruck gelangt ist.

Feindseligkeiten von absoluten Gegnerinnen der Frauenfrage dürften uns nicht Wunder nehmen. Wenn Frauen, die als Mütter, Gattinnen und Hausfrauen ein volles Genügen finden, von ihrer Persönlichkeit, ihren Bedürfnissen ausgehend, sich den radicalen Frauenbestrebungen gegenüber feindlich verhalten, so haben sie, eben vermöge ihrer Persönlichkeit, eine gewisse Berechtigung für ihren Standpunkt, wir können ihn wenigstens verstehen.

Wenn aber freidenkende Schriftstellerinnen, die selbst der Enge des Hausfrauenthums entschlüpft, im goldenen Licht der Freiheit athmen, sich mit despotischer Heftigkeit gegen die Radicalen wenden, so machen sie sich einer Undankbarkeit sondergleichen schuldig, da sie doch schon die Früchte ernten von dem, was jene gesät, und wir haben das Recht, sie zurückzuweisen.

Die Angriffe unserer Widersacherinnen richten sich zumeist gegen die Frauenrechtlerinnen, die man willkürlich von anderen Frauengruppen ab-

*) Wir bringen diesen Aufsatz unserer geschätzten Mitarbeiterin, der Ellen Keys vielbesprochener Schrift gegenüber einen wesentlich anderen Standpunkt einnimmt, als J. Hutten in ihrem im Decemberheft unserer Zeitschrift veröffentlichten Artikel, gerne zum Abdruck, ohne uns damit zu den in ihm vertretenen Anschauungen zu bekennen. Wir benutzen diese Gelegenheit, einem Wunsche des Herrn W. Grotjohann-Dohrn (in Charlottenburg) Rechnung tragend, eine von ihm als Irrthum gekennzeichnete Angabe im Aufsatze von J. Hutten (S. 367) zu berichtigen. Nach Herrn Grotjohann-Dohrn, der als seinen Gewährsmann Dr. Nyström selbst bezeichnet, ist nämlich das Arbeiterinstitut in Stockholm nicht eine gemeinsame Schöpfung Ellen Keys und Dr. Nyströms, sondern allein der Idee und der Initiative des Letzteren zu verdanken. D. R.

sondert, selbst wenn letztere in ihren Grundanschauungen und Endzielen mit ihnen übereinstimmen.

Fast scheint es, als spräche bei dieser Antipathie das Wort „Frauenrechtlerinnen" mit. Es schmeichelt sich nicht gerade in's Ohr. Warum beseitigen wir nicht ein schlechtklingendes Wort, das noch dazu von unseren Gegnern ersonnen ist, und das einen etwas ironischen, nörglerischen Beigeschmack hat!

Die Bezeichnung „Radicale" oder „äußerste Linke" dürfte genügen. Radical heißt wurzelhaft nud bezeichnet am besten das Wollen und Handeln jener streitbaren Frauen, die die Axt an die Wurzel der Uebel legen.

Viele Denkträge aber sind zufrieden, wenn sie mit einem Wort einen Begriff unter Dach und Fach gebracht haben. Der Begriff ist hier ein Frauentypus von abstoßender äußerer und innerer Vermännlichung.

Was die äußere Vermännlichung betrifft, so muß ich allerdings zugeben, daß zwei bis drei unter den Berliner Radicalen kurzgeschorenes Haar tragen, aber aufrichtig gesagt, ich habe diese Frisur mehr auf weibliche Koketterie (sie steht ihnen sehr nett) zurückgeführt, als auf den Drang, Männer werden zu wollen. Als die Männer früherer Jahrhunderte ihre Haare lang trugen, dachte man nicht daran, sie um dessentwillen der Weibischkeit zu zeihen. Und soll man ihnen ihre Jaquets, Cravatten, Chemisettes männlichen Schnittes als Schuld anrechnen? Aber sie folgen damit einfach der Mode, an der alle anderen Damen, auch die von der Frauenfrage gänzlich Unangekränkelten, participiren. Ja, die eleganten Weltdamen sind ihnen in der Vermännlichung der Tracht noch um eine Nasenlänge voraus, indem sie sich der Spazierstöcke bedienen, die ich bei den Frauenrechtlerinnen noch nicht wahrgenommen habe. Altmodische Gegner fügen wohl zur Vervollständigung des Bildes noch Aeltlichkeit, ein Organ, das zum Kreischen neigt, einen Kneifer und eine spitze, schnüffige Nase hinzu.

Und der Radicalen Seelenabnormität, ihre innere Vermännlichung? Draufgängerischen Thatendrang sagt man ihnen nach, geistiges Akrobatenthum, viel Ellenbogen, Haare auf den Zähnen. Man wirft ihnen vor, daß sie Männer werden wollen, daß sie in dem heiligen, weiblichen Beruf der Mutter eine Entwürdigung der Frau sähen, daß sie antireligiös wären. (So? und erstreben nicht nur das Amt der Seelsorgerin, sondern üben es auch in Amerika schon aus.) Jedes Weib — heißt es — sei durch einen Broderwerb an's Cölibat gebunden. Ich staune immer über den Muth, mit dem man die offenkundigsten Thatsachen (hier die Thatsache, daß ein großer Theil der erwerbenden Frauen Gattinnen und Mütter sind) einfach wegescamotirt, bei Lesern oder Hörern vollendete Unkenntniß der actuellen Verhältnisse voraussetzend. Die Einen behaupten, die Radicalen wollten die Familie vernichten und die freie Liebe einführen, Andere im Gegentheil schieben ihnen die Absicht unter, die Liebe mit Stumpf und Stiel auszurotten und was des Unsinns mehr ist.

Daß einzelne prononcirte Persönlichkeiten in der Agitation für Frauenrechte Antipathien erregen, ist sicher, aber völlig gleichgültig. Die Frauenfrage ist doch keine Personenfrage. Und warum sollen denn gerade diese Ruferinnen im Streit vorzugsweise Sylphiden, Madonnen, Aeolsharfen sein? Wer mauerfeste Vorurtheile stürzen will, bläst nicht Schalmeien, wenn es auch nicht gerade Posaunen zu sein brauchen! Wohl möglich, daß der frischgährende Most der jungen Freiheit einigen Heißspornen zu Kopfe steigt und ihnen etwas Geharnischtes giebt. (Geharnischt war auch Minerva, unbeschadet ihrer Göttlichkeit.)

Auch unter den Nurhausfrauen kommen — und zwar recht häufig — Exemplare ausbündiger Kraftmeierei vor. Mancher Eheherr weiß ein Lied davon zu singen.

Ich kenne unter den Kämpferinnen für Frauenrechte auch Frauen von holdester weiblicher Anmuth. Und alle Mittelstufen giebt's auch. Zahme und Wilde giebt's, die Zahmen aber herrschen vor, noch viel zu sehr.

Und überhaupt, wie verschwindend klein ist die Zahl dieser tapfer Vorwärtsdrängenden gegenüber der ganzen, großen Frauenwelt.

Hauptsächlich ist es wohl das Vereinswesen, das den Antipathien gegen die Frauenrechtlerinnen zu Grunde liegt; es sind die gelegentlichen geistigen Raufereien in den Vereinen, die persönlichen Disharmonien, die ab und zu wie Hagelschauer, oder sonst ein Schauer, unter ihnen niedergehen.

Erst seit so kurzer Zeit sind Frauen in der öffentlichen Agitation thätig. Ist es zu verwundern, daß es ihnen hin und wieder noch an Disciplin und Selbstbeherrschung, an strenger Sachlichkeit und Unpersönlichkeit fehlt? Daß sie aneinander zu wenig oder zu viel Kritik üben und noch ab und zu an Stich- und Schlagworten hängen bleiben?

Haben die Socialisten im Reichstag nicht auch Jahre gebraucht, ehe sie sich der sentimentalen und drohenden Apostrophirungen, der Stich- und Schlagwörter enthielten?

Es ist wohl noch kaum einer Frau eingefallen, ihr Geschlecht für ein dem männlichen überlegenes zu halten, warum ist man denn so geärgert, überrascht, daß die Frauen sich nicht vortheilhafter von den Männern abheben, daß sie in denselben Situationen dieselben allzumenschlichen Qualitäten bekunden? Ist es nicht ein Geschlechtsgrößenwahn, wenn wir erwarten, daß sie als Sterne am Himmel der Menschheit die Männer in der Oeffentlichkeit ethisch überstrahlen sollen?

Das heftige, heiße Gebahren steht aber den Frauen nicht zu Gesicht?

Ach, den Männern steht es auch nicht zu Gesicht. Wir sind nur an ihre Rauf- und Kampflust längst gewöhnt.

Können im Ernst unsere Gegnerinnen glauben, daß die in der Oeffentlichkeit agitirenden Frauen, die von der Tribüne herab, die mit Petitionen und Resolutionen, Propaganda für die Frauenrechte machen, nicht nur überflüssig sind, sondern sogar eine Gefahr für die Förderung der Frauen-

bewegung bedeuten, daß bei dieser Frage von unermeßlicher Tragweite, wo es sich darum handelt, Denkgewohnheiten von Jahrtausenden zu beseitigen, die zahme Propaganda durch ästhetische oder ethische Theekränzchen, durch Saloncauserien oder poetisirende und ethisirende Essays genügten? Daß sie es im Ernst glauben, werden wir später sehen.

Ich habe kurz skizzirt, was man so im Allgemeinen den Radicalen zum Vorwurf macht, und wende mich nun zu den speciellen Anklagen, insofern sie von Frauen, die in der Frauenbewegung stehen, erhoben worden sind.

Ich wähle wieder zur Unterlage meiner Vertheidigung der Linken die Schrift „Mißbrauchte Frauenkraft". Indem ich Ellen Keys Anschauungsweise kennzeichne, treffe ich zugleich die ihrer Gesinnungsgenossinnen. Ich wähle Ellen Key, weil sie die gefährlichste unserer Gegnerinnen ist, denn mit Erstaunen habe ich wahrgenommen, daß selbst Frauen radicaler Denkart dieser Hohenpriesterin der Phrase huldigen. „Alles Gutgesagte wird geglaubt," sagt Nietzsche, und da Goethe dasselbe fast mit denselben Worten sagt, wird es wohl wahr sein.

Ellen Key lancirt nicht gewöhnliche Phrasen, die nur durch schöne Klangwirkung blenden und bestechen. Ihre Phrasen kommen als Gedanken verkleidet, sie winken als Ethos aus der Höhe mit Palmen, sie haben Flügel, in Aether getauchte, oder in Sonnengold flimmernde. Sie kränzt sie wohl auch mit Rosen und flicht Passionsblumen hinein. Mit einem Wort: sie sehen ungeheuer nach etwas aus — nicht immer zwar. Und das ist das Bestechendste und Verwirrendste an der Verfasserin der „Mißbrauchten Frauenkraft", daß sie hier und da in das süße Gebimmel flammende Leuchtkugeln wirft, echte Gedanken, Gedanken von kühnem Radicalismus, die, wenn auch nicht neu, doch durch ihre hymnische Form beinah als neu wirken. Und Leuchtkugeln haben es an sich, daß man vor ihrem Glanz des dämmernden Dunkels in der Umgegend nicht gewahr wird.

Das Motto ihrer Schrift heißt: „Des Weibes Geschichte ist Liebe." Liebe für die ganze Menschheit? gewiß, das heißt mit Ausnahme der Frauenrechtlerinnen, die zu vernichten sie „den Eid Hannibals" geschworen hat.

Aus dem Sündenregister, das sie der gefährlichen Rotte der Unweiber vorhält, greife ich das Wesentliche heraus.

S. 22. „Die Frauenrechtlerinnen wollen, die Frauen sollen männlicher, energischer erzogen werden, um ganz und gar in ihrer Arbeit aufgehen zu können."

Haben die Radicalen wirklich diese Forderung gestellt, so betheilige ich mich an dem von Ellen Key geschworenen Eid Hannibals.

„Man hört von ihnen (man? wer? ich nicht) die Aeußerung, das Cölibat sei der würdigste Zustand für die Frau . . . es sei ein Rest von niedrigen Instincten, wenn sie es nicht vorzieht, sich zu einem Intelligenzwesen zu entwickeln, statt zu einem Geschlechtswesen, falls sich nicht Beides vereinen läßt."

Ja, da eben liegt der Hase im Pfeffer. Diese Emancipirten glauben nämlich sammt und sonders, daß sich Beides vereinen läßt.

Und was ist denn das: ein Nurintelligenzwesen? giebt es das? Werden bei geistigen Arbeiten die Empfindungsnerven ausgeschaltet, wird den Gefühlen ein Riegel vorgeschoben, und das Gehirn functionirt maschinenartig? Ein Hegel, ein Schelling, ein Fichte und andere große Denker, ob sie ihre Ideen nicht in entzückten Schauern empfangen, in Schmerz und Lust geboren, mit ihrem Herzblut genährt haben? Und mit einem so begeisterten Gemüthsantheil, daß die instinctive Mutterliebe grob daneben erscheint?

Und gerade die Studien sind es, die wissenschaftlichen Bethätigungen — zu denen die Radicalen das Weibsvolk so gefährlich anstiften sollen — die Ellen Key ein Dorn im Auge sind.

S. 22. „Quält sie sich ab, die Höhe des Mannes zu erreichen, muß sie als Weib zu Grunde gehen."

Nie wenn ich ein Buch schrieb, habe ich daran gedacht (und das gilt wohl auch von allen anderen Schriftstellerinnen, Künstlerinnen u. s. w.) die höchste Höhe des Mannes erreichen zu wollen. Ich dachte nicht einmal daran, die höchste Höhe der Frau erreichen zu wollen, etwa eine George Sand oder George Elliot. Und war ich je von einem Ehrgeiz besessen, so war es der, meine eigene höchste Höhe erreichen zu wollen.

Ellen Key hat aber nun einmal die fixe Idee, berufsmäßig arbeitende Frauen für Ikarusse zu halten, die ihre Wachsflügel an männlichen Sonnen zu schmelzen bestimmt sind.

Ihr selbst ist eine wissenschaftliche Ausbildung in reichem Maß vergönnt gewesen. Hat sie persönlich erfahren, daß die Anstrengung eine so unerhörte und eine so unfruchtbare war? Und die Seligkeit des Erkennens ist ihr nicht aufgegangen? Und ist sie es, woher nimmt sie die beispiellose Lieblosigkeit, ihre Geschlechtsgenossinnen von diesem nieversiegenden Quell reinster, höchster Freuden (Spinoza fühlte sich als Erkennender göttlich) ausschließen zu wollen!

Die Verfeinerung des Familienlebens soll ihre Culturaufgabe sein. Ja, giebt es denn etwas, das den Menschen mehr humanisirt, mehr verfeinert als wissenschaftliches Erkennen, als Reife und Geübtheit des Denkens? Und was uns selbst am meisten humanisirt, wird mit zwingender Nothwendigkeit auf unsere Familie zurückwirken. Die Kinder sind die Erben ihrer Mütter.

„Um der Studien willen wurde das unendlich wichtige Studium des Lebens der Frauen als Geschlechtswesen vernachlässigt." Und was ist denn das für ein Studium des Frauenlebens als Geschlechtswesen, das sie den Frauen anempfiehlt, aber nicht näher definirt? Physiologie, Psychologie, Anatomie?

Sollte nicht die Natur auf diesem Gebiet eine ausreichende Lehrmeisterin sein, wenn man sie nur freier walten ließe!

Das geschlechtliche Moment, die erotischen Gefühle nicht berücksichtigt zu haben, klagt sie die Frauenrechtlerinnen an.

Ja, durften denn die Frauen in den Zeitaltern vor den Emancipationsbestrebungen (die erst seit wenigen Jahrzehnten datiren) ihrer Geschlechtlichkeit freien Lauf lassen?

Ich denke schon wieder umgekehrt, daß gerade die Radicalen, indem sie der Frau zur ökonomischen Selbstständigkeit verhelfen, ihr auch die Ehe leichter zugänglich machen. Sie sind es, die der Frau das Recht zu lieben erobern wollten. Haben wirklich — was noch zu beweisen wäre — die Ehen in den letzten zwei Decennien abgenommen, so würde ich das den Männern zur Last legen, denen zwar nicht der Liebestrieb — o nein — wohl aber der Ehetrieb häufig abhanden kommt.

Das Dilemma, in das Ellen Key bei der Ehefrage geräth, wäre ja recht amüsant, wenn ihre flimmernde, aalglatte Art, der es so ganz an geistiger Sauberkeit fehlt, nicht Logik und Wahrheitssinn beleidigten. Wenn allmählich — sagt sie (S. 22) die echt weiblichen Wesensbestimmungen (Mütterlichkeit und Heim) durch die äußeren Arbeitsinteressen abgeschwächt werden sollten, so kann das schicksalsschwer in Bezug auf das Glück der Ehe werden."

Auf derselben Seite aber glaubt sie an eine Zukunft, in der kein einziges Mitglied der Gesellschaft sich der Arbeitspflicht mehr entziehen darf „die Frau bedarf der Arbeit zu ihrer allseitig intellectuellen und ethischen Entwicklung" . . . S. 23: „Die zur Arbeit untaugliche Frau geräth immer in irgend ein erniedrigendes Abhängigkeitsverhältniß, und das erniedrigendste ist die Ehe aufgefaßt als Versorgung. Dank der Möglichkeit, ihr Brod selbst zu verdienen, sündigen sie jetzt seltener dadurch, daß sie eine Ehe gegen ihr innerstes Wesen eingehen. Auf der anderen Seite freilich treten sie dann oft mit einer durch das Brodstudium unterdrückten Weiblichkeit in die Ehe, und sie kann doch nur durch die Ganzheit und Fülle ihrer Hingabe — das Glück der Ehe schaffen."

Da haben die Frauen nun die Qual der Wahl: Entweder — sie schreiten, um der Versorgung willen — gegen ihr innerstes Wesen — beruflos, aber mit völliger Conservirung ihrer Weiblichkeit zur Ehe, oder — sie verscherzen durch Berufsarbeit die Ganzheit und Fülle der Hingabe — das Glück der Ehe. — Ein circolo vizioso, eine Spiegelfechterei (die Hölle schenke ich ihr diesmal noch) mit einem Wort: „ein ungeheueres Dilemma."

Das Sündenregister der Radicalen ist noch lange nicht erschöpft. Immer düsterer ballt es sich über dem von den Frauenrechtlerinnen bedrohten Weibe zusammen: Sogar „das Intelligenz-Niveau sinkt unter ihrer Herrschaft". (Auf einer anderen Seite war sie der Meinung, daß mit der Steigerung des Intelligenzlebens das Gefühlsniveau der Frau sänke. Gedächtniß schwach.)

S. 54 geht sogar unter dem Einfluß der Radicalen der weibliche Körper in die Brüche: „Daß bei intensiven Studien und Sport der Frauenkörper seinen eigenen Charakter verliert und einen männlichen annimmt — wäre dann die Regel."

Sie erinnert warnend an die totale Entartung des Familienlebens während der römischen Kaiserzeit.

Ja — hätten die alten Römerinnen einem tüchtigen Beruf obgelegen, so würde es mit der sittlichen Entartung gute Wege gehabt haben. Die Entartung entsprang ja im Gegentheil der übermächtig gewordenen Erotik, und es ist gerade die Bekämpfung der erotischen Gefühle, die sie den Radicalen zum Vorwurf macht. —

Und siehe — schon zuckt der Blitz der Rache nieder, mit dem die Natur die Unnatur dieser — sie murmelt etwas von Hermaphroditen — tödtlich trifft. Das Menschengeschlecht stirbt aus — Erduntergang. Nämlich wenn diese Emancipirten ihr Ziel — die intellectuelle Ebenbürtigkeit mit dem Manne erreichten, so — „fordert die Logik dieses Zugeständnisses, daß das Aussterben die schließliche Folge sein würde."

Schauderhafte Perspective! Bei Männern ist es natürlich ganz anders, — was ein grelles Licht auf die Verschiedenheit der Geschlechter wirft — die bleiben — wahrscheinlich nach einem heiligen Naturgesetz — auch wenn sie immerzu Werke ersten Ranges schaffen, in der Antheilnahme an den Freuden des Lebens sehr mobil und hüten sich, zu denen zu gehören, die „ohne Weib, Wein, Gesang Narren bleiben lebenslang." Da hätten wir ja gleich den Luther selbst als Beispiel.

So ganz anders als Ellen Key denkt, ist es aber doch bei den Frauen nicht.

Wir Hausfrauen erfahren es, zu unserem Leidwesen, alle Tage, wie unsere Köchinnen, Kinderfräuleins — letztere bei den nervenanstrengendsten, erstere bei den zeitraubendsten Berufsarbeiten, unentwegt hinter der Erotik her sind. Ich kenne Telephonistinnen, Lehrerinnen, Buchhalterinnen — eine Verkümmerung ihres Liebeslebens habe ich bei keiner einzigen wahrgenommen. Wie? und gerade ernste Studien sollten einen so gefühlsmörderischen Einfluß üben und Asketen züchten!

Wolzogen in seinem Buch „Das dritte Geschlecht" — es wird von aller Welt gelesen — schleudert Bannflüche gegen das dritte Geschlecht: „die verwässerten Mannesseelen, die an der Cultur mitbauen wollen und die ungesunden Emancipationsbestrebungen groß ziehen."

Aber, o Wunder (oder vielleicht gar nicht o Wunder), seine Ansichten und die Gestalten, die sie illustriren sollen, decken sich nicht nur nicht, sondern im Gegentheil, sie stehen im schroffen Widerspruch zu einander. Seine Mitglieder des dritten Geschlechts sind sammt und sonders verliebt wie die Kätzchen, von der Medicinstudentin bis zu der reizenden kleinen Modehändlerin, die nicht nur die entzückendsten Costüme, sondern nebenbei auch das „Neue Kind" creirt, das Kind, bei dem „la recherche de la

paternité" nicht stattfindet. Und die Erklärung für die Auflehnung dieser Drittgeschlechtlichen gegen die Tendenz ihres Schöpfers, über den sie sich hinter seinem Rücken lustig zu machen scheinen?

Wolzogen — er sagt es selbst — kann nur nach lebenden Modellen arbeiten, und er hat eben keine Modelle zu seinem dritten Geschlecht aufgetrieben. Und der Dichtergenius läßt sich nicht auf Allotria ein.

Freilich — für witzige Köpfe ist ein solches drittes Geschlecht (Nietzsche nennt nicht die Emancipirten, sondern die „kleinen Frauen" das dritte Geschlecht) ein gefundenes Fressen. Wer es bezweifelt, der hätte das Entzücken sehen sollen, das kürzlich der Einfall eines humoristischen Blattes bei den Lesern erregte: Ein Damenkaffeekränzchen. Eins der Mitglieder fehlt. Wo ist es? „Das Ferkel hat sich verlobt." Es heißt: „qui mange du pape en meurt." Ich habe bis jetzt noch immer gefunden: auch wer vom Weibe ißt — (das heißt gegen seine Freiwerbung wirkt) stirbt daran nicht gerade, aber seine Intelligenz kriegt ein Loch, von Schopenhauer bis zu Strindberg herunter.

Ellen Key glaubt selbst nicht recht an das Aussterben des Menschengeschlechts, aber nur deshalb nicht, weil die Frauenrechtlerinnen ihr Ziel nicht erreichen werden. Wo die Noth am größten, ist Gottes Hilfe (Ellen Key sitzt zu seiner Rechten und hilft mit) am nächsten. Das Düster lichtet sich, und Seite 55 spannt sie den Regenbogen über die weibliche Menschheit aus. „Diese Intelligenzperiode wird vorübergehen, und ein Frauenideal wird zur Geltung kommen, gleich der kuhäugigen Hera des Homers, mit ganz niedriger Stirn, aber mit der Nahrung für einen Herakles in ihrem schwellenden Busen."

Wer wird denn nun aber in diesem seligen Zeitalter der so sehr nahrhaften Mutter den kleinen Herakles schenken? Der Mann mit den von der Geistesarbeit entkräfteten Muskeln? Oder sind zur Gebärung des Herakles die durch keines Gedankens Blässe angekränkelten zärtlichen Gefühle des Weibes ausreichend?

Gelt! Ellen Key ist eine begeisterte Antifrauenrechtlerin!

I wo! Ich trete den Beweis dafür an, daß sie — ihren Hannibal-Eid auf die leichte Achsel nehmend — gelegentlich mit Pauken und Trompeten in's Lager ihrer Feindinnen abschwenkt.

Seite 1 lesen wir Schwarz auf Weiß: „Kein denkender Mensch zweifelt daran, daß um die Wende des nächsten Jahrhunderts Alles errungen sein wird, was die Vorkämpfer der Frauensache fordern" (Na also!) nämlich: das Recht der vollen individuellen Entwickelung, der vollen gesetzlichen Gleichstellung mit dem Manne, die volle Erwerbsfreiheit u. s. w. (Hört! hört! Und das sagt, ohne mit der Wimper zu zucken, dieselbe Frau, die — auf einer anderen Seite natürlich — der Meinung ist, daß Berufsthätigkeit das Weib in der Frau ersticke.)

Und Seite 64: „Sie muß dieselbe Möglichkeit haben wie der Mann, sich mit Leidenschaft und Erfolg jedem Angriff auf ihre besondere Gestaltungsart zu widersetzen." Aber Ellen Key! Ellen Key! Sie hat doch gerade zu begründen versucht — natürlich auf einer anderen Seite — daß die Natur mit allen Frauen dasselbe beabsichtigt, indem sie ihnen die Fürsorge für die Kinder und ihre Erziehung als Lebensaufgabe schon in die Wiege legte.

Auch das Stimmrecht fordert sie für die Frauen, und Seite 64 steigert sie sich sogar zu einem begeisterten Aufruf im Nietzschestil zu Gunsten der radicalsten Forderungen. Willkommen sind ihr im Frauenthum die „glühenden Flammen der großen Leidenschaft, die alle conventionelle Form zu Asche verbrennt. — — Große leuchtende Verzückungen . . . Wir brauchen den dionysischen Rausch und die apollinische Klarheit (als spräche Nietzsche), die dämonische Kraft, die eins ist mit der Schöpferkraft, (Herr Gott, da dürfen sie mit einem Mal die Schöpferkraft kriegen, die sie ihnen vorher — auf einer anderen Seite natürlich — gänzlich abgesprochen hat) . . . wir brauchen die große Rücksichtslosigkeit mit ihren Rauchwolken und ihrer Sturmglocke . . . Wir brauchen den großen Glauben und den großen Zweifel, die große Liebe und den großen Haß" . . . Wie? auch der Haß des Weibes wird gebraucht, und das in einer Schrift mit dem Motto: „Des Weibes Geschichte ist Liebe"?

Und Seite 41 verfällt sie gar einem rothen Radicalismus in der Frauenfrage. Sie wirft dem Weibe vor, daß es nicht seinen eigenen wilden Weg gegangen, den Weg der Revolte gegen all das Böse in der Gesellschaft (warum muß denn das ein wilder Weg sein?). Staunend lesen wir, daß die Welt sich bisher gleich geblieben ist (ist sie das wirklich?), weil die Frauen sich als Nullen hinter einer männlichen Ziffer aufreihten. Wie? und darum ist die Welt sich gleich geblieben, trotz all der großen Ideen, Entdeckungen, Erfindungen, die einzig und allein vom Manne ausgingen! und trotzdem das Weib, wie sie meint, auf geistigem Gebiet nur die Handlangerin des Mannes sein kann?

„Mögen die Frauen jetzt also vereint (während die Frauenrechtlerinnen zur Strafe in der Ecke stehen müssen) gegen den Seelenmord der Schule, gegen den Massenmord, gegen die Menschenopfer des jetzigen Productionssystems revoltiren!"

Was? revoltiren? wo denn? wie denn? in der Kinderstube? Wo bleiben denn die Kinder — deren Pflegen und Erziehung Daseinszweck des Weibes sein soll — während ihre Mütter den wilden Weg der Revolte gehen?

Seite 70 ist nach ihrer tiefen Ueberzeugung das einzige (das einzige! hört!), dessen die Frauensache bedarf, um aus allen Schiefheiten herauszuwachsen, der neue Gedanke, daß man ganz einfach „den Schwerpunkt seiner Beweisführung (sie verlegt öfter ihre Schwerpunkte) auf das verlegt, was die Frauen schon für die Cultur gethan haben" . . .

„Dann nämlich gewinnen wir die für unser Selbstgefühl erlösende Gewißheit: daß wir in der That ganz ebenso große Werthe in die Cultur eingesetzt haben wie der Mann, wenn auch von anderer Art. Und aus diesem Selbstgefühl wird eine strahlende Siegesgewißheit, eine unbezwingliche Freimüthigkeit (sonderbar diese unbezwingliche Freimüthigkeit) hervorgehen. Dann werden die Frauen mit stolzer Zuversicht dem Manne sagen: „Unser Einsatz in die Culturarbeit ist die Humanisirung des Gefühls gewesen."

Wenn der Mann es nur glaubt, daß die Humanisirung, trotz Christus und anderer großer Ethiker, Frauenmonopol gewesen ist.

Neu mag dieser Gedanke von der rückwärts schauenden strahlenden Siegesgewißheit sein; daß er alle Schiefheiten in der Frauensache beseitigen wird, glaube ich nicht.

„Die Frau — frohlockt sie — ist glücklicher Weise ein unendlich viel Tieferes, Reicheres, Herrlicheres und Furchtbareres (Na — die Selbstbehauptung durch Selbsthingabe — ihr Daseinszweck nach Ellen Key — ist doch nicht gar so furchtbar), als die Frauenrechtlerinnen es ahnen."

Darum „écrasez l'infame" — das Frauenrechtlerthum — das sich des Weibes „furchtbarer" Herrlichkeit widersetzt.

Wie erlangt nun aber das weibliche Geschlecht ohne diese streitbaren Frauen all die Rechte, die auch Ellen Key fordert? Sehr einfach. Sie sagt es uns: „Es gilt zuerst bei der Frauenfrage das durch das innerste Gesetz des Wesens Nothwendige zu suchen, dann kommt all das Andere (Freiheit und Rechte) später von selber hinzu" . . . „Mit inniger Ueberzeugung und beharrlicher Ausdauer" soll die Frau dem Manne ihre Wünsche vortragen, und er wird ihr Gehör schenken, und „sie wird schließlich Alles gewinnen, was sie wünscht."

Glaube ich nicht. Zum Liebhaben dieser Kinderglaube, daß Einem die gebratenen Tauben von selbst in den Mund fliegen werden.

Das durch das innerste Gesetz ihres Wesens Nothwendige — nach Ellen Key Mütterlichkeit und Familienleben — ist ja schon seit Jahrtausenden gefunden worden, und nichts ist anders geworden und von selbst gekommen; und erst als die Vorkämpferinnen der Frauenfrage, diese angeblich innersten Gesetze nicht anerkennend, die alten Satzungen durchbrechend, außerhalb des Familienkreises ihre Stimmen erhoben, ist manches anders geworden, aber noch lange nicht anders genug. Sie sind es, die den Frauen die Universitäten, Werkstätten, Akademien, Bureaus erstritten haben, oder zu erstreiten im Begriff sind. Sie sind am Werk, ihnen das Stimmrecht zu erobern. Und erst wenn alle diese erstrebten Rechte Thatsache geworden sind, wird alles Andere sich von selbst ergeben.

Fassen wir zum Schluß noch einmal kurz zusammen, worin sich die Radicalen von den Gegnerinnen à la Ellen Key unterscheiden. Beide Frauengruppen fordern dieselben Bildungsmöglichkeiten, dieselben Rechte und

Freiheiten, wie sie das Gesetz dem Manne Gewähr leistet. Die Repräsentantinnen der Reaction verlangen diese Rechte aber nur — entweder zur privaten Daseinslust der Frau, oder in so weit sie ihrer Mütterlichkeit zu Gute kommen. Und sie knüpfen daran die Bedingung, daß der Gebrauch der Freiheit ihre weiblichen Eigenthümlichkeiten nicht schädige, welche Schädigung bei einem Broderwerb zu fürchten sei.

Die Radicalen fordern alle Freiheiten und Rechte unbedingt und uneingeschränkt, in der Meinung, daß aus lauter Bischens (ein bischen Freiheit, ein bischen Beruf) doch nur etwas An- und Zusammengeflicktes wird, und ihr Hauptgesichtspunkt dabei ist die ökonomische Selbstständigkeit der Frau, ohne welche ihrer Meinung nach (es ist auch die meine) alle übrigen Rechte illusorisch sind. Solche bedingten Rechte erinnern an ein chinesisches Gesetz, das ich in einer meiner Schriften schon einmal citirt habe. „Die Frau ist berechtigt zu gehen und zu kommen, wohin sie will. Ohne Schuhwerk aber darf sie nicht ausgehen. Jedwedem Schuhmacher wird verboten, Schuhwerk an eine Frau zu verkaufen."

Die Frauenwelt ist zu ihrer Versorgung auf die Ehe oder den eigenen Broderwerb angewiesen. Was soll z. B. der Frau die Freiheit, eine unglückliche Ehe ohne jede Schwierigkeit lösen zu dürfen, wenn sie nach der Scheidung verhungern kann und nebenbei noch ihrer socialen Stellung verlustig geht? Was nützt ihr die Freiheit, zu studiren, wenn sie ihre Studien für ihre Existenz nicht verwerthen kann! Für ihr Seelenleben mögen sie auch ohne Anstellung von höchstem Werth sein. Der Mensch lebt zwar nicht von Brod allein, aber ohne Brod geht es auch nicht.

Für die begabte Fernseherin Key ist „der bedeutungsvolle Zug am Schluß des Jahrhunderts: die Rückkehr zum eigenen (weiblichen) Ich, zur Urnatur, zu dem Großen, Geheimnißvollen, das unsere Lebensquelle ist."

Ob dieser schöne Satz zu den Leuchtkugeln gehört? oder — nicht?

Darauf, wie Ellen Key ihren Eid Hannibals, den sie zur Vernichtung der Frauenrechtlerinnen geschworen hat, einlösen wird, dürfen wir gespannt sein.

Wir fürchten uns aber nicht vor dem schwarzen Mann, und wir bleiben dabei und schreiben es frohgemuth auf unsere Fahne: „Wir brauchen nicht zu sein, was wir nicht sein wollen, und wir wollen nicht sein, was wir nicht sein können."

# Die neueste Litteratur über Theodor Körner.

Von

## Adolph Kohut.

— Berlin. —

Das schöne Wort Goethes, daß „die Deutschen immer gegen früh dahingeschiedene gute Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben," ist wohl in erster Linie mit Rücksicht auf den so jungen, in der Maienblüthe seines Lebens für das Vaterland gefallenen Sänger und Helden Theodor Körner ausgesprochen worden. Dieser gehört zu jenen frühverblichenen idealen Geistern, um deren Andenken die Sage und Legende einen Strahlenkranz gewoben haben. Wir machen diese Wahrnehmung bei zahlreichen Dichtern der Weltlitteratur, bei diesen Blumen, gebrochen, ehe der Sturm der Welt sie entblättert; so z. B. bei Alexander Petöfi, Robert Burns, Shelley, Lord Byron, Alfred de Musset, Hölty und vielen anderen gewaltigen Poeten, deren Werke die Litterarhistoriker sowohl wie das Publicum mit dem wehmüthigen Empfinden aus der Hand legen, daß ihre Verfasser bei längerem Leben die Dichtkunst noch mit vielen bleibenderen und herrlicheren Schöpfungen bereichert hätten. Speciell ist dies der Fall bei den patriotischen Dichtern, welche es verstanden haben, durch ihre feurigen, vaterländischen Gesänge den Grund der Menschheit aufzurühren, und die nicht allein mit der „Leyer", sondern auch mit dem Schwerte ruhmreich gekämpft haben. Eine solche fromme und schöne Legende gereicht dem Volke, welches seine Todten ehrt, selbst zur Ehre, und wir sind die Letzten, welche gewillt sind, den Strahlenkranz des Ruhmes solcher früh

von der Sense des Todes gemähten Genies zu zerpflücken. Es lebt in der Poesie des Volkes das Bestreben, Helden nicht allein auf dem Schlachtfelde, sondern auch in der Dichtung zu besitzen, und man wird es daher nur zu begreiflich finden, wenn bei diesen Lieblingen der Götter Alles verklärt und verschönt erscheint, und daß junge Dichter, welche vielversprechend waren, und deren beste Werke erst geschrieben werden sollten, in die erste Reihe unserer poetischen Geister erhoben wurden.

Das geschah bald nach dem Tode Theodor Körners und geschieht wohl auch heute noch, besonders wenn es sich um ein Vorbild für unsere heranwachsende Jugend handelt. In Werken für die reifere Jugend nimmt es sich sehr hübsch aus, wenn Menschen geschildert und verherrlicht werden, welche sammt und sonders Ritter ohne Furcht und Tadel, unfehlbare, reine Charaktere und vollendete Genies waren. Ganz anders ist das aber der Fall, wenn es sich darum handelt, das schwere und verantwortungsvolle Amt des Kritikers und Litterarhistorikers zu üben. Da darf man keine Schönfärberei treiben, sondern man muß Licht und Schatten gerecht vertheilen und die Stellung, welche die betreffende Persönlichkeit im Leben und in der Litteratur einnimmt, mit größter Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit präcisiren.

Besonders wenn der Litterarhistoriker mehr als dreiviertel Jahrhundert nach dem Ableben des betreffenden Dichters an die Arbeit geht, muß er bestrebt sein, sich von allen Vorurtheilen und hergebrachten Meinungen zu emancipiren und dem Volke geben, was des Volkes, aber auch der Wahrheit, was der Wahrheit ist.

Als ich anläßlich des 100jährigen Geburtstages Theodor Körners, zum 23. September 1891, mein Werk*) über ihn herausgab, war ich bemüht, obschon eine Säcularschrift in einem wärmeren Tone gehalten werden muß, als es sonst bei litterarischen Arbeiten der Fall zu sein pflegt, hier und da das Kritikeramt zu üben. Dasselbe that auch Gotthold Kreyenberg, dessen Schrift einige Monate nach der meinigen erschien**), namentlich aber Friedrich Latendorf in mehreren Artikeln, welche in der Berliner „Gegenwart" veröffentlicht wurden. Man hätte nun denken sollen, daß der fleißige Sammler und ursprüngliche Sprachlehrer Emil Peschel, der Director des Körner-Museums in Dresden, wenn er nach diesen Vorarbeiten und 84 Jahre nach dem Tode Theodor Körners an ein biographisches Werk über seinen Helden geht, uns ein Buch liefern würde, welches die Bezeichnung einer litterarhistorischen und kritischen Schrift verdient, und worin nicht Wahrheit und Dichtung, sondern ausschließlich Wahrheit, soweit dies im menschlichen Vermögen liegt, zu Tage treten würde. Aber

---

*) Theodor Körner, sein Leben und seine Dichtungen. Von Dr. Adolf Kohut, 1891. Berlin, Karl Georgi, 2. Auflage, 1892, X. Seite 319.

**) Dresden, 1892, Verlag von L. Ehlermann, Seite 63.

statt dessen hat Herr Peschel ein großes, zweibändiges Werk*) herausgegeben, dessen wesentlicher Vorzug die schönen Illustrationen sind, welche nach den Originalen, die sich zumeist im Körnermuseum befinden, gemacht sind. Hätten sich die beiden Verfasser, welche diese Compagniearbeit lieferten, darauf beschränkt, ihrem Werke den Titel zu geben: „Für die patriotische Jugend geschrieben,“ so hätten wir garnichts gegen die Veröffentlichung dieses voluminösen Buches einzuwenden, denn unter der Flagge der Vaterlandsliebe segelt ja heuzutage manches Problematische. Wir wollen nicht darüber rechten, welche Mittel erlaubt und nicht erlaubt sind, um den Patriotismus zu erhöhen, aber wenn der Besitzer der Haarlocke Schillers, des Soldatenmantels Körners und des Rasirmessers Goethes dadurch die Berechtigung zu haben glaubt, ein abschließendes, wahrhaft kritisches Werk zu schreiben, so müssen wir dagegen auf's Entschiedenste protestiren und ihm zurufen, was einst Gladstone Oesterreich zugerufen: „hands off!“

Eigenthümlicherweise haben die beiden Herren, welche einen so regen Sammeleifer in Bezug auf Alles, was Theodor Körner betrifft, entfalten, die über ihn geschriebene neuere Litteratur vornehm ignorirt. Die Sammlung von Büchern scheint eben nicht in ihr Ressort zu gehören. In dem Vorwort ihres Werkes machen sie nur eine einzige Ausnahme, indem sie eine Festgabe erwähnen, nämlich die von Rudolf Brockhaus aus dem Schatze seiner Autographensammlung herausgegebenen Briefe Theodor Körners, der Seinen und ihres Kreises; daneben wird noch Fritz Jonas erwähnt, der aber nicht über Theodor Körner, sondern über dessen Vater Christian Gottfried Körner geschrieben. Für die Herren existiren nur jene Werke, welche vor einem Menschenalter erschienen sind, so die Lebensbeschreibungen Körners von A. Wendt (1815—16), von Friedrich Wilhelm Lehmann (1819), Friedrich Erhardt (1821), von N. Habermann (1848), A. Wolff (1858) und Friedrich Brasch (1861), wobei ich bemerken will, daß fast alle diese Biographien nur Versuche sind und einen so geringen Umfang haben, daß deren wissenschaftlich-litterarisch-kritischer Werth fast null ist.

Mit großer Aengstlichkeit vermeiden aber die beiden Verfasser, auf die genannten Vorarbeiten von Kreyenberg und Latendorf und mir hinzuweisen, denn hätten sie dieses gethan, so wäre die Herausgabe eines neuen Werkes vielleicht überflüssig gewesen, und die Herren Peschel und Wildenow hätten sich darauf beschränken müssen, ein prächtiges Bilderbuch über das Leben Körners zu verfassen, welches sich unter den zahlreichen anderen Bilderbüchern auf dem Weihnachtstisch und den Schulbibliotheken recht hübsch ausgenommen hätte.

---

*) E. Peschel und E. Wildenow, Theodor Körner und die Seinen, 2 Bände, 1. Band Seite 401, 2. Band Seite 271, mit vielen Abbildungen, Facsimiles und Karten. Leipzig, 1897, E. A. Seemann.

Noch schlimmer sind die Unterlassungssünden des Dioskurenpaares. Das vornehme Ignoriren hat ja manchmal was für sich, wenn es sich aber um bedeutende Schrift- und Actenstücke handelt, die zum ersten Male veröffentlicht wurden, und die für das Leben und das Dichten Theodor Körners und der Seinen von hohem Werth und hoher Bedeutung sind, so ist diese Methode hier sehr wenig angebracht. Von all' den neuen und wichtigen Documenten, welche ich im Anfang meines Buches — von Seite 263 bis Seite 319 — mitzutheilen in der glücklichen Lage war, ist absolut nichts benutzt worden, und dieses handschriftliche Material, welches ich den Archiven der königlichen Bibliotheken zu Berlin und Dresden und anderen Autographenschätzen entnommen habe, mußte verwendet werden, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch die Leser darauf aufmerksam gemacht wurden, daß es einen gewissen Adolph Kohut giebt, der bereits 6 Jahre vorher ein erschöpfendes biographisches Werk über Theodor Körner geschrieben hat. Es mußte benutzt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß Peschel und Wildenow die Bemerkung riskirten, daß diese Mittheilungen zwar von Werth seien, das Buch aber sonst gar nichts tauge. Ich muß mich darüber um so mehr wundern, als der Herr Hofrath Dr. Peschel, der Director des Körnermuseums, ein früherer Pädagoge, den in 25 Auflagen verbreiteten Leitfaden der deutschen Litteraturgeschichte von Kluge, worin mein Buch über Theodor Körner eingehend citirt und benutzt und als erschöpfende Quelle über den Dichter hingestellt wird, gewiß gelesen hat. Ich muß mich um so mehr darüber wundern, da ich, wie ich mit Freuden hier hervorhebe, vor Jahren in zahlreichen Zeitungsnotizen und Artikeln auf Wunsch Peschels, und auch meinem eigenen Triebe folgend, auf die Bedeutung des Körnermuseums hingewiesen und, wenn ich mich nicht sehr irre, ihm auch die Mittheilung gemacht habe, daß ich ein Werk über Körner schreibe, beziehungsweise geschrieben habe.

In dem Peschel-Wildenow'schen Bilderbuch fehlt vor Allem das von mir zum ersten Male mitgetheilte Gedicht Theodor Körners, „Der dankbare Nabob", welches sich in keiner der Gedichtsammlungen des Poeten befindet, was um so bedauerlicher ist, als die humoristische Ader des tragisch angelegten Dichters sich nirgends in so herzerquickender Weise kundgiebt, wie hier.

Von Antonie Adamberger, der Braut Theodor Körners, wird lang und breit gesprochen, es wird so manches von ihr citirt und erwähnt, aber von dem höchst interessanten und bedeutsamen gemeinschaftlichen Brief des Dichters und seiner Braut an die Mutter Theodor Körners, an Frau Minna Körner, die ich aus der Handschriftenabtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin publicirte, wird mit deutscher Gründlichkeit geschwiegen, was um so mehr auffallen muß, als meines Wissens bisher kein einziger Brief aus der Brautzeit Antoniens an die Mutter Theodor Körners veröffentlicht wurde, da diese nach dem Tode ihres Sohnes, aus Gründen, die

ich hier nicht weiter erläutern will, sämmtliche Briefe ihrer Schwiegertochter in spe vernichtet hat.

Die an Theodor Körner von dessen Eltern, seiner Schwester Emma und seiner Tante Doris Stock aus der Freiberger Zeit gerichteten Zuschriften sind unbenutzt geblieben, obschon die Berichte aus jener Periode vielfach lückenhaft sind. Daß diese gleichfalls aus der königlichen Bibliothek zu Berlin von mir gehobenen Handschriften ein bedeutsamer Beitrag zur Litteraturgeschichte sind, mag der Leser aus verschiedenen litterarischen und kritischen Bemerkungen der Mutter Körners ersehen, welche sich nicht allein über die Dichtungen ihres Sohnes, sondern auch anderer Zeitgenossen in oft origineller und interessanter Weise äußert.

Als Probe dieser Bemerkungen mag nur die nachstehende hier angegeben werden. Frau Minna Körner schreibt ihrem Sohn aus Dresden, den 20. November 1810, über den „Weinalmanach" u. a.:

„Endlich haben wir den „Weinalmanach" zu Gesicht bekommen, und ich finde bei Weitem die beiden Trinklieder von Theodor Körner am besten, nicht etwa, weil es mein lieber Sohn ist, der die Lieder singt, sondern weil so wahre Jugendkraft darinnen liegt und herrscht."

In demselben Brief finden wir eine bedeutsame litterar-historische Bemerkung der Mutter über die Quelle, aus welcher Schiller den Stoff zu seinem „Taucher" geschöpft hat; dieselbe lautet:

„Dieser Tage las ich eine Reise durch Spanien. Der Verfasser hält sich viel bei der Bibliothek vom Eskurial auf, wo ein Schatz von maurischen Manuskripten sein soll. Er giebt einige Ansichten von manchem interessanten Werke davon . . . Ueberhaupt waren in dieser Reise eine Menge Anekdoten, er erzählt die Geschichte von einem Taucher. Er war ein sicilianischer Fischer, mit Namen Nicolaus, der den Beinamen Pesce Colus hatte; er übte sich von Jugend auf im Schwimmen und wurde in dieser Kunst so einzig, daß er theils aus Neigung, theils aus Nothwendigkeit getrieben wurde, Austern- und Korallenfischer zu werden. In weniger Zeit war das Meer sein natürliches Element, er sank in seine Tiefe ein und durchlief, sagt der Erzähler, seine Oberfläche mit der Schnelligkeit eines Fisches. Wenn er einmal einen ganzen Tag auf der Erde war, so litt er sehr an Brustschmerzen, er befand sich nur wohl in der Mitte der Fluthen, selbst bei Seesturm, man gebrauchte ihn als Kurier von einem Port zum andern und von dem festen Lande zu den benachbarten Inseln. Friedrich, König von Neapel, war neugierig, die Charybde kennen zu lernen, schlug dem Pesce Colus vor, ihn zu untersuchen, und um seine Kurage zu reizen, warf er einen goldenen Becher hinein, als ein Geschenk für Pesce Colus. Der kühne Schwimmer stürzte sich in die Fluthen und kam nach dreiviertel Stunden wieder, den Becher in der Hand; er erzählte dem König, was er da gesehen hatte; aber Friedrich, nicht durch diese Erzählung befriedigt, warf noch einen Becher hinunter. Pesce Colus wollte durchaus nicht wieder hinein, erschreckt durch die Gefahren, die er schon erfahren hatte; der König versprach ihm noch eine große Summe in Gold, wenn er es wagen wollte. Dieser überwand seinen Widerwillen, stürzte sich hinein und ward nie wieder gesehen. Dies hat gewiß Schiller den Stoff zum Taucher gegeben."

Durch diesen Briefwechsel lernen wir erst den Einfluß kennen, den Minna Körner auf die Phantasie ihres Sohnes ausübte, und erfahren, daß er der mütterlichen Anregung viel zu verdanken hatte. Sie erzählte ihm z. B. eine Gespenstergeschichte aus alten Zeiten, welche sich in dem Dom

von Weimar abgespielt habe und welche von der lebhaften Einbildungskraft Frau Minna Körners ein beredtes Zeugniß ablegt.

Wie man ein solch werthvolles Document zur Beurtheilung des Dichters Theodor Körner nicht anführen konnte, ist mir ganz unverständlich.

Das Peschel-Wildenow'sche Werk enthält so manche Urtheile über Theodor Körner, und so hätte es garnicht geschadet, wenn es auch die aus der Handschriftenabtheilung der Kgl. Bibliothek zu Dresden von mir veröffentlichten ungedruckten 10 Briefe der Eltern Körners an C. A. Böttiger benutzt hätte; umsomehr als dieselben für den geistigen und poetischen Bildungsgang des Heldensängers von außerordentlichem Werth sind. Es ist das um so unerfindlicher, als darin auch eine recht reiche Ausbeute für den Patriotismus vorhanden ist. Besonders reizend und rührend zugleich sind die Briefe, welche die Mutter Körners nach dem Ableben ihrer beiden Kinder Theodor und Emma an ihren verehrten Freund Böttiger richtete, nicht minder auch durch die Fülle der darin niedergelegten Mittheilungen über die Kulturgeschichte Berlins in den ersten zwei Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts. Als Probe des köstlichen Inhalts mag nur auszugsweise das nachfolgende Schreiben aus Berlin, den 18. Juni 1816, hier mitgetheilt werden:

„Wir befinden uns körperlich wohl. Was unser Gemüth bekümmert, wird auf Erden nicht heilen. Könnte es uns auf der Welt noch an einem Ort gefallen, so müßte es hier sein. Denn man ist sehr gütig, zuvorkommend und freundlich gegen uns. Meines Mannes Dienstverhältnisse sind äußerst angenehm, und für seine Liebhabereien findet er hier eine größere Befriedigung als in Dresden. Man hat die Wahl unter einer Menge gebildeter Männer und Frauen, die freilich nur allein die große Stadt versammelt. Musikgenuß kann man beinahe täglich hier in großer Vollkommenheit haben, wenn man die Concerte immer besuchen will; wo sich die ausgezeichneten Virtuosen immer hören lassen. Das Theater vervollkommnet sich durch Wolffs ausgezeichnete Talente, durch der Milder und der Seidler ihren Gesang. Durch die zurückgekommenen und angekauften Gemälde wird ein neuer Genuß für die Berliner geweckt. Die Vorliebe des Königs für Bildhauerei giebt uns in der Zukunft eine Zahl schöner Kunstwerke. Sie kennen nichts von Rauchs Schätzen plastischer Kunst und kennen ihn nur durch Schadow . . . . . Fürst Radziwill*) hat die Idee gehabt, aus dem Faust alles, was episch ist, zu komponiren, das andere wird gelesen; die Komposition ist was Vollendetes — und hat viel Liebe, die man nicht bei einem französisch erzogenen Componisten erwarten sollte. Nicht weil es die Composition eines Prinzen ist, ist es gut, sondern es ist

---

*) Anton Heinrich Fürst von Radziwill, vermählt mit der Prinzessin Louise Friederike, einer Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, erwarb sich bekanntlich durch seine Composition zu Goethes Faust einen geachteten Namen.

gut, weil es gut ist. Gewöhnlich wird Faust von einem Schauspieler deklamirt oder gelesen und der Mephistopheles vom Prinzen Karl von Mecklenburg, Schwager des Königs, unübertreffbar. Gestern hat Wolff den Faust gelesen. In den Chören singt alles was singen kann, selbst die Kgl. Prinzessinnen. Gewöhnlich ist der größte Theil in der Kgl. Singakademie da, die das ganze ausführt. Prinzeß Louise ist so freundlich, recht viel Menschen, an denen sie Kunstsinn ahnet, daran theilnehmen zu lassen."

Auch die aus der Handschriftenabtheilung der Kgl. Bibliothek zu Dresden von mir mitgetheilten zahlreichen ungedruckten Briefe der Eltern und Schwester Körners an Verwandte, z. B. an Onkel und Tante Ayrer und dann an verschiedene andere Personen, durften nicht unbeachtet bleiben. Wie bedeutsam ist nicht z. B. der an Friedrich Schlegel gerichtete Brief des Vaters Körners, aus Teplitz, den 28. Mai 1813, worin er seine Flucht aus Dresden nach dem böhmischen Badeorte vor den Franzosen schildert. Dort befindet sich u. A. auch der nachstehende bemerkenswerthe Ausspruch über die politische Stellung Goethes: „Goethe sehe ich oft, aber über das, was mich jetzt am meisten interessirt, läßt sich mit ihm nicht sprechen. Er ist zu kalt für den Zweck, um zu hoffen. Jede Entbehrung und Unruhe ist ihm daher ein zu kostbares Opfer. Um seine und vieler anderer Leute höhere Weisheit beneide ich Niemanden."

Mit Recht wird in dem Peschel-Wildenow'schen Werke der edle und hochgebildete Vater Körners, der treue Freund und Wohlthäter Schillers, im günstigsten Licht gezeigt, und deshalb ist es doppelt zu bedauern, daß hier der von mir aus der Handschriftenabtheilung der Kgl. Bibliothek zu Berlin zum ersten Mal veröffentlichten ungedruckten Abhandlung Körners über „Freimauerei" nicht Erwähnung gethan wird.

Dieselbe ist ganz und gar im Geiste Schillers, Kants und der Aufklärungsphilosophie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geschrieben und enthält manche wahrhaft goldene Worte, welche für alle Zeit ihre Bedeutung haben. In der Periode der größten politischen Zerrissenheit Deutschlands schrieb Christian Gottfried Körner das schöne Wort: „In der deutschen Loge zeige sich besonders ein Streben, die rühmlichen Charakterzüge unserer Vorfahren: Biederkeit, Treue, Gerechtigkeit, stille Kraft, Achtung gegen die Frauen, Ernst und Würde unverfälscht zu erhalten, die zerstückelte deutsche Nation finde in der Freimauerei ein Band der Vereinigung und lerne sich eines gemeinschaftlichen Vaterlandes freuen. Aber der Patriotismus muß nie in Engherzigkeit ausarten. Der Freimaurerbund ist bestimmt, Männer von Verdienst aus allen Völkern der Erde einander zu nähern und allen Nationalvorurtheilen entgegenzuarbeiten."

Gehen wir nun jetzt auf den Kern und den Inhalt des neuesten Werkes über Körner ein, so ist vor Allem die Begeisterung zu rühmen, womit die Verfasser ihren Gegenstand behandeln, wobei nur zu beklagen ist, daß bei den dichterischen Schwächen und Mängeln Körners ein Auge zu-

gedrückt wird. Durch das ganze zweibändige Werk zieht sich wie ein rother Faden das Bestreben hindurch, die Bedeutung des Dichters von „Leyer und Schwert“ zu überschätzen und ihn in seinem Streben und Ringen schon als einen fertigen und vollkommenen Dichter hinzustellen. Man vergesse doch nicht, daß schon zu Lebzeiten des Poeten mancher nüchterne und kritische Geist Verwahrung gegen diese Uebertreibung eingelegt hatte. Theodors eigener Pathe, Graf Geßler, spöttelte über das verzogene Muttersöhnchen: „Unser Karlchen, jetzt Theodorchen“, und die Gattin Friedrich Schlegels, Dorothea Mendelssohn, die Tochter Moses Medelssohns, machte die boshafte Bemerkung: „In Wien heißt er allgemein der zweite Schiller, sie meinten ihn damit sehr zu ehren, eigentlich aber geben sie ihm diesen Beinamen, weil ihnen Schiller ganz natürlich bei seinen Dramen einfallen muß und er aus lauter Reminiszenzen von Schiller besteht. Auch liest er nichts als Schiller und kennt außer Kotzebue keinen andern Dichter als höchstens Werner, den er sehr beneidet um gewisse Gruseligkeiten, die ihm noch immer nicht so recht gelingen wollen.“ Nur hier und da wird eine schwache kritische Bemerkung riskirt, z. B. bei „Zriny“, wo, wie die Verfasser eingestehen, Schiller „überschillert“ wird, wir hätten aber erwartet, daß die Autoren entschieden die Phantastereien Friedrich Försters zurückgewiesen hätten, die zuerst die „Gegenwart“ — Berlin 1890, Nr. 39 — aufgedeckt hat und welche auch ich in meinem Werke über Körner (Seite 317) angedeutet habe. Das Andenken an Theodor Körner ist gerade von solchen Menschen am schwersten geschädigt und gekränkt worden, die es treu zu hüten am meisten verpflichtet gewesen wären. Wenn der Vater Körners an den hinterlassenen Dichtungen seines Sohnes Aenderungen sich gestattete, die weder historisch berechtigt noch ästhetisch zulässig waren, so können wir dies zwar auch nicht billigen, aber wir wollen deshalb mit Christian Theodor Körner nicht zu strenge in's Gericht gehen, da ihn nur edle Motive leiteten und er in bester Absicht gehandelt hat. Schlimmer ist es aber, daß ein Jugendfreund und Kampfgenosse Theodors, Friedrich Förster, geradezu absichtlich die Thatsachen verdreht und Wahrheit und Dichtung in unverantwortlicher Weise zusammenbraut, wobei sich seine eigene grenzenlose Eitelkeit in widerlicher Weise breit macht, indem überall sein Bestreben hervorleuchtet, seinen Namen mit demjenigen des Dichters unzertrennlich zu verbinden, auch dort, wo er garnicht hin gehörte. Friedrich Latendorf hat z. B. nachgewiesen, daß Körner von dem Tode des Großvaters seiner Braut seinen Eltern eingehende Mittheilung macht und den Brief mit folgenden bedeutsamen Worten schließt: „Es rückt ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich Eurer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte.“ Eltern und Freunde des Hauses deuteten diese Worte auf die aus der Verschiedenheit der Religion des Brautpaares — Antonie Adamberger war katholisch und Theodor protestantisch — in seiner Umgebung etwa bevorstehenden Conflicte, denen der Vater mit einem trostreichen Zuspruch am 1. Februar 1813 im

Voraus begegnet. Försters ahnungsvoller Geist aber hat schon zwei Tage vor Abfassung dieses Schreibens in der Seele des Dichters die obigen Worte im Voraus gelesen und sie auf den Entschluß gedeutet, an dem europäischen Waffengang persönlich theilzunehmen — das ist eine spiritistische Leistung ersten Ranges! Man muß sich deshalb hüten, den unzuverlässigen Förster als Gewährsmann zu citiren, und der Litteraturhistoriker mußte vor Allem diesem Biographen gegenüber das größte Mißtrauen hegen. Die Verfasser hätten nur so weit Förster folgen dürfen, als dessen Mittheilungen auch von anderer einwandsfreier Seite beglaubigt werden.

Auch sonst leidet das Körner-Wildenow'sche Werk an manchem Gebrest, indem es nur selten die scharfe kritische Sonde anlegt; so vermissen wir z. B. eine klare Darlegung der Gründe, welche Theodor Körner veranlaßten, seiner mütterlichen Freundin Henriette v. Pereira in Wien öfter zu schreiben als seiner Braut Toni Adamberger. Wir vermissen ferner die Gründe der Mißstimmung der Mutter Körners gegen die genannte Braut, welche so mächtig war, daß Frau Minna, wie schon erwähnt, sogar die Briefe Tonis nach dem Tode ihres Sohnes vernichtete. Es wäre eine schöne Aufgabe des Biographen gewesen, die Widersprüche, welche sich im Verhalten der Mutter Toni Adamberger gegenüber persönlich und brieflich kund gaben, zu lösen bezw. auf das richtige Maß zurückzuführen. Während nämlich Frau Minna Körner an ihren mecklenburgischen Freund Ludwig Wichelt einmal schrieb, daß Toni ½ Jahr nach dem Tode Theodors vom Theater abgegangen und bald darauf den Inspector des Königlichen Museums in Wien, Arneth, geheirathet habe, was der Grund ihrer, Minna Körners, Abneigung gegen sie gewesen sei, wobei sie meint: „Mir war es zu früh, dies hat mich gegen sie erkaltet," steht es fest, daß Toni erst 4 Jahre nach dem Tode Theodors von der Bühne abgegangen und 2 Tage darauf den Ritter von Arneth geheirathet hat. Thatsächlich hat Toni Adamberger, eine der poetischsten Künstlerinnen Wiens in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, ihren Bräutigam im Herzen stets betrauert und ihn unaussprechlich geliebt. Selbst die Mutter hat in den Briefen an Ludwig Wichelt eingestanden, daß „sie (Antonie) sich die Achtung und Anerkennung einer tugendhaften Frau erhalten." Daß sie ihren Bräutigam tief betrauert hat, geht schon zur Genüge aus folgender Stelle ihrer eigenen Aufzeichnungen hervor, die nicht etwa unmittelbar nach der Katastrophe des Todes Körners am 26. August 1813 tagebuchartig niedergeschrieben, sondern im 67. Lebensjahre zu Papier gebracht wurden, nachdem Antonie bereits jahrzehntelang glücklich verheirathet war und mehrere Kinder hatte. Welche Unmittelbarkeit und Tiefe der Empfindung spricht nicht aus nachstehenden Zeilen:

„Als Theodor zu Tode getroffen, hatte er mein Bild, von Lieder gemalt, auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herzen von mir am Finger, meine Briefe in der Tasche. Unbeschreiblich ist die Wirkung des Beifalls, weit unbeschreiblicher aber noch die des Mitgefühls eines ganzen

Publicums. Mit zerrissenem Herzen vor einem überfüllten lauschenden Hause jubeln zu müssen über die Siege, welche dem eigenen Gemüthe das größte und schwerste Opfer auferlegt hatten, und nicht blos zu ahnen, sondern zu wissen und zu hören, wie diese ganze Menge den unendlichen Jammer versteht, welcher im tiefsten Innern aufschreit, das ist und bleibt unsagbar und kann unmöglich beschrieben werden. Das ist nicht ein glühendes Eisen in's Wasser geworfen, es ist glühendes Erz, geschmolzen und zermalmt, woraus ein Schild geschnitzt würde gegen alle nachkommenden moralischen Leiden" *).

Immerhin enthält das neueste Werk über Theodor Körner und die Seinen manch schätzbares Material, welches einem zukünftigen Biographen des Dichters von Werth und Nutzen sein kann, wenn er den Muth hat, gegen den Strom der Legendenbildung zu schwimmen, das reichhaltige Material zu sichten und kritisch zu prüfen und uns das Leben und Dichten Theodor Körners und die Stellung desselben in der National- wie in der Weltlitteratur so darzustellen, wie es in Wirklichkeit war, nicht aber wie es sich in der sagenspinnenden Phantasie der Verehrer des Heldensängers in alter und neuer Zeit und in den Tendenzmärchen von gewissenlosen Geschichtsklitterern à la Förster gestaltet hat.

Der Director des Körner-Museums würde sich den Dank aller Körnerfreunde erwerben, wenn er diesen zukünftigen Biographen des Heldenjünglings die Schätze seines schönen Instituts zu diesem Zweck zur Verfügung stellen wollte.

---

*) Vergl. in Westermanns Monatsheften — März 1892 — den Artikel von Gotthold Kreyenberg: „Theodor Körners Mutter", wobei der Verfasser in durchaus wissenschaftlich-litterarischer Weise mein Buch fleißig citirt und meine Forschungen gewissenhaft benutzt.

# Meine Sehnsucht.

Von

**Valeska Tomaszczewski.**

— Breslau. —

Woher sie kam? Ich weiß es nicht.
Doch sie war da, brachte Wärme und Licht —
Und mich fror so sehr,
Und die Nacht war schwarz.

I.

Ein kleiner Vogel kam sie durch die Luft.
Auf ihren Schwingen lag ein feuchter Schimmer.
Aus Sonnenhöh'n sich senkend erdenwärts
Durchmaß ein Meer sie voller Licht und Duft,
So kam sie oft, so kam sie immer —
Und stahl sich in mein Herz.

— — Von meinem Herzblut ist sie groß geworden;
Die Schwingen wuchsen ihr zu Adlerslänge.
Nun krallt sie in die wunde Brust die Fänge —
Weh! —
Die ich liebe, wird mich morden.

II.

Ein schönes Weib ist sie zu mir geschlichen,
Hat sich auf mein Lager gesetzt —
Blieb bei mir, bis die Sterne entwichen;

Wies mir den Weg nach hohen Zielen,
Schenkte ein Schloß mir mit hohem Thurm,
Lehrte mit bunten Träumen mich spielen.

Sie war mir Geliebte, war treu und beständig,
Hab' nicht mehr einer Andern begehrt;
Sie hielt meine Seele jung und lebendig.

Vom Berge herab ist ein Riese gekommen,
Der zerschlug mein Schloß. Da erschrak der Traum
Und ist entflohn im endlosen Raum —
— Und hat meine Seele mitgenommen.

III.

Spät Abends noch klopft es an meine Thür.
„Wer da?“ — „Gut Freund! O öffne mir.“

Ich öffne. Es fällt des Mondes Strahl
Auf ein Angesicht so blaß und fahl.

Hab' lange — lange hineingeschaut,
Fand keinen Zug, der mir vertraut.

— Ein Bettelweib. — „Was willst Du? Sprich!“
„'s ist finster draußen, ich fürchte mich.

Es ist so kalt, ich brauche es warm.
Mich quält der Hunger, ich bin so arm.“

„Auch ich hab' kein Oel, kein Holz glimmt im Herd.
Kahl ist meine Kammer, das Spind geleert.“ —

— Die Bettlerin hockt auf morscher Bank:
„So muß ich sterben, bin müde und krank.

Doch eh' mich der Tod mag bezwingen,
Will ich dem Leben singen.

Und sie sang wie ein Mädchen von sechszehn Jahr
Und wuchs aus den Lumpen, trug ein Krönlein im Haar,

Sie sang traute Jugendlieder . . .
— „Frau Sehnsucht, jetzt kenn' ich Dich wieder.“

# Aus dem lateinischen Viertel*).

## Skizzen von der Universität.

Von

## August Strindberg.

Autorisirte Uebersetzung von Siegfried Robert Nagel.

### Das Opfer.

(Ein Lebensbild.)

Der Vater besaß einen Hof in Upland: früher war er Bauer gewesen, jetzt aber war er Grundbesitzer. Er genoß ein außerordentliches Vertrauen im Orte, war Bevollmächtigter seiner Gemeinde und Wahlmann für den Reichstag. Mit einem Wort: ein geachteter Mann, streng rechtlich, ehrenhaft und makellos, ein trefflicher Bürger. Im Uebrigen war er ein sehr thörichter Mensch, aber das war ein Geburtsfehler, den Keiner an ihm tadeln durfte, nur daß er für seinen Sohn sehr unbehaglich war, denn dieser mußte es büßen.

---

*) Die hier zum ersten Male in deutscher Sprache veröffentlichten Skizzen, die demnächst im gleichen Verlage in Buchform erscheinen werden, entstammen dem Buche „Från Fjerdingen och Svartbäcken" (Vom lateinischen Viertel), das, vor einem Vierteljahrhundert erschienen, den Namen Strindbergs in ganz Schweden berühmt machte. Strindberg legte darin das Ergebniß seiner akademischen Sturm- und Drangzeit nieder und zeigte darin bereits alle Eigenthümlichkeiten, die ihn später in so hohem Grade auszeichneten. Der dumpfe Pessimismus, der über all diesen Studenten liegt, die unter einem unsichtbaren Druck, einer Wahnidee, oder den socialen und Familienverhältnissen leiden, hat später die Oberhand bekommen und die Werke Strindbergs weltberüchtigt gemacht. Der Kampf gegen die Lebenslüge, den Strindberg zeitlebens geführt hat, bricht schon hier los. Was aber später verloren gegangen ist, was wir in den großen Werken des Dichters schmerzlich vermissen, ist der wahrhaft erquickende Humor, die Zartheit und Feinheit des Empfindens, sind endlich die warmen Gemüthstöne, die der Dichter hier zum ersten und letzten Male anschlägt. Und gerade darin liegt der Reiz dieses kleinen Meisterwerkes, daß sich von der Düsterkeit des bittersten Sarkasmus, des tiefsten Ernstes schalkhafte Lichter des Humors und gemüthliche weichere Farben in wahrhaft herzerquickender Frische abheben. D. Uebersetzer.

Im Hause war eine Schaar Kinder. Die Einkünfte wuchsen aber nicht in der gleichen Proportion wie die Kinderzahl, daher mußte man sich einschränken, was dem Vater nicht sehr behagte.

Er liebte ostindische Taschentücher und wollte echtes Silber auf seinen Meerschaumpfeifen haben. Er glaubte, seine Frau dürfe nicht in Halbseide gehen, weil die Frau des Geschworenen in echter ging. Wenn er diese seine Wünsche bedroht sah, ließ er es an den Knaben aus und ließ sie schlecht gekleidet gehen. Als sie dann erwachsen waren, mußten sie verdienen, und schließlich bestellte er mit ihrer Hilfe den Garten. Das war ein gutes Geschäft, denn er gab ihnen nur die Kost dafür.

Kein Mensch unterschob ihm ein schlechtes Motiv. Alle beglückwünschten die ausgezeichneten Eltern zu den artigen und fleißigen Kindern, die scheu und zitternd vor Hunger, immer so höflich grüßten. Sie bekamen sehr wenig Essen; „so ist es gesund," sagte der Vater, welcher immer für alle seine schlechten Handlungen achtunggebietende Gründe hatte. Sie bekamen elende Kleider: „Kinder sollen abgehärtet werden," sagte der ehrenwerthe Vater; sie bekamen keine Erziehung, sondern Arbeit wie Knechte und Mägde: „Kinder sollen arbeiten lernen!" Und das Volk sagte: „Welch' treffliche Erziehung! Hoffärtig ist er nicht, obleich er in die Höhe gekommen ist, denn seine Kinder läßt er wie Knechte und Mägde gehen."

Wenn sie gewußt hätten, wie hoffärtig er war. Es gährte in ihm, daß er die Ueberlegenheit des armen Pfäffleins anerkennen mußte, das er im Gemeinderathe immer zu reizen suchte, das ihn aber auf eine so humane Art schlug, indem es einfach aus seinem Vorrathe von Kenntnissen factische Aufklärungen gab. Das wurmte ihn in seinem leidenschaftlichen Herzen, da er erkannte, es gebe noch Etwas, das für Geld nicht zu haben sei; er, der mit seinem steigenden Wohlstand Achtung, Ehre, Ruf, Ansehen erwarb, konnte doch den Abgrund nicht füllen, welcher zwischen ihm und dem Pfarrer lag. Der Priester gebrauchte Ausdrücke, die er nicht verstand; der Priester konnte das Ende dreier Gedanken so verknüpfen und zusammenziehen, daß es wie ein Fallstrick für den Verstand aussah; es war sicher ein feineres Rad in des Priesters Mechanik, außerdem (und das war das Aergste) hatte der Priester eines Sonntags ein paar Buchstaben ausgemerzt, welche ihm unnöthig in's Protokoll gekommen waren. Genug: er haßte ihn mit der ganzen Kraft, die von Pflug und Dreschflegel abgehärtete Nerven entwickeln konnten.

Eines Abends musterte er seine Kinderschaar und wählte mit seinem Vaterblick den schwächsten unter den Knaben aus. Er nahm ihn wie von ungefähr auf die Seite und erzählte ihm von Upsala, von der Studentenfahne, dem Gesang, den weißen Mützen u. dgl. Darauf gab er dem Sohne die Erlaubniß zum Studium. „Aber," sagte er, „Du bist ein armer Bursche und mußt Dich selbst fortbringen; ich kann für Dich Nichts thun, sondern Du mußt wie andere arme Knaben Dir mit Conditionen

helfen; wenn Du in einem vornehmen Hause Hofmeister wirst, so kann Dein Glück gemacht sein; man hat schon dergleichen erlebt!"

* * *

Der Knabe kam in die Schule und war fleißig. Wenn die Kameraden frei waren, so ging er und gab Lectionen bei jüngeren, und das war nicht angenehm; seine eigenen Lectionen präparirte er in der Nacht. Den geringen Verdienst nahm der Vater an sich und kaufte ihm — die abgelegten Kleider der älteren Brüder — „man muß das Geld im Haus behalten," sagte er.

Inzwischen durchlebte er seine Jugend unter Noth und Kampf, aber mit festem Muthe, denn er glaubte an seine Zukunft. Wenn ich erst Student sein werde! war der Gedanke, der ihn aufrecht erhielt. Und er wurde Student! Er sprang vom Prüfungssaal herab nnd kaufte für sein letztes Geld eine weiße Mütze; und dann ging er zur Stadt hinaus, um nach Hause zu seinen Eltern zu kommen; er hatte vier Meilen zu gehen, allein es war ein Frühlingsabend!

Er ging den langen, schrecklichen Vaksalaweg, und er erschien ihm schön; er sang und sprach und schrie, um sich Luft zu machen, denn er hatte ja Keinen, um sich auszusprechen; er hatte die Sonne hinter sich und sah seinen Schatten immer länger werden; als er sich aber umwandte, lag die Stadt noch immer hinter ihm, mit der Carolina, dem Schlosse und der Domkirche; einmal, einmal oben bei der Vaksala-Kirche, hatte er sie aus dem Gesicht verloren, aber sie tauchte wieder auf. Als die Sonne unterging und die Lerchen draußen auf dem unendlichen Acker schwiegen, fühlte er sich müde; er hatte aber kein Geld. Er setzte den Weg fort und spürte Hunger; aber er ging weiter; er sang nicht mehr, jedoch er dachte daran, wie fröhlich die Mutter und die Schwestern beim Anblicke seiner weißen Mütze sein würden. Da begann es unter seinen Füßen zu knistern, denn es fror auf dem noch feuchten Weg. Da faßte er Muth und betrat eine Hütte. Hier saßen drei Bauernknechte auf einer Ofenbank und rauchten Pfeifen.

„Erlauben Sie, können die Herren mir ein wenig Milch geben und mich übernachten lassen?"

Die drei Herren guckten einander an, sagten aber Nichts.

Er wiederholte sein Anliegen.

„Nein!" lautete endlich die freundliche Antwort, und die Drei versanken wieder in dieselbe stumme — erstaunte Unbeweglichkeit.

Er ging; als er auf die Straße hinaus kam, wandte er sich um; da lagen die drei Herren mit den Nasen auf der Scheibe und grinsten.

Im nächsten Hause wurde er freundlicher empfangen und ausgiebig bewirthet, ungeachtet seiner ausdrücklichen Erklärung, daß er kein Geld habe.

„Haha, die reichen Lundmarks sind nicht ohne, die!"

Die Leute kannten seinen Vater, seinen reichen Vater. Das gab ihm zu denken! Er legte sich in ein weiches Bett und schlief so gut, nur daß er träumte, er sitze in der Schule und solle geprüft werden. Und als er in der kleinen Stube erwachte, war die Sonne schon auf, und sein erster Blick fiel auf die weiße Mütze, welche am Fenster hing, und das rosenrothe Seidenfutter leuchtete durch den weißen Sammt, und das sah so schön und lustig gleichzeitig aus. Und er betrachtete seine ärmlichen Kleider, welche am Uhrkasten hingen, sah auf die abgetragenen Stiefel, und da schämte er sich; denn er gedachte der Worte des Herrn.

Gerade ging die Thüre auf, und eine Magd trat ein, ging auf seine Stiefel zu und trug sie hinaus, sie zu bürsten. Darauf hörte er gedämpftes Gekicher in der Küche drinnen. Er wurde vor Kummer und Scham roth.

Als er dann aufstand und Kaffee bekam, nahm er Abschied und erneuerte seine Erklärung und Entschuldigung. Der Mann versicherte, daß er Nichts fordere, aber wolle er dem Mädchen Etwas geben . . .

Das war ein schwerer Weg über die Schwelle!

Wie er draußen war, hörte er durch das offene Fenster:

„Gerade so schmutzig wie sein Vater! Daß er so wenig Ehrgefühl hat . . . . sondern wie ein Bettler daherkommt!“

Da ging er hinauf auf den Waldhügel am Wege und schluchzte; er wußte nicht: aus Kummer, Sorge oder Scham; aber er erkannte, daß er eine schwere innerliche Wunde empfangen hatte, und daß sein Blut vergiftet sei, denn böse und ungesunde Gedanken kamen ihm. Er versuchte zu analysiren; er fand, daß die Demüthigung selbst nicht so übergroß war, denn diese Schule hatte er durch seine Conditionen durchgemacht; er hatte auf dem Kutschbock gesessen, war „Er“ genannt worden, er hatte als Weihnachtsgeschenke Strümpfe und andere nützliche Dinge bekommen, man hatte ihm, wenn er den vierten Mann in Préférence und Tarok machen mußte, nachher sein Geld zurück gegeben; dergleichen war ihm geläufig. Nein, das war etwas Anderes, Etwas, das tiefer lag; er glaubte das Vertrauen zu seinem Vater verloren zu haben, der ihm immer als Ideal für Ehre, Wahrheit und Redlichkeit vorschwebte.

Wie oft hatte er ihn nicht sagen gehört, es gebe nichts so Verächtliches, wie die Lüge; er hasse Nichts so sehr, wie die Unredlichkeit u. s. w.

Aber er wurde bald wieder fröhlich, als er sich der Heimat näherte; er dachte daran, wie die Geschwister und die Mutter auf der Veranda stehen und ihm entgegenwinken würden, wenn er auf der großen Landstraße käme; und dann würden ihm die Schwestern entgegenhüpfen mit Bello auf den Fersen — der Augenblick sollte ihm Alles wiedergeben!

* * *

Es war ein Sonntag, Vormittag zwischen zehn und elf, als er die letzte Hecke hinter sich hatte und seine Heimat zu Gesicht bekam. Er sah

kein menschliches Wesen auf der Veranda oder davor. Er suchte durch Gesang die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber vergeblich!

Er trat durch das Vorhaus, immer singend, in's Haus und ging durch die Kinderstube und das Knabenzimmer, ohne einen Menschen zu treffen; er kam in die Küche — keine Magd; schließlich trat er in den Saal, immerzu die „Sängerfahne" trällernd; da wurde er von einem donnernden: „Stille!" empfangen.

Er befand sich mitten unter der Familie und dem Gesinde, dem die Mutter eine Predigt vorlas. Es trat eine Pause in der Vorlesung ein, aber blos einen Augenblick, dann ein Blick vom Vater, und die Mutter wendete ihre Augen vom Sohne fort und setzte die Vorlesung fort.

Die nächste halbe Stunde war fürchterlich; zwei Stimmungen hatten einander gebrochen, und auch das Vertrauen war dahin.

Es wurde ihm durch und durch kalt und verdrießlich zu Muthe. Nach der Predigt führte der Vater den Sohn mit sich spazieren. Man nahm von ungefähr den Weg zur Kirche und langte, gerade als der Gottesdienst zu Ende war, bei der Pforte an.

Der Vater empfing die Glückwünsche der Kirchenleute und schien ganz verklärt. Da kam der Priester.

„Grüß Gott, Pastor, nun werden Sie einen Hilfsprediger bekommen." Der Pastor beglückwünschte den Sohn und dankte für die angebotene Hilfe, jedoch fragte er, ob der Sohn sich schon so fest für seinen Beruf entschieden habe.

„Beruf?" sagte der Vater, „das wird nicht so strenge genommen werden; man sieht so viel Leute, welche Priester werden!"

Sie folgten zum Pfarrhofe; der Sohn war bald mit dem Pfarrer in einem Gespräche, an dem der Vater nicht theilnahm, denn er wußte nicht, um was es sich drehte.

Als sie zum Pfarrhofe kamen, bat der Wirth sie, einzutreten, aber der Vater sagte plötzlich: „Nein, danke!" zog den Sohn mit sich fort und ging.

Sie gingen lange still nebeneinander.

„Endlich sagte der Vater:

„Ich glaubte, es sei nicht würdig, daß Du Priester wirst!"

„Habe ich das jemals beabsichtigt?"

„Hast Du nicht?"

„Nein, ich habe nicht den Beruf dazu!"

„Ja so, aber ich will, daß Du das wirst!"

„Ich meine, ich werde, was ich will, solange ich meine Studien selbst bezahle —"

Der Vater dachte eine Stunde lang nach.

„Wenn ich Dich im Studium unterstütze, wirst Du dann Priester?" Er faßte des Sohnes Hand und sah ihn an.

„Wegen des Vortheils doch nicht!"

„Wenn ich Dich bitte!"

„Nein! Ich bin nicht reinen Bekenntnisses."

„Das bin ich auch nicht," tröstete der Vater, aber es half nicht. Die Unterredung war aus. Eine merkliche Veränderung war in diesen Stunden mit dem Vater vor sich gegangen.

Er hatte es mit seinem Sohne zu thun gehabt, wie früher mit dem Priester, aber seine Eitelkeit war größer.

Das Resultat waren Unterhandlungen, welche an dem festen Entschlusse des Sohnes scheiterten, nicht gegen sein Gewissen die Verkündigung einer Lehre zu unternehmen, an die er nicht selbst voll und ganz glaubte. Die Mutter wurde mit ihren Bitten in's Treffen geschickt, aber Nichts half! Da wies der Vater dem Sohne die Thür. Durch den alten Lehrer bekam er eine Sommercondition, und mit seinen Ersparnissen reiste er zum Herbste nach Upsala und begann auf den Doctor zu studiren.

* * *

Am Ende des ersten Semesters war er sich durchaus klar darüber, daß ein Examen eigentlich eine ökonomische Frage sei, daß die wichtigste Person der Universität der Quästor, und daß das Gerede von eisernem Willen, Fleiß u. dgl. Unsinn sei. Da gab es eine Menge unvermuthete Ausgaben: Inscriptionsgebühr, Losung, Beitrag für die Landsmannschaft („Nation"), Collegien und Bücher. Ein einziges Lexikon kostete die gleiche Summe, mit der er ein ganzes Semester lang zu leben gedachte, er lebte sehr sparsam. Er wohnte drinnen bei kinderbesitzenden Arbeitsleuten. Die Mutter schickte heimlich jede Woche eine Flasche Milch, welche er außen im Dachboden unter einem Balken bewahrte; wenn es kalt war, mußte er gelegentlich ein Loch in die Flasche hauen, um seinen Vorrath herauszunehmen.

Das ging noch an; daß er sich die Hände verkühlte, ging auch an; daß er von der schlechten Kost schwach und elend wurde, auch; denn das schadete Alles nicht seiner Seele; es war etwas Anderes, was dies vermochte.

Er konnte den Beitrag an die Landsmannschaft nicht bezahlen; man wollte ihn durch allgemeine Abstimmung in der Landsmannschaft davon befreien. Er stand vorn im Zimmer, als sie seinen Namen verlasen.

Ein Landsmann verlangte das Wort, und als er den Ansuchenden nicht zugegen fand, erklärte er, nur niedrige Gewinnsucht könne dieses Ansuchen dictiren, da sein Vater als — gelinde gesagt — wohlhabender Mann bekannt sei.

Bei der Abstimmung wurde sein Ansuchen, vom Semesterbeitrag befreit zu sein, mit drei Stimmen Mehrheit bewilligt.

Er zog sich nun ganz zurück und stieß die wenigen Kameraden, welche früher mit ihm verkehrt hatten, durch seine Undankbarkeit von sich.

* * *

Es wurde Frühling, und es war ein Walpurgismeßabend. Die Studenten sammelten sich gewöhnlich am Abend vorher auf dem Markt, um mit den Fahnen und mit Gesang zum Schloßberg hinaufzuziehen.

Er hatte einen Marsch gemacht, um sich warm zu halten, und kam gerade zum Carolinahom, als er den langen Zug gegen sich herankommen sah. Er wurde bleich, er wurde roth und wollte seinen Weg fortsetzen, aber er wäre doch so gern dabei gewesen; er hatte ja die Berechtigung dazu! Aber dann dachte er an damals in der Landmannsschaft, und da erbleichte er — er hatte ja keinerlei Berechtigung. Nun zogen sie an ihm vorüber; er glaubte, daß alle die weißen Mützen ihn ansähen; er selbst hatte keine reine Mütze, sondern trug einen Hut, und das kam ihm auch zu. Er folgte doch nach und ließ sich im Volkshaufen stoßen; er stand mit den anderen Zuschauern draußen auf dem Hügel; immer näher drängte er zu den Sängern; er erkannte wieder die alten Schulkameraden; aber er wagte sich nicht vor. Nun erklang es: „Der Lenz ist gekommen", so jubelfrisch, und die Feuer brannten rings am Horizont. Hier hatte er im vorigen Jahre als Kathedralist gestanden und träumte in diesem Augenblick, daß er auch werde dabei sein dürfen, und das stand so lebhaft vor ihm, daß er sich vergaß und mit seiner Singstimme einfiel.

„Ah, halt Dein Maul, wenn die Studenten singen," rief ein Geselle und knuffte ihn in die Seite. Nun hatte er die Bestätigung, daß er kein Student war.

Er wollte später heimgehen, aber er ging dennoch in die Stadt, um dem Gesang zuzuhören und den fröhlichen Aufzug zu sehen. Es leuchtete in allen Nationskneipen; er gedachte einen Augenblick in die seine hinaufzugehen, aber das kostete Geld, und wenn er das auch gehabt hätte, hätte er es doch nicht gewagt. Man würde zischeln, meinte der Narr: „Hat er dazu Geld?"

Er fühlte, daß er an jenem Abend auf gutem Wege war, ein schlechter Mensch zu werden. Er war ganz sicher, daß in der ganzen, großen Studentengemeinde kein einziger an diesem Abend so unglücklich war wie er, und doch gab es manche, die ärmer waren. Es lag ein Makel auf ihm, und dazu ein solcher, den — das wußte er — die Jugend niemals verzeiht. Und er war doch unschuldig. Es wäre ihm eine Linderung gewesen, wäre er schuldig, meinte er.

Als er heimkam und durch das Zimmer der Arbeiterleute ging, saß die ganze Familie bei einem wohlgedeckten Tisch und aß.

„Herrgott, ist der Magister nicht aus? Wir glaubten, wir würden ihn vor morgen früh nicht zu sehen bekommen."

Und nun wurde ihm vorerzählt, wie lustig es zuzugehen pflege, wie die ganze Stadt die Nacht über auf sei, und wie am Morgen bei Sonnenaufgang die Studenten zum Schloßbrunnen gehen. Und wie lustig es morgen am 1. Mai werden solle!

Er ging auf sein Zimmer und öffnete das Fenster. „Sing von des Burschen glücklichstem Tag", hörte er. — „Keine Stürme mehr". „Keine Stürme, keine Stürme", wiederholten die Bässe, um die Sache glaublicher zu machen, aber er wurde so böse, denn er liebte noch die Wahrheit, und er bekam eine ganze Menge böser Gedanken von den Dichtern, „diesen Betrügern der Menschheit," meinte er.

Er ging zu Bett, hörte die Arbeiterkinder das Abendgebet lesen und schlief in der vollen Ueberzeugung ein, daß er ein Ausgestoßener sei.

* * *

Acht Tage später wollte er in das Nationsheim, um einen Anschlag von einem erledigten Stipendium à 15 Thaler zu lesen. Er wählte die erste Nachmittagsstunde, weil er da sicher war, im Local Keinen zu finden.

Er fand das Vorzimmer voll von Röcken; er ging durch den Leseraum und sah die Thür zum Saal geschlossen, hörte aber eine laute Stimme. Er horchte.

„Meine Herren, da die X-Landsmannschaft heut die Ehre und Freude genießt, daß ihr Inspector ihren einfachen Tisch mit seiner Anwesenheit ziert, ist das für uns ein um so liebererer Anlaß, ihn zu begrüßen —"

Er guckte durch das Schlüsselloch und sah einen langen Tisch, gedeckt mit Lichtern, Weingläsern und Blumen. In der Mitte stand der Curator, das Champagnerglas in der Hand, dem Inspector der Landsmannschaft, Professor X, zugewendet, — und ich bitte Sie im Namen aller meiner Landsleute hiermit, einen Anerkennungsschluck entgegenzunehmen für das unermüdliche Wohlwollen, womit Sie, Herr Professor, stets unsere Landsmannschaft umfaßt haben, einen Glückwunsch für den Restor unserer Wissenschaft, die Zierde unserer Universität, welche den alten Namen der X-länder zu neuen Ehren gebracht hat. Es lebe der Inspector der X-Landsmannschaft!"

„Hoch, hoch, hoch, hoch!" fiel die Landsmannschaft ein, und die Fanfaren schmetterten.

Er mußte die Fortsetzung hören und setzte sich bei der Thür nieder: Es wurde an ein Glas geklopft, und dann trat Todtenstille ein.

„Meine Herren Landsleute! — Ich habe nicht viel zu sagen!

Die unverdiente Ehre, die mir zu Theil geworden ist, da Sie mich in Ihre glänzende Tafelrunde eingeladen haben, hat mich außerordentlich gefreut. Es ist gut für einen alten Mann, sich bei der Jugend beliebt zu sehen, und um so werthvoller ist es, als diese Jugend im selben Geburtsland geboren und aufgezogen ist, ja, meine jungen Freunde! Das Band, das unsichtbare Band, welches Personen, die im selben Geburtsland geboren und aufgezogen sind, verknüpft, ist wahrlich eigenartig; man fühlt sich als Kinder derselben Mutter, und man liebt einander wie wahrhafte Verwandte. Die Landsmannschaft ist für mich immer wie ein

theurer Verwandter gewesen, und trotz der geringen Berührung untereinander, habe ich Euch doch Alle liebgewonnen, und ich kenne Euch Alle; es giebt Keinen von Euch, welcher mir nicht am Herzen liegt. Ist es denn menschenmöglich, daß wir uns so selten sehen? Wohl! Aber ich sehe Euch, ich sehe mit meinem wachsamen Auge, denn ich liebe Euch!

Wißt Ihr, meine jungen Freunde, ich sage so mitunter für mich hin: ‚Gott lasse die X-Landsmannschaft niemals die Stunde bereuen, da sie mich zu dieser verantwortlichen Stellung —"

Er sprang in's Vorzimmer, um sich Luft zu machen, und kehrte sodann zum Schlüsselloch zurück.

Der Inspector stand noch immer da, das Glas in der Hand, Thränen in den Augen und sprach:

„— zu Hause, meine jungen Freunde, lernen wir nur Gutes kennen, zu Hause ist unsere glücklichste Zeit. Wie viel liegt nicht in dem einzigen Wort: zu Hause! Und Ihr habt Alle ein glückliches Heim: ich weiß es. Aber dafür sollt Ihr auch dankbar sein. Denkt an den Vater, der für Euch arbeitet und robotet und die Last und Hitze des Tages trägt; für Euch arbeitet er, denn warum sollte er für sich selbst arbeiten —"

Er trollte sich und begegnete auf der Treppe dem Wachtmeister mit Faß und Flaschen.

Er kam sich wie ein Uebergeschnappter vor. Alle Menschen schienen ihm zu lügen; die Studenten in ihrem Gesang, der Curator, der Inspector in seiner Rede. Aber das Aergste war, daß sie bestimmt an das glaubten, was sie sagten; der Inspector weinte ja! Oder war das die Kohlensäure? Demnach waren sie irregeleitet! Er hatte ja nachgerade gefunden, daß sich in Wahrheit Alles mit dem, was von den Menschen gesagt wurde, im geraden Gegensatz befand.

Keineswegs hatte der Inspector der Landsmannschaft irgend ein Wohlwollen bewiesen, keineswegs war er irgend ein Nestor der Wissenschaft, er wurde ja für eine große Mittelmäßigkeit angesehen; keineswegs kannte der Inspector alle Landsleute, er, der sie nur ein einziges Mal im Jahr (am Frühjahrsmittag) sah; und das Wort: „zu Hause" weckte in ihm die allerunbehaglichsten Vorstellungen, und sein Vater, der arbeitete keineswegs für den Sohn — das war ja durch und durch verlogen!

Am Abend schrieb er an den Vater die Mittheilung, er wolle nun Priester werden, denn er habe in gewissen Dingen seine Ansichten geändert.

* * *

Zwei Jahre später hatte er seine Entlassungsprüfung gemacht und stand vor der Praxis.

Seine Lebensweise hat wie sein Aeußeres gewisse Veränderungen durchgemacht. Er hat einen geistigen Kampf durchlebt, der nun abgeschlossen ist. Sein Gesicht ist etwas ältlich; die Nase mehr vorspringend und

markirt; die Gesichtshaut fest, gelblich, mit zwei dunklen Schatten statt des Bartes; gewisse Muskeln um den Mund (die buccinatoria) beweglicher und entwickelter, gleichsam immer auf dem Sprung; die Blicke unzugänglich; wenn man ihm in die Augen sieht, kann er die Pupillen zusammenziehen, so daß man einen Blinden zu sehen glaubt; so hat er das kleine, dunkle Sehloch verwahrt, wo die Seele ausstrahlt; die Stirn ist höher, aber man sieht den Platz des früheren Haarbodens; die Hände sind weiß, aber er ist fett geworden.

Seine Studien bestehen in Homiletik und Katechetik.

Wenn er auf dem Katheder steht und extemporirt, ist er ein guter Redner; aber man hört mehr einen Exegeten, als einen Prediger.

Die Katechetik ist ihm widerwärtig, aber er mußte, und er ist sehr pflichttreu. Er bekommt jeden Morgen um 6 Uhr drei von den schlechtesten Knaben von der Prinzenschule zu sich; diese sollen später während des Tages durch Beantwortung einer gewissen Anzahl von katechetischen Fragen die Probe für die Geschicklichkeit des Lehrers ablegen; die Kinder wollten nicht zur Unzeit aufstehen, deshalb waren sie säumig und widerspenstig; aber da sie arm waren, fanden sie Gefallen an Hellern .. Das wußte der junge Menschenkenner, und deshalb gebrauchte er dieses gewöhnliche und zulässige Mittel.

Seine zwei Zwischenjahre waren nicht angenehm gewesen; er hatte natürlich mit seinen Collegen verkehrt, aber sie waren nicht angenehm, diese jungen Leute, denn sie waren ungebildet, meinte er, und außerdem hatten sie ein wachsames Auge auf ihn und verkehrten bei einem Professor.

Etwas schwer hatte er sich auch in den tyrannischen Ton gefunden, welchen die Lehrer gegen ihn anschlugen, und die Anrede „Du" erschien ihm in der Schule wie etwas Erniedrigendes; es wirkte so vernichtend, daß er mitunter glaubte, es sei ein Irrthum, daß er sich aus den Knabenjahren emporgearbeitet habe; er zweifelte überhaupt an aller Entwicklung.

Der Kampf war schwer gewesen! Er hatte seine erste Periode im Zweifel beschlossen, damals, als er Priester zu werden sich entschied; aber er ging mit seiner Sache nicht unter, sondern er veränderte sich zu absoluter Stumpfheit.

Er wollte unter allen Umständen Christ werden, aber er konnte nicht; er wollte sich durch Kasteiung, durch selbstverschuldete Schmerzen prüfen, aber er bekam keine Ekstase. Er schlug einmal ein gedrucktes Placat an seine Wand mit „Komm zu Jesu!" darauf. Gewiß empfand er ein wenig Scham deswegen, aber das war so wenig gegen das, was er früher erlitten hatte. Da nahm er das Placat wieder herunter.

* * *

Er predigte in der Domkirche im Beisein der Eltern und Geschwister. Der Vater erwartete ihn im Kreuzgang und küßte ihn. Die Mutter weinte und die Geschwister auch. Er war wie gewöhnlich still und kalt.

Als seine Zeit vorüber war, bekam er die Comministratur im heimischen Kirchspiel.

Nun war er sehr beliebt bei seinen Pfarrkindern, angesehen als geschickter und ehrenwerther Mann, und das war er; die fremden Leute aber von der Stadt, die ihn in der Kirche hörten, sagten, er sei „todt".

Mit dem Vater stand er sehr gut; an Sonnabenden spielten sie Brett und aßen an Sonntagen zusammen zu Mittag.

---

## Ein hoffnungsvoller Jüngling.

Aeußerst lebhaft ging es auf der Bude zu; der Obmann hatte aus der Theatergarderobe eine Fahne entlehnt und sollte darum einen Flor hängen. In der Bibliothek repetirten die Sänger: „Ich gehe zum Tode"; schwarz gekleidete Landsleute saßen an den Wänden herum, lasen Zeitungen und rauchten Cigarren; der gute Aufwärter brachte einen großen Cypressenkranz mit langem weißen Seidenband herein, auf dem mit Goldbuchstaben eingepreßt war: „Von den Kameraden!" Es hatte einen Wortwechsel gegeben, ob nicht stehen solle: „Von der Landsmannschaft", und man war bei Obigem geblieben.

Nun bimmelte vom Kirchthurme die Studentenglocke, man hörte, wie drinnen noch einmal der Tactstock auf das Pult schlug und die ersten Bässe erinnerte, die Fermaten auszuhalten. Der Ordner trug weiße Handschuhe herbei; der Fahnenträger band sich seinen Gürtel fest, die Zeitungsleser erhoben sich und griffen nach ihren Ueberröcken. Der Gesang verstummte, und die Mannschaft marschirte zur Gartengasse ab, um den hellsten Kopf und den besten Kameraden des Bundes zu bestatten.

Es war ein kalter Januarnachmittag; noch stand die Sonne einige Minuten über dem Horizont.

Im Trauerhause war große Betrübniß, denn der einzige Sohn war todt. Vater, Mutter, zwei kleine Schwestern . . . die Thränen waren versiegt, und ein trüber Hauch lag über dem Hause.

Der Zug ging nach dem Friedhofe; es waren 32 Grade unter Null, die Bäume waren bereift, und die Sonne glühte schon ganz oben in den Wipfeln, unten am Boden lag bereits Dämmerung; die buschigen Bäume warfen blaue Schatten über die Gräber; die Dompfaffen jagten einander, und dünner Schnee fiel; der ganze Friedhof war ein einziges weißes Tuch mit einigen Buckeln da und dort; denn es war dichter Schnee gefallen.

Der Zug hielt, der Gesang ging großartig, die Predigt ebenso. Hierauf hielt der junge Priester eine Rede:

„Dieser Jüngling hatte, nach menschlichem Ermessen, eine große Zukunft vor sich; er war von edler Geburt; seine fromme Mutter ist durch ihre Wohlthätigkeit in der ganzen Stadt bekannt, besonders für die Magdalenaheim genannte Schutzstiftung; er war eine vornehme Natur, beliebt bei den Kameraden, von den Lehrern geschätzt, sowohl wegen seines außergewöhnlichen Wissens, als wegen seines Fleißes, durch die er es auf seiner wissenschaftlichen, ehrenvollen Laufbahn noch hätte weit bringen können.

Aber nun fand auch Gott Gefallen an diesem Jüngling, und deshalb schlug er ihn und nahm ihn zu sich; denn Gott schlägt bekanntlich, die er am meisten liebt; und auch seine Mutter und seinen Vater habe er lieb, und darum habe er auch sie geschlagen, und der Redner hoffte, daß ihnen das recht nahe gegangen sei, auf daß sie mit sich zu Rathe gingen und einsähen, welche Sünder sie seien, und daß sie ihrer Sünden wegen geschlagen worden seien. Waren sie vielleicht keine Sünder? Sicherlich! Allesammt sind wir Sünder, sagt die Schrift, und verdienen nur Tod und Verdammniß."

Hier verfiel die Mutter in einen Weinkrampf. Dadurch aufgemuntert, fuhr der 27jährige Prediger fort und ging nun dazu über, „die Zukunft des hoffnungsvollen Jünglings jenseits des Grabes" zu beleuchten. Der Gegenstand war gewiß heikel, aber die Wahrheit sollte an den Tag.

„Mutter!" rief eine schrille Kinderstimme, so verzweifelt, so thränenerstickt, daß der Redner verstummte.

Die Mutter lag ohnmächtig in des Vaters Armen.

Da ging es wie ein elektrischer Schlag durch die junge Schaar; es klang, als ob man den Schritt wechsle, die Fahne machte eine Schwenkung, streifte einen Ast, und eine Schneemasse entlud sich auf den kahlen Scheitel des jungen Priesters.

Da funkelte es in seinen eisgrauen Augen, denn er war unwissend genug, an eine Bedeutung des Schneefalles zu glauben, und über seine harten Züge flog eine flammende Röthe. Er fuhr fort; sein Athem kam wie ein weißer Rauch aus seinem Munde, und sein Bart war vom Froste bethaut. Er schlug nun in seiner Rede eine Volte und gedachte aus dem offenen Grabe einige Lehren für die Jugend zu ernten: „Dieser Jüngling war mit einem scharfen Verstande begabt und hatte sich der weltlichen Weisheit, die man Naturwissenschaft nennt, zugewendet. Die Gefahr lag auf der Hand . . ."

Der Redner, der Einzige, welcher sich warm zu halten Gelegenheit hatte, merkte erst jetzt, daß die Kälte zunahm, und die kleinen Kinder, seit die Mutter wieder bei sich war, vor Frost zitterten.

Er beschränkte sich deshalb darauf, die jungen Leute vor der weltlichen Weisheit zu warnen, die zum Verderben führe, und empfahl ihnen das wahre, geoffenbarte Wort, das zu Christus führt.

Die Sonne war untergegangen; die Sterne gingen auf. Todtenstille lag über der ganzen Natur; der Leichenzug wand sich zwischen den hohen Schneewehen hindurch, und der Schnee knisterte und knirschte unter den Füßen.

An der Spitze aber ging die Fahne, nicht mehr in Trauer, denn der schwarze Trauerflor war blendend weiß geworden; Friedensengel hatten darüber gehaucht, Todesengel die Schwingen entfaltet.

* * *

Nachdem die Kameraden des Verstorbenen am Abend ihre Ansicht über die Zukunft des Todten in einigen trefflichen Gesängen dargelegt hatten, versammelten sich einige nähere Freunde des jungen dahingegangenen Doctors im Zimmer des Amanuensis neben dem Hörsaale für pathologische Anatomie.

Bei einer ausgezeichneten Tricoche und starken Havannas wurde der verflossene Nachmittag besprochen.

„Denkt, wenn er scheintodt gewesen wäre und gehört hätte, was von ihm gesprochen wurde," bemerkte ein junger, geistreicher Mediciner.

„Unmöglich, wir haben das Gehirn des prächtigen Jungen unseren Sammlungen einverleibt! Wollt Ihr es sehen?"

„Nein, um Gottes Willen," rief man im Chore.

„Das war ein Schatz ohne Gleichen; es wog circa 1600 g. — Ihr wißt, daß das Cuviers 1700 wog —; die graue Substanz überwog so entschieden — das war kein Hühnerhirn, wie Ihr die Ehre habt zu wissen."

„Es war, wie Du sagst, eine Meningitis, die der schönen Geschichte ein Ende machte?"

„Ja und zwar eine vollständige; innerhalb der pia mater war die ganze Membran zerstört . . ."

„Jetzt hör' mal auf!"

„Bist Du empfindlich!"

Als sie zum Souper gingen und den großen Saal passirten, blieb der Amanuensis stehen und wies auf einen leeren Tisch zur Rechten, wo ein ältlicher Mann bediente.

Auf dem Tische lag noch das Messer, auf dem gestickten Tuche, mit einem gekrönten Namenszuge gemärkt.

„Hier saß er zuletzt, alter Tönnes, ehe der schwarze Mann kam und ihn mitnahm," sagte er.

Sie soupirten lange und tranken viel; dann begleitete die Gesellschaft den Amanuensis. Als sie ein Stück der Gartengasse gegangen waren, hörte das Knirschen des Schnees plötzlich auf; der Weg war schwarz und

weich, und sie spürten einen Duft von Tannenreisig. Sie waren vor dem Trauerhause, dessen Fenster glänzten:

„Nun sitzt seine Mutter drin und weint," bemerkte Einer.

„Wie könnt' es anders sein?"

„Hm!"

Der pathologische Amanuensis blieb immerwährend still; als sie zu seiner Thüre kamen, ließ er die Gesellschaft nicht eher los, als bis er sie überredet hatte, sich zu ihm zu begeben, denn er wohnte zufällig im ganzen Hause allein. Zum Glücke fragte ihn Keiner, ob er sich etwa im Dunkeln fürchte, denn er war sehr gewaltthätiger Gemüthsart, wenn er gegessen hatte.

LIBER

# Illustrirte Bibliographie.

**Das Thierleben der Erde.** Von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert. Berlin, Martin Oldenbourg.

An thierkundlichen Werken, die wissenschaftliche Gründlichkeit mit gemeinverständlicher und anregender Darstellung vereinigen, fehlt es nicht. Daß neben ihnen noch Raum für ein Werk geblieben ist, das mit dem populärsten und verbreitetsten dieser Art, dem Brehm'schen Thierleben, in Wettbewerb treten darf, wird Jedem einleuchten, der von dem Unternehmen der Herren Haacke und Wilhelm Kuhnert im Bunde mit der Verlagshandlung Martin Oldenbourg in Berlin Kenntniß nimmt. Zwar liegt zur Stunde von diesem Werke nicht mehr vor als die erste Lieferung und der Prospect; aber die in denselben entwickelten und zum Theil bereits in praxi bewährten Intentionen, der Grundgedanke, nach welchem der Plan des Ganzen entworfen wurde, ist für ein volksthümliches Werk dieses Gebietes ebenso neu wie glücklich, so daß die Existenzberechtigung und -fähigkeit des neuen Unternehmens von vorn herein nicht zweifelhaft erscheint. Und die Namen des durch verschiedene ebenso wissenschaftlich wie formell hervorragende Werke bekannt gewordenen Dr. Haacke und des als einer unserer trefflichsten Thiermaler bekannten Wilhelm Kuhnert erwecken für die glückliche Ausführung des Planes das günstigste Vorurtheil.

Die unterscheidende Eigenart des Werkes besteht in der Gliederung des Stoffes, indem nicht irgend ein künstliches zoologisches System zu Grunde gelegt, sondern die geographische Anordnung gewählt wurde. Ein Princip, das in dem litterarischen Schaffen eine so ungeheure Bedeutung erlangt hat, ist hier in gewissem Sinne für die zoologische Wissenschaft nutzbar gemacht worden: das des „Milieus", wie der Deutsche zu sagen pflegt. Die Thierwelt wird „in ihrer natürlichen Umgebung, im Rahmen ihrer heimatlichen Zusammengehörigkeit" vorgeführt, wobei die unserer eigenen engeren Heimat vorzugsweise berücksichtigt wird. Mag für den streng wissenschaftlichen Fachmann diese Methode manche Bedenken haben, so läßt sich andererseits nicht verkennen, daß sie für ein volksthümliches Werk manche Vortheile bietet; vor Allem giebt sie in weit höherem Maße die Möglichkeit einer auch schriftstellerisch hervorragenden und fesselnden Leistung, als es bei einer in dem Rahmen eines wissenschaftlichen Systems sich haltenden Arbeit der Fall sein kann, die durch eine stellenweise unvermeidliche Trockenheit, durch den doctrinären Charakter den Laien nicht zugleich ästhetisch so zu befriedigen vermag. Ein fernerer Vortheil ergiebt sich daraus, daß man hier ungezwungen den Laien vom Vertrauten, Bekannten zum Fremden, Seltsamen; vom Nahen zum Ferneren und Fernsten allmählich führen kann; während bei den künstlichen Systemen das Alltägliche und das Ungewohnte, das Nahe und Ferne oft dicht neben einander rückt. Ob andererseits der Verfasser der Schwierigkeiten und Nachtheile, die seiner Eintheilungs-

methode, die z. B. leicht zu Wiederholungen, zum Zurückgreifen auf bereits an anderer Stelle Gesagtes Anlaß giebt, ganz Herr werden wird, muß abgewartet werden. Der erste Band wird die Thierwelt Europas, der zweite die Asiens, Amerikas und Australiens, der dritte die Afrikas, die Haus- Meeres- und Schmarotzerthiere behandeln; eine systematische Uebersicht des Thierreichs wird das Werk abschließen. Die „mitteleuropäische Thierwelt" eröffnet

Baummarder. (Mustela martes.)
Aus: Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert: „Das Thierleben der Erde".
Berlin, Martin Oldenbourg.

das Werk; in der vorliegenden ersten Lieferung wird mit der Schilderung des „Thierlebens der Wälder, Baumpflanzungen und Gebüsche" begonnen. Nach einer knappen allgemeinen Einleitung werden uns erst die Hufthiere der mitteleuropäischen Wälder: die Hirscharten — Reh, dessen Liebesleben eine eingehende anziehende Darstellung findet, Edelhirsch, Damhirsch — und das Wildschwein, der einzige Vertreter der „schweineartigen Paarzeher", im Speciellen der Familie der Schweine in Europa, vorgeführt. Es folgen

die Nagethiere, soweit sie Waldbewohner sind: Eichhörnchen, die Bilche (Siebenschläfer, Gartenschläfer, Haselmaus); die Leporidae (Kaninchen) und die Mäuse (Waldmaus, Brandmaus, Waldwühlmaus). Von dem dritten Abschnitt über die Raubthiere enthält die erste Lieferung den Anfang, der Allgemeines über die Raubthiere, im Besonderen über die Familie der Katzen (Felidae) bringt. — Aus dem Walde werden wir auf das

Wespenweih. (Pernis apivorus.)
Aus: Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert: „Das Thierleben der Erde".
Berlin, Martin Oldenbourg.

Feld, des Weiteren an Fluß- und Weiherufer geführt werden; sodann werden wir die Wasserfreunde unter den Thieren des Binnenlandes, endlich die eigentlichen Wasserthiere kennen lernen u. s. w.

Der Künstler, der das Werk mit 620 Textabbildungen und 120 farbigen Tafelbildern schmücken wird, hat seine Aufgabe, soweit aus der ersten Lieferung ersichtlich, in ähn-

Elefanten-Schildkröte. (Testudo elephantina.)
Aus: Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert: „Das Thierleben der Erde".
Berlin, Martin Oldenbourg.

lichem Sinne aufgefaßt, wie der Gelehrte. Auch er zeigt das Thier in seiner natürlichen Umgebung und in charakteristischer Haltung, in „Action"; nicht, wie häufig der Fall, sozusagen künstlich gestellt, damit die sämmtlichen Merkmale gut in's Auge fallen; er hat nicht als Docent mit dem Stift, sondern als Künstler und Naturfreund seine Aufgabe angefaßt; und so wird er auch Beiden Befriedigung gewähren. Das Werk soll vollständig 40 Lieferungen zu je 1,00 Mk. umfassen. Wir werden gelegentlich auf das Unternehmen zurückkommen. —l—

# Bibliographische Notizen.

**Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse.** Von Dr. Karl Walcker. Göttingen, Franz Wunder.

Der durch mehrere Werke auf geschichtlichem und staatswissenschaftlichem Gebiete bekannte Verfasser bespricht an der Hand rein geschichtlicher Thatsachen, die gegenwärtig in Oesterreich stark in Fluß gerathene protestantische (Los-von-Rom-) Bewegung und zwar im Hinblick auf das hierbei in Betracht kommende Staatsinteresse. In lehrreicher Weise beleuchtet er den in Oesterreich in gewissen Kreisen seit 1866 und besonders nach 1870/71 aufgetretenen deutschen Irredentismus in seinen Bestrebungen nach Vereinigung mit Preußen-Deutschland. Unter Erwägung der bezgl. Verhältnisse in anderen Staaten kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß das politische Ideal der deutschen Irredentisten Oesterreichs jedoch im höchsten Grade in erster

Linie der Geschichte und den Culturinteressen sowie auch der eigenen Standhaftigkeit und Selbsthilfe widerspricht.

Vor 1866 gab es allerdings auch in Oesterreich und in Deutschland ultramontane Politiker, welche die deutsche Einheit unter katholischen österreichischen Kaisern herbeigeführt haben wollten. —

Des Weiteren führt der Verfasser einzelne Schriften an, in denen für eine Theilung Oesterreichs-Ungarns plaidirt wird, und unterzieht dieselben einer kurzen Kritik. In besonderen Capiteln bespricht er „die vier letzten Jahrhunderte der österreichischen Geschichte in ihren Beziehungen zur heutigen evangelischen Bewegung, die evangelische Bewegung in Oesterreich und die Einwände gegen dieselbe, die wohlwollende Neutralität des Staates gegenüber der evangelischen Bewegung als eine Forderung des Reichsinteresses, die Mittel zur Förderung des österreichischen Protestantismus und schließlich die Aussichten des Katholicismus und des Protestantismus in Oesterreich und in der übrigen Culturwelt".

Beachtenswerth sind die Vorschläge des Verfassers, die der evangelischen und unter entsprechender Modification der altkatholischen Bewegung in Oesterreich förderlich wären. Wer sich für diese ganze hochwichtige Bewegung in unserem Nachbarreiche interessirt, dem sei die Lectüre der vorliegenden Schrift hiermit empfohlen. K.

**Friedrich Schiller**. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Von Richard Weltrich. Erster Band. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Wiederholt ist in „Nord und Süd" auf diese in ihrer Art einzige Schiller-Biographie aufmerksam gemacht worden, deren erster Band nunmehr, 900 Seiten umfassend, vollendet vorliegt. Sie geht in der Erzählung von Schillers Leben bis zur Flucht nach Mannheim, erstreckt sich also nur wenig über das erste öffentliche litterarische Auftreten des Dichters. Man kann daraus einen Schluß ziehen auf den Umfang des ganzen Werkes, wenn es — was sehr zu wünschen ist — in der bisherigen ausführlichen Weise fortgesetzt wird.

Von verschiedenen Seiten ist der Verfasser ob seiner zahlreichen Digressionen getadelt worden, unter denen die Popularität seines Werkes zu leiden haben wird. Wir können in diesen Tadel nicht einstimmen. Weltrichs Werk, das von einer ganzen Anzahl kleiner Schiller-Biographien in unerhörter Weise geplündert worden ist, muß mit anderem Maßstabe gemessen werden als seine Concurrenten. Sein „Schiller" wird niemals in der Weise populär werden können wie andere minderwerthige Darstellungen des Werdeganges unseres Dichters, weil er sich die Aufgabe stellt, bei aller Klarheit und Eleganz der Darstellung doch auch den höchsten, wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen und in der Entwicklung eines der hervorragendsten Geister aller Zeiten zugleich ein umfassendes Bild der Zeit selbst, in der er gelebt und gewirkt hat, zu bieten. Er mußte ferner, um nachzuweisen, wie sich der Dichter gerade in seiner Eigenart entwickelt hat, mitunter weit ausholen und auch auf die Besonderheiten des Volksstammes, dem er angehört, näher eingehen.

Da ergaben sich denn so meisterhafte Excurse wie die Darstellung der ethnographischen Verhältnisse Süddeutschlands. „Die Charakteristik des schwäbischen Stammes", sagt Weltrich, „nicht allzu dürftig zu halten, ist um des Dichters willen, mit dem wir uns beschäftigen, eine unerläßliche Aufgabe; die vorliegende Biographie möchte aber überhaupt auf Art und Erscheinen des deutschen Volksthums, wo immer ein Anlaß gegeben ist, Bezug nehmen."

So ist denn überall, wo der Verfasser ein tieferes Eingehen auf Verhältnisse und Dinge, die dem oberflächlichen Beobachter nicht unbedingt zur Sache zu gehören scheinen, für nothwendig erachtet, dem wissenschaftlichen Bedürfniß Genüge gethan, ganz abgesehen davon, daß dergleichen Excurse an sich von höchstem Interesse und dauerndem Werth sind.

Wir können nur wünschen, daß dieses wunderbar groß und tief angelegte Werk, wie es sich uns in seinem ersten Band darstellt, in derselben Weise zu Ende geführt werde. Dann wird Schiller nicht nur ein monumentum aere perennius, sondern auch wir Deutschen ein biographisches Meisterwerk besitzen, um das uns andere civilisirte Nationen beneiden können. —e.

**Zur hygienischen Bilanz des 19. Jahrhunderts.** 1. Folge, 1. Heft. — Kneipp, Prießnitz, Oertel. Heraus mit der Wahrheit!! — Nothwendige Ergänzung der Prießnitz-Schriften von Philo vom Walde (Reinelt). Von Karl Arthur Tannert. Neiße, Graveur (Gustav Neumann). —

Wie schon aus der Ueberschrift und aus dem vorliegenden, mitten im Satz aufhörenden 1. Heft zu ersehen, handelt es sich

um Ausfechtung einer Meinungsverschiedenheit zwischen Philo vom Walde und dem Verfasser. Ersterer hat in einem zur 100 jährigen Wiederkehr des Geburtstages von Prießnitz verfaßten Jubiläumsbuche, nach Ansicht des Verfassers, den verstorbenen Pfarrer Kneipp zum Gegenstande gehässigster Angriffe gemacht und mit seinem Buche nur den Zweck verfolgt, dem Namen Prießnitz auf Kosten seiner Vor- und Mitarbeiter um jeden Preis die Suprematie auf dem Gebiete der Wasserheilkunde zu verschaffen. In diesem Jubiläumsbuche hat u. A. Philo vom Walde hervorgehoben, daß Kneipp, dieser absonderliche Wasserpfarrer, ein undankbarer Schüler von Prießnitz gewesen sei und seine Kenntniß der Wasserheilkunde nicht aus dem Siegmund Hahn'schen, sondern aus dem von Theodor Hahn verlegten Buche geschöpft habe, das einen Schüler von Prießnitz, Namens Rauße, zum Verfasser hat. Es habe somit Kneipp indirect von Prießnitz das Wasserheilverfahren näher kennen gelernt. Da auch sonst Philo vom Walde bezgl. Kneipp und seines Heilverfahrens gerade kein Blatt vor den Mund nimmt, ist der Verfasser als enragirter Anhänger und Vertheidiger Kneipps gewaltig in Harnisch versetzt worden und geht allerdings in für eine sachliche Polemik zu scharfen Ausdrücken mit Philo vom Walde in's Gericht. Daß Letzterer als katholischer Volksschullehrer es gewagt hat, mit solchen Waffen „einen der verdienstvollsten katholischen Pfarrer" zu bekämpfen, das mag wohl hauptsächlich den Unwillen des Verfassers hervorgerufen haben. Es sei hier eines Buches Erwähnung gethan: „Die Kneipp'sche Kur im Licht der Naturheilkunde, herausgegeben von der Wasserheilanstalt Brunnthal" (Berlin, Hugo Steinitz), in welchem merkwürdig übereinstimmende Stellen aus dem Kneipp'schen Buche: „Meine Wasserkur" und dem viel älteren Werke des Hofrath Steinbacher: „Naturheilverfahren I. Bd. (Augsburg, Schlosser) nachgewiesen werden. Kneipp wird eben wohl nicht bei dem Siegmund Hahn'schen Buche stehen geblieben sein, sondern wird später auch andere Werke über die Wasserkur nachgelesen und aus diesen Quellen geschöpft haben. Darin wäre doch auch weiter nichts zu finden. Ohne im Uebrigen näher auf das Kneipp'sche Verfahren einzugehen, wofür hier nicht der Ort ist, sei jedoch hervorgehoben, daß Kneipp auf dem Gebiet des doch schon vor langer Zeit her bekannten, im Alterthum wurzelnden Wasserheilverfahrens weder ein Entdecker noch Mehrer ärztlichen Könnens gewesen ist. Was er verstanden hat, war eine gewaltige Propaganda für die Wasserheilkunde zu machen, wobei seine Stellung als katholischer Pfarrer, seine nach außen getragene Unfehlbarkeit und sein suggestiver Einfluß ihm stark zu Hilfe kamen. Deshalb aber einen solchen Federkrieg zu entfachen, wie er in dem vorliegenden Heft enthalten ist, scheint uns doch nicht nöthig gewesen zu sein.

K.

**Das dritte Geschlecht.** Roman von Ernst von Wolzogen. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. H. Krüger.

Ob die 20000 Exemplare des Büchleins, die, nach einer Bemerkung auf dem Titelblatt unseres Exemplares, gedruckt worden, auch verkauft sind? Uns würde es nicht wundern! Das ist eine litterarische Schöpfung, die litterarisch nicht zu rangiren ist; der Autor nennt sein Buch einen „Roman", das ist aber eben so parodistisch gemeint, wie sehr Vieles in dessen Inhalt. „Das dritte Geschlecht" ist vom Anfang bis zum Ende eine Zeitdichtung; actuelle Fragen und der verbreitetste Geschmack werden hier geistreich ventilirt und ausgiebigst befriedigt. Neben dem Humor blüht die Parodie; neben der Lascivität eine warme Innerlichkeit; neben der Caricatur das poetisch angehauchte Genrebild — kurz: schlagt das Büchlein auf, wo Ihr wollt; wo Ihr es anpackt, ist es interessant! — Das „dritte Geschlecht" nennt Ernst von Wolzogen jene Frauen, die ihre bisherige culturelle und sociale Stellung einfach negiren; die aufhören wollen Weib zu sein und nun doch einmal Männer nicht sind! Schalkhaft läßt der Autor errathen, daß die meisten dieser Damen, die ihr Geschlecht mit pathologischer Energie zu verleugnen sich bestreben, aus einem Punkte zu curiren wären! — Sicher, das Buch ist der Uebertreibungen voll; aber diese bilden doch wohl nur den Deckmantel für sehr ernste Wahrheiten, echt sittliche Weltanschauungen — und sollen jene nur schmackhafter machen. — Das Büchlein ist mit oft recht graziös, oft recht boshaft gezeichnetem Bild-Schmuck in modernster Manier geziert.

A. W.

**Wilhelm Kraft.** Novelle von Paul Schüler. Breslau, Schles. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Der Autor hat sich ein interessantes Thema gewählt und hat es in ergreifender psychologischer Vertiefung behandelt. In Wahrheit: der Fluch, daß wir Enkel sind,

wird weit übertroffen von dem Verhängniß, das oft genug über die Söhne bedeutender Väter hereinbricht, von denen man verlangt, daß sie fortsetzen, wenn nicht übertreffen sollen, das Werk ihrer Väter! Und für das Genie gilt doch nun einmal weder der volksthümliche Satz von dem Apfel, der nicht weit vom Stamm fällt, noch die wissenschaftliche Hypothese von der hereditären Belastung; die Culturgeschichte aller Zeiten und aller Völker kennt sehr wenige Beispiele, daß Genie wieder Genie erzeugt! — Der Held der Schüler'schen Novelle „Wilhelm Kraft" ist der Sohn eines sehr berühmten Professors der Physik, dem seine Wissenschaft bedeutende Fortschritte verdankte, und, wie er den Namen seines Vaters geerbt, so sollte der Sohn auch dessen Genie besitzen, und besonders die eigene Mutter erwartete das mit großer Bestimmtheit und bildete sich ein, in jeder Bethätigung des jungen Wilhelm Kraft den Beginn einer genialen Wirksamkeit zu erkennen! Den Sohn peinigte die Sehnsucht der Mutter; die Voraussetzung seiner ganzen Umgebung, die ihm kein eigentliches Ich zugestand, sondern immer nur den Nachfolger seines Vaters zu erkennen wünschte, verbitterte ihn tief; das Mädchen, dem er sein Herz geschenkt, war auch nur um den Preis der Berühmtheit zu erringen, — und Wilhelm Kraft der Jüngere war doch in Wahrheit nur ein Durchschnittsmensch, und noch dazu sehr bald einer mit durch geistige Ueberanstrengung und den Druck seines Lebensfluches gründlich zerrütteten Nerven! So wurde Wilhelm Kraft erst zum Fälscher, dann weiter zum Schurken, und endlich brach sein müder Geist unter den Qualen des Gewissens gänzlich zusammen — er wurde wahnsinnig!

Paul Schüler erzählt seine Geschichte mit crassen Effecten; in einer epischen Schwungkraft werden sowohl die fortlaufende Handlung, als ihre Episoden uns dargestellt, die zweifellos eine starke dichterische Begabung des Autors verräth; wir sind selten einmal von einer an sich einfachen Geschichte so lebhaft gefesselt und dann so tief erschüttert gewesen! Warum aber der Autor sich nicht allein auf seine dichterische Kraft verlassen, warum er neben seinen frei und plastisch geschaffenen Gestalten von Mark und Blut und interessirender Individualität auch eine solch verbrauchte Figur, wie den Privatdocenten Dr. Aaron, der später Dr. Baron hieß, nothwendig zu haben glaubte, ist uns unerfindlich. Jedenfalls verschimpfirt dieser längst bekannte Possenmensch die dichterisch sowohl als psychologisch sehr hochstehende Novelle. A. W.

---

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde. — **Zeit.**

**Bettelwesen in Grossstädten, Das.** Von E. Münsterberg. D. Ru. 1900. 8.
**Briefwechsel, Ein historisch interessanter.** Von M. Grunwald. N. u. S. 1900. Juli.
**Buonarotti, Michel Angelo.** Von A. Jüngst. Kultur I. 5.
**Canterbury.** Von A. Hornung. R. U. 1900. 19.
**Demokratie und Kaiserthum.** Von Th. Barth. N. 1900. 31.
**Ditters von Dittersdorf, Carl.** (2. November 1739 bis 24. October 1799.) Von C. Krebs. D. Ru. 1900. 8.
**Erasmus als Satiriker.** Von J. Bruns. D. Ru. 1900. 8.
**Europäische Rivalität in Persien und die deutsche Bagdadbahn.** Von H. Vambéry. D. Ru. 1900. 8.
**Frauenrechtlerinnen.** Von H. Dohm. N. u. S. 1900. Juli.
**Frauenwahlrecht.** Von E. Ichenhäuser. Kr. 188.
**Goethe und Ramberg.** Von A. Mirius. V. u. Kl. M. 1900. Mai.
**Goethe-Bund, Der.** Von Th. Barth. N. 1900. 32. — Was kann der G. thun? Ku. 1900. 16.
**Goethe-Schriften.** Von R. M. Meyer. L. E. 1900. 15.
**Haizinger, Amalie.** Von A. Kohut. B. u. W. II. 16.
**Hartmann, E. v.** Spiritismus. Von A. Seidl. G. 1900. April II.
**Hegeler, Wilhelm.** Von G. Ziegler. G. 1900. Mai II.
**Heyse, Paul.** Erinnerungen a. P. H. Von L. Marholm. Kultur 1900. 5.
**Jakobowski, Ludwig.** Von R. Steiner. N. 1900. 31.
**Ibsens Brand.** Von H. Türck. B. u. W. II. 16.
**Ibsen.** Zum dritten Male Ibsens Epilog. Von H. Türck. B. u. W. II. 15.
**Italienische Litteratur, Wiedergeburt d. I. L.** Von G. Lipparini. Zeit 291.
**Kassel und Wilhelmshöhe.** V. u. Kl. M. 1900. Mai.

**Katkof, Michail Nikiforowitsch.** Von E. Maschke. N. u. S. 1900. Juli.
**Kaulbach, F. A. von.** Von A. Rosenberg. V. & Kl. M. 1900. Mai.
**Kooperation und persönliche Freiheit.** Von F. Lauffkötter. G. 1900. April II.
**Kunst und Kunstsalons in Berlin.** Von H. Rosenberger. Z. 1900. 31.
**Lex Heinze, Fleischbeschau und Flottenvorlage.** Von Th. Barth. N. 1900. 33.
**Lex Heinze.** Die Kunstparagraphen a. L. H. Ku. 1900. 14.
(Liliencron) **Das Problem unserer Dichtung in Theorie und Praxis.** Von P. Berghof. Kr. 188.
**Mikulicz-Radecki, Johann v.** Von G. Reinbach. N. u. S. 1900. Juli.
**Moral des Künstlers, Die.** Von J. Hart. L. E. 1900. 16.
**Mörikes Briefwechsel, Aus.** Von R. Krauss. L. E. 1900. 16.
**Multatuli.** Von K. Federn. Zeit 293.
**Museum Moreau in Paris.** Von H. Frantz. W. Ru. IV. 10.
**Musik.** Aus der Berliner Musikwelt. Von L. Schmidt. B. u. W. II. 15.
**Nietzsches Wiederkunft des Gleichen.** Von P. Mongré. Zeit 292.
**Passionsspiele, Zur Gesch. der —.** Von E. v. Thomassin. W. Ru. IV. 10.
**Philosophie und Dichtung.** Von K. Joël. N. D. Ru. 1900. 5.
**Portraitmalerei.** Von Heinr. Pudor. W. Ru. IV. 10.
**Religion.** Das Entwicklungsgesetz der R. und deren Zukunft. Von H. Schell. T. 1900. 8.
**Rodin in der Pariser Weltausstellung.** Von B. Petzold. Zeit 294.
**Romantische Strömungen im deutschen Geistesleben.** N. 1900. 30.
**Rosetti, Dante Gabriel, als Maler.** Von B. Rüttenauer. N. 1900. 32.
**Rumänische Litteratur.** Von G. Adam. L. E. 1900. 15.
(Saar, Ferdinand von.) **Ein Meister der Novelle.** Von R. Schaukal. L. E. 1900. 16.
**Shakespeare in Frankreich.** Von Blennerhasset. D. Ru. 1900. 8.
**Speidel-Jubiläum in Wien, Das.** B. u. W. II. 15.
**Symbolismus in der Litteratur, Der.** G. 1900. Mai II.
**Theater.** Das Theater in Bern. Die letzte Wintersaison d. alten B. Th. von M. Bühler. B. u. W. II. 16.
— Von den Berliner Theatern. XV. XVI. Von H. Stümcke. B. u. W. II. 15. 16.
— Von den Wiener Theatern. III. Die Privat-Theater. Von A. Lindner. B. u. W. II. 15.
**Viccini.** Ein Rivale Glucks. Von R. Wallaschek. Zeit 293.
**Vogl, Heinrich.** Von O. Merz. B. u. W. II. 16.
**Wagner-Litteratur, Aus der humoristischen.** Von Erich Kloss. B. u. W. II. 16.
**Wittgenstein.** Briefe der Fürstin W. Von A. von Schorn. N. D. Ru. 1900. 5.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Aus fremden Zungen.** Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Zehnter Jahrgang. 1900. Heft 4—9. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Bardi, Rachel,** Most. Gedichte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

**Barth, Dr. Hans,** Italienischer Schenkenführer. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung.

**Beer, Theodor,** Aus Natur und Kunst. Gesammelte Feuilletons. Dresden, E. Pierson.

**Blum, Hans,** Heitere Erzählungen aus dem Leben. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Boeck, Kurt, Dr.,** Indische Gletscherfahrten. Reisen und Erlebnisse im Himalaja. Reich illustrirt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Bormann, Edwin,** Der Lucretia-Beweis. Ein neuer Beitrag zur Bacon-Shakespeare-Theorie. Mit 3 Facsimile-Tafeln. Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

**Bulcke, Carl,** Triebsand. Roman. Dresden, Carl Reissner.

**Driesmanns, Heinrich,** Moritz von Egidy. Sein Leben und Wirken. I. und II. Band. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Durch ganz Italien.** Sammlung von 2000 Photographien italienischer Ansichten, Kunstschätze und Volkstypen, Prachtalbum in Grossfolio-Querformat, vollständig in 30 Lieferungen à 1 Mk. Lieferung III—VIII. Berlin, Werner Verlag.

**Epstein, Georg,** Else, ein Liederreigen. Dresden, E. Pierson.

**Erichsen, Erich,** Verborgene Schuld. Novellen. Mit einer Composition von Victor von Woikowsky-Biedau. Dresden, E. Pierson.

**Falckenberg, Otto,** Das Buch von der Lex Heinze. Ein Culturdocument aus dem Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts. Mit Buchschmuck von A. Oppenheim. Leipzig, Commissionsverlag von L. Staackmann.

**Fedorow, Adolf,** Lebenshunger. Modernes Drama in drei Acten. Dresden, Heinrich Minden.

**Fred, W.,** Die Präraphaeliten. Eine Episode englischer Kunst. Mit 6 Illustrationen. (Ueber Kunst der Neuzeit. 4. Heft.) Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

**Frey, Justus,** Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von seinem Sohne. Mit dem Bildnisse des Dichters. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 10. Band.) Prag, J. G. Calve'sche Hof- u. Univ.-Buchhdlg.

**Gerber, Dr. P. H.,** Goethes Beziehungen zur Medicin. Ein populärer Vortrag, erweitert, mit Litteratur und Anmerkungen versehen, nebst Goethes Geburts- und Todesanzeige. Berlin, S. Karger.

**Gerling, Fr. Wilh.,** Prinz Siddhartha, der Buddha. Episch-dramatische Handlung in 5 Acten. Berlin, A. Hoffmanns Verlag.

**Gnade, Elisabeth,** Nordlicht. Roman. Dresden, Carl Reissner.

**Grabowsky, Adolf,** Sehnsucht. Ein Menschenbuch. Buchschmuck von Franz Stassen. Berlin, Fischer & Franke.

**Gystrow, Ernst,** Die Sociologie des Genies. Berlin, Verlag der socialistischen Monatshefte.

**Haacke, Wilhelm,** und **Wilhelm Kuhnert,** Das Thierleben der Erde. Drei Bände. Mit 620 Textillustrationen und 120 chromotypographischen Tafeln. 1. Lieferung. Berlin, Martin Oldenbourg.

**Hamerling, Robert,** Eutychia oder die Wege zur Glückseligkeit. Lyrisch-didaktisches Gedicht. Nach der Widmungs-Handschrift neu herausgegeben und eingeleitet von Dr. Max Vanosa. (Allgemeine Bücherei. Herausg. von der österreichischen Leo-Gesellschaft. Neue Folge 1.) Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.

**Heine, Anselm,** Auf der Schwelle. Studien und Erzählungen. Berlin, Gebr. Paetel.

**Hertel, Johannes,** Indische Gedichte. Aus dem Sanscrit übertragen. Stuttgart, J. J. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H.

**Hochstetter, S.,** Bis die Hand sinkt. Roman. Dresden, Carl Reissner.

**Hoffmann, Hans,** Irrende Mutterliebe. Zwei Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Holm, Curt,** Tota mulier! Tragikomödie in einem Act. Dresden, E. Pierson.

**Jensen, Wilhelm,** Nacht- und Tagesspuk. Zwei Sommernovellen. Dresden, Carl Reissner.

**Keben, Georg,** Die Eselsbrücken der Sittlichkeit. Eine Antwort der Antiphilister. Berlin, G. Minuth.

**Kieser, Thilo,** Ostara. Ein Sang aus dem Ilmthale. Dresden, Bleyl & Kaemmerer (O Schambach).

**Küsel, Dr. Eduard,** Die Königin Luise in ihren Briefen. Eine Mitgabe für unsere Schüler. Wissenschaftliche Beilage zum Osterprogramm. Leipzig, B. G. Teubner.

**Lagerlöf, Selma.** Astrid. Autorisirte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro. (Allgemeine Bücherei. Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft. Neue Folge 2.) Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.

**Laverrenz, Victor von,** Deutschland zur See. Lieferung 1—3. Berlin, Herm. J. Meidinger.

**Liebman, Otto,** Zur Analysis der Wirklichkeit. Eine Erörterung der Grundprobleme der Philosophie. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Strassburg, Karl J. Trübner.

**Lublinski, S.** Neu-Deutschland. Fünf Essays. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

**Marcus, Hugo,** Das Frühlingsglück. Die Geschichte einer ersten Liebe. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Mark, Siegfried,** König Saul. Historisches Trauerspiel in einem Vorspiele und drei Acten. Bielitz, Adolf Hohn.

**Meinhardt, Adalbert,** Allerleirauh. Berlin, Gebrüder Paetel.

**Monographien zur Weltgeschichte** in Verbindung mit Anderen herausg. v. Prof. Ed. Heyck. X. Die Blüthezeit des Pharaonenreichs. Von Prof. Dr. G. Steindorff. Mit 3 Kunstbeilagen, 140 Abbildungen und einer Karte. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

**Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Grosse Ausgabe. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Lfg. 16. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

**Muther, Richard,** Geschichte der Malerei III/V. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

**Orlow, R.,** Der Deutsche in Paris 1900. (Stengels Reise-Bibliothek, Band I.) Dresden, Stengel & Co.

**Ostwald, Hans,** Vagabonden. Berlin, Bruno und Paul Cassirer.

**Philippi, Adolf,** Die Kunst der Nachblüthe in Italien und Spanien. Mit 152 Abbildungen im Text. (Kunstgeschichtliche Einzeldarstellungen von Adolf Philippi. Vierter Band.) Leipzig, E. A. Seemann.

**Pollak, Emil,** Französischer Sprachführer. Conversations-Wörterbuch. 3. verbess. Aufl. Leipzig, Bibliogr. Institut.

**Poritzky, J. E.,** Julien Offray de Lamettrie. Sein Leben und seine Werke. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

**Promber, Otto,** Herzmuscheln. Sinngedichte. Leipzig, Ludwig Hamann.

**Reich, Dr. Emil,** Henrik Ibsens Dramen. Zwanzig Vorlesungen gehalten an der Universität Wien. Dritte vermehrte Auflage. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Riat, Georges, Paris.** Eine Geschichte seiner Kunstdenkmäler vom Alterthum bis auf unsere Tage. Mit 177 Abbildungen und vielen Vignetten. (Berühmte Kunststätten No. 6.) Leipzig, E. A. Seemann.

**Sachs, Erich,** Ein Lebensmorgen. Skizzen. Berlin, E. Ebering.

**Steiner, Dr. Rudolf,** Lyrik der Gegenwart. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

**Suse, Theodor,** Gärten der Träume. In Memoriam und andere Verse. Berlin, A. Asher & Co.

**Thomas, Emil,** Die letzten zwanzig Jahre deutscher Litteraturgeschichte (1880—1900). Im Abriss dargestellt. 2. durchgesehene Auflage (4.—8. Tausend). Leipzig, Walther Fiedler.

**Ughetti, Professor, G. B.,** Zwischen Aerzten und Clienten. Erinnerungen eines alten Arztes. Autorisirte Uebersetzung von Dr. Giovanni Galli. Mit einem offenen Brief von Prof. Mantegazza. Zweite Auflage. Wien, Wilhelm Braumüller.

**Vierzigster Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der deutschen Schiller-Stiftung.** Ausgegeben durch den Verwaltungsrath. Vorort Weimar, März 1900.

**Weiss, Dr. Karl,** Hohentwiel und Ekkehard in Geschichte, Sage und Dichtung. 1. Lieferung. St. Gallen, Wien & Frey, Verlagsanstalt Merkur.

**Weisse, Fr. Heinrich,** Meeres- und Lebenswellen. Gedichte. Zweite Sammlung. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.** 44. Jahrgang. Heft 523. 524. Braunschweig, George Westermann.

**Wüscher-Becchi, H.,** Italienische Städtesagen und Legenden. Nach alten Quellen neu erzählt. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

# Nachruhm.

Von

**Leo [illegible]**

— Frankfurt a. [illegible] —

[illegible], für Michelangelo oder [illegible] für [illegible] Beethoven und noch so'n paar, [illegible] ge- [illegible] lebt!"

„Was — gelebt?"

„Na, zu leben natürlich. Zu leben und zu arbeiten und sich über- haupt zu —"

Das Letzte verklang in einem [illegible] Gemurmel, das in ein [illegible] Schweigen endete. Der junge Bildhauer wandte sich wieder seiner Arbeit zu, einer [illegible] Gestalt, schlank, fast mager, und dennoch kraftvoll. Vom Hof und dem [illegible] Himmel fielen [illegible] Lichter herein und glänzten auf dem feuchten Thon der Statue, auf den [illegible] Wangen des schwärmerisch zurückgeworfenen Kopfes, der wie in [illegible] Begeisterung und Seligkeit den Blick emporrichtete. Bei [illegible] Schwung [illegible] doch Einfachheit und ein großartig unbekümmertes [illegible]. Die Brust war vorgedrückt, geweitet in einem [illegible] [illegible], die rechte Hand, die einen Hammer umschloß, an [illegible] [illegible] Seite hingepreßt; an der linken arbeitete der Künstler [illegible] [illegible] Natur geformten Gypsarm, der improvisiert an einer [illegible] Stehleiter mit einem Bindfaden [illegible] [illegible] ruckweise, heftig, jede Bewegung [illegible] [illegible]. Noch Qual, auch Freude, — die [illegible] [illegible] Schwäche widerstrebenden Körperlichkeit [illegible] [illegible] und lang; der Arbeitende fuhr [illegible] [illegible] Holzbock vor seiner Arbeit, von der [illegible] einer [illegible]

# Nachruhm.

Von

## Leo Hildeck.

— Frankfurt a./M. —

Ja, für Michelangelo oder Lionardo oder Goethe — auch für Beethoven und noch so'n paar, für die hat sich's wenigstens gelohnt!"

„Was — gelohnt?"

„Na, zu leben natürlich. Zu leben und zu arbeiten und sich überhaupt zu —"

Das Letzte verklang in einem undeutlichen Gemurmel, das in ein unterdrücktes Husten ausging. Der junge Bildhauer wandte sich wieder seiner Arbeit zu, einer kolossalen Jünglingsgestalt, schlank, fast mager, und dennoch kraftvoll. Vom Hof und dem grauweißen Himmel fielen weiße Lichter herein und glänzten auf dem feuchten Thon der Statue, auf den schmalen Wangen des schwärmerisch zurückgeworfenen Kopfes, der wie in dankbarer Begeisterung und Seligkeit den Blick emporrichtete. Bei allem Schwung war doch Einfachheit und ein großartig unbekümmerter Realismus darin. Die Brust war vorgedrückt, geweitet in einem gewaltigen Athemzuge, die rechte Hand, die einen Hammer umschloß, auf einen Felsblock zur Seite hingepreßt; an der linken arbeitete der Künstler noch, nach einem über Natur geformten Gypsguß, der improvisirt an einer breitspurig hingestellten Stehleiter mit einem Bindfaden befestigt war. Der Bildhauer arbeitete ruckweise, heftig; jede Bewegung drückte concentrirte Leidenschaft aus. Auch Qual, auch Zwang, — die gewaltsame Ueberwindung einer in ihrer Schwäche widerstrebenden Körperlichkeit. Jetzt kam ein Hustenanfall, erschütternd und lang; der Arbeitende sank darunter zusammen, kauerte auf einem Holzbock vor seiner Arbeit, von der er kein Auge verwandte, obwohl

er hustete, als sollte der letzte Athem aus dem feinen, mageren Körper herausfahren.

„Herrgott, Edrik, Du hustest ja wieder!“ sagte der Andere tiefsinnig aus der linken Mundecke heraus. In der rechten hing die kurze Pfeife. Dann erhob er sich, ging nach einem Tischchen, wo eine Caraffe mit Gläsern stand, und brachte dem Freunde ein Glas Wasser. Der nahm es dankbar nickend und stürzte es in einem Zuge hinunter.

„Siehst Du,“ fuhr der Andere fort, „wie Du Dich caput arbeitest! Wie kann man nur so verrückt schanzen!“

„Schubitzle,“ sagte der, den Jener Edrik genannt hatte, — er hieß übrigens anders — „Schubitzle,“ sagte er zwischen dem Husten, „Du bist ein Schafsköpfle.“

Diese Kritik machte auf Schubitz offenbar nicht den mindesten Eindruck. Er hockte sich auf eine Stufe der Stehleiter, so daß der Gypsarm ihm gerade über dem Scheitel hing, und strich über den chinesenhaft herabhängenden Schnurrbart, der das graugelbliche fettige Gesicht zierte. Nachdenklich rieb er sodann auf einigen getrockneten Farbflecken herum, die sein Rockaufschlag als einzige äußere Merkmale seines Künstlerberufes aufwies.

„Was hast Du nun davon,“ sagte er, „wenn Du wieder krank wirst, wie letzten Monat, und daliegst und überhaupt nichts thun kannst! Oder gar wenn Du — ich meine, wenn Du Dich noch kränker machst, als das letzte Mal?“

„Wenn ich eines seligen Todes versterbe, willst Du sagen,“ versetzte Edrik mit einem Seitenblick, erhob sich langsam und fing wieder an, die Hand seiner Statue zu bearbeiten. „Dann hab' ich meine Arbeit wenigstens fertig. Etwas Besseres kann ich nicht — kann ich nun einmal nicht.“

Ein Weilchen arbeitete er schweigend. Dann hub er wieder an:

„Die letzte Krankheit hatte ihr Gutes. Da hatte ich meine Arbeit drei Wochen lang nicht gesehen. Und wie ich wieder davor stand, da war sie wie die Arbeit eines Anderen. Alle ihre Fehler sprangen heraus — die konnte ich frisch verbessern . . . Und nicht nur die Fehler sah ich . . . Herrgott, hatte ich eine Riesenfreude an dem Dings! Im Leben hätte ich nicht geglaubt, daß ich soviel könnte . . .“

Ein schönes brennendes Roth schoß ihm plötzlich die Wangen und Schläfen herauf. Ueber das schmale junge Gesicht flog ein rasches beschämtes Lächeln.

„Du — das ist mir nur so herausgefahren, das brauchst Du keinem . . . Unsinn, das sagst Du ja auch nicht wieder. Das sind so die paar glückseligen Momente, in denen man 'mal an sich glaubt —“

„Brauchst Dich gar nicht zu entschuldigen,“ sagte Schubitz und paffte ein paar blaue Wolken aus der Mundecke. „Daß Du mal so was sagst — das kann ich wohl verstehen. Warum solltest Du allein denn nicht merken, daß Du was kannst?! Du hast ja ebenso klare Augen im Kopfe,

wie wir Anderen. Bei Dir ist es überhaupt nur eine Frage der Zeit, daß Du der große Mann bist."

Der junge Bildhauer blickte mit brennenden Augen nach dem Freunde zur Seite. In seinem flächig und edel gebildeten Gesicht kam und ging die Farbe. Plötzlich legte er mit einem hörbaren Schlag die Modellirhölzer auf die Drehscheibe und fing an, im Atelier herumzugehen, hierhin und dahin. Dann nahm er die Spritze und befeuchtete sein Werk. Endlich ergriff er ein Thonklümpchen, und während er es unruhig zwischen den Fingern knetete, setzte er sich wieder auf den Hocker.

„Zeit — Zeit!" sagte er ein wenig heiser. „Ich habe aber keine Zeit! Ich bin nicht wie Ihr Anderen — gesund und voll Zukunft! Was ich arbeiten kann und will, das muß gleich sein, sofort, mit aller Anspannung." Die Stimme zitterte ihm. „Und wenn ich Erfolg haben soll, muß es auch bald sein — bald! Verstehst Du denn das nicht, Schubitz? Versteht Ihr Alle das nicht? Das letzte bischen Leben will ich aus mir herausarbeiten, um etwas zu hinterlassen, das Werth hat . . . Aber dann muß ich auch wissen, daß sie es einsehen . . . Gott, Gott — soll ich denn so sterben, so hoffnungslos?"

Die letzten Worte brachen in verzweifelter Leidenschaft aus ihm hervor. Er bog sich ganz zusammen und schlang die Arme um den Kopf, als wolle er ihn zwischen die Kniee herabziehen. Der ganze zusammengekrümmte Körper wurde von einem lautlosen Weinen erschüttert, das endlich in ein Husten überging. Der Gequälte richtete sich auf und hielt sich die Brust mit beiden Händen.

„Das brennt — wie die Hölle," murmelte er.

Schubitz war aufgestanden und in kummervoller Verlegenheit an den Freund herangetreten. Mit der einen Hand hielt er die Pfeife, mit der anderen strich er auf Edriks Rücken herum, als ob er ihn massiren wolle.

„No — no — Jungchen — Jungchen! Heulen könnte man — wahrhaftig — heulen, wie ein altes Weib!"

Und nach kurzer Pause:

„Guck, da hatte nun der Kreuß diesen Menschen eingefangen, diesen Berichterstatter von der „Neuzeit". Der Kerl hatte Stein und Bein geschworen, etwas über Dich loszulassen, einen ganzen Specialartikel, über die im Kunstverein ausgestellten Sachen — und so. Und dann wollte er auch in Dein Atelier kommen und sich — „die Lebensfreudigkeit" ansehen. Gestern trafen wir ihn im „Pfau", und er behauptet, er hätte einen Artikel geschrieben, sehr schön, aber seine Zeitung habe ihm den bis auf den kleinen Satz zusammengestrichen, der heute zwischen den kurzen Mittheilungen stand. Hast Du'n gelesen?"

Edrik nickte und zuckte geringschätzig die Achseln.

„Zwischen der Nachricht von den Drillingen und dem durchgegangenen Cassier!" sagte er sich aufrichtend. Seine Stimme war noch ohne Klang.

Schubitz athmete auf, als er draußen Stimmen hörte und dann ein Klopfen an der Thür.

„Die Jungens!“ raunte er Edrik zu, der sich sogleich erhob.

Und die „Jungens“ kamen herein. Drei junge Leute, die mit ihren fröhlichen Stimmen das Atelier erfüllten, zwei Maler und ein Zeichner. Sie liefen in dem großen, fast quadraten Raume umher und plauderten durcheinander von Menschen und Ereignissen. Edrik wurde es schwer, hier und da dem Gespräche zu folgen. In der Brust brannte es immer heftiger — er wußte schon, was das zu bedeuten hatte. Und in alles körperliche Weh hinein tönte der Nachklang seines Schmerzensausbruches, den er so gern in sein Inneres zurückgeschlossen hätte. Das brauchte Niemand zu wissen, wie es innerlich um ihn stand, auch der gute Schubitz nicht. Und nun er das tausend Mal Gedachte dennoch ausgesprochen hatte, kamen ihm seine eigenen Worte zurück und schlugen auf ihn ein; ein furchtbares Selbstmitleid wollte ihn würgen . . . Gott, Gott — soll ich denn so sterben, so hoffnungslos! Von diesen Worten konnte er nicht mehr los. Und er sprach auf's Gerathewohl, antwortete auf irgend eine Frage, die gar nicht an ihn gerichtet war, nur um sein eigenes Herz nicht ächzen zu hören.

Holldegen stand, seine überlangen Beine gespreizt, vor der Statue und blickte vor Vergnügen schnalzend an ihr empor.

„Das soll Dir mal Einer nachmachen! Da steckt Größe drin — Donnerwetter! Die reine Renaissance! Ja, so was von Kraft und Noblesse, das kann man gar nicht modern nennen. Der Teufel hole die ganze Moderne! Solltest mal Deine Concurrenten sehen, den Geiringer z. B. — so ein zuckersüßes Püppchen hat er dahin gestellt, das Einen anhimmelt und dabei eine Flamme auf der bloßen Hand tanzen läßt — zum Radschlagen! Ueberhaupt, weißt Du, Edrik, Du bist ein kühner Knabe, daß Du „die“ Lebensfreudigkeit als einen Mann darstellst; die Anderen halten sich sämmtlich an den Artikel —“

„Und so Einer kriegt dann aus grammatikalischen Gründen den Preis!“ höhnte Kühlhardt, der Zeichner, und strich sein pariserisches Spitzbärtchen.

„So'n Zuckerbäcker! Bande! Bande!“ wüthete Wohr und stampfte mit seinen Riesenfüßen auf.

„Nun hast Du ja die Hand schon wieder geändert!“

„Ja. Es ist ein Kreuz mit der linken Hand —“

„Ach was, wenn Du nur 'mal zufrieden mit Dir wärest! Das ist schon mehr Krankheit bei Dir, Edrik.“

„Bei mir ist Alles Krankheit,“ sagte er bitter.

„Püh! Püh! Immer langsam voran! Weißt Du, heute bringt der Kreuß den Tintenknaben von der ‚Neuzeit‘ mit. Er ist verdrießlich, daß sie ihm in der Redaction die Notiz über Dich so zusammengestrichen haben, und will sich bei Dir entschuldigen. Wenn der vor Deiner ‚Lebensfreudigkeit‘ nicht auf den Rücken fällt, soll ihn der Wauwau beißen!“

Schubitz hatte den Collegen Wohr beim Rockknopf und erklärte ihm in seiner naiven Begeisterung das neue Werk des Freundes, als sei der Riese noch niemals in Edriks Atelier gewesen. Der blickte ihm unter seinen buschigen Augenbrauen mit wüthendem Humor in's Gesicht.

„Bist bald fertig, Du Protz?" fragte er endlich grollend.

„Warum, Protz?"

„Na, weil Du Dein Bild verkauft hast —"

„Wa— was hab' ich?" fragte Schubitz und blieb mit offenem Munde stehen.

Nun sprachen Alle auf ihn ein. Und schließlich erfuhr er, daß seit heute Nachmittag an seinem im Kunstverein ausgestellten Bilde „Susanna im Bade" — nämlich eine in einen See steigende Kuh — ein Zettel mit dem Vermerk „Verkauft" befestigt sei.

Schubitz schien ganz tiefsinnig werden zu wollen. Er wandelte langsam im Atelier auf und ab, bald kopfschüttelnd, bald vor sich hinnickend. Es war eine ungeheure stille Verwunderung in seinem gemüthlichen Gesicht, so daß die Uebrigen ihn nicht ansehen konnten, ohne zu lachen. Edrik freute sich so herzlich, daß er einen Augenblick seine Schmerzen vergaß und mit seinem alten, liebenswürdigen Lächeln und ausgestreckten Händen auf Schubitz losschritt. Der ließ sich die Hand drücken und nahm den Freund sofort beim Rockknopf.

„Weißt Du — es ist vielleicht kein so ganz schlechtes Bild," sagte er geheimnißvoll. „Immerhin ist es vielleicht besser, als das Baumann'sche Thierstück, das daneben hängt . . . Und es hatte noch nicht einmal einen guten Platz . . ."

Plötzlich ließ er Edriks Knopf fahren und kehrte zu Wohr zurück.

„Wer ist denn eigentlich der Narr gewesen, der das Bild gekauft hat?"

„Ich fragte den Secretär deswegen . . . Es wäre ein fremder Herr, der mit dem englischen Consul da war."

„Ah!" Schubitz strahlte. Dann trat er wieder zu Edrik.

„Du — wenn ich nun erst in England eingeführt bin — Du bist der Erste, den ich dort populär mache!"

„Haha — Schubitzle als Mäcen!"

„Schubitz da Medici!"

„Gelt, Schubitzle, mich bringst Du an den englischen Hof?"

„Wie hoch hast Du denn Deine Susanna ausgezeichnet?"

„Sechshundert Mark."

„Was —! Verdirbt Einem dies Unthier die Preise! Warum nicht gleich noch was zuzahlen?!" Wohr tobte im Atelier umher, so daß einige der Gypsabgüsse auf den Borten, die sich zweireihig hoch oben an den Wänden hinzogen, ein bedrohliches dumpfes Getrommel hören ließen.

Es wurde ein wenig dämmerig. Die Gypsköpfe da droben hoben sich kaum noch von der Wand ab; sie schienen durchsichtig zu werden, zart mit

ihrem hellen Hintergrund zu verschmelzen. Edrik blickte ein wenig besorgt hinauf in das zunehmende Abendgrau; er zog Kühlhardt mit sich auf ein Wachstuchsopha, das nicht weit vom Fenster hinter dem Tischchen stand.

„Wann wollte Kreuß mit dem Redacteur kommen? Es wird dunkel."

„Jeden Augenblick muß er kommen. Wir sollten ihn hier erwarten."

„Es wird dunkel," wiederholte Edrik beklommen und blickte nach seiner Statue. „Versteht er etwas?"

„Er hat Gefühl," sagte Kühlhardt, „er kann sich begeistern."

„Aber ob er sich für mich wird begeistern können?!" Edrik schüttelte zweifelnd den Kopf. „Und ob er es in seiner Zeitung so wird sagen können, daß es die Anderen mitergreift? Daß sie kommen und sehen wollen?"

„Hergott! Edrik, wie bist Du nur heute! Wir müssen Alle unsere Zeit abwarten. Denk' doch, wie es dem Kreuß ging — kaum besser als Dir. Und jetzt hat das Nationalmuseum seinen „sterbenden Achill" angekauft, und er erstickt fast in Portraitbüsten."

„Kreuß ist gesund . . . Da fühl' 'mal!"

Er nahm des Freundes Hand und schob sie unter seine Weste. Durch das weiche Hemd hindurch fühlte Kühlhardt das Brennen und wilde Pulsiren in Edriks kranker Brust.

„Donnerwetter —! Junge, leg' Dich 'mal sofort hin! Ich mache Dir kalte Umschläge —"

„Nein, laß jetzt. Ich möchte hören, was der Journalist sagt."

„Sofort — sofort legst Du Dich hin! Schubitz —"

Edrik legte ihm die Hand auf den Mund. „Um Gotteswillen," raunte er leidenschaftlich, „sei mir jetzt nicht entgegen! Ich weiß, was ich thue — ich will nachher — Alles, was Du willst — laß mich jetzt —"

Er preßte das Taschentuch gegen den Mund und schien gewaltsam das Husten zu unterdrücken. Seine Rechte drückte krampfhaft Kühlhardts Hand, als halte und kräftige er sich an ihm.

„Wenn ich — wieder krank werden sollte," brachte er endlich, immer mit dem Husten kämpfend, hervor — „versprich mir, daß Ihr mir den Gypsabguß besorgen wollt, so daß mein Modell zeitig zur Concurrenz abgeliefert wird. Der Kreuß kennt den ganzen Zauber, der kennt auch den betreffenden Arbeiter —"

„Krank werden —! Du bist selbst schuld, wenn Du krank wirst! Leg' Dich hin — sofort! Sei kein Frosch — hörst Du? Verrückter Kunde!"

„Und sollte ich 'vielleicht gar — huitt! — um die Ecke gehen —"

„Nun hör' aber auf!" rief Kühlhardt, seinen Kummer unter einem scheinbaren Aerger versteckend.

„Nein, hör' doch! Ich muß mich schließlich gegen irgend Jemand aussprechen. Schubitz ist gar zu weich —"

„Meinst Du vielleicht, ich wäre von Syenit?"

„Du bist ein überlegener und überlegter Mensch — mit Dir kann man immerhin ein ernsthaftes Wort reden. Und Schubitz ist so selig über den Bilderverkauf — den kann ich wahrhaftig nicht haranguiren. Thu' das Deine, daß ich nicht ganz vergessen werde — ich bitte Dich, ich — ich —"

Er war ganz außer sich. Er rüttelte an Kühlhardts Arm.

„Sieh', das ist mir der fürchterlichste Gedanke, daß ich im Tode eben so unbekannt bleiben sollte, wie im Leben. Aber gegen den Todten hört ja der Neid und die Gleichgiltigkeit oft auf — nicht wahr? Die Leute sind dann gerecht — aus Mitleid, und weil man ihnen nicht mehr auf die Füße treten kann . . . Höre, versuch, eine Auction meiner Werke zu machen, oder irgend so etwas, was die Menschen aufmerksam macht. Dann kommen vielleicht ein paar, die etwas verstehen, und die Freude an meinen Sachen haben . . . Das wäre mir ein so tröstlicher Gedanke . . . Willst Du es mir versprechen?"

„Alles — Alles, was Du willst — bist Du nun zufrieden, Du Tollkopf?" Er that noch immer zornig, aber Edrik hörte wohl, wie dem Freunde die Worte so schwer aus gepreßter Kehle kamen. „Da Du nun mal diesen sentimentalen Raptus hast — da ist meine Hand. Wenn etwas so — Unvorschriftsmäßiges passiren sollte, so würde ich nicht ruhen noch rasten, bis Du Deine öffentliche Anerkennung hast. Aber das ist ja Alles Unsinn — paß auf, wie wir noch 'mal zusammen über diese Stunde lachen werden — Du als der hochberühmte Kunstbrahmine, der sich nur so gelegentlich zu mir simplem Mauerblümchen herabläßt —"

„Jawohl! Jawohl!" Edrik lächelte wehmüthig und drückte dem Freunde dankbar wieder und wieder die Hand. Dann wandte er lauschend den Kopf gegen die Thür und erhob sich, so schnell er vermochte.

„Ich glaube, da kommen sie," sagte er mit verhaltener Erregung. „Wenn ich nur nicht immer wieder diese tollen Hoffnungen hätte! Es kommt ja doch nichts danach —"

Indem traten die Erwarteten ein. Sie brachten einen jungen holländischen Sänger mit, groß, blond und bartlos, mit eingedrückter Nase, der soeben in der kaum eröffneten Concertsaison seine ersten Triumphe feierte. Er verbeugte sich sehr hübsch, daß ihm das hoch aufgekämmte Haar wie ein Weizenbüschel in die Stirn nickte, drückte Bekannten und Unbekannten die Hände, blickte verblüfft nach der in der beginnenden Dämmerung mächtig, fast drohend aufragenden Statue empor und sagte: „Sehr schön! sehr schön!" worauf er den ihm wohlbekannten Hollbegen bei Seite nahm und von seinen Concerten und Anerbietungen erzählte.

Kreuß, brünett und effectvoll, führte den jungen Journalisten seinem Collegen zu. Die Herren begrüßten einander, und der Schriftsteller brachte sein Bedauern über die Verkürzung seiner Notiz in der Zeitung vor.

„Aber es schadet nichts," setzte er hinzu. „Wenn ich bei nächster Gelegenheit einen größeren Artikel über Sie schreibe, so erinnert sich vielleicht das Publicum, Ihrem Namen schon einmal begegnet zu sein, und liest den Aufsatz um so aufmerksamer. Außerdem hatte ich ja nur erst Weniges von Ihnen gesehen —"

„Schade, daß es nun schon etwas dämmerig ist," konnte Edrik sich nicht enthalten zu bemerken. „Ich fürchte, Sie haben wenig Eindruck."

„Von Ihrem neuen Werk doch wohl nicht," meinte der Journalist und blickte respectvoll zu der gewaltigen Jünglingsgestalt empor, die noch genügend Licht vom Fenster aus erhielt, um ihre wundervollen Proportionen zur Geltung zu bringen. Jetzt, da die übrigen Arbeiten Edriks, die an den Wänden und in den Winkeln aufgestellt waren, sich in ihrem todten Gypsweiß gleichsam in's Wesenlose zu verflüchtigen schienen, trat die riesige Thonfigur wunderbar körperhaft hervor, und nahe, wie sie den Anschauenden stand, wirkte sie fast erdrückend großartig. Die weißlichen Glanzlichter auf dem emporgerichteten Gesicht, auf Schultern, Brust und Armen gaben dem feuchten Thon ein eigenes Leben. Die geweitete Brust schien noch höher zu schwellen, das lebenselige Gesicht sich bis zum Lächeln zu verklären. Alles, was Größe, Jugend, Liebe, Arbeit, Erfolg heißt, schien Gestalt gewonnen zu haben, im höchsten Rausche des Lebens, in der seligsten Lust des Seins hinaufzujauchzen.

Das Alles empfand der junge Schriftsteller vor dem frischen Werke. Er fühlte es in dem Erschauern, mit dem nur Größe und Schönheit uns berühren, und dieser Schauer vertiefte sich noch nach einem Blick in des Künstlers schmales Gesicht, wo ein paar unheimliche rothe Flecken brannten. Denn er sah, daß die feuerfarbene Blüthe dieses Talentes aus einem Strauch hervorbrach, dessen Mark nahezu verzehrt war.

Unwillkurlich trat er ganz nahe zu Edrik heran. „Lassen Sie sich's nicht anfechten, daß ich so einsilbig bleibe," sagte er mit einem guten Lächeln. „Wir Leute von der Feder sind ja meist nur gescheidt, wenn wir ein weißes Blatt Papier vor uns haben. Ich hoffe, Sie werden zufriedener mit mir sein, wenn Sie meine Freude an Ihrer Arbeit erst gedruckt vor sich sehen."

„Wann wollen Sie es schreiben? Wann kann es gedruckt sein?" fragte Edrik rasch und dringend.

Unangenehm berührt blickte der Journalist ihn an. Daß der junge Mann aber auch so gar kein Hehl aus seiner Ungeduld machte, sich öffentlich gelobt zu sehen! Er verrieth doch allzu aufrichtig, daß der neue Bekannte ihm nur Mittel zum Zweck war. Das wirkte stark ernüchternd.

„Ich zweifle, ob es zuläßig ist, vor der Concurrenzausstellung etwas über Ihr neues Werk zu veröffentlichen," sagte er kühler. „Ich kann ja natürlich darauf hindeuten, wenn ich über meinen Besuch in Ihrem Atelier

schreibe — aber ich müßte erst einmal Ihre übrigen Arbeiten sehen. Und dazu reicht heut das Tageslicht nicht mehr aus."

„Aber — ich kann ja die Lampe anzünden . . . Freilich — wie Tageslicht ist das nicht —"

„Allerdings nicht. Und ich möchte Ihnen doch auf jeden Fall volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich komme bald wieder — in den nächsten Tagen."

„Morgen!" bat Edrik nach der Hand des Fremden greifend. Wie sein Griff brannte! Und diese Angst in den grauen Augen, die übergroß aus dem schmalen, durchsichtigen Gesicht herausflammten! Selten hatte der Schriftsteller einen so starken, anziehenden und zugleich fast unheimlichen Eindruck von einer ihm neu entgegentretenden Persönlichkeit empfangen. Diesem qualvollen Drängen gegenüber fühlte er die peinlichste Verlegenheit; er wünschte sich bald loszumachen und nicht allzu schnell wiederzukommen.

„Auf morgen kann ich mich nun gerade nicht verpflichten . . . Aber auf bald . . . Sicher!" fügte er hinzu, als er das Feuer in Edriks Augen verlöschen und einem Ausdruck von Hoffnungslosigkeit Platz machen sah.

Edrik stand einen Augenblick stumm. Dann erst kam ihm das Unbeherrschte seines Benehmens zum Bewußtsein. Nochmals drückte er dem Journalisten die Hand und versuchte zu lächeln.

„Es ist so gütig von Ihnen; Kreuß sagt mir, daß Ihr Urtheil werthvoll sei — ich darf gewiß sehr stolz sein . . . Ich hoffe auch, nicht nur von Ihrem Beruf, sondern mehr noch von Ihrer Persönlichkeit zu profitiren."

Er sagte das mit Wärme, denn der Besucher gefiel ihm. Der aber nahm diese Worte nicht für viel mehr als eine Phrase und beantwortete sie nur mit einem verbindlichen Lächeln.

Kreuß war inzwischen nervös im Atelier umhergelaufen, zerrte an seinem schön aufgekämmten Schnurrbart und fand die ganze Geschichte „fatzkemäßig", wie er im Vorübergehen Kühlhardt zuraunte. Den guten Schubitz, der sich in seiner tiefen, beglückten Verwunderung über seinen Bilderverkauf an seinen Rockknopf gehängt und ihm geheimnißvoll von dem großen Ereigniß erzählt hatte, schob er mit etwas ungeduldigem Lächeln von sich.

„Ja — jawohl! Gratulire! ‚Susanna im Bade?' Natürlich, machen wir ja Alle. Bei Dir verwandelt sich so 'was natürlich in Rindfleisch . . . Na, he — noch nicht fertig, Edrik? Laß Dich nur ordentlich interviewen!"

Schubitz hatte sich etwas gekränkt zurückgezogen, kletterte nun auf die Leiter und zündete die riesige Petroleumlampe an, die unter der Decke hing. Die neuen Bekannten betrachteten einander jetzt nochmals. Sie nahmen auf dem Wachstuchsopha Platz, und der Journalist zog sein Notizbuch hervor.

„Ja — wenn Sie mir vielleicht die Hauptereignisse Ihres Lebens mittheilen wollten — Ihren Entwickelungsgang —"

Edrik erröthete und lächelte. Das kam ihm drollig vor.

„Davon ist nicht viel zu sagen. Ich wurde vor achtundzwanzig Jahren in Königsberg geboren — mein Vater war Kammermusiker . . . Dann ging ich nach München und Paris — zu C. und F. — und dann kam ich hierher — vor fünf Jahren. Erlebt habe ich nichts, außer —"

Er wurde dunkelroth und sagte hastig, wie gleichgiltig, ohne den Anderen anzublicken: „Ich bin der Letzte von meiner Familie . . . Sie sind Alle gestorben, Vater, Mutter und acht Geschwister — Alle an — der Krankheit —"

Mit einer leichten, fast verstohlenen Bewegung deutete er auf seine Brust. Dem Hörer ging langsam ein Schauder über den Körper; er fühlte sich erbleichen. Und doch war es ihm, dem Gesunden, als ob ihm Jemand ein schauriges Märchen erzähle — als läge das, was ihm der Andere in scheinbarer Ruhe mittheilte, weit ab von allen Wirklichkeiten. Auch das unterdrückte Husten des neben ihm Sitzenden machte nicht den Eindruck gegenwärtiger Gefahr, obwohl es mit der Begleitung jener Worte eine schicksalvolle Bedeutung gewann; dem blühenden Manne war das nur wie das leise Donnern eines in weiter Ferne niedergehenden Gewitters.

„Na, Edrik, — wieder erkältet?" rief Kreuß sich nähernd. „Schade — ich wollte Euch Alle mitnehmen in's Café Renaissance. Nach dem Theater kommen die Reyers hin. Außerdem giebt es da heute prima Austern . . . Nein, Du kannst nicht? Na, da sei nicht böse, wenn wir gehen. — Holla — wer geht mit in's Café Renaissance?" rief er, sich gegen die Uebrigen wendend. „Du, Kühlhardt?"

„Ich!" sagte Wohr.

Kreuß verzog ein wenig das Gesicht. Mit Wohr sich öffentlich zu zeigen — damit war keine Ehre einzulegen.

„Du, Kühlhardt?" fragte er nochmals.

„Vielleicht später."

„Ich gehe mit," sagte der Holländer. „Kann ich so gehe? Oder muß ich meine Smoking anziehe?"

Schubitz lachte tief in der Kehle. Was für komische Menschen es gab! Uebrigens wollte er nicht mit, wie er Holldegen leise zu verstehen gab. Er hatte sich ein wenig über Kreuß geärgert; überhaupt — dem war das Glück nicht gut bekommen. Es war ihm etwas von einem „Snob" angeflogen, manchmal wenigstens; und so launisch und herrisch wie er war! Sicher würde er auch jetzt den Journalisten nicht mitgebracht haben, wenn Edrik gesund wäre. So spielte er auch einmal den Großmüthigen. Im Grunde hätte er schon viel früher etwas für Edrik thun können. Das war so seine, Schubitzens, unmaßgebliche Meinung — nichts für ungut!

„Bist gar nicht so dumm, Schubitzle!" sagte Holldegen nickend.

„Jeder hat 'mal seine lichten Momente," meinte Schubitz mit seinem Schalksgesicht.

Er blickte nach Edrik, der gegen den Thürpfosten gelehnt stand, während die Sechs gingen. Es war kein Zweifel — Edrik fühlte sich sehr schlecht; nur mit Mühe schien er sich aufrecht zu halten. Die Anderen kannten ihn nicht so genau; aber ihm, Schubitz, entging kein Anzeichen. Er mußte sofort zu Bett, sobald die Uebrigen fort waren, und er wollte einstweilen bei ihm bleiben, ihm vielleicht kalte Umschläge auf die Brust machen. Darin war er in den drei Jahren, daß sie in einem Hause lebten, so geschickt geworden, wie eine barmherzige Schwester. —

„Ihr Freund ist ein genialer Mensch — wirklich, ein riesig genialer Mensch!" sagte der Journalist, kaum daß er die Atelierthür hinter sich zugezogen hatte. „Es ist viel, Temperament und seelische Tiefe zugleich zu haben. In der Persönlichkeit selbst wirkt es bei ihm fast als ein Zuviel."

„Ach Gott — na!" machte Kreuß. „Ja, gewiß, er kann 'was. Obwohl er nicht so künstlerisch sicher ist, wie Sie glauben. Da quängelt er an der linken Hand herum ... Ich habe ihm gesagt, er soll sie im höchsten Jubel hinauflangen lassen. Aber er will nicht. Er sagt, das würde zu superlativisch wirken, und das mag er nicht. Als ob in dem Begriff „Lebensfreudigkeit" nicht ein superlativisches Empfinden läge, das garnicht machtvoll genug betont werden kann!"

„Ich finde, er hat das richtige Gefühl," sagte Kühlhardt. „Der zurückgeworfene Kopf und die geweitete Brust sagt alles das, was gesagt werden muß. Der Arm soll in der Aufwärtsbewegung sein, aber nicht schon oben. Das wäre so viel wie Schmalz auf Speck streichen."

Die Anderen mischten sich hinein, für und wider. Sie stolperten über den langen, mangelhaft beleuchteten Hof, der von Hämmern und sausenden Rädern dröhnte. Wohr fluchte über jedes Stückchen Holz, das im Wege lag; dazwischen hielt der Sänger einen Excurs über holländische Reinlichkeit im Vergleich zu deutscher Nachlässigkeit. Die Uebrigen sprachen von Kunst.

Plötzlich hinter ihnen ein Ruf — fast ein Schreien:

„Kühlhardt! Kühlhardt! Holldegen — um Gotteswillen!"

Erschrocken blieben sie stehen. Schubitz kam barhaupt hinter ihnen drein gekeucht.

„Um Gotteswillen — er stirbt! Edrik stirbt! Ich weiß mir nicht zu helfen! Lauf Einer zum Arzt — da der Doctor — Herrgott, wie heißt er gleich — er soll eine Wärterin mitbringen. Es ist viel schlimmer als neulich, das sagte der Arzt schon das letzte Mal: wenn es wieder käme, wär' Alles aus — er müßte sich schonen ... Und nun hat er sich caput gearbeitet —"

Die Stimme brach ihm. Holldegen mit seinen langen Beinen war schon verschwunden; er kannte Edriks Arzt. Mit einem kurzen „Adieu" war zugleich Kühlhardt nach dem Atelier zurückgeeilt; die Uebrigen standen erschüttert da und boten sich zur Hilfe an, ohne sich vom Flecke zu rühren.

„Nein — geht nur; wenn Kühlhardt da ist — das genügt. Geht nur — ich muß wieder zu ihm —“

Auch Schubitz verschwand in der Dunkelheit.

„Achott — fredlich!“ sagte der Holländer. „Aber wenn wir niet helfe könne, so wolle wir laufe.“

Der Journalist hatte Kreuß beim Arm gepackt. „Wollen wir nicht zurück?“ sagte er mit zitternder Stimme.

Kreuß, stark erschüttert, stand einen Augenblick nachdenkend.

„Sie nicht,“ sagte er dann. „Aber ich. Ich will ihm seine Statue anfeuchten und einschlagen und ihn wegen des Abgypsens beruhigen. Dann kriegt er vielleicht wenigstens ein bischen Gemüthsruhe . . . Ruysmans — Wohr — ich bitte Euch, geht mit dem Doctor in's „Renaissance“. Ich bringe Euch Nachricht, sobald der Arzt sich ausgesprochen hat.“

Er drückte den Dreien die Hände und eilte hinter Kühlhardt und Schubitz her in's Atelier zurück.

Still und gedrückt gingen die Uebrigen davon. Nur hin und wieder wechselten sie ein kurzes Wort, bis Wohr den Muth hatte, von Edrik zu sprechen. Im Café saßen sie hinter ihren Gläsern und blickten von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Dem Journalisten begann es spät zu werden; er mußte noch in die Redaction wegen der letzten Depeschen. Aber er hatte keine Ruhe, zu gehen, bevor er Kreuß gesprochen. Seine Theilnahme war zu heftig erregt; das ganze Erlebniß: die kurze, eindrucksvolle Bekanntschaft mit einem starken Künstler und Menschen, und Schlag auf Schlag dessen schwere Krankheit, vielleicht sein Tod, nur wenige Minuten nachdem er ihn verlassen — ergriff ihn gewaltsam, schien ihm etwas Bedeutendes und unheimlich Großes. Mit einem Schauder dachte er daran, wie der Unglückliche sich in seiner Gegenwart zusammengenommen, wie er bis zum letzten Augenblicke gegen den Anfall der furchtbaren Krankheit gekämpft. Dazwischen schob der Holländer ihm irgend ein Blatt zu, eine Notiz, die er lesen, eine Zeichnung, die er sehen sollte. Dann kam irgend ein Bekannter von einem der anderen Tische herüber, schwatzte und lachte und brachte ihn momentan auf andere Gedanken. Wohr erzählte abermals von Edrik, Einzelnes über seinen Charakter, seine Art, sich zu geben, seinen leidenschaftlichen Durst nach Anerkennung. Er meinte, eine starke Stimme wolle eben auch einen starken Widerhall hören. Er sprach Alles in einem gedämpften Tone, der mit seiner sonstigen Heftigkeit contrastirte und einen Eindruck machte, als spräche er bereits von einem Todten. Sie hatten ja Alle gewußt, daß er die Dreißig nicht erreichen würde, und er selbst hatte es gefühlt, da war kein Zweifel. Daher dieses Arbeitsfieber. Ein Jammer, ein Jammer war es um einen so begabten Jungen.

Wie denn sein Verhältniß zu den Frauen gewesen sei.

O — da hatte er große Ansprüche gemacht. Zu Anfang einer Bekanntschaft war er zuweilen Feuer und Flamme gewesen; aber dann war

er sofort wieder kühl geworden, oft geradezu abstoßend. Er hatte immer etwas Besonderes gesucht; Kühlhardt habe oft behauptet, Edrik warte auf die große Leidenschaft. Jedenfalls sei er für Tändelei und anspruchsloses Amüsement nicht zu haben gewesen.

Der Holländer fing dazwischen an, von den Reyers zu sprechen, einem Künstlerehepaar. Er war Sänger und sie Schauspielerin, Beide am Theater angestellt. Der Journalist fing an, sehr unruhig zu werden. Noch zehn Minuten — dann mußte er in die Redaction — es war der letzte Termin. Es war bald neun Uhr Abends, und er wollte im Bureau nicht mit dem Theaterkritiker zusammentreffen, mit dem er böse war; außerdem hatte der Feuilleton-Chef ihn auf neun Uhr hinbestellt; es lag etwas Wichtiges zu bereden vor.

Der Kellner half ihm bereits in den Ueberrock, als Kreuß endlich erschien, bleich und mit nervös zuckenden Augenbrauen. Wohr und der Journalist gingen ihm schnell entgegen, und er zog sie sofort mit sich aus dem Local, während der Holländer, der ihn nicht hatte kommen sehen, am Tisch eines seiner Bekannten zurückblieb.

Es war herbstlich kühl und feucht draußen. Unter den Laternen glänzte das nasse Pflaster, auf dem die letzten zertretenen Blätter der Ahornbäume vergingen.

„Sie haben Ihrer Zeitung gleich etwas Neues zu melden," sagte er rauh. „Der Arzt sagt, er überlebe die Nacht nicht . . . Was soll ich Euch da schreckliche Beschreibungen machen! Ein Elend ist es . . . Sorgen Sie für einen schönen Nachruf, Doctor; der arme Kerl hat es verdient . . . Er war doch ein ganzer Künstler —"

Wohr markirte ein Räuspern, um eine Art Schluchzen zu verdecken, das ihm die Kehle zerkrampfte. Er wußte, daß Kreuß nicht immer so gerecht gegen Edriks Talent gewesen war, besonders wenn die Anderen es so hoch erhoben hatten; und das drückte ihn jetzt, das wollte er in diesem Augenblicke am liebsten vor sich selbst und vor den Freunden verwischen.

„Gott im Himmel," sagte der Schriftsteller niedergeschmettert, „Gott im Himmel!"

Also aus, wirklich aus! Und vor wenigen Stunden hatte er noch mit ihm gesprochen, hatte die heiße Hand gedrückt, die nun vielleicht schon im Erkalten war!

„Alle die Ehren soll er haben, nach denen er so sehnsüchtig war!" murmelte Kreuß zwischen den Zähnen, mehr zu sich, als zu den beiden Anderen, zwischen denen er mit raschen Schritten dahinging. „Ich laufe in die übrigen Redactionen. Sie sollen ein Hallelujah singen, daß so ein Talent existirte. Sie sollen sich die Füße ablaufen, um seine Sachen zu sehen. Der Kunstverein soll eine Separatausstellung machen. Ich will sie schon zwiebeln, daß sie die Zähne von einander thun und Hymnen brüllen,

die Schlafmützen . . . Das Grab soll man vor lauter Lorbeeren nicht sehen können — das schwör' ich!"

„Da ist ein Postamt . . . Könnte man es nicht so'n paar Zeitungen gleich telephoniren?" fragte Wohr, durch Kreuß' Leidenschaft fortgerissen.

„Ja, das ist wahr. Ich gehe da hinein."

„Ich muß in mein Bureau. Adieu, lieber Kreuß, — Sie sollen mit mir zufrieden sein. Adieu, Herr Wohr!"

Sie trennten sich. Die beiden Künstler betraten das Postamt; der Journalist eilte seiner Redaction zu, mit tief bewegter Seele. Ja, er wollte schreiben, wie kein Anderer. Morgen sollte die Stadt es wissen und dann die ganze Welt, wer ihr gestorben war. Die Tragödie des unbekannten Genies wollte er schreiben, des Feuergeistes, der alle Kräfte anspannt, um das, wovon seine glühende Seele voll ist, hinauszurufen in eine Welt, die ihm nicht antwortet, die kein Echo hat für ihn. Und die Stimme wird heiser vom vergeblichen Rufen, die Brust, aus der sie sich emporringt, stöhnt nach Athem, und im letzten verzweifelten Ruf springt das arme, einsame Herz . . .

Wer Ohren hat, der soll hören — wer eine Seele hat, dem soll sie erbeben. So hat er nie geschrieben, wie er heute schreiben wird . . .

* * *

Während der Nacht noch hatte der Nebel sich vollends gesenkt, und die Sterne waren hervorgekommen, wundersam blank, wie frisch geputzt.

Schubitz hatte es schon um drei Uhr Nachts bemerkt, da er den Arzt und Kühlhardt hinausbegleitet hatte, und so wunderte er sich nicht, daß ihm, als er auf dem Wachstuchsopha in Edriks Atelier erwachte und sich fröstelnd schüttelte, ein Streifchen herbstliche Morgensonne in die blinzelnden Augen schien. Rasch richtete er sich empor und horchte nach dem Nebenzimmer, zu dem vom Atelier ein paar Stufen emporführten. Dort war Alles still. Aber es war doch irgend ein Geräusch gewesen, von dem er erwacht er! Ja, richtig, es hatte leise an die vom Hofe hereinführende Eingangsthür geklopft, und jetzt hörte er auch den leise kreischenden Ton des sich bewegenden Thürdrückers. Er hatte Nachts natürlich zugeschlossen. Während er zur Thür ging, zog er die Uhr. Halb neun — alle Wetter! Solch eine miserable Schlafratze — nach solchen Aufregungen — eine Schande — wahrhaftig!

Vorsichtig, um möglichst wenig Geräusch zu machen, drehte er den Schlüssel herum. Sofort gab die Thür dem von außen kommenden Drucke nach, so daß der Einlaß Begehrende mit mehr Eile als Grazie über die Schwelle stolperte und fast gefallen wäre. Es war Kreuß, übernächtig und bleich, wiewohl mit der üblichen Sorgfalt gekleidet, einen Pack Zeitungen unter dem Arm.

„Ich suchte Dich oben in Deiner Bude," sagte er mit unterdrückter Stimme. „Wann war — war es — zu Ende? Kam er noch einmal zum Bewußtsein?"

Schubitz ließ einige Secunden verstreichen, bevor er antwortete. Er zerrte an seinem Schnurrbart, der trübseliger als je herabhing, nagte die Oberlippe und sagte schließlich fast verlegen:

„Ja — die Sache ist die . . . Er ist so jung, weißt Du, da wehrt sich die Natur möglichst lange . . . Es kann noch ein paar Tage dauern, sagt der Arzt."

Es klang fast entschuldigend.

Kreuß' Augen öffneten sich so weit, daß das Weiße über dem schwarzen Augapfel erschien, und sein Gesicht wurde grünweiß. Schubitz schien es, als wanke er; er faßte ihn schnell unter dem Arm und führte ihn nach dem Wachstuchsopha, dessen Polster noch die Beulen aufwies, die er ihm während seines Morgenschlafes beigebracht hatte.

„Du willst doch nicht sagen, daß er — noch lebt?" brachte Kreuß über die erblaßten, zitternden Lippen.

„Ja, sicher lebt er noch. Sonst wäre die Pflegeschwester herausgekommen und hätte mich gerufen. Es ist so still da, — wahrscheinlich schläft er noch. Der Arzt war selbst ganz starr, als der Anfall nachließ, und nach dem Blutverlust sich Schlaf einstellte. Natürlich — Hoffnung ist keine. Aus dem Bette kommt er nicht mehr lebendig heraus . . ."

Seine Stimme zitterte; er zog ein roth und gelb bedrucktes riesiges Taschentuch hervor und schnäuzte sich möglichst leise.

Kreuß saß wie gelähmt. Der Ausdruck des Entsetzens in seinem schönen, sinnlichen Gesicht, das jede Gemüthsregung gleich deutlich widerspiegelte, machte dem einer großen Erschlaffung Platz. Er ließ den Kopf gegen die Sophalehne zurücksinken und schloß einen Moment die Augen. Ohne sie zu öffnen, reichte er Schubitz das Zeitungspacket hin und sagte müde:

„Da sind die Nekrologe!"

Schubitz nahm das Dargereichte zögernd in Empfang und dachte einen Augenblick über die Bedeutung des Wortes „Nekrologe" nach. Dann öffnete er das erste beste Blatt, und sein erster Blick fiel auf die Rubrik „Kunst und Wissenschaft" unter dem Strich. Da stand zu lesen: Tod eines hiesigen Künstlers. Eine der glänzendsten Erscheinungen unserer jugendlichen Künstlerschaft, der achtundzwanzigjährige Bildhauer Heinrich Allmuth, in seinem Freundeskreise unter dem Namen Edrik bekannt, ist in der vergangenen Nacht einem heimtückischen Leiden erlegen. In weiteren Kreisen noch kaum genannt, hat der hochbegabte Künstler es nicht mehr erlebt, für die machtvolle Intensität seines Schaffens, seiner bedeutenden Persönlichkeit das Echo zu finden, das —"

Schubitz blickte nach Kreuß, der erschlafft in der Sophaecke lehnte, und schüttelte den Kopf.

„Die Größe seiner künstlerischen Individualität tritt, wie man uns sagt, am eindrucksvollsten, in der Figur der „Lebensfreudigkeit" hervor, die, im Thonmodell glücklicherweise bereits vollendet, zur Theilnahme an der bekannten, für den ersten December ausgeschriebenen Concurrenz bestimmt ist."

Schubitz legte die Zeitung still bei Seite und nahm das zweite Blatt zur Hand. Es war die „Neuzeit". Ein großer Artikel, ein ganzer Aufsatz nahm sämmtliche acht Spalten unter dem Strich ein. Seine Ueberschrift war: „Edrik †".

Eine Gestalt war geschildert, eine genialische, weitstrebende und gewaltig empfindende Persönlichkeit. Schon vor dem Knaben schwebt in Feuerträumen der Genius des Ruhmes, groß, lockend, mit jenem Lächeln, das verzaubert und verführt. Aufwärts, aufwärts schwebt er und winkt, und den Blick nach oben gerichtet, strebt der Bezauberte hinterdrein, über Felsen und Klüfte, über steinige Felder, wo sein Blut seine Spur bezeichnet. Weiter, weiter hinauf! Alle bleiben hinter ihm zurück; selbst den Blicken der Welt da drunten ist seine Bahn zu schwindelig, und der Himmel droben blendet ihre Fledermausaugen. Er ruft — und sie hören nicht. Und ihm bangt da droben so allein; wenn er eine neue Höhe erklommen hat und jauchzend seine Mütze schwingt, so antwortet ihm nichts! Wie er sich nach Menschen sehnt, die seine Höhe mit ihm genießen, die ihm folgen auf seiner Bahn! Vielleicht ist er noch nicht hoch genug? Vielleicht, wenn er den allerhöchsten Gipfel erklommen hat, und der Blick auf die ganze Weite ringsum sich öffnet — vielleicht dann erblicken sie ihn hoch oben und kommen ihm nach? Weiter also, immer noch weiter! Aber seine Kräfte verlassen ihn. Auf ihm liegt die Bürde einer furchtbaren Erbschaft; auf seinem Wege hat er Todte gefunden, die einst unter der gleichen Last zusammengebrochen sind — die Leichen der Seinen. Und auch diese Erinnerung lastet auf den schwachen Schultern, auch diese muß er mitschleppen auf seinem steilen Aufstieg . . . Vor ihm liegt die Höhe. Gleich — gleich ist er oben — gleich öffnet sich der unendliche Blick in die Runde. Gleich müssen sie ihn sehen, wie er droben steht, werden sie ihm zujauchzen, eine drängende Schaar, wachsend mit jeder Secunde; lauter und lauter schwillt ihr Jubelgeschrei an —

Und in diesem Augenblick taumelt er. Schon oft glaubte er zusammenzusinken; aber mit aller Kraft hat er sich immer wieder emporgehoben. Nun ist diese Kraft zu Ende. Die Höhe hat er erklommen; aber der Ruf, der Jenen drunten ein Zeichen sein soll, ist zugleich sein Todesschrei . . .

Eine mächtige Erschütterung schien dem Schreiber dieser Worte die Feder in die Hand gedrückt zu haben. Es war wie ein Ausbruch von Bewunderung, Mitleid und Entrüstung, und selbst in den ruhiger gehaltenen biographischen Daten und Anekdoten, die sich dieser phantastischen Einleitung anschlossen, bebte ein Theil dieser Empfindungen. Edrik todt! Ein Durstiger verschmachtet vor der umgitterten Quelle, deren Wächter schlafen!

Schließlich eine Beschreibung des Ateliers, eine flüchtige Betrachtung der hinterlassenen Werke des Künstlers, und als letztes die großartige Gestalt der „Lebensfreudigkeit". Hier schwang sich der Stil des Autors wiederum zur Poesie empor. Wie eine Hymne klang der Aufsatz mit der begeisterungsheißen Schilderung dieser Wunderschöpfung aus.

„Hm!" machte Schubitz und wiederholte die vorsichtige Handhabung seines Taschentuches, das er auch wie beiläufig über die Augen führte. Kreuß gab sich einen Ruck und richtete sich auf.

„Was denn nun — um Himmels willen?" fragte er leise, während er die Hand nach dem Zeitungspackete ausstreckte. „Gieb doch! Die beiden anderen kannst Du ein andermal lesen. Die übrigen Blätter kommen sämmtlich nach, theils Mittags, theils Abends. Ein ganzes Feuerwerk von Huldigungen . . . Wie kann man denn da widerrufen?! Mir steht der Verstand still. Gieb doch!"

Er zerrte an den Zeitungen, die Schubitz fest in der Hand behielt.

„Wenn er wohl genug ist, zeig' ich ihm das," sagte er bedächtig.

Kreuß fuhr auf. „Bist Du verrückt?"

„Ach, was — verrückt! Das kannst Du ihm wahrhaftig gönnen. Er weiß ganz genau, daß es mit ihm vorbei ist. Und wenn er das liest, ist er wenigstens einmal so recht von Herzen glücklich gewesen. Denk' nur 'mal d'rüber nach!"

Kreuß war aufgesprungen und mit den Händen in den Taschen ein paar Mal auf- und abgegangen. Schubitz folgte ihm mit den Augen.

„Ja — in Deinen Augen bin ich ja nur ein dummer Kerl," fuhr er fort, während der Aerger von gestern in einer ganz schwachen Auflage noch einmal in ihm auflebte. „Bei mir verwandelt sich Alles in Rindfleisch — ich weiß wohl. Bin auch nix Besonderes vielleicht. Aber Edrik kenn' ich. Den kenn' ich."

„Ach was —!" machte Kreuß ein wenig verlegen. „Du bist ein ordentlicher Kerl — das weiß ich ganz gut, wenn ich auch 'mal 'n faulen Witz mache. Aber — das — mit den Zeitungen . . . Hör' 'mal — wenn ihn dann die Aufregung umbringt — gerade Du bist so Einer, der sich das nie verzeiht."

„Ich würd' es mir nicht verzeihen, ihn so sterben zu lassen — ohne daß er dies gesehen hat. Das mit der falschen Todesnachricht — da macht man einen Ulk d'raus. Das kann man ihm schon beibringen — laß mich nur!"

Kreuß war vor der Thonstatue stehen geblieben, die er selbst gestern Abend in Tücher eingeschlagen hatte. Sie waren trocken geworden. Mechanisch tauchte er die Spritze in den noch halb gefüllten Wasserkübel, ging um die Statue herum und feuchtete sie an.

„Die müssen wir auch bald auswickeln," sagte er nach einer Weile. „Auf dieses Zeitungshalloh wird das Volk schon kommen, wie die Fische

nach dem Köder." Er sah sich um. „Und die übrigen Arbeiten ein bischen effectvoll gruppiren. Dazu hat er nie Chic gehabt."

„Nee — sich in Scene setzen — wenn er das gekonnt hätte, wär' er früher d'ran gekommen. Nur leise! Ich helfe! Sag' mir nur, was ich thun soll."

„Hm . . . Wir müßten ein bischen Zeugs zum Drapiren haben. Und wenn wir was für den Geschmack der lieben Menge thun wollen, könnten ein paar Palmen und dergleichen nicht schaden . . ."

„Allerlei hübsche Stoffe hab' ich oben in meinem Atelier," sagte Schubitz. „Und was so — Grünzeugs anbetrifft —: unserer Wirthin ihr Mann ist Gärtner. Da schick' ich den kleinen Bengel in die Gärtnerei — der kann was bestellen."

„Famos! Na, dann nur los. Hol' Deinen Kram herunter, wir suchen das Passende aus. Und schick' den Jungen fort. Von elf Uhr an steh' ich für nichts!"

* * *

Die Sonne war weiter um das Haus gewandert. Jetzt fiel, als Ankündigung ihres Kommens, ein heller Reflex in's Krankenzimmer. Zwischen Traum und Wachen hatte der Kranke gelegen, tödtlich schwach von dem furchtbaren Blutverlust. Was war das Kalte nur, was auf seiner Brust lag? Gestern hatte es doch so gebrannt ... Eine riesige kalte Hand lag jetzt da, die Hand eines übermenschlich großen Wesens, ruhig und kühlend. Er sah den Handrücken und alle fünf Finger, riesenhaft und doch edel gebildet, ganz nahe vor seinen Augen, fühlte sie mit leichtem, wohligem Druck auf seiner Brust . . . Nein, es war ja gar keine Hand! Eine Schlange war es, zusammengeringelt lag sie da, er fühlte die Kälte ihres glatten Körpers bis in's Herz hinunter . . .

Rufen! Schreien! Nehmt mir doch das Ungeheuer fort — nehmt mir die Schlange fort — nehmt —

„Nicht reden, Herr Edrik!" Jemand beugt sich über ihn, etwas Kaltes gleitet über seine trockenen Lippen — ein Eisstückchen und Milch. Mit großen Augen blickt er in das ruhige, nicht mehr junge Frauengesicht empor, das so dicht über dem seinen ist, und dann sucht er auf seiner Brust nach der Schlange . . . Ach, das muß ein Traum gewesen sein! Schlange —! Das ist ja ein Eisbeutel! Und so hell ist es im Zimmer! Nebenan im Atelier muß jetzt die Sonne stehen. Das ist doch hübsch, daß die Sonne scheint. Wenn er nur nicht wieder krank wäre! Diesmal ist es ganz schlimm, das weiß er. Diesmal kommt er nicht mehr auf. Und er möchte doch so gern wenigstens erst seine Concurrenzarbeit abliefern. Das Gypsen — diese gräßliche Gypsklexerei — ob ihm das wohl Kreuß zu Gefallen thut? Es ist viel verlangt, und Kreuß ist so launisch. Manchmal zweifelt er wirklich an seiner Freundschaft . . .

Wenn nur Schubitz da wäre! Da lassen sie ihn nun mit dieser fremden Person allein, die ihn Herr Edrik nennt; jedenfalls weiß sie nicht, daß er einen anderen Namen hat . . .

Und was ist das nur nebenan für ein Gemurmel? Er soll nicht sprechen — das ist wirklich zum Verzweifeln. Es scheinen Leute in seinem Atelier zu sein. Und solch' ein sonderbares Rücken und Schieben — Herrgott, wenn sie ihm nur nichts an seinen Sachen verderben!

Ob der Fremde von gestern wohl wirklich etwas schreibt? Er wollte ja erst wiederkommen und die übrigen Werke sehen . . . Das kennt man schon. Das thut solch' ein Zeitungsmann nicht — der hat keine Zeit. Zuerst sind sie Feuer und Flamme und versprechen das Blaue vom Himmel herunter . . . Keine Hoffnung! Und draußen ist doch Sonnenschein! Ja draußen — nur nicht bei ihm. Ueberall scheint sie, die große liebreiche Mutter, und sie ist nicht schuld, wenn ihr die Menschen den Eingang verbauen mit hohen grauen Mauern. Sonne! Sonne — ich will in der Sonne sterben!

Da — jetzt ist die Pflegeschwester an der Thür. Sie öffnet sie — Gott — was ist das? Immer noch Traum? Dort ist ja das Atelier — nein, es ist nicht mehr da — was haben sie gemacht — und wer sind alle diese Leute?

Mitten in einem mächtigen breiten Sonnenstreifen, der dreist und ungehemmt in's Atelierfenster fällt, steht eine ganz junge, ganz schlanke weibliche Gestalt, genau im Profil, und blickt aufmerksam nach der Richtung hin, wo, wie er weiß, seine „Lebensfreudigkeit" steht. Sie ist in ein mildes Blaugrau gekleidet und hat ein Matrosenhütchen auf, unter dem ein üppiger, fast spitz zulaufender rothbrauner Haarknoten aus einem Gekräusel sonnvergoldeter Härchen sich vordrängt. Der Teint leuchtet wie durchsonnter Alabaster. Das reine, etwas kecke Profil zeigt einen ehrfürchtig bewegten Ausdruck. Hinter ihr sieht er noch andere Fremde sich bewegen. Ein Gemurmel unterdrückter Stimmen; dann die von Kreuß, unverkennbar mit dem leichten Zungenanstoß: „Sehen, gnädiges Fräulein — diesen höchsten Lebensausdruck in der Haltung — in den Zügen —"

Und zugleich ein Stück Mannsärmel und eine weisende Hand, die Kreuß gehört, vor dem Thürausschnitt, über dem Häubchen der Pflegeschwester, die leise hinausspricht. Dahinter aber ein großer Lorbeerbaum und ein Stück seiner Dejanira, die offenbar garnicht an ihrem Platz steht, und ein Streifchen von dem herrlichen Brocatstoff, den Schubitz sonst immer so sorglich in einer seiner Atelierschubladen aufbewahrt. Und da hinten noch irgend etwas; er sieht allerdings nur eine gypserne Schnurrbartspitze — also die Porträtbüste Holldegens, die er einmal in einem lustigen Stündchen in Eile zusammenknetete, und die deshalb so lebens- und humorvoll gerathen ist —

Hat Schubitz den Verstand verloren? Und wo kommen die fremden Leute her, die da blitzschnell, wie es ihm scheint, an dem Thürspalt vorüberschwirren? Eine ältere Dame, sehr vornehm, scheint dem bezaubernden jungen Mädchen ein wenig zu gleichen, zu der sein Blick immer wieder zurückkehrt. Du süße, reine, leuchtende Jugend — Du edelste Frische! Geh nicht — geh nicht fort! Und jetzt öffnet sich der feine Mund, und eine selbst in ihrer Gedämpftheit noch helle, liebliche Stimme sagt: „Wenn ich ihn doch gekannt hätte —! Nicht wahr, Mama — wenn wir doch den großen Künstler gekannt hätten!"

Und eine etwas tiefere weibliche Stimme antwortet: „Ja — das ist zu traurig! Warum haben Sie ihn uns eigentlich nie gebracht, lieber Herr Kreuß?"

Licht — Licht! Das ganze Atelier ist golden. Von wem sprechen sie? Von einem Todten? Hat der Tod noch Träume — solche Goldträume wie diesen?

Der große Künstler! Dieses goldene Kind hat ihn einen großen Künstler genannt, ja, ihn — wen sonst?

Und nun tritt Schubitz in den Thürspalt und zieht die Thür hinter sich zu. Der Sonnenglanz ist verschwunden, das Paradies und sein schönster Engel ist wie nicht gewesen.

„Nicht sprechen, nicht sprechen, Herr Edrik!" warnt die Pflegerin von Neuem, als sie den gespannten Gesichtsausdruck ihres Kranken bemerkt.

Er bewegt ein wenig die Hand, die auf der Bettdecke liegt; sie weist nach der Thür.

Schubitz nickt beruhigend. Er beginnt allerlei Geberden zu machen, augenscheinlich in dem Wahn, daß auch ihm das Reden verboten sei.

„Sie dürfen schon was sagen, Herr Schumann!" lächelte die Schwester.

„Schubitz!" verbessert er entschuldigend und weist, um sich zu legitimiren, auf eines seiner Werke, das an der grün-grau gestrichenen Wand hängt: einen unendlich sanft und dumm dreinblickenden Kuhkopf mit einer verblüffend weichen, feuchten Schnauze. Die Schwester, die den Zusammenhang nicht gleich faßt, blickt etwas verwundert und nicht ohne ein verbissenes Lachen darein.

Schubitz setzt sich an des Freundes Bett, streichelt ihm die magere Hand und zieht sodann ein Packet Zeitungen aus der Tasche.

„Ja — nun wundert sich unser kleiner Edrik!" beginnt er halblaut, in einem Tone, als spräche er mit einem Baby. „Ist 'ne komische Sache — he? Hast Du die Leute gesehen? Und die dollen Veranstaltungen? Ja, stell' Dir nur vor: Kreuß hat einen dollen Streich ausgeheckt, so'n verrücktes Huhn! Nimmt die Gelegenheit wahr, daß Du nicht so ganz wohl bist, und läuft gestern Abend in alle Zeitungen und meldet — Na, rathe 'mal, was! Meldet, Du wärest hin, futsch — einfach dotgestorben! Hast Du je etwas so Hirnverbranntes gehört? Aber die Idee war

glänzend. Alle Zeitungen haben plötzlich die riesigsten Entzückungsschreie über Dich ausgestoßen, und wir haben das Atelier geschmückt, wie eine königliche Sammlung, und führen da nun die Leute drin spazieren. Die fallen natürlich Alle auf den Rücken vor Staunen, daß so was in unserer lieben Stadt existirt, ohne daß sie bisher etwas davon geschnuppert haben. Na, was sagst Du nu, Männeken? Wenn Du wieder aufstehst, bist Du ein berühmter Mann. Freue Dich, Junge! Ich könnte an der Wand in die Höhe vor Vergnügen!"

Was dem guten Schubitz da plötzlich über beide Wangen lief und, ehe er noch das herrliche rothgelbe Taschentuch gezogen hatte, auf die Weste tropfte, konnten allerdings Freudenthränen sein. Es stand nicht daran geschrieben, ob sie aus dem Quell der Freude oder aus dem des Kummers kamen. Schnell mußte das Rothgelbe die Spuren verwischen, und dazu murmelte er: „Thränen muß man lachen — wahrhaftig, Thränen!"

Aber als er den Blick auf den Freund zu richten wagte, blickten dessen große Augen ihn so dankbar und wissend an, daß er sich schnell mit den Zeitungen zu thun machte. Aber doch mußte er wieder und wieder hinblicken. Denn eine stille Verklärung breitete sich über das durchsichtige Gesicht, eine große, selige Verwunderung. Eine der auf dem Bette liegenden Hände öffnete sich verlangend und umschloß die schnell und verlegen dargereichte des Malers mit schwachem feuchten Druck.

War denn das nicht ein Traum? Konnte das wahr sein? Wieder sah Edrik im Geiste die frische, feine Mädchenerscheinung vor sich, die in seinem durchsonnten Atelier, zwischen seinen Bildwerken stand. Sie war ihm wie eine Verkörperung der reinen, wundervollen Freude, die wie eine neue Schwäche nun zugleich als eine unbekannte Kraft zu ihm kam, über ihn hinströmte, ihn durchdrang. Freudenthränen —? Die hatte er auch, echtere als der Freund, dessen Schmerz er so deutlich empfand. Seine Augen füllten sich, zu beiden Seiten lief ihm das Glück feucht über die Schläfen auf das Kissen.

Er schloß die nassen Lider und hörte, was Schubitz ihm vorlas. Wie, man kannte ihn? Man wußte, daß er gelebt hatte, daß er ein Künstler war, bei dem Hand und Seele eins ist? Man erzählte von seinen Werken, man beklagte bitter seinen frühen Heimgang, seine Enttäuschungen — man machte leidenschaftlich auf ihn aufmerksam — man forderte, daß man dem Todten die Schuld abtrage, die man dem Lebenden nicht gezahlt. Man kannte seinen heißen Durst nach Verständniß und Anerkennung! Wie war das möglich? Wer hatte ihm so in die Träume hinein gespäht? Eine tiefe Scham kam über ihn, die Scham dessen, der tausend Augen auf seine nackte Seele gerichtet sieht. Aber sie quälte ihn nur eine Secunde. Es war ja der Tod, der ernst und rein, mit einer großen Bewegung die hüllenden Tücher von seinem Innern gezogen und mit ruhiger Hand daraufhin deutete. Der Tod, den er gefürchtet als den

Mäher unreifen Korns, war sein Freund! Ja, das ist wahr — er hatte immer Glück in seinen Freundschaften gehabt.

Es gab bessere Leser als Schubitz, der weder eine modulationsfähige Stimme hatte, noch mit Fremdwörtern und seltenen Ausdrücken auf dem besten Fuße stand. Aber von keinem Anderen hätte er diese Worte hören mögen. Und diese Augen, mit denen bei einer besonders eindrucksvollen Stelle der Leser aufblickte, um den Effect auf den Hörer zu beobachten! Dieser Triumph in seinen Mienen! Dies plötzliche Abbrechen der Stimme, dem ein Räuspern, ein Schlucken, eine Entfaltung der rothgelben Fahne nebst dazugehörigem Tuschblasen folgte! Der stille, bleiche Kranke genoß Alles das wie ein Feinschmecker. Das Lächeln wich nicht mehr von den hohlen Zügen. Es war zu schön, zu göttlich schön; es war wie die Küsse eines geliebten Mundes, der sich ihm bis zu dieser Stunde versagt hatte, um ihn nun reicher, als er je geahnt, zu belohnen.

Jetzt, da es Abschied nahm, schenkte sich ihm das Leben.

Er hatte keine Bitterkeit mehr für diesen Gedanken. Höheres gab es ja nicht, als diesen Augenblick; und ob solch ein Augenblick fünfzig Jahre oder eine Stunde dauert — ist das nicht gleich? Nur wissen, warum man gelebt hat, — nur wissen, daß das Beste in uns unsere Athemkraft überdauert, — nur ein Gesicht gesehen zu haben, wie jenes süße Mädchengesicht, leuchtend im Widerschein dessen, was er selbst gefühlt im besten, heiligsten Schaffensaugenblick.

Wohl war es ein Schmerz, sich vorzustellen, wie er, ein Genesener, durch eine Menge schreitet, die ihm mit ehrfurchtsvollen Augen folgt; bewundernde Worte zu hören, die auf ihn und sein Schaffen hinweisen. Eine große Sehnsucht lag in solch einer Vorstellung, und er blickte wehmüthig zu ihr hinüber. Freilich, da würden auch neue Enttäuschungen nicht ausbleiben, Neid, Intriguen. Er hatte so oft in diese Häßlichkeiten hineingeblickt, er wußte, dergleichen war bei einem erfolgreichen Künstler unvermeidlich, — wenn es ihm auch blos ein lebloser Gedanke blieb; denn in diesem Momente konnte er sich nicht vergegenwärtigen, daß ihm irgend Jemand Uebles würde erweisen können. Dem Glücklichen erschienen alle Menschen gut, harmlos, aufrichtig, wohlwollend . . .

Und immer wieder ein neuer Artikel . . .

Schubitz war beim vierten Blatte angelangt, als Kreuß plötzlich seinen dunklen Kopf in die Thür streckte und dann langsam und leise hereinschlich. Er trug einen prächtigen Lorbeerkranz mit einer weißen Atlasschleife in der Hand, legte ihn auf das Bett und schien sich in lautlosem Lachen zu krümmen, indem er sich die Seiten hielt. Sein Spiel war so natürlich, daß Schubitz im ersten Augenblick völlig erschrocken war. Was — wußte dieser verteufelte Damenliebling nicht mehr, wo er sich befand? Hatte er sich so in seine Rolle hineingelebt, daß er das Ganze wirklich nur für einen Ulk nahm? Und dann ärgerte sich Schubitz, daß Kreuß that, als

sehe er die geöffnete Hand des Kranken nicht, die sich sehnte, die seine zu drücken. Er fürchtete sich vor der feuchten Leidenshand . . .

„Ist das nun nicht zum Schwachlachen?“ prustete er halb flüsternd. „Sie schicken schon Kränze! Hier den schönsten muß ich Dir doch zeigen, Edrik. Guck mal, das reine Wagenrad — wie für die Reyer, wenn sie die Judith spielt. Was sagst Du denn zu dem ganzen Einfall? Hab ich nicht manchmal ganz gute Ideen? Palmenzweige sind auch schon da. Was meinst Du? Schwester, sehen Sie doch mal zu, was er will; verstehe seine Zeichensprache nicht!“

Die Schwester, nicht ohne einen wohlgefälligen Blick auf die fesselnde Erscheinung des genialen Elegants zu werfen, beugte sich über den Kranken, indem sie die Gelegenheit benutzte, ihm mit besonders zierlicher Geschicklichkeit etwas Eismilch einzuflößen.

„Nun — was denn, Herr Edrik? Den Kranz wollen Sie? Noch näher? Aha, der kräftige Lorbeergeruch thut Ihnen gut! Noch etwas? Was denn —? Ah, jetzt versteh' ich: auch die übrigen Kränze, — auch die Palmzweige — nicht wahr?“

Kreuß blieb mit einem halb verlegenen, halb ermuthigenden Lächeln am Bette stehen, während die beiden Anderen in's Atelier gingen, um die bisher angekommenen Kränze und Zweige zu holen. Den bittenden Augen und Fingerbewegungen Edriks folgend, breiteten sie die ganze Herrlichkeit auf und neben dem Krankenlager aus. Zu beiden Seiten neben das Kissen wurden die langen, schmalen Palmzweige gelegt, die größeren, schweren Kränze an die Bettstelle gelehnt. Auf der Decke selbst lagen einige kleinere Kränze; Edriks Hände berührten die harten, kühlen Lorbeerblätter, deren kräftiger Duft sich durch das Zimmer verbreitete. Edrik athmete ihn andächtig ein; mit ernstem, rührendem Lächeln lag er inmitten der grünen Gaben und feierte in stillem Glück sein eigenes Todesfest.

Der Arzt kam und ließ ihn gewähren.

Im Atelier dauerte das Kommen und Gehen fort. Edrik hörte es. Seine Freunde gingen aus und ein; auch Holldegen, auch Kühlhardt, auch Wohr. Jeder wußte etwas Gutes zu erzählen. Kreuß holte die Mittagsblätter und las vor.

Es war wie Glockenläuten. Edrik hörte den ehernen Klang des Ruhmes. Er sah auf dem Fußboden einen flimmernden Streifen, den die Sonne malte, er sah ihn wachsen, sich langsam zu einem goldenen Viereck ausdehnen, das einen zarten Reflex durch die ganze Kammer verbreitete. Er verklärte den von Schubitz gemalten Kuhkopf an der Wand, und die blanken Lorbeern und Palmen glänzten in dem feinen Licht.

Neue Kränze kamen. Er wollte sie alle sehen, alle um sich haben. Der Duft nahm zu. Den Lebenden benahm er fast den Athem — der Sterbende berauschte sich in ihm.

Gegen Abend starb er. Das Letzte, das die vergehenden Sinne aufnahmen, war dieser starke betäubende Lorbeerduft.

Die Freunde umstanden das Bett. Die Thür nach dem Atelier war weit geöffnet, und der Duft der Lorbeeren zog in den großen, kühlen Raum hinaus, wo die Werke des jungen Meisters standen, lebensstärker als ihr Schöpfer.

Inmitten ragte riesenhaft der Genius der Lebensfreudigkeit auf und hob sein seliges Gesicht dem Lichte entgegen, das sich schmeichelnd um die schmalen Wangen, um Brust und Schultern legte, wie ein Versprechen der Ewigkeit.

# Joseph Lauff.

Ein litterarisches Portrait.

Von

**Karl Pagenstecher.**

— Wiesbaden. —

Die rechte Durchschnittsbildung des neuerdings so berühmt gewordenen deutschen Normalmenschen, sonst auch Philister genannt, besteht bekanntlich darin, von sehr vielen Dingen etwas gehört zu haben, von sehr wenigen etwas wirklich zu wissen. Und so giebt es denn kaum einen Staatsbürger im weiten deutschen Reich, der nicht, wenn der Name Joseph Lauff genannt wird, fix und fertig sein Urtheil über diesen schlimmsten aller Hofpoeten abgeben kann, das sein Leibblatt, sei es nun irgend eine Tageszeitung oder die humoristischen Organe, Lustige Blätter, Ulk oder gar der höchst pikante Simplicissimus, ihm so mundgerecht darboten. Sittliche Entrüstung über die tenzendiöse höfische Geschichtsfälschung oder schlimme ästhetische Sünden alternirt da in wohlthuender Abwechslung mit den neuesten Witzeleien, die so trefflich am Biertische zu verwerthen sind. So hat es denn die Macht der Presse glücklich fertig gebracht, in einer selbst in unseren Tagen einzig dastehenden Weise das Bild eines echten, sangesfrohen, aus unwiderstehlichem inneren Drange schaffenden Poeten von ursprünglicher Begabung, die immer reiner in aufsteigendem Streben sich offenbart, auf's Häßlichste zu entstellen und systematisch die öffentliche Meinung zu fälschen. Was der Dichter früher geschaffen, was Kritik und Publikum freudig und vorurtheilslos einst begrüßten, war nach seinem ersten Hohenzollerndrama mit einem Male vergessen oder absichtlich ignorirt, man sprach nur höhnisch von dem Offizier, der durch kaiserlichen Befehl von der Artillerie zur Poesie abkommandirt sei und mit militärischer Sub-

ordination diese Abschwenkung vollzog. Einer der Wenigen, die es noch wagten, dem künstlich durch Lüge und Unkenntniß erzeugten Entrüstungssturme unerschrocken Trotz zu bieten, der bekannte Romanschriftsteller Max Kretzer, erzählt in einer kleinen Abhandlung über „Parteikritik" einen Fall, der typisch ist für die ganze Art dieses Kampfes. Er befand sich in Gesellschaft dreier Journalisten, die eine sich bietende Gelegenheit sofort wahrnahmen, gegen den „Hoftheaterdichter" in Wiesbaden mit kolossaler Beredsamkeit zu Felde zu ziehen. „Als ich sie in's Gebet nahm, mußten alle Drei gestehen, keine Zeile von Lauff gelesen zu haben. Und die Herren wurden sehr still, als ich sie auf die Werke näher aufmerksam machte. Einer von ihnen war sogar so naiv, sein Erstaunen in die Worte zu kleiden: „Also er hat schon mehr geschrieben?" Der Gute hatte nur den „Burggraf" gesehen, vom „Eisenzahn" gehört, und so war die „Opposition" in ihm fertig geworden. Dieses „mehr geschrieben" ist bezeichnend für einen Theil der ganzen Gattung, weil er die ganze Denkfaulheit jener Dummköpfe enthüllt, die sich berufen fühlen, die öffentliche Meinung zu machen, oder sagen wir lieber: in ihrem Dienste das Publicum zu belügen." So weit Kretzer in derber, aber ehrlicher Entrüstung. Unbeirrt aber um all' das hetzende Geschrei da draußen geht der Dichter ruhig seine eigenen Bahnen, die seine Dichterart ihm vorschreibt; wohl leidet er manchmal unter den immer sich erneuernden boshaften Angriffen der Presse, denn er ist keine phlegmatisch unempfindliche Natur, aber er sagt sich doch, daß er die schönste Rache nehmen kann an seinen Gegnern mit neuen Schöpfungen, die auch den Uebelwollenden seine kraftvolle poetische Eigenart darthun müssen. Und irren wir nicht, so ist die Zeit nahe, wo das allgemeine Urtheil in seiner maßlosen Uebertreibung einer ruhigeren Würdigung seines Talentes weichen wird.

Einen geistreichen Biographen hat Joseph Lauff bereits voriges Jahr gefunden in Dr. Adalbert Schröter, dem formgewandten Uebersetzer Byrons und der alten Minnesinger. Aber so sehr das Büchlein des Wiesbadener Bibliothekars Jedem zu empfehlen ist, der sich über des Dichters Leben und Werke Raths erholen will, eine objective Würdigung seiner Dichtungen giebt es doch nicht. Nicht als ob es allzu panegyrisch gefärbt wäre — im Gegentheil, der Dichter muß sich selbst recht herben Tadel gefallen lassen, aber die subjective Eigenart des Verfassers macht sich gar zu sehr breit, und Lauff, der nie einer litterarischen oder politischen Partei angehörte, wird hier gegen den verhaßten Naturalismus und die Moderne überhaupt in künstlich geschaffenem Gegensatze ausgespielt. Schröter hat es einst fertig gebracht, die ungefügen Langzeilen unseres deutschen Nibelungenliedes in zarte, untadelig gebaute Ottaverimen umzugießen, und so zeigt er auch in seiner Lauffbiographie manch seltsame Schrulle.

Trotzdem ist das Buch anziehend durch seinen warmen Ton und viele werthvolle Mittheilungen über den Werdegang unseres Dichters.

Joseph Lauff ist ein Kölner Kind. Dort, in der rheinischen Metropole wurde er am 16. November 1855 geboren. Noch jetzt lebt in Köln sein Vater, Justizrath Lauff, als rüstiger Greis, erblindet, aber voll höchster geistiger Lebensfrische, der Nestor der rheinischen Notare, der noch bei den Vorarbeiten zum neuen bürgerlichen Gesetzbuche in hervorragender Weise thätig war. Die ersten Jugendjahre verlebte der Knabe in Calkar am Niederrheine, der Geburtsstadt des ritterlichen Seydlitz, deren Preise sein erstes Epos gewidmet ist. Dann aber ging es zum Gymnasialstudium nach Münster; es wurde tüchtig gearbeitet, aber auch viel poetisch geschwärmt, und eine Fülle neuer Eindrücke aus Natur und Geschichte nahm das empfängliche Gemüth des Jünglings auf, um sie treu zu bewahren und in seinen Dichtungen zu nutzen. Schon damals entstanden eine Menge von Gedichten und Dramen, wahllos in jugendlicher Begeisterung hingeworfen, unreif übertrieben, aber auch wieder oft genug schon deutlich eine eigene Individualität verrathend. Jetzt ruhen sie wohlgeordnet im Pulte des Dichters, um gelegentlich beim Glase Wein wieder hervorgeholt und schonungslos kritisirt zu werden. Die beste Lehrmeisterin aber war ihm die Natur selbst. Stundenlang streifte er umher in der alten Stadt mit ihren historischen Erinnerungen, wie in der Umgebung, indem er mit vollen, frischen Sinnen die eigenthümlichen, nicht Jedem sich enthüllenden Reize der niederdeutschen Landschaftsbilder in sich aufnahm. Keine Bildung der Natur blieb ihm fremd, er sah mit dem scharf unterscheidenden Auge des Naturforschers jede Einzelheit, aber er erfaßte zugleich als Künstler die Gesammtstimmung. Daher denn die liebevolle Treue, das meisterliche Colorit seiner späteren Landschaftsschilderungen. Aber das Wort genügte ihm nicht, um alles das wiederzugeben, was in seinem Innern lebte. Von Jugend auf ist er zugleich bildender Künstler gewesen, und was er so schuf, das verräth, wie Kenner versichern, einen inneren Beruf, der nichts von dilettantischem Anempfinden erkennen läßt. Zahlreiche Zeichnungen und Aquarelle von seiner Hand schmücken die Wände seines Heims, eine selbstmodellirte Büste des alten Lügenhelden Münchhausen grinst humoristisch vom Schrank hernieder, und wie einst Schiller in den Pausen seiner dichterischen Thätigkeit „Rößl" malen mußte, so zeichnet sich Lauff die originellsten Karten mit Feder und Tusche, deren barocker Humor in den jüngsten Tagen sich auch in die Oeffentlichkeit wagte und in seiner flotten und sicheren Stilisirung verdienten Beifall errang.

Bei so ausgesprochenen künstlerischen Neigungen schien die Lebensbahn des Jünglings vorgezeichnet. Aber es sollte anders kommen. Im Jahre 1877 widmete er sich, nachdem er trotz aller poetischen und künstlerischen Allotria das Abiturientenexamen glücklich bestanden, der militärischen Laufbahn, aus innerer Neigung; denn seine glückliche Frohnatur gestattete ihm wohl, mit voller Kraft seine Berufspflichten auf's Treuste zu erfüllen, um dann Abends am Schreibtische dem freien Dienste der Muse

sich hinzugeben. Welche Charakterfestigkeit und energische Selbstzucht zu solcher consequenten Ausnützung des Daseins gehört, kann nur der ermessen, der weiß, welche Anspannung des Körpers und Geistes heutzutage der Offiziersstand mit all seinem äußeren Glanze fordert. Daß der junge Artillerielieutenant bald eine so reiche schöpferische Thätigkeit entfalten konnte, ermöglichte ihm vor Allem sein junges Familienglück. Im Jahre 1882 vermählte er sich mit Josefine Hospelt, der Tochter eines hochverdienten Großindustriellen der Stadt Köln, und hatte so eine treue Gefährtin gefunden, die seiner dichterischen Thätigkeit mit liebevollem Verständnisse zu folgen verstand. Von 1882 bis 1890 lebte er im fernen Osten, in Thorn, um dann wieder als Hauptmann nach seiner Vaterstadt zurückzukehren, während bereits sein Name in der litterarischen Welt einen guten Klang besaß.

Mit einem farbenreichen Epos „Jan von Calker, ein Sang vom Niederrhein," war der junge Dichter zuerst an die Oeffentlichkeit getreten. Die Begeisterung für die alte deutsche Kunst, die Johann Steevens, sein Calkerer Landsmann und Tizians bester Schüler, so achtunggebietend vertrat, wie für die Poesie der heimischen Natur ließ ihn diese Dichtung schaffen, die wie bei jedem Anfänger, fremde Motive noch unverbunden neben Eigenstes stellt. Wer diese fließenden Trochäen im Scheffel'schen Stile durchliest, mit ihrer feuchtfröhlichen Vagantenpoesie, den humoristischen Versen des Pinsels Schmiridusi, der hier als allzunaher Verwandter des Katers Hidigeigei mit seiner beschaulichen Moral die Ereignisse begleitet, der mag wohl nur den gewandten Epigonen erkennen, eine Natur etwa wie Julius Wolff oder Baumbach. Aber neben solchen durch die Lectüre dem Dichter vermittelten Elementen finden sich ganz individuelle, persönliche, die Anfänge eines eigenartigen Stiles, der Niemand anders angehört. Alles Landschaftliche zunächst ist mit einer Intimität geschildert, deren exacte Beobachtung geradezu an ganz moderne, naturalistische Technik erinnert, nur daß hier über all dem wahren Detail die Hauptsache nicht vergessen wird, die poetische Stimmung als rechter Hintergrund für die Schöpfungen der freien Phantasie. Und ebenso verrathen die üppigen, gluthvollen Schilderungen der venezianischen Liebesscenen den Meister; so berauschend ist das Colorit dieser Partieen, daß die Darstellung des deutschen Gemüths daneben verblaßt und sentimental erscheint. Vielleicht mag Hamerling, dessen Epen der Münsterer Gymnasiast schon mit Begeisterung las, hier eingewirkt haben, trotzdem ist Lauff'sche Eigenart unverkennbar; auch später liebt der Dichter eine leidenschaftliche Erotik, bisweilen auch da, wo der Charakter des Werkes sie nicht verlangte. Nicht ganz einwandsfrei ist die psychologische Motivirung der Handlung; unverständlich erscheint uns die fast herzlose Strenge der Geliebten, die einen im Sinnenrausche begangenen Fehltritt unbarmherzig verdammt, während ein büßendes Leben die Schuld bereits sühnte, die Kirche den Reuigen absolvirte, und so

den Tod des Helden verschuldet. Verzweifelnd stürzt sich in wilder Sturmnacht Jan von Calker vom Thurme des Rathhauses herab, ein tragischer Ausgang, den der Dichter später milderte, um im letzten Augenblicke die Liebenden zu vereinen, ohne dadurch die Discrepanz ganz heben zu können. Noch fehlt es ferner dem Epos an rechter Prägnanz der Charakteristik, das bequeme, oft saloppe Trompeterversmaß verleitet von selbst zu einer gewissen Redseligkeit und färbt die Sprache zu gleichmäßig rhetorisch auf Kosten der individuellen Stimmung. So schildert der Held, wenn er dem Bischof die Geschichte seiner Verführung berichtet, ganz so farbenreich mit all dem Bilderschmucke, wie der Dichter selbst bei der Darstellung jenes Momentes; das furchtbar zerstörte Gemüth des unglücklichen Malers verbot selbstverständlich solche Objectivität. Auch der biedere Schmiridusi, der so köstlich von seiner Vergangenheit zu erzählen weiß, wo er einst noch auf feister Hinterschwarte der Wildsau saß, fällt gar sehr aus der Rolle, wenn er Liebesleid und Lust des Meisters Johann besingt. Das sind Eigenheiten, die auch in späteren Werken des Dichters mehr oder weniger wiederkehren, um allmählich zum größten Theile vor Allem durch die Uebung in knapper, charakteristischer Prosaschilderung überwunden zu werden.

Ein herrliches Buch nennt Max Kretzer diese lebenswarme Schöpfung: „Tizianische Farbensymphonie mit Rubens'schem Sinnenreiz, deutscher Traumabend mit italienischer Wollustnacht, die Tragödie des deutschen Gemüths, das Epos von der deutschen Scholle, die wir Alle mit uns herumtragen, in so fremdländische Gewandung wir uns auch stecken mögen". Wir können dieses begeisterte Lob wohl mitfühlen und im Ganzen unterschreiben, wenn wir auch glauben, daß der warmherzige Verehrer des Dichters, der gerade in diesem Werke ihn zuerst kennen lernte, hier ein geistiges Moment in das Epos hineinlegt, das so klar doch wohl nicht zur Erscheinung kommt. Jedenfalls aber mußte die Dichtung jedem berufenen Beurtheiler ein gottbegnadetes Talent offenbaren, das nur aus fremden Fesseln sich zu befreien hatte, um ganz mit eigener, unmittelbarer Kraft zu wirken.

Einen gewaltigen Stoff wählte sich der Dichter zu seinem zweiten Werke: „Der Helfensteiner, ein Sang aus dem Bauernkriege". Jene entsetzensvolle Gräuelscene, voll wildester, maßlos entfesselter Leidenschaften, die Goethe uns in seinem Götz, besonders der ersten Fassung, mit so unerbittlicher Realistik schildert, die Niedermetzelung des Grafen von Helfenstein nach der Eroberung von Weinsberg, bildet den Abschluß der Dichtung, aber sie gab dem Epos nicht den Charakter, das nicht die gewaltige Bewegung der empörten Massen in den Mittelpunkt stellt, die tieferen Ursachen der erschütternden Tragödie ergründen will, sondern ganz im Sinne einer freundlicheren Romantik den Grafen zum Helden einer Liebesgeschichte macht und sein furchtbares Ende zum Theil aus der Rache und Eifersucht eines tief gekränkten Weibes hervorgehen läßt, jener Scharfrichterstochter, die der ge-

fangene Helfensteiner auf sein Schloß entführte, um sie dann über der schönen Tochter des Kaisers, die er im Bade belauschte, zu vergessen. Ja, der erste Gesang giebt eine lustige Schelmenweise zum Vorspiel der düsteren Tragödie: Kreuzwendedich, der Thürmer, und Gottlieb Tutt, des Schlosses Schalksnarr, ergötzen sich an köstlichem Wein und noch köstlicheren Schwänken. Eine Fülle von Gesichtern und Geschehnissen in glänzender, farbenprächtiger Schilderung findet sich in dem Epos, die Verse rauschen stolz und volltönend einher, nur schade, daß der rechte Stil fehlt, um das, was als Handlung wahrhaft erschüttern muß, auch mit den dichterischen Mitteln gleich erschütternd darzustellen. Der spanische Trochäus, so ganz am Platze bei behaglicher Weinseligkeit, paßt nun einmal absolut nicht, um die verzerrte Wuth eines entmenschten Bauernhaufens charakteristisch darzustellen. Das Historische tritt zurück vor dem Persönlichen und wird zur an sich wirkungsvollen, aber doch nebensächlichen Staffage; alle Einzelbilder sind voll dichterischen Reizes und oft berauschender coloristischer Wirkung, aber es fehlt die einheitliche Gesammtstimmung, die Lauff selbst jetzt in der Periode seiner künstlerischen Reife dem Werke verliehen haben würde. Die Dichtung trug dem Verfasser das verständige Lob des greisen Prälaten K. Gerok ein, der sie einen kräftigen und poetischen Wurf nannte, nach Form und Gehalt vielen Productionen der neueren Butzenscheibenlyrik und -Romantik entschieden überlegen. Sehr anerkennend urtheilte auch Heinrich Bulthaupt, der im Ganzen aber mit Recht das Gedicht als einen vielversprechenden Wechsel für die Zukunft ansah.

Der aber wurde bald eingelöst. Lauffs nächstes Werk offenbarte einen gewaltigen Fortschritt des Dichters, nach der Seite kraftvoller Charakteristik hin. Wieder beflügelte heimatliche Stimmung die Phantasie. Er schlug die alten Chroniken der Stadt Köln auf, eine Heldengeschichte ganz einziger Art, wie kein anderes Gemeinwesen sie aufzuweisen hat, voll kühner Kämpfe der freiheitstrotzigen Städter gegen den Bischof, den Stadtherrn, dann wieder der Zünfte gegen die alten Geschlechter; er kannte die denkwürdigen Stätten so genau, wo einst die gewappneten Gestalten des Mittelalters einherwandelten. Und so sang er sein „Lied aus verklungenen Tagen“: die Overstolzin.

Sein Bestes legte er in diesem Sange nieder, den er dem verehrten Vater seiner Gattin widmete. In einer prachtvollen Vision beschwört der Dichter die Schatten der Vorzeit herauf, die stolzen, herrischen Geschlechter, die Helden der Richerzeche, die einst auf Worringens Feldern den Bischof besiegt, die lieblichen Mädchen und Frauen im Schmuck der bauschigen Gewänder, die streitbaren Genossen der Zünfte und Gilden, die Geistesritter der kölnischen Hochschule, Scholaren und Magister im langen Talar. Und was die schwungvolle Einleitung verspricht, das hält die Dichtung, in ihrem blühenden Leben ein farbenreiches Bild des alten Köln, wie es bis dahin Niemand geschaffen. Heitere Scenen aus dem rheinischen Volks-

leben wechseln ab mit tragischen Momenten von düsterem Colorit, aber diesmal ist die Einheit des Stiles mehr gewahrt, und auch der feucht-fröhliche Humor der Studentenschaar giebt keinen fremden Klang in dieser dichterischen Symphonie. Meister Heinrich, der Anatom und viel gepriesene Rector der Hochschule, liebt die schöne Overstolzin Anna Margareth, aber von Anfang an ahnen wir ein düsteres Verhängniß, das diese Liebe bedroht, und endlich enthüllt es der stolze Geschlechter, vom Antoniusfeuer auf's Sterbebett geworfen: Heinrich ist sein eigner Sohn, Bruder und Schwester lieben sich, und in den Wellen des Rheins findet das leidvolle Paar ein Ende.

Von dem Scheffel'schen Trochäus hat sich diesmal Lauff ganz frei gemacht, um im freien Spiel der Jamben, bald reimlos, bald gereimt, sich ungehindert zu ergehen. So ist er auch in der Form jetzt mehr er selbst als je. Mit souveräner Meisterschaft beherrscht er die Rhythmen und Reime, schier unerschöpflich ist der Bilderreichthum seiner Sprache, kühn und originell, wenn auch oft über manche Regel sich unbefangen hinwegsetzend. Lieder aller Art sind durch das Werk zerstreut nach alter romantischer Sitte, schwärmerische Sehnsuchtslaute Anna Margarethas, die schlafwandelnd ihre Liebe in stiller Nacht offenbart, ein fröhliches Studentenlied, vor Allem aber die kraftvollen Gesänge Goswins, des starken Schmiedes, der am stolzen Ritter Hardefust das furchtbare Strafgericht mit dem glühenden Hammer vollzieht, um dann auf der Wallfahrt nach Rom von der Lawine verschüttet zu werden. Und wenn vielleicht etwas stillos der Dichter die mitleidslose Tragik des Ausgangs ähnlich wie im Helfensteiner durch lieblichere Töne zu mildern versucht, wenn er manchmal allzu redselig wird oder sich in antiquarische Einzelheiten verliert, wir wollen nicht mit ihm rechten, wo er so viel Schönes und Herrliches verschwenderisch uns spendet. Mit Recht urtheilt Lauffs oben erwähnter Biograph, daß in der Overstolzin der Charakter der Lauff'schen Darstellungsart bereits in sich abgeschlossen erscheint. „Dieser Reichthum an Rhythmen und Reimen, an Farben und Tönen konnte sich nur auf Gefahr seiner Wirkung erhöhen: der fernere Gewinn, der anzustreben blieb, war weises Haus- und Maßhalten, eine strengere Oekonomie und schärfere Präcision und Continuität."

Allzusehr überwog in Lauffs poetischem Stil oft bis jetzt die Lust an klangvoller Rede, an üppiger Fülle der dichterischen Bilder oder declamatorischem Pathos. Das Schaffen in ungebundener Rede konnte ihm hier zur heilsamen Selbstzucht werden. Nicht von Anfang an freilich ist das zu erkennen. In seinem ersten Roman: „Die Hexe, eine Regensburger Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert", hat er sich vielleicht wahlloser als sonst durch Klang und Colorit berauschen lassen; der Stil schwankt zwischen prosaischer und poetischer Diction; noch ist die gebundene Rede ihm die natürlichste Sprache seines Inneren, poetische Wortfügung, architectonische Harmonie der Sätze bleiben ihm Bedürfniß. Viele Schilderungen könnte

man mit wenig Aenderung in Verse umschreiben. Das ist an sich nicht zu tadeln; wo es der Sinn verlangt, in Momenten großer Erregung, auf den Höhepunkten der Empfindung lassen sich mit solch dithyrambischem Schwung der Sprache die höchsten Wirkungen erreichen, oft aber wünscht man sich eine einfachere, ruhigere Diction, die beständige Stilisirung wird zur quälenden Manier, selbst zum Schwulst. Und solche stilistische Ueberhitzung hindert dann leicht den Dichter, auch die Situation psychologisch zu vertiefen. Aber doch ist das Alles wieder so hinreißend in seiner Art durch die absolute Naivität, mit der der Dichter sich den stürmisch andrängenden Eindrücken seiner Phantasie überläßt. Alles Erklügelte, Erdachte liegt ihm fern; wohl finden sich eine Menge antiquarischer Einzelheiten in seinen Romanen, die vom eingehendsten Studium zeugen, aber jede Einzelnotiz wird gleich zur dichterischen Empfindung, zur stimmungsvollen Farbe.

Auch in der „Hexe" ist es nicht die Fabel an sich, die so anziehend wirkt, sondern die virtuose, packende Darstellung der Umwelt. Die Erfindung selbst hält sich nicht immer von romantischer Convention frei. Im ersten Theile bildet den Mittelpunkt die Liebe der schönen Regensburger Patricierstochter Alfradis zu Sebastian, dem fahrenden Gaukler, den sie aus unwürdiger Knechtschaft erlöst, um ihn dann nochmals aus Klosterbanden für sich zu gewinnen. Dann aber naht das furchtbare Gespenst des Hexenwahns (hier für die Zeit zu Beginn des schmalkadischen Krieges etwas anachronistisch); und mit meisterhafter Stimmungskunst schildert uns der Dichter, wie es heranzieht, unheimlich wie auf Fledermausflügeln; ihm verfällt auch Alfradis, die in ihrer Leidenschaft den Geliebten vor allem Volke zurückriß vom feierlichen Klostergelübde, bis als milder Richter Karl V. Gnade und Frieden bringt. So endet das Werk in etwas opernhaftem Ausklang; von den historischen Zügen Karls, des großen Realpolitikers, ist wenig übrig geblieben; der gestrenge Sohn der Kirche verdammt, ganz entgegen seinem geschichtlichen Charakter, Fanatismus und Aberglaube; Lauff sah in ihm den Vertreter des Reichsgedankens, und nichts als Rebellen und Aufrührer sind ihm hier, wie in dem späteren Werke „Die Hauptmannsfrau", die Häupter des gegnerischen Bundes. Wie aber lebt Alles, was um diese Geschehnisse herum sich drängt und bewegt, sein eigenes, sprühendes Leben! Das fahrende Volk der Gaukler, das Bürgerleben der alten Reichsstadt, klösterliche Strenge und mild urtheilender religiöser Sinn, das Innere des Judenhauses, wo Mordje Maimones schlau und gerecht seinen Erwerb mehrt, endlich die entsetzliche Verfinsterung der Gemüther durch fanatischen Wahnwitz, wie zieht das Alles so greifbar vor unserem geistigen Auge vorüber! Und diese Stimmungsbilder sind es, die dem Werke vor Allem seinen künstlerischen Werth verleihen.

Von den Eindrücken seines Aufenthaltes an unserer östlichen Grenzmark kündet des Dichters viertes Epos, das er „seiner lieben Frau" zu Weihnachten 1892 widmete: „Klaus Störtebecker, ein Norderlied". Lust und

Schrecken des Nordmannes, die alte Macht der stolzen Hansastädte, besang sein Lied von dem sagenberühmten Seeräuber, dem Vitalienbruder, den seine freischaffende Phantasie noch mehr als die Sage selbst mit allen Schauern der Romantik umgab. Er machte ihn zum Sohne des fliegenden Holländers, des gespenstischen Geistercapitäns, der nun Klaus mit überirdischem Schutze zur Seite steht. So ragt schon in die Fischeridylle des ersten Actes die Geisterwelt unheimlich hinein, und am gewaltigsten weiß der Dichter die geheimnißvollen Mächte zu beschwören, als Klaus mit seiner Geliebten im Gewittersturm einherreitet. Da wird der fliegende Holländer zu Wodan, dem Sturmesgott, dem wilden Jäger, und trotz der Anklänge an Schillers Glocke stehen wir im Banne einer echten Romantik. Ganz auffallend heben sich andere Theile der Dichtung von solchem Hochfluge der Phantasie ab. Fast scheint es, als ob sie invita Minerva geschrieben seien. Wenn Klaus mit Hilla, dem sanften Bürgerstöchterlein von Danzig, liebelt, und dann, ach so leicht und dumm, von Roskilde, der schönen Patricierin, sich bestricken läßt, so verliert er viel von unserem Interesse. Dann wieder findet man an anderen Stellen des Liedes störende Unebenheiten der Form, sprachliche Incorrectheit, prosaische Wendungen, ja Trivialitäten, die gar unsanft den Leser aus der Stimmung reißen. Aber so ist des Dichters Art: so leicht und mühelos strömen ihm die Verse zu, daß er ohne langes Bedenken auch mattere Stellen niederschreibt, um sich den Fluß der Inspiration nicht stören zu lassen, und vieles von solch kleinen Unebenheiten könnte eine revidirte Ausgabe der Dichtung beseitigen. Zum Glück entspricht der Schlußgesang, des Störtebeckers Selbstvernichtung mit dem treulosen Weibe, wieder durchaus dem großen Zuge des Ganzen.

Die Hexe ist nicht die einzige Prosadichtung Lauffs geblieben. Für einige Jahre wandte er sich nun ganz dem historischen Romane zu, und es entstand zunächst 1894 das zweibändige Werk „Regina coeli, eine Geschichte aus dem Abfall der Niederlande". Es reizte ihn hier, ein holdes Märchen mit den gewaltigsten geschichtlichen Ereignissen unlösbar zu verbinden, den Zauber romantischer Poesie in den herben Realismus blutiger Kämpfe hineinzutragen. Er selbst erzählt uns, wie das Bild der schönen Godiva ihm vor die Seele trat, eine stumme Bitte im tiefblauen Auge. „Ich verstand sie! Feder, Tintenfaß und blüthenweiß Papier standen bereit und waren mir Helfer. In wenigen Monden lag der stumme, seelenvolle Blick verkörpert auf Mappe und Schreibtisch." Aus ferner angelsächsischer Vorzeit nahm er die rührende Legende von Lady Godivas Liebesthat und verpflanzte sie nach Flandern in das helle Licht der Geschichte, in eine Zeit, deren herrliche Freiheitsthaten Jeder kennt. Freimüthig gesteht der Dichter die Sünde ein, die er gegen den Geist der Historie beging: er that sie mit Absicht, dem Herrenrechte des romantischen Poeten folgend, wie einst Arnim, der ältere Romantiker. Und so ist es nur natürlich, wenn wir genau den Augenblick fühlen, wo die reale Welt

mit ihrem Causalzusammenhange aufhört und das freie Reich des Märchens beginnt, das nur schöne Bilder, nicht Ueberlegung und Verstand kennt. Als die Abgesandten der Stadt Antwerpen nach heldenmüthiger Vertheidigung endlich im Lager Alessandro Farneses erscheinen, will der Herzog hart sein und doch milde, er will eine Klausel entwerfen, wie sie kein Feldherr erdacht und kein Pergament sie gebucht hält. Ein ehrsames Weib oder züchtige Jungfrau soll sich bewegen lassen, auf gesatteltem Pferde, aber sonder Gewandung und nackt die besten Straßen der Stadt zu durchreiten, dann werden alle Freiheiten und Rechte der Zeit unangetastet bleiben. Einer Sultanslaune zu Liebe sollte hier der stolze Sieger den ganzen Erfolg des Kampfes auf's Spiel setzen, er sollte es thun im Glauben, nie werde sich ein solches Weib finden! Glaube das, wer's kann. Ganz ebenso giebt Schillers Geßler den barocken Befehl des Apfelschusses, ganz ebenso aber kann im Epos wie im Drama keine Kunst des Dichters motiviren, was eben einer ganz anderen Welt angehört. Etwas Anderes ist es, wenn im Romane zu bedeutungsvoller Stunde die Glocken des Domes von selbst erklingen und Sprache gewinnen, vor Allem Regina coeli selbst, die Himmelskönigin, das Meisterwerk Gerhards de Wau, des Künstlers, der Godivas Liebe gewann. Hier ist nur poetische Symbolik, keine Lösung des inneren Zusammenhanges, und gerne erfreut man sich an diesem schönen Zuge. Auch im Uebrigen gelingt es nicht immer, das überlieferte Godivamotiv ohne Gewaltsamkeit der Legende entsprechend durchzuführen, die Intrigue, die Gerhard als heimlichen Lauscher verdächtigte, erscheint etwas unwahrscheinlich, und doch, mag hier die volle künstlerische Einheit nicht erreicht sein, Regina coeli bleibt doch ein herrliches Buch, weitab von jenen künstlich erquälten archäologischen Romanen, die mit wenig Poesie und viel Gelehrsamkeit die alten Zeiten uns erneuern wollen. Hier aber pulsirt glühendes Leben, ein leidenschaftliches Miterleben des Dichters, fortreißend von Anfang bis zu Ende. Wie versteht es der preußische Offizier, das kriegerische Treiben jener Tage zu schildern, das heiße Ringen um die höchsten Güter der Menschheit, dem auch des Dichters ganze Sympathie gehört! Daneben eine Fülle der prächtigsten Einzelgestalten, derbe Zünftler und ernste Patricier, an ihrer Spitze Godivas Vater, Philipp Marnix von St. Aldegonde, der Freund des großen Schweigers und Bürgermeister von Antwerpen. Durch einen ganz originellen, burlesken Humor wird uns der Vertreter des bösen Princips Klas Kistemaker, der geneverselige Bas, interessant gemacht, eine Figur, die unter anderem Namen auch in späteren Werken Lauffs wieder auftaucht.

Binnen Jahresfrist bereits war ein neuer Roman von Lauff vollendet, diesmal ein Meisterwerk, das nur mit dem Höchsten zu vergleichen ist, das unsere Zeit auf dem Gebiete historischer Kunst hervorgebracht hat. „Die Hauptmannsfrau, ein Todtentanz aus dem sechzehnten Jahrhundert". Als souveräner Herrscher waltet hier der Dichter im Reiche des Dämoni-

schen und Furchtbaren; wieder verbindet er, wie im Störtebecker, die Schauer des Geisterreichs mit den Geschicken der Menschen, nur weit stilvoller und gestaltungskräftiger. Ahnungen und Träume gewinnen lebende Gestalt, wie bei E. T. A. Hoffmann, dem Geisterseher der Romantik, und doch wirkt das Schaurige, Unbestimmte nur auf die Stimmung ein, die Charaktere bleiben in ihrem Wesen unangetastet, die Geschehnisse klar und verständlich. Den Tod selbst führt er in der Dichtung als handelnde Person ein; wie er ihn aus Holbein oder aus Rethels genialen Zeichnungen kannte, so trabt Meister Grielach auf mausfarbenem, hinkendem Klepper nach Ingolstadt zu Kaiser Karls Heere, mit todfahlem Antlitz, den Rock verbrämt wie mit Husarenschnüren. Als geschickter Arzt giebt sich dort die unheimliche Gestalt zu erkennen, ganz wie in jenem Volksmärchen; oft naht er als Erlöser, dann wieder als furchtbarer Rächer des Unrechts, als personificirtes Schicksal, der Tod von Basel. Eigenthümlich, wie hier der romantische Dichter sich mit ganz modernen Bestrebungen berührt. Zeitgenössische Dramatiker haben in den letzten Jahren gern, nach Maeterlincks Art, die Gestalt des Todes auch auf der Bühne zu grausigem Leben erweckt, und doch blieb dies meist ein Experiment, das Theater beschränkt allzuenge die Phantasie, schwer gewöhnt sich der Zuschauer an den Gedanken, daß der weiß geschminkte Schauspieler, noch dazu, wenn er im Gesellschaftsanzuge auftritt, einen Dämon bedeuten soll, und nur in Hauptmanns „Hannele“ greift uns das stille, schaurige Bild so recht in's Innerste. Im Epos aber folgen wir willig der schweifenden Imagination des Dichters, der die Gestalt zudem in der Naivität des Volksglaubens erhielt. Zu diesem das ganze Werk durchziehenden Leitmotive kommt dann ein Conflict von herber Realistik, so craß in seiner Stofflichkeit, daß nur die reine Dichternatur Lauffs ihm das Peinliche nehmen konnte, die geheimnißvolle Entehrung der Hauptmannsfrau im Walde, während der nächtliche Kampf tobte. Was nun in der Seele des Gatten vorgeht, das Entsetzen über die Unthat, der Kampf der Liebe mit dem Abscheu, Verstoßung und Wiedervereinigung, das verräth auch ein Seelenstudium, wie es bis dahin der Dichter nicht kannte.

Alles das wird wieder umrahmt von den meisterlichsten Schilderungen des Landsknechtslebens, wie sie so mannigfaltig und farbenreich eben nur Lauff zu geben vermochte, und neben den erschütterndsten Scenen fehlt auch der Humor nicht in der Gestalt des wackeren Zeugmeisters Xylander Berlinchen mit seinen feuerspeienden Aposteln; mit sichtlichem Behagen hat der Artillerist Lauff sich hier ergehen können.

Vielleicht nicht ganz auf gleicher Höhe steht der Roman „Der Mönch von Sanct Sebald“ (1896). Das Grausige, das auch hier die Handlung durchzieht, vor Allem in der Gestalt der fanatischen Geißlerin Ursula Tausendschön, die in wahnsinnigem Hasse endlich dem greisen Rathsherrn mit dem Nagel die Stirne durchbohrt, wirkt manchmal verzerrt, die Gluth der Liebesscenen entfernt sich in ihrem verzückten Wesen zu sehr von

echter Natur und Innigkeit, dafür ist alles Historische mit großartiger Treue erschaut und wiedergegeben. Der Dichter, selbst Katholik, läßt seinen Helden mit heiligem Zorne gegen die Verderbniß des Klerus eifern und sein Leben für seine Ueberzeugung opfern; daß aber nun der Mönch sich von Luther lossagt, als dieser die letzte Brücke zwischen sich und der kirchlichen Vergangenheit abgebrochen, und bewußt zwischen den beiden Parteien seine Selbstständigkeit sich bewahrt, ist ein feiner Zug und durchaus geschichtlich, denn gerade in den süddeutschen Reichsstädten regten sich damals vermittelnde Tendenzen, die im Zusammenhange mit älteren Reformbestrebungen leidenschaftlich opponirten, aber auch Luther nicht in Allem folgten. Situationsschilderungen von reicher Fülle der Erfindung machen ferner den Roman zu einer wahrhaft werthvollen dichterischen Gabe, die das verdammende Verdict Schröters nicht verdient, allerdings auch nicht das unkritisch übertriebene Lob eines schwäbischen Beurtheilers, das Lauffs Biograph anführt. Daß gerade dieser Roman, ein Zeugniß so schöner geschichtlicher Objectivität, dem Dichter die schärfsten Angriffe seitens der ultramontanen Presse, ja sogar persönliche Unannehmlichkeiten zuzog, mag nur nebenbei erwähnt werden.

Mit reifer Kraft kehrte nun Lauff zum Versepos zurück. Er ergriff den biblischen Stoff, der ihm schon in seinem Romane „Die Hexe" als flüchtig vorüberhuschende Episode erschienen war, von Johannes dem Täufer und dem schönen Weibe des Herodes Antipas, der „Herodias". Was in der Schrift selbst nicht stand und auch nicht bei Josephus, dem Geschichtsschreiber, das hatte schon Heine zwischen den Zeilen gelesen, daß die verschmähte Liebe der buhlerischen Fürstin dem Propheten den Tod bereitete, und ganz ähnlich gestaltete etwa gleichzeitig mit unserem Dichter der erfolgreichste der modernen Dramatiker, Hermann Sudermann, die alte Mär in seiner meist mit Unrecht so gering geschätzten Johannestragödie. Nicht sein bedeutendstes, wohl aber sein glänzendstes Werk hat Lauff in der Herodias geschaffen. Schon oft hatte er erotische Scenen von leidenschaftlicher Sinnlichkeit dargestellt, noch nie aber so brennend heiße Farben gefunden wie diesmal, und die orientalische Landschaft, die er nie gesehen, preist er in Versen von traumhafter Schönheit. Er versucht nicht, die ewige welthistorische Bedeutung jener Zeiten uns zu offenbaren, wenn auch der Täufer als zürnender Bußprediger uns erscheint, und Jesus milde Gestalt im Hintergrunde vorüberwandelt, er gab das Bild, wie er es innerlich erschaute, die sündige Liebe der Königin, die nach des Sehers Prophezeiung im Täufer des Messias sah, die zugleich ihm, dem kraftvollen Manne, angehören und seinen Thron als Herrscherin theilen wollte. Mit einem gewaltigen Nachtstücke endet das Lied: Herodias stürzt im Wahnsinn sich von den Felsen zu Machärus herab, und lieber vermißten wir das Nachwort des Dichters nach dieser erschütternden Katastrophe. Daß im Einzelnen manch störende Wendungen in der Sprache noch sich verbessern ließen, darf doch

nicht verschwiegen bleiben. Auch in seiner äußeren Gestalt trat das Buch als Kunstwerk in die Welt, und Otto Eckmanns Buchschmuck illustrirte congenial die üppige Pracht dieser Verse.

Lauffs Ruf als Epiker war bereits fest begründet, als er im Jahre 1893 zuerst die dramatische Laufbahn einschlug. Seine fünfactige Tragödie „Ines da Castro“ wurde in des Dichters Heimathstadt Köln unter begeisterten Huldigungen aufgeführt. Aber es war doch ein Augenblickserfolg; bei allem Glanz der poetischen Diction und mancher wirkungsvollen Situation ist das Drama doch nur ein gewandtes Epigonenwerk im hergebrachten Jambenstil, ohne individuellere Züge, und nur der letzte Act mit der grausigen Scene, wo der König der todten, im vollen Herrscherschmuck auf dem Throne sitzenden Geliebten als Leiche huldigen läßt, trägt das Gepräge Lauff'scher Eigenart.

Nun aber wurde dem Dichter, der schon durch sein erstes Epos dem Thronerben des deutschen Reiches einst wohlbekannt wurde, der Auftrag zu Theil, die ritterliche Gestalt jenes Burggrafen Friedrich III., der einst so selbstlos dem Habsburger die Krone verschaffte, zum Helden eines historischen Dramas zu machen. Ein Festspiel sollte sein Schauspiel „Der Burggraf“ werden, mit der Absicht, im Spiegel alter Zeiten den Bund der Fürsten und Völker zu feiern, der heute Deutschland und Oesterreich vereint, und diese Absicht muß man berücksichtigen, will man dem Werke gerecht werden, das mehr, als es die Objectivität des Kunstwerks sonst erlaubte, deutlich auf die Gegenwart hinweist, freilich aber auch hier nur thut, was einst Schiller ganz unbekümmert sich gestattete. Mit der Darstellung edler Selbstentäußerung aber und ritterlicher Gefühle allein ließ sich kein Drama schaffen, und so mußten die spärlichen geschichtlichen Notizen ergänzt werden durch die eigene Erfindung des Dichters, um einen dramatischen Conflict zu erhalten. So entstand die Gestalt der ränkevollen Kaiserwittwe Beatrix von Falkenstein, die mit dämonischem Ehrgeiz das große Werk des Zollern zu vernichten strebte. Ihr Wesen ist nicht frei von abenteuerlicher Romantik mit geheimnißvoller Blutschuld und Geistererscheinung, aber doch ist ihr Charakter sehr geschickt mit der historischen Handlung verknüpft, und der Dichter wußte ihr große Accente der Leidenschaft zu verleihen. Vor Allem aber war es ihm gegeben, mit wärmstem Pathos und einer Sprache, die in ihrer Kraft und Frische von allem Conventionellen weit abliegt, die Noth des Vaterlandes und seine Rettung zu schildern und in einem mächtigen scenischen Bilde, der Kaiserwahl, die ganze nationale Bedeutung seiner Schöpfung zu concentriren. Wer nur irgendwie diese Ereignisse mitzuleben verstand und hier die Symbolisirung auch der nationalen Sehnsucht unseres Jahrhunderts erblickte, der mußte auf's Tiefste erschüttert werden von der feierlichen Wucht dieser Wahlscene, die zu imposanter Massenwirkung sich steigerte. Bei allen Schwächen des Werkes, die aus der Natur der Aufgabe resultirten, war doch für jeden

objectiven Beurtheiler die dramatische Begabung des Dichters unzweifelhaft erwiesen. Freilich für die weisen Theoretiker der Modernen, die, wie jüngst noch sogar Sudermann, das historische Drama überhaupt zu den Todten werfen, war der Dichter von selbst abgethan, ebenso für alle pseudodemokratischen Organe, die eine willkommene Gelegenheit benutzten, um unter der heuchlerischen Maske künstlerischer Tugendwächterei ihre Bosheiten zugleich indirect nach einer anderen Stelle zu richten. Und so ließ der Entrüstungssturm, der nach den Wiesbadener Festspielen von 1897 sich erhob, vorläufig das ruhige Urtheil ungehört verhallen.

Ehe nun der Dichter von Neuem all' den häßlichen Angriffen der kritischen Meute sich aussetzte, erschienen zwei neue Gaben seines Talentes, so rein und geläutert an Inhalt und Form, daß sie wohl Vielen die Augen hätten öffnen können über des Dichters echte Art, wenn nicht vielfach gerade Blätter, die früher in allen Tonarten das Lob der Lauff'schen Epik sangen, jetzt schamhaft geschwiegen hätten, um sich nicht durch eine Anerkennung des berüchtigten Hohenzollerndichters zu compromittiren. In seinem Romane „Im Rosenhag“ zauberte er wieder die Vergangenheit des alten Köln uns vor wie einst in der „Overstolzin“. Meister Stefan Lochners Madonna in der Rosenlaube, eines der rührendsten Werke der Altkölner Schule, hatte es ihm angethan mit seiner unschuldsvollen Jungfrauengestalt und den lieblichen Engelsköpfchen; und so sah er im Geiste den Meister, wie er sein Werk schuf als Abbild der Geliebten, die, einem ungeliebten Manne vermählt, den Jugendfreund wiederfindet, um dann nach furchtbarem Leid, unschuldig verurtheilt und im Rheine versenkt, von treuer Hand gerettet und mit dem Meister vereint zu werden. Schlichter und einfacher als sonst ist diese rührende Geschichte erzählt, theilweise als schmerzliche Rückerinnerung Meister Stephans, oft glaubt man die zarten Weisen aus romantischer Frühzeit zu vernehmen, wie sie Novalis eigen waren, dann wieder folgen realistischere Scenen, mit visionärer Kraft der Anschauung ausgemalt, so besonders die letzte Gerichtsverhandlung mit all' ihren Schrecken, im strengen, formelhaften Stile jener Zeit, den Lauff so ganz beherrscht. Der böse Dämon des Werkes ist Quirinus Karpaunus, der Schreiber vom Sionthal, eine groteske Gestalt von diabolischem Humor, das Vorbild zu Maximilian Porkeles, dem Pamphletisten im „Eisenzahn“. Das schöne Werk ist Georg von Hülsen gewidmet, dem Wiesbadener Intendanten, der ihm durch gemeinsames Streben Freund geworden.

Zu Weihnachten 1898 aber veröffentlichte Lauff unter dem Titel „Advent“ zwei kleine Weihnachtsgeschichten in Versen, die ihn auf der Höhe seiner Meisterschaft zeigen. Zum ersten Mal wendet er sich in der ersten Versnovelle einem Probleme aus der Gegenwart zu, und so innig und einfach ist die Seelenschilderung in diesem Sange, wie wir sie nie dem farbenfrohen Coloristen zutrauen würden. Ein Kind rettet seine Mutter vor schwerer Versuchung durch den Jugendgeliebten, dies das einfache Motiv,

das ohne alle Sinnlichkeit, rein und ruhig gestaltet ist. Und der furchtbare Hexenwahn, den er einst mit so entsetzlicher Deutlichkeit in seinem Romane geschildert, bildet jetzt in der zweiten Dichtung nur den wohlthätig verhüllten Hintergrund inniger Familienscenen, deren stille Trauer durch leisen Trost verklärt wird. Ein Dichter, der solche Töne fand, verdiente selbst bei einem ganz verfehlten Werk mit Achtung behandelt zu werden; wer aber von alle denen, die ihre wohlfeilen Witze gegen den „Eisenzahn“ richteten, gab sich wohl die Mühe, erst wenigstens diese neuesten Schöpfungen des Dichters durchzulesen?

Am 25. Juli 1898 schenkte der Kaiser seinem Lieblingsdichter die Muße zu fernerer poetischer Thätigkeit. Unter Beförderung zum Major wurde Lauff der Abschied aus der Armee gewährt und ihm die Stelle eines Dramaturgen am Wiesbadener Hoftheater übertragen.

Im Frühling 1899 aber ging, wieder mit allem nur denkbaren Pomp der Ausstattung und Darstellung, der „Eisenzahn“ über die Bühne.

Treuer als in seinem ersten Drama durfte hier der Dichter die Geschichte nacherzählen, die uns von den Kämpfen Kurfürst Friedrichs II. gegen die widerspenstigen Städte, von der Unterwerfung Berlins unter den Willen des Landesherrn berichtet. Und den immer wieder erneuten Vorwürfen gegenüber, daß der Dichter, der das höhere Recht des Fürsten so scharf betonte, hier die Geschichte fälschte, muß auch hier vor Allem gesagt werden, daß er nur das emphatisch aussprach, was in den Ereignissen selbst immanent lebte: das Recht der Gesammtheit, das der Herrscher vertritt, steht höher als das noch so verbriefte Recht einer besonderen Interessengemeinschaft, ein Gedanke, dem auch Wilibald Alexis in seinem „Roland von Berlin“ Ausdruck verlieh. Die künstlerische Sympathie des Dichters aber steht doch auf Seiten Bernd Rykes, des trotzigen Freiheitskämpfers, der vom Roland erschlagen wird, für den er stritt, wenn auch Lauff allzuhart und anachronistisch ihn als Rebellen bezeichnet und in einer etwas theatralischen Scene von der Mutter verfluchen läßt. Fremder bleibt uns der Kurfürst, mehr die Verkörperung einer Idee, der Racheengel mit dem Schwert der Gerechtigkeit, aus hoher Wolke redend. Akademische Glätte aber kann man sicher dem Werke nicht vorwerfen mit seiner stürmischen, schwertklirrenden Rhetorik und der mächtigen Steigerung seiner Massenscenen.

Eine Fülle von dramatischen Entwürfen und Fragmenten hat der Dichter in seinem Pulte liegen, vor Allem drängt es ihn jetzt, auch die großen socialen Probleme der Gegenwart dichterisch zu erfassen und zugleich die alten westfälischen Jugenderinnerungen im Sinne echter Heimatskunst zu verwerthen. Als eine Vorstudie zu solch' größeren Unternehmungen ist das unheimliche Nachtstück „Rüschhaus“ zu betrachten, das in diesem Winter zuerst in Wiesbaden aufgeführt wurde, ein tragischer Conflict im Innern einer heruntergekommenen westfälischen Adelsfamilie, der zum Brudermorde führt, Alles mit grauenhafter Anschaulichkeit dargestellt und

von erschütternder Wirkung besonders durch die Verwerthung des alten Gespensterglaubens. Die Personen reden eine eigene stammelnde Sprache mit biblischen Reminiscenzen, ungefüge und unbeholfen, aber hier die rechte Aeußerung ihres Charakters.

Zu gleicher Zeit aber errang der Dichter den ersten ganz unbestrittenen Theatererfolg bei Publicum und Kritik mit seinem Einacter „Vorwärts", der auf Axel Delmars Anregung entstand und einen Theil jener bekannten zur Jahrhundertwende gedichteten Dramen bildet. Wie hier der alte Blücher wettert und zankt in seiner ganzen derben Rücksichtslosigkeit, um dann dem Ganzen zu Liebe seinen Zorn zu bezwingen, das ist mit so unmittelbarer Frische und kräftigem Humor geschildert, daß Jeder seine herzliche Freude hatte und die Berliner hell aufjubelten.

Als Lyriker ist Lauff bis jetzt nur mit einem kleinen Bändchen Gedichte hervorgetreten, die unter dem Titel „Lauf' in's Land", wie alle Werke des Dichters bei Albert Ahn in Köln erschienen. Das Werthvollste darin sind die prächtigen Schelmenlieder, die meist im Volkston gehalten und sangbar, von urwüchsigem Behagen erfüllt sind, wie nur die besten Scheffel'schen Gedichte. Und die Zahl dieser kleinen Dinger, die er sich selbst und Anderen zur Freude gelegentlich niederschrieb, ist unterdessen noch gewachsen; zwei Exemplare dieser Gattung, wie alle ihre Genossen etwas derb und locker, sind in diesem Heft als Proben Lauff'schen Humors mitgetheilt, wie sie hingeworfen wurden, inspirirt durch die losen Geister des Weines, den Hufnagel, der allbekannte Poetenwirth zu Aßmannshausen, in der Krone so trefflich schenkt.

Jener Einleitungsgesang aber aus Lauffs neuem, noch unveröffentlichten Epos möge zeigen, welche gewaltigen Gesichter der Dichter in diesem Werke uns offenbaren wird, das sein ganzes poetisches Vermögen in concentrirter Kraft darstellt. Vielleicht wird, wenn im nächsten Frühjahr sein drittes Hohenzollerndrama „Der große Kurfürst" erscheint, dies Epos dem Dichter die Wege zu vorurtheilsfreierer Würdigung geebnet haben.

So steht jetzt Lauff auf der Sonnenhöhe seiner Kunst, der ganz zu leben ihm ein günstiges Geschick verstattet, noch hat er nicht sein letztes Wort gesprochen, und Großes dürfen wir von ihm, dem rastlos Strebenden, dem jetzt in seiner Muße der Gesichtskreis so mächtig erweitert wurde, erwarten. Nie hat er einer litterarischen Partei angehört oder irgend einer ästhetischen Theorie Einfluß auf sein Schaffen verstattet; so mußte ihm der Beifall der Massen noch fehlen, aber wie Jeder, der unbekümmert dem eigenen Genius folgt, treu an der Läuterung seiner poetischen Natur arbeitend, wird auch er allmählich seine Stunde finden.

# Dichtungen

von

## Joseph Lauff.

### Die Geißlerin*).

Eine Wormser Geschichte.

#### I. Mene Tekel.

Ein Crucifix im tiefen Sande —
Und rings kein Knospen und kein Blühn;
Vereinzelt nur am Straßenrande
Der Preißelbeeren fahles Grün.
Im weiten Rund und in der Nähe
Kein Blätterwehn, kein Vogelschrei;
Lautlos fliegt selbst die Nebelkrähe
Am morschen Crucifix vorbei.
Schon will die Nacht die Flore hissen,
Die dämmernd sie im Westen flicht,
Und nur wie feurige Coulissen
Steht tief im West das Abendlicht.
Auf's gelbe Licht am Himmelsbogen,
Gleich wie von stillem Graun umhegt,
Ist purpurblau und scharf umzogen
Der Schattenriß von Worms gelegt,
Ein scharfer Riß nach Höh' und Breite,
Mit Lichtern kümmerlich geziert — —
Doch Einer steht am morschen Scheite,
Der düstern Auges auf ihn stiert.

---

*) Einleitungsgesang aus dem soeben vollendeten Epos des Dichters, das noch in diesem Jahre bei Albert Ahn in Köln erscheinen soll und uns nach der alten Reichsstadt Worms versetzt, um von der Zeit des schwarzen Todes, der fanatischen Flagellantenzüge und Judenverfolgungen ein farbenreiches Bild zu entrollen.

Dämonisch und in tiefem Sinnen,
Die Arme auf der Brust verschränkt,
Läßt er vom Dunkel sich umspinnen,
Das Kinn auf's Manteltuch gesenkt —
Sein faltig Kleid, die niedre Gogel,
Die ihm die Stirne fest umschmiegt,
So düster wie der schwarze Vogel,
Der ihm zu Häupten sich gewiegt. —

Jetzt huscht der Nachtwind von der Haide
Mit lindem Säuseln, lindem Weh'n —
Und unter'm aufgebauschten Kleide
Läßt sich ein seltsam Schnürwerk seh'n,
Von schwarzen Streifen unterbrochen
Erscheint's dort weiß und blankgewetzt,
Als wären quergelegte Knochen
Dem dunklen Leibrock aufgesetzt.
Er aber harrt im Windsgesäuse
Mit unerschütterlicher Ruh'
Und deckt das beinerne Gehäuse
Mit seinem Mantel wieder zu.
Und wie er so den Wind betrogen,
Hat er sich dicht an's Kreuz gedrängt,
Wo seine Fiedel mit dem Bogen
Vom Bildstock des Erlösers hängt.
Ein Griff — ein kurzes Saitenschwirren —
Ein nadelscharfer Bogenstrich —!
Der wie der Schrei von einem Irren
Von der belebten Geige wich.
Dann capriolen seine Finger
Und meistern, wie es ihm gefällt,
Als wären vier der besten Springer
Auf's tolle Instrument gestellt.
Ein fieberhaftes Tongedränge,
Von einem kranken Hirn verseucht —!
Als würden wahnsinnwüste Klänge
Vom niedren Geigenbrett gescheucht.
Der Wind, der kurz zuvor die Schwingen
Noch legte um den Fiedelmann,
Hält bei dem grausenhaften Klingen
Vor Schrecken seinen Odem an.
Der Bogenstrich erstarrt die Lande —
Todt Alles für Gesicht und Ohr;
Nur seitwärts dort vom Straßenrande
Hebt langsam sich ein Weib empor.
Vom Boden und den kurzen Binsen,
Hat sie dem Spieler sich gesellt,
Derweil ein fürchterliches Grinsen

Ihr krankes Angesicht entstellt.
Nur Fetzen ihre Glieder decken,
Das Haar gesträhnt und schwarz und dicht,
Und der Verwesung braune Flecken
Beleben schaurig ihr Gesicht.
Sie kennt die Welt seit langen Jahren,
Der Menschheit grausiges Gespiel;
Sie ist durch's Inderreich gefahren
Und weilte gern am alten Nil.
Am liebsten kauert sie im Sande,
Von Sonnenfunken übersprüht,
Wenn unter'm heißen Wüstenbrande
Der heil'ge Stein von Mekka glüht.
Dort, wo die rothen Flammen lodern,
Wo hundert Karawanen geh'n
Und abertausend Leichen modern,
Die nicht die Kaaba mehr geseh'n,
Hier saß sie auf gehöhltem Steine,
Bis sie die Meere überflog
Und dann gen Worms am grünen Rheine
Selbander mit dem Geiger zog. —
Jetzt steht sie ragend ihm zur Seite,
Den kranken Leib dem seinen nah,
Und über die gedehnte Weite
Hallt ihr Gelächter „Ha—ha—ha!" —
Doch unaufhaltsam, hoch im Blauen,
Die Haidenacht spinnt Flor bei Flor,
Sie zwinkert düster mit den Brauen
Und hebt den stillen Mond empor.
Noch kriecht er hin im weiten Raume,
Ein Flecken nur, ein halber Strich;
Doch schon am tiefgehängten Saume
Verbrämen scheu die Wolken sich.
Im Silberglanz die Fernen triefen —
Nur kurze Weile noch — und dann:
Gespenstisch schwebt aus dunklen Tiefen
Der bleiche Waller himmelan.
Er strebt empor zu lichten Reihen
Geheimnißvoll auf zarten Schuh'n
Und läßt, ein Kleinod ohne Gleichen,
Sein Bild am blauen Schilde ruh'n.
Und jenseits der beglänzten Haide,
Vom fernen Himmel überthront,
Liegt wie ein steinernes Geschmeide
Die alte Reichsstadt unter'm Mond. —

Ein Griff — ein Strich — — ! — Vom Licht umflogen
Der Spielmann zeigt sein blank Gebiß

Und deutet mit dem Fiedelbogen
Auf den gestreckten Schattenriß.
Sie sieht's und thät ihm fröhlich winken.
Sie nickt ihm zu und gafft und gafft.
Wobei er prüfend mit der Linken
Die lockern Fiedelsaiten strafft.

Dann grinst er auf zum stillen Wächter —
Sie schürzt ihr faltiges Gewand
Und dann mit schallendem Gelächter
Geht's „Klipperklapper" über'n Sand.
Das ist ein Walzen auf und nieder
Im Haideland, im fahlen Schein;
Ein Knistern geht durch ihre Glieder,
Als knackte trockenes Gebein.
Zur Linken bald und bald zur Rechten,
Sie tanzen, winden sich und dreh'n,
Daß Hungerkraut und Haideflechten
Geängstigt auf vom Boden seh'n.
Der arme Kiebitz hebt die Flügel,
Vom Nest gescheucht beim Walzerschritt,
Und ruft von dem erflog'nen Hügel
Aus Pfriem und Ginster fein: „Kiwitt".

Von droben lichtert's stetig heller —
Der Fiedelbogen hat nicht Ruh' —
Mit „Hopsassa" geht's immer schneller
Der mondbeglänzten Reichsstadt zu.
Vorüber! — — lachend tanzt es weiter,
Und Sumpf und Ried wird überbrückt;
Schon sind als ständige Begleiter
Gekappte Weiden nah gerückt.
Schier bis auf Splint und Kern gespalten,
Mit Schopf und Zopf und Aermelstumpf,
Seh'n die verdächtigen Gestalten
Kopfüber in den blanken Sumpf.
Die rütteln, schütteln ihre Leiber,
Wie so vorüberwalzt das Paar,
Und dehnen sich wie Nebelweiber
Im Borkenkleid und Ruthenhaar. —
Dann Wiesentrift und Ackerschollen,
Vom Pflug und Sämann wohlbestellt,
Und ihre grünen Wogen rollen
Die jungen Aehren über's Feld. —
Jetzt geht es auf gebahnten Wegen;
Es grüßen Anger, Busch und Strauch;
Aus den umfriedeten Gehegen
Hebt kräuselnd sich der Feuerrauch.

Doch wie sie nun vorüberschleifen
Am Bauerngut, am Käthnerhaus,
Da löschen bei des Windes Pfeifen
Geheimnißvoll die Lichter aus.
Und die gesellig sich vereinten
Nach harter Frohn zum kargen Brod,
Die rufen nach dem Dreigeeinten
In ihrer tiefen Angst und Noth.
Der Knecht im Stall bei seinen Gäulen
Steht zitternd an den Raufen da;
Den Hunden selbst vergeht das Heulen
Bei diesem gellen „Ha—ha—ha!“ —

Der breite Heerweg ist gewonnen —
Hier nimmt der Rheinstrom seinen Lauf;
Von eitel Silber übersponnen,
Steigt Worms mit seinen Zinnen auf.
Da sind mit Pech und Warzennasen
So viele Thürme ausgesprengt,
Gleichwie auf grünem Kirchhofrasen
Sich Kreuzlein neben Kreuzlein drängt.
Schon grüßt der Wall mit hohen Schanzen,
Es winkt die ragende Bastei —
Vorüber — —! — und mit hellem Tanzen
Geht's an der Landwehr auch vorbei.
Am Speierthörlein auf der Brücken,
Und sonder Strumpf und sonder Schuh,
Da holpert's wie auf schweren Krücken
Dem nahen Pförtnerhause zu.
Das alte Stadtthor kommt in's Wanken,
Der Riegel klirrt und springt sodann,
Als pochte bei den Thorthurmplanken
Das Geigenmenetekel an.
Gehoben wie von Geisterhänden
Das Gatter steigt, und fern und nah,
Gespenstisch tönt von allen Enden
Das lästerliche Ha—ha—ha!“ —
Und frei die Bahn — —! —
Es flieh'n die Wachen —
Schon weht der faltige Talar,
Im Wechseltanz mit schrillem Lachen
Naht sich das fürchterliche Paar.
Sie tanzen ein, die fremden Gäste —
Ein Tanz, der's Blut erstarren läßt,
Sie tanzen ein in Worms, der Veste:
Der Tod mit seinem Weib — der Pest.

## Feins Müllerin, Du Stolze.

Es gingen zwei vor Thau und Tag
Mit Stutz und Busch zu Holze
Und sangen dort am Birkenschlag:
Feins Müllerin, Du Stolze,
Dein Mann sitzt noch beim Kandelbier,
D'rum gieb uns lobesam Quartier,
Feins Müllerin, Du Stolze!

Und sitzt mein Mann beim vollen Krug,
So mag er sitzen bleiben;
Ich kann die Grillen mir genug
Noch anderswo vertreiben. —
Sie huschte aus dem Bett herfür
Und schlich vor des Gesellen Thür —
Feins Müllerin, Du Stolze!

Ein Mauserich dicht nebenan,
Der so zum Zeitvertreibchen
Die rosarothen Pfötchen spann
Um's schmucke Mauseweibchen,
Der raschelte im Haberstroh
Und schmunzelte: Ei, ei — so, so,
Feins Müllerin, Du Stolze!

Sie pochte an mit aller Kraft,
Das Hemdchen straff gezogen;
Der Kerl verschnarchte Glück und Gunst,
Daß sich die Balken bogen,
Und wie sie stand, und wie er schlief,
Der Kauz am Fenster höhnisch rief:
Feins Müllerin, Du Stolze!

Und wie sie nun von hinnen schlich
Auf leisen Zehenspitzen,
Sah sie den grauen Mauserich
Im Stroh und Häcksel sitzen.
Und salomonisch rief er aus:
Ein Kerl wie ich ist rar im Haus —
Feins Müllerin, Du Stolze!

## Zur Krone.

Zu Aßmannshausen an dem Rhein,
Im Schank zur goldenen Krone,
Da sollen so viel Geister sein
Wie Blüthen an rankender Bohne.
Und wie ein braves Spatzenherz
Sich sehnt nach jungen Schoten,
So trieb es mich auch kronenwärts
Zum Aßmannshäuser Rothen —
Ach könnt' ich doch immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!

Der erste Kobold kam im Frack
Und brachte zwei Forellen,
Die, roth punktirt wie Siegellack,
Sich sonst im Wasser schnellen.
Der zweite Geist kam dick und kurz
Mit Schlüsselbund und Taschen
Und zog den Kork im Lederschurz
Von drei petschirten Flaschen. —
Ach könnt' ich doch immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!

Der Mond ging auf, — ich aber saß
Als Letzter von den Gästen,
Da kam der Wirth mit seinem Glas
Und brachte von dem Besten.
Mit diesem Geist, wie Alles schlief,
Hei! — wie ich poculirte,
Bis ihn die brave Hausfrau rief
Und ihn in's Bett citirte.
Ach könnt' ich doch immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!

Zu Aßmannshausen schlug die Uhr,
Sie rief die zwölfte Stunde,
Da stieg auf vierter Geisterspur
Die Stromfei aus dem Grunde.
Die zog mich gleich an ihre Brust
Und meinte dann verwegen:
„Wir wollen hier in stiller Lust
Der heimlichen Minne pflegen. —
Ach könntest Du immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!

Ich aber sprach mit Recht und Fug:
„Mein Wasserfräulein, mit Nichten!

Am Landstorch hab' ich schon genug,
Und muß auf den Rheinstorch verzichten."
Da fuhr empor das schöne Weib
Und wurde stromwärts getrieben:
Ich aber trotz Rheinwein und Frauenleib
Bin keusch wie Joseph geblieben.
Ach könnt' ich doch immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!

Ich habe noch in selber Nacht
Den Tintenkrug genommen
Und treulich zu Papier gebracht,
Was Geister mir gekommen. —
Und der euch dieses Liedchen sang
Auf rheinweinfeuchtem Throne,
Ist hoffentlich sein Leben lang
Willkommen in der „Krone".
Ach könnt' ich doch immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!

# Reisebilder aus Spanien.

Von

**A. Kogalla von Bieberstein.**

— Breslau. —

Das Interesse an dem althistorischen Lande, dessen Herrschaft sich West-Gothen, Carthager, Römer, Spanier und Mauren Jahrhunderte lang streitig machten und das bereits unter Trajan, Hadrian und Marc Aurel, wie die mächtigen Ruinen Meridas, Tarragonas, Sagunts und Italicas noch heute beweisen, eine Blüthezeit genoß, die nur durch die unter der maurischen Herrschaft der Omajaden und Nasriden in den Chalifaten von Cordova und Granada übertroffen ward, wurde in neuester Zeit durch den patriotischen Aufschwung lebhaft angeregt, mit dem sich, ungeachtet der weit überlegenen Machtmittel der Union und allerdings nicht ohne starke Ueberschätzung der eigenen Kräfte, das Land des Cid, Karls V. und der Vertheidiger Sarragossas und Geronas, dem übermächtigen Angreifer seiner Colonien entgegenstellte, um die letzten noch sehr bedeutenden Reste des Colonialbesitzes des spanisch habsburgischen Weltreichs vor seiner Habgier zu schützen.

Eine Reise durch Spanien versprach daher im Frühjahr 1898 einen besonderen Reiz, in welchem überdies der Congreß für Hygiene und Demographie seinen Mitgliedern, zu denen wir zählten, wenn auch nur unbedeutende und umständlich zu erlangende Erleichterungen des Bahnverkehrs, so doch mannigfaltige festliche Veranstaltungen bot, in denen sich spanisches Leben und Wissenschaft und spanische Gastfreundschaft nebst dem ganzen Pomp der spanischen Kirche, da der Congreß in die Osterzeit fiel, zu entfalten vermochten.

Zwei Wege bieten sich, wenn man von der Seereise von einem nord- oder südeuropäischen Hafen absieht, für die Bewohner des östlichen Continents, um nach Spanien zu gelangen, das von der Fluth der Touristen auch

nicht annähernd so berührt wird wie Italien, die Schweiz, Griechenland oder Schottland oder in neuester Zeit Schweden und Norwegen, und unter denen nur Engländer und Amerikaner in namhafter Anzahl auftreten. Es sind die Linien Berlin—Köln—Paris—Irun im Norden, oder Berlin—Frankfurt a./M.—Genf—Nîmes—Port Bou im Süden.

Durch gut anschließende Schnellzüge verhältnißmäßig rasch zur spanischen Grenze befördert, ändert sich von dort ab die Schnelligkeit und der Comfort der Züge in sehr empfindlicher Weise, und man bemerkt zuerst, daß man sich in einem Lande befindet, das in der Entwickelung der Verkehrsmittel ein halbes Jahrhundert zurück ist. Von Schlaf- und Restaurationswagen ist auf den spanischen Eisenbahnen, mit Ausnahme einiger ganz vereinzelter Züge, nicht die Rede, Schnellzüge sind sehr spärlich vorhanden, und auch diese von weit geringerer Geschwindigkeit als die des übrigen Europas, und die Fahrzeiten der übrigen Züge sind außerordentlich langsam, sodaß eine Bahnfahrt von 12 bis 14 Stunden in Spanien als keine lange gilt. Die Anschlüsse sind äußerst mangelhaft, und man bleibt zuweilen mitten in der Nacht an Kreuzungspunkten mehrere Stunden aus dem einfachen Grunde liegen, um nicht zu früh am Morgen am Bestimmungsort anzukommen, da, wie uns z. B. der Stationschef in Valencia versicherte, man dem Stationspersonal nicht zumuthen könne, so früh schon auf den Beinen zu sein. Namentlich in Begleitung von Damen empfiehlt es sich dringend, nur erster Klasse zu reisen, und gilt dies überhaupt für Alle, die einige Ansprüche auf Reisecomfort machen, da die zweite und dritte Klasse nur von Personen der niederen Volksschichten benutzt wird. Bahnrestaurants sind selten, und auf manchen Strecken ist es geboten, sich Mundvorrath mitzunehmen, da es außer Wasser und Orangen auf den Stationen keine Erfrischungen giebt.

Wenn man mit einem der comfortabelst ausgestatteten Expreßzüge des Continents, dem von Paris nach Irun, die lachenden Gefilde der Touraine mit ihren eleganten Schlössern des Landadels und sorgfältigen Bodencultur passirt und später die öden, mit niedrigen Fichten bestandenen Haiden der Landes des südwestlichen Frankreichs durcheilt hat, der Weg, den die meisten Besucher Spaniens zur Hinfahrt wählen, gelangt man an den Fuß des durchschnittlich 15 Meilen breiten, mächtigen Gebirgswalls der Pyrenäen und erhält den unmittelbaren Eindruck von der ungeheuren Schranke, welche die Halbinsel auch zu Lande vom übrigen Europa trennt, und die, wenn auch bei dem Vorprall der Mauren unter dem Emir Abderrahman und später unter Karl dem Großen, sodann unter Karl V., Philipp II. und IV. und anderen Herrschern und in der neueren Zeit durch die Franzosen mehrfach überschritten, einen wichtigen Factor der Erhaltung des Nationalcharakters und des noch heute bestehenden Abschlusses Spaniens vom übrigen Europa bildet. Die Vegetation und das Klima sind hier im April diejenigen des Mai und Juni in Mitteleuropa, doch überwiegt der Laubwald

erhaltenen. Nach über achtstündiger Fahrt gelangt man nach Burgos, der Hauptstadt Alt-Castiliens, der Stadt des Cid.

Die am Flüßchen Arlanzon gelegene Stadt wird von der berühmten Kathedrale und einem alten, zum Theil noch erhaltenen Castell auf einer Höhe überragt, und ihr Dom und die Erinnerungen an den Cid bilden ihr Hauptinteresse für den Besucher. Die der besten Zeit der Gotik angehörende 1221 gegründete Kathedrale wurde im Laufe von dreihundert Jahren vollendet, ein deutscher Baumeister, Johann von Köln, erbaute die Thürme der Hauptfaçade, der marmorartige weiße Kalkstein ihres Baumaterials hat im Laufe der Zeit eine hellgelbliche Färbung angenommen, die in den beiden herrlichen, durchbrochenes gotisches Laubwerk tragenden Thürmen prächtig wirkt. Charakteristisch für den äußeren Eindruck des Doms ist das majestätische Oktogon, das sich, mit Statuen und Thürmchen geschmückt, über dem Schiff der Kirche erhebt, und den gewaltigen, auf vierzehn Pfeilern ruhenden fünfzig Meter hohen Kuppelbau des Doms umschließt. Die Façade und Portale des Baues sind, mit gotischen, byzantinischen und maurischen Ornamenten verziert, von größter Wirkung. Die Wirkung des überaus prächtigen Inneren aber wird durch die in alle Dome Spaniens hineingebaute Capilla Major, ungeachtet des Reichthumes ihres Hochaltars und ihrer vorzüglichen Reliefbilder, sowie durch den zwar imposanten und außerordentlich reich geschnitzten Chor beeinträchtigt. Von unvergleichlichem Reichthum und Pracht der Ausstattung sind die fünfzehn Capellen im Innern der Kathedrale mit den Grabdenkmälern des Condestabel Velasco, Grafen von Haro und seiner Gemahlin Donna Mencias de Mendoza, sowie des Bischofs Alonso de Cartagena, des Gründers der Kathedrale. Marmor-, Gold- und andere prächtige Ornamente sind bei ihnen in verschwenderischster Weise benutzt, und die Sala Capitular weist eine prächtige Artesonadodecke auf; werthvolle Bilder, darunter das des Papstes Alexander VI. Borgia, der vor seiner Papstwahl Kanonicus an der Kathedrale von Burgos war, ein schöner Andrea del Sarto und ein Sebastiano del Piombo schmücken das Innere, und die Escalera dorada, eine herrliche Marmortreppe mit vergoldetem Geländer, führt aus ihm zur prächtigen Puerta de la Coronera. Man begreift, daß nur der Besitz der Schätze der neuen Welt die beispiellos prächtige Ausstattung dieser Kathedrale wie auch derjenigen des übrigen Spaniens durchzuführen gestattete. Als Merkwürdigkeit zeigt man ferner in einer der Capellen den echten Koffer (el baul) des Cid, den der streitbare spanische Nationalheld den Burgoser Juden, Rachel und Vidos, anstatt mit seinem Silberzeuge und Kleinoden, mit Sand gefüllt, für ein Darlehn von 600 Mark Pfand übergab, ihn jedoch später wieder richtig einlöste. An Don Rodrigo de Vivar, den Cid, vom arabischen „Sidi“ oder „Said“, d. h. Herr, erinnert ein Standbild desselben auf dem alterthümlichen Thor des Arco de Santa Maria an der Hauptbrücke des Arlanzon, das ihn als kräftigen, breitschultrigen, ge-

wappneten Ritter neben dem Bischof Lain Calvo, Fernan Gonzales und Karl V. darstellt, ferner die Fundamente seines Wohnhauses, des „Solar des Cid“, am Westausgange der Stadt und seine in einem kostbaren Schrein unter Glas verwahrten Gebeine im Rathhause von Burgos. Zwar hatte der Cid, als er in seinem von ihm eroberten Königreich Valencia 1099 starb, selbst bestimmt: „Nach San Pedro de Cardeña soll man meinen Leichnam bringen,“ allein dieses, etwa eine Meile von Burgos gelegene Kloster birgt heute nur die sterblichen Reste seiner Gemahlin Ximene.

Wenn die Zeit es gestattet, so widme man in Burgos den prächtigen altcastilischen Adelspalästen der Casa de Cordon aus dem fünfzehnten und der Casa de Miranda aus dem sechzehnten Jahrhundert, sowie dem Castell mit schöner Aussicht, den Kirchen Santa Agueda, in der König Alfons VI. dem Cid drei Mal schwören mußte, daß er am Tode seines Bruders König Sancho unschuldig sei, ferner San Esteban und San Gil, sowie dem königlichen Kloster de la Huelgas, mit dessen interessanten Königsgräbern und der Cartuja von Miraflores mit ihren schönen Grabmälern einen Besuch und vergesse die schönen Promenaden des Espolon viejo und nuevo und des Paseo de la Quinta nicht. Den Abend bringt man in Burgos, das ein nur mäßiges Theater und außer einem Stiercircus keine sonstigen Vergnügungsorte besitzt, am besten im Hotel zu und verabsäume nicht, sich für die Hochebene von Castilien und für Madrid, Neu-Castilien und Nordspanien überhaupt, für den Monat April mit warmem Unterzeuge zu versehen; denn Abende und Nächte sind dort bis spät in den Mai noch recht kalt, und der spanische Caballero erscheint noch in diesem Monat sehr oft in seinen nationalen Radmantel, die Capa, bis über den Mund gehüllt, der einzige Rest der Nationaltracht, nebst der Mantilla, der noch von den höheren Ständen getragen zu werden pflegt. Weder in Burgos noch in San Sebastian war das Mindeste von kriegerischer Erregung oder Getreibe der Bevölkerung oder der Truppen zu bemerken. Alles ging seinen Gang wie im tiefsten Frieden, und selbst das Militär hielt eben so spärliche Uebungen ab, wie dies in Spanien bei ihm immer der Fall ist.

Von Burgos führte uns die Bahn durch die einförmige, reizlose Plateaulandschaft über Valladolid nach Avila, ungeheure Getreidefelder mit spärlichen Wohnsitzen bedecken dieselbe ganz so wie im Osten Alt-Castilien, und nur der undurchlässigen Lehmschicht unter der Humusoberfläche verdankt die im Sommer und Herbst völlig regenlose Gegend ihre Fruchtbarkeit an Getreide, da jene das völlige Entweichen der Feuchtigkeit des Niederschlages des Frühjahrs und Winters verhindert.

Wenn Burgos als eine interessante Stadt bezeichnet werden muß, so gilt dies weder nach seiner Lage noch der Bauart der Kunstdenkmäler und Kirchen, ungeachtet seiner nicht unbedeutenden historischen Vergangenheit, für Valladolid. Zwar von fast doppelter Einwohnerzahl, 59000 Seelen, wie Burgos und früher Lieblingssitz der katholischen Könige Ferdinand von

Aragonien und Isabella von Castilien, und selbst unter Philipp II. vorübergehend Residenz der spanischen Weltmonarchie und ehemaliger Sitz eines maurischen Statthalters und als solcher Balad-Walid genannt, hat Valladolid heute nur noch Bedeutung als Handelsstadt, Universität, Sitz der Provinzialbehörden und eines Erzbischofs. Von den Kirchen ist nur Santa Maria la Antigua sehenswerth, die von dem berühmten spanischen Baumeister Juan de Herrera begonnene, jedoch unvollendet gebliebene Kathedrale dagegen nicht, hingegen die beiden Collegien von Santa Cruz und San Gregorio im plateresken, bezw. spätgotischen Stil, mit maurischer Ornamentik und Artenosadodecke, mit in ersterem einem Museum mit vortrefflichen Holzbildwerken von Alonso de Berruguete, Juan de Juni und Gregorio Hernandez. Ferner die Façade der Kirche San Pablo, die Casa de Colon, das Haus, in dem Columbus starb, und kaum der aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende Palacio Real, jedoch der hübsche Park des Campo Grande.

Die Hotelunterkunft in Burgos und Valladolid ist gut, wenn man die ersten Hotels wählt, jedoch entspricht sie keineswegs modernen Anforderungen an Comfort in Bezug auf Fahrstuhl, elektrisches Licht und Bedienung; dagegen sind die Preise, da sie den Tischwein einschließen, billig, man ist jedoch verpflichtet, den Betrag für alle Mahlzeiten, auch wenn sie nicht im Hotel eingenommen werden, zu zahlen. Der Wein kostet in Spanien, dem vielleicht weinreichsten Lande der Welt, dessen alljährlicher Weinexport allein nach Frankreich über 120 Millionen Pesetas beträgt, so gut wie nichts und steht à discretion in Caraffen, nicht selten in zwei Sorten auf dem Tisch; allein das Klima macht zu jedem compendiösen Genusse desselben nicht geneigt, und sehr bald mischt ihn der Fremde eben so wie der Einheimische mit gewöhnlichem Trink- oder Mineralwasser. Die spanischen Biere sind durchweg sehr mäßig und unbekömmlich, und nur in den großen Städten findet sich echtes, jedoch wenig gepflegtes Münchener Bier, dagegen in den ersten Hotels fast überall Ale und Porter. Die spanische Küche ist in den Hotels der französischen ähnlich, jedoch etwas weichlich und viel Saffran, Oliven und nicht immer wohlschmeckende Fische, Muscheln ꝛc. verwendend. Auf besondere culinarische Genüsse ist daher in Spanien nicht zu rechnen, es sei denn die edlen Weine namentlich von Jerez und Malaga und die große Anzahl und Abwechselung der Erfrischungsgetränke in der heißen Zeit, wie die des Agráz, der Horchata de chufas, des Agua de cébada, des Azahar, eines Aufgusses auf Orangenblüthen, und vieler anderen, von denen manche noch aus der Maurenzeit stammen.

Von Valladolid hat man die Wahl der Linie über Avila oder über Segovia nach Madrid. Die letztere ist in Anbetracht Segovias, mit seiner herrlichen Lage, seinem Alcazar, seinen römischen Bauwerken, darunter der berühmte, noch erhaltene Aquäduct, seiner Fülle mittelalterlicher Kirchen und Paläste im spanischen Burgenstil, einer der ältesten und interessantesten

castilischen Städte, vielleicht vorzuziehen; allein der Anschluß der Züge paßt über Avila besser; überdies läßt sich von Madrid aus ein Ausflug nach Segovia mit dem Besuch des königlichen Lustschlosses la Granja gut verbinden. Die Fahrt auf beiden Linien ist bis zur Sierra Guadarrama reizlos, und nur das Passiren des Duero, südlich Valladolids, und des malerischen, jedoch zum Theil in Trümmern liegenden Castillo de la Mota, des Lieblingsschlosses Isabellas der Katholischen, sowie namentlich Avila, bieten besonderes Interesse.

Avila in seiner ähnlich der von Segovia und Toledo ungemein festen Lage auf einer nach drei Seiten hin steil abfallenden Anhöhe macht mit seiner heut 900 Jahre alten rings um die Stadt völlig erhaltenen mächtigen Ringmauer mit 85 stattlichen Thürmen den vollständigen Eindruck einer Feste des Mittelalters. Seine zu den hervorragendsten romanischen Bauten in Spanien gehörenden Kirchen, namentlich die Kathedralen San Pedro und San Vincente machen die Stadt nebst ihrer Lage sehr sehenswerth. Wer aber wollte alle interessanten Städte Spaniens eingehend besichtigen, ohne darauf die erforderliche nur sehr selten zu Gebote stehende Zeit von einer ganzen Reihe von Monaten zu verwenden?

Von Avila östlich führt uns die Bahn in vielfachen Windungen, Tunnels und Viaducten durch eine öde, wilde Gebirgslandschaft zur Sierra de Malagon, dem Bindegliede zwischen der Sierra Guadarrama und der Sierra de Grédos, und dann mit herrlichem Blick auf das mit Oelbäumen und Weinpflanzungen bedeckte Alberche-Thal, am Schloß des Herzogs von Medina Sidonia bei Las Navas del Marquez vorbei, durch weite Steineichen- und Pinienwaldungen über Wildbäche durch viele Tunnels nach Escorial. Mit lebhafter Spannung erwartet man das Erscheinen des aus der Geschichte Philipps II. so berühmten Klosterpalastes, von dem aus der nächst Karl V. mächtigste Herrscher Spaniens die Geschicke der habsburgisch-spanischen Weltmonarchie leitete. Der Eindruck des gewaltigen, von hohen Thürmen überragten Gebäudecomplexes, des größten Klosters der Welt, bleibt hinter den Erwartungen nicht zurück. In einsamer, öder, nur mit Cistus- und Steineichengestrüpp durchsetzter Feldlandschaft ganz ebenso wie Madrid allein auf das Machtwort des Monarchen aus dem Nichts erstanden, verkörpert das Escorial den Höhepunkt der weltlichen und kirchlichen Machtepoche Spaniens. Allein sein Besuch empfiehlt sich mit größerer Muße von Madrid aus, um in Ruhe einen Tag der Besichtigung seiner umfassenden Sehenswürdigkeiten widmen zu können. Doch der Zug führt uns weiter durch die steppen- und haideartige, nur hie und da mit Getreidefeldern und Weinpflanzungen bedeckte castilische Ebene, und am Morgen um acht Uhr von Valladolid aufgebrochen, gelangen wir um vier Uhr Nachmittags nach Madrid, der Metropole, und neben Barcelona, Sevilla, Valencia und Malaga einzigen Großstadt Spaniens. Bald umfängt uns das Getümmel der Droschken, Hotelomnibusse, Maulthier bespannter Wagen und lasten-

tragender Esel und ihrer Treiber, und durch belebte, von hohen ell-getünchten, balcon- und öfters palmengeschmückten Häusern eingef ßte Straßen gelangen wir rasch in eins der ersten Hotels, das de Roma, ein palaisartiges, elegantes Gebäude mit palmengeziertem Vorhof in der ( alle del Caballero de Gràçia unweit der Puerta del Sol, der Calle de Alcalà und des Prado, den Hauptverkehrsadern der Hauptstadt.

Zur baldigen Orientirung empfiehlt sich wie in allen großen Stä ten eine Rundfahrt im Wagen, und bald durchmessen wir die Puerta del ( ol, den centralsten und belebtesten Platz Madrids mit den größten Hotels und Cafés, dem Unterrichtsministerium und dem Gebäude des Crédit Lyonn is. Hier bilden sich unaufhörlich dichte Gruppen, die den zahlreichen Zeitu gs-verkäufern, die mit dem Rufe: „El Heraldo, El Imperial etc.“ — die Menge durcheilen, die neuesten Zeitungen abkaufen und sofort lebhaft i ber die Nachrichten vom Kriegsschauplatz unter einander debattiren. Auf der Puerta del Sol liegt noch heute ein politischer Hauch, sie bildete fast s ets den Ausgangspunkt politischer Bewegungen und Pronunciamentos von der Zeit derjenigen der Communeros gegen Karl V. an.

Unser Weg führte uns über die Calle de Arsenal zum Platz Isa-bellas II. am königlichen Theater vorbei über die mit prächtigen Garten-anlagen und dem vortrefflichen Reiterstandbilde Philipps IV. geschmückte Plaza de Oriente nach dem mächtigen Palacio Real, der Kathedrale, am General-Capitanat vorüber über die Plaza Mayor, auf welcher Jahr-hunderte lang die Autodafés in Gegenwart des gesammten Hofes statt-fanden, durch die Calle de Atocha nach dem Prado und seiner Fortsetzung, dem Paseo de Recoletes, und dem Park von Buen Retiro, den eleganten Promenaden von Madrid, wo wir gerade zum Beginn des Corsos auf dem Paseo de la Castellana eintreffen. Eine lange Reihe fast durchgehends höchst eleganter Equipagen mit tadellos livrirten Dienern und von weit größerem Luxus der Ausstattung wie diejenigen Berlins und mit Herren und Damen in den ausgewähltesten Pariser Toiletten besetzt, fährt hier, vielfach von Reitern in Civil oder Uniform auf meistens hervorragend schönen andalusi-schen Pferden begleitet, 1 bis $1^1/_2$ Stunden auf und ab, sich mit den Bekannten gegenseitig grüßend, unterhaltend und mit kritischem Auge jede Erscheinung, namentlich eine neue, musternd. Es gehört zum guten Ton in Madrid und anderen spanischen Städten, in eigener Equipage auf dem Corso zu erscheinen, und wer zur ersten Gesellschaft zählen will, macht die Sitte mit, wenn auch das heimische Palais im Innern vielleicht stark ver-nachlässigt und die Haushaltung dürftig ist. Allein auf dem Corso muß die gesellschaftliche Stellung durch Eleganz der Equipagè, Toiletten und Dienerschaft behauptet werden, wenn man nicht social abdanken will. Mit Anbruch der Dunkelheit verschwindet die elegante Welt, denn es ist Zeit zur Comida, der spanischen Hauptmahlzeit, die in Nordspanien um 8 Uhr, in Südspanien um 7 Uhr stattfindet. Ein dichter Strom von Menschen

wälzt sich durch die Calle de Alcala nach der Stadt zurück, und das Leben in den Restaurants und eine Stunde später dasjenige vor und in den Theatern und Cafés beginnt. Wir kehren zum Hotel zurück, machen rasch Toilette und begeben uns an die von zahlreichen Congreßmitgliedern besetzte Table d'hôte, wo bald die Camareros den vino tinto und blanco serviren. Rioja und Val de Peñas sind die üblichsten Marken, beide gut, aber etwas schwer und besser mit Wasser verdünnt. Wir finden spanische, französische, englische Aerzte und Männer der Wissenschaft an der Tabl d'hôte, einen italienischen Militärchefarzt in voller Uniform und zum liebenswürdigen Nachbar einen Bezirksarzt von Arles sowie den wohlbeleibten Physikus aus Malmö wieder, den wir bereits 1895 in Konstantinopel beim Congreß kennen lernten, und den munteren englischen Doctor, der auf dem uns von dort nach Athen führenden Dampfer die griechischen Zwischendeckspassagiere im Mondlicht des ägäischen Meeres ihre National-Tänze aufführen ließ. Bald ist Alles in lebhafter Unterhaltung und tauscht Erinnerungen an frühere Congresse und Reiseerlebnisse aus. Angenehm vergeht so der Abend, allein die nach der Reise Ruhebedürftigen ziehen sich nicht allzuspät zurück.

Madrid steht wie alle Großstädte nicht sehr früh auf, und nachdem die ersten Stunden des regen Marktverkehrs, der in der Markthalle der Plaza de la Cebáda nicht uninteressant zu beobachten ist, vorüber, wird es, mit Ausnahme der Puerta del Sol, still auf den Straßen und Plätzen, und erst um die Zeit vor und nach dem Almuerzo, dem zweiten mittagstischartigen Frühstück, beleben sich dieselben wieder und ganz besonders am Spätnachmittage und Abends, wo Madrid, was den Glanz und die Bewegung modernen Lebens betrifft, sowohl München und Dresden, wie selbst Brüssel und Wien, letzteres mit Ausnahme der Hochsaison, übertrifft. Allerdings werden Paris, Berlin und London in dieser Hinsicht auch nicht annähernd von ihm erreicht; allein für eine Hauptstadt von nur 500 000 Einwohnern ist der Verkehr ein sehr lebhafter.

Obgleich Spanien nächst Italien das Land ist, welches die herrlichsten Dome aufweist, so besitzt Madrid, selbst das Panteon von San Francisco nicht ausgenommen, keine einzige Kirche von besonders hervorragender Architektur, und nur die im Bau begriffene Cathedrale de Nuestra Señora de la Almudena verspricht vielleicht ein solcher zu werden. Jedoch ist das Innere der Kirchen fast überall prächtig und sehenswerth. An monumentalen Bauten ist jedenfalls der imposanteste das königliche Palais, auf hoher Terrasse am Thalrand des Manzanares gelegen, mit herrlichem Blick auf die Sierra Guadarrama; zu Füßen der schöne Schloßgarten des Campo del Moro, wo der Almoravide Ali Ibn Jusuf 1109 bei der Belagerung des Alcazars des alten Castells Madschrit, von dem Madrid den Namen erhielt, sein Lager aufgeschlagen hatte. Gegenüber liegt der hübsche Park der Real Cases del Campo, ferner sind zu nennen: das Nationalmuseum und die Bibliothek, die spanische Bank und die Börse, die Gemäldegalerie am Prado, das Artillerie-

museum, der Justizpalast, die Cortes und das Museum der Reproductionen, und der Torre de los Lujanes, in welchem Franz I. nach seiner Gefangennahme bei Pavia eine Zeit gefangen gehalten wurde. Madrid ist reich an Standbildern, die besten derselben sind die erwähnten Reiterstatuen Philipps III. und IV. und bemerkenswerth diejenigen des Cervantes, Murillos, Isabellas der Katholischen und des Columbus. Am schönsten aber, nach Lage und Ausführung, ist unstreitig das Marmormonument der „Dos de Mayo", der beiden heldenmüthigen Führer des Aufstandes vom 2. Mai 1808 gegen die Franzosen, und fernere prächtige Zierden des Prado bilden die Monumentalbrunnen der Fuentes de Cibele, de Apolo und de Neptuno, sämmtlich aus dem 18. Jahrhundert herrührend. Es muß auffallen, daß in Madrid, und unseres Wissens in ganz Spanien, mit Ausnahme des auf dem Arco de Santo Maria in Burgos befindlichen, künstlerisch ganz unbedeutenden Standbildes, sich keine einzige namhafte Statue des Nationalhelden Cid vorfindet. In Valencia existirt nur eine Plaza del Cid, jedoch ohne Standbild desselben. An alten Adelspalästen weist Madrid noch einige interessante auf, so den des Herzogs von Abrantes, den Palacio de Mugra und den von Pastrana, den einst die Fürstin Eboli bewohnte, vor dessen Pforte der Nebenbuhler ihres Geliebten Antonio Perez, Juan Escobedo, der Secretär Don Juans d'Austria, am 12. März 1578 ermordet und von wo sie, von Philipp II. persönlich überwacht, nach dem Schlosse Pinto abgeführt wurde, woselbst sie drei Jahre eingekerkert blieb.

Wenn man die Sehenswürdigkeiten Madrids nach ihrer Bedeutung und dem Interesse, welche sie erregen, in eine gewisse Abwägung gegeneinander bringen will, so ist nebst dem eigenartigen Charakter des Lebens und Verkehrs und der Gesammtanlage der Hauptstadt die Gemäldegalerie des Prado unbedingt in erster Linie zu nennen, deren unvergleichliche Schätze an Werken des Velasquez, Murillos, Riberas, Goyas, Tizians, Rafaels, Tintorettos, Veroneses, Tiepolos, Nicolas Poussins, Claude-Lorrains und der flämischen Schule ꝛc. durch zahlreiche Stiche und Photographien bekannt sind. Wie mächtig dieselben jedoch in ihrer fast unveränderten Farbenpracht und in herrlichen Räumen aufgestellt wirken, kann man sich kaum vorstellen, und die Sammlung von über 2000 Werken macht einen ebenso bedeutenden und werthvollen Eindruck wie diejenigen des Louvre und von Florenz und übertrifft diejenigen der Dresdener Galerie. Der bereits beanspruchte Raum verbietet uns, auch nur ganz flüchtig auf die einzelnen Säle und Werke einzugehen, und müssen wir dies der Autopsie und den kunstgeschichtlichen Werken über Spanien überlassen.

Nächst der Prado-Galerie ist die Rüstkammer und Waffensammlung der Armeria am königlichen Schloß vom höchsten geschichtlichen Interesse. Die Paraderüstungen und Feldharnische Karls V., Philipps II., III. und IV. sowie Don Juans d'Austria, Alexander Farneses, die bei Pavia erbeuteten Waffen Franz' I., maurische und türkische Trophäen, westgotische Geschmeide

aus der Zeit des Königs Receswinth, Knabenharnische der Infanten, das Stechzeug und Jagdgeräth spanischer Fürsten, die Schwerter des Gran Capitan Gonzalo de Cordova, des Fernan Cortes und die Tizona des Cid, sämmtlich in künstlerisch vollendeter Ausführung von den ersten Waffenschmieden ihrer Zeit hergestellt, vermögen den Beschauer stundenlang zu fesseln. An sonstigen hervorragenden Sehenswürdigkeiten sind noch zu nennen: das archäologische Nationalmuseum, eine ungemein reichhaltige Sammlung, das neue Kunstmuseum mit zahlreichen Werken der neuen spanischen Schule, die Schloßkapelle im königlichen Palast und für Militärs das Artillerie- und das Marinemuseum, sodann der Hofmarstall und die Hofwagenburg. Außerdem der schöne Park des Buen Retiro mit seiner bedeutenden geschichtlichen Vergangenheit, dem der Minister Philipps IV., der Herzog von Olivares, seine heutige Gestalt verlieh, und endlich die Plaza de Toros ein mächtiger 14 000 Zuschauer fassender, amphitheatralischer, moderner Kolossalbau maurischen Stils.

Die nationale Volksbelustigung Spaniens, die Stiergefechte, nehmen auch in der Landeshauptstadt eine allererste Rolle ein, und alle großen wie selbst mittleren Städte haben ihre Stierkämpfe und ihren Stiercircus. In Madrid finden im Frühjahr und Sommer jeden Sonntag Stiergefechte statt, und diese Belustigung ist dort so typisch wie bei uns die Concerte. Wir müssen es uns versagen, auf den Verlauf der überdies vielfach beschriebenen Stiergefechte näher einzugehen, und erwähnen nur, daß Andalusien die meisten Stiere wie Stierkämpfer liefert und daß jede Quadrilla eine Genossenschaft derselben bildet, bei der das Jahreseinkommen der einzelnen Mitglieder je 8000—15000 Pesetas, das des Spada oder Matador jedoch 80—150 000 Pesetas beträgt, ja der berühmte La Guerrita hatte in einem Jahre, in dem er allerdings 225 Stiere erlegte, einen Gewinn von 380 000 Pesetas und war Villenbesitzer bei Escorial. Der Aufzug der in der spanischen Nationaltracht ungemein reich costümirten Quadrillas mit den berittenen Alquazils in altspanischer Tracht an der Spitze, in den von vielen Tausenden Zuschauern bis in die obersten Reihen dicht besetzten mit eleganten Damentoiletten in den Logen brillirenden Circus, macht einen überaus prächtigen Eindruck, und der Beginn des Kampfes, im Moment, wo der Stier in die Arena gelassen wird, ist für den Neuling besonders spannend. Allein wir müssen gestehen, daß der Verlauf des Kampfes selbst insofern unseren Erwartungen nicht entsprach, als manche der Stiere, obgleich Prachtexemplare ihrer Gattung, nicht besonders kampflustig waren und alle erst durch zum Theil sehr grausame Mittel zur höchsten Wuth gereizt werden mußten. Auch sind die Bewegungen des Stieres im Ganzen schwerfällig und anscheinend langsam und lassen die beständige Todesgefahr, in der die Kämpfer schweben, weit geringer erscheinen, wie sie es thatsächlich im höchsten Maße ist, so daß alle Mitglieder der Quadrillas sich aufgefordert fühlen, vor dem Stiergefecht das Abendmahl zu nehmen. Aber

bewunderungswürdig ist die Eleganz und die Sicherheit, mit der der Spada oder Matador, nachdem der Stier von den Banderilleros und Picadores genügend gereizt ist, demselben die Estocada, den Todesstoß, von rechts durch den Nacken in's Herz giebt, oder den Stier in die Degenklinge rennen läßt. Man hat die Grausamkeit der Stiergefechte vielfach scharf verurtheilt, allein noch heute hetzt man in anderen Ländern den Keiler, den Hasen und den Fuchs mit der Meute, bis der erstere, von deren Bissen zerfleischt, vom Jäger abgefangen wird und somit dieselbe Estocada erhält wie der Stier. Allerdings sind die dem Stiere in's Fleisch des Nackens eingestoßenen Widerhaken der Bandilleros, die bei trägen Stieren Feuerwerkskörper in deren blutenden Wunden entzünden, ein höchst grausames Reizmittel, allein der Schluß und Hauptakt des Stiergefechts ist im Wesentlichen derselbe, dem er beim Schlächter unterliegt. Von auffallender Schönheit sind die Erscheinungen der Stierkämpfer, durchgängig sehr kräftige und muskulöse Gestalten von fast römischem Typhus. Die spanische Männerwelt ist überhaupt schöner als die der Frauen, die, zwar durch prächtiges, fast stets dunkelbrünettes Haar und feurige schwarze Augen, sowie durch elegante jedoch meist sehr schmächtige Figuren ausgezeichnet, von nicht selten kränklichem Aussehen und blasser Gesichtsfarbe sind, die andeutet, daß sie sich wenig im Freien bewegen und den größten Theil des Tages, namentlich in der heißen Jahreszeit, in ihren Häusern und Patios unthätig auf der Chaiselongue zubringen und, die unteren Klassen ausgenommen, erst gegen Abend zum Corso in's Freie kommen und jedem Sport des weiblichen Geschlechts der nordischen Nationen völlig abhold sind.

Wir dürfen Madrid nicht verlassen, ohne der Landplage des Bettelns in Spanien zu gedenken, die schon in Burgos an der Kathedrale und den übrigen Sehenswürdigkeiten uns auffiel und die sich auch in der Hauptstadt, wenn auch verhältnißmäßig weniger, dagegen im Süden, namentlich in Granada, äußerst lästig fühlbar macht. Man vermag ihr nur durch das Opfer einiger Centimos und ruhiges Ablehnen weiterer Gaben zu begegnen.

Madrid bietet Anlaß zu mehreren hochinteressanten Ausflügen in die weitere Umgebung, und zwar sind die lohnendsten derselben der nach dem Escorial, nach Toledo, ferner nach Aranjuez und, wenn auf der Hinfahrt noch nicht unternommen, der nach Segovia und La Granja.

Der Ausflug nach dem Escorial ist per Bahn bequem in einem Tage durchzuführen, und von der freundlich gelegenen Station aus führt uns dort haltendes Fuhrwerk an den Jardines del Principe vorbei, in wenigen Minuten nach dem berühmten Klosterpalast. Derselbe imponirt mehr durch seine Mächtigkeit, seine majestätische Höhe und Dimensionen wie durch Schönheit, er macht mit seinen gewaltigen grauen Granitmauern einen düsteren, festungsartigen Eindruck. Die weiten Hallen des Klosters, seine 16 Höfe, seine über 20 deutsche Meilen langen Corridore und dieselben umgebenden großen Plätze sind verödet, und die wenigen Augustinermönche, sowie das von ihnen

geleitete Collegium im nördlichen Flügel verschwinden bei den ungeheuren Dimensionen völlig. Ein Vierteljahrhundert wurde von Philipp II. und Juan de Herrera, nach des Königs eigenen Angaben und unter dessen Aufsicht, am Escorial gebaut, zu dem Bautista de Toledo die Vorarbeiten leitete, und 16½ Millionen Pesetas, eine in heutiger Zeit etwa 50 Millionen entsprechende Summe, darauf verwandt. Das in ihm enthaltene Pantheon der spanischen Herrscher wurde erst unter Philipp IV. vollendet. Der Escorial bildet in seiner gesammten Anordnung und Gestalt das charakteristische Monument der Regierung Philipps II., in dem sowohl die unbedingte Herrschaft der katholischen Kirche wie die Idee der absoluten Monarchie und des spanisch-habsburgischen Weltreichs verkörpert sind. Unter den inneren Sehenswürdigkeiten des Escorial sind der imposante, dem ursprünglichen Plane der Peterskirche nachgebildete 90 m hohe Kuppelbau der Kirche mit ihren prächtigen Fresken und der Capilla Mayor und ihren Marmorsäulen und vergoldeten Statuen, ferner das Pantheon der Herrscher Spaniens und der Infanten mit seinem wenn auch überladenen Marmor- und Goldschmuck besonders bemerkenswerth. Ferner die Capitelsäle mit einer vortrefflichen Gemäldesammlung, namentlich großer italienischer Meister und einem berühmten Velasquez, die Bibliothek mit zahlreichen höchst kostbaren Werken und guten Portraits Philipps II., Karls V. und einiger anderen spanischer Herrscher und vielen Handschriften. Ein bedeutendes Interesse beanspruchen die wenigen höchst einfachen Räume, in denen Philipp II. wohnte und die in der That an Klosterzellen erinnern; von hier aus begab er sich täglich zur Messe und den Andachten der Mönche und nahm durch eine geheime Thür Zutritt zu seinem Sitz unter ihnen in der Südwestecke des oberen Chors. Hier erhielt er die Nachricht vom Siege bei Lepanto und befahl er, ohne sein Gebet zu unterbrechen, nach dem Gottesdienste das Te Deum für denselben, und hier starb er mit dem Blick auf den Hochaltar mit dem Crucifix Karls V. in der Hand. Seine Nachfolger bauten den Nordosttheil des Escorial zu einem prächtigen Palaste aus, der namentlich durch seine herrlichen spanischen und vlämischen Gobelinteppiche nach Goya und anderen, sowie durch seinen freskengeschmückten Schlachtensaal und die von Karl IV. unter einem Aufwand von 7 Millionen geschaffenen, mit feinem Holz getäfelten Zimmer sehenswerth ist. Den Abschluß des Besuches des Escorial bildet derjenige der in den Jardines del Principe gelegenen Casita, eines äußerst prächtigen, Ende des 18. Jahrhunderts für den Prinzen Karl errichteten ländlichen Palais, das im Innern sehr reich mit Marmor, Gemälden, Elfenbeinschnitzereien und werthvollen Porzellanen ausgeschmückt ist. Man kann mehrere Tage mit der eingehenden Besichtigung der Sehenswürdigkeiten des Escorials zubringen, allein die uns nur verfügbare Zeit mahnte uns zum Aufbruch, und in 1½ Stunden bringt uns die Bahn durch die Haideflächen der kastilischen Ebene vom Fuß der Sierra Guadarrama nach Madrid zurück. Unterwegs

erfuhren wir, daß General Weyler unlängst den Augustinern im Escorial einen Besuch abgestattet habe, um dabei mit dem Carlistenführer Mella ungestört eine Conferenz abzuhalten, wobei sich der Letztere vergeblich bemühte, den berühmten General auf die Seite der Carlisten zu ziehen. Wir erreichten Madrid rechtzeitig zur Comida und zum Theater, verschoben den Besuch desselben jedoch auf einen anderen Abend.

Madrid besitzt neun Theater, darunter das elegante Teatro Real für 2400 Zuschauer; allein das spanische Theater hat seine Blüthezeit seit lange hinter sich; noch giebt man zwar die klassischen Stücke und — Vaudevilles und die Singspiele der Zarzuelas; aber die Bühne ist im Verfall, die Darsteller in alter Schablone befangen und mit wenigen Ausnahmen, wie Maria Guerrero und Diaz de Mendoza, die bei uns im letzten Winter gehört wurden, mittelmäßig, obgleich der Spanier ganz hervorragende natürliche Anlagen für die Bühne besitzt. Die schöne Sprache, die freie, natürliche gute Haltung sind ihm angeboren, aber die ganze Anlage der spanischen Bühne wie ihre Tradition sind mangelhaft, und es fehlt an einheitlicher stetiger Fortentwicklung des Dramas, sowie an der erforderlichen Disciplin der Schauspieler, die meist die Wirkung des Ensemble zu Gunsten des Hervortretens ihrer eigenen Rolle preisgeben. Der kurze Aufschwung, den das Theater unter Isabella II. nahm, ist raschem Niedergang gewichen, und nur das Teatro Real und dessen Bühne sowie das Teatro español unter der Leitung der Familie Guerrero leisten, die ersteren allerdings in einem sehr beschränkten Repertoire, noch recht Gutes. Fremde Operetten und Vaudevilles drängen die charakteristisch spanischen Singspiele der Zarzuelas mehr und mehr in den Hintergrund. Allein der Genuß, ein spanisches Stück zu sehen oder eine spanische Oper zu hören, ist für den, der die Sprache nicht beherrscht, selbstverständlich nur ein halber und empfiehlt sich daher nur, um auch nach dieser Seite hin spanisches Leben und Kunst sowie die spanische Gesellschaft und ihre Celebritäten in großer Toilette kennen zu lernen.

Unser nächster Ausflug galt dem sowohl durch Schillers Don Carlos, wie namentlich durch die erzwungene Abdankung Karls IV. und seines Ministers Godoy, des Principe de la Paz, berühmt gewordenen Aranjuez, der schön am Tajo gelegenen früheren Sommerresidenz des Hofes. An Stelle des Jagdschlosses, welches hier Karl V. errichtete und Philipp II. erneuerte, steht heut, nachdem Brände dasselbe wiederholt zerstörten, ein mächtiger, von Philipp V. im Stile Ludwigs XIV. errichteter Bau, mit herrlichem Treppenhaus, prächtigen Sälen, schönen Corridoren und einer interessanten Nachahmung eines Raumes der Alhambra, einem chinesischen Cabinet und einigen bemerkenswerthen Gemälden; allein das Palais macht, obgleich noch von Alfons VII. wiederholt bewohnt, keinen besonders wohnlichen Eindruck, und auch die an sich schönen Gärten lassen die rechte Pflege vermissen. Der vom Tajo umflossene Park der „Isla“ ist, zum Theil im Rococostil mit

vielen Wasserkünsten angelegt, und durch die herrliche Platanenallee des „Salon de los Reyes Catholicos“, die ihren Namen den Sommeraufenthalten Isabellas der Katholischen in Aranjuez verdankt, bemerkenswerth. Der sich östlich anschließende Garten oder Park des „Jardin del Principe“ ist berühmt durch seine riesigen Platanen und Ulmen, sowie seine Nachtigallen und die Casa de Labrador, ein 1830 im Trianonstil erbautes, völlig modernes Lustschloß Karls IV., dessen prächtiges Innere mit seiner Sculpturengalerie, seinen Vasen, Seidentapeten, Gemälden, Musikwerken, Marmorornamenten und Mosaikböden sehenswerth ist. Allein der Hauch der Verlassenheit liegt über dem nur von Hausofficianten bewohnten Aranjuez, dessen schöne Tage mit dem glänzenden Leben, welches der spanische Hof hier verbreitete, in der That heut vorüber sind. Nichtsdestoweniger kehrten wir befriedigt von dem Besuch der historischen Stätte nach Madrid zurück.

Wer in Madrid nicht auf längere Zeit verweilt und von dort, wie die meisten Besucher, den Weg nach dem Süden nimmt, thut gut, den Ausflug nach Toledo auf der Fahrt nach Cordova zu unternehmen, um nicht denselben Weg drei Mal zurücklegen zu müssen. In ganz Spanien läßt sich kein größerer Contrast zwischen zwei größeren Städten finden, wie derjenige zwischen dem im Allgemeinen völlig modernen und räumlich imposant angelegten, von Leben pulsirenden Madrid und Toledo, der ihrer Bauart nach völlig maurischen Stadt, dort breite, verkehrsreiche Straßen, prächtige Promenaden und Gärten, hier auf hohem, gewaltigem, vom Tajo auf drei Seiten umströmten Felsplateau ein Gewirr von engen, gewundenen Straßen mit hohen Häusern mit spärlichen Fenstern, die gegen den Wind, der das Plateau bestreicht, und gegen die Strahlen der Gluthsonne Spaniens Schutz bieten und das häusliche Leben auf dem maurischen Hof des Patio concentriren; düster und abgeschlossen sind diese Häuser, festungs- und klosterartig. Die mächtige westgotische Stadtmauer König Wambas umschließt noch heute die uralte Stadt; aus der römischen Zeit finden sich Ueberreste in der Vorstadt Covachueles, sowie die des Circus maximus der nahen Tajoebene der „Veja baja“. Die maurische Zeit ist dagegen an monumentalen Bauten in den Fundamenten des Alcazar, in der herrlichen Puerta del Sol, der Puerta Visagra, der Synagoge, dem Palacio de Galiana u. s. w. vertreten. Die für frühere Zeiten unvergleichlich feste Lage von Toledo auf einem fast quadratischen Felsplateau von vier Kilometern Umfang, auf drei Seiten vom Tajo umflossen, und auf der vierten ebenfalls steil zur Ebene abfallend, sowie seine geographische Position im Herzen Spaniens am schiffbaren Tajo, bestimmten Toledo schon früh zum politischen und kirchlichen Centrum Spaniens, dessen Hauptstadt es bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war, und der an der Stelle eines römischen, später von den Westgoten benutzten Castells errichtete Alcazar diente als Residenz. Häufig durch Brand zerstört, aber immer wieder aufgebaut und in allen Façaden erhalten, wird der immer noch sehr stattliche

Alcazar heute als Kadettenanstalt benutzt, und in seinem herrlichen Patio mit doppelten korinthischen Säulengängen erinnert eine schöne Bronzegruppe an Karl V., der den Palast vergrößerte, als Sieger von Tunis. Toledo ist noch heute der Sitz des Primas von Spanien, der früher hier über einen Clerus von 160 Geistlichen verfügte. Seine zahlreichen, herrlichen Kirchen entstammen der spanischen Zeit, nnd Toledo bildet somit den architectonischen Krystallisationspunkt der Baukunst der vier großen Bauperioden, auf welche Spanien zurückblickt. Unter seinen monumentalen Bauten ist die in frühgotischem, nordfranzösischem Stil gehaltene Kathedrale die am meisten hervorragende. An Schönheit des äußeren Baus giebt sie der Kathedrale von Burgos nichts nach und übertrifft sie an Majestät und an Pracht der Glasgemälde der Fenster und ähnelt ihr an Reichthum und Schönheit der Kapellen, des Chores, der Capilla Mayor, den Silleria und der Sala Capitular. Sehr bemerkenswerth ist auch hier der gartengeschmückte Hof des Claustro mit seinen herrlichen gotischen Kreuzgängen. Es würde uns zu weit führen, auf eine Beschreibung der Kathedrale sowie der interessanten Kirchen von San Juan de los Reyes, Santa Maria la Blanca, der Synagoge del Transitor und der Moschee el Cristo de la Luz einzugehen. Bemerkenswerth ist, daß in der Capilla Mozarabe der Kathedrale noch täglich Vormittags Gottesdienst nach westgotischem Ritus stattfindet, der sich vom lateinischen in zahlreichen Punkten unterscheidet.

Toledo ist für den Fremden keine Stadt des Vergnügens, da es nur ein mäßiges Theater und einen Stiercircus besitzt, sondern lediglich eine solche des historischen Interesses. Seine einzige Promenade ist die um die Stadtmauer mit schönem Blick auf die Vega und die Terrasse des an der Stelle von König Wambas Palast gelegenen „Miradero", der eine weite Umsicht auch über die Vega hinaus auf die sonnenverbrannte orientalische Einödenlandschaft bietet, welche Toledo in weitem Umkreise umgiebt. Noch existirt die berühmte toledanische Waffenfabrikation, jedoch fast lediglich in moderner für die Armee bestimmter Gestalt, jedoch finden sich in den Magazinen der Calle del Commercio auch schöne Klingen, Messer, Dolche, Papiermesser u. s. w. In Toledo werden alle Sehenswürdigkeiten zu Fuß besichtigt, da Wagen und Equipagen in dem Gewirr der engen Straßen nicht zu benutzen und keine Droschken zu haben sind, und nur zu Fahrten in die Umgebung bedient man sich derselben. Toledo besitzt bei einer Einwohnerzahl von nur 18000 Seelen, gegen früher, wie man sagt, 200000, nur ein gutes Hotel, die ganz im maurischen Stil prächtig gebaute Fonda de Castilla, bei der es sich jedoch, wie bei allen spanischen Hotels, ganz besonders empfiehlt, vorher mit dem Wirth den Pensionspreis zu vereinbaren.

Wer von Toledo nach dem Süden Spaniens strebt und den Abstecher nach Lissabon auf spätere Zeit verschiebt, den führt der Bahnzug durch die unabsehbaren Einöden der Mancha, deren an sich guter Boden derartig mit

Steinen und hie und da mit Eichenbüschen bedeckt ist, daß seine Cultur nur streckenweise möglich ist. Wir passiren bei Campo de Criptana die Windmühlen, gegen welche Cervantes den Angriff des Don Quichote verlegt, und bei Argamasilla angeblich den Geburts- und Sterbeort des ingeniösen Ritters; darauf den berühmten Weinbauort Val de Peñas mit seinen Rebenhügeln, und alsdann langsam über haideartige Strecken zur Sierra Morena aufsteigend den Paß von Despeñaperros in zahlreichen Tunnels und tief eingeschnittenen wild romantischen Schluchten mit zum Theil herrlichen Ausblicken nach rückwärts und befinden uns bald, die Minenstadt Linares westlich lassend, im östlichen Hügellande Andalusiens.

Wie mit einem Zauberschlage wechselt die Vegetation, üppige Olivenwaldungen, reicher Feldblumenflor und vielfacher Weinbau treten auf, Agaven und Aloen sprießen neben den Schienengleisen und auf den Feldern, und die nach einem soeben herabgegangenen Gewitter prächtigen purpurnen und violetten Farbentöne des Abendhimmels beleuchten die herrliche südliche Landschaft, und blühende Orangenhaine senden ihre vom linden, feuchten Abendwinde getragenen Düfte durch die Fenster des Coupés.

Dieser erste landschaftliche Eindruck Andalusiens blieb daher nicht hinter unseren Erwartungen zurück. Spät in der Nacht erst erreichen wir nach fünfzehnstündiger Fahrt Cordova, werden von dem überfüllten Hotel Suizo abgewiesen und müssen mit einer echt spanischen Fonda, der Fonda Espanola am Paseo des Gran Capitan vorlieb nehmen, wo wir jedoch freundliche Aufnahme und Alles gut finden.

Nach Cordova kommt man mit weit größeren Erwartungen, wie der heute noch nicht im Entferntesten mehr seiner früheren gewaltigen Bedeutung und Ausdehnung entsprechende Ort zu befriedigen vermag. Zwar ist noch immer die Lage Cordovas am Fuß der dasselbe überragenden gleichnamigen Sierra und am Guadalquivir schön, und die Bogen der maurisch-römischen Brücke über denselben von malerischer Wirkung, allein im Uebrigen ist die, wenn auch 50000 Einwohner zählende Stadt heute eine gefallene Größe, ohne Verkehr und Leben, mit niedrigen Häusern, engen Straßen und Plätzen und keinem einzigen bedeutenden monumentalen Bauwerk, außer der Kathedrale und etwa dem Alcazar und der Guadalquivirbrücke. Der Contrast mit seiner glänzenden Vergangenheit ist um so größer, als die Stadt vor 900 Jahren bekanntlich nicht nur der Mittelpunkt des maurischen Spaniens unter den Omajaden, sondern auch eine weltberühmte Pflanzstätte der Wissenschaften bildete, die von Studirenden des ganzen Abendlandes aufgesucht wurde, und als ihr Reichthum gewaltig und ihre öffentlichen Bäder, Bauten und Bewässerungsanlagen unvergleichlich waren. Heute ist außer den erwähnten Bauwerken von alledem nur die Erinnerung geblieben, sowie die an seine berühmten Söhne, die beiden Seneca, und manche hervorragende arabische und jüdische Gelehrte, die Spanier de Mena und de Cespédes und an den großen Capitan Gonzalos de Cordova. In der Kathedrale aber,

der Hauptmoschee der Mauren in ganz Spanien nnd der größten maurischen Moschee der Welt nach der Kaaba, haben sich die Omajaden ein unvergängliches Denkmal gesetzt, dessen Schönheit von keinem anderen religiösen Bau der Araber übertroffen wird. Dieselbe zeigt sich jedoch, mit Ausnahme einiger Portale, nur im Innern des Baues, während seine Umfassung von einer einförmigen, zinnengekrönten, bis sechzig Fuß hohen Mauer gebildet wird, die der Moschee einen castellartigen Charakter verleiht.

Von unvergleichlicher Wirkung sind dagegen die Hallen des Inneren, die von einem Säulenwalde von 850 Marmor-, Porphyr- und anderen Säulen getragen, von herrlichen bunten Glasfenstern, durch die das Sonnenlicht gedämpft hereinfluthet, erhellt werden, und die nicht sowohl in der auch in sie störend hineingebauten Capilla Mayor, sondern vielmehr in dem prächtigen maurischen Heiligthum des „Mihrab" mit seiner Marmorkuppel, seinen Säulenbogen und herrlichen Mosaiken ihren künstlerischen Glanzpunkt besitzen.

Die Kathedrale ist reich an Capellen, jedoch arm an Kunstschätzen, und ihre einst prachtvolle Artesonadodecke fast überall durch kahle Gewölbe ersetzt. Von ganz eigenartiger Schönheit sind ihr prächtiger Vorhof, der „Patio de los Naranjas" oder Orangenhof, in welchem stattliche früchtetragende Orangenbäume und Palmen sich über frischem Rasenteppich wölben, das Wasser von fünf schönen Brunnen rauscht, und der unverkennbar an den Orient erinnert, Bettler umlagern den mit alleinstehendem stattlichen Glockenthurm des Hernan Ruiz gezierten Ausgang der Moschee und werden mit einigen Centimos befriedigt. Wir verlassen das bedeutendste maurische Bauwerk Spaniens nebst der Alhambra und dem Alcazar von Sevilla, widmen dem schönen moosbewachsenen Monumentalbrunnen des Triunfo und dem dorischen Triumphbogen des Herrera einen Blick und wenden uns zu dem gewaltigen Gebäudecomplex des Alcazar mit seinen Thürmen und Resten der einstigen Burg der Chalifen von Cordova und seinem herrlichen, in der üppig blühenden Flora Andalusiens prangenden, von frischen Fontainen und Wasserläufen bewässerten bäderreichen Garten, in welchem uns dort beschäftigte andalusische Mädchen Blumen darbieten. Ein Gang über die römisch-maurische Brücke bis zum arabischen Brückenkopf, Calahorra, mit schönem Blick auf die Kathedrale und die dahinter liegende Sierra de Cordova und die maurischen Mühlen im Guadalquivir beendet unsere Besichtigung der Stadt, da unsere verfügbare Zeit die Besichtigung der minder sehenswerthen Kirchen, des unbedeutenden Museums sowie das Unternehmen der verschiedenen landschaftlich lohnenden Ausflüge nicht gestattet.

Von Cordova führt unser Weg mit der Bahn nach Sevilla, das bei ziemlich frühem Aufbruch Nachmittags erreicht wird. Die reich cultivirte Sierra de Cordova mit ihren Olivenpflanzungen und malerisch gelegenen blendend weißen Gehöften bleibt bald rechts hinter uns, und wir durchmessen zunächst die heute hier öde Campina des Guadalquivirthales, an die sich

jedoch bald wieder üppige Felder mit südlicher Vegetation, sowie Orangen- und Olivenanpflanzungen, anschließen. Nicht selten bilden eine hübsche Dorf- oder Stadtkirche oder die bethürmten Ruinen eines maurischen Schlosses, wie Almodovar, Sete Fillas u. a. die pittoreske Staffage der Landschaft, welche an schweren Pflügen ziehende Stiere, Maulthiere mit ländlichen Fahrzeugen, Landleute und Eseltreiber mit ihren korbbeladenen Thieren ergänzen. Die Getreidefelder werden üppiger, die Olivenpflanzungen zahlreicher und der Flor der Feldblumen farbenprächtiger, da in der Ferne taucht am Horizont die „Giralda", das Wahrzeichen Sevillas, vor uns auf. Bald finden wir, am Bahnhof angelangt, unter dem Geschrei der Cocheros und zeitungverkaufender Mozos den Omnibus des Hotels de Paris, und derselbe bringt uns rasch über die platanenbestandene, ungemein belebte Rabida-Promenade und einige hübsche Straßen nach dem freundlichen Plaza Pacifico, wo Don Pedro, ein geborener Baleare von Menorca, der fließend deutsch spricht, uns am Hotel empfängt. Aus der kleinstädtischen Stille Cordovas sind wir in das bunte, beständig fluctuirende Leben der andalusischen Hauptstadt versetzt, zahlreiche Reisende kommen und gehen, zwar ist die ihrer Kirchenfeste und Aufzüge halber berühmte Osterwoche, die Settimana Santa, bereits vorüber, allein noch sind alle Hotels überfüllt, eine mexikanische Millionärin, die aus Paris mit großer Gesellschaft eintraf, hat dreizehn Zimmer in unserem Hotel besetzt, giebt dort Bälle und Diners, und die sie begleitenden Caballeros erscheinen des Morgens im elegantesten Pariser Sportsmancostüme und tummeln sich zu Pferde auf der Promenade der Delicias am Guadalquivir. Ihre Gefährtin macht drei Mal täglich brillante Toilette und regt damit die übrigen Damen im Hotel zur Nachahmung an. Vornehme spanische Familien statten in wappengeschmückten Equipagen im Hotel Besuch ab, und in dem gegenüberliegenden noch bedeutenderen Hotel de Madrid ist kein Zimmer mehr zu haben und sind die Pensionspreise auf 30 Pesetas pro Tag gestiegen. Wir finden in einer Dependenz des Hotel de Paris bei einem Möbelhändler Unterkommen, wo die Wände mit heute sehr werthvollen Möbeln im Empire- und Rococostil, sowie mit Gemälden spanischer Heiligen bedeckt sind. Zum ersten Mal sind wir bei der südlichen Lage des Ortes am Abend genöthigt, die Fenster vor dem Lichtanzünden zu schließen, damit die Mosquitos nicht in's Zimmer dringen, und die „Mosquiteros" vor dem Schlafengehen am Bett zusammenzuziehen. Nichtsdestoweniger finden einige der lästigen Insecten ihren Weg zu unserer Epidermis, und ein den folgenden Tag hindurch fühlbarer Stich belehrt uns über die Undichtigkeit spanischer Gazegewebe.

Am anderen Morgen sind wir früh auf, und unser erster Weg gilt auch hier der Kathedrale, einem der großartigsten und schönsten Dome der Welt. Sevilla bietet an hervorragenden Monumentalbauten und sonstigen Sehenswürdigkeiten unvergleichlich mehr wie Cordova; allein sein Hauptreiz liegt in dem glänzenden Leben und Verkehr der über 140000 Einwohner

zählenden reichen Agrar- und Seehandelsstadt. Seeschiffe kommen hierher von Jeres und Cadix den Guadalquivir herauf und werden, wie schon zur Maurenzeit, unweit des Torre del Oro entfrachtet und befrachtet.

Das Land bringt die Producte Andalusiens, Wein, Oliven, Getreide, Orangen und Korkholz hierher, und ein reges Verkehrsleben herrscht beständig. In der Hauptgeschäftsader, der Calle de Sierpes, wogt der Menschenstrom so dicht wie in der Kalverstraat in Amsterdam und in der Toledostraße in Neapel, und zur Zeit der Kirchenfeste, der Feria und der Velades und Romerias oder Kirchweihen, ist die Stadt namentlich mit Landleuten überfüllt, und der schöne Typus des andalusischen Volksschlages, eine Mischung überwiegend maurischen, spanisch-gotischen und römischen Blutes, wird durch wahre Prachtexemplare beider Geschlechter in den Majos und Majas in ihrer malerischen Nationaltracht repräsentirt. Sevilla ist eine Stadt der Leichtlebigkeit und des Vergnügens mit seinen besonders berühmten Corridas, den Stiergefechten, seinen Pferderennen, Hahnenkämpfen und Velodroms, seinen Volksfesten, seinen Salones cantantes mit ihren Sängerinnen und Tänzerinnen mit Guitarren und Castañetten, und mit seinen maurischen Liedern und Tänzen seiner Zigeuner in der Vorstadt Triana. Das Innere der Stadt macht mit seinen zahlreichen, geräumigen, mit Palmen, Orangen und Platanen bepflanzten Plätzen, seinen, wenn auch häufig engen und krummen Straßen und ihren hellen, höchst sauber gehaltenen balconverzierten Häusern, sowie deren marmorgepflasterten, blumengeschmückten, stets offenen Patios und den herrlichen Promenaden der Delicias und des Parque Maria Louisa am Guadalquivir, sowie des Paseo del Pino, der Marina und anderen, einen ungemein heiteren, freundlichen Eindruck, und die Bevölkerung ist gegen den Fremden weit liebenswürdiger und entgegenkommender wie die stolzen, zurückhaltenden Castilianer.

Der Charakter der Spanier, wie er sich im Mittelalter entwickelte und noch heute ihr Erbtheil ist, repräsentirt persönliche Würde und Eigenliebe. Der Spanier liebt, mit Ausnahme des rührigen Cataloniers und Basken, keine Aufregung und erhitzt sich nicht über Kaufen und Verkaufen, und seiner ganzen geistigen Veranlagung haftet etwas Orientalisches, sowohl in der Ruhe wie in der Erregung an. Er liebt das Ceremoniell und den Prunk, ist jedoch tolerant gegen Nachlässigkeit und Verschwendung. Er ist mit Spanien zufrieden, wie es ist: „Quien dice España dice todo“ — und hegt keine ungeduldigen Wünsche nach dem Getriebe moderner Verbesserungen. Er giebt wenig auf Dynastien, dagegen sehr viel auf Persönlichkeit. Sein Urtheil ist schwer vorauszusehen und sein Festhalten an demselben so hartnäckig wie seine Anhänglichkeit an die einzige Religion, die er der Beachtung eines Caballero werth hält. Diese charakteristischen Eigenschaften finden sich auf jeder Seite der Geschichte Spaniens, und noch heute im Verkehr mit den Spaniern und in der Geschichte Don Quichotes.

Das hervorragendste monumentale Bauwerk Sevillas ist unstreitig die Kathedrale, ein gewaltiger, herrlicher, gotischer Bau mit einer Fülle von Kunstschätzen, in welchem unlängst die Ueberreste des Columbus mit spanischem Pomp unweit seines Sohnes, des Schöpfers der berühmten Bibliothek der Kathedrale, beigesetzt wurden. Die herrlichen Portale, Altäre, Glasgemälde, der Chor, die Capilla Mayor und die übrigen Capellen gleichen an Pracht und Reichthum denen der Kathedrale von Burgos, und ihr Bilderschmuck übertrifft mit seinen Murillos, Pachecos, Cespedes, Campañas u. a. den ihrigen ungemein. Störend beeinträchtigen die mächtige Wirkung des Inneren die Holzgerüste, die zum Schutz der durch Erdbeben gefährdeten Gewölbe aufgeführt wurden und für die Wiederherstellungsarbeiten des Mauerwerks dienen. Ein herrlicher noch aus der maurischen Almohadenzeit stammender Orangenhof ist der Kathedrale nördlich vorgelagert und mit vielem christlichen Beiwerk verziert. In ihm wurde in früheren Jahrhunderten häufig gepredigt. An seiner Südostseite erhebt sich der berühmte maurische Thurm der „Giralda", der frühere Alminar, der nur in ihm und im Orangenhof erhaltenen ehemaligen Moschee. Seine heutige Spitze mit der von einer vier Meter hohen weiblichen Figur gebildeten Wetterfahne des „Giraldillo" ist spanischen Ursprungs. Die Aussicht vom Thurm auf Sevilla und die andalusische Ebene ist eine herrliche.

Unser nächster Gang galt dem der Kathedrale nahe gelegenen berühmten „Alcazar", der, wenn auch bis auf einige Reste an Stelle des früheren maurischen Palastes getreten, so doch von christlichen, maurischen Baumeistern größtentheils aus maurischem Material erbaut und zum Theil im Mudejarstil gehalten ist und in seinem Innern einen außerordentlich prächtigen und imposanten Eindruck macht. Seit über sechs Jahrhunderten und noch heute Residenz der Herrscher Spaniens, wurde der Alcazar von ihnen vielfach ausgebaut und vergrößert und noch in neuester Zeit restaurirt. Die herrliche Farbenpracht seiner Mosaiken, Fayencen und Azulejos übertrifft die bräunlichen Töne der Alhambra weit, und einzelne herrliche Artesonadodecken erinnern an dieselbe. Das prächtige Innere mit seinen säulengeschmückten Hallen, Höfen und Gärten steht zu dem unschönen, festungsartigen Mauerwerk seiner Umfassung allerdings in grellem Contrast. Verbürgte historische Erinnerungen an Peter den Grausamen, Maria de Padilla, Karl V., Philipp II., IV., V. und Ferdinand VI. haften an den Räumen und Gärten, und mit der Besichtigung der letzteren mit ihren herrlichen, alten Orangenbäumen und Palmen, ihren Bädern und Wasserkünsten, beenden wir den Besuch des Alcazar. An anderen Sehenswürdigkeiten Sevillas sind das Provinzialmuseum mit der Akademie der schönen Künste, der Gemäldegalerie mit ihren zahlreichen Murillos und anderer berühmter spanischer Meister und der archäologischen Abtheilung besonders bemerkenswerth, ferner die „Casa de Pilatos", angeblich eine Nachahmung des Hauses Pilatus in Jerusalem, im arabischen Barockstil, sodann das Rathhaus mit seinen histori-

schen Erinnerungen, das Innere der Universitätskirche, und die berühmte Murillogalerie des Hospital de la Caridad, endlich das Sterbehaus Murillos, die Aussichtplattform am Prado de San Sebastian und die Vorstadt Triana, und allenfalls die mehrere Tausend Arbeiterinnen beschäftigende königliche Tabaksfabrik. Auf die interessanten Ausflüge von Sevilla aus, namentlich nach Italica und seinen römischen Bauwerken, ist man bei beschränkter Zeit zu verzichten genöthigt, und wir begnügten uns am letzten Tage unseres Aufenthaltes mit einem Besuch des berühmten Stiercircus der Stadt.

Von Sevilla führt der Weg nach dem Ende April im frischesten Grün prangenden Süden Spaniens per Dampfboot auf dem Guadalquivir oder per Bahn nach Cadix, dem nächst Carthagena besten und jedenfalls geräumigsten und mit seinen Arsenalen wichtigsten Kriegshafen Spaniens. Der letztere Weg ist seiner Kürze und landschaftlichen Abwechselung halber unbedingt vorzuziehen. Man berührt auf ihm das weinreiche Jeres de la Frontera und andere interessante Orte und umfährt in weitem Bogen die von zahlreichen Ortschaften und Ansiedlungen überragte prächtige Bucht von Cadix, während der andere Weg durch die öden Sumpfsteppen der „Marismas“ führt.

Cadix, das Flottenarsenal und der zweite Handelshafen Spaniens, hat eine geradezu unvergleichliche Lage von größerer landschaftlicher Schönheit wie diejenige Gibraltars und ist von ähnlicher Unangreifbarkeit. An der Spitze einer schmalen Landzunge, die sich $1^1/_2$ deutsche Meilen weit in's Meer erstreckt, gelegen, erhebt sich die 62000 Einwohner zählende Stadt auf einem mächtigen Muschelkalkfelsen, der das Meer etwa sechzig Fuß überragt, mit ihrer blendend weißen Häusermasse aus der hier tiefblauen Fluth des atlantischen Oceans und macht, von fern vom Meere oder der gleichnamigen Bai aus gesehen, den Eindruck einer Silberschale, mit der sie in Spanien oft verglichen wird. Nach der Beschießung durch Lord Essex 1596 wieder völlig neu aufgebaut, hat Cadix heut das Ansehen einer völlig modernen Stadt. Alle Häuser sind von blendender Weiße, durchgängig an allen Fenstern mit Balconen und vielfach mit „Miraderos“, den maurischen Aussichtsthürmen auf den flachen Dächern geziert, von denen der zum Signaldienst für die fremden Schiffe dienende „Torre de Vigia“ den imposantesten bildet, und eine herrliche Rundschau auf den Ocean und die Bai von Cadix, sowie die Küste von Rota bis Medina-Sidonia gestattet. Die bei dem begrenzten Bauraum sehr hohen Häuser entbehren allerdings der malerischen „Patios“ der übrigen andalusischen Städte; sind jedoch in Treppen und Fluren verschwenderisch mit italienischem Marmor ausgestattet.

Die Straßen der Stadt sind schmal, sehr sauber und wie die aller spanischen Hafenstädte in den Stunden außer der heißen Tageszeit sehr belebt. Ganz besonders gilt das für den auf der Ostseite an der äußeren

Bai gelegenen Hafen, wo stets zahlreiche Dampfer aller Nationen liegen und ihre Waarenfracht löschen oder einnehmen. Wagen giebt es in Cadix fast gar nicht, und der Straßenlärm fehlt daher. An der Westseite der Stadt liegen unmittelbar hinter den mächtigen Befestigungen die herrlichen Anlagen des Parque Genoves und der Alameda de Apodaca mit hochstämmigen Palmen und sonstigen tropischen Gewächsen und reichem Blumenflor, in welchen Abends die Militärmusik spielt; in unmittelbarer Nähe dieser tropischen Pflanzenpracht aber lagern gewaltige Haufen aller Arten für die Vertheidigung der Stadt bestimmter Geschosse. Ein Rundgang auf der gewaltigen, die Stadt umgebenden, schroff zum Meer abfallenden Festungmauer der „Muralla Real" und deren Bastionen, von so gewaltiger Breite und Mächtigkeit, daß stellenweise Wagen auf ihr fahren könnten, belohnt sich durch den prächtigen Ausblick, den er auf den Ocean und die Küste gewährt, ungemein, und wen militärische Studien nach Cadix führen, der kann sie hier völlig ungestört machen und gegen hundert Geschütze, die hier offen auf dem Mauerwall stehen, einzeln nach Gattung und Caliber zählen. Allerdings sind es durchweg nur gußeiserne oder bronzene Vorderlader, und nur sehr wenige lange Kruppgeschützrohre ragten an den wichtigsten Punkten über die Umwallung hinaus. An einzelnen Kasematteneindeckungen wurde zur Zeit unseres Besuchs im Hinblick auf den Krieg, jedoch ziemlich lässig gearbeitet; im Uebrigen aber bemerkte man, obgleich die Stadt als einer eventuellen Beschießung durch amerikanische Kriegsschiffe ausgesetzt gelten konnte, auch hier nicht das Mindeste von kriegerischem Leben oder Vorbereitungen, es war denn der dumpfe Donner der ab und zu am Festlande fallenden Schüsse der mit Schießübungen beschäftigten spanischen Artillerie.

Wenn auch nicht so stark wie derjenige Barcelonas, des ersten Handelshafen Spaniens, so ist doch der Verkehr von Cadix ein sehr bedeutender. Von hier aus existiren regelmäßige Dampferverbindungen mit dem afrikanischen Tanger, mit Gibraltar, Malaga, Lissabon, London, Barcelona, Marseille, Santander und Bilbao, sowie den Guadalquivir hinauf nach Sevilla. Cadix ist ferner der Hauptausgangspunkt für alle spanischen Linien nach Central- und Südamerika, nach den canarischen Inseln, nach Westafrika und Manila. Von Cadix aus ging nach der Entdeckung Amerikas der berühmte „Camino de la Plata", der „Silberweg" über Sevilla, Carpio, Adamuz, Conquista und Ciudad-Real nach Madrid, und gelangten auf ihm die Schätze der Silberflotten nach der Hauptstadt.

Cadix ist phönizischen Ursprungs, und das Zinn und der Bernstein des Nordens fanden in ihm schon früh ihren Stapelplatz. Die Carthager eroberten von hier aus ganz Spanien. Von den Römern nach fast zweihundertjährigem Besitz besiegt, ging ihr Feldherr Majo mit den Trümmern des karthagischen Heeres in die Heimat zurück. Die Römer erkannten bald die strategische, maritime und commercielle Wichtigkeit von „Gadir" und

legten hier große Schiffswerften an, und Cäsar verlieh den Gaditanern das römische Bürgerrecht. Zur Zeit des Augustus war Gades eine der bedeutendsten Städte des römischen Reiches, und bedeutender Luxus entfaltete sich in ihm.

Im Mittelalter verliert „Gadix" unter den Arabern fast alle Bedeutung, und sein abermaliger gewaltiger Aufschwung datirt erst von der Entdeckung Amerikas, und noch 1770 übertraf es an Reichthum London und betrug seine Gold- und Silbereinfuhr aus der neuen Welt jährlich 125 Millionen Pesetas. Der Abfall der amerikanischen Colonien und spätere Kriege ruinirten Cadix vollkommen, und erst in neuerer Zeit hob es sich unter dem Regime der in ihm proclamirten liberalen Constitution zu neuer Blüthe. Wir verfehlten nicht, nach einem Rundgange um die mächtigen Mauern der Stadt, ihrer guten Gemäldegalerie, ihrem Stiercircus und ihren Theatern, sowie der inneren den Kriegsschiffen größten Tiefgangs zugänglichen Bucht, dem befestigten Marinearsenal von Carraca und den bedeutenden Schiffswerften und Docks der spanischen Handels- und Kriegsmarine während unseres mehrtägigen Aufenthaltes einen Besuch abzustatten. Die von Natur sehr starke, jedoch mangelhaft armirte, im Hinblick auf den damals bevorstehenden Angriff der Amerikaner besonders interessante Festung ist nur vom Lande aus zu nehmen und auch dort durch zahlreiche Forts und die Befestigungen von Carraca und San Fernando geschützt. Mit dem Besitz der nur 4 km entfernten Halbinsel Trocadero steht und fällt, wenn angegriffen, Cadix. Auch kann dem enggebauten Platz ein Bombardement aus schweren Schiffsgeschützen, die sich ihm bis auf 2—3 km zu nähern vermögen, gefährlich werden.

Der Aufenthalt in Cadix ist bei dessen äußerst mildem, feucht warmem Klima an den Athmungsorganen Leidenden zu empfehlen; allerdings sind Trinkwasser und Canalisation schlecht. Die Hôtels sind jedoch gut und das am Plaza de la Constitution gelegene Hotel de Cadiz in dem wir abstiegen, erwies sich, da sein eigenthümliches, patioartiges Treppenhaus eine nicht unwerthvolle Gemäldegallerie alter Meister enthielt, als von besonderem Interesse. Mit Barcelona, Antwerpen oder Hamburg ist Cadix allerdings nicht zu vergleichen; allein es ist eine regsame, wieder lebhaft aufblühende Hafen- und Handelsstadt und eine der malerischst gelegenen und belebtesten Städte der Südküste Spaniens.[1]

Von Cadix bieten sich, wenn man von einem mehrtägige See- oder Bahnfahrt erfordernden Abstecher nach Lissabon absieht, drei Wege, um nach Gibraltar zu gelangen. Der 10stündige Seeweg, der 15stündige mit der Diligence und der eben so lange Umweg mit der Bahn über Bobadilla. Wir gaben jedoch, mit Rücksicht auf die Reisegesellschaft, die wir getroffen, die Fahrt nach Gibraltar auf und wandten uns direct über Bobadilla, dem interessantesten Punkte des südlichen Spaniens, Granada zu. Bis Utrera passirten wir von der Hinfahrt uns bekanntes Gelände und alsdann

einförmige, mit Zwergpalmen, Aloen und Cacteen bestandene Haideflächen. Erst von Marghena ab wurde die Landschaft fruchtbarer und durch die hohen und hübschgelegenen Städte Marghena und Osuña mit ihren alten Palästen interessanter, mehr aber noch hinter Bobadilla, wo sie den Nordfluß der Sierra Abdalajis mit dem historisch merkwürdigen Antequera und die reich angebaute Thalniederung von Archidona passirt. Allein bald erreicht man die öde Hochebene, die die Wasserscheide zwischen dem Quadalhorce und dem Genil bildet und erst unweit Loja die fruchtbare Vega des Genil. Hier häufen sich die Erinnerungen an die Maurenzeit. Sowohl Loja wie Antequera besitzen die Reste alter Maurenburgen; Beide sperrten nebst der auf hoher Felsterrasse überaus malerisch gelegenen Veste Alhama den von Mauren und Spaniern in heißen Kämpfen viel umstrittenen Zugang zu Granada und bildeten die im Volksliede verherrlichten Schlüssel des Königreichs. Kurz vor Loja erblickt man zum ersten Male die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada, die sich vom tiefblauen Himmel silbern schimmernd abheben. Unweit Illora am Südfuß der Sierra Parapanda öffnet sich die herrliche Vega von Granada, ein inmitten der baumlosen, öden sie rings umgebende Gebirge im üppigsten Grün prangender Garten, und man erblickt schon von Weitem die Thürme Granadas und den hoch über die neue Stadt aufragenden altmaurischen Stadttheil des Albaicin und darüber die mächtige Kette der Sierra Nevada.

Wer Granada und Alhambra in der richtigen Stimmung und guter Orientirung besuchen will, muß Washington Irvings „Tales of the Alhambra“ gelesen haben und wird damit in den vollen Zauber der maurischen Welt zu ihrer nächst der Cordovas herrlichsten Blüthezeit unter den Nasriden, versetzt, die in Baukunst und Kunstgewerbe jene noch übertraf. Noch heute sind in Granada der rein maurische Stadttheil des Albaicin, der der Falkenbesitzer, d. h. des maurischen Adels, und die neue Burg Alcazaba mit dem Alhambra-Palast und die Torres Vermejas auf dem Monte Mauror von dem östlichen und nordwestlichen rein spanischen Theil der Stadt mehr oder weniger scharf unterschieden, während die in Folge der Vertreibung der maurischen Bewohner Antequeras, Valencias, Cordovas, Jaens und Sevillas nebst anderen entstandenen Quartiere: Antequerela, Mauror und Churra, welche die Einwohnerzahl der Stadt auf angeblich 500000 Seelen brachten, eine Mischung maurischen und spanischen Ursprungs zeigen.

Wohl baute Spanien fast zwei Jahrhunderte hindurch an seinem Siegesdenkmal, der Kathedrale Granadas, dem schönsten kirchlichen Renaissancebau des Landes, allein derselbe verschwindet, ungeachtet der Pracht seiner Säulen, Façaden, Portale und Altäre, seiner Capilla Mayor und anderen Capellen und seines imposanten Thurmes, sowie der herrlichen Marmorgrabdenkmäler Ferdinands von Aragonien und Isabellas von Castilien und der Eltern Karls des Fünften, gegenüber der unvergleichlichen

Lage des gewaltigen Burg- und Schloßcomplexes der Alhambra auf mächtigem Burghügel, im Nord-Osten der Stadt gelegen, umrauscht von herrlichen Platanen und Ulmen und von den Wassern des Darro und seiner die Alhambra durchströmenden Leitung. Weit über zwei Jahrhunderte bauten die Herrscher Granadas an den verschiedenen Theilen der heut sechshundert Jahr stehenden Burg und ihren Palästen, und Mohamed V., 1354—91, gilt als Schöpfer der meisten ihrer Prachtbauten. Den Namen Al-hamra oder Rothe Stadt erhielt sie von dem braunrothen Gestein ihres Baumaterials.

Man betritt den Bereich der Alhambra von der Stadt durch die Puerta de las Granadas, ein säulengeschmückter Triumphbogen mit dem Wappen Karls V. an der Stelle des früheren maurischen Thors von Alanjar, in der Mitte der Befestigungsmauer gelegen, die die Alcazaba mit den Torres Vermejas verband, und der herrliche von den Wassern des Darro durchrieselte, mit zahlreichen monumentalen Brunnen gezierte schattige hochstämmige Ulmenwald der Alameda der Alhambra umfängt uns.

Wir wenden uns auf der alten Burgstraße, der „Cuesta empedrada" zum Eingangsthor und Thurm, dem „Bib Charea" oder Thor des Gesetzes. Der hufeisenförmige äußere Thorbogen mit dem Wahrzeichen einer Hand mit ausgestreckten Fingern zur Abwehr gegen alles Böse und der Schlüssel über dem inneren Thor bilden charakteristische Zeichen ihres maurischen Ursprunges. An dem einfachen, nur durch die eingebaute schöne Puerta del Vino bemerkenswerthen Wohnsitze des Conservators der Alhambra, Contreras, vorbei, gelangt man, die Mauerumfassung der Alcazaba links lassend, auf den mit Myrtenhecken bepflanzten Cisternen-Platz und befindet sich vor dem prächtigen, jedoch unvollendeten Renaissance-Palaste Karls des Fünften, der ungeachtet seiner herrlichen Portale und Façaden und seines Säulenhofes ohne Dach, wie eine schöne fremdartige Ruine in die der Architectur nach völlig verschiedene Umgebung hineinragt.

Zu seiner Linken liegt der eigentliche Alhambra-Palast mit unscheinbaren braunen festungsartigen Umfassungsmauern und nach außen hin hier ohne jede Wirkung. Ein durch nichts bemerkenswerther Eingang führt uns in den Myrtenhof, den Hauptraum des Comares-Palastes, den zweitältesten Theil der im Laufe der Zeit an einander gereihten Paläste, während der älteste in den Gebäuden um den Patio del Mexuar bestand, und das heute nur Gärten einschließende Quarto de Machuca sich nebst dem Generalife als Sommerresidenz und später die den Löwenhof umgebenden Gebäude sich als Winterresidenz einreihten. Mit dem Myrtenhofe betritt man wie mit einem Zauberschlage die wunderbare orientalische Welt der inneren Alhambra. Die Hallen und Säulengänge mit ihren unendlich mannigfaltigen herrlichen Filigranstuck-Ornamenten, mit ihrer Kleinkunst an Bögen, Decken und Nischen sind unerreichte Muster orientalischer Baukunst. Sie sind nicht hoch und mehr zierlich, allein in diesen Rahmen passen die Farbenpracht orientalischer Costüme und orientalische

Gestalten und das schöne myrtenumgebene Wasserbecken, hier kamen orientalischer Prunk und Ueppigkeit zur vollsten Geltung. Die prächtige kuppelförmige Holzdecke des Saales ist erhalten und zeigt eine außerordentliche Abwechselung der Muster und der Bearbeitung und noch Reste der früheren Farbenpracht. Vom Myrtenhofe gelangen wir durch die Sala de la Barca und ihr prächtiges zweites Portal in den Saal der Gesandten, das Werk Jusufs I., den Thronsaal. Derselbe ragt durch zwei Stockwerke und wird von einer schönen Holzkuppel überwölbt. In ihm wurden die Gesandten empfangen, und seine in roth und schwarz gehaltene Ornamentik ist noch reicher, als die des Myrtenhofes, und seine säulengetragenen Fenster gestatten die herrlichste Aussicht auf die Stadt, den Albaicin und das Darrothal. Wir wenden uns durch die Sala de los Mocarabes mit reichem Renaissancetonnengewölbe und Resten der prächtigen roth blau und goldenen Wanddecoration nach der zweiten Perle der Alhambra, dem Löwenhof. Eine herrliche Säulenhalle von weit über 100 Säulen umgiebt den marmorgepflasterten Raum, in dessen Mitte der berühmte Löwenbrunnen, ein von Löwen getragenes Becken, steht, dessen Wasser sowie die der acht Marmorbrunnen in den Seitengalerien des Hofes an hohen Festtagen laufen. Die durchbrochenen Stuckornamente des Löwenhofes sind von außerordentlicher Schönheit und Zierlichkeit und die Gesammtwirkung eine unvergleichlich prächtige.

An den Löwenhof schließt sich der herrliche Saal der Abencerragen an, in welchem angeblich ein Theil der Mitglieder dieses mit den Zegris sich am Hofe des Königs Mulei Abul Hasan die Herrschaft streitig machenden Adelsgeschlechtes auf dessen Befehl ermordet wurde, und zwar, wie heute als sicher angenommen wird, nicht wegen eines Liebesverhältnisses ihres Oberhauptes Hamet mit der Gattin Boabdils, sondern weil sie die Partei der Königin Aischa gegen deren Gemahl, Mulei Abul Hasan, und seine Nebengemahlin Thuraija ergriffen, da Erbfolge und Leben der Söhne Aischas, Boabdil und Jusuf, gefährdet schienen. Noch werden die braunrothen Flecken des in der Mitte des Saales befindlichen Marmorbeckens der Sage nach dem Blute der Abencerragen zugeschrieben. Der Saal ist durch sein schönes, durch zwei Stockwerke hindurch ragendes Stalaktitgewölbe und seine anliegenden Nischen und prächtige Thür und Ornamentik sowie sein aus zahlreichen Fenstern magisch wirkendes Licht sehr bemerkenswerth. An Pracht der Ausstattung wird er jedoch durch den ihm anliegenden Saal der „beiden Schwestern“ übertroffen, der nebst den ihn umgebenen Gemächern für die Winterwohnung der Königin und ihrer Familie gilt.

Wir müssen es uns versagen, auf die zahlreichen übrigen besonderen Sehenswürdigkeiten der Alhambra, den Mirador, den Patio de Daraxa, die Sala de la Justicia, die Bilder der Herrscher Granadas, den Mexuar und den Peinador de la Reina und die jetzt mit Gartenanlagen ausgefüllte Burg der Alcazaba einzugehen und heben nur noch die prächtige Aussicht vom Thurm der Vela und dem Jardin de los Adarves hervor. Der Besuch

des nahegelegenen Sommerpalastes des Generalife, mit seinem kleinen, aber herrlichen maurischen Park, seinen uralten Cypressen, Myrten, Orangen, Terrassen, Grotten, Wasserkünsten, Marmorbrunnen und Bassins, seinen Säulenhallen und schönen Portalen, jedoch unbedeutendem Inneren, erfordert einen besonderen Vor- oder Nachmittag und ist namentlich auch durch seine herrliche Aussicht lohnend. Liebhaber finden Gelegenheit, sich im Garten des Generalife in echt maurischen Costümen photographiren zu lassen und damit eine besondere Erinnerung nach Hause nehmen zu können.

Die übrigen Sehenswürdigkeiten Granadas treten, die Kathedrale nicht ausgenommen, gegen die der Alhambra sehr zurück, aber sie sind, darunter besonders die schöne Promenade am Genil, sowie einige Kirchen, die Cartuja mit ihrer überaus prächtigen Sakristei, die Grabkirche des Gonzales de Cordova, die Villa Cuarto Real de San Domingo und die Aussicht von den Torres Vermejas und namentlich die von San Nicolas höchst bemerkenswerth. Für ihre Besichtigung und die von Granada aus zu unternehmenden Ausflüge empfiehlt es sich, ein Hotel im Inneren der Stadt, etwa dasjenige der Alameda zu wählen, während alle die, die die Alhambra eingehender studiren wollen, die unmittelbar an deren Fuß schön im Park gelegenen Hotels Washington Irving und Siete Suelos vorziehen werden.

Wer von Granada aus, wie üblich, die landschaftlich schönste Tour Spaniens, die an der Küste des Mittelmeers, einzuschlagen beabsichtigt, muß sich darüber entscheiden, ob er in westlicher Richtung die Bahn nach Malaga oder Gibraltar benutzen und von dort per Dampfer, vielleicht nach einem Abstecher nach Tanger, nach Carthagena oder einem anderen an der Bahn liegenden Hafen der Südküste gehen will. Der Bahnanschluß nach Osten, nach Baza, fehlt nämlich hier auf einer 12 Meilen breiten Strecke, was für den Südspanien Bereisenden höchst lästig ist. Die meisten selbst neuesten Karten Spaniens sind an dieser Stelle falsch und enthalten eine Bahnlinie von Granada nach Guadix, die gar nicht existirt. Für das Einschlagen des directen Weges nach Osten ist es daher das Kürzeste, von Granada ab die Diligence zu benutzen, die in 14—15 stündiger Fahrt von dort nach Baza geht. Der Weg führt auf nur im Ganzen leidlicher, vielfach an schwindelnden Abgründen, ohne jeden Schutz hinlaufender und mehrere Gebirgswasser ohne Brücke durchschneidender Straße durch die größten und wild romantischsten Gebirgseinöden Spaniens, in denen oft meilenweit keine Ansiedelung zu erblicken ist. Die hier mit Maulthieren berittenen allein Reisenden sind mit Pistolen bewaffnet, und der alle zwei Meilen stationirte Guardia Municipal-Doppelposten mit seinen Mausergewehren erweist sich als eine unbedingte Nothwendigkeit. Schon die mit Maulthieren bespannte, höchst unsaubere, staubbedeckte Diligence mit ihrem räuberartig aussehenden Personal des Mayorals oder Kutscher und seines „Mozo" macht auf uns einen verdächtigen Eindruck, und nur der Umstand,

daß wir mit einem kaiserlich und königlich österreichischen Regierungsbaurath und Mitglied der Drauregulirungscommission, sowie einem jungen Advocaten aus Pest und einem echt spanischen Don aus Granada, der zu Jedermanns Ueberraschung von Granada auf dem Umwege über Baza nach Madrid fährt, die Reise zurücklegen, läßt uns dieselbe weniger bedenklich erscheinen, wie in allein gemiethetem, überdies sehr kostspieligem Wagen. Man lernt überdies bei dieser Fahrt diejenige Art des Reisens kennen, wie sie früher in Spanien die allein übliche war, und die den Besucher des schönen Landes jedenfalls genauer mit demselben und seiner Bevölkerung Bekanntschaft machen läßt als die Eisenbahnfahrt. Vom ersten Anziehen der Maulthiere ab wird die Fahrt im flottesten Trabe zurückgelegt und nur bei steilen Wegestellen nothgedrungen in Schritt gefallen. Es ist erstaunlich, was die Maulthiere, die erst halbwegs in Guadix nach einer Fahrt von sieben deutschen Meilen gewechselt werden, leisten.

Allerdings schwirrt ihnen beständig die lange Peitsche des Mayorals um die Ohren, und der mit nie ermüdender Ausdauer einen großen Theil des Weges neben dem Wagen herlaufende Mozo stößt ihnen, um sie anzutreiben, unaufhörlich einen spitzen Stock in die Weichen. Nur der nie erlahmenden Energie dieser Antriebe gelingt es, die Thiere in beständiger scharfer Gangart zu erhalten, und mit völliger Sicherheit führen sie das schwere Gefährt die schärfsten Zickzack-Biegungen des Weges an vielen hundert Fuß tiefen Abgründen entlang. Die Gegend, die wir passiren, bietet noch ganz dasselbe völlig unveränderte Bild wie zu der Zeit, als die Sultanin Aischa ihre Söhne Boabdil und Jusuf und sich selbst aus einem Fenster des Comares-Thurmes hinabließ und mit ihnen nach Guadix floh und Boabdil dort zum Könige proclamirte. An die Maurenzeit erinnern dort mehr noch wie anderwärts die beiden Städte Guadix und Baza, beide mit einer völlig maurischen Alcazaba und größtentheils von maurischer Bauart. Sie bilden mit der fruchtbaren Hoya de Baza Oasen in dieser Fels- und Geröllwüste, in denen die spärliche Bevölkerung stellenweise noch in Höhlen wohnt. Eine echt spanische Fonda, fern von allem Comfort eines Hotels, empfängt uns Abends 10 Uhr in Baza; allein ein leibliches Nachtmahl und guter Xeres entschädigen uns für die Strapazen der vierzehnstündigen Diligencefahrt. Am nächsten Morgen führt uns die Bahn über die Sierra de Baza und durch das malerische von hohen Berggipfeln und einzelnen Burgruinen überragte Almanzorathal über das prächtig gelegene Lorca mit maurischer Burg und Stadtmauer in die Huerta von Murcia, die vegetationsüppigste, zugleich aber auch heißeste und von den Gluth-Winden der Sahara erreichte Gegend Spaniens. Orangen, Citronen und Dattelpalmenwaldungen erinnern hier an die Nachbarschaft des heißen Continents, und nur den großartigen Bewässerungsanlagen der Araber verdankt die Huerta ihren Reichthum an Früchten und Platanen, Maulbeer- und Feigenbäumen sowie an Gemüsen und Blumen. Noch war

es nicht die Zeit der unerträglichen Hitzenebel, der „Calinas“, die im Sommer die Landschaft bleiern überlagern, sondern sie prangte in der vollsten Frische des Frühlings. Man fühlt hier im Anblick der Palmen und der nach Typus und Gewohnheiten noch völlig maurischen Bevölkerung die Nähe Afrikas lebhaft und erwartet jeden Augenblick, aus den weißen, mit flachen Azulejosdächern gedeckten, von Palmen beschatteten, von kühlen Brunnen umrauschten ländlichen Gehöften gebräunte Araber im weißen Burnus heraustreten zu sehen.

Murcia ist sehenswerth durch seine Lage, seinen halbmaurischen Charakter, seine Kathedrale und schönen Promenaden, die Trachten der Landbewohner und seine Ausflüge, allein unsere Zeit gestattete uns seinen Besuch nicht. Durch Orangen- und australische Gummibaumwaldungen, an Trümmern von Maurenburgen vorüber, überragt von den in satten braunen und violetten Farbentönen malerisch schimmernden Höhen und seltsam geformten Gipfeln der „Muelas“ der Sierra de Orihuela, an dem freundlichen gleichnamigen Orte mit dem schön gelegenen palastartigen Seminar de San Miguel vorbei, führt uns die Bahn durch die Orangen, Cacteen, Agaven und üppig stehenden Weizenfelder der Huerta der Segura nach der Palmenhuerta von Crevillente am Fuß der gleichnamigen Sierra und endlich durch den herrlichen, über 70 Fuß hohen mächtigen Palmenwald von Elche, den berühmtesten und größten Spaniens und von hier durch weite Gerstenfelder und Olivenpflanzungen zum blauen mittelländischen Meer nach dem wichtigen altrömischen, später maurischen Hafen von Alicante. Die schöne Lage der Stadt am Meere mit geräumigem belebten Hafen, überragt von dem mächtigen Schloßberge und Castell von Santa Barbara, und ihre herrlichen Palmenalleen am Strande machen einen halb- bis eintägigen Aufenthalt lohnend. Die Bahnverbindung von hier nach Valencia ist schlecht, und man bleibt mitten in der Nacht zwei Stunden auf der Kreuzungsstation La Encina liegen. Man verliert jedoch an dem während der Nacht passirten Vilanapothal mit seinen Ramblas und wenigen alten Schlössern und mit spärlichen Huertas wechselnder Oede, sowie an der öden Landschaft bis Fuente la Higuera nicht viel, und die bei Jativa, der Heimat der Borgias und Riberas, fruchtbarer werdende Landschaft mit diesem malerisch gelegenen Ort, mit seinen beiden Felsenburgen und seinem spanisch-maurischen durch fürstliche Gefangene berühmten Castell passirt man bei Tage, und bald umgeben uns die Reis- und Weizenfelder der überaus fruchtbaren, reichbewässerten Huerta von Valencia mit ihren Orangen-, Aprikosen-, Mandel- und Maulbeerbäumen. Die Ortschaften und sonstigen Ansiedelungen sind hier zahlreich und jeder Zoll des rothbraunen Bodens seit der Maurenzeit emsig cultivirt, während die Bevölkerung noch heute den Charakter der mozarabischen trägt, Volkstrachten jedoch immer seltener werden. Schon von Weitem tauchen die prächtigen Azulejoskuppeln Valencias, namentlich die der gewaltigen Kathedrale, am Horizont auf, und bald führt

uns eine flotte Tartana, ein zweirädriges überdecktes Fahrzeug, durch das Gewirr der volkreichen Straßen der altmaurischen Königsstadt nach dem Hôtel de Roma am Platz von Villarosa. Auch in Valencia, wo Fuhrwerk in größter Auswahl zur Verfügung steht, ist eine Rundfahrt durch und um die Stadt das beste Mittel, um sich über sie und ihre Sehenswürdigkeiten vorläufig zu orientiren. Dieselbe führt uns zuerst zum Platze an der Kathedrale, dann zum belebten Hauptmarkt, zur Straße San Vincente, mit ihrer Fülle von Läden und dem Ueberreste der alten maurischen Stadtmauer, sodann zu der hübschen Promenade und dem alten Stadtthor der Torres de Serranos an den Ufern der Thuria.

Valencia, mit seinen 170000 Bewohnern die drittgrößte Stadt Spaniens und eine sehr belebte, Seehandel und den Vertrieb der ländlichen Producte betreibende Provinzialhauptstadt und Sitz vieler Behörden, ist nicht nur durch seine historischen Sehenswürdigkeiten, sondern auch als einer der Mittelpunkte der modernen spanischen Malerei von Bedeutung. Den Charakter einer Seestadt besitzt es, obgleich nur 4 km vom Meere gelegen, nicht; allein sein Wein-, Orangen-, Rosinen- und Palmenhandel ist beträchtlich. Landschaftlich nicht gerade von besonders schöner Lage, wirkt Valencia mehr durch seine historischen Merkwürdigkeiten und seinen regen Verkehr anziehend. Unter den ersteren nimmt die stattliche Kathedrale mit ihrer achteckigen Kuppel und gotischem Glockenthurm die hervorragendste Stelle ein. Von ihm aus bietet sich eine prachtvolle Rundschau auf die Huerta von Valencia mit den sie umschließenden Bergen, und zwar im Norden bis zur Höhe von Sagunt, im Süden über die Albufera hinaus bis zu der Berggruppe nördlich Alicantes. Hier herrschte der Cid, nachdem er Valencia den Almoraviden entrissen, vier Jahre als Gebieter des Königreichs, hier zeigte er von dem Thurme der damals an Stelle der Kathedrale stehenden Moschee seiner Gattin und seinen Töchtern sein Gebiet, hier starb er und wurde, wie die spanischen Balladen, eine wichtige Geschichtsquelle für Spanien, melden, auf seinem Schlachtroß Babieça, von Ximene, die die Stadt gegen die Mauren nicht zu halten vermochte, nach San Pedro de Cardeña geführt. Im Innern der in ihrer Wirkung durch eine Gypsverkleidung sehr beeinträchtigten Kathedrale ist besonders die Sala Capitular mit ihren Bildern bemerkenswerth. Vor ihrem Nordportal tagt allwöchentlich einmal das altmaurische Wassergerichtstribunal, das aus Landleuten besteht und Verstöße gegen die für die Felder der Huerta wichtige Bewässerungsordnung mit Wasserentziehung bestraft. Von monumentalen Bauten Valencias sind ferner der Palast der Audiencia mit dem früheren Sitzungssaale der Cortes Valencias, sowie die Torres de Serranos, ein mittelalterlicher fester Thorbau mit Zinnen, zu nennen. Ferner die Seidenbörse, ein mittelgotischer Bau aus dem 15. Jahrhundert, mit herrlichem säulengetragenen Saal und prächtigen Façaden, sowie der im Barockstil gehaltene Palast des Marquis de Dos Aguas; besonders bemerkenswerth ist

die Gemäldegalerie des Provinzialgemälde-Museums mit einer Anzahl moderner Bilder von dem grellen Colorit und den excentrischen Sujets der modernen spanischen Malerei und mit über anderthalb tausend alten Bildern, die namentlich die Schule von Valencia repräsentiren. An Ausflügen ist ein solcher nach der großen fisch- und wasservögelreichen Lagune der Albufera, dem beliebten Wasserjagdgebiet der Valencianer lohnend, ferner nach den Azulejosfabriken von Manises und der Mosaikfabrik in Meliana, weniger jedoch nach dem Hafen des Grao und nach Burjazot mit seinen maurischen Getreidebehältern. Unstreitig mehr aber derjenige nach Sagunt und den landschaftlich herrlich gelegenen Küstenorten Gandia und Denia.

Von Valencia führt die Bahn durch die fruchtbaren Gefilde der Huerta mit ihren Orangenpflanzungen, Weizenfeldern und Palmen an einzelnen malerisch gelegenen Klöstern und Burgruinen vorüber, mit gelegentlichem herrlichen Ausblick auf das tiefblaue ruhige Meer, nach dem durch seine achtmonatliche glänzende Vertheidigung gegen Hannibal berühmten Sagunt, früher eine reiche Handelsstadt, heute ein kleiner unbedeutender Ort, jedoch mit seinem auf drei Seiten schroff abfallenden Berggipfel und Castell, ungemein malerisch gelegen und durch seine von Römern, Spaniern und Franzosen abwechselnd verstärkten Mauern und Thürme altiberischer Befestigungen und seine vortrefflich erhaltene Citadelle und herrliche Aussicht auf die Küste und das Meer von hohem Interesse. Der Eindruck, den die alte noch heute imposante Feste mit ihren altersgrauen Mauern und Thürmen macht, deren früher strategisch ungemein wichtige Lage die nördliche Küstenstraße nach Valencia völlig beherrschte, ist ein gewaltiger, und noch lange weilt der Blick bei der Weiterfahrt auf diesem stummen Zeugen iberischer, karthagischer und römischer Kämpfe.

Noch führt unser Weg durch fruchtbare, dorfreiche Ebenen mit schönem Blick auf die Sierra de Espadan und auf das Meer; dann bei Villareal durch Orangenhaine und Palmenwälder über den Canal von Castellon, ein Wunderwerk arabischer Wasserbaukunst, durch die prächtige Huerta de Villareal, die sich plötzlich vor Castellon de la Plana in eine, von zahlreichen Ramblas zerrissene Steinwüste verwandelt. Hinter Castellon wird die von malerischen Gebirgszügen umrahmte Landschaft wieder herrlich, der Duft der Orangenblüthen stärker und der Bau und die Lage und Umgebung der Ortschaften von Benicasim ab immer pittoresker. Maurische Burgen krönen hier und da die Berggipfel, und die alte kleine Feste Penniscola badet ihre Mauern wie zur Zeit ihrer Gebieter, der Ordensritter von Montesa, der Nachfolger der Templer, im Meer. Bei Tortosa, am Ebro, den man auf mächtiger Brücke passirt, eröffnet sich dann ein prächtiger Ausblick von fast alpinem Charakter in das wildromantische Ebrothal. Bald hinter Tortosa, an der spanischen Ponienteküste, wird die Gegend öde und haideartig, und bringt nur Wachholder, Zwergpalmen, Thymian und Eriken hervor. Das Küstengebirge ist hier kahl und die Ramblas,

die die Bahn passirt, zahlreich; erst bei Tarragona treten Fruchtbarkeit und landschaftlicher Reiz wieder hervor.

Tarragona, in schöner Lage, mit großem Hafen, einst die Hauptstadt der römischen Provinz Spanien, mit angeblich über 1 Million Einwohnern, ist durch seine römischen Alterthümer, und zwar namentlich den unweit gelegenen Aquäduct, ferner das angebliche Grabmal der Scipionen und diejenigen seines archäologischen Museums und durch cyklopische Mauerreste und seine spät romanische Kathedrale bemerkenswerth. Im Uebrigen entbehrt jedoch der heute nur kleine Ort, dessen Hafenverkehr unbedeutend ist, des regen Getriebes der meisten Küstenplätze Südspaniens. Wir verlassen Tarragona in östlicher Richtung und eilen vom Grabmale der Scipionen mit umfassender Aussicht auf das Meer und Tarragona, an dem römischen Triumphbogen des Portal de Bara vorüber am aloebedeckten Meeresstrande hin. Wir passiren den beträchtlichen Handelsplatz Villanueva und die berühmten Weinberge von Sitges und gelangen dann über die Einöde der Costas de Garat durch wein- und olivenbepflanztes Hügelland zu der fruchtbaren, vom Llobregat reich bewässerten Campina de Barcelona und erreichen nach Passirung des Llobregat die volkreiche, belebte, erste Industrie- und Handelsstadt Spaniens, Barcelona, die zweitgrößte und die reichste des Landes.

Der in rascher Fortentwickelung begriffene wichtige Handelsplatz mit seinem über eine Quadratmeile bedeckenden und von 500000 Bewohnern bewohnten Häusermeer, seinen Fabriken und seinen sonstigen zahlreichen industriellen Etablissements besitzt einen ganz anderen Charakter als sämmtliche übrigen Städte Spaniens. Die Thatkraft, Intelligenz und Ausdauer der hier in Handel, Industrie und Gewerbe ganz aufgehenden Catalonier stehen in lebhaftem Contrast zu der Ruhe und Gelassenheit des nur Ackerbau treibenden Castiliers und zur Trägheit und Leichtlebigkeit des Andalusiers und haben in Barcelona ein immer mächtiger aufstrebendes Industrie- und Handelscentrum geschaffen, das ebenso wie die gleiche Regsamkeit in den sehr betriebsamen baskischen Provinzen an die Möglichkeit einer Wiedergeburt Spaniens glauben lassen könnte. Barcelona liefert halb Spanien die Producte seiner Textilindustrie, seiner Eisen-, Papier- und Seifenfabrikation sowie Spitzen- und Mantillenbesätze. An Ackerland verhältnißmäßig nicht reich, ist das gebirgige Catalonien mit seinen Nutzhölzern und seinen Wasserkräften auf die Industrie und durch seine guten Häfen von Alters her auf die Handelsschifffahrt angewiesen und leistet auf diesen Gebieten Hervorragendes. Die Hauptstraße der inneren Stadt, die Rambla, eine prächtige platanenbestandene Promenade, erinnert uns mit dem beständig auf ihr wogenden dichten Menschenstrom an die belebtesten Squares von London und an die Pariser Boulevards. Hier liegen die vortrefflichen ersten Hotels, deren Marmortreppen, Säle und palmengeschmückte Lichthöfe denen der ersten Großstädte nichts nachgeben, hier

stehen die Kiosks der Zeitungsverkäufer und durcheilen ihre Austräger die Menge, hier stehen die beiden bedeutendsten Theater, an deren beständig von der Menge umlagerten Thoren die Depeschen vom Kriegsschauplatz angeschlagen sind. Hier entwickelt sich Vormittags ein sehr belebter herrlicher Blumenmarkt und befinden sich die elegantesten Cafés, Clubs und Magazine. Auf der Rambla und der mit Läden noch reicher ausgestatteten Calle de San Fernando und der palmen- und arcadengeschmückten Plaza Real ist es ein Vergnügen zu flaniren und den unaufhörlich fluthenden Menschenstrom und die Erzeugnisse spanischer noch über einen Schatz brasilianischer Diamanten verfügender Juwelierkunst, sowie Fächer-, Mantillen- und Spitzenindustrie zu betrachten. Noch reicheres Leben und Verkehr entwickelt sich an dem stets mit Schiffen gefüllten Hafen und der ihm anliegenden, von herrlichen Palmen überschatteten Promenade des Paseo de Colon, mit dem an die Vendôme-Säule erinnernden, gegen 200 Fuß hohen Monument des Columbus. Sein Standbild weist mit dem ausgestreckten Arme nach Westen, nach dem Seewege zu dem Lande, von welchem Spanien, in Folge des unglücklichen Krieges, die sterblichen Reste seines größten Seefahrers unlängst wieder nach der Heimat zurückzuholen genöthigt war. So erinnern überall in Spanien Monumente und monumentale Gebäude an die große Vergangenheit des einst die halbe bekannte Welt beherrschenden Reiches, und die Bedingungen wenigstens für die wirthschaftliche Wiedergeburt desselben: unvergleichlich günstige maritime Lage und Klima, reiche Bodenproducte und ungemessene, noch ungehobene montane Schätze sind in Fülle vorhanden. Allein gegenüber der apathischen Genügsamkeit der Bevölkerung der meisten anderen Provinzen begreift man das Drängen der Catalonier und Basken nach regionaler Selbstverwaltung und Decentralisation der Regierung, ein Streben, das schon im sechzehnten Jahrhundert in dem von Toledo ausgegangenen, von Karl V. niedergeschlagenen Aufstand der Comuneros seinen Ausdruck gefunden hatte.

Zu den hervorragendsten modernen Sehenswürdigkeiten Barcelonas gehört unstreitig der an Stelle der alten Citadelle neu angelegte Park mit seinen herrlichen Alleen, Blumenbeeten, Wasserbassins, seinem Palmen- und Gewächshaus, seiner archäologischen Sammlung, seinem Palais und dem prächtigen vergoldeten Monumentalwerke über der Cascade des Parks, einer Aurora mit Quadriga. An monumentalen Bauten bildet auch in Barcelona die mächtige, vom Ende des 12. bis Mitte des 15. Jahrhunderts erbaute gotische Kathedrale das hervorragendste Werk, das durch die Großartigkeit seiner Dimensionen und seiner herrlichen Glasmalereien im Innern bemerkenswerth ist. Seine Portale und Reliefs des Trascoro, ferner sein schöner, mit Palmen und Akazien bepflanzter Hof mit prächtigem Kreuzgang und hübschem Wasserbassin und Springbrunnen, mit der Reiterstatue des heiligen Georg, sowie seine Grabdenkmäler fesseln das Interesse des Besuchers lebhaft. Nächst der Kathedrale sind bemerkenswerth der Renaissance-

bau der Casa de la Disputation, mit schöner gotischer Façade, prächtigen Kreuzgängen und Orangenhof, der den Provinzialbehörden und Deputirten als Sitz dient und sehr bemerkenswerthe Gemälde und eine prächtige Capelle enthält. Ferner die Casa Consistorial mit marmornen historischen Portraitstatuen, schönem Patio und Artesonadodecke und einem herrlichen Altarbilde. Endlich der gewaltige gotische Bau der Kirche Santa Maria del Mar und das moderne Palais der Justiz. Wer das Bild der belebtesten Stadt Spaniens mit einem Blick umfassen und sich einprägen will, dem empfiehlt sich die per Wagen auszuführende Besteigung des am Südende der Stadt gelegenen über 500 Fuß hohen Mont Juich, mit mächtigem Castell und herrlichem Ausblick über die Stadt, auf das Meer, nach dem Montseny und bis zu den Gipfeln der Pyrenäen. An weiteren Ausflügen von Barcelona ist derjenige nach dem Montserrat, dem Monsalwatsch der Gralsage, dem herrlichst gelegenen Kloster Spaniens mit prächtiger Aussicht vom Miradero de los Monjes auf das Llobregatthal und die Pyrenäen und vom Gipfel des Turo de San Jeronimo aus auf ganz Catalonien von höchstem Interesse. Allein man kann nicht alles Sehenswerthe in Spanien mit einem Male umfassen, und die hier endende, in der Heimat dagegen beginnende schöne Zeit des Frühjahrs mahnt uns zur Rückkehr. Wir verlassen Barcelona, den Seeweg nach Südfrankreich, der keinen Ausblick in's Land gestattet, vermeidend, mit der Bahn, und rasch führt uns der Zug durch die reichangebaute, mit Fabriken und Landhäusern bedeckte Umgebung Barcelonas nach dem Thale der Tordera und von dort an den malerischen, mit Schnee bedeckten Höhen des Montseny, an alten Burgen und Klöstern, pittoresk gelegenen Felsennestern und Befestigungen vorbei, durch Pinienwälder über das amphitheatralisch gelegene, durch seine geschichtliche Vergangenheit und namentlich seine Vertheidigung von 1809 berühmte Gerona zu den Abhängen der Pyrenäen, mit herrlichem Ausblick auf deren Gipfel. Spät am Abend erreichen wir Port Bou, die Grenzstation, und verlassen damit das schöne Spanien.

Der bereits von uns beanspruchte Raum verbietet uns, unsere specielleren Studien über den Carlismus, die Wehrmacht Spaniens und über seine Geselligkeit hier anzufügen. Wir beabsichtigten nur Reisebilder und Skizzen der bemerkenswerthesten von uns passirten Städte und Sehenswürdigkeiten der Halbinsel zu bieten, uns dessen wohl bewußt, daß eine sehr bedeutende reiche Litteratur und sehr gründliche, zum Theil auf mehrjährigem Aufenthalt beruhende Studien, wie diejenigen G. Diercks, A. v. Schacks, M. Willkomms, E. Hübners, Lorinsers, C. Justus, L. Passarges, Dr. F. Pöppings, Hackländers und vieler Anderer, allein deutscherseits, ganz abgesehen von den Ausländern, nähere Aufschlüsse über das interessante Land ergeben. Möge es uns jedoch gelungen sein, das Interesse des Lesers auch mit den dargebotenen Augenblicksbildern, die ganz davon Abstand nehmen, auf die vielen Schattenseiten der inneren Zustände Spaniens einzugehen, für einen Moment zu fesseln.

---

# Aberglauben und Zauberei.

## Eine völkerpsychologische Skizze.

Von

**Th. Achelis.**

— Bremen. —

Zwischen den Bedürfnissen des Gemüthes und den Ergebnissen menschlicher Wissenschaft ist ein alter, nie geschlichteter Zwist. Jene hohen Träume des Herzens aufzugeben, die den Zusammenhang der Welt anders und schöner gestaltet wissen möchten, als der unbefangene Blick der Beobachtung sie zu sehen vermag: diese Entsagung ist zu allen Zeiten als der Anfang jeglicher Einsicht gefordert worden. Und gewiß ist das, was man so gern als höhere Ansicht der Dinge dem gemeinen Erkennen gegenüberstellt, am häufigsten doch nur eine sehnsüchtige Ahnung, wohl kundig der Schranken, denen sie entfliehen, aber nur wenig des Zieles, das sie erreichen möchte. Denn aus dem besten Theile unseres Wesens entsprungen, empfangen doch jene Ansichten ihre bestimmtere Färbung von sehr verschiedenartigen Einflüssen. Gewöhnt an mancherlei Zweifel und Nachgedanken über die Schicksale des Lebens und über den Inhalt eines doch immer beschränkten Erfahrungskreises, verleugnen sie weder die Eindrücke überlieferter Bildung und augenblicklicher Zeitrichtungen, noch sind sie selbst unabhängig von dem natürlichen Wechsel der Stimmungen, die andere sind in der Jugend, andere nach der Ansammlnng mannigfaltiger Erfahrungen. Man kann nicht ernstlich hoffen, daß eine so unklare und unruhige Bewegung des Gemüthes den Zusammenhang der Dinge richtiger zeichnen werde, als die besonnene Untersuchung, mit der in der Wissenschaft das Allen gemeinsame Denken beschäftigt ist. Dürfen wir dem menschlichen Herzen nicht gebieten, seine sehnsüchtigen Fragen zu unterdrücken, so wird es gleichwohl ihre Beantwortung als eine nebenher reifende Frucht jener Erkenntniß erwarten müssen, die nicht von denselben Fragen, sondern von

leidenschaftsloseren und darum klareren Anfängen ausging. Wir haben diese Ausführung Lotzes, mit der er seine feinsinnigen Betrachtungen im Mikrokosmus einleitet, aus dem Grunde an die Spitze unserer Erörterung gesetzt, weil darin mit besonderer Klarheit die beiden Pole unseres geistigen Lebens, Wissen und Glauben, einander gegenübertreten.

Je mehr die ursprüngliche ungetrübte Naivetät in der Wahrnehmung kritischer Nüchternheit und skeptischem Mißtrauen Platz macht, je weiter sich das Gebiet des klaren, verständnißmäßigen Begreifens ausdehnt, desto mehr schwindet die Macht und Bedeutung phantasievoller Auffassung der Natur und menschlichen Umgebung. In scharf sentimentaler Beleuchtung hat Schiller bekanntlich in den „Göttern Griechenlands" diesen unaufhaltsamen Sieg der mechanischen Naturwissenschaft gegenüber der animistischen mythologischen Naturbeseelung beklagt — es wiederholt sich im Uebrigen bei allen intellectuell veranlagten Menschen derselbe psychologische Proceß mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit, und es fragt sich schließlich nur, wie weit das Wunder als des Glaubens liebstes Kind noch geduldet wird. Trotzdem wäre es eine Täuschung, die auch schon durch einen oberflächlichen Blick auf die Gegenwart beseitigt wird, wenn man sich einreden wollte, daß eben zu Folge des angedeuteten geistigen Fortschrittes, der Aufklärung, um das beliebte Wort des vorigen Jahrhunderts zu wiederholen, abergläubische Vorstellungen völlig ihren Boden innerhalb unserer gesellschaftlichen Kreise verloren hätten. Daß das Volk in seinen niederen Schichten noch unentwegt an uralten Ueberlieferungen und Wahnideen trotz Schule und aller anderweitiger Bildungsmittel festhält, ist eine allgemein zugestandene Thatsache, die noch dazu neuerdings durch die dankenswerthen Untersuchungen der eifrig nachspürenden Folkloristen nach allen Seiten hin ihre Bestätigung findet. Und doch können wir uns noch, selbst wenn wir überzeugungstreue und beflissene Jünger der Wissenschaft und Kritik sind, in unbewachten Augenblicken auf völlig magischen Anschauungen und Voraussetzungen ertappen. Das hat ganz humoristisch, sachlich aber durchaus zutreffend, der erfahrene Reisende und Kenner der Naturvölker, K. v. d. Steinen mit folgenden Worten beleuchtet: Man pflegt sich das Zaubern und Hexen der Naturvölker als eine Kunst vorzustellen, die uns ganz fern liegt. Geht man jedoch von dem Wesen ihrer Kunst aus, so ist nichts gewöhnlicher auch im Leben des Culturmenschen, als das Hexen, freilich ein unsystematisches laienhaftes Hexen. Wer träumt, hext. Er ist nicht an den Ort und die Gestalt gebunden und ist zu beliebigen Leistungen mit jeder Person oder Sache befähigt. Lebhafte Spiele der Einbildungskraft sind nur quantitativ, nicht qualitativ vom Traumwesen unterschieden. Wer das Bild der Geliebten küßt, bereitet sich zum Hexen vor. Wer seinem fern weilenden Schatz durch die Luft einen Kuß zuwirft, macht sich der Hexerei schon dringend verdächtig; denn es steht zu befürchten, daß er glaubt, der süße Hauch erreiche die Adresse und werde dort empfunden. Wer

aber, wie der große Zauberer Goethe, seinem Freund Eckermann erklärt: ich habe in meinen Jugendjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen mich überfiel, und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegenkam, der hext nach allen Regeln der Kunst. Vollständig im Bann der echten Hexerei steht, wer auch nur eine Secunde lang, wenn ihm die Ohren klingen, sich der Ueberzeugung hingiebt, daß man Gutes oder Schlechtes von ihm gesprochen habe, oder wer sich von seinem Freunde den Daumen halten läßt, damit ihm irgend etwas gelinge, oder wer seinen Wünschen die Kraft zutraut, den Ablauf angenehmer oder unangenehmer Geschehnisse zu beeinflussen. (Unter d. Naturvölkern Centralbrasiliens S. 339.)

Wenn wir in der folgenden Darstellung uns in der Hauptsache an das vortreffliche Werk von Alfr. Lehmann, Aberglaube und Zauberei (Stuttgart, F. Enke 1898) anschließen, so werden wir doch später uns eine Ergänzung nach der ethnologischen und psychologischen Seite hin gestatten. Zunächst handelt es sich um eine geschichtliche Orientirung über den weitschichtigen Stoff, der in der That bei allen Culturvölkern eine große Rolle gespielt hat. Durfte doch noch ein so verstandesklarer Kopf wie Lessing in seiner erbarmungslos nüchternen Zeit schreiben: Der Same, an Gespenster zu glauben, liegt in uns Allen, und in denjenigen am häufigsten, für die der Dichter vornehmlich dichtet. Es kommt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen zu bringen, nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen, im Theater müssen wir glauben, was er will.

Jede geschichtliche Darlegung muß bei den Chaldäern anfangen, weil wir hier in der That den ältesten Spuren dämonologischer Anschauungen, soweit wir eben den landläufigen chronologischen Rahmen festhalten, begegnen; außerdem ist hier der Zusammenhang mit Persien und Griechenland unzweideutig nachweisbar. Wir finden ganz wie bei den Naturvölkern einen consequenten Geisterglauben, die ganze Natur ist diesen freundlichen und schadenbringenden Wesen unterthan, Mißwachs, Krankheit, Tod ist ihr Werk, und es gilt somit für den Menschen, durch Beschwörungen sich ihre Gunst zu erkaufen. Diese Magie, im Lauf der Zeit zu einer Technik ausgebildet, ist aber Sache berufsmäßiger Künstler, da sie eben die Leistungsfähigkeit des Laien bei Weitem übersteigt. Ja, so sehr tritt schon die Arbeitstheilung in ihre Rechte, daß wir drei Klassen unterscheiden können: die eigentlichen Beschwörer, die Aerzte und die Zauberpriester, zu denen sich dann noch die Astrologen und Wahrsager gesellten. Es ist überall ein und derselbe Grundgedanke maßgebend, die Wirksamkeit des bösen Geistes durch entsprechende Gegenmaßregeln zu bannen, (wobei auch schon Amulette und Talismane ihren Dienst verrichten), so daß sich ganz von selbst der bekannte, noch in das Christenthum übernommene Kampf zwischen weißer

und schwarzer, zwischen göttlicher und teuflischer oder dämonischer Magie entwickelt. Eine ganz besondere Bedeutung beanspruchen die astrologischen Studien, und zwar auch völkerpsychologisch deshalb, weil es uns augenscheinlich zum Bewußtsein bringt, wie eng verschwistert ursprünglich, d. h. auf den Anfangsstufen geistiger Entwicklung, Wissenschaft und Religion, resp. Aberglauben ist. So genau manche Beobachtungen auch sind, so ist andererseits doch immer wieder die rein praktische Verwendung ausschlaggebend, mit ihrer Hilfe die Zukunft zu enträthseln; die Constellationen der Himmelskörper sind für den Verlauf des menschlichen Daseins bedeutungsvoll — ein Gedanke, den ja selbst ein Keppler nicht abstreifen konnte. Auch die Traumdeutung gehört hierhin, wie uns die Geschichte Davids genugsam bezeugt. Diese chaldäischen Vorstellungen und Operationen gelangten durch die Vermittlung der Meder zu den anfangs durch den Einfluß Zoroasters widerstrebenden Persern, und dann (besonders durch Alexander d. Gr.) nach Griechenland, wo im Uebrigen auch eine ursprüngliche, wenn gleich in der Idealwelt Homers in den Hintergrund gedrängte Weissagekunst blühte.

Nur einen vollgiltigen Beleg unverfälschter Zauberei, jedes Naturvolkes würdig, können wir in dieser die volksthümlichen älteren Elemente vielfach verdunkelnden Darstellung noch ausfindig machen, das ist die bekannte Todtenbeschwörnng des Odysseus, wo bezeichnender Weise das Blut, dieser „ganz besondere Saft", eine bedeutsame Rolle spielt. Im Uebrigen wurde Vogelflug, Tagewählen u. s. w. geübt, und nach der Befruchtung mit den eigentlichen chaldäischen Geheimwissenschaften kam bei ihnen das ganze Unwesen der Zauberei, Taschenspieler und Gaukler auf — meist ein Zeichen sinkender, in Zersetzung begriffener Cultur. Auch die sehr reiche römische Mantik ruht (schon um der Beziehung zu Etrurien willen) auf denselben oder doch ähnlichen psychologischen Grundlagen, aus denen das priesterliche System bei den Chaldäern erwachsen ist; die Deutung von wunderbaren Ereignissen, die Beobachtung von Blitz, Eingeweiden der Opferthiere, Vogelflug und Vogelstimmen ꝛc. wiederholt sich im vollen Umfang. Trotz alles officiellen Monotheismus fehlt gleichfalls den Hebräern nicht Zauberei und Dämonenbeschwörung, die freilich stets als ein Abfall vom wahren Gott gekennzeichnet sind; aber die Unterredung mit der Hexe von Endor und andere volksthümliche Ueberlieferungen lassen uns einen Blick in diesen tiefen fetischistischen Untergrund thun. Nach dem Exil blühte bei ihnen die chaldäische Beschwörungskunst in üppigstem Flor, die Speculation suchte zwischen der heimischen Religion und jener Dämonologie thunlichst zu vermitteln. Sehr entscheidend sind für das Abendland sodann (durch die Vermittlung der Araber) die Aegypter geworden, deren Magie in unmittelbarem Zusammenhange mit ihrer Religion stand. Ganz besonders handelt es sich darum, der den Körper verlassenden Seele das Geschick im Jenseits zu erleichtern, und zwar wird (wiederum ein ganz landläufiger fetischistischer Ge-

danke) geradezu durch die priesterlich sanctionirte Magie die betreffende Gottheit, an die man sich um Hilfe wendet, auf dem Wege eines juristisch rechtmäßig abgeschlossenen Vertrages zu der erwünschten Gegenleistung gezwungen. Es läßt sich deshalb wohl verstehen, wenn die Priester diese Geheimnisse des Todtenbuches eifersüchtig wahrten und keinem Unbefugten einen Einblick in diese werthvollen Documente gestatteten. Ebenso gelangte im Nilthal die Astrologie zu hoher Blüthe, und Ptolemäus, der Vater des bis zu Copernicus herrschenden Dogmas, vertritt auch mit voller Entschiedenheit den mystischen Gedanken der Abhängigkeit des Menschen vom Lauf und Stand der Gestirne. Die Lehre des Horoskops, die Schicksalsbestimmung bei der Geburt des Kindes und späterhin, hat hier eine ganz systematische Entwicklung gefunden. Endlich haben die Aegypter noch einen großen Einfluß auf die Alchemie ausgeübt (Hermes Trismegistos gilt der Ueberlieferung nach für ihren Vater) — schon die Papyrusrollen enthalten derartige Erörterungen, — wenn auch erst die Araber, vor Allem der im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebende Geber oder eigentlich Dschafar, eine wirkliche Theorie von der Zusammensetzung der Metalle aufstellten. Auch haben sich die Araber sehr eifrig mit Astrologie beschäftigt, so daß ihre Manuscripte (vielfach in lateinischen Uebersetzungen) in Europa verbreitet waren. Die Verknüpfung einheimischer und maurischer Cultur, die wir besonders dem genialen Friedrich II. verdanken, — er berief verschiedene berühmte arabische Gelehrte und Künstler an seinen Hof, — hat im 13. Jahrhundert eine seltsame Epoche astrologischer und magischer Studien in unserem Erdtheil hervorgerufen, so daß geradezu alle, oder doch die meisten genialen Denker jener Zeit zugleich Zauberer waren.

Während im Mittelalter bis zum Schluß des 13. Jahrhunderts die Möglichkeit dämonologischer Wahnideen schon aus dem Grunde nicht aufkommen konnte, weil geradezu von der Kirche officiell der Glaube an böse Geister verfolgt und verboten wurde (im sog. Ancyranischen Kanon Episcopi), entstand durch den berühmten Philosophen Thomas von Aquino ein völliger Umschwung, der (höchst wahrscheinlich unter dem Einfluß der oben geschilderten maurischen Magie) nachdrücklich die Wirksamkeit des Teufels auf schwache und sündige Gemüther und die Beeinflussung der Natur durch die Dämonen (selbstredend unter göttlicher Zulassung) vertrat. Die allzeit bereiten Gehilfen aber des Bösen sind die Hexen, die sich willig ihm ergeben haben und nun in seinem Dienst stehen, als höllische Heerschaaren ihres unterirdischen Gebieters, und so entsteht, unter Anknüpfung zugleich an mancherlei ursprüngliche volksthümliche Anschauungen, jene Blüthezeit eines blutgierigen, scheußlichen Wahnwitzes, der Europa mehr Menschen gekostet hat, als alle gleichzeitigen Kriege zusammen. Mit Schaudern und Ingrimm wendet sich der Blick von dieser gräuelvollen Entartung des Menschengeschlechts ab, von dieser entsetzlichen Krankheit und Verirrung, die man in der That mehr unter einem pathologischen Gesichtspunkt auffassen dürfte. Mit Recht er-

klärt Lehmann: Der Mensch ist kaum jemals, weder früher, noch später, den dämonischen Mächten in einem so hohen Grade preisgegeben, als während der Blüthezeit des Hexenwesens. Nicht nur waren zahlreiche Schaaren von Dämonen darauf bedacht, Schaden an Gesundheit, Leben und Gut anzurichten, sondern dieselben hatten auch unter den Menschen viele willige Diener, deren Hauptaufgabe es ist, ihre Mitmenschen zu plagen. Diesen zerstörenden und verderbenbringenden Wesen gegenüber war der Mensch ohnmächtig, weil die Dämonen, sowie ihre Gehilfinnen, die Hexen, das vermochten, was kein Mensch sonst auszuführen oder zu verhindern im Stande war. Wenn die Menschen aber ganz hilflos dastanden, solange sie auf ihre natürlichen Hilfsmittel angewiesen waren, was Wunder, wenn sie zu übernatürlichen Mitteln griffen, um überhaupt auf der Welt existiren zu können?

Da die Zahl und die Stärke dieser Mittel aber nothwendiger Weise in einem entsprechenden Verhältniß zu den Gefahren stehen mußte, die sie abwehren sollten, wird es leicht begreiflich, daß die Magie nie zuvor eine solche Rolle in allen menschlichen Verhältnissen gespielt hat, aus dem einfachen Grunde, weil das Eingreifen der Dämonen in das menschliche Leben früher nie solchen Umfang erreicht hatte. In erster Linie war natürlich die Kirche dazu berufen, sich der Frauen anzunehmen und ihnen gegen den Teufel und seine Diener beizustehen. Daher entwickelte sich jetzt die kirchliche Magie zu einer bis dahin unbekannten Höhe. Indessen genügte dies offenbar nicht. Der Mensch konnte ja jeden Augenblick einem hinterlistigen Angriff einer Hexe ausgesetzt sein, der Priester oder ein anderer Diener der Kirche war nicht immer bei der Hand, um den Angriff abzuwehren, folglich mußte das Volk selbst über magische Mittel verfügen können, um das Böse abzuwehren. So erreichte auch die Magie eine schwindelnde Höhe zu jener Zeit.

Es ist übrigens beachtenswerth, daß Schweden erst durch seine Mitleidenschaft am dreißigjährigen Kriege von dieser unheimlichen Seuche heimgesucht wurde und daß die Reformation überhaupt keineswegs dem Unwesen ein Ende machte: Vielmehr ging die radicale Beseitigung erst von der Wissenschaft aus, welche die Haltlosigkeit des landläufigen Dogmas nachwies und damit den gefährlichen Wahn seines natürlichen Nährbodens beraubte, insbesondere von Agrippa von Nettesheim (Anfang des 16. Jahrhunderts), dem Holländer reformirten Prediger Dr. Bekker, dem deutschen Juristen Thomasius u. A. Auch hier ist die Naturwissenschaft die Vertreterin echter Aufklärung, die Siegerin im Kampf mit den Mächten der Finsterniß oder, weniger theologisch ausgedrückt, mit der eigenen Thorheit und Phantastik. Aber noch 1740 loderten die Flammen eines Scheiterhaufens in Oesterreich gen Himmel, und in weniger aufgeklärten Gegenden Europas (z. B. in einigen russischen Districten) wuchert der uralte Hexenglaube, wie neuere Ermittelungen ergeben haben, mit ungeschwächter Kraft unter einer dünnen

Culturschicht weiter fort, um bei gegebenen Anlässen wieder hervorzubrechen.

Der Aberglaube hat aber nicht nur die Religion erobert, sondern auch die Wissenschaft wenigstens zu bezwingen gesucht, und dafür liefert der moderne Spiritismus einen nur allzu traurigen Beleg. Diese pseudowissenschaftlichen oder, wie sie bezeichnend genannt werden, occultistischen Versuche reichen jedoch tief hinein in ältere Perioden unserer Geschichte, ja bis hinein in die Naturvölker, die dazu, wie jeder Ethnologe weiß, die schlagendsten Parallelen liefern können. In erster Linie gehört hierhin die seltsame Zahlenmystik der Kabbala, deren Unklarheit und scheinbare Gedankentiefe den Europäern im 13. Jahrhundert nicht wenig imponirte. Diese Zahlensymbolik, die selbstredend auch nicht einen Schatten von verständiger Begründung für sich in Anspruch nehmen kann, vielmehr einen bunten Tummelplatz absurdesten Blödsinnes darstellt, verwandelt sich dann ganz naturgemäß zum Zahlenzauber, der überall seine willigen Opfer findet. Eine besondere Bedeutung hat diese Vorstellung in der Philosophia occulta des erst schon erwähnten Agrippa von Nettesheim gewonnen, der eben den Mysticismus seines übernatürlichen Ursprungs entkleiden und die Magie zu einer wirklichen Wissenschaft erheben wollte, indem er die Physik des Aristoteles, die Astronomie des Ptolemäus, die Philosophie der Neuplatoniker und die Kabbala der Juden zu einem freilich wunderlichen Ganzen zusammenfügte. Deshalb hatte seine Weltanschauung einen relativ langen Bestand, nämlich bis die Grundlagen derselben, die Physik des Aristoteles, die Astronomie des Ptolemäus unter den wuchtigen Stößen eines Copernicus, Galilei und Kepler zusammenbrachen. Die eigentliche Stätte aber dieser Vorstellungen finden wir im modernen Spiritismus, der mit seinen Vorläufern in Swedenborg, der Seherin von Prevorst u. A. seinen Ausgangspunkt und systematische Organisation gefunden hat. Wie haben wir uns den Ursprung derselben und seine historische Entwickelung (von besonderen psychologischen Gründen noch abgesehen) zu denken? Darauf antworten wir mit Wundt folgendermaßen: Wenn Jemand die Frage aufwürfe, wie eine Mythologie sich ausnehmen möchte, die nicht in einer grauen, vorhistorischen Vergangenheit und in der Geschichte der Völkerentwickelung, sondern mitten im Licht der Geschichte, unter modernen Culturverhältnissen und unbeeinflußt von historischen Traditionen entstände, so würde wohl Jeder zu einer solchen Frage den Kopf schütteln. Nun, die amerikanische Nation hat dies Problem gelöst, und diese Lösung ist der Spiritismus. Seine Entwickelung ist in Aller Erinnerung; in diese Entwickelung haben traditionell überkommene Vorstellungen sichtlich in so geringem Maße eingewirkt, daß die Anklänge, die sich finden, großentheils eben sowohl auf gemeinsame psychologische Entstehungsbedingungen, wie auf eine directe Uebertragung zurückgeführt werden können. Die ersten Regungen des Spiritismus gehen auf die vor etwa fünfzig Jahren von der Neuen Welt aus sich epidemisch

über Europa verbreitenden Erscheinungen des Tischrückens zurück. Daran reihten sich die Manifestationen der Klopfgeister. Nun entstand die Vorstellung, daß bestimmte Menschen, die sogenannten Medien, in einen intimeren Rapport mit den Geistern zu treten vermöchten. Zugleich wurde jetzt erst in bestimmterer Weise die Ansicht ausgebildet, daß die Geister, die auf verschiedenen Wegen — mündlich, schriftlich oder gar mittelst eigens erfundener Instrumente — ihre Gedanken den Medien mittheilten, verstorbenen Menschen angehörten. Endlich behauptete man, daß die Geister gelegentlich — in einer ihrem einstigen Körper gleichenden leiblichen Hülle erscheinen könnten, und hieran reihten sich schließlich Mittheilungen der Geister und Medien über das Jenseits und die Schicksale der Seele nach dem Tode. Betrachten wir diese ganze Entwickelung vom Standpunkte des Mythologen, so ist dieselbe vor Allem dadurch merkwürdig, daß sie als die vollständige Umkehrung der Mythenentwickelung historischer Völker erscheint. Während diese um so farbenreicher und phantasievoller ist, je weiter wir sie zurück verfolgen, um dann allmählich zu versiegen und endlich in unverstandenen Resten im Volksaberglauben weiter zu leben, sehen wir umgekehrt jene mythologische Neubildung von einer allverbreiteten, aber schon abgeblaßten Form des Volksaberglaubens, von dem Gespensterglauben ausgehen, der noch dazu anfänglich in seiner phantasielosen Form, in der des Klopfgeistes, auftritt. Daraus entwickeln sich Rudimente eines Ahnencultus, und an letzteren schließen sich endlich, freilich nicht ohne die Mitwirkung classisch gebildeter Geister, denen die Vorbilder hellenischer und germanischer Mythologie nicht ganz unbekannt geblieben sein dürften, ein Cyclus mythologischer Vorstellungen, die sich auf das jenseitige Leben beziehen. Wie in dieser seiner ganzen Entwickelung, so ist der Spiritismus aber auch darin eine abnorme, von den verwickelten Culturbedingungen, unter denen er entstanden, beeinflußte Erscheinung, daß er in allen seinen Entwickelungsphasen die Tendenz besitzt, sich in ein wissenschaftliches Gewand zu hüllen. Schon für die Erscheinungen des Tischrückens nahm man wunderbare Naturkräfte in Anspruch, die meistens mit dem animalischen Magnetismus in Beziehung gebracht wurden. Im weiteren Fortgange wurde in den Psychographen und anderen Vorrichtungen zu Gunsten der Medien und Geister die wissenschaftliche Technik in Anspruch genommen. Zugleich entwickelte sich unter der Führung von Jackson Davis und Allan Kardec, der beiden Häupter spiritistischer Sekten, eine reiche, noch immer im Wachsen begriffene Litteratur, welche den Anspruch erhebt, für eine wissenschaftliche gehalten zu werden. (Essays S. 320). Wir können uns hier begreiflicher Weise nicht auf eine eingehende Schilderung der verschiedenen Phasen einlassen, welche der moderne Spiritismus durchgemacht hat, bis er auch Physiker und Philosophen in seinen Bannkreis gezogen, ebenso wenig wie auf einen Bericht über die unendlich verschiedenen Versuche, die Geisterwelt mit unserer Erfahrungssphäre in näheren Zusammenhang zu bringen, auf die stets wieder

nach allen Triumphen sich unfehlbar einstellenden Entlarvungen — das letzte bedeutsame Fiasco betraf die überaus geschickte Italienerin Eusapia Paladino, deren Treiben 1895 in Cambridge enthüllt wurde —, sondern wir begnügen uns mit dem einfachen Hinweis darauf, daß dieser ganzen Bewegung nicht zum Wenigsten religiöse Motive eine ungeahnte Verbreitung verschafft haben, was namentlich anschaulich an der Reïncarnations-Lehre des französischen Spiritisten hervortritt. Eine fortschreitende Wiedergeburt des Menschen läutert die Seele von allen irdischen Schlacken, bis sie als reiner Geist die höchste Seligkeit genießt. Die Religion erhält durch die übernatürliche Offenbarung, welche uns durch die Geister zu Theil wird, angeblich die sicherste Stütze und den verläßlichsten Schutz gegen den Alles unterhöhlenden Skepticismus.

Wenn wir uns nach dieser geschichtlichen Skizze, die begreiflicher Weise nur die allgemeinen Grundzüge des großen Gebietes umfassen konnte, zu unserer zweiten wichtigeren Aufgabe wenden, nämlich durch eine psychologische Untersuchung die treibenden Motive dieser Bewegung zu ergründen, so müssen wir eine nicht unwesentliche Bemerkung vorausschicken. Es wäre ungerecht und unkritisch zugleich, nach Art der Aufklärungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts alle spiritistischen Erscheinungen und Vorstellungen kurzer Hand mit dem wohlfeilen Ausspruch: Lug und Trug, Schwindel und Verrücktheit abzufertigen; denn es gilt ja gerade herauszubringen, wie derartige Anschauungen entstehen konnten und mußten, die sich aller Wissenschaft zum Trotz bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Lehmann sagt mit Recht: Einerseits muß es Phänomene geben, die zum Glauben an die Existenz höherer Wesen oder geheimer Kräfte führen, andererseits muß man auch wirklich etwas durch die magischen Operationen erreichen können. Denn wenn diese niemals zu dem gewünschten Resultat führen würden, so müßte der Glaube an sie doch zuletzt abnehmen; im Sturze würden sie aber die Theorien mit sich zu Fall bringen. Ja, diese würden im Laufe der Zeit schon längst verschwunden sein, wenn sie thatsächlich nichts Anderes als Phantasiegebilde wären, weder begründet in bestimmten Beobachtungen, noch gestützt und bestätigt durch die magischen Operationen. Die Geschichte des Aberglaubens selbst zeigt uns deutlich, daß das das Schicksal jeder unbegründeten Theorie ist. Jede Annahme, die zuerst wohl auf gewissen Erfahrungen zu beruhen schien, ist doch zuletzt verschwunden, wenn die Erfahrungen nicht länger für die Richtigkeit der Annahme sprachen. (S. 314.) Wir müssen somit in erster Linie uns die Frage vorlegen, wo haben wir die behaupteten höheren, magischen Kräfte zu suchen, deren Wirkungen, wie es heißt, die räthselhaften Vorgänge darstellen? Die Antwort kann, wollen wir die Lösung nicht ad Kalendas graecas verschieben, nicht zweifelhaft sein: im Menschen selbst, nicht etwa in der äußeren Natur. Das lehrt uns schon ein Blick auf die Zauberer und Medicinmänner der Naturvölker. Soviel man auch hier auf die Rechnung der Technik und Uebung setzen

will, so bleibt doch als ausschlaggebender Factor die individuelle psychische Anlage des Betreffenden übrig. Ueberall und durchweg sind es Personen von einem äußerst feinen, erregbaren Nervensystem, vielfach auch zu Visionen und Hallucinationen geneigt, kurz pathologisch veranlagt, die in Betracht kommen. Tanz, Musik, Suggestionen, Narkosen, Hypnosen zc. sind die üblichen sich immerfort wiederholenden Mittel für die Operationen der Zauberpriester und Schamanen, die zum Theil auch jetzt noch nicht ihre Bedeutung eingebüßt haben. Wollen wir also unser Problem wirklich psychologisch erfassen und lösen, so müssen wir von diesem empirischen Ansatzpunkt ausgehen und dann sehen, in wie weit vielleicht gewisse Fehler in der objectiv richtigen Wahrnehmung und Auffassung der fraglichen Erscheinungen verhängnißvoll für die endgiltige Bestimmung der etwaigen Ergebnisse und Wirkungen werden können.

Es ist zunächst sehr befremdlich, daß bei allen Geistererscheinungen der subjective Glaube, man könnte fast sagen, das ungeschmälerte ehrliche Vertrauen in ihre Realität die maßgebende Voraussetzung bildet. Immer nur der „Gläubige“ sieht die Geister, schreibt unser Gewährsmann. Es gehört also stets Glaube dazu; unter der Macht der Glaubens und der Erwartung sind aber die Hallucinationen so gut wie unvermeidlich. Die Ostjaken und Tungusen sehen, wie die Geister den Schamanen verlassen; die Spiritisten sehen die Geister in Gegenwart des Mediums; im Alterthum und Mittelalter sahen die Leute, wie die Geister aus den Besessenen wichen, wenn die Beschwörer oder Priester sie austrieben. Es wird geradezu bei älteren Verfassern behauptet, daß die Geister beim Ausfahren gesehen worden sind oder sichtbare Zeichen ihrer Nähe gegeben haben. So werden die Geister denn auch in den alten religiösen Malereien, wo die Austreibung eines Teufels ein sehr beliebtes Motiv ist, als beflügelte Gestalten, die aus dem Munde des Besessenen ausfahren, dargestellt. Aber weshalb sieht der europäische Reisende nicht die sibirischen Geister, welche alle Anderen, die in der Jurte versammelt sind, doch wahrnehmen? Weshalb sieht der kritische Forscher keine Geister in den spiritistischen Sitzungen, außer, wenn das Medium selbst in einer entsprechenden Vertheilung die Rolle des Geistes spielt? Besessene endlich finden wir ja noch in unseren Tagen; es sind unglückliche Kranke, Hystero-Epileptiker, deren Behandlung jetzt dem Priester genommen und auf den Irrenarzt übergegangen ist — nachdem man, wie Tylor ironisch bemerkt, den Nutzen des Bromcalium erkannt hat. Aber weshalb sehen unsere Psychiater niemals die fliehenden Teufel, wenn sie diese Patienten von ihren Anfällen heilen? Hierauf giebt es nur eine Antwort: Man sieht keine Geister, weil keine zu sehen sind; nur wer an sie glaubt und ihre Anwesenheit erwartet, kann erreichen, sich eine Hallucination in dieser Beziehung vorzusuggeriren. (S. 472.)

Aber auch von dieser Dosis persönlicher Voreingenommenheit abgesehen, machen sich allerlei Beobachtungsfehler bemerkbar, welche für die Auffassung

und Erklärung der angeblich unerschütterlichen Thatsachen erschwerend in's Gewicht fallen. Es ist freilich bekannt, daß gerade die Spiritisten, um den Anschein objectiver Realität zu gewinnen, vielfach wissenschaftliche Forscher zur Antheilnahme an ihren Sitzungen auffordern; aber meist ist dies Gesuch mit so eigenthümlichen Bedingungen verknüpft, daß dabei eine unbefangene kritische Controle so gut wie ausgeschlossen erscheint. Außerdem wird ein eventuell ungünstiges Ergebniß mit erstaunlicher Geschicklichkeit todtgeschwiegen. Welche Täuschungen bei dieser anscheinend ganz unanfechtbaren Erfahrung mitunter laufen, möge nur der Hinweis auf die vor mehr als hundert Jahren durch eine Commission der französischen Akademie angestellten Untersuchungen veranschaulichen (der u. A. auch Lavoisier angehörte), welche mit voller Evidenz zeigte, daß erregbare Personen, wie sie zu den Versuchen der Magnetiseure verwendet zu werden pflegen, in genau dieselben Zustände gerathen, falls sie nur glauben, vom Magnetiseur behandelt zu werden, indem man ihnen z. B. die Ueberzeugung beibringt, daß der Magnetiseur hinter einer Tapetenwand verborgen sei, während umgekehrt die wirkliche Anwendung des Magnetismus sie garnicht afficirt, wenn sie nichts von dem Vorgang vorher wissen. Von diesen Fehlerquellen der Beobachtung seien ferner namhaft gemacht Erregung und Erwartung, die namentlich aus begreiflichen Gründen hier verhängnißvoll auftreten, Gemüthsbewegung, Befangenheit, Sympathie mit anomalen, außergewöhnlichen Erscheinungen. Die Beschreibung von seltsamen wunderbaren Thieren und Fabelwesen (z. B. des sog. Seemönchs, des Einhorns u. s. w.), oder der Kometen gehört in diesen Bereich der abergläubischen Wissenschaft, die ihre Armuth mit phantastischen sogenannten „Beobachtungen" verhüllte. Vor allen Dingen aber kommen die für die Entwicklung der Dämonologie, ja des Seelenbegriffes überhaupt so wichtigen Träume in Betracht. Die Seele verläßt nach der gewöhnlichen Anschauung während des Schlafes den Körper und erlebt die mannigfachsten Erscheinungen, die der naive, noch nicht kritisch geschulte Mensch für objectiv real hält. In diesen Traumbildern spiegelt sich die Weltanschauung und Erfahrung des Naturmenschen mit unzweideutiger Klarheit wieder, seine persönliche Umgebung und dann auch seine unmittelbaren Vorfahren erscheinen als zauberkräftige Geister, eben deshalb, weil sie ja nicht an die lästigen Schranken von Raum und Zeit gebunden sind, die sich uns armen Erdenbürgern immerdar fühlbar machen. In diesem fruchtbaren Nährboden findet die gestaltungskräftige Phantasie, wie sich denken läßt, eine unendlich freie Entfaltung, Gespenster, Geisterglaube, bald etwas optimistischer, bald eingetaucht in die dunkelsten Farben und gräuelvoll verzerrt, wuchern hier üppig auf. Die Annalen der Völkerkunde sind gerade in dieser Beziehung außerordentlich reichhaltig. Daß die Träume dann für die Mantik, für die Vorherbestimmung der Zukunft ebenfalls ein erwünschtes Material darboten, wurde früher schon angedeutet; es wäre aber auch hier ein gewisses Mißtrauen,

gegen die angebliche Statistik der Erfüllungen am Platze, die man gelegentlich triumphirend anführt. Denn erstlich fehlt in der Bilanz die ganze Summe der fehlgeschlagenen Prophezeiungen, sodann wird mit rührender Einfalt irgend eine zufällig spätere Begebenheit, bei der man sich dann nachträglich eines früheren Traumes erinnert, diesem Traume auf das Conto gesetzt, der damit natürlich in dem überirdischen Lichte einer Weissagung erscheint. Es ist von selbst klar, daß erst der böse Mensch diese Combination veranstaltet, die dann gläubigen Gemüthern als Walten des Schicksals vor die zerknirschte Seele gebracht wird. Weitere Quellen für die Erklärung des Aberglaubens erschließen sich uns in den Hallucinationen, in der Hypnose, in der Hysterie und der Ekstase resp. Besessenheit, wo überall das normale Bewußtsein getrübt ist, ev. sogar so sehr, daß eine völlige Vertauschung der Persönlichkeit des geistigen Lebens stattfinden kann; das normale empirische Ich ist ganz verschwunden und ein anderes dafür an die Stelle getreten, die Souverainetät des Ich in dem unheimlichen Triebwerk eines psychischen Mechanismus zu Grunde gegangen. Wir müssen uns auf einige besonders charakteristische Formen und Fälle beschränken. Daß die normale Suggestibilität, d. h. die Empfänglichkeit des Nervensystems für psychischstarke Reize, für die Heilkunde insonderheit eine wichtige Rolle gespielt habe, immerfort spielt, dürfte bekannt sein, und der oft angeführte Satz, daß der Patient Vertrauen haben müsse zum Arzt, drückt diese Thatsache nur in etwas verschleierter Form aus. Alle Curen und Operationen der Schamanen, alle Amuletten, Talismane, Reliquien, Sympathiemittel gehören in diesen Rahmen; bei Epidemien ist die Suggestion übrigens immer bedeutungsvoll. Die eigentliche Hypnose aber füllt unter dem Namen Mesmerismus ein eigenes und nicht sehr kleines Capitel in der Medicin aus; freilich nahmen die vielberufenen Wunderthaten Mesmers bald ein klägliches Ende, als sich die Regierung in's Mittel legte, aber die Grundidee des animalischen Magnetismus blieb in der Hypnose ungeschwächt. Da das Ich eine Coordination von Bewußtseinszuständen ist und deshalb stetigen Schwankungen unterworfen, (somit weit entfernt von der unberührten Majestät einer unwandelbaren Substanz, wie die Metaphysiker uns glauben machen wollen), so kann diese Continuität, welche eigentlich die letzte festeste Grundlage unserer Persönlichkeit ist, auch dem gemäß durch Störungen unterbrochen, ja schlimmstenfalls vernichtet werden (vgl. die werthvollen Arbeiten Ribots, Die Persönlichkeit, Der Wille, Berlin, G. Reimer, 1893 u. 94). Das Doppelbewußtsein, das Verschwinden der Persönlichkeit bei den Mystikern, die Charaktervertauschung und andere Zersetzungen unseres Organismus mehr, intellectuelle Störungen und Lähmungen des Willens zugleich, — von der eigentlichen Verrücktheit noch garnicht zu reden — sind mehr oder minder wichtige Belege für die Entwicklung der Dämonologie; je nach der dogmatischen Stellung war natürlich der den Menschen einnehmende Geist ein böser, schadenbringender Teufel oder die allumfassende

kosmische Macht, welche das irrende und strebende Individuum in seinen Schooß aufnimmt. Die psychologische Wurzel für die Entstehung und Fortbildung der Anschauung liegt klar zu Tage; geht dem gewöhnlichen Menschen die Kenntniß und das Verständniß des psycho-physischen Mechanismus vollständig ab, in dem sich unser Leben bewegt, fehlt ihm ferner der Begriff naturwissenschaftlicher Gesetze, steht er vielmehr genau genommen noch auf der uralten unausrottbaren Basis animistischer oder wenn man will fetischhafter Weltauffassung, so kann er naturgemäß in all diesen seine Phantasie und Denken gleichmäßig aufregenden Vorgängen nur Handlungen irgend welcher seine Existenz unmittelbar und nach freiem Gutdünken beeinflussender Wesen sehen. Namentlich gilt das von der Ekstase und der Epilepsie, bei welcher letzteren ganz besonders die dämonologische Wahnidee wieder hervorbrechen mußte. In diesem Sinne darf man sogar behaupten, daß der Aberglaube ein integrirender Bestandtheil der menschlichen Natur und Entwickelung ist und daß es somit fraglich erscheinen könne, ob er überhaupt jemals wieder vollständig rerschwindet. Im Uebrigen dürfen wir wohl constatiren, daß die verschiedenen normalen und anomalen seelischen Thätigkeiten unter Hinzunahme des die ganze Welt mit den Geschöpfen der Phantasie bevölkernden Animismus die hauptsächlichsten Formen des Aberglaubens erklären. Dazu kommt aber noch als unterstützendes Mittel die geschickte Anwendung physikalischer Vorgänge, die sich die Zauberer, Gaukler, Taschenspieler und Professoren der höheren Magie aller Zeiten und Völker nicht haben entgehen lassen. Selbstredend ist die Technik allmählich immer mehr verfeinert. Ursprüglich waren die Kunstgriffe natürlich, schreibt Lehmann, sehr plump und einfach, weil man über keine feineren Mittel verfügte. Das ist z. B. der Fall mit den verschiedenen Methoden, welche die Zauberer in der griechischen Verfallsperiode anwandten, um die leuchtende Gestalt Hekates hervorzuzaubern. In einzelnen nordischen Sagen wird erwähnt, daß gewisse Götzenbilder lebendig waren, und es geht aus den Schilderungen deutlich hervor, daß Menschen in diesen Holzbildern verborgen gewesen sind, welche im gegebenen Augenblick die Rolle des Gottes spielten. Auch die christliche Kirche hat sich nicht gescheut, ähnliche Mittel zu benutzen, wenn diese in späteren Zeiten auch etwas kunstvoller gewesen sind; durch Sprachrohre und ähnliche Einrichtungen hat man verstanden, große Wirkungen in den Kirchen zu erzielen, indem man die Gottheit direct zur versammelten Gemeinde reden ließ. Es kommt uns wohl merkwürdig vor, daß solche Gaukelei in der Kirche hat Eingang finden können; aber schließlich ist das nicht anstößiger als das Kunststück, welches man noch in unserem Jahrhundert unter dem Namen des Wunders mit dem Blute des heiligen Januarius angestellt hat. Daß die gelehrten Magier des Mittelalters ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse dazu benutzt haben, um dem Volk zu imponiren, ist wohl über allen Zweifel erhaben. Es würde naiv sein, zu glauben, daß das Streben dieser Männer, künstliche Automaten in menschlicher Gestalt zu construiren,

nur von einem Drange nach einer passenden Beschäftigung in ihren Mußestunden hervorgerufen sein sollte, ohne jeglichen Hintergedanken an die Wirkung, die eine solche sich selbst bewegende Statue auf die unwissende Mitwelt ausüben würde. Noch zu Galileis Zeit scheinen verschiedene Forscher mehr im Dienste der Magie, der Taschenspielerei als der strengen Wissenschaft gearbeitet zu haben. Selbst in unseren Tagen wird die Taschenspielerei in ihren verschiedensten Formen vielfach zu betrügerischen Zwecken gebraucht. Die physikalischen Medien und die Materialisationsmedien der Spiritisten sind zum größten Theil Taschenspieler, die es für vortheilhafter ansahen, auf den Aberglauben der Leute zu speculiren, als ihren Kunststücken den rechten Namen zu geben. Das halbwissenschaftliche theosophische System einer Mme. Bernatzky endlich wurde ebenfalls mit Hilfe der Taschenspielerei zu einer religiösen Doctrin, die allerdings zahlreiche begeisterte Anhänger gefunden hat, erhoben (S. 538). Daß dies Moment auch sehr erheblich für den Spiritismus in Betracht kommt, wurde früher schon erwähnt; namentlich haben die sich stets wiederholenden Entlarvungen zu seiner Discreditirung geführt und ihn, genau genommen, um sein wissenschaftliches Ansehen gebracht. Natürlich soll nicht die logische Möglichkeit geleugnet werden, daß es noch unbekannte Kräfte giebt, aber erstlich ist es nach unserem jetzigen Stande der wissenschaftlichen Forschung und Erkenntniß nicht sehr wahrscheinlich, und zweitens ist der angebliche Beweis für ihre Wirksamkeit bislang jedenfalls noch nicht gebracht. Vor allen Dingen ist die damit erhoffte Consolidirung religiöser oder wohl gar ethischer Fragen durch den hypothetisch hergestellten Zusammenhang mit der jenseitigen Welt von vornherein abzuweisen, und nüchterne Wissenschaft sowohl als unbefangener religiöser Glaube sind sich in dieser principiellen Ablehnung glücklicherweise eins.

Ehe wir das Ergebniß unserer Untersuchung ziehen, nämlich aus der theils geschichtlichen, theils kritischen Betrachtung eine begriffliche Bestimmung des Aberglaubens und der Zauberei zu versuchen, möge es uns gestattet sein, noch einmal im Fluge uns den ungeheuren Umfang beider Gebiete, die im Völkerleben und deshalb auch im individuellen Dasein eine öfter unterschätzte Rolle gespielt haben, zu vergegenwärtigen. Schon die ersten kümmerlichen Bemühungen, einen Einblick in den eigentlichen, dem gewöhnlichen Menschen verborgenen Zusammenhang der Dinge zu erhalten, sind bezeichnender Weise auch zu einer Theorie verwerthet, der Aberglaube hat von Anfang an bis auf unsere Zeit hin sich immerfort bemüht, eine wissenschaftliche Doctrin zu werden. Ja, es ist nicht blos bei sporadischen verstreuten abergläubischen Meinungen geblieben, wie in der Alchemie oder in der Heilkunde der Wundärzte des 15. und 16. Jahrhunderts, sondern es haben sich, begünstigt durch mancherlei culturhistorische Einflüsse, geradezu abergläubische Wissenschaften entwickelt, wie die Nekromantie, die Mantik oder auch die Astrologie. Grundlegend ist die Annahme von dem Walten übersinnlicher Kräfte, welche den gewöhnlichen Naturlauf hemmen und zum

Stillstand bringen, und darin stimmt der Aberglaube mit dem Mysticismus überein; aber eigenthümlich ist die unmittelbare praktische Beziehung zum Leben und Treiben des Menschen selbst, das Wunder, die Aufhebung des Causalitätsgesetzes hat stets diesen Zweck. Andererseits sind selbstredend nicht alle Irrthümer als solche abergläubisch, so Lavaters Physiognomik bei aller mystischen Anlage ihres Urhebers oder Galls Phrenologie; denn hier fehlt eben die charakteristische Vermischung des Uebersinnlichen mit dem Erfahrungswissen. Der Aberglaube ist durch und durch egoistisch, nie (wenigstens nicht zunächst) von rein wissenschaftlichen, uneigennützigen Motiven beherrscht, und eben aus diesem Grunde gehört als organisches Glied die Zauberei zu ihm. Fast alle Wissenschaften aber haben im Lauf der Zeit unter seiner Knechtschaft gestanden — abermals ein bezeichnender psychologischer Zug für die Unverbesserlichkeit und Unverwüstlichkeit des tief in der menschlichen Natur eingewurzelten Hanges zum Aberglauben, — von der ernsten, nüchternen Mathematik an, die häufiger, als man denken sollte, gleichsam als naturgemäßer Ausgleich zu intensiven Verstandesoperationen dem mystischen Halbdunkel sich zugeneigt hat, durch die verschiedenen Phasen philosophischer Weltbetrachtung hindurch, die allerdings mehr den Mysticismus pflegte, bis zu derjenigen Wissenschaft, die trotz ihres hervorragend empirischen Charakters von ihren ersten tastenden Versuchen bei den Naturvölkern an bis in unsere hochgelobte Gegenwart abergläubische Vorstellungen (vielleicht, wollen wir zu ihrer Ehre annehmen, wider ihren Willen) begünstigt hat, bis zur Heilkunst. Der Grund dieses Zusammenhanges ist eben nicht schwer zu errathen: In beiden Fällen handelt es sich um die Realisirung eines mit allen Kräften ersehnten Gutes, um die Erfüllung eines dringenden Wunsches; daher der weite Umfang der Heilmittel und Kuren, den der Volksaberglaube, noch lange, ehe er Stellung nimmt zur Wissenschaft, in dieser Beziehung beansprucht. In der That hat sich auch stets, und, wenn man berufenen Zeugen und competenten Beobachtern trauen kann, sogar jetzt noch die Ausbeutung des Aberglaubens hier am ergiebigsten erwiesen. Sehen wir von dem nicht an die Oberfläche tretenden Strom dieses Volksaberglaubens ab, der aber trotzdem, oder eigentlich wäre es besser zu sagen, gerade deshalb unerschöpflich seine Fluthen weiter wälzt, so bleibt für die Gegenwart in der Hauptsache der Spiritismus über, als ein durchaus ernsthafter Versuch, eine Wissenschaft des Uebersinnlichen zu construiren.

Was ist nun Aberglauben? Aberglauben ist ein rückständiges Element in der Religion oder, nach Tylor'schem Ausdruck, ein religiöses Ueberbleibsel, das mit der zeitigen Weltanschauung und der naturwissenschaftlichen Erklärung der Dinge in Widerspruch steht. Aus diesem religiösen Ursprung erklärt sich die wichtige Beziehung des Aberglaubens zur Zauberei; wie jede Religion letzten Endes auf Realisirung übersinnlicher Ideale beruht, (sei es durch seine mystische Versenkung in die übernatürliche Welt, sei es durch

mehr ethische Beschränkung auf das Diesseits), so will auch der Aberglaube entgegen dem normalen Verlauf der Dinge durch besondere, deshalb nur den Priestern oder anderen Eingeweihten geläufige Mittel, solchen persönlichen Wünschen der begehrlichen Menschen gerecht werden. Es versteht sich somit von selbst, daß zu Folge der fortschreitenden Entwicklung völlig anerkannte religiöse Anschauungen, sagen wir kurz, Dogmen zum Aberglauben degenerirt sind, da sie der schärferen Kritik späterer Geschlechter nicht Stand halten konnten. Wo dann der nagende Zweifel noch gründlicher aufräumt, da verlieren die abergläubischen Vorstellungen noch mehr Terrain, sie büßen die Fühlung mit dem unmittelbaren Leben ein und werden so ein Bestandtheil des Märchens, wo im Gegensatz zu der bisherigen ausschlaggebenden praktischen Geltung und Bedeutung die Phantasie allein in ihr Recht eintritt. Der ursprüngliche religiöse Untergrund ist völlig durch eine freie, poetische Behandlung überwuchert, und nur Kundigeren wird dieser tiefere, besonders die ganze Thierwelt betreffende Zusammenhang klar. Der öfter angenommene Unterschied zwischen Wunder und Zauberei ist u. E. hinfällig, da er rein dogmatischer Natur ist; derjenige Vorgang, den die rechtgläubige Ansicht sich nur mit Hilfe eines besonderen durch göttliche Veranstaltung geschehenen Wunders erklären kann, muß ihr in einer etwaigen Nachahmung von unberufener Seite selbstverständlich als Teufelswerk erscheinen — daher der bekannte, die ganze Religionsgeschichte durchziehende Kampf zwischen der weißen und schwarzen Magie. Dieser Standpunkt war für die christlichen Missionare so unausweichlich, daß sie z. B. bei der für sie freilich äußerst fatalen Wahrnehmung, daß die peruanischen Taufformeln eine verblüffende Aehnlichkeit mit ihren eigenen aufwiesen, jene einfach als Teufelswerk verurtheilten. Schon das alte Testament hat mit unzweideutiger Schärfe dies Verhältniß in der bedenklichen Rivalität der ägyptischen Priester mit Moses klargestellt — es ist übrigens höchst wahrscheinlich, daß die Aegypter umgekehrt den hebräischen Wundermann als bösen Zauberer und Gaukler betrachtet haben, es kommt in der That nur auf den persönlichen Gesichtspunkt an. Culturhistorisch am bekanntesten ist die fundamentale Wandelung, welche die alten arischen Gottheiten im Bewußtsein der Iranier durchgemacht haben, hier wurden sie einfach zu devas d. h. zu bösen, feindlichen Dämonen, Repräsentanten der Sünde und des Todes. Unsere eigene Confession liefert, wie Lehmann ausführt, gleichfalls dazu einen drastischen Beleg: Die Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte glaubten an Dämonen; dieser Glaube war ein Satz der Kirchenlehre; aber auf der anderen Seite behaupteten sie, daß die Dämonen einem wahren Christen nicht schaden könnten, so daß von ihrer Seite nichts zu befürchten wäre. Tausend Jahre später hatte die Kirche entweder ein Stück gesunden Menschenverstandes verloren, oder die Religiosität war bedeutend geringer geworden; jedenfalls war eine recht wesentliche Veränderung im Verhältniß zu den Dämonen eingetreten. Die Kirche lehrte jetzt, daß ein Jeder, der

es wolle, sich dem Teufel verschreiben könne, wodurch er eine Macht bekomme, mit Hilfe von kleinen Teufeln eine Menge von Streichen auszuführen, sich selber zum Nutzen und dem Nächsten zum Schaden. Die Kirche behauptete dies Dogma so strenge, daß ein Jeder, der dessen Richtigkeit bezweifelte, sofort in den Verdacht kam, selbst mit dem Teufel im Bunde zu stehen, und folglich der Tortur und dem Scheiterhaufen verfallen war. Selbst Luther bestritt diesen Aberglauben nicht, so daß die Lehre, wenn auch mit wesentlichen Aenderungen, in die protestantische Kirche überging. Die Reformation selbst führte daher nicht die geringste Veränderung in dem Hexenwesen herbei, das noch anderthalb Jahrhunderte lang in Europa fortwüthete, bis die siegreich durchdringenden Naturwissenschaften endlich, wenn auch langsam, die Menschen zur Vernunft brachten. Damit verlor sich das Dogma von der Teufelsverschreibung in der christlichen Kirche. Aber Thatsache ist es, daß diese ganze Lehre, die für uns als der widerlichste Aberglaube dasteht, einmal ein wesentlicher Theil der Religion gewesen ist. (S. 5.) Und was ergiebt dies, so fragen wir im Anschluß daran, für die Zukunft? Wird es der immer weiter vordringenden, in alle versteckten Schlupfwinkel hineinleuchtenden Wissenschaft unserer Tage gelingen, diesen unheimlichen Sprößling des menschlichen Geistes mit der Wurzel auszurotten? Es ist immer mißlich, Prophezeiungen zu wagen, am bedenklichsten aber auf diesem Grenzgebiet, wo sich religiöse Wahnideen mit pathologischen und psychiatrischen Erscheinungen zusammenfinden; die nachhaltige Kraft und Unerschütterlichkeit der Vorurtheile überhaupt, des Blödsinns, der sich immer auf's Neue im Wege einer unheimlichen generatio aequivoca erzeugt, ist u. E. nicht hoch genug anzuschlagen. Sagt doch auch der große Menschenkenner Goethe: „Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen" (Sprüche Nr. 35). Vielleicht hat der erfahrene Wundt Recht, wenn er erklärt: „Der gewöhnliche Irrthum läßt sich belehren; der Aberglaube trotzt allen Einwänden, und ist er irgendwo genöthigt, eine verlorene Position aufzugeben, so ist er sofort bereit, eine neue dafür einzunehmen. Dann würde es aber auch ein chimärisches Hoffen sein, zu meinen, der Aberglaube würde jemals durch die Wissenschaft völlig vernichtet werden. Nichts ist mehr geeignet, diese Hoffnung zu widerlegen, als gerade die Erscheinung des wissenschaftlichen Aberglaubens. Die Wissenschaft, indem sie dem vielköpfigen Ungeheuer ein Haupt abschlägt, muß es geschehen lassen, daß ihm an anderer Stelle ein neues wächst, das noch dazu scheinbar ihr eigenes Gesicht trägt. Ebenso, wie wir vielleicht von den furchtbaren Pestepidemien früherer Zeiten verschont bleiben werden, ebenso mögen wir uns auch der Hoffnung hingeben, daß die wirkliche Erkenntniß immer im Uebergewicht bleibe über das abergläubische Scheinwissen, und daß die zunehmende Cultur des Geistes den Aberglauben mildere Formen annehmen lasse, in denen er für die Sittlichkeit und öffentliche Wohlfahrt minder gefährlich ist. Doch der Aberglaube selbst wird, wie der Schmerz und die Krankheit, nur mit

den Menschen von der Erde verschwinden. (Essays S. 341.) Diese Sachlage ist, wie wir hinzufügen möchten, deshalb um so schlimmer, weil hier leider letzten Endes nicht die Waffen der reinen Wissenschaft den Ausschlag geben; es gilt, Probleme zu zergliedern, an welche sich mit ganzer Zähigkeit das Gefühl und Gemüth der Menschen geklammert hat, wo also gegen Fanatismus und Gemüthsbefangenheit kühle Verstandesgründe ohnmächtig sind. Freilich sind theoretisch die Grenzen zwischen objectiver Wissenschaft, zwischen inductiver Erfahrung und andererseits zwischen dem weiten Bereich des Glaubens, zwischen der übersinnlichen Welt klar abgesteckt, aber im einzelnen Menschen verschieben sich diese Marken je nach individueller Anlage und besonderen Erlebnissen ganz unvergleichbar; es wird immer somit einen Rest ungelöster Streitfragen der Weltanschauung geben, innerhalb welches ziemlich unbestimmbaren Spielraumes die Phantasie, um nicht zu sagen, Phantastik die Logik meistert — von der Begehrlichkeit des menschlichen Herzens und schlechten moralischen Regungen noch ganz abgesehen. Daß wir trotzdem den Kampf mit dieser finsteren, culturfeindlichen Macht nicht aufgeben dürfen, versteht sich von selbst; denn darüber wird unter Unbefangenen wohl kaum ein Zweifel aufkommen können, daß der Aberglauben, sei er auch in welcher Gestalt er sich zeigen möge, weder unsere Erkenntniß vertieft noch unsere Sittlichkeit bereichert. Jenes nicht, weil er allen anerkannten wissenschaftlichen Principien zuwiderläuft und eine angebliche höhere Weltanschauung uns vorspiegelt, dies nicht, weil er nicht zum Wenigsten darauf ausgeht, nicht vermöge persönlicher Anstrengung und unentwegter Arbeit, sondern durch rein egoistische Ausnutzung besonderer Chancen dem Einzelnen im Kampf um's Dasein ungeahnte Vortheile zu verschaffen; Religion und Eigennutz verwickeln sich hier zu einem widerlichen Gemisch, und deshalb muß consequenter Weise nicht nur der nüchterne Denker, sondern auch jeder wahrhaft religiöse Mensch den Aberglauben als einen ethisch höchst gefährlichen Auswuchs verdammen.

# Die Ursache des Lachens.

Von

## Fr. Rubinstein. †.

Lachen und Weinen sind bekanntlich Vorzüge des Menschen, kein Thier vermag diese Erscheinungen hervorzubringen. Um so wunderbarer ist es, daß bisher eine allgemein angenommene psychologische Analyse dieser Phänomene nicht vorliegt. Nach einer Uebersicht über die bisher gangbaren Ansichten will ich eine neue Theorie, wenigstens über die Ursache des Lachens hier entwickeln.

„Lachen," sagt Hegel in seinen ästhetischen Schriften, „ist ein Beweis, daß wir klug genug sind, den Gegensatz zu begreifen und ihn zu bemerken." Nach L. Dumont wird das Lachen durch den Conflict von zwei sich widersprechenden Gedanken in unserem Geist verursacht und so ein Zusammenstoß veranlaßt. In der „Revue des Deux Mondes" wird der Versuch gemacht, festzustellen, was uns in Handlungen und Worten amüsirt: Man findet die Aufwendung einer großen Kraft zur Fortbewegung eines Gegenstandes, der sich als eine Kleinigkeit erweist, spaßhaft, wenn zum Beispiel ein Mann seine ganze Stärke ausübt, um eine Thür gewalthätig zu öffnen, die der leisesten Berührung nachgiebt, oder wenn der Clown im Circus seine ganze Kraft zeigt, eine Kanonenkugel zu tragen, die, wie uns bekannt ist, aus Papiermaché besteht. Die Worte und Ausdrücke, die wir als witzig und komisch betrachten, stellen sich uns zuerst in einem Sinne dar und mit Beziehungen, die uns seltsam und entlegen erscheinen, dann finden wir aber, daß sie auch eine ganz natürliche, sogar einfache Auslegung besitzen. Unsere natürliche Ueberraschung bei dieser Entdeckung drückt sich durch Lachen aus. In den Scenen der Theaterstücke werden diese doppelten Auslegungen und

nur augenblicklichen Uebergänge der Gefühle künstlich vorbereitet, und der Erfolg eines Stückes hängt von der Geschicklichkeit und Wahrscheinlichkeit ab, mit denen sie gemacht werden. Das Lachen wird durch verschiedene Umstände begünstigt, als ein Beweis guten physischen Befindens, von Kindheit und Jugend, großer Freude über Erfolge, Schwungkraft, die man nach dem Entrinnen aus Gefahr empfindet, und lustiger Stimmung. Je mehr eine Sache uns gleichzeitig als ungewöhnlich und andererseits wieder als vertraut erscheint, desto mehr reizt sie zum Lachen; je weniger der Gegensatz hervortritt, desto geringer ist unser Vergnügen.

Alle drei Definitionen, die von Hegel, die von Dumont sowie die in der „Revue des Deux Mondes" gegebene kommen nahe an die Wahrheit heran, ohne sie aber zu treffen. Man kann das Wesen des menschlichen Gelächters füglich nicht ohne Physiologie begreifen. Vor den Augen der Functionenlehre des menschlichen Körpers stellt sich das Lachen nach Professor Landois dar als kurze, schnellerfolgende Ausathmungstöne durch die meist zu hellen Tönen gespannten, bald genäherten, bald von einander entfernten Stimmbänder hindurch, unter charakteristischen, unarticulirten Lauten im Kehlkopfe mit Erzitterung des weichen Gaumens. Der Mund steht dabei meist offen, durch Muskelwirkung sind die Mundwinkel gehoben und verleihen dadurch dem Gesicht den charakteristischen Zug. Das Lachen wird meistens unwillkürlich erregt, durch Vorstellungen oder an sich schwache, durch Wiederholung (Kitzeln) zu erheblicher Stärke summirte Empfindungsreize. Wegen dieses unwillkürlichen Ursprungs ist das Lachen auch nur bis zu einem gewissen Grade durch den Willen zu unterdrücken. Bekannt sind die mit dem Namen „Herausplatzen" bezeichneten explosionsartigen Ausathmungsstöße, wenn der Wille den Lachreiz nicht länger zu compensiren vermag. Will man das Lachen willkürlich unterdrücken, so preßt man den Mund zu und hält den Athem an, auch durch schmerzhafte Reize von Empfindungsnerven (Beißen auf die Zunge) kann der Lachreiz überboten, d. h. unterdrückt werden. Die heftigen Exspirationsstöße können zu Störungen der Blutcirculation und zu Stauungsvorgängen in der rechten Herzkammer Anlaß geben. Das Herz wird mit Blut überfüllt, an die Brustwand angepreßt und drückt dadurch auf den in Frage kommenden, zwischen den Rippen verlaufenden Nervenstamm, was subjectiv als Herzstechen, Brustschmerz empfunden wird. Kürzlich beschrieb ein Arzt in Berlin krankhafte Veränderungen, die sich bei einem kräftigen, gut entwickelten dreizehnjährigen Mädchen in Folge übermäßigen Lachens eingestellt hatten. Plötzlich verwandelte sich das anhaltende, heftige, fast krampfhafte Lachen in ein schmerzhaftes Stöhnen und Weinen. Das Kind hatte zuerst Stiche in der Brust und namentlich in der Herzgegend, denen Zuckungen folgten. Die Anfälle wiederholten sich auch am nächsten Tage in gewissen Abständen, gingen aber rasch vorüber. Dann erschienen sie seltener, blieben erst einige Wochen, später mehrere Monate fort, schließlich blieben sie gänzlich fort, und das Herz

arbeitete wieder ganz normal. Der Arzt erklärte sich die Erscheinungen als auf Reizung und Lähmung eines wichtigen Herznerven beruhend. Auch der Herzmuskel selbst sollte durch die häufigen Attacken alterirt sein und durch gelegentliche Zustände plötzlicher Erschlaffung zu den erwähnten Anfällen geführt haben. Wenn auch noch nicht alle Einzelheiten dieser Erklärung als endgiltige anzusehen sind, so sieht man doch, daß man sich wirklich, wie die Redensart lautet, krank lachen kann.

Wir können damit feststellen, daß das Lachen auf einem starken psychischen Reiz beruht, so stark, daß er sich gelegentlich durch heftige Symptome als Krankheitsreiz erweist, wie starke Kälte oder Hitze, Druck, Stoß, Schlag &c. Wir können sicher sein, daß diese starke Reizwirkung der psychischen lachenerregenden Vorstellung noch andere Wirkungen im Körper erzeugt als die heftige Exspiration, nur fällt diese am meisten in die Augen. Wir dürfen sicher sein, auch an Puls und Temperatur Veränderungen im Sinne gesteigerter Thätigkeit als Folgen des Lachreizes zu entdecken, sobald wir nur erst die Aufmerksamkeit darauf richten, die Athmungsthätigkeit ist eben die fundamentalste Thätigkeit des lebenden Protoplasmas. Das Lachen erlangt dadurch eine bisher wenig beachtete physiologische und hygienische Wichtigkeit. Es wirkt wie Turnen und Abhärtung, d. h. es stellt eine Gewöhnung an stärkere Reize dar, eine verbesserte Anpassung, es erhöht somit die Gesundheit. Gesundsein heißt aber den Bedingungen und Reizen unserer Umgebung angepaßt sein. Daß das Lachen gesund sei, ist beim Volke seit langer Zeit sprichwörtlich, läßt sich aber, wie wir eben sahen, auch wissenschaftlich begründen.

In den bisherigen Erklärungen des Lachens, die alle von Nicht-Medicinern herrühren, ist immer die Rede von einem Gegensatz, Conflict, Widerspruch, Zusammenstoß. Dies ist insoweit richtig, als es sich bei den Dingen, welche die Lachlust erregen, stets um zwei Elemente handelt, die aber nicht im Gegensatz oder Conflict miteinander stehen, sondern die in unserem Geiste verglichen werden. Dabei ergiebt sich eine starke Differenz der Vorstellungen, die als Lachreiz wirkt, Lachen erregt. Alle Reize beruhen auf Differenz, der Lichtreiz auf Differenz des Hellen und Dunklen, der Temperaturreiz auf dem Unterschied von Warm und Kalt, der Neid auf der beobachteten Differenz zwischen unserem gesellschaftlichen oder pecuniären oder sonstigem Standard und dem eines Anderen. Kleine Differenzen wirken als geringer Reiz, große als starker Reiz, doch bestehen Grenzen nach oben und unten. Zwischen diesen Grenzen liegt das, was ich als individuelle Reizbreite bezeichnet habe. Der Reiz, welcher wirken soll, darf nicht unter eine bestimmte Größe (Reizschwelle) sinken. Ueberstarke Reize wirken krankheitserregend, selbst todbringend, so z. B. Freude oder Schrecken, die als starke psychische Reize aufzufassen sind. Zwischen wirksamem Reiz und der individuellen Reizbreite besteht ein bestimmtes Verhältniß, so daß ein Reiz, der für den Einen wirksam ist, es

für eine größere Reizbreite noch lange nicht ist. Um ein Beispiel zu gebrauchen, so sind hundert Mark für einen armen Teufel ein starker Reiz, diese oder jene Arbeit zu übernehmen, für einen reichen Mann dagegen kommt diese Summe garnicht in Betracht, liegt unterhalb seiner Reizschwelle. Darin liegt auch der Grund enthalten, warum, je höher wir in einer Beziehung steigen, immer stärkere Anreize erforderlich sind, um uns in Bewegung zu setzen.

Wenden wir unsere Erklärung des Lachens auf die in der „Revue des Deux Mondes" angeführten Beispiele an, so ist die Aufwendung einer großen Kraft zur Fortbewegung eines Gegenstandes, der sich als eine Kleinigkeit erweist, durch den Vergleich dieser Kraft mit der geringen Last geeignet, einen starken psychischen Reiz zu produciren. Dieser psychische Reiz muß ausgehen von den höchsten Darstellungscentren im Gehirn, die nur dem Menschen eigen sind. So wird erklärlich, warum das Thier nicht lacht, nicht lachen kann, da ihm diese Partien der Hirnrinde fehlen. Von der Hirnrinde pflanzt sich dieser Reiz in das sogenannte Mittelhirn zum Athemcentrum fort und löst die stoßweise Exspiration des Lachens aus. Wer mit hundert Mann Rußland erobern wollte, wäre lächerlich durch den Vergleich der Größe des Reiches mit den zu seiner Eroberung aufgebotenen winzigen Machtmitteln.

Don Quichottes Kampf gegen die Windmühlen wirkt lächerlich aus dem gleichen Grunde. Das Lachen, das ein Witz erregt, ist von etwas complicirterer Entstehung, immer aber läßt es sich auf irgend eine vergleichende Vorstellungsthätigkeit zurückführen. Ein Witz steht im Range einer wissenschaftlichen Entdeckung, er spürt verborgene Beziehungen zwischen Dingen auf, Beziehungen, an welche bisher Niemand gedacht hat. Der Vergleich zwischen dem neuaufgedeckten Sinn und dem ursprünglichen und der Unterschied, der sich hier ergiebt, ist es, der Lachen erregt. Darum läuft der Witz so häufig darauf hinaus, Worten von hoher Bedeutung einen frivolen Sinn unterzulegen. Schiller klagte bekanntlich: Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen! Wenn wir sagen: „Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten" und meinen damit Betrunkene; und weiter: „Nimm, ich kann sie nicht verdienen, Deine Krone, nimm sie hin" und überreichen dabei eine Krone Reichswährung, oder citiren: — — „und ich glaubt', ich trüg ihn nie," wobei wir einen Waschkorb auf die Schulter heben, so liegt der Lachreiz hier in der Differenz zwischen dem edlen ursprünglichen Sinn der Worte und der banalen Wendung, die ihnen gegeben worden ist. Die Beobachtung, die sich in den Worten ausdrückt, vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, ist eine physiologisch durchaus richtige. Begriffe wie „groß" und „erhaben" stellen Reize auf unser seelisches Vorstellungsvermögen, unseren „inneren Sinn", unser „geistiges Auge" vor, die im Verhältniß der Steigerung zu einander stehen. Wird der Reiz über die Stufe des Erhabenen hinaus gesteigert, so wirkt

er als Lachreiz. Wir müssen also annehmen, daß einer jeden von diesen Bezeichnungen eine individuell jedes Mal genau bestimmte und durch Gewohnheit erprobte Reizhöhe entspricht. Es gelten also mit Nothwendigkeit Personen, Dinge und Handlungen dem Einen als erhaben, die dem Anderen als lächerlich erscheinen und seiner Natur nach erscheinen müssen, denn hier handelt es sich um Gesetze und nicht um Willkür. Man kann sagen, wo das Verständniß aufhört, fängt das Gelächter an, der Spott ist nur eine andere Form des Eingeständnisses, daß man nicht mehr zu folgen vermag*). Die Menschen ahnen nicht, daß sie mit dem, was sie verspotten und verhöhnen, zugleich bis auf den Punkt genau die Grenze ihres Witzes dem Wissenden bezeichnen. Das Erhabene ist eben noch verständlich, das Lächerliche nicht mehr!

Man unterscheidet psychologisch stimulirende und deprimirende Affecte. Zu den ersten gehört Zorn, Wuth, Freude, zu den letzten: Furcht, Angst, Freude, Kummer. Nach dem oben Gesagten ist ohne Weiteres klar, daß das Lachen eine Begleiterscheinung stimulirender Affecte ist.

Auch eine gewisse teleologische Bedeutung läßt sich dem Lachen und den Lachen erregenden Vorstellungen nicht absprechen. Das Lachen scheint uns darauf aufmerksam zu machen, daß wir auf Vorstellungen gestoßen sind, die eben beginnen, über unseren geistigen Horizont, unsere bisherige Reizbreite hinauszugehen, wenn auch in etwas anderem Sinne, als wie es Hamlet ausdrückt. Dennoch haben wir es auch hierbei zu thun:

„With thoughts beyond the reaches of our souls.“

Bemerkenswerth ist, daß auch an erwähnter Stelle von diesen Gedanken, die „über den Bereich unserer Seele hinausliegen“, gesagt wird, daß sie uns „schütteln“ (so horribly toshake our disposition), gerade wie man sich „vor Lachen schüttelt“. Das Lachen ist also eine Warnung, auf dem betretenen Gebiete weiter zu gehen, und hierin sehe ich seine teleologische Bedeutung für den menschlichen Organismus.

Eine andere Bedeutung als die eben erörterte, hat das Lachen als Ausdrucksbewegung. Wir sprechen oft von einem vielsagenden, von einem diplomatischen, von einem verheißungsvollen, cynischen, teuflischen 2c. Lächeln und Lachen, ohne uns klar zu machen, wie sehr alle diese Formen der Muskelaction dem psychischen Ausdruck dienen, wenn er entweder das gesprochene Wort ergänzt oder ersetzt. Unsere heutige abstracte Wortsprache ist nämlich als Ausdrucksmittel noch ziemlich jung. Fragen wir einen Neapolitaner nach einem Preise, so wird er kaum antworten, ohne daß seine Finger nicht mindestens die Einer in die Luft schreiben. Ein Blick, ein Nicken, ein Wink, ja selbst ein Fußtritt dient als Ausdrucksbewegung, wenn die allgemeine Landstraße der Wortsprache zufällig gesperrt ist.

*) Vergl. Goethe: Wir sind es gewöhnt, daß die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehen!

Ich konnte ihr kein Wörtchen sagen,
Zu viele Lauscher waren wach,
Den Blick nur konnt' ich schüchtern fragen,
Und wohl verstand ich, was er sprach.

Wir Alle beherrschen diese Sprache. Der Taubstumme greift auf diese gröberen Muskelbewegungen zurück, denn sie sind das Primitive. Als man die Hieroglyphen erfand, war die Sprache nicht so reich an Worten wie heute. Man verfügte nur über relativ wenige Wurzelworte und vervollständigte deren mannigfaltige Bedeutung durch Ausdrucksbewegungen, Zeichen. Die Urworte oder Wurzelworte konnten daher ohne Schaden für das wechselseitige Verständniß einen Begriff und zugleich sein Gegentheil bezeichnen, wie dies K. Abel überzeugend dargethan hat. Interessant ist, daß in der „guten Gesellschaft" der vorgeschrittensten Culturvölker jede Zeichensprache, das Winken und Raunen sowie die gesticulirende Lebhaftigkeit verpönt sind und nur die abstracte Wortsprache als Verkehrsmittel gestattet ist. Diese Anschauung entspricht durchaus der ethnologischen Entwicklung der Sprache und der Schrift, die immer weniger sinnlich und immer abstracter geworden sind und noch werden. Die peruanische „Schrift" bestand in kunstvollen Knoten, Chinesen, Mexicaner und Indianer hatten und haben eine reine Bilderschrift. Wenn Geisteskranke ihre Schrift verlernen, so fallen sie, wie Lombroso nachweist, in die Bilderschrift zurück! Die hieroglyphische Schrift ist ein Gemisch aus Bildern und abstracten Lautbezeichnungen, d. h. Worten. Unsere moderne Schriftsprache hat die Bilder vollständig verbannt, ist rein abstract geworden. Warum hat nun die Innervation, die sonst Augen, Hände, Füße zu Ausdrucksbewegungen verwandelte, im Laufe der Culturentwicklung sich für gewöhnlich auf die Musculatur der Zunge und des Kehlkopfs geworfen? Ich suche die Erklärung hierfür in dem Umstand, daß diese Innervation deshalb vortheilhafter ist, weil sie zwei Sinne afficirt, den Gehörs- und den Gesichtssinn beim Hörer, und beim Sprechenden den Gehörssinn und das Muskelgefühl für den Kehlkopf, während die Zeichensprache nur ein einziges Sinnorgan, das Auge, afficirt.

Indem erfordert die Innervation der kleinen Kehlkopfmuskeln nur geringe Innervation- (d. h. Nerven-) Kraft, die der gröberen Körpermusculatur weit mehr. Es kommt also hierin die Kräfte sparende Oekonomie des Organismus zur Geltung. Treten dieser Oekonomie Hemmungen entgegen, so tritt rückwärtsschreitend die nächstfeinere Muskelgruppe für die Ausdrucksbewegungen ein. Das ist die dünne mimische Musculatur des Gesichts, speciell des Mundes (Verziehen des Mundes beim Lachen) und der Augen, dann folgt die grobe Musculatur des Nackens (Kopfnickens), diejenige der Finger und Hände und endlich die Beinmusculatur. Es geht dabei ganz gesetzmäßig her, etwa wie bei den vom Gesicht und Kopf zu den Armen und Beinen absteigenden Krämpfen. Daß das gesprochene Wort

auch gesehen wird, lehren uns einmal Wendungen der Sprache wie: An seinem Munde hängen, das Wort von den Lippen ablesen, sodann aber ganz deutlich die Fähigkeit vieler Taubstummen, die Worte aus den Lippenbewegungen zu entnehmen. Offenbar tritt diese Fähigkeit beim gewöhnlichen Hören soweit zurück, daß wir ihrer fast vergessen und erst auf sie zurückgreifen, wenn das Hören mit den Ohren versagt.

Ganz dem Vorigen entsprechend verlangt auch das Lachen und die sonstige mimische Ausdrucksbewegung eine stärkere Innervation als die gewöhnliche Kehlkopfsprache. Diese stärkere Innervation wird erzeugt durch die schon erwähnte Hemmung der gewohnten Bahn des Ausdrucks. Am Widerstande wachsen eben physiologische und organische Kräfte innerhalb gewisser Grenzen. So auch hier, wir treffen, wie man sieht, wieder auf das Gesetz, von dem wir im Anfang ausgingen, daß nämlich zur Bewegung der Lachmuskeln stärkere psychische Reize erforderlich sind, als die gewöhnlichen und üblichen. Wir lenken, wie der griechische Wagenlenker, in unsere erste Spur. Das Lachen hat demnach die Bedeutung einer Art Ventil für überstarke psychische Spannungen.

Hiermit ist die Rolle des Lachens im seelischen Haushalt des Menschen hinreichend charakterisirt. Für ein werthvolles und wissenschaftlich neues Ergebniß dieser Untersuchungen halte ich die Feststellung, daß gewisse psychische Reize auf die niederen Gehirncentren so wirken, als kämen sie von außen. Da wir nun aber durch millionenfache Gewohnheit gelernt haben, die Ursache aller Reize in der Außenwelt zu suchen, so verstehen wir jetzt, wie innere Reize, wenn sie sehr lebhaft sind, objectiv werden und als Illusionen und Hallucinationen nach außen verlegt werden können.

# Aus dem lateinischen Viertel*).

Skizzen von der Universität.

Von

## August Strindberg.

Autorisirte Uebersetzung von Siegfried Robert Nagel.

### Primus und Ultimus.

Der Garten der Ostgothen war am Nachmittage des 2. Juni dieses Jahres sehr nobel, denn es sollte das Promotionsfest gefeiert werden. Der Gärtner hatte die Wege harken und alles alte Laub vom Vorjahre wegräumen lassen; er hatte mit eigener Hand Narcissen und Tulpen aufgestellt, die noch in voller Blüthe prangten, und die halbe Nation hatte Tags vorher die Beete aufgegraben. In einer Laube von blühenden Fliederbüschen war ein Tisch mit leichten Erfrischungen für die Damen gedeckt; daneben ein anderer mit etwas solideren Waaren für die Candidaten und Sänger. Zwei Lorbeerbäume waren vom Botanischen heruntergeholt worden, um dem Feste der Jugend, das Tags darauf gefeiert werden sollte, ihren Tribut zu zollen.

Von den Frauenzimmern waren einige jung, andere älter; es waren entweder Schwestern, Bräute oder Mütter, aber heute waren sie Alle schön.

Es lag über der kleinen Gesellschaft eine solche gedämpfte Friedensstimmung, wie sie sich nach der Beendigung einer langen, mühevollen Arbeit einzustellen pflegt; alle Unruhe war dahin, der Sieg war errungen; man wartete nur auf die Belohnung.

Unter den jungen Männern waren es zwei, die vor allen Anderen die Aufmerksamkeit auf sich zogen: das waren selbstverständlich Primus und Ultimus.

Primus war ein schlanker, hochgewachsener Jüngling von tadellosem Aeußeren; die Brust war hochgewölbt und machte gar nicht den Eindruck,

*) S. Heft 280.

als wäre sie lange über den Schreibtisch gebückt gewesen; die Schultern ganz gehörig breit; die feinen Hände mit Fingern von normalster Schönheitsproportion zeugten von einer Rasse, die generationenlang in keinem Zweige Leibesarbeit verrichtet hatte; man konnte nach dem Augenmaße sagen, daß der Fuß genau eine Hauptlänge im Profil ausmache, und sein hoher Rist war niemals unter den Tritten einer niedergetretenen Schuhsohle eingesunken.

Mit einem Worte, er war eine vollkommene, makellose Erscheinung, und außerdem hatte er das erste Zeugniß.

Nicht eine Spur von Falten war zwischen seinen Gesichtsmuskeln zu sehen, da sie von einer dünnen Fettschichte geschützt waren, die trotz der starken Hirnarbeit niemals in Anspruch genommen zu werden brauchte, denn ihr Eigenthümer war reich und gehörte einem reichen Kaufmannshause an. Er hatte in den letzten Tagen in glänzender Weise eine ausgezeichnete Abhandlung: Les différentes époques de la Poésie Provençale jusqu'à la mort de Louis le Débonnaire vertheidigt.

Er trug sein Haupt hoch, war heiter und offen, den Damen gegenüber artig und chevaleresk gleich einem Artusritter, und wie er nun vor seiner Braut auf die Knie fiel, um den Lorbeerkranz zu probiren, da war das eine Scene aus einem Cour d'amour. Er hatte sich diese Auszeichnung nicht gekauft, er hatte dafür gearbeitet, er hätte ja Hof und Hausfrau um vier Jahre früher erwerben können, aber er wollte das nicht, und weil er reich war, hatte er noch höhere Anforderungen an sich gestellt, als an die Anderen; denn er hatte sich seine Kenntnisse theurer erworben. Aber vier Jahre waren lang, und er hatte seine Ritterzeit mit Ehren bestanden.

Ultimus, das Haupt einer armen Lehensmännerfamilie, war dreißig Jahre alt, hatte feine Gesichtszüge, bleiche Haut und dunkles Haar; er war einfach, aber äußerst sorgfältig, fast peinlich gekleidet; seine Kleider trugen leise Anzeichen von allzu fleißigem Gebrauche der Bürste; er sah froh aus, doch nicht ruhig, denn hie und da zogen dunkle Wolken über seine Stirne. Er hatte nur seine Schwester bei sich, da er sonst keine Angehörigen hatte. Sie hatte schon seinen Kranz gebunden, nicht allzu sorgfältig, und war nun eifrig in der Conversation mit den anderen unverlobten Candidaten begriffen, unter welchen sie durch ihre angenehme Art und ihre äußerst geschmackvolle und elegante Toilette ein gewisses Aufsehen machte.

Der Bruder warf gelegentlich einen sorglichen Blick auf die Schwester; er war zehn Jahre älter als sie, er hatte sie als kleines Kind gewiegt und war ihre einzige Stütze gewesen — da kann man sich denken! Das war eine ganz dunkle Geschichte, leider nicht ganz originell, aber er hatte still geduldet, und dafür verdiente er Ehre!

Er hatte zusehen müssen, wie reisende Kaufleute sich die Wälder rings um sein Heim erhandelten, er hatte gesehen, wie dieselben Kaufleute seine alte

väterliche Wohnstätte bei der Versteigerung erstanden, wie sie die Thürme, die im Nürnberger Stil alle vier Ecken des alten Renaissanceschlosses geziert hatten, abrissen und dieses weiß anstreichen ließen, und er hatte sich einmal vorgenommen, einmal im Leben — wieder einmal in den Besitz des alten Gutes zu kommen und es in seinen früheren Zustand zu setzen. Aber da er ein kluger Mann war und die Bestrebungen der Zeit verstand, fand er den einzig möglichen Ausweg in der Arbeit, erleichterte sich die Arbeit durch theoretische Kenntnisse, um so zu Capital zu kommen — und dann! Er hatte deshalb die Naturwissenschaften gewählt und hatte über „Die Zurückführung der Phenylsäure auf die Formel $C_{12}$ $H_5$" disputirt.

Die Schwester verstand den Bruder nicht recht; sie wollte, er solle, wie sein Vater es gewesen war, Offizier werden; sie wollte, er solle seinem Stande gemäß leben, was ihr eine alte Tante beigebracht hatte, aber der Bruder antwortete nur mit einem Kuß auf ihre Stirne und sah aufmerksam darauf, daß der geliebten Schwester Nichts mangle; er hatte ihr auch seine Abhandlung dedicirt, und das gefiel ihr recht gut; aber sie konnte es nicht unterlassen, über den Titel zu lächeln, und das machte den Bruder böse. Sie war der Braut des Primus neidisch, welche die französischen Verse aus seiner Abhandlung ablesen und begeisterte Zuhörer finden konnte. Das $C_{12}$ $H_5$ da schien ihr so komisch, und das sagte sie nun laut; deshalb war der Bruder verdrießlich, aber das war er sonst auch.

Jetzt begann die Stimmung einen munteren Charakter zu bekommen; Gesänge und Reden lösten einander ab, und Ultimus wurde ersucht, seine Rede an die Frauen zu wiederholen, die er morgen in der Kirche vortragen sollte. Da er niemals Verse schrieb, so hatte er den Primus ersuchen müssen, dessen lateinische Rede an die Eltern, Lehrer und Sachwalter er ihm dafür wieder aufsetzte. Er sollte gerade beginnen, als der Nationswachtmeister herbei kam und ihm Etwas in's Ohr flüsterte; er wurde etwas bleicher als sonst, bat um Entschuldigung und ging zur Gassenthür hinunter. Da stand ein Bursche und wartete auf ihn; er bat um Verzeihung, daß er ungelegen komme, aber er habe einen Auftrag vom Kämmerer der Bank, daß der Wechsel des Doctors, der wahrscheinlich vergessen worden sei, heute fällig sei, und daß die Bank erwartete, daß die Sache bis morgen Mittag um 12 geordnet würde.

„Der ist nicht früher, als übermorgen fällig, wenn die vier Monate um sind!"

„Da steht 120 Tage, und die zwei letzten hatten 31!" — — —

„Bestellen Sie, daß ich kommen werde!"

Er kehrte zur Gesellschaft zurück, fast verzweifelt, aber er mußte an der Unterhaltung theilnehmen; man war gerade bei einem gemeinsamen Souper mit einleitendem Tanze, bis es endlich 11 Uhr wurde und man sich trennte.

* * *

Punkt sechs Uhr war Primus am folgenden Morgen auf den Beinen, nahm ein Bad, bestieg sein Pferd und ritt auf die Stockholmerstraße.

Er war heiter wie eine Lerche und ließ das Pferd zuweilen im Schritte gehen, um dabei seine Rede zu repetiren, und er declamirte Latein für die Tannen, so daß es im Walde widerhallte. Um sieben Uhr begannen die Kanonen auf dem Schloßberge zu spielen; da warf er sein Pferd herum und ritt heim, um Toilette zu machen.

Ultimus hatte eine schwere Nacht gehabt. Er wußte, daß er blos die Hand auszustrecken brauchte, um von Primus neue Bürgschaft zu bekommen, denn er lieh sich niemals Geld aus; er hätte das auch gerne übermorgen gethan, aber nicht heute — um seiner Schwester willen! Er hätte den Primus ermordet, wenn er ihn hätte beim Abendball einen einzigen scheelen Blick auf seiner Schwester elegante Kleidung werfen gesehen. Er befand sich in einer Situation, die nur eine mißgünstige höhere Macht erfinden kann; sein ganzes mit so großer Kunst aufgeführtes Finanzgebäude drohte gerade jetzt, da er sich am Eingange einer neuen Bahn sah, zusammenzustürzen! Unter seinen Erwäzungen verging die Zeit, und um 8 Uhr sollte er auf dem Sammelplatze sein. Er kam hin, und er ging in die Kirche und saß auf dem Ehrenplatze neben Primus.

Die Cantate wurde zu Ende gespielt; der Promotor sprach von der Stellung der Mathematik zu den übrigen Wissenschaften unserer Tage; er warf einen flüchtigen Blick auf die neuesten Forschungsresultate; er erwähnte mit einigen Worten Cauchys Unterscheidung der Wurzeln für die synektischen Functionen einer Variablen, kam zu den planen Enveloppen der Curven und zu singulären Solutionen und verstieg sich zur Widerlegung von Clairvaults und Eulers veralteten Theorien. Ultimus folgte eine Stunde lang, aber seine Gedanken liefen auf den schmalen Dreiviertelcolonnen hinauf und auf dem anderen Seitenbogen herunter; da fielen ihm Prechts gewaltige Figuren auf dem Tabernakel in die Augen, und er fühlte sie auf seiner Brust herumtrampeln; er versuchte neue Erklärungen der Kragsteine im Chorgang, aber seine Gedanken liefen in der Runde wie auf einer kleinen Papierscheibe; er versuchte in die Menge zu sehen, aber er glaubte lauter Kämmerer und Cassiere zu sehen. Schließlich mußte er hinauf, der Promotor hatte gesagt, daß sie nun am Eingang zu der Wissenschaft herrlichem Tempel seien, und gab ihnen hiemit die Erlaubniß, einzutreten.

Seine Gedanken drehten sich um eine Schwefelsäurefabrik, aber er fühlte einen Kranz auf seinen Kopf legen, und ein Schuß ging los.

„Vale, praeclarissime Doctor" — er hörte nur ein vale, ein vale für alle seine Hoffnungen und Entwürfe! Er bekam ein Pergament in die Hand, mit Namensfertigungen darunter; er merkte, daß sie „unbeglaubigt" waren.

Primus hatte seine Rede gehalten. Nun trat Ultimus vor, zitternd und bleich und las die Verse herunter.

Er sprach vom Weibe; wie sie in allen Lebenslagen des Mannes Stütze sei, als Mutter, als Schwester, — dabei erhob sich sein Blick zur Mittelgalerie, und als er seiner Schwester warme Blicke sah, wurde er stark — und als Braut. Nun schlug es zwölf — die fatale Uhr! Seine Rede war aus, die Kanonen donnerten, die Orgel spielte, und die Glocken läuteten.

Seines Lebens schönster Tag war verdorben; er, der ein Andenken so dringend brauchte, um sich daran zu wärmen und zu stärken, er bekam es nicht.

* * *

Acht Tage später, ehe noch der Lorbeerkranz verwelkt war, war er in einen ganz anderen Tempel eingetreten, als ihm der Promotor eröffnet hatte; er war als Chemiker in einer Porzellanfabrik angestellt — er war Arbeiter. Am ersten Tage kam es ihm schwer an, Punkt sieben zu der großen Pforte hineinzuwandern, die nur gegen Vorweisung einer Marke geöffnet wurde, in Gemeinschaft mit diesen stillen, argwöhnischen Menschen.

Aber als er das Laboratorium betrat und die surrenden Drehscheiben über seinem Haupte hörte, die rollenden Wagen, die knarrenden Winden, die Commandorufe des Werkmeisters, da erschien es ihm hier friedlicher, als im alten Chemieinstitut zwischen den Spielen und Bübereien der Mediciner; er empfand nun erst, was die Andacht der Arbeit sei. Wenn er in's Atelier kam, wo junge Mädchen an langen Tischen saßen und Porzellan malten, und ihren Ernst, ihren unermüdlichen Fleiß sah, der weder von Geschrei noch vom Lärm gestört wurde, fiel ein wenig das Vorurtheil, das er in seinen Vorstellungen von der Welt hegte; im nächsten Augenblick aber war ihm fast ängstlich zu Muth, denn er stand ja mit diesen gleich, nur daß er der Erste war, was ihm sogar zweifelhaft vorkam! Er sollte die Zubereitung der Farben anordnen, mit denen diese malen sollten, sie waren Künstler gegen ihn, er sollte das Kaolin analysiren, ehe es der Arbeiter formte, er sollte die Schmelzbarkeit der Smalte untersuchen, ehe das Gut in den Ofen gesetzt wurde — er war ja blos ein Hilfsarbeiter! Aber er hatte ein unsägliches Bedürfniß, etwas mehr zu sein, er hielt das für seine Pflicht! Er studirte die Nächte und Sonntage hindurch in seinem Laboratorium, um seine Entdeckung zu machen; er sah, daß es in seinem Fache Einiges gab, das hier zu Lande noch nicht hergestellt worden war und auch draußen nicht. Er unterzog das Sèvreporzellan den schärfsten Analysen, um demselben seine Geheimnisse zu entlocken; er mußte diese leuchtenden Farben entdecken, die sich im Feuer nicht veränderten; einmal war er der Entdeckung auf der Spur, er kannte den Einfluß des Chlor auf Kobaltverbindungen ganz genau; er wußte, wie diese unter verschiedenen Temperatur-

graden die Farbe verändern. Es erübrigte nur, diese Farben in den verschiedenen Stadien zu fixiren — um eine ganze Scala zu bekommen, mit der man hantiren könnte; diese resultatlosen Versuche verschlangen Monate! Und die waren nicht angenehm!

Er kam mit sehr viel Leuten in Berührung, aber es konnte sich kein Verhältniß entwickeln, denn man stand unter anderen Voraussetzungen. Der Principal war reich und ungebildet, darum fühlte er sich gleichzeitig untergeben und überlegen; das ließ sich nicht genau entscheiden.

Die Herren im Comptoir waren ganz gute Leute, aber sie schmeichelten ihm und bedauerten ihn, und das Letztere war demüthigend. Sie staunten so oft, wie man es in einer schmutzigen Blouse aushalten und Schmieren kochen könne, wenn man Doctor und Edelmann sei! Und gerade das hörte er nicht gerne. Versuchte er während seiner Rastpromenaden in dem geschlossenen Fabrikhofe mit einem Arbeiter zu sprechen, wurde ihm immer mißtrauischer begegnet; war er auch in der Blouse, so verriethen doch die weißen Hände die Taube unter den Dohlen. Da verwünschte er es, daß er einen adeligen Namen hatte!

Einmal hörte er ein paar Arbeiter im Thorwege von ihm reden:

„Das ist doch, — daß sich unsere Adeligen auf eine solche Weise geben."

„Ah, bist ruhig! er thät's nicht, wenn er nicht müßt'."

„Glaubst Du?" erwiderte der Erste mit Augenzwinkern.

„Kannst Dich drauf verlassen, thät' sich sonst nicht so gemein mit uns Anderen machen!"

„Aber er ist ein bescheidener Mann."

„Dank ihm dafür; er hat den Hochmuth innerlich, der Lump, wenn er 'n auch nicht zeigt."

Er kehrte in sein stilles Gemach zurück und heizte zum hundertsten Male seinen Reverberirofen. Er sah, wie die Smalte im Tiegel die lichtrothe Färbung annahm, so rosig wie seine schönsten Träume; er sah, wie sie blau wurde, blau wie ein Frühlingshimmel — er wollte sie fixiren, aber da erbleichte sie und wurde gräulich, wie das Auge eines Säufers.

Eines Tages fand er in einem Filter, der einige Tage lang gestanden hatte, einige Krystalle angeschossen. Er betrachtete sie durch das Mikroskop und kannte sie nicht; er wußte, welche Reagenzien er verwendet hatte; sie mußten also unrein gewesen sein. Er unterwarf seine Krystalle den schärfsten Analysen; er wiederholte dies mehrmals, aber kam zu keinem Resultate. Da zuckte es wie ein Blitz vor seinen Augen; er stand an der Schwelle der Unsterblichkeit, er hatte einen neuen Grundstoff entdeckt! Er sprang aus dem Atelier heraus und wollte es den Mädchen erzählen, aber in der Thüre drehte er sich um, ging zu den Drechslern und fragte, wieviel Uhr es sei, dann hinunter in's Magazin und sah die Preiscourante durch, dann zurück in sein Zimmer, wo er sich athemlos auf sein Sopha warf und fünf Minuten lang von Sinnen war!

Vierzehn Tage lang lebte er in einem fieberischen Zustande; dann aber hatte er seine Abhandlung fertig, und mit einer Probe seines neuen Körpers, dem er den Namen Ptyren gab, sandte er dieselbe an die Akademie der Wissenschaften.

* * *

Primus hatte seine Hochzeit auf den Herbst verschoben, da er zuerst eine Studienreise nach Italien machen wollte, um die letzte Hand an seine Bildung zu legen. Mancher hatte den Aufschub unmotivirt gefunden, und die Braut, die gerne mitgefahren wäre, nicht minder; aber er war entschlossen. Einige riethen ihm wieder sehr eine Reise an, da man zu bemerken glaubte, daß der junge Doctor nach der Promotion eine merkliche Veränderung erlitten habe, man sagte sogar, er sei durch das viele Lernen etwas verschroben und glaubte, die Auslandsreise werde ihm gut thun.

Er reiste — einsam. Er betrachtete nicht besonders viel Museen, denn von denen hatte er früher für die Prüfung gelernt, und er wollte seine schönen Gedanken von den anerkannten großen Kunstwerken behalten, sondern er zog einsame Reisen durch die Apenninen vor und lebte in der Natur ein Hirtenleben; und Alles war neu für ihn. Er fand die Bäume so groß und so schön in der Zeichnung, daß er einen ganzen Vormittag liegen und sie bewundern konnte, denn sein Auge hatte sich an der Buchdrucker kleinen, kleinen, gleichförmigen scharfen Lettern müde gesehen.

Auf seinen Wanderungen machte er eine neue und, wie er glaubte, ganz interessante Bekanntschaft — mit seiner eigenen Person. So lange hatte er mit den Gedanken und Ansichten Anderer gearbeitet, daß er allmählich seine eigenen vergaß. Er fand eine gewisse Ursprünglichkeit in ihnen, und sie kamen ihm weit wärmer vor, als die Anderer. Da dachte er über sein vergangenes Leben nach und fand es so sonnig wie möglich, allzu sonnig. Alle seine heimlichsten Wünsche waren erfüllt worden, alle seine Vorsätze waren geglückt; immer hatte er seinen Willen durchgesetzt, niemals eine Sorge gehabt. Er kam sich dabei unfrei vor; das Glück tyrannisirte ihn! Das Glück verfolgte ihn! Er fürchtete die Hand des Schicksals über sich und glaubte der Erste zu sein, der das Unglück des Polykrates begriff. Außerdem hatte das Leben ihm Nichts mehr zu bieten; er wußte sein Schicksal, er wußte, daß er mit 45 Jahren einen wissenschaftlichen Ruf haben konnte; er wußte, daß er dadurch Ehrenstellen erreichen konnte; er hatte schon das schönste und beste Weib — in einem Jahre konnte sie vielleicht häßlich, kränklich, vielleicht nicht einmal mehr gut sein. Das zu ertragen fehlte ihm der Muth, denn er fühlte, daß er seine Kräfte nicht für dergleichen geübt hatte, und andererseits: wenn es sich nicht so verhielte, so stand er wieder auf dem alten Platze mit seinem ewigen Glück, seinem tödtlichen Glück! Dazwischen wunderte er sich wieder darüber, daß er kein Heimweh spüre.

Da ihn diese Gedanken unruhig machten, reiste er nach Rom und verkehrte mit Künstlern und jungen Ausländern von den Gesandtschaften. Hier wurde ein tolles Leben geführt, und es belustigte ihn zuweilen.

Der besprochene Zeitpunkt seiner Heimreise war vorüber, und er hatte schon ein Erinnerungsschreiben bekommen. Er verlangte vierzehn Tage Aufschub. Er war gerade in Neapel.

Eines Abends war er bei einem russischen Attaché geladen, der eine Villa am Golfe besaß, knapp eine Meile südlich vom Vesuv.

Es war ein glänzendes Fest, da gab es feurige Weine und schwarze Augen; er tanzte viel und war ganz besonders lustig. In Gesellschaft einiger Intimen verließ er den Salon, um im Parke zu promeniren. Sie nahmen den Weg hinauf zu einer hohen Landspitze, die gerade hinaus in's Meer sprang und auf der sich eine Aussicht befand. Die Sonne war untergegangen, und der Abendhimmel war schon dunkel, so daß die Sterne roth und groß durch die erwärmte Luft glühten. Die Aussicht war so frei und großartig, als man wünschen konnte; gerade aus zwischen Capri und Ischia lag das offene Meer; im Norden hinter dem Vesuv war blos noch das Alpha des großen Bären sichtbar, aber im Zenith hatten sie Perseus, Cepheus, Andromeda und Cassiopeia. Sie gingen weit hinaus bis zum Gipfel der Klippe, sodaß sie unter sich die ganze Wasserfläche hatten, die, ruhig wie ein Spiegel, den ganzen Theil der Sternkarte, der im Zenithe lag, wiedergab.

Es machte einen herrlichen Eindruck auf ihn, den Himmel zu seinen Füßen zu sehen, und er begann zu schwärmen. Er neigte sich über die Brüstung und stierte nieder in die Tiefe.

„Seht Ihr, so nahe haben die Sünder wohl niemals die Möglichkeit, in den Himmel zu kommen, gehabt; das Eine ist sicher, ich bin reich, und eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen . . . Nein, das ist nicht so! Was habe ich verbrochen, daß ich so reich wurde und so glücklich, daß ich nicht dorthin kommen soll? Ich erbte die Sünden; es giebt da Erbsünden, und ich glaubte nicht daran! Aber Perseus, der wurde von Danae in einem goldenen Regen geboren, und ich sehe ihn dennoch da unten; da unten, jawohl! Aber der Himmel ist ja da oben, da muß das da unten das Andere sein!"

In diesem Augenblicke fiel ein Stern gerade vom Zenithe aus; er sah nur den Reflex im Wasser und erschrak über den lichten Punkt, der von tief unten auf ihn zuzukommen schien. Mit einem Schrei war er auf der Barriere.

„Ich komme," rief er aus und stürzte sich kopfüber in den dunklen Spiegel, der zersprang und sich in eine funkelnde Cascade verwandelte. Er erschien gleich darauf auf der Oberfläche und legte sich, die Sterne betrachtend, ruhig auf den Rücken, bis ein Boot kam und ihn aufnahm.

„Ich bin so glücklich,“ war die einzige Aeußerung, als er in das Irrenhaus in Neapel geführt wurde.

* * *

Ultimus hatte seine Abhandlung mit der Erklärung zurückbekommen, daß dieselbe „Entdeckung“ ein paar Jahre früher gemacht worden sei und daß der unbestimmbare Körper sich unter dem Spektroskop als Oxalsäure entpuppt habe.

Diese Nachricht hätte ihm sicher sein Leben verbittert, wenn er nicht gleichzeitig erfahren hätte, daß sich seine Schwester mit einem wohlhabenden Manne verlobt habe, und daß er dem zufolge von jeder quälenden Sorge für sie befreit sei.

Da er nun alleinstand und frei war, konnte er nicht umhin, sich in gewissem Grade ruhig und einmal sogar ein wenig wohl zu fühlen. Er überlegte, ob sich dieses Behagen nicht zu einem dauernden machen ließe; was ihn beunruhigte und verfolgte, war sein Gelöbniß, den Namen und den Glanz der Familie wieder herzustellen. Aber Keiner hatte das Gelübde gehört, welches er nur sich selbst geleistet hatte; er fand, daß sich seine Mißgeschicke von dem einzigen Umstande ableiteten, daß er den Nullpunkt auf seinem Glücksthermometer zu hoch angesetzt hatte; es blieb nur übrig, ihn herunterzusetzen, und er würde glücklich werden. Persönlich war er nicht ehrgeizig, also ließ sich das ganz leicht machen.

Er begann in Ruhe seine Lebensstellung zu betrachten und fand sie erträglich. Er bewohnte drei nette Zimmer, hatte einen ordentlichen Tisch, so große Einkünfte, daß er sich Nichts zu versagen brauchte, und in seinem kleinen Staat hatte er den höchsten Rang inne.

Er hatte beschlossen, weiter keine Entdeckungen zu machen, uud übte sich täglich in der Resignation.

Daraus ergab sich, daß er nun ohne Fieber arbeitete und siehe, er sah ganze Reihen von Thatsachen, die ihm früher in seiner Unruhe miteinander verschmolzen waren, klarer; nun fand er mit Leichtigkeit eine neue Verbesserung in der Arbeitsmethode nach der anderen, und es gelang ihm sogar, eine „Entdeckung“ zu machen, welche die Waaren seiner Fabrik auf dem Markte gesuchter machte. Früher hatte er im Futur gelebt, darum blieb Alles imperfect; nun lebte er ganz in der Gegenwart, und darum hatte er stets einen festen Boden unter sich, um sich darauf zu stützen, ehe er einen Schritt vorwärts that. Die errungene Ruhe verlieh seiner Person und seinem ganzen Auftreten eine vertrauenerweckende Sicherheit, und er wurde oft in wichtigen Fragen der Gesellschaft zu Rathe gezogen.

Nach einem Jahre hatte er zwei Actien der Fabrik gekauft, und bei der letzten Actionärversammlung ist er zum Ersatzrevisor gewählt worden.

„Der Mann bringt es noch weit,“ sagte Einer gelegentlich. Selbst glaubte er nicht daran, denn er wußte aus Erfahrung, wie wenig eigene Arbeit vermag.

---

## Eine Volksbelustigung.

Angenagelt! So lautete das lakonische Telegramm, das er im Mai 18 . . von Upsala erhielt.

In Uebersetzung hieß das: Dein Name wurde auf dem schwarzen Brett vor dem Decanat, Eisenbrückengasse 7, 2. Stock angenagelt; wenn Du Dich hier einfindest, so bekommst Du für 2 Thaler 50 Oere einen halben gesiegelten Bogen, mit zwei schlechten, mit Gansfeder geschriebenen Namensfertigungen versehen, ferner einige diverse Drucksachen und schließlich eine 25-Oereskarte. Dieses Papier — welche Freude für die Eltern, welche Genugthuung für die Vormünder — ist ein Paß, welcher Dir eine Aussicht eröffnet, vielleicht auf den Granparnaß in der Domkirche, vielleicht auf den Predigtstuhl oder das Lazareth. Dieses Papier soll Deinem Verleger gleich einer Lebensversicherung gelten, denn Du hast Deine Zukunft in die Hand genommen, Du bist gerettet — Du hast Dein Latein geschrieben.

Eine so große Rolle spielte so manches, manches Jahr die lateinische Sprache auf der Universität, daß wenige Examina abgelegt werden konnten, ohne daß der Delinquent zuerst öffentlich eine lateinische „Abhandlung verfaßte", wie das so schön hieß.

Verfassen galt allgemein für sehr schwer; aber öffentlich verfassen war beträchtlich schwerer. Deshalb suchte man sich möglichst davon zu befreien, und schließlich waren diese Schreibungen, die zwei Mal jährlich vorgenommen wurden, so entartet, daß sie als eine Art wiederkehrende Volksbelustigung betrachtet wurden, denn Keiner brauchte durchzufallen, wenn er nur die Sache verstand. Dazu gehörte, daß eine Zeit vor der eigentlichen Schreibung bei dem betreffenden Adjuncten oder Professor gleichzeitig abgegeben wurden: drei Aufsätze, drei Uebersetzungen und zehn Reichsthaler. Gerechterweise mußte man einsehen, daß der Preis festgesetzt war.

Wurde Einem nach dieser vorbereitenden Probe widerrathen, hinauf zu gehen, so sollte man es lieber nicht thun, denn es gab doch gewisse Grundsätze, im anderen Falle wählte man eine gute, zuverlässige Gesellschaft und ging hinauf.

* * *

Mitte April erlaubte die Wärme keine weitere Vorlesung mehr, und das Semester war verpfuscht. Da blieben so viele ungeschobene Kegel bei „Lambys" übrig und im „Hof" so viel ungetrunkener Punsch.

Man wollte doch die Sünden des verflossenen Semesters dadurch gut machen, daß man sein Latein schrieb. Die Vorbereitungen waren erledigt, und der Vortag des entscheidenden Tages war da.

Um sechs Uhr Abends strömten Schaaren von Studenten hinauf in den Saal, gefolgt von Stubenmädchen mit Kleiderkörben und Nachtsäcken, voll mit Büchern, die Tags darauf als Quellen benützt werden sollten.

Bald wimmelte es in dem niedrigen Raume; man bildete Gruppen und zeichnete mit Kreide seinen Namen auf die schwarzen Tische; legte seine Büchersammlung auf den Boden und empfing vom Cursor Bergholm gute Lehren und Ermahnungen, besonders wenn Einer grünlich aussah.

Mancher Uebriggebliebene, der im Vorjahre Unglück gehabt hatte, wurde von dem Alten mit einem bekannten Nicken begrüßt und mit dem Versprechen, er werde dieses Mal versuchen, ob er Etwas für ihn thun könne.

Am folgenden Morgen, Punkt Acht und ein Viertel, war man in einer Anzahl von 400 Mann auf den Plätzen, und das Mittagessen wurde erst auf ein Uhr bestellt.

Der Decan fand sich ein, das Geräusch verstummte, und nun wurden unter Todtenstille die Themen verlesen, die zu behandeln waren.

Hierauf trat der Cursor auf und hielt die altbekannte Rede, welche die Ordnungsregeln einschärfte, allzu umständlich, als daß sie hier wiedergegeben werden könnten. Er war dazu da, die Disciplin aufrecht zu halten; der anwesende Docent fungirte blos, der war unbestechlich, taubstumm und blind.

Nun begann man mit künstlicher Ruhe die Bleistifte zu spitzen, das Papier zu falten, die Namenszüge anzubringen und die Buchstaben in dem Thema zu schattiren, während man über die Auswahl des Stoffes grübelte. Man wählte meist einen solchen, in dessen Uebertragung aus dem Schwedischen man bombenfest war, da man sehr wohl wußte, daß im „Allgemeinen es nichts Unsichereres gebe“, als eine lateinische Uebersetzung. Meist wurde ein solches Thema gewählt, in dem man irgend welche altbekannte Namen entdeckte, wie Sulla, Cato, Cäsar, Alexander u. A., weil man da die beste Aussicht hatte, Etwas aus den Autoren herauszubekommen, z. B. aus dem göttlichen Cornelius, dessen Aufsätze Früchte von des Verfassers wiederholten Lateinschreibungen zu sein schienen, oder dem unerschöpflichen Livius, dessen reizende Perioden aussahen, als seien sie auf der Strumpfstrickmaschine verfertigt. Der Letztere war besonders für die gut, welche ein besseres Zeugniß haben und viel schreiben wollten. Da trug man das Gerippe einer Periode wie die Kette eines Gewebes auf und machte einen Einschlag!

Genug davon, der Vorsichtige und Schwache schrieb einen kurzen Aufsatz, von einem so schwachen und kränklichen Schwedisch als möglich, mit der Gewißheit, daß daraus das beste Latein entstehen werde.

Und hierauf übersetzte er!

Voilà tout!

War man sehr schwach, so hatte man alte aufbewahrte Themabücher mit und localisirte. Ein Aufsatz von Augustus z. B. wurde zu einem von Gustav III. localisirt. Cäsar wurde zu Napoleon u. s. w.

Der Geschickte hingegen konnte, wenn er alle schweren Wendungen zu vermeiden verstand und wenn er seine „Conjunctionstabellen bei der Hand hatte“, dieser konnte von der „Palette“ (einer Liste von Phrasen und Bonmots aus Cicero) einen oder den anderen Abklatsch zusammenstellen und ein ganz erträgliches Latein aufbringen, das mit dem hohen Zeugniß „approbatur“ ausgezeichnet wurde.

Der Vormittag verging ruhig nnd still unter tiefsinnigen Forschungen, höchst selten von schwachem Geflüster unterbrochen. Der wachthabende Docent saß, las in einem Schmöker und sah Nichts; die Blicke des Cursors folgten mißtrauisch Jedem, der sich vorn zwischen den Tischen umherdrückte, um ein Glas Wasser zu trinken und auf dem Rückwege irgend eine leise Mittheilung zu geben oder zu empfangen.

Es wurde 12; die Sonne stieg hernieder über die Domkirche, der Schnee schmolz auf dem Dach und begann gegen die Fensterbretter zu prasseln, die Dohlen schrieen rings um den Thurm, und die Kathedralisten, welche entschlüpft waren, spielten unter lautem Geschrei Habicht und Tauben.

„Ob man das Fenster öffnen solle,“ schlug Einer vor. Es geschah. Und nun strömte die Frühlingsluft herein und belebte die Sinne; man holte Athem und begann zu plaudern.

„Schreibt das Concept zu Ende, ehe das Essen kommt,“ warnte ein älterer Kunde. „Ich kenne das dann.“

Man schrieb nun, was das Zeug hielt, und die Uhr schlug Eins! Allgemeines Dehnen, Strecken und Gähnen! Die Speisekörbe wurden gebracht, und man stürzte auf die Beefsteaks und Butterdosen, Brodkörbe, Suppentöpfe, Weinbouteillen, Cognaccaraffen und Branntweinflaschen.

Der alte Prüfungssaal war in einen Festsaal verwandelt; das war ein Bankett von eigenthümlichster Art.

Ein dicker Theologe mit dem Serviettenknoten am Halse war kühn genug, mitten im Zimmer einem Juristen mit einem Glase Portwein vorzukommen.

Die Körbe krachten, Messer und Gabeln klirrten; Einer steht in Hemdärmeln da und wundert sich, ob denn Keiner eine Cigarre . . Ein Anderer beginnt, nachdem er sich mit einem Gartenmesser die Zähne gereinigt hat, eine unbekannte Melodie zu pfeifen. Und der wachthabende Docent, welcher alldem den Rücken kehrt, starrt zum Fenster hinaus und ißt ein dickbestrichenes Butterbrod.

Hier erhoben sich Bedenken, und in der Freude faßte Mancher den wohlweisen Entschluß, die ganze Schreiberei auf den Herbst zu verschieben, — es war ja offenkundig Sünde, an einem so schönen Tag da drin zu sitzen, und so ging man.

Die Bleibenden redigirten einander die Arbeiten, und eine kameradschaftliche Mittheilung von Kenntnissen griff Platz, wenn der Lehrer nicht eingriff.

Als die Uhr Zwei schlug, lieferte er, der geblieben war, folgende Geistesprobe pro gradu ab, die hier in Uebersetzung mitgetheilt werde:

„Lucius Sulla heilte sein Vaterland mit stärkeren Heilmitteln, als es nöthig war."

„Seitdem Carthago zerstört war, begann die alte Macht Roms zu wanken, denn von der Furcht vor der wetteifernden Stadt befreit und übermüthiger als nöthig, vertrauend auf seine Macht, zögerte es niemals, die ungerechtesten Thaten zu begehen, wozu gerade in der letzten Zeit kam, daß der Schatz des Attalus und die Asien geraubten Reichthümer besonders dazu beigetragen hatten, daß des Volkes Sitten verderbt wurden, und daß die Römer, betrügerisch, wie sie waren, die angrenzenden Staaten bekriegten, worauf folgte, daß sie, da sie die Heiligkeit des eingegangenen Bündnisses verletzten, das allerschlechteste Beispiel gaben, was bewirkte, daß, als der drohende Krieg mit den Bundesgenossen wirklich ausbrach, der römischen Macht das größte Unglück zustieß, und daß, als endlich Friede wurde, wobei sich die Anzahl der Mitbürger außerordentlich vermehrte, dies das Signal gab zu einem Bürgerkrieg."

— Das war Livius; nun kommt Tacitus. Vorwärts! Galopp!

„Dieser Krieg zerstörte die Republik und die Freiheit; manches Verbrechen gegen die Götter hatten die Römer begangen; es war Zeit, daß diese Schuld gerächt wurde; ein Rächer erstand, als der Untergang des Reiches nicht fern war; er verschaffte sich die stärksten Heilmittel, da er den Staat in den letzten Zügen sah, denn er glaubte ihn noch heilen zu können; Sulla zweifelte ja nicht, daß das Vaterland, so verzweifelt auch die Sachen lagen, dennoch von äußeren und inneren Feinden werde befreit werden können."

— Und nun wieder im Trab!

„Schließlich, als er nach der Beendigung des Krieges gegen Mithridates das Heer nach Rom zurückgeführt hatte, begann er auf die entsetzlichste Art gegen seine Widersacher zu wüthen, und um seine Vorsätze leichter ausführen zu können, proscribirte er die Namen seiner Feinde und setzte den Angebern derselben Belohnungen aus."

— Diesen Satz nahm er unverändert aus Gedikes „Schreibübungen".

„Worin gerade die Ursache, aus der die Stadt, nachdem durch die Proscription die größten Verbrechen begangen worden waren, zusammenbrach, lag."

— Diesen Satz hatte er selbst geschrieben.

Seit im Jahre 1872 durch eine Kundmachung auf der Consistorialthüre der Ausschank von „Spirituosen und anderen starken Getränken" bei den Lateinschreibungen verboten wurde, ebenso der Gebrauch von warmen Speisen, erlahmte das Interesse für das schöne Meisterstück derart, daß der Cultusminister 1873 das Latein ganz und gar abschaffte.

## Zwei Dichter.

Er trug langes Haar, war schwach auf der Brust und trank Absynth. Seine Gymnasialzeit fiel in die Zeit des Aufblühens der Litteraturvereine. Demnach befaßte er sich sehr wenig mit seinen Aufgaben, sondern schrieb Vorträge in langen und kurzen Zeilen; zwar davon hätten ihn die Commilitonen in Upsala curiren können; leider entschied sich aber seine ganze Richtung damit: er war „Idealist" geworden und glaubte an das Nichtseiende; dafür aber betrachtete er seinen ganzen Aufenthalt in Upsala als nichtseiend; und das bekam er zu verspüren.

Während er nämlich noch in's Gymnasium ging, war in Upsala schon die Reaction eingetreten. Der letzte „Dichter" hatte sich den Hals durchgeschnitten, um der Verhohnekelung zu entgehen; Keiner beklagte das Schicksal des Mißleiteten; nicht einmal sein Biograph konnte ein leises Lächeln über ihn unterdrücken. Zudem hatte die ganze Zeit eine praktische Richtung eingeschlagen, die ihren directen Einfluß auf das akademische Treiben übte; man sah ein, daß man nach Upsala fahre, um sein Examen zu machen, nicht um Student zu sein. Dazu trat zufällig noch ein Weiteres: Der Untergang des Skandinavismus in und seit dem unglücklichen dänischen Kriege hatte die Jugend allen Glaubens an die Schönrednerei beraubt, und darum begann sie zu zweifeln. Ferner hatten die rücksichtslosen Nordländer bei der letzten Studentenversammlung erklärt, die Studenten seien gar nichts; dadurch, daß sie eine Zunft bilden, ständen sie dem Licht im Wege, und man könne nicht eher als rechter Staatsbürger leben, als bis man aus dem „Studentenmilieu" austräte, und so weiter, was auf den Studentengeist gewissermaßen eine abkühlende Wirkung hatte.

Inzwischen kam er an „mit seinem warmen, feurigen Gemüth und seinem offenen Herzen; er war ein liebenswürdiger Jüngling, gemüthlich, herzensrein und vertrauensvoll; er glaubte an alles Gute und Edle, Große und Schöne", wie ein Chronist bei einem lustigen Anlasse äußerte.

Eines schönen Abends kam er auch in einer solchen Verfassung auf die Bude, als daselbst gerade Vereinsabend war, und war unvorsichtig genug, sich, als der Curator die neu angekommenen Kameraden bat, sich wie zu Hause zu fühlen und mit ihren Talenten zur Verherrlichung des Festes beizutragen, an diesen zu wenden.

Er trat vorne zur Bühne, warf die krausen Locken zurück, klopfte funkelnden Auges zwei Mal und declamirte mit Feuer folgendes Gedicht:

Eilet dahin auf der herrlichen Bahn, wo in glänzenden Ringlein
Ueber der Zukunft Gefild gleitet ihr glänzender Weg.
Siehe nur, fern davon steh'n noch unbekannt tausende Freuden,
Lächelnd blicken sie her, wenn auch aus Nacht noch und Graus,
Winken so froh, die seraphische Schaar aus den rosigen Wolken
Singend der Zukunft Gesang. Namenlos süße Musik!

Hier wurde der Sprecher von einem Tusche unterbrochen, fern aus der Pianoecke, wo ein poesiefeindlicher Landsmann versuchte, auf einer Tenorposaune einen Ton hervorzubringen.

Aber der „Dichter“:

Hastet begehrend dahin, auf ungleichen, lockenden Pfaden
Drängt zu der Tiefe der Gruft, drängt zu der Wissenschaft Grab.

Hier brach die ganze Versammlung in homerisches Gewieher aus; aber der Dichter fuhr unter heftigen Lachsalven fort, wild, fanatisch:

Schwebet auf Schwingen dahin, zu klaren, erfrischenden Nähen
Zaubrischem Dichtergefild, Geistes ätherischem Reich,
Malet der Zukunft verlockendes Bild in tausenden Farben . . .

Bravorufe und Gelächter begleiteten ununterbrochen seinen Vortrag.

Schließlich ließ sich ein Ruf hören: „Pfui Teufel, das ist ja ernst gemeint!“

Man bildete Gruppen und plauderte laut! Aber er fuhr fort, seine Brust keuchte, und die Augen gingen ihm über.

Als er fertig war, schlug der Curator an sein Glas und brachte ein Hoch dem „Dichter“.

Er wußte nicht, daß dies gerade zu den Trümpfen der älteren Landsleute gehörte, irgend ein Stück von Tegner in überpathetischer Art aufzusagen, und daß er zuerst als Imitator beifällig aufgenommen wurde, (Trompetenstoß) und erst zum Schluß erkannt und als „Dichterling“ ausgelacht wurde.

Nun hielt man ihn für geheilt. Weit gefehlt! Die Märtyrerglorie war zu schön. Er sammelte bald Gesinnungsgenossen und stiftete einen Geheimbund, der Poesie verbrach, welche bei den Sitzungen neben fleißigem Punschgenuß beurtheilt wurde.

* * *

Inzwischen hatte am selben Abend, an welchem der „Dichter“, wie nun sein Spitzname war, sein Fiasco gemacht hatte, ein anderer junger Neuling sich einführen lassen und war mit einem Gedichte hervorgetreten. Das war aber etwas Anderes!

Er besang die hohen Holzpreise, sein Stubenmädel, das Beisel, in dem er aß, die schädlichen Einflüsse der Collegien, die Vortrefflichkeit des Punsches, den Bürgermeister; er sang, wie man den Polizeimann am besten anulken und den Handwerker um seine Waare prellen könnte. Dann gab er die Adresse von Bierhallen, jammerte über seine vielen Schulden, daß er, wahrscheinlich ohne ein Examen zu machen, als Upsalaer Student enden werde; er erwog die Frage, daß er in einem Stalle sterben werde, und schilderte sein Verhalten in diesem Falle und Anderes, was sich nicht wiedergeben läßt.

Das war nichts Ernstes, das! Der Beifall war auch unerhört und aufrichtig. Rede und Gegenrede wurde herzlich, die Nation hatte einen

Poeten. Er wurde Bruder mit Senioren und Curatoren und Hauswart und Bibliotheksausschuß.

Eine Zeit lang war er Bühnenleiter, hatte Eintritt in das glänzende N.N.-Haus, wo er mit den Docenten seines Hauptfaches sich verbrüderte, was ihm bei den folgenden Prüfungen sehr nützte; außerdem war er Marschall bei einem Feste in der Katharinenkirche und hielt bei dem Nordfeste die Rede auf die Frauen; Alles gelang ihm, und er hatte sich einen dauerhaften Ruhm begründet.

Die Neider nannten ihn einen Narren, und er werde niemals sein Examen machen. Aber er ging ordentlich zu den Collegien und schwänzte sie niemals; er war kein Zecher, aber er besuchte oft ein fröhliches Gelage und verkehrte in Häusern, in denen er wegen seines anspruchslosen Auftretens und seiner heiteren Lieder gerne gesehen war.

Der „Dichter" hingegen brütete immerzu; sein Haar ward immer länger, und der Absynthe wurden mehr. Den Poeten verachtete er tief; er machte gewöhnlich folgenden Unterschied: Jener schreibt zu seinem Vergnügen, ich schreibe in vollem Ernste. Uud das that er, denn er that nichts Anderes. Er machte lange Promenaden nach Alt-Upsala hinaus, um dem Sausen des Nordwindes in den Bäumen beim Kirchhof einige alte Sagen abzulauschen; er rief die Schatten der alten Hünen aus den Gräbern, aber es kam Keiner; er erging sich im Kronpark, um sich „Stimmung zu machen", aber er fand keine; er trieb sich auf den Landstraßen herum, aber es half Nichts. Er studirte Nichts mehr, als die schöne Litteratur und die ästhetischen Systeme. An den Abenden aber mußte er von Bewunderern umgeben sein (mit Toddys); da lebte er auf und konnte sogar genial werden.

Tags darauf war er beim Schreibtische ganz steril.

So verlebte er einige Semester sehr zurückgezogen; in Aller Antlitz glaubte er Hohn zu lesen; sogar sein Verein äußerte Zweifel an seiner Begabung und fand bald den Grund. Sie wurden seiner überdrüssig und konnten ihn nicht länger interessant finden. Und gerade interessant wollte er sein. Verhöhnt, verachtet sein, aber nur die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, Sympathie erregen, sagte er. Er mußte interessant sein, koste es, was es wolle.

Zuerst stieß er auf den neuen Typus, der so alt, so alt war; er fand, daß er nach Vischers System ein „gebrochener Genius" sei, und nun mußte er gebrochen sein, koste es, was es wolle.

Er schnitt sich das Haar ab und ließ nur ein paar Zwickel herauswachsen; er kleidete sich ordentlich, schrieb unpassende Lieder, führte rohe Reden und ein zügelloses Leben mit einigen Freunden. Daneben hatte er hysterische Rückfälle und schrieb klagende Lieder. Da er aber die Jahre her gelebt hatte, ohne in Wirklichkeit ein Leben zu führen, so hatte er Nichts zu schreiben, als den eigenen Kummer, aber sein Kummer war keiner, denn

er kümmerte sich um Nichts, als um sich selbst, und sich selbst hatte er herausgewinselt und weggeschmiert, so daß sich Nichts mehr davon vorfand. Aber das begriff er nicht!

Inzwischen hatte das Gerücht von dem regellosen Leben des Sohnes das niemals taube Vaterohr erreicht, und der Vater, ein Großhändler in Sundsvall, beschloß eine Revisionsreise nach Upsala, um den Sohn zu überraschen und fürchterliche Musterung zu halten. Das Unglück will, daß er bei seiner Ankunft in der Stadt auf einen alten Freund stößt, den er manches Jahr nicht gesehen hat, und mit dem er deshalb speist, worauf der Sohn überrascht werden soll. Das Mittagmahl zieht sich in die Länge und Breite, denn die beiden Freunde haben, betreffend die Maßregeln, die man gegen den verlorenen Sohn ergreifen solle, manches Project zu erörtern.

Nachdem sie gegessen hatten und etwas benebelt geworden waren, gingen sie aus, das verlorene Schaf zu suchen. Er befand sich nicht zu Hause, sondern vermuthlich im „Himmelreich" oder bei „Ackerstein".

Nachdem man sich bei Ackerstein mit einem Toddy aufgehalten hatte, kam man zu Taddeus und bekam die kleine Wendeltreppe zu kosten, die in's Himmelreich führt. Dann schwankte man einige Mal in dem finsteren Gang hin und her, hörte einen Schrei wie aus einem Abgrund, eine Thür sprang auf, und heraus ergoß sich ein Strom von Licht, Tabaksdampf, Punschdunst und Gebrüll.

Das war das Himmelreich!

Der Sohn stand gerade in Hemdsärmeln bei der Bowle, um eine Rede zu halten; er begriff im Augenblick die Sachlage, füllte sein Glas und bat die Gesellschaft, die Ehrengäste mit einem viermaligen Hoch zu begrüßen!

Die gewundene Treppe, der Uebergang von Dunkel zu Licht, die Hochs, vielleicht am meisten das Diner betäubten den Alten ganz, und sein Eintritt mußte ihn sehr compromittiren, es sei denn, daß er dem Sohn in die Arme stürzte.

Dann wurden mehrere Bowlen getrunken und im großen Saal bei Gästis Sexa*) gegessen, und dort wurde gesungen und geredet; der Sohn toastete auf den Vater und die Collegen auf den Sohn, wobei der Vater so stolz wurde, einen nach der Schilderung so vortrefflichen Sohn zu haben, daß er ihn später in eine Fensternische zog und ihn fragte, ob er Geld brauche, worauf der Sohn „Nein!" sagte. So ein Nein! sei Geld werth, meinte er.

Später um Mitternacht wurde der Vater auf einem Stuhl um den Saal herumgetragen, unter allgemeiner Absingung von Volksliedern.

*) Ein Vorgericht, das aus Schnaps, Butter, Brot, Heringen, Sardellen, kaltem Aufschnitt und Käse besteht; es kann auch, mit warmer Küche gemischt, als Abendbrod dienen.

Unter solchen Umständen gab es keine Musterung mehr, und der Vater reiste mit dem besten Eindrucke ab; der Sohn hingegen setzte unentwegt sein gottloses Leben fort, an dem er nun hervorragendes Behagen fand. Er wurde dick und fett, und sein Brustleiden gab sich, seit er den Absynth mit dem Punsch vertauscht hatte. Er versöhnte sich mit Nahrung und Genüssen, begann schon sein Frühstück in der Kneipe zu essen und legte sich einen Rattler zu.

Zum nächsten Maifest hielt er eine lustige Rede in der Nation, und zur Herbstlandschaft hatte er drei unziemliche Lieder gelernt.

Er war sichtlich auf dem Wege der Besserung, und Einer oder der Andere von seinen Widersachern bekannte offen, daß sie sich in ihm getäuscht hätten.

Inzwischen hatte er Alles, was er in der Schule gelernt hatte, wieder vergessen und sah eines Tages, daß er keinen Kopf zum Studiren habe. Da schlug er sich den Doctor aus dem Kopfe und suchte einen Platz bei einem Holzpatron in Nordland. Nun war er der lustigste Holzinspector in Sundsvall, liebte gutes Essen und starke Anekdoten, haßte aber die Poesie.

* * *

Der Poet hingegen, der ging in aller Ruhe seinen Weg und machte ein gutes Examen.

Geschrieben hat er: ein Gedicht auf das Begräbniß einer Königin, wofür er eine brillantene Busennadel erhielt, zwei Weihgesänge, 18 Hochzeits-, 6 Tauflieder und manche, manche Tafellieder. Zum nächsten Jubelfest dürfte er auch eine Bestellung auf eine Cantate bekommen. Das wird wieder eine sein!

Seitdem seine „gesammelten Gedichte" erschienen sind, gehört sein Name der Literaturgeschichte an.

Er wurde zwei Mal biographirt (das zweite Mal in zwei Auflagen) und man hat schon den Buchsbaum für seinen Holzschnitt ausgesucht.

# Der übrig blieb.

Von

## Wanda v. Bartels.

— München. —

Es war im Juli, und die Hitze, die ihre zitternden Silberfäden draußen über die reifenden Felder und die sonnenverbrannten Torfmoore gesponnen hatte, lastete drückend auf den rothen Dächern von Utrecht. Es war eine träge, heiße Stille, gut zum schlafen. Die Straßen waren leer, und höchstens an der Schattenseite der Häuser entlang schob sich Einer, mit schwerem Schritt, der die Mittagsgluth nicht meiden konnte. Auf dem trüben dunklen Wasser der alten Gracht lagen die braungemalten Schuiten mit den grünen Kajütenfenstern; und die Sonne brannte auf die Planken ihrer flachen Decks hernieder, bis Theer und Harz zu schmelzen begannen und ihr Odem mit dem zitternden Sonnenflimmern vereint über dem Wasserspiegel brütete.

Alles still, wie verzaubert; bis der Wind darüber hinstrich und die alte Gracht mit einem leisen Schauern sich besann, daß sie lebte, immer noch lebte und daß sie ihre Wasser weiterrollen müsse, dem Meere zu. Und dann schob sie ihre dunklen Wogen plätschernd an den feuchten modernden Mauern entlang, sacht, wie im Traum; wie sie es gewohnt war alle die Jahrhunderte lang.

Der Wind aber fuhr weiter wie Einer, dem es zukommt. Warm und schmeichelnd spielte er durch die engen Straßen, legte eine feine Schicht von Staub und Sand über die großen Scheiben der Ladenfenster, um sie blind und grün zu machen, wie er es von alten Zeiten her gewohnt war; er entführte die Düfte der Waarenlager und mischte sie durcheinander, einerlei, ob sie zusammenpaßten oder nicht; er stieg hinauf in die Spitze des alten Martinsthurmes und erschreckte die Tauben, die da oben in der Sonnengluth schliefen: dieses Alles ganz ohne Grund, nur weil es ihm so gefiel. Von überall aber nahm er etwas mit: ein paar Strohhalme von der Straße, ein Stückchen verschlissenes Tauwerk von den braunen Schuiten, ein paar Federchen von den Nestern am Thurm, und dann ließ er sich nieder, da, wo er sein Reich hatte, länger als Menschengedenken, viele, viele Jahrhunderte lang, auf dem Spielplatz, den er sich selber geschaffen, zwischen dem Thurm und dem Dom.

Seht Ihr, da ist der alte Thurm, braun und alt, vom Sturm der Zeit zerrüttelt, mit Rissen in den dicken Ziegeln und mit Moos bewachsen — er ist ein Jüngling gegen den Dom, denn er ist im Jahre 1317 von Herrn Friedrich II. von Sierick angefügt worden. Der Wind aber ist älter als Beide.

Er pfiff über die Stätte, als die rothen Blüthen der Haide dort nickten, wo jetzt der Dom steht; er sah den moorigen Grund ausheben, der das Blut verzweifelter Kämpfer getrunken, und er sah auf der Stelle, die noch von den Fußtritten sterbender Menschen und Pferde zerwühlt war, die „Fonte" errichten, daraus man die Widerstrebenden taufte. Der Wind hörte es, wie sie von einer Stätte des göttlichen Friedens redeten, die da von König Pipin mit Herrn Willibrodus ausgesandt waren, um die Friesen zu taufen; er sah die Fußtritte und Schläge, damit man die Widerstrebenden zur Fonte trieb und sie danach zwang, die Kirche zu bauen, die Herr Willibrodus dem heiligen Martin von Tours weihte. Im Jahre 697, oder ein weniges später, nicht lange, nachdem Herr Willibrodus vom Papst Sergius zum Erzbischof von Utrecht ernannt war.

Nach diesem ersten Bischof folgten ihrer zweiundsechzig, und der Wind hatte sie kommen sehen in prunkvoller Herrlichkeit und darnach im Ocean der Zeit verschwinden, einen nach dem anderen, bis nichts mehr von ihnen übrig war als das, was die knisternden Blätter der Chroniken festhielten. Eines nur war, was sich durch viele der vorüberrollenden Jahrhunderte nicht veränderte, nämlich, daß die Stätte des Friedens von Blut und Thränen getränkt blieb. Als ob die Heidengötter trotz Beten und Singen und Weihrauchstreuen den Platz behaupten wollten.

Der Wind war durch die offenen Pforten in den Dom gezogen, wenn der Bischof dort seine Reisigen aussegnete zum Kriegswerk, und er war ihnen nachgefolgt über Haide und Moor, auf den Kampfplatz. Dort hatte er die dumpfen Schläge der hölzernen Tartschen auf seine Schwingen genommen und das Schreien der Sieger, das Schwerterklirren und das wunderliche helle Knacken der Armbrüste und hatte es hinausgetragen über das zerwühlte Moor in die Dörfer. Er hatte des todten Bischofs Antlitz gestreichelt, wie er dalag auf dem dicken rothblühenden Haidekraut, das Schwert in der Faust, den Mund offen zum Befehlen, die Stirn zwischen den Augen in zwei tiefe Falten gezogen. Aber Herr Bonifacius von Friesland hatte es nicht gespürt.

Der Wind hatte vor der Kirchenpforte gespielt, wie heute, und die Tauretschen von den Booten gewirbelt, und die Sonne hatte vom lichten Himmel hernieder gebrannt, wie heute, als am 17. Juni 838 Herr Fridericus von Friesland gerade unter dem Bogen der Kirchenthür von zwei Mördern erstochen wurde, die die Kaiserin Judith gesendet, Ludwigs des Frommen zweite Gemahlin.

Aber auch dieses Ereigniß hatte die rollende Zeit mit fortgenommen und den Staub des Vergessens darüber gelegt, und ein Bischof war dem anderen gefolgt. Sie bauten den Thurm und erweiterten den Dom und meinten, sich ein herrliches Gedenkzeichen damit zu richten, und dann kam die Zeit und nahm sie mit fort, wie die Anderen.

Aber der Wind blieb.

Er sah, wenn die Kämpfe der Menschen ruhten, wie das Meer sich aufbäumte und hereinbrach. Er heulte über den gelben schlammigen Wassern, die über Dämme und Deiche brausten, die die Dörfer verschlangen und Feld und Wald und Heerden und Menschen vertilgten; und er sah Herrn Willibrandus Grafen von Oldenburg, der im Jahre der großen Wasserfluth 1230 Bischof von Utrecht war, mit seinen Getreuen ausfahren und auf Kähnen von Dorf zu Dorf rudern.

Zum Trösten und Helfen, meint Ihr?

Nein. Der Wind sah ihn im Boote stehen, mit fliegendem Mantel, und er hörte, wie er mit lauter Stimme den Herrn der Welten pries, der die Wasserfluthen gesandt, ihm, dem Bischof zum Vortheil. Und er sah, wie die Kähne des Bischofs Dorf um Dorf einschlossen und wie die Mannen Haus um Haus durchsuchten, bis sie Herrn Rudolph von Coevoerden gefangen, der des Herrn Bischofs Vorgänger, den Grafen Otto von der

Lippe, erschlagen. Und der Wind strich über das offene Boot, darin der Gefangene lag weiß und zähneknirschend; und er geleitete des Herrn Bischofs Flotte heim nach Utrecht durch ganze Rudel todter Wölfe, die mit dem gluckernden gelben Wasser sich an den Bootswänden rieben. Und der Wind sah, wie der moorige Grund bei St. Martinskirche Herrn Rudolfs Blut trank, wie zu den Zeiten Fostes, des Friesengottes, als ein Opfer für den Erschlagenen.

Doch auch dieses Ereigniß löschte die Zeit aus den Gedanken der Lebenden, wie sie Herrn Willibrandus Grafen von Oldenburgs Seele mit sich führte; und dann rollten die Jahre wie zuvor und brachten neue Bischöfe in den Dom zu Utrecht und nahmen die alten hinweg, wie sie gethan hatten alle die langen, langen Jahrhunderte hindurch.

Aber der Wind blieb.

Er sah Häuser und Klöster aus dem moorigen Boden wachsen, er sah, wie die Haide verdrängt wurde und sah aufbauen von den Einen und zerstören von den Anderen, in wunderlichem Zwiespalt. Er sah, wie draußen auf der Haide, die des Bischofs Blut getrunken, sich jene versammelten, die einen besseren Glauben gefunden zu haben meinten, als den, der siebenhundert Jahre lang an dieser Stätte gegolten. Er fühlte ihre heißen Gesichter, als sie, sich stark genug fühlend, am 24., 25. und 26. August des Jahres 1566 gegen St. Martins Kirche anstürmten und mit Heugabeln und Leitern, mit Stöcken und Latten die Bilder der Heiligen von den Wänden rissen, die Altäre vernichteten und an den steinernen Sarkophagen so viel abschlugen, als der Granit zuließ. Er spielte mit den zerrissenen Spitzendecken und den goldenen Bändern, die den steinernen Fußboden bedeckten, als die Bildstürmer gegangen waren. Er knarrte leise mit dem schief in seinen Angeln hängenden Thürlein des Triptychons, das sie vergessen hatten, völlig abzuschlagen, und er machte des winzigen Lämpleins rothe Flamme wunderlich aufzucken, das Herrn Fridericus von Schenk zu Tautenburg leuchten sollte, als er heimlich in der Stille der Nacht den Dom betrat, um zu sehen, wie weit sie es dort getrieben.

Nur der Wind konnte wissen, ob eine Aehnlichkeit sei zwischen den Bildstürmern und denen, die der Friesen Götter vernichtet, denn er hatte beide am Werke gesehen zu ihren Zeiten.

Danach war ein Ende mit den Bischöfen zu Utrecht. St. Martins Kirche lag mit verschlossener Thür. Die Sonne brütete darüber, Schnee und Regen fegten darüber hin, und die alten Ziegel begannen zu bröckeln, und wenn der Wind daran rüttelte zur Winterszeit, nahm er mit den Federn der Tauben auch ein Stückchen altes Mauerwerk mit hinunter auf seinen Spielplatz neben dem Thurm.

Immer aber verlangte der moorige Grund sein Opferblut, wie zu Zeiten Fostes, des Friesengottes. Kugeln flogen und schwere Pfeile mit wunderlichen krausen Eisenspitzen, und wo sie einschlugen, da flossen Blut und Thränen, und der moorige Grund sog sie auf, wie er es gewohnt war alle die rollenden Jahrhunderte lang.

Dann kamen des Sonnenkönigs von Frankreich Reiter im Jahre 1672. Der Wind sah sie einziehen, von außen so zierlich, von Herzen so grausam, wie noch keine zuvor. Er sah sie des alten Domes Thüren sprengen und hohnlachend über die geheiligte Schwelle reiten. Er sah die Feuer um die alten Säulen lecken, bis sie schwarz wurden vom Rauch, und er hörte das wunderliche gespenstige Knistern, mit dem die Steinplatten sprangen, über denen die Feuer glühten. Er sah, wie frevelnde Hände sie von ihrer Stelle rückten und wie neugierige Augen hinabspähten in die Ruhestätte der Todten. Und er sah (unerhört zuvor), wie des Sonnenkönigs Reiter die Grüfte durchwühlten und wie die Hufe ihrer Pferde auf Schädel und Knochen traten, als sie weiterzogen.

Da sprang der Wind auf und wurde zum Sturm, und ob es gleich im Juli war und nicht seine Zeit, so kam er über die Haide gerast, wie zu den Zeiten der Heidengötter, maßlos in seinem Zorn. Er fiel den Dom an wie einen Feind, daß im ersten Anprall die bunten Glasfenster mit hellem Klirren zersprangen und ihm den Eingang öffneten.

Hei! Wie er umfuhr in dem alten Bau! Wie er das Dach hinunterfegte, als sei es ein Spielwerk! Wie er Zierrathen und Erker abbrach und Stein auf Stein löste, bis das Langschiff von St. Martins Kirche am Boden lag wie ein Erschlagener. Da war er zufrieden.

Die Jahre rollten wie zuvor und wurden zu Jahrhunderten, und sie haben die Heidengötter mit fortgenommen in den Ocean der Ewigkeit und die Bischöfe und des Sonnenkönigs Reiter.

Einer aber ist, der übrig blieb, der in Regen und Sonnengluth neben St. Martins Kirche seinen Spielplatz hat; dem die fliegende Zeit nichts anhaben kann und nichts die rollenden Jahrhunderte. Das ist der Wind.

LIBER

# Illustrirte Bibliographie.

**Dona Francisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Mustersiedelungen im südbrasilischen Staate Santa Catharina.** Von Robert Gernhard, ehemaligem Redacteur der „Reform“ in Joinville. Mit Illustrationen nach Originalskizzen von Paul Kutscha und nach Photographieen aus den Ateliers von C. von Zeska und Carlos Weise in Joinville, sowie B. Scheidemantel und Alwin Seliger in Blumenau. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Die Zeiten, in denen die Auswanderungsfrage für Deutschland eine brennende war, und alljährlich tausende von überschüssigen Arbeitskräften, die in der Heimat nicht lohnende Beschäftigung fanden, in die Ferne getrieben wurden, sind vorüber; die seit dem Jahre 1870/71 erfolgte Entwicklung Deutschlands vom Agrarstaate zum Industriestaate, sein so gewaltig gewachsener Antheil am Welthandel haben es bewirkt, daß trotz der inzwischen so stark erhöhten Bevölkerungszahl von einer Uebervölkerung heute nicht gesprochen werden kann; man weiß, wie schwer die Landwirthschaft unter dem Mangel an Arbeitskräften leidet; und daß auch die Industrie, die jener so viele entzieht, keineswegs Ueberfluß an solchen hat. Der Gleichgewichtspunkt zwischen Nachfrage und Angebot ist noch nicht erreicht, noch immer ist Arbeitsgelegenheit vorhanden, der Wohlstand im Steigen; und damit der hauptsächliche Antrieb zur Auswanderung beseitigt. Indeß kann dieses Verhältniß bei der starken Bevölkerungszunahme, von alljährlich etwa 800 000 Köpfen, nicht mehr lange andauern; der Zeitpunkt kann nicht mehr allzu fern sein, in dem man von einer beginnenden Uebervölkerung wird reden müssen, und damit wird die Auswanderungsfrage wieder auf die Tagesordnung kommen. Da heißt es denn bei Zeiten Umschau halten und sich über jene Länder unterrichten, in denen der deutsche Auswanderer die bestmögliche Gelegenheit zu einer gesicherten, wenn auch nicht mühelosen Existenz, und dabei zu Bewahrung seiner deutschen Eigenart, Sitte und Sprache findet. Das gottlob stark entwickelte nationale Selbstgefühl hindert den Deutschen daran, wie in den Jahren der staatlichen Zerrissenheit und des flauen Kosmopolitismus, in der Ferne im fremden Volksthum unterzugehen. Von überseeischen, nicht zum deutschen Colonialbesitz gehörenden Gebieten, die neben günstigen wirthschaftlichen Verhältnissen auch in dieser Hinsicht dem deutschen Auswanderer vortheilhafte Aussichten bieten, verdient besonders Südbrasilien, unter welch' geographischem Begriff man die Staaten Rio grande do Sul, Santa Catharina und Paraná vereinigt, in's Auge gefaßt zu werden. Von diesen Staaten sind wiederum, wie der Verfasser der obigen, in Vorbereitung befindlichen Schrift, die wir hier nur ankündigen wollen, um späterhin nach ihrem demnächstigen Erscheinen auf sie zurückzukommen, hervorhebt, Rio grande do Sul und Santa Catharina besonderer Aufmerksamkeit zu empfehlen, „da hier bereits eine seßhafte Colonistenbevölkerung deutscher Zunge in bewunderungswürdiger Ausdehnung den Nachweis erbracht hat, daß in Südbrasilien sich Siedelungsbedingungen darbieten, welche verschiedenen Millionen der über-

schüssigen oder auswunderungslustigen Bevölkerung des Deutschen Reiches dereinst die Errichtung eines Jungdeutschland ermöglichen werden." —

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, der z. Z. in Elze (Hannover) lebende Schriftsteller und Redacteur R. Gernhard, der während eines langjährigen Aufenthaltes

Katholische Kirche in Blumenau.
Aus: Robert Gernhard: „Dona Francisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Mustersiedelungen im südbrasilischen Staate Santa Catharina".
Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

in Südbrasilien Gelegenheit gehabt hat, sich eine gründliche Kenntniß von Land und Leuten zu erwerben, hat davon Abstand genommen, die gesammten deutschen Siedelungen in Santa Catharina und Rio Grande do Sul zu schildern — einerseits wegen der Größe

Erster Rancho der Colonistendirection in Hansa.

Colonistenhaus in Hansa.

**Aus: Robert Gernhard: „Dona Francisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Mustersiedelungen im südbrasilischen Staate Santa Catharina".**
**Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.**

der Aufgabe, andererseits mit Rücksicht auf die Herstellungskosten eines derartigen umfangreichen Werkes. Er hat sich damit begnügt, aus dem Kranz der deutschen Siedelungen Südbrasiliens drei im Staate Santa Catharina liegende: Dona Francisca, Blumenau und Hansa auszuwählen, von denen die beiden ersten demnächst auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken werden. So hat der Verfasser denn auch sein Werk als Festschrift den Bewohnern der beiden genannten Siedelungen gewidmet; und es ist zu erwarten, daß es dort freudig begrüßt werden wird und auch bei uns, bei der Bedeutung, die jene Gebiete für uns haben und später in noch erhöhtem Maße gewinnen werden, und bei der Wichtigkeit, die demgemäß eine sachliche und auf genauer Kenntniß beruhende Schilderung jener noch viel zu wenig bekannten Länder für uns besitzt, lebhaftem Interesse begegnen wird. Ein weiteres Eingehen auf das Werk, aus dessen reichem, theils nach Originalskizzen, theils nach photographischen Aufnahmen hergestellten Illustrationsmaterial wir einige Proben dieser Ankündigung beifügen, behalten wir uns, wie bereits erwähnt, bis nach erfolgtem Erscheinen des Buches vor. —l—.

---

## Wilhelm Bölsche, Vom Bacillus zum Affenmenschen.

In geschmackvoll moderner Ausstattung liegt ein neues Werk Bölsches vor uns. Vom Bacillus zum Affenmenschen. Naturwissenschaftliche Plaudereien nennt es der Autor: In der That bietet uns diese Sammlung geistvoller Essays Unterhaltung und zugleich Belehrung, ja vielleicht sogar noch etwas Höheres, das der bescheidene Verfasser nicht vorher ankündigt, und das unangemeldet denn auch stets in's Menschenherz zu dringen pflegt: Begeisterung.

Was die Unterhaltung betrifft, so wird hierin zunächst Vortreffliches geleistet. Nicht leicht wird ein Leser das Buch unbefriedigt — nicht leicht wird er es überhaupt aus der Hand legen. Der Plauderton ist mit glücklichster Sicherheit getroffen, und man meint kein gelehrtes Buch vor sich zu haben, sondern die anmuthigste Vergnügungslectüre. Des Stoffes Schwere macht sich nirgends drückend geltend; denn — wo er's packt, da ist es interessant. Man spürt gar keinen Druck von dem gediegenen Forschungsmaterial, mit dem hier gewirthschaftet wird, man kommt nur zum Genusse. Lauter wissenschaftliche Leckerbissen, feine Pointen, wirksame Gegensätze, ein Humor, der an das Erhabenste sich vertraulich heranmacht mit dem unverlierbaren Gefühl der Ruhe, wahrhaft Unverletzbares niemals verletzen zu können, lichtvolle Personalcharakteristiken gelehrter Größen, volksthümliche Kernworte zur rechten Zeit, und das Alles im einem Stile, dem man die rothwangige Frische anmerkt, die der Aufenthalt auf gesundem Geistesboden verleiht.

Was nun die versprochene Belehrung anbelangt, so wird man sich nach dem Gesagten bereits denken können, was uns vorgesetzt wird. Es ist die Naturwissenschaft, die bei uns heimkehrt wie ein guter Sonntagsonkel mit vollen Taschen. Der Onkel hat erstaunlich viel mitgebracht, aber er verdirbt uns nicht den Magen, sondern hinterläßt in uns nur den Wunsch nach baldiger Wiederkunft. Man notirt sich gern allerhand erwähnte Bücher, auf die uns Appetit gemacht wurde. Man freut sich, noch so viel vor sich zu haben, nämlich wenn man ungebildet ist, wie sich das bei uns Lesern von selbst versteht. Aber auch Leute, die schon viel wissen, nehmen Bölsches Werk mit Freude zur Hand; denn er sagt Alles anders als die Anderen und wahrlich nicht gerade schlechter, mehr poetisch vielleicht und weniger kathedermäßig, mehr studentenhaft — aber im schönsten Sinne; studentenhaft so wie Victor Scheffel ein ewiger Student ist.

Und jetzt die Begeisterung! Ja, die ist bekanntlich keine Heringswaare, und es läßt sich auch schwer darüber reden. Bölsche ist ein gefährlicher Herr für fromme Enggläubige, denn trotz aller Poesie steckt der Satan boshafter Voraussetzungslosigkeit ihm im Leibe. Er ist so klar und gedankenreinlich wie ein heller Morgen, und da kommen die Gespenster nicht hervor. Er überzeugt vollständig durch seine anschauliche und gesunde Vortragsweise. Schließlich aber tritt das Widerspiel des Kirchenglaubens in reinster Kraft hervor, nämlich die unzerstörbare Geistesseligkeit und Wonne angesichts der muthig angeschauten Natur, die herrlich ist wie am ersten Tag in allen ihren Werken. Da bricht dann gleichsam eine neue Religion hindurch. Gerettet ist dasjenige, was der kirchlich Gläubige in der Beschränkung nur zu finden vermeint, und das doch allenthalben zu gewinnen ist, ganz ohne Vorsichtsmaßregeln der Askese oder Vereinsamung: — die Begeisterung! Begeistert werden wir, mitgerissen von dem mächtigen Vertrauen, das sich zu der unendlich wunder=

baren Mutter Natur nothwendig bei dem ernsten Denker einstellt, und wir sehen die naturwissenschaftlichen Plaudereien fast zu Predigten von ungewohnter Herrlichkeit verklärt. Freilich er predigt nicht wie die Wortgläubigen, aber es ist in ihm ein Glaube lebendig, der glockenrein die Festtagsfreude einer ewigen Osterfeier verkündet, eine Auferstehung des Fleisches an tausend und abertausend Orten — aber ohne Mysticismus und ohne auserwähltes Priestervolk: die gemeinsame Entwickelung.

Der Inhalt des Werkes wird durch den Titel „Vom Bacillus zum Affenmenschen" kurz und bündig zusammengefaßt. Der naturwissenschaftliche Plauderer kommt sozusagen von einem Ende seines großen Weltbildes zum andern. Unter den Aufsätzen ist speciell der erste den Bacillus-Gedanken und einer der letzten dem Affenmenschen von Java gewidmet. Der Gedankenkreis dehnt sich dann allerdings noch weit über das Zoologische hinaus. Der zweite und der letzte Aufsatz versetzen uns in's astronomische All; das Märchen vom Mars wird ausgesponnen und kritisch beleuchtet und die Weltuntergangsfurcht „Wenn der Komet kommt" ergötzlich zurückgewiesen. Einige Aufsätze bringen uns dann zoologische und geographische Gespräche, die eine gar poetische Stimmung enthalten. Wir erblicken unsere Erde in einem längst vergangenen Zustande, bewohnt und bewachsen von seltsamen Lebewesen; wie mit einem Zauberschlage enthüllt uns die Phantasie das Dahingeschwundene, daß wir es leibhaftig vor Augen zu sehen glauben. Der alte Ichthyosaurus erwacht zu Leben und Gestalt. Und der Bierhumor der Studentenkneipe und die arbeitsame Stille des Laboratoriums verquicken sich miteinander zu einem harmonischen Etwas, das noch gewürzt wird durch die landschaftlichen Erinnerungen eines sinnigen Reisenden. — Ganz vorzüglich wird dann der dicke Vogt abgethan und dabei doch so verständnißinnig gewürdigt. Man muß es lesen, um diesen köstlichen Doppelcharakter der gerechten Kunst zu genießen. Als leuchtende Sonne am Gelehrtenhimmel tauchen dann die Namen des großen und gelinden Darwin, Fechners und des ewig jungen Haeckel auf. Das Lob aus Bölsches Munde berührt ungemein wohlthuend, denn es kommt bei ihm aus einer so treuherzig vom Werthe des gelobten Geistes erfüllten Seele, daß die besten Ausdrücke ruhiger Würdigung sich wie von selbst ergeben zu haben scheinen.

H. L.

---

## Im Recht?

Roman von Elisabeth Gnade. Dresden, Carl Reißner.

Ein Buch, das, gleich dem vorliegenden, durch seine Lectüre anregt, wenn möglich noch ein Buch darüber zu schreiben, muß ein bedeutendes sein, weil es entweder durch den Stoff, den es behandelt, oder die Art, in der das geschehen, lebhaftes Interesse erweckt. Elisabeth Gnade hat ein bedeutsames Problem zur Behandlung gewählt, und, wie es von ihrer bekannten dichterischen Eigenart zu erwarten ist, hat sie es feingeistig, warmfühlend und in reichen dichterischen Inspirationen ausgestaltet. Viel hat die Dichterin über ihr großes Thema nachgedacht, das ist offenbar: viel giebt sie ihren Lesern noch zu denken, und — das Resultat? Nach unserem Dafürhalten ist Elisabeth Gnade nicht „im Recht" geblieben mit ihrer Darstellung und ihrer Durchführung jener ernsten Frage: „Wie weit ist ein Paria des Geschickes, einer jener Unglücklichen, denen durch ein schweres Gebrest die volle Bethätigung seiner Kräfte versagt ist, berechtigt, sich an den Tisch des Lebens zu setzen und nach dessen Gaben zu greifen?" Die Frage ist so bedeutungsschwer, weil jene Unglücklichen niemals aussterben und in jedem einzelnen Fall, in dem sie praktisch gestellt ist, die Gefahr einer tragischen Wendung sehr naheliegt. Exemplificiren wir kurz, wie der Raum es leider erzwingt, aus dem oben genannten Buch: Gerhard Zöller, ein junger, zukunftsvoller Maler, ein geistig hochorganisirter, temperamentvoller Mensch, hat sein Herz an Matty Hirt verloren, eine jener holden Mädchengestalten, deren reiche Veranlagung sie befähigt, Glück und Unglück mit derselben seelischen Hoheit und unverwüstlichem Liebreiz zu ertragen. Gerhard hatte Matty seine Liebe bekannt, diese aber eine Bedenkzeit sich erbeten, weil ihr Herz noch nicht klar, nicht dringlich genug gesprochen. Da stellen sich plötzlich die Anzeichen einer ernsten Augenkrankheit bei Gerhard ein; sein ihn über Alles liebender Bruder veranlaßt ihn, einen berühmten Specialisten zu fragen — die Diagnose lautet trostlos; einige Zeit darauf ist Gerhard blind! Und nicht lange später, da glaubte der Arme sein ungeheures Leid nicht weiter ertragen zu können; im äußersten Augenblick erst gelingt es dem stets wachsamen Bruder, den Blinden von dem geöffneten Fenster seines hochgelegenen Ateliers fortzureißen,

aus dem er sich stürzen wollte. Wer war im Recht: der Unglückliche, oder der zärtliche Bruder? Einige Tage später geschah das reflectorisch Unbegreifliche und thatsächlich so sehr Verständliche: Mattys Herz hatte inzwischen laut und unwiderstehlich ihr den Lebensweg gewiesen, in Begleitung ihres Vaters sucht sie den Blinden auf, ihm kündend: „Ich bin hier, Deine Matty; ich bin gekommen, um Dich niemals mehr zu verlassen, um bei Dir zu bleiben, als Dein Weib!“ — War Matty im Recht? War es Gerhard, als er ihr Opfer endlich annahm? — — Es muß hier eingeschaltet werden, daß diese Scene, in der Matty sich dem Blinden angelobt; in der er sich sträubt, mit triftigsten Gründen es ablehnt, das große Opfer hinzunehmen; in der es endlich Matty mit der magischen Beredsamkeit einer großen Liebe gelingt, für den Blinden und sich selbst das gemeinschaftliche Leben in der Vorstellung auszugestalten, zu lauter Feiertagen, in denen ihr Haus der Tempel, ihre Liebe der Gottesdienst und ihr Zusammensein die Festfreude sein wird — daß diese Scene, als ein poetisches Meisterwerk, als ein Triumph dichterischer Beredsamkeit zu bezeichnen ist. — — Matty ist Gerhards Frau geworden; sie haben sich zurückgezogen auf das kleine Familiengut Rinkowo und — nur eine Weile dauert das Glück Mattys. Dem Blinden wird sein Elend dauernd möglichst erleichtert; Matty hält ihr Wort von Anfang bis zum Ende; aber der Blinde hält nicht, was er versprochen! Wohl sind Titanenkräfte nöthig, um dem herzzerreißenden, hirnverwirrenden Fluch gewachsen zu bleiben, eine Anomalie zu sein, immerfort, überall, und doch stets ein Gesicht zu zeigen, das nur Anerkennung, Dankbarkeit, Interesse für die Umgebung ausdrückt, und garnichts von dem rasenden Schmerz zu verrathen, der tagaus, tagein die Seele durchfluthet. Wer hätte das Recht, solche Kräfte gerade bei einem Heimgesuchten vorauszusetzen? zu fordern, daß der zerstörende Einfluß des Elends den Uebermenschen erzeugt?! Daß Gerhard ein Titan nicht ist, das ist verzeihlich; aber er ist hinuntergesunken in das Kleine und Klägliche, er hat die Würde des Unglücks verloren und ist nörgelndem Egoismus verfallen: Widerstandslos hat er sich von dem Rost des Elends sein Bestes, die Macht seines Willens, die Integrität seines Charakters, annagen lassen und ist grämlich, bitter, rücksichtslos, undankbar geworden. Das, und nur das, ist seine Schuld. In dem Augenblick, wo er das Lebensopfer des blühenden Mädchens, wenn auch noch so widerstrebend, angenommen, ist er die heilige Verpflichtung eingegangen, nicht nur seinem Elend, sondern auch ihr zu leben. Die Kraft hierzu mußte er finden in dem Sonnenschein, den inmitten der Finsterniß seines Schicksals ein liebevolles Weib ihm gebracht; Alles in Allem — ein schweres Geschick verleiht nicht nur sittliche Rechte, es legt auch sittliche Pflichten auf, gleichsam wie jedes hervorragende Amt, jede außergewöhnliche Mission. Das Glück kommt einem Heimgesuchten nicht im Schlafe; will er nicht auf Glück verzichten, muß er es sich verdienen, seiner Heimsuchung trotzend! Wäre Gerhard der Mann geblieben, dem Matty ihre Liebe geschenkt, vielleicht hätte sich Alles zu einem friedvollen, äquivalentreichen Leben gestaltet, — dem war nicht so, und deshalb mußte die Katastrophe erfolgen. Matty mußte, theils aus einem Naturtriebe, theils aus ihrem Menschenrecht heraus, mit der Zeit einen anderen Mann lieben lernen. Nicht im Geringsten leidet ihre Holdheit hierunter; auch nicht in Gedanken begeht sie eine Sünde; sie bleibt, wie sie bisher gewesen, die selbstloseste, fürsorglichste Gefährtin ihrem blinden Gatten. Aber in den Fieber-Paroxismen einer schweren Krankheit verräth sie das Geheimniß ihres Herzens, und so wird es Gerhard kund. Da erwacht — und hier haben wir mit der Psychologie der Autorin am entschiedensten zu streiten — in ihm der einstige, hochgemuthe, willensstarke Mann: er räumt sich selbst aus dem Wege, um das geliebte Weib endlich zu ihrem wahren Glücke gelangen zu lassen! Das ist durchaus inconsequent und läßt den Charakter Gerhards als einen zerfahrenen erscheinen; sowohl für seine Erniedrigung, als für seine Erhebung sind die Motive nicht ausreichend; weder für den Blinden noch für den heldenhaft freiwillig den Tod Suchenden können wir ungetheiltes Mitleid empfinden. Und wie erklärt Elisabeth Gnade die Depravirung Gerhards, die — und nicht seine Blindheit — eigentlich sein Schicksal besiegelte? Gottentfremdung ließ ihn den inneren Halt, sein sittliches Pflichtenbewußtsein verlieren, und ohne das Beides konnte selbst Matty das Leben ihm nicht lebenswerth gestalten. Die Dichterin löst die oben gestellte ernste Frage mit dem Bibelwort: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“ — sie wird hiermit, und außerdem auch noch durch manche andere psychologische Wendung und durch manch' anderes Geschehniß in ihrem Buche auf Widerspruch stoßen — sicher aber ist: auch ihr neuestes Buch kündet unbestreitbar großes schriftstellerisches Talent, und auch dieses neueste Buch von Elisabeth Gnade gehört zu dem Besten unserer neuen Belletristik. A. W.

# Bibliographische Notizen.

**Lexikon des deutschen Rechts, Nachschlagewerk der gesammten Reichsgesetzgebung zum praktischen Gebrauch,** unter Mitwirkung von Rechtsanwalt und Notar Hoehne, Rechtsanwalt R. Caro, Rechtsanwalt Dr. jur. J. Thomas, Rechtsanwalt Dr. jur. L. Fuld, Rechtsanwalt Dr. jur. H. von Holtzendorff, Rechtsanwalt Dr. jur. A. Osterrieth, Rechtsanw. P. Schmid, Rechtsanwalt Dr. jur. F. Seligsohn, Amtsrichter H. Jaentsch, Amtsgerichtsrath C. Pannier, Referendar H. Cuno, Referendar Hering, Geh. Postrath Dr. jur. M. Koenig, Vieh- und Schlachthof-Director Dr. C. Schwarz, Bankbeamter G. Obst, Kgl. Eisenbahnbeamter R. Rohde, J. L. Algermissen A. Schroot, bearbeitet von Joseph Kürschner, 2 Bde. Berlin, Eisenach und Leipzig, Hermann Hilgers Verlag. 1900.

Das Inkrafttreten des für unsere nationale und culturelle Entwicklung so überaus bedeutsamen Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich hat den deutschen Verlagsbuchhandel zu einer außerordentlich gesteigerten Thätigkeit veranlaßt, welche sich nicht nur auf die Herstellung von Commentaren und systematischen Werken für den Gebrauch der Juristen, sondern auch auf die Schaffung von gemeinverständlichen für die weitesten Kreise der Bevölkerung bestimmten Bearbeitungen des gewaltigen Rechtsstoffs richtet. Die letztere Aufgabe ist vielleicht die schwierigere gewesen, der theilweise recht spröde und sich der gemeinfaßlichen Behandlung nicht leicht anpassende Stoff macht die sogenannte populäre Darstellung, welche sich von den Klippen der Oberflächlichkeit und Seichtheit gleichmäßig fernhalten will, zu einem keineswegs leichten noch einfachen Unternehmen. Und doch ist das Bedürfniß nach der Herstellung eines solchen Werks in größtem Maße vorhanden, weil die Kenntniß des geltenden Rechts in den breiten Schichten der Nation nur in unbefriedigendem Umfange vorhanden ist. Joseph Kürschner, der nicht rastende Herausgeber von Sammel- und Nachschlagewerken, hat es nun verstanden, unterstützt durch eine große Anzahl von tüchtigen Fachmännern, eine Dastellung des in Deutschland geltenden Rechts zu schaffen, welches allen Anforderungen entspricht, die man an ein Werk dieses Inhaltes stellen kann. In lexikalischer Form wird der ungeheuere Rechtsstoff in einzelnen alphabetisch geordneten Artikeln behandelt. Kürschner's Werk unterscheidet sich dadurch von anderen gemeinverständlichen Rechtswörterbüchern, daß das gesammte in Deutschland giltige Recht verarbeitet ist, also nicht nur das bürgerliche sondern ebensowohl das Strafrecht, Handelsrecht, Post-Finanzrecht u. s. w. Die Form der Darstellung ist durchaus zu loben; trotzdem die einzelnen Bearbeiter sich dem Wunsche des Herausgebers entsprechend an die gesetzliche Ausdrucksweise nach Möglichkeit angelehnt haben, sind die Schwerfälligkeiten und Unklarheiten des Juristendeutsch zumeist glücklich vermieden worden; im besten Sinne kann man daher die Bearbeitung als eine gemeinverständliche bezeichnen, die gleichwohl nicht oberflächlich ist. Die Zahl der Stichworte ist eine sehr große, die Zahl der darin enthaltenen Verweisungen nicht minder; dieselben bilden eine Eigenthümlichkeit des Kürschner'schen Werks, welche es ermöglicht hat, ohne Beeinträchtigung der Vollständigkeit doch Wiederholungen zu vermeiden. Ueber fünfhundert Formulare für den praktischen Gebrauch bei den Gerichten und Verwaltungsbehörden sind dem Werke beigegeben worden, eine sehr schätzbare Gabe, welche jedem Besitzer des Werks besonders angenehm sein wird. Die Brauchbarkeit eines Nachschlagewerks wird durch sorgfältig ausgearbeitete Formulare außerordentlich erhöht, man legt daher in England mit vollem Recht großen Werth hierauf, und es ist erfreulich, daß man jetzt in Deutschland hierfür ebenfalls das richtige Verständniß gewonnen hat. Zur besseren Orientirung über die in dem Werke bearbeiteten Stichwörter hat der Herausgeber für jede Materie sogenannte Schlüssel hergestellt, welche, ebenfalls in alphabetischer Ordnung, eine erschöpfende Aufzählung der auf die einzelnen Materien bezüglichen Artikel enthalten; auch dies ist eine praktische Neuerung des Herausgebers, welche allgemeinen Beifall finden dürfte. Es ist zu erwarten, daß das vornehm ausgestattete Kürschner'sche Rechtslexikon sich in Deutschland in verhältnißmäßig kurzer Zeit zahlreiche Freunde erwerben und als ebenso zuverlässiger wie bequemer Berather in Rechtsfragen einen dauernden Platz verschaffen wird. Der Herausgeber aber darf das Verdienst in Anspruch nehmen, dem deutschen Volke in dem Jahre der Säcularfeier Gutenbergs ein Werk übergeben zu haben, welches geeignet ist, der Ausbreitung

der Rechtskenntniß die besten Dienste zu leisten. H.

**Aus sieben Jahrzehnten.** Erinnerungen aus meinem Leben von D. Bernhard Rogge. 2. Band 1862—1899. — Hannover, Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior).

In diesem zweiten Bande beginnt der Verfasser die Schilderung seiner Erlebnisse mit dem Monat August 1862, als er zum Hof- und Divisionsprediger von Coblenz nach Potsdam berufen worden war. Mit Wehmuth schied er vom Rhein, wo er sich einen eigenen Herd gegründet und in segensreicher Thätigkeit eine Reihe von Jahren gewirkt hatte. Die im Vorwort vom Verfasser ausgesprochene Hoffnung, daß der zweite Band seiner Erinnerungen in einigen seiner Abschnitte sich dem Leser als ein Spiegelbild der großen Ereignisse des abgelaufenen Jahrhunderts darstellen möchte, kann er als erfüllt ansehen. Mit großem Interesse folgt man den Schilderungen seiner persönlichen Erlebnisse, die mit den zeitgeschichtlichen Ereignissen verwebt sind, und nimmt regen Antheil an Freud und Leid, das ihn und seine Familie im Laufe der vielen Jahre getroffen hat. Der Verfasser hat in seiner Eigenschaft als Divisions-Prediger bei der 1. Garde-Infanterie-Division den Feldzug 1866 und 1870/71 mitgemacht und entwirft in anziehender Weise, von seinem Standpunkt aus, ein Bild seiner Erlebnisse in beiden Kriegen. Uebrigens hat er auch die Erlebnisse aus dem Kriegsjahre 1870/71 in einem besonderen Werke „Bei der Garde" geschildert. Dadurch, daß der Verfasser als Hofprediger gerade mit hervorragenden Persönlichkeiten, die an leitender Stelle standen, in persönliche Beziehungen getreten ist, gewinnen seine Darstellungen ein besonderes Interesse. In dieser Beziehung sei auf den Abschnitt „Das Königliche Haus und der Hof" im Speciellen hingewiesen. Im Schlußcapitel befindet sich auch eine kurze Mittheilung über eine vom Verfasser im Jahre 1895 mitgemachte, von Hugo Stangen veranstaltete Reise nach dem Orient, die er ebenfalls in einem besonderen Werke „Eine Orientreise nach Jerusalem" als eine fesselnde und anregende Lectüre der Oeffentlichkeit übergeben hat. Den vorliegenden Band, der mit dem Portrait des Verfassers und einem facsimilirten Briefe Kaiser Wilhelms I. versehen ist, hat der Verfasser seinen Kindern zur bleibenden Erinnerung an das Vaterhaus gewidmet. Von Anfang bis zu Ende folgt man mit lebhafter Antheilnahme den auf scharfer Beobachtung und correcter Beurtheilung beruhenden Schilderungen von Personen und Verhältnissen, und es kann somit dieser zweite Band, der sich voraussichtlich ebenso wie der erste zahlreiche Freunde erwerben wird, bestens empfohlen werden. K.

---

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde. — **Zeit.**

**Aberglaube und Zauberei.** Von Th. Achelis. N. u. S. 1900. August.

**Anatole France.** Von M. Herzfeld. Zeit 296.

**Arezzo.** Von L. M. Hartmann. N. 1900. 34.

**Belletristik, Aus der norwegischen.** Von M. Pommer. L. E. II. 19.

**Berliner Kunstausstellungen.** Von J. Elias. N. 1900. 36.

**Berliner Kunstausstellung, Die grosse.** G. 1900. Juni II.

**Berliner Akademie der Wissenschaften, ihre Vergangenheit und ihre gegenwärtigen Aufgaben.** I. Von W. Dilthey. D. Ru. 1900. 9.

**Bibliothekzeichen, Oesterreichische.** Von K. E. Graf zu Leiningen-Westerburg. Z. f. B. IV. 1.

(Biographie, Allgemeine deutsche.) **Ein deutsches Riesenwerk.** Von M. Necker. L. E. II. 19.

**Boccaccio, Neuere Schriften über.** Von M. Landau. Z. f. B. IV. 2/3.

**Bredenbrücker, Richard.** Von H. Greinz. L. E. II. 18.

**Bucheinband des Auslands, Neues vom.** Von W. Schölermann. Z. f. B. IV. 2, 3.

**Bunsen, Georg von.** Von A. Meyer. D. Ru. 1900. 9.

**Clarétie, Jules.** Nach d. Französ. von Gisela Wertheimer. B. u. W. II. 17.

**Corradini, Enrico,** Von E. Gagliardi. L. E. II. 19.

**Defoe.** Unbekannte Uebersetzungen D. D. Von H. Ulbrich. Z. f. B. IV. 1.

**Dichter, Deutsche, der Gegenwart.** Von P. Hille. G. 1900. Juni II.

**Duse, Eleonore.** Toilettenkünstlerinnen auf der Bühne. III. Von S. Grünwald-Jerkowitz. B. u. W. II. 17.

**Elektrische Schwingungen und die Telegraphie ohne Draht.** Von B. Dessau. D. Ru. 1900. 9.
**England, Studien über.** Von S. Saenger. N. 1900. 37.
**Englische Dramen und Romane, Neue,** Von M. Meyerfeld. L. E. II. 17.
**Europäische Civilisationsarbeit, Die.** Von G. von Suttner. N. D. Ru. XI. 6.
**Gaudy.** Aus Franz Freiherrn von G. Jugendtagen. Ein Kindertagebuch. Mutterbriefe. Gelegenheitsgedichte. Caricaturen. Von F. von Zobeltitz. Z. f. B. IV. 1.
**George, Stefan.** Der Teppich des Lebens. Von Friedr. Gundolf. W. Ru. IV. 19.
**Girardi, Alexander.** Von J. Horvitz-Barnay. B. u. W. II. 18.
**Gutenbergs, Zu Ehren.** Von F. v. Zobeltitz. T. II. 9.
**Hermen.** Von M. Greif. Z. VIII. 36.
**Humanität und modernes Leben.** Von K. Jentsch. Z. VIII. 38.
**Ibsen der Bekenner.** Von E. Brausewetter. W. Ru. IV. 11.
**Ibsens „John Gabriel Bockmann".** Von H. Türck. B. u. W. II. 18.
**Incunablen.** Von R. Muther. Zeit 298.
**Infanten von Lara, Die sieben.** Von H. Morf. D. Ru. 1900. 9.
**Iphigenie in Amerika.** Von H. Grimm. D. Ru. 1900. 9.
**Jahn, Wilhelm, und die Wiener Hofoper.** Von A. Lindner. B. u. W. II. 17.
**„Jugend" und ihr Künstlerkreis, Die.** Von G. Hermann. Z. f. B. IV. 2, 3.
**Lachens, Die Ursache des.** Von Fr. Rubinstein. N. u. S. 1900. August.
**Lauff, Josef.** Von K. Pagenstecher. N. u. S. 1900. August.
**Liebermann, Max.** Von A. Gold. Zeit 297.
**Liszt.** Briefe L. und der Fürstin Wittgenstein. N. D. Ru. XI. 6.
**Litterarische anonyme und pseudonyme Satiren 1777–1820.** Von L. Geiger. Z. f. B. IV. 1.
**Litterarische Steckbriefe.** Von R. M. Meyer. N. 1900. 34.
**Litteraturgeschichtliche Kleinigkeiten.** Von M. Mendheim. I. L. VII. 11.
**Lyrik und Mörike, Unsere.** Ku. XIII. 17.
**Lyrik.** Die politische L. von 1840–1850. Von Ch Petzel. L. E. II. 17.
**Marokko, Reiseeindrücke aus.** Von H. Fischer. D. Ru. 1900. 9.
**Mauthner, Fritz.** Von P. Wiegler. L. E. II. 17.
**Meyerheim, Paul.** Von J. Jessen. R. U. 1900. 21.
**Moderne Kunst in Frankreich seit 1870, Die.** Von C. Mauclair. W. Ru. IV. 9.
**Napoleon im deutschen Drama.** Von P. Holzhausen. B. u. W. II. 17.
**Nietzsches Lehre von der Wiederkunft des Gleichen.** Von P. Mongré. Zeit 297.
**Parisiana.** Z. VIII. 36.
— Kr. 189.
**Parlament und Logik, nebst einer Einschaltung:** Der Mensch und der Affe nach Virchow und Häckel. Von Ritter. Kr. 189.
**Photographien, Künstlerische.** Von P. Schultze-Naumburg. Ku. XIII. 18.
**Polnische Erzähler.** Von J. Flach L. E. II. 18.
**Prag als deutsche Litteraturstadt.** Von A. Klaar. Zeit 298.
**Religion, Was ist.** Von H. Bassermann. D. Re. 1900. Mai.
**Rodins Sculpturen, Noten zu.** Von R. Kassner. W. Ru. IV. 12.
**Rumänien, Das junge.** Von G. Adam. G. 1900. Juni. II.
**Schillers Bibliothek, Aus.** Von W. von Wurzbach. Z. f. B. IV. 2, 3.
**Secession.** Von O. Bie. N. D. Ru. XI. 10.
**Scala der Kunst, Die.** Von Leo Berg. L. E II. 17.
**Spanien, Reisebilder aus.** Von A. Rogalla von Bieberstein. N. u. S. 1900. August.
**Steiner contra Seidl.** Von M. G. Conrad. G. 1900. Juni II.
**Thackerays „Eitelkeitsmarkt" auf der New-Yorker Bühne.** Von A. von Ende. B. u. W. II. 18.
**Theater.** Die Wiesbadener Mai-Festspiele 1900. I. II. Von H. Stümcke. B. u. W. II. 17, 18.
— Von den Berliner Theatern 1899/1900. Von H. Stümcke. B. u. W. II. 17.
— Von den Stuttgarter Theatern. 1899/1900. Von R. Krauss. B. u. W. II. 17.
— Die Breslauer Theater 1899/1900. Von E. Freund. B. u. W. II. 18.
**Theaterhygiene.** Von Fred Hood. B. u. W. II. 17.
**Theatertrieb.** Von F. Gregori. Ku. XIII. 18.
**Tönende Phänomen in der Natur.** Von Ed. Bailly. W. Ru. IV. 11.
**Tuberculose, Die.** Behandlung der T. R. U. 1900. 20.
**Theaterzustände 1818, Berliner.** Ein Actenstück. Mitgetheilt von Ludwig Geiger. B. u. W. II. 18.
**Unterrichtswesen.** Zur Reformirung des U. Kr. 189.
**Vitruv-Ausgaben des XVI. Jahrhunderts, Die illustrirten.** I Von M. Bach. Z. f. B. IV. 2, 3.
**Wagnerlitteratur, Neue.** von R. Batka. Ku. XIII. 17.
**Welt und Weib bei Böcklin, Klinger und Stuck.** Von W. Lentrodt. G. 1900. Juni I.
**Zeitungsgründer, Ein.** Von H. Barth. N. 1900. 34.
**Ziegler, Klara.** Von G. Hoffmann. B. u. W. II. 18.
**Zukunft-Menschen.** Von G. Landauer. Z. VIII. 38.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Alfödi, Dr. Béla,** Illustrirter Führer durch Ungarn, Croatien und Slavonien. Mit 50 Illustrationen und 4 Karten. (A. Hartlebens illustrirter Führer No. 51.) Wien, A. Hartlebens Verlag.
**Bülow, Hans von,** Briefe und Schriften. V. Briefe von Hans von Bülow, herausgegeben von Marie von Bülow. 4. Band. Mit einem Bildniss. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
**Busse, Hans H.,** Blut. Lieder der Liebe. München, Karl Schüler, (A. Ackermanns Nachfl.)
**Calmoleone, I.,** König Enzio. Dramatisches Gedicht in 2 Acten. Triest, F. H. Schimpff.
**Debuysère, Carl,** Die Clavierdilettanten. Beitrag zur Lösung der Dilettantenfrage. Leipzig, Carl Merseburger.
**Die Zulassung der Frauen zu den juristischen Studien.** Ein Gutachten, verfasst von Dr. Edmund Bernatzik und herausgegeben vom Verein für erweiterte Frauenbildung in Wien. Wien, Im Selbstverlage des Vereins für erweiterte Frauenbildung.

**Gaedertz, Prof. Dr. Karl Theodor,** Lübecks Kaiserthor. Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser Wilhelm II. zur Wiedereröffnung des altlübeck'schen Kaiserthores am 16. Juni 1900 ehrfurchtsvoll gewidmet. Mit Federzeichnungen des Verfassers. Lübeck, Gebrüder Borchers.

**Gaus-Bachmann, A.,** Der Teufelsschlosser. Dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen mit Anlehnung an die Wiener Stock-im-Eisen-Sage. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung.

**Gersdorff, A. von,** Der Noth gehorchend. Roman. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

**Gottschall, Rudolf von,** Zur Kritik des modernen Dramas. Vergleichende Studien. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

**Graf, Max,** Wagner-Probleme und andere Studien. Erstes Tausend. Wien, Wiener Verlag.

**Haase, Karl,** Der moderne Hauslehrer. Eine gesellschaftliche und pädagogische Studie. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

**Heigel, Karl, von,** Der Maharadschah. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Holm, Adolf,** Lübeck, die freie und Hansestadt. Mit 122 Abbildungen aus dem Kunstverlage von Joh. Nöhring in Lübeck. (Sammlung der Monographien.) Bielefeld, Velhagen & Klasing.

**Karadja, Mary,** Zum Licht. Aus dem Schwedischen übersetzt von Alfr. Wocher v. Trauchburg. Leipzig, Max Spohrs Verlag.

**Kieler, Laura,** Laurekas Korchoinen. Eine Lapplandsgeschichte. Einzige autorisirte Uebertragung aus dem Norwegischen von M. phil. Carl Küchler. (Bibliothek nordischer Meister-Erzähler No. 2). Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung.

**Kutschmann, Th.,** Geschichte der deutschen Illustration. Lfg. 4. Berlin, Franz Jäger.

**Land und Leute.** Monographien zur Erdkunde in Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel. VI. Oberbayern, München und bayerisches Hochland. Von Max Haushofer. Mit 102 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

**Landsberg, Hans,** Los von Hauptmann! Berlin, Hermann Walther.

**Lichtenberger, Henry,** Friedrich Nietzsche. Ein Abriss seines Lebens und seiner Lehre. Deutsch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Dresden, Carl Reissner.

**Lie, Jonas,** Maisa Jons. Roman. Autorisirte Uebersetzung von M. Janensch. Leipzig, O. Gracklauer.

**Maeterlinck, Maurice,** Prinzess Maleen. In's Deutsche übertragen von George Stockhausen. Berlin, F. Schneider & Co. (H. Klinsmann.)

**Meissner, Franz Hermann,** Das Künstlerbuch. Eine kleine ausgewählte Reihe von Künstlermonographieen. Band V. Fritz von Uhde. Berlin, Schuster & Loeffler.

**Mellin, George Samuel Albert,** Marginalie und Register zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Neu herausgegeben und mit einer Begleitschrift zur Würdigung der Kritik der reinen Vernunft, versehen von Dr. Ludwig Goldschmidt. Gotha, E. F. Thiemann.

**Meurer, Julius,** Illustrirter Führer auf der Brennerbahn durch die Zillerthaler und Stubaier Alpen und durch die östlichen bayerisch-tirolerischen Kalkalpen. (München-Bozen). Mit 45 Illustrationen und 14 Karten. (A. Hartlebens illustrirter Führer No. 53.) Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Misch, Robert,** Der todte Musikant. Humorist. Roman. Berlin, R. Taendler.

**Monographieen zur Weltgeschichte in Verbindung mit Anderen** herausgegeben von Prof. Ed. Heyck. XI. Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Zum fünfhundertsten Geburtstage Johann Gutenbergs. Von Doctor Heinrich Meisner und Dr. Johannes Luther. Mit 15 Kunstbeilagen und 100 Abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

**Ott, Adolf,** Der Schürzenbauer. Roman aus dem Hochgebirge. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

**Poestion, I. C.,** Lehrbuch der norwegischen Sprache für den Selbstunterricht. Zweite Auflage. (Bibliothek der Sprachenkunde.) Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Rohde, Erwin,** Der griechische Roman und seine Vorläufer. Zweite durch Zusätze aus dem Handexemplar des Verfassers und durch den Vortrag über Griechische Novellistik vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

**Sachs, Erich,** Worte der Seele. Ein Gedichtbuch. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Schwering, Dr. Julius,** Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt. Mit einem Porträt in Stahlstich und acht Vollbildern. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

**Schwiening, Georg.** Die Dienstpflicht der Frauen. Ein Beitrag zur Lösung der „Arbeiterinnenfrage". Kassel, Ernst Hühn.

**Suttner, Bertha von,** Die Haager Friedensconferenz. Tagebuchblätter. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Statuten der Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Oesterreich.** Wien, Artaria & Co.

**Strassburger, Egon Hugo,** Lieder für Kinderherzen. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Theba, Ilse,** Namenlose und andere Gedichte. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Thelen, Fritz von,** Coriandoli. Heitere Vortragsgedichte. Wien, A. Hartlebens Verlag.

**Weck, Gustav,** Vaterländische Schriften und Dichtungen. Vierter Theil. Haus Hohenzollern. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, B. G. Teubner.

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.** 44. Jahrg. Heft 526. Braunschweig, G. Westermann.

**Werner, Roman,** Henrik Ibsen. In zwei Bänden. I. Bd. 1828—1873. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

**Zapp, Arthur,** Die Klugen und die Schlauen. Roman. Berlin, R. Taendler.

**Zola, Emil,** Der Zusammenbruch. Der Krieg von 1870—71. Illustrirt. Lieferung 3. 4. 5. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Ludwig Jacobowski

# Ihre Erzieher.

## Eine Erzählung.

Von

## Marie Stona.

— Strzebowitz (Oesterr.-Schlesien). —

### I.

Paula lebte mit ihren Eltern in einer Vorstadt von Wien. Sie erhielt den Unterricht aller jungen Mädchen aus „besserem Hause". Sie lernte ein wenig Englisch und Französisch, sehr viel Clavier und Litteratur, und Geschichte nur eben genug, um die punischen Kriege den Spartanern in die Schuhe schieben zu können.

An eine eigentliche Erziehung dachte Niemand. Ihr die Augen zu öffnen über das, was klug und thöricht ist, ihr das große Leben in kleinen Beispielen zu zeigen, ihr Urtheil zu bilden, fiel Keinem ein.

Man sorgte nur für Eines: Paula möglichst kindlich und unverdorben zu erhalten. Ihr künftiger Gatte durfte dann einmal ihre Erziehung selbst übernehmen und sie formen, wie es ihm behagte.

So wuchs Paula in der Glashausluft des Elternhauses auf.

Sie war mit siebzehn Jahren ein reizendes verführerisches Kind mit hellen Augen und silbernem Lachen. Unter ihren blonden Locken schwirrten wie in goldenem Käfig die muntersten Gedanken umher.

Bei ihren Eltern verkehrten viele junge Leute. Paula verliebte sich in den ältesten von ihnen, den Bankbeamten Hippolyt de Zerbi; aus Eitelkeit, weil es ihr schmeichelte, daß er ihr ein wenig den Hof machte und sie ihren Freundinnen vorzog, er, der verwöhnte Liebling der Damen, „der schöne Schwarze vom Schwarzenbergplatz", wie er in Wien genannt wurde.

Hippolyt hatte seine generösen Augenblicke, in denen er sich als Beglücker der Menschheit, besonders der Frauenwelt fühlte. In einem solchen Augenblick zog er eines Tages das zitternde Kind an sein Herz, um es

alle Wonnen der Liebe ahnen zu lassen. Diese unbesonnene Umarmung führte zur Verlobung und später zur Hochzeit.

Paulchens Eltern gaben dem jungen Paar ihren Segen. Mehr zu geben, war ihnen leider unmöglich; allein für den Anfang genügte das luftige Geschenk.

Paulchen betete ihren Gatten an. Sie dachte den ganzen Tag an ihn. Und er dachte den ganzen Tag an sich. Das war so eine Gewohnheit, die er aus der Junggesellenzeit mit hinüber genommen hatte in die Ehe. Nur wenn er schlief, vergaß er die Sorge um sein eigenes Wohl, das heißt, er überließ sie der Natur.

Beim Erwachen gehörte er sich sogleich wieder an. Sein erster Blick fiel auf seine Hände. Er schlief stets in Handschuhen; er hatte gar so schöne vornehme Hände, die wollten gepflegt sein. Ihre Cultur brauchte täglich mindestens eine Stunde. Sie wurden nur in lauem Wasser gewaschen, mit Glycerin gesalbt und erfuhren soviel Sorgfalt wie der Mops einer alten Jungfer. War ihre Toilette endlich beendet, dann hielt Hippolyt sie mit eingezogenem Daumen, was sie schmal und gewölbt erscheinen ließ, vor sich hin und sah sie an, wobei er den schönen Kopf mit wohlgefälligem Lächeln bald nach links, bald nach rechts neigte.

Das Erste, was Hippolyt Paula lehrte, war natürlich die Pflege ihrer Pfötchen, die so fein und zart waren, daß sie nur zum Streicheln und Liebkosen geschaffen schienen. Paulchen zeigte sich als eine gar talentirte Schülerin. Sie frisirte sich auch bald nach seinen Angaben und kleidete sich nach seinem Geschmack. Nach und nach gewann sie seinen ganzen unnachahmlichen chic. Wie aus Wachs war sie, und sie wäre Alles geworden, was er gewollt hätte, eine tüchtige Hausfrau, eine mustergiltige Gefährtin, eine zärtliche Geliebte, eine treue Freundin, — aber er wollte nichts von alledem, nur eine kleine Modepuppe, an der formte und formte er so lange, bis sie fertig war. Dann lachte er und stellte sie in die Ecke.

Der Segen der Eltern begann an Kraft einzubüßen. Allerlei Sorgen fanden sich ein. Hippolyt begriff, daß man nicht so in's Blaue hineinleben konnte. Er hatte eine angesehene Stellung, aber einen kleinen Gehalt, und so stellte er Paulchen eines Tages vor die Wahl: gute Kleider und schlechtes Essen oder schlechte Kleider und gutes Essen. Beides konnte es in der jungen Ehe nicht geben. Paulchen entschied sich sogleich für das, was er wünschte: für seidene Kleider mit Heringssalat.

Ihre Laune blieb immer gleich rosig und hellblau; sie mochte die dunklen Farben nirgends leiden. War Hippolyt schlecht aufgelegt — und er war es oft! — so ließ sie sich quälen, so lang es ihm Freude machte, und sah sie, daß seine Grämlichkeit zu weichen begann, dann scherzte sie ihm die letzten Grillen weg.

So ging es eine Zeit ganz gut. Man vergnügte sich, besuchte im Winter von Zeit zu Zeit das Theater und einen Ball, wobei die Toiletten

der jungen Frau stets das Entzücken der Freunde und den Neid der Freundinnen erweckten — zog im Frühjahr in den Prater und im Sommer auf's Land. Eine echte Wienerin muß im Sommer ihr Land haben; wenn sie im August in Wien sitzen bliebe, käme sie sich gar nicht wie eine Wienerin vor.

Hippolyt fand stets irgend einen billigen Badeort, oft nur ein Dorf, das er mit seiner Familie besuchte. Dort ging er seiner Wege, die ihn gewöhnlich zu dem Herzen irgend einer schönen Frau führten. Er fand das ganz selbstverständlich. Paulchen hatte er im Laufe der Jahre eine Tochter geschenkt und glaubte damit alle Pflichten gegen sie erfüllt zu haben.

Oft quälte ihn ein verspäteter Gedanke. Er sagte sich, daß er ganz andere Partien hätte machen können, wenn er nicht die arme kleine Paula geheirathet hätte. Glänzende, reiche, vornehme Partien! Er sah es ja, wie die Frauen ihm nachliefen. An jedem Finger konnte er heute noch eine Gräfin haben — wenn er nur wollte!

Das Alles sagte er auch Paulchen, weil er nie einen unangenehmen Gedanken vor ihr verbarg. In der Beziehung war er fabelhaft ehrlich.

Die kleine Frau weinte wohl ein Weilchen und grämte sich. Bald aber fiel ihr ein, daß Sorgen die Haare grau machen und dem Teint schaden, und da sie hübsch bleiben wollte, trocknete sie ihre Thränen und dachte an heitere Dinge.

An Hippolyt nagte indessen immer heftiger der Gram um sein „vergeudetes Leben". Er suchte es so viel als möglich zu corrigiren. Eines Tages erleuchtete ihn ein Gedanke: wie, wenn er sich von Paula scheiden ließe? Dann stünde ihm ja mit einem Mal die ganze Welt offen!

War er im Anfang seiner Verheirathung ein Egoist gewesen, so wurde er jetzt zum Tyrannen. Früher hatte er nur daran gedacht, sein Leben angenehm zu gestalten; jetzt sorgte er dafür, das ihre zu vergällen. Er hätte sie am liebsten aus der Ehe hinausgeärgert. Aber es schien, als ob an ihrer unendlichen Nachsicht und Güte seine Pläne zu nichte werden sollten. Ihr kam kein Gedanke an eine Trennung. Es war zum Verzweifeln.

Sie mühte sich nur, seine Streiche vor ihrer alten Mutter geheim zu halten. Ihr Vater war inzwischen gestorben.

Nur einer einzigen Freundin vertraute sie sich an; sie allein durfte wissen, wie die Stürme immer heftiger und furchtbarer über ihren Ehehimmel hinjagten.

Willy war jünger, aber nicht so hübsch wie Paula; sie schien eine stille, träumerische Natur mit ihren seelengroßen, schmachtenden Augen. Niemanden hatte Paula so innig lieb wie sie . . .

Eines Tages ereignete sich die alte Geschichte einer unerhörten Entdeckung. Paula fand in der Rocktasche ihres Mannes ein Briefchen mit Willys Schriftzügen. Sie öffnete es arglos. Plötzlich erblaßte sie und

klammerte sich an einen Stuhl, um nicht umzusinken. Ihr schwindelte. Sie konnte das Unfaßbare nicht fassen. Was Willy ihrem Gatten schrieb, war ja unerhört, unmenschlich ... so schrieb ein Weib ihrem Geliebten.

Als Hippolyt nach Hause kam, fand er seine Frau halb ohnmächtig. Sie hielt ihm den Brief hin. „Da — da — ist das wahr?"

Er erschrak. Er hatte die kleine Liaison mit Willy nur begonnen, um seine Macht auf Frauenherzen zu prüfen. Aber nun war das Unglück geschehen und ließ sich nicht rückgängig machen.

„Wenn Du es denn einmal weißt ... ja — es ist wahr!"

„Aber um Gotteswillen — was soll denn nun geschehen — mit Dir, mit ihr — mit mir?"

In Hippolyt wallte eine edle Regung auf. Er fühlte wieder einmal das Bedürfniß, ein Lebensglück zu begründen.

„Willige in eine Scheidung!" bat er beschwörend. „Du Gute, Edle, Seltene — bring' uns das Opfer!"

Und Paulchen brachte das Opfer. Nicht gleich, nach Wochen bitteren Leides, als sie erkannte, daß an ein Zusammenleben mit Hippolyt nicht mehr zu denken sei. Da willigte sie endlich in die Scheidung unter der Bedingung, daß ihre Tochter Erna bei ihr verbleibe.

Nun trennten sie sich in „Freundschaft", wie Hippolyt es nannte.

Gewaltsam unterdrückte Paula den Schmerz. Sie wollte nicht unglücklich sein. Thränen und Elend erschienen ihr wie etwas Häßliches, gegen das sich ihre sonnige Natur sträubte.

Als das Gericht die Scheidung ausgesprochen hatte, ging Hippolyt mit Willy eine siebenbürgische Ehe ein, d. h. er ließ sich von einem ungarischen Bauer adoptiren und nahm zum Schein dessen Namen an — nur durch die Dauer der Trauungsceremonie; ein äußerst einfacher Vorgang.

Bald darauf ward ihm ein Sohn geboren. Er kostete der an Leib und Seele gebrochenen Mutter das Leben.

Nun war Hippolyt abermals frei.

Er durfte sich in Ungarn als Witwer fühlen, denn nur dort hatte seine Ehe Giltigkeit gehabt.

Zu Paula zurückzukehren fiel ihm nicht ein. Er heirathete eine dritte Frau. Es war wieder keine Gräfin, nur eine arme Gouvernante.

Rücksichtsvoll und correct sandte er Paula seine neue Vermählungsanzeige, sowie er ihr gewissenhaft Willys Parte zugeschickt hatte.

## II.

Paulchen lebte nun in stiller Zurückgezogenheit in dem alten Heim, in das sie als junge Frau eingezogen war. Die Stube ihres Mannes bewohnte jetzt ihre Mutter, — das war die einzige Veränderung, die sich vollzogen hatte. Sonst war Alles sich gleich geblieben. Paulas Toilettentisch prangte noch immer in dem niedlichen Schmuck seiner rosa Vorhänge

wie ehedem, ihr kleiner Salon hatte all' die hundert Sächelchen behalten und sah beinahe vornehm aus durch seine bunt zusammengewürfelte Einrichtung.

Jeden Morgen stäubte Paula eigenhändig die ganzen Möbel ab. Sie hatte dazu ein Seidentuch über den fein frisirten Kopf kokett gebunden und ihre weißen, schmalen Hände in alte Handschuhe gesteckt. Trällernd ging sie von Tischchen zu Tischchen, verweilte bei manchem Bild, bei mancher Erinnerung, seufzte wohl ein klein wenig, aber ihre blauen Augen behielten den frischen Glanz und den fröhlichen Blick. Oft guckte sie verstohlen in den Spiegel und freute sich, daß ihr Bild ihr noch immer anmuthsvoll entgegenlächelte.

In der jungen Häuslichkeit ging es knapp zu. Hippolyt blieb oft den Zuschuß schuldig, den zu geben er sich verpflichtet hatte, und Paula mahnte nicht. Sie wußte, daß er selbst stets in Geldnöthen war. Doch sandte er auch keine prosaischen Banknoten, um so öfter schickte er seinen Knaben zu Paula, wenn seine Frau keine Zeit hatte, sich mit ihm zu beschäftigen. Er täuschte sich nicht in ihrer Gutherzigkeit. Tagelang behielt sie das Kind bei sich und pflegte und hütete es, und ihre Tochter spielte mit dem kleinen Halbbruder, der sogar vertraulich auf Großmutters Schoß klettern durfte. Niemand ließ ihn die Schuld des Vaters entgelten.

Mit Paula schien Hippolyt sein guter Stern verlassen zu haben. Seine Dienstverhältnisse wurden in Folge seiner Schulden immer unerquicklicher. Um sich zu rangiren, verwickelte er sich in Börsengeschäfte, von denen er nichts verstand, verlor Unsummen, die er nie besessen, und eines Morgens ward ihm sein Pensionirungsdecret zugestellt.

Nun ließ er sich in große Speculationen ein, die sämmtlich mißglückten. Von seinen Gläubigern gedrängt, verfiel er auf die abenteuerlichsten Pläne.

Er wollte einen Badeort an einer entlegenen Küste in Dalmatien gründen, beschränkte sich aber vor der Hand darauf, die Cautionen der von ihm angestellten Beamten zur Tilgung seiner Schulden zu verwenden. Die Sache kam an's Licht.

Eines Abends stürmte Hippolyt blaß und verstört die drei engen Treppen zu Paula empor. Die Großmutter war allein zu Hause. Sie erschrak, als sie ihn erblickte, erschrak doppelt, da er in Thränen zu ihren Füßen niederbrach.

„Um Gottes Willen hilf mir, rette mich!“ flehte er und brachte keuchend seine Geschichte vor. Wenn sie ihm die wenigen Staatspapiere borgte, die sie besitze, nur für vierundzwanzig Stunden borgte, wäre er gerettet. Wenn sie ihn abwiese, müßte er sich eine Kugel durch den Kopf jagen.

Zitternd, kaum eines Wortes mächtig, holte die alte Frau ihre letzte Habe herbei und bat ihn nur, sie ihr am nächsten Tage ja zurückzubringen.

Ein wenig getröstet und aufgerichtet suchte er das Weite.

Großmutter hat ihre Loose nie wieder gesehen. Auch Hippolyt kam nicht zurück; der Staatsanwalt brachte ihn in stillen Gewahrsam.

Auf seine Pension legten die Gläubiger Beschlag; nur ein geringes Bruchtheil wurde für die erste, in Oesterreich noch immer legitime Frau und für ihre Tochter gerettet. Die Andere mochte zusehen, wie sie ihr Leben fristete.

Paula war tief erschüttert über das „Unglück“, das ihrem ehemaligen Gatten widerfahren. So oft es anging, sandte sie Erna zu ihm mit allerlei guten Sachen, die sie selbst und ihre Mutter sich vom Munde absparten.

Hippolyt verzehrte die Delicatessen mit dem besten Appetit, sog behaglich den Rauch der feinen Cigarren ein, hielt es für selbstverständlich, daß Andere um seinetwillen darbten, und pflegte seine schönen Hände — jetzt hatte er Muße dazu. Nebenbei baute er Luftschlösser für die Tage der Freiheit. Den Elenden, die zu so ungelegener Stunde die Cautionen von ihm zurückverlangt hatten, denen wollte er es heimzahlen! Würden sie nur um eine Woche später mit ihren Forderungen aufgetreten sein, er wäre gerettet gewesen. Schon war ein Herzog von altem Namen für das zu gründende Bad interessirt worden . . . Reiche Geldzuflüsse standen in naher, nächster Aussicht. Acht Tage — acht Tage nur, und er, Hippolyt de Zerbi wäre heute der Director eines aufblühenden Bades, im Vollbesitze seiner bürgerlichen Ehren und Rechte.

Und er ballte die Faust. Auch dazu hatte er Muße. —

Inzwischen ging es in Paulas Haushalt immer spärlicher zu. Jede der drei Frauen trug ihr Scherflein bei, um das Einkommen zu heben, mit dem man sein Auskommen haben mußte.

Großmutter kochte und legte ihre ganze kleine Pension in die Wirthschaftskasse; die sechzehnjährige Erna gab Clavierstunden, und Paulchen stickte Monogramme in die Taschentücher ihrer Cousinen. Reizende bunte Monogramme, in denen die Buchstaben einander zärtlich umschlangen. Wenn sie sehr fleißig war, konnte sie im Tage immerhin zwanzig bis fünfundzwanzig Kreuzer verdienen, ungefähr so viel, wie eine Tagelöhnerin im ärmsten galizischen Dorfe.

Die Cousinen zahlten weniger, als Fremde gezahlt haben würden — dazu waren sie ja Cousinen — und hatten dabei doch das wohlthuende Gefühl, sich für Paula durch den Ankauf eines Dutzend Taschentücher gewissermaßen zu opfern.

Paula gewann ihre Arbeit lieb, wie sie Alles lieb gewonnen hatte im Leben, woran sie gekettet worden war. Sie wurde fast zur Künstlerin, sie ersann neue Motive. Hier schlang sie die beiden Buchstaben in einen Ring, dort ließ sie sie auf bunten Schmetterlingsflügeln gaukeln oder sie zeichnete sie in einen zierlichen Fächer.

Ihr Kundenkreis mehrte sich. Die Bekannten der Cousinen traten hinzu.

Durch unerhörte Protection erhielt sie sogar einen Auftrag für einen allerhöchsten Hof in einem entfernten Reiche. Sie durfte das allerhöchste Wappen in Servietten sticken. Außer sich vor Freude über diese Aus-

zeichnung, die ihr widerfahren war, spannte sie ihre ganzen Kräfte an, um der hohen Aufgabe gerecht zu werden. Das waren keine Stickereien mehr, die sie ausführte, es waren die feinsten Federzeichnungen mit der Nadel. Jede Serviette ein kleines Kunstwerk.

Bei allem Eifer für die gute Sache hatte Paula heimlich auf eine fürstliche Belohnung gehofft. Allein da zeigten sich die Nachtheile der Protection. Der allerhöchste Hof zahlte allerdings eine beträchtliche Summe, doch ehe sie Paula erreichte, lief sie durch viele protegirende Hände, und an jeder schien ein Theilchen haften zu bleiben. Als endlich der Rest in den Schooß der armen Stickerin fiel, war er so klein geworden wie ein Stückchen Kuchen, das die Mäuse von allen Seiten benagt haben. Sie hatte kaum mehr verdient, als wenn sie die ganze Zeit über die Taschentücher der Cousinen gestickt haben würde.

Diese, besonders die in der Provinz lebenden, begannen indessen ihre ländlichen Nasen zu rümpfen. Sie fragten sich, warum Paula denn immer noch in Wien wohne? Und gewissermaßen allein, wenn man Mutter und Tochter nicht mitzählte. Am Ende unterhielt sie sich noch! Sie machten lange Gesichter. Es ist gar so viel Tugend auf dem Lande.

Alle waren darüber einig, daß es viel klüger wäre, wenn Paula in eine kleine Provinzstadt zöge, z. B. nach Karlsthal, in die Nähe ihrer Verwandten. Da könnte man ihren Haushalt leicht von Zeit zu Zeit durch einen Sack Kartoffeln, einen Topf Butter oder ein Fäßchen Kraut auffrischen und ihr ein glänzendes Wohlleben bereiten. Man spiegelte es ihr vor ...

Allein Paula wollte nichts davon wissen. In dem einen Punkte blieb sie halsstarrig und eigensinnig. Sie blieb lieber mit ihrer Armuth in Wien, als daß sie Freikartoffeln in der Nähe ihrer Verwandten aß. Sie schützte vor, Erna habe ihre Studien noch nicht vollendet. In Wahrheit hatte sie das Bewußtsein, daß sie außerhalb Wiens sterben müßte wie ein Fischchen, das man an's Land gesetzt.

In jedem Sommer besuchte sie die Cousinen, eine nach der andern. Es war ihr ein Bedürfniß, auf's Land zu gehen, selbst um den Preis, sich entsetzlich zu langweilen.

So brachte sie für kurze Zeit die Atmosphäre der Großstadt auf die kleinen Landgüter ihrer Verwandten.

Diese ärgerten sich heimlich über die Eleganz der Wienerin, und doch kostete Paulas ganze Garderobe nicht halb so viel als ein einziges geschmackloses Kleid der reichen Provinzlerinnen.

Paulchen war noch immer die verkörperte Anmuth, nie beleidigt, nie schmollend, stets bereit zu einem lächelnden Scherz. Um nichts in der Welt hätte sie Jemand eine Kränkung zufügen mögen. Ward sie gekränkt, dann vergaß sie es schnell, auch hierin einem Kinde gleichend.

Ihre Munterkeit gewann ihr die Herzen aller jungen Vettern und alten Tanten.

Unter den Tanten war es besonders Eine, die den frohen Gast gern um sich sah. Sie hatte verdrießliche Schwiegersöhne und ärgerliche Töchter und lebte auf in Paulas rosiger Laune.

Tante Ernestine machte einmal eine Badereise und nahm zu ihrer Erheiterung die kleine Nichte mit. Und Paulchen erholte und vergnügte sich und die Tante so vorzüglich, daß Beide neu gekräftigt und um Jahre verjüngt nach Hause zurückkehrten.

Auch Erna hatte den Sommer bei Verwandten zugebracht, aber bei den Verwandten ihres Vaters. Jene der Mutter mochten nicht gerne das verschlossene, ernste Mädchen leiden. Während der Mutter immerwährende Jugend beschieden schien, war es, als ob sie der Tochter ganz versagt geblieben wäre.

## III.

Es war ein selten schöner Herbst. Die Gärten Wiens vermochten die vielen Spaziergänger kaum zu fassen, die begierig die letzten Sonnenstunden einsogen. Ein heiteres vergnügtes Völkchen, nur hier und dort unterbrochen von einem grämlichen Sonderling.

Als ein solcher erschien Paula ein einsamer Mann, der stets zur gleichen Stunde an dem gleichen einsamen Tisch im Pavillon des Stadtparks saß, immer die gleiche Zeitung in der Hand, den dunklen flammenden Blick über das Blatt hinweg auf sie und ihre Tochter geheftet. Schon im Frühling hatte sie ihn dort bemerkt, aber nicht beachtet. Nun interessirte er sie beinahe. Wer er wohl sein mochte? Ob ihn Erna fesselte? Sie prüfte ein wenig seine Blicke und fand bald mit leichtem, aber beinahe freudigem Schrecken, daß sie ihr selbst galten. Immer flammender loderte es nun aus ihnen hervor.

Eines Tages fand Paula auf ihrem Platz eine Visitkarte: Roman Ritter von Slapowski.

Sofort durchfuhr sie der Gedanke, daß der Fremde auf diese seltsame Weise versuchte, sich ihr vorzustellen.

Sie täuschte sich nicht. Bald darauf trat er an ihren Tisch und bat um Vergebung . . . er glaube seine Karte hier vergessen zu haben. Sie fand sich unberührt vor.

Seit jenem Tage grüßte er die Damen, die seinen Annäherungsversuch mit Kälte zurückwiesen.

Doch bald fand er die Gelegenheit, sich ihnen durch einen Bekannten in aller Form vorstellen zu lassen.

Herr von Slapowski war ein Mann in den besten Jahren — so nennt man bekanntlich den Beginn der schlechten — von tadellosen, aalglatten Manieren, mit langem, wohlgepflegtem Schnurrbart. Er besaß viel Weltkenntniß, eine starke Willenskraft und beinahe Geist. Sein Blick war für Paula bezwingend; eigenthümlich war die dreieckige Form seines linken Augenlids, die ihm etwas Unheimliches gab, etwas Mörderisches. Das

aber bemerkte Paula nicht. Sie war von dem interessanten Polen entzückt. Ihr fiel es auch nicht auf, daß er ihrem geschiedenen Manne glich. Es war der gleiche Typus: das elegante weltmännische Wesen, der Nachdruck auf dem eigenen Ich.

Allein in Hippolyt lag trotz des Verbrechens, das er nun büßte, ein vornehmer Zug, aus Romans tadellosem Wesen hingegen lugte ein heimlicher Verbrecher.

Paulas Tochter fand den neuen Bekannten unausstehlich und wandte sich instinctiv von ihm ab. Aber nach Ernas Gunst fragte er nicht. Er hatte längst gefühlt, daß sie ihn unerträglich fand, und damit war ihr Reiz für ihn dahin. In Paula erkannte er die scheue Vögelchennatur, die von ihm wegflatterte und doch ihm zustrebte — das Weib, das er sich unterwerfen konnte.

Paulas Mutter haßte den höflichen Fremden; sie ahnte in ihm den kommenden Feind voraus. Seine förmlichen Besuche waren ihr ein Gräuel; doch liebte sie ihre Tochter zu sehr und war ihr gegenüber zu schwach, um ihr etwas zu verbieten, woran diese Vergnügen fand. Und Paulchen erklärte es ihr so deutlich, daß ein männlicher, freundschaftlicher Rath ihnen Allen von Nutzen sei, bis sie es endlich glaubte.

Paula selbst stand wie unter einem Bann. Es war die Macht des Typus, die Roman über sie ausübte. Das weiche, hingebende Frauengemüth suchte instinctiv seinen Tyrannen. Dazu kam ihre Eitelkeit in's Spiel. Wie dem Kinde die Huldigungen des erfahrenen Mannes geschmeichelt hatten, so schmeichelten sie nun doppelt der gereiften Frau.

Vielleicht auch reizte Paula — ihr unbewußt — trotz aller mütterlichen Liebe der Triumph über die Tochter.

Bald trat Roman mit seiner Bewerbung offen hervor. Er hatte ein ähnliches Schicksal erlebt wie Paula; auch er war geschieden von seiner unwürdigen Ehehälfte, und nun verzehrte ihn die Sehnsucht nach stiller Häuslichkeit. Er schilderte Paula das Glück eines gemeinsamen Lebens. Sie, ihre Mutter, ihre Tochter, sogar ihre alte Magd — Alle wollte er auf den Händen tragen. Er hatte eine gute Anstellung bei der Börse. Wenn sie seine Hand annahm, dann war das mühevolle Leben der Ihren mit einem Schlage vorbei. Die alte Frau brauchte nicht mehr zu kochen; für Erna hörte die verzweifelte Jagd nach Clavierstunden auf, und sie selbst, die kleine Paula, sollte ein neues zärtliches Leben anfangen. Verlockend baute er das Gebäude der Zukunft vor ihr auf.

Hippolyt war für immer aus ihrem Leben geschieden. Er hatte seine Haft abgebüßt und war mit Weib und Kind in's Ausland gegangen. An ihn fesselte sie nichts mehr. Und nun trat ihr noch einmal das Glück entgegen . . . Sollte sie auf Mutter und Tochter hören, denen Roman antipathisch war aus weiß Gott welchen nichtssagenden Gründen?

Ihr war er lieb und theuer, o nur zu theuer! Seine manchmal hervorbrechende Wildheit entzückte sie. Welche Wonne, ihr Leben in seinen Schutz zu stellen.

Paulchen kämpfte nicht lange mit sich; sie war keine Kampfnatur. Eines Tages verlobte sie sich mit Roman, der nun behauptete, „der Glücklichste der Sterblichen" zu sein. Einige Wochen später suchten Beide das Asyl der siebenbürgischen Ehe auf.

So zog denn in das stille Wohnungsidyll abermals ein Gebieter ein.

Nach Verlauf der ersten Honigwochen, während deren Romans Einkünfte nicht die vorausgesetzte Höhe erreicht hatten, zeigte es sich, daß die junge Menage abermals ihre Wahl treffen mußte: gutes Essen und billige Kleider oder billiges Essen und gute Kleider. Paulchen entschloß sich sogleich für Beefsteaks mit Wollkleidchen, weil Roman es so wünschte.

Roman war überhaupt ein ganz anderer Mensch als Hippolyt, so sagte sie sich, viel tiefer, gründlicher. Auf Aeußerlichkeiten legte er nur insofern Werth, als er sie zu seinem Lieblingsthema wählte, um sie mit immer neuer Kraft zu verdammen. Er machte Paulchen bald mit jener Ehrlichkeit, die er mit Hippolyt theilte, auf ihre Fehler aufmerksam, betonte, daß sie seiner Ueberzeugung nach viel zu „äußerlich" sei, ihre Schönheit zu eifrig pflege, sich zu lange und zu sorgfältig frisire, 2c. Das Alles wollte er ihr abgewöhnen. Er begann sogleich mit ihrer Erziehung.

Vor Allem durchsuchte er ihren Toilettetisch. Was ihm da nicht gefiel, Puderquaste, Nagelpasta und dergleichen Dinge, die der Pflege der menschlichen Oberfläche einen allzu erheblichen Vorschub leisten, warf er in den Ofen.

Paulchen lachte. Sie steckte in einer groben Schürze und kochte eigenhändig Knödel ein. Er hielt auch darauf, daß sie selbst koche, und Paula fügte sich seelenvergnügt seinen Vorschriften. Es that ihr förmlich wohl, wieder Jemand gehorchen zu dürfen. Bei jeder Gelegenheit betonte er, daß er Ordnung und Pünktlichkeit liebe. In Wahrheit liebte er nur sich selbst, genau wie Hippolyt. Der Unterschied zwischen Beiden bestand darin, daß Hippolyt verschwenderisch gewesen, indeß Roman geizig war. Und wie alle Geizigen durchtränkte ihn das Bewußtsein seiner Gewissenhaftigkeit und seiner Vorzüge.

Am ersten und fünfzehnten jeden Monats gab Roman Paulchen das Wirthschaftsgeld in die Hände, und an jedem Abend controlirte er ihre Tagesausgaben. Fehlten einige Kreuzer und konnte sie sich nicht besinnen, wofür sie sie verwendet hatte, so vermuthete er eine heimliche Luxusausgabe, und seine angeborene Wildheit brach hervor. Er konnte maßlos heftig werden.

Und immer geringfügigere Anlässe genügten.

„Der Mensch ist entsetzlich nervös," sagte die Mutter.

Ja, das war's, nervös war er. Nun wußte es Paulchen, und das beruhigte sie.

Er litt an acuten Anfällen der Nervosität. In solchen leidensvollen Augenblicken floh Alles aus seiner Nähe, die Mutter, die Tochter, die Magd. Nur Paulchen blieb. Darauf hielt er streng.

Es war nicht zu sagen, was ihn Alles verstimmte. Es konnte ein unerwartetes Niesen sein, ein verschobener Sessel, ein Lärm auf der Straße.

Die Straße ärgerte ihn ganz besonders, und bald fand er, daß es gerade die Straße war, in der sie wohnten.

Eines Morgens erklärte er Paulchen, daß er ihr altes Heim nicht mehr ertrage.

„Gut — dann ziehen wir aus," erwiderte sie freundlich.

Er hatte schon eine andere billigere Wohnung in einem entlegenen Stadtviertel aufgenommen. In den neuen Zimmern, die auf den Hof hinausgingen, sollte idyllische Ruhe herrschen.

Ohne ein Wort der Klage besorgten die drei Frauen den Umzug. Paula schien es, als ließe sie das alte Leben mit all seinen lieben Erinnerungen und seiner Traulichkeit hinter sich zurück und ginge einem neuen entgegen, das ihr fremd war und Furcht einflößte.

Romans Anfälle ließen nicht nach. Auch in dem jungen Heim gab es noch immer Lärm zu hören; bald schrie ein Kind auf im Hofe, bald drehte ein Leiermann seine Orgel, — aber das Alles wollte Roman geduldig ertragen. Nur Eines ging ihm jetzt auf die Nerven: die alte Magd.

Paula entließ sie.

Doch noch immer wollte sich sein Zustand nicht bessern. Nun zog die Mutter fort; sie übersiedelte zu ihrer Schwester nach Ungarn. Bald darauf nahm Erna eine kleine Stellung in Rumänien an.

Jetzt erst beruhigte sich Romans feinfühliges Nervensystem um ein Geringes.

## IV.

Der Sommer kam. Die Cousinen hatten Paula wie gewöhnlich das ganze Jahr hindurch Commissionen über Commissionen aufgebürdet; sie vermuthete daher, daß sie ihr freundlich gesinnt seien, und gedachte mit frohem Stolz, ihnen ihren Gatten vorzustellen.

Der Brief, mit dem sie sich zu kurzem Besuche ansagte, brachte die ganze Verwandtschaft in Aufregung. Man berieth hin und her, ob man sie überhaupt aufnehmen dürfe, da man in ihrer zweiten Ehe eine unmoralische Handlung sah. In der Erinnerung Aller tauchte plötzlich Hippolyt auf. Der hatte zwar nur auf seiner Hochzeitsreise ihre Schlösser gestreift, allein ihnen schien es, als ob das gestern gewesen wäre. Siebzehn Jahre bedeuten in einem conservativen Landleben eine kurze Spanne Zeit, während der kaum ein Fauteuil seinen Platz verändert.

Die Cousinen waren entschieden dafür, daß Frau von Slapowski, geschiedene de Zerbi eine abschlägige Antwort erhalte. Nur Tante Ernestine sprach ihr das Wort. Sie ermahnte ihre Töchter, nicht zu streng zu sein in ihrem Urtheil und der Nachsicht zu gedenken, deren man selbst bedürfe.

So wurde denn der Besuch des jungen Paares angenommen.

An einem heißen Julitage fuhr Paula mit ihrem Gatten in den Schloßhof. Die Tante schloß sie liebevoll an's Herz. Für Herrn von Slapowski hatte sie eine freundliche, doch ein wenig kühle Begrüßung. Als die übrigen Familienmitglieder nahten, sank die Temperatur auf den Gefrierpunkt.

Die Angekommenen zogen sich auf eine Stunde in ihre Gemächer zurück. Roman, über den frostigen Empfang verärgert, verstimmt, tadelte Alles, was er gesehen. Sein Plan war bald gefaßt: er wollte den Leuten imponiren.

Gleich beim Mittagstisch begann er damit. Da es mit der Gegenwart schwer möglich war, versuchte er es mit der Vergangenheit. Er erzählte von dem Schloß, in dem er aufgewachsen, verzärtelt von seiner Mutter, einer geborenen Gräfin, von seinen reichen Brüdern, er sprach von seinen Erfolgen als Offizier, Fabrikant, Gutsbesitzer . . . Ja — auch er sei einmal Gutsbesitzer gewesen, und der Landwirthschaft bringe er seither ein besonderes Verständniß entgegen. Er habe auch sogleich bemerkt, daß seine Vettern nach einem ganz veralteten System wirthschafteten. Er könnte ihnen da außerordentlich werthvolle Rathschläge geben.

Die Leute auf dem Lande sind nicht gewohnt, viel zu sprechen, schon das Zuhören ermüdet sie bald. Paulchen gewahrte mit Schrecken eine wachsende Verstimmung auf allen Gesichtern.

Ein Vetter entgegnete ziemlich scharf, es scheine sonderbar, daß Herr von Slapowski bei einer so rationell betriebenen Musterwirthschaft nun seinen Wohnsitz — in Wien habe . . .

So bald es anging, verflüchtigte sich die Tischgesellschaft, nur die Tante hielt geduldig aus.

Bei einem Spaziergang durch den Garten ließ sie sich alle Neuerungen vorschlagen, die dem Gaste auf der Seele brannten. Sie erkannte, daß er zu den Menschen gehörte, die es darum zu nichts bringen, weil sie Alles besser wissen als die Anderen, und ein tiefes Mitleid erfaßte sie mit Paulchen.

Der war die Ueberlegenheit Romans noch nie in dem Maße aufgefallen wie diesmal. Sie staunte den reichen Schatz seiner Erfahrungen an.

Sie staunte noch mehr, als er ihr des Abends in traulicher Plauderstunde erklärte, ihre sämmtlichen Verwandten mit Ausnahme der Tante seien Dummköpfe; die Männer Esel, die Frauen Gänse.

Da solle sie einmal *seine* Angehörigen kennen lernen, das wäre eine andere Rasse!

Es hinderte ihn nichts, seinen Besuch auf dem Schlosse abzukürzen zu Gunsten seiner Brüder. Eine Depesche flog tief nach Galizien und brachte die zögernde Antwort, daß sie zu Hause seien und die Gäste erwarteten.

Ein wenig bekümmert fuhr Paulchen den neuen Verwandten entgegen. Sie fühlte instinctiv, daß sie ihnen so wenig behagen würde, wie Roman

den Ihren gefiel. Und sie täuschte sich nicht. Sie konnte sich nicht wohl fühlen inmitten der fremden Welt, der fremden Gebräuche und Sitten. Man sah sie mit scheelen Augen an wie einen Eindringling, der noch einmal zur Last fallen konnte. Nirgends ein herzliches, warmes Wort, nur viele Höflichkeiten, unendliche Förmlichkeiten — keine ehrliche Grobheit, wie sie Roman zu Theil geworden war bei ihren Angehörigen, nur ein aalglattes Zuvorkommen, hinter dem die Falschheit lauerte. Täglich Ausflüge, täglich Gäste; Pariser Toiletten, französische Conversation. Das kleine Frauchen im Wollkleid verlor sich ganz in der vornehmen Umgebung.

An jedem Abend erkärte ihr Roman, der sich tagsüber mit den Brüdern zankte, daß sie alle Dummköpfe seien. Die Frauen Gänse, die Männer Esel. Seiner Ueberzeugung nach gab es überhaupt nur Einen gescheiten Menschen auf der Welt; die Bescheidenheit verbot ihm, dessen Namen zu nennen.

Paula war glücklich, als die Sommerreise ihr Ende fand, und sie Beide wieder in Wien eintrafen. Sie hoffte auf einen stillen, friedlichen Winter.

Allein sie täuschte sich. Roman jammerte an jedem Tag über die Auslagen, die die Reise verursacht hatte. Er wollte sie durch verdoppelte Sparsamkeit wieder hereinbringen.

Sein Geiz entwickelte sich mehr und mehr. Mit jedem Monat verringerte er Paulas Wirthschaftsgeld. Sie rettete sich vor dem Verhungern nur durch die Pension, die sie zur Verzweiflung von Hippolyts Gläubigern noch immer bezog, da ihre siebenbürgische Ehe in Oesterreich ungiltig war.

Eines Tages vermiethete Roman Paulchens Clavier. Resignirt sah sie, wie fremde Männer das alte traute Möbelstück wegtrugen.

Roman freute sich ihrer Nachgiebigkeit und sagte sich, daß ihre Erziehung nun bald vollendet sein würde. Wenn er sie ansah, empfand er dieselbe Genugthuung, die Hippolyt gefühlt, als er die kleine Modepuppe fertig gestellt hatte. Von ihrem Gesichtchen war nun jede Spur einer koketten Laune verwischt; kein Stäubchen Puder verunzierte es. Die Hälfte der Löckchen, die sich sonst um die ganze Stirn gekräuselt hatten, führte ein schlichtes, langgebürstetes Dasein; nur Paulas Hände wollten den schimmernden Reiz nicht verlieren.

Roman war mit Paulchen zufrieden. So wünschte er sich sein Weib bescheiden, gehorsam und gefügig. Was er kaum dachte, sie führte es aus, immer freundlich und geduldig, lächelnd, kein Wort der Entgegnung auf den Lippen.

Er war beinahe glücklich. In seinen freien Stunden sann er unermüdlich darüber nach, wie er dem häuslichen Boden neue Einnahmequellen erschließen könnte. Da kam ihm ein glänzender Gedanke. Er rieb sich vergnügt die Hände und sagte Paulchen verschmitzt, daß er etwas Großes plane.

Vergebens bat sie ihn, sie in seine genialen Einfälle einzuweihen. Sie waren noch nicht reif.

Eines Tages schienen sie ausgereift.

Paula bereitete eben den Mittagstisch vor, als es heftig klingelte. Sie fuhr zusammen. Das war das Zeichen ihres Mannes, daß er heimkehrte.

Er klingelte stets, wenn er das Haus betrat, noch ehe er die fünf Stockwerke erklommen hatte, hinter denen sie jetzt ein verkerkertes Dasein führte.

Und stets, wenn sie die Glocke hörte, begann sie zu zittern, denn selten vollzog sich seine Rückkehr ohne ein kleines Unwetter. Die schlechte Laune, die er aus dem Geschäft mitbrachte, mußte sich irgendwie entladen.

Heute aber trat Roman mit fröhlichem Gesicht in's Zimmer. Er küßte seine Frau.

Dann warf er Ueberrock und Hut ab und setzte sich behaglich zu Tische.

„Komm einmal her, Paulchen," rief er. „Ich bringe Dir eine gute Nachricht."

Begierig eilte sie herbei. Frohe Nachrichten waren eine Seltenheit in ihrem Leben geworden.

„Du weißt, Paulchen, daß ich Tag und Nacht darüber nachdenke, wie ich unser Einkommen mehren könnte. Nun hat sich mir eine ganz vortreffliche Gelegenheit geboten, Geld mühelos zu verdienen. Du kannst Dir vorstellen, wie ich da zugegriffen habe!"

Sie lachte ihn glücklich an.

„Und was ist es denn?" fragte sie.

„Ich habe unsere ganze Wohnung mit allen unsern Möbeln" — ihm gehörte nur ein Stiefelknecht — „an ein amerikanisches Ehepaar vermiethet."

Paula erblaßte.

„Ja — aber — was soll denn mit uns geschehen?"

„Mit uns? Ich gehe zu einem Freunde und Du — ja mein liebes Kind, Du mußt selbst zusehen, wo Du Dich unterbringst. Ich finde, daß das *Deine* Sache ist! Geh doch zu Deinen Verwandten! Oder ist Dir das Ganze vielleicht nicht recht? Das ist doch wahrhaftig, um aus der Haut zu fahren!"

Roman sprang auf und machte Miene, durch den Plafond zu fahren.

Paulchen überfiel wieder das heftige Zittern. „Ich bitte Dich, beruhige Dich nur!" flehte sie. „Ich bin ja mit Allem einverstanden. Du weißt doch, daß ich mich immer füge."

Wenn er es recht bedachte, damit sagte sie die Wahrheit. Er mäßigte seinen Aerger.

„Und wann — wann sollen wir ausziehen?"

„In acht Tagen."

„Und für wie lange?"

„Vor der Hand auf drei Monate. Natürlich muß jetzt die ganze Wohnung gründlich hergerichtet werden, gefegt, gesäubert, geputzt . . ."

„Ja — ja!" nickte sie. „Aber mein Gott, wo soll ich nur hin?

Sie dachte an Tante Ernestine.

Wenn sie sie recht sehr bat, vielleicht nahm sie sie auf. O, daß nur ihre Mutter nichts erführe . . .

Inzwischen galt es, die Zimmer in einen guten Stand zu bringen. Gleich Nachmittags begann sie ihr Werk. Wenn sie fertig wurde, wollte sie sogleich wegfahren, noch vor acht Tagen. Sie mochte die fremden Leute nicht sehen, für die sie ihr halbes Leben lang geschafft und gesorgt haben sollte, um ihrer Behaglichkeit zu dienen. Alle Bilder und Stickereien raffte sie fort; sie hätte am liebsten das kleine Sopha und die Tabourets weit weggetragen und die Vorhänge alle und die Tischchen und Schränke, damit keine fremden Blicke auf sie fielen, kalte, tadelnde Blicke, die ihre Schäden wahrnahmen, vielleicht nach ihnen suchten. Sie fühlte mit einem Male, wie man mit dem Herzen an solchen todten Dingen hängen kann, als hätten sie die ganzen Jahre hindurch mit uns gelebt. Der Schmerz wollte sie überwältigen, aber noch kämpfte sie ihn muthig zurück.

Sie hastete durch die Zimmer; sie schaffte, sie räumte, sie arbeitete wie eine Taglöhnerin, immer ihm gehorchend, der die Befehle ertheilte und von Zeit zu Zeit mit Hand anlegte, wenn sie zusammenzubrechen drohte.

Nur mit dem Aufgebot aller Willenskraft vermochte sie sich aufrecht zu erhalten. Ihr war, als unterwühle sie etwas ganz tief in ihrem Innern, als unterwühle es sie immer mehr und mehr.

Todmüde fiel sie Abends auf ihr Bett. Und doch konnte sie nicht schlafen. Schwere Träume quälten sie. Dann wieder war es ihr, als schlügen zwei Worte unablässig an ihr Ohr: „Hippolyt — Roman; Roman — Hippolyt“, — wie das Ticktack einer ungeheuren Uhr, zwischen deren harten Schlägen ihr Dasein verblutete . . .

Sie griff sich an die Schläfen. Sie glaubte wahnsinnig zu werden.

Als sie am nächsten Morgen sich erheben wollte, sank sie schwer zurück. Ihre Glieder waren bleiern, ihr Kopf brannte. Sie fühlte, daß sie krank sei. Barmherziger Gott — krank! Und in wenigen Tagen sollte die neue Partei einziehen . . . Was wird Roman sagen! Wo soll sie sich bergen!

Er trat in's Zimmer und sah die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war. Ihre Hände glühten. Ihr Puls flog.

„Es ist nichts — gar nichts — ein wenig Müdigkeit!“ sagte sie lächelnd. „In zwei Stunden wird es vorbei sein, dann steh' ich auf . . .“

Als es nicht besser ward, schickte er besorgt um den Arzt. Der vermochte vor der Hand den Grund des heftigen Fiebers nicht anzugeben. Paula klagte über keine Schmerzen. Ganz still lag sie da, nur von Zeit zu Zeit öffnete sie die Augen, große, lichtvolle Augen.

Des Abends ward sie von Seitenstechen gequält. Am folgenden Morgen war ihr Zustand klar: eine heftige Entzündung hatte ihre beiden Lungenflügel ergriffen. Das Fieber stieg von Stunde zu Stunde. Die Krankheit hatte sich mit furchtbarer Gewalt des zarten Körpers bemächtigt.

Roman war außer sich. Er zitterte um ihr Leben. Jetzt — gerade jetzt sollte sie sterben, da er sein Erziehungswerk vollendet hatte! Das konnte, das durfte nicht sein! Keinen Augenblick wich er von ihrer Seite.

Nachts kam Paulas Mutter aus Galizien; eine Depesche hatte sie herbeigerufen. Noch erkannte sie ihr Kind. Ein Blick des Dankes — dann sank die Kranke in Bewußtlosigkeit zurück.

Um vier Uhr Morgens traf Erna ein. Verzweifelnd stürzte das junge, abgehärmte Mädchen an das Krankenbett der Mutter. Sie kam nur zurecht, einer Sterbenden die Hand zu küssen.

* * *

Aufgebahrt lag die Todte in ihrem Zimmer, von Kränzen umduftet, die die erschrockenen Cousinen geschickt hatten. Zu ihrem Haupte erhoben Siegespalmen ihr ernstes Grün.

Da ruhte sie nun, die feine Gestalt ausgestreckt, eine Puppe des Todes. Und eine seltsame Veränderung hatte sie ergriffen. Alle Lieblichkeit, jedes Lächeln war zerstoben. In nackter Brutalität breitete sich der Schmerz über ihre Züge, als hätte er sich losgerungen aus dem müden Herzen, das die Kraft über ihn verloren, und wäre heraufgeschwebt an's Licht des Tages, um einmal nur über dies stille Antlitz zu triumphiren. Die zarten Hände, die so sanft zu streicheln gewußt, waren harte, knöcherne Arbeitshände geworden. Der Tod hatte die zärtliche Lüge hinweggefegt, die auf diesem Leben geruht, und enthüllte seiner Schmerzen furchtbare Wahrheit. Die Maske war gefallen.

Wie gebrochen kniete die Mutter zu den Füßen ihrer Tochter.

Da pochte es leise an die Thür.

„Die neue Partei ist gekommen," meldete das Dienstmädchen, „die heute einziehen sollte, und wünscht die Wohnung zu besichtigen. Sie wolle sich durchaus nicht zurückweisen lassen."

Hinter dem Mädchen erschien die Gestalt eines hohen, leicht vorgeneigten Mannes mit grauem Bart. Der Fremde warf einen Blick in die Runde und gewahrte die alte Frau. Wie erschrocken wich er im ersten Augenblick zurück, dann trat er näher.

„Mutter!"

Sie sah auf: „Hippolyt!"

„Barmherziger Gott — was ist geschehen? — Paula?"

Sie nickte und barg das Antlitz in den Händen.

Erschüttert blickte er auf sein verlassenes Weib. Von Schmerz und Reue ergriffen, sank er an dem Sarge nieder, und knisternd streifte ihn das Bahrtuch, als winke die Todte ihm einen Gruß zu.

# Ludwig Jacobowski.

Von
**Karl Bienenstein.**
— St. Leonhard a. Forst, Nied.-Oesterr. —

Es macht mir noch immer ein Vergnügen, mich um etwa zehn Jahre zurückzudenken in die Zeit, da der Kampf zwischen Alten und Jungen in der Litteratur tobte. Was für ein lustiges Leben war das! Täglich mußte man sich neuentdeckte Genies notiren, und wenn man den Propheten glauben durfte, so stand eine noch nie dagewesene Blüthezeit unserer Dichtung vor der Thür.

Nun: der Wirbelwind zog vorüber, und als man nachher den jungen Dichterwald besah, da war er bedeutend gelichtet. Verhältnißmäßig wenige Stämme strebten noch in junger Kraft der Sonne zu, die meisten aber lagen am Boden; sie waren trotz ihrer Jugend krank oder überhaupt nicht lebensfähig gewesen.

Auch Ludwig Jacobowski war unter den Stürmern und Drängern gewesen. Aber er hatte sich immer eine größere Ruhe und schönes Maß bewahrt. Er verstand weder das unbarmherzige, unbesonnene Verdammen, noch das kritiklose Loben und Genie-Proclamiren. Während die Anderen Kampfschriften in die Welt warfen, ging er in wissenschaftlicher Arbeit den Anfängen der Poesie nach und schrieb Gedichte. Im Jahre 1888 brachte er seine erste Gedichtsammlung „Aus bewegten Stunden" (Dresden, E. Pierson. 2. Auflg. 1899) auf den Büchermarkt, und ihr folgte 1890 die zweite, welche den Titel „Funken" (ebd.) führte. In beiden Sammlungen war noch wenig Ausgereiftes und Klares; es war in der That ein Funkensprühen, aber keine reine Flamme. Hie und da jedoch fand sich ein Gedicht von tiefer Empfindung und schöner, ausgeglichener Form, woraus

man erkennen konnte, daß hinter all dem Empfindungs- und Gedankenwust doch ein echtes Dichtertalent stecke.

Deutlich trat dieses Talent hervor in der nächsten Gedichtsammlung: „Aus Tag und Traum". (Berlin, S. Calvary. 2. Auflg. 96.) Jacobowski hatte sich nun schon soweit entwickelt, daß er das Poetische nicht mehr in hohen, tönenden Worten und ungezähmten Formen suchte, sondern im Einfachen und Maßvollen. Außerdem hatte er gelernt, daß es nicht gesuchter Gleichnisse und Allegorien bedürfe, um die großen ewigen Gedanken darzustellen, sondern daß jede Erscheinung des Lebens, weil mit dem Weltganzen im Zusammenhang stehend, ihr Symbol werden könne und tiefsten Sinn für den in sich trägt, der sich nicht durch den Schleier der Maja täuschen läßt. Auch seine Weltanschauung ist bestimmter geworden und gründet sich auf den Monismus, den Haeckel inaugurirt hat. Aus dieser Weltanschauung heraus schreibt er nun Gedichte, in denen er das Einssein mit der gesammten ihn umgebenden Natur feiert, die Schrecken des Todes im Gefühle der Unsterblichkeit der Materie von sich abweist. Trotzdem liegt aber doch über dem Buche eine schwermüthige Stimmung. Die wissenschaftliche Erkenntniß hat ihn nicht voll befriedigt, und er giebt dem Gedanken Ausdruck, daß es des Glaubens, des Märchens, des schönen Scheines, kurz: der holden Täuschung bedürfe, um stark und glücklich zu sein. Wir sehen hier noch immer den jungen Mann, dessen Idealismus mit dem Realismus der Welt im heißen Kampfe liegt. Dieser Kampf drückt sein Selbstgefühl so weit herab, daß er von sich selbst und seinem Schaffen im Tone tiefster Resignation spricht. Es ist dies ein Zustand der Schwäche, der Jacobowski noch oft befällt und den er nur mit den Jahren der Mannwerdung überwinden konnte.

Vorher gebar diese trübe Resignation aber noch ein Werk, das für das Verständniß des Dichters von hoher Bedeutung ist, weil sein Grundgedanke in zwei weiteren Werken wiederkehrt und deutlich zeigt, wie sich sein Charakter gefestigt hat, wie der Lebensverneiner zum Lebensbejaher geworden ist. Dieses Werk ist der Roman: „Werther, der Jude" (Dresden, E. Pierson, 1892), der die Judenfrage behandelt. Es ist ungemein schwer, über dieses Buch zu schreiben, denn man muß gewärtig sein, mit jedem Wort auf wüthenden Widerspruch und fanatischen Unverstand zu stoßen. Sind es doch heutzutage nur Wenige, die der Judenfrage objectiv gegenüberstehen. Wenn das Buch trotzdem schon die 3. Auflage erreicht hat, so ist das wohl in erster Linie seinem poetischen Werth zuzuschreiben.

Der Held der Erzählung ist ein jüdischer Student, der, begeistert für deutsche Art, sich ganz derselben assimiliren will und darum eifrig bestrebt ist, die hierzu nöthige ethische Reform des Judenthums an sich selbst durchzuführen. Aber er besitzt dazu zu wenig Kraft, er ist zu empfindlich. Von jedem Ausdruck des Antisemitismus fühlt er sich auf's Tiefste verletzt, überall wittert er Feinde und sucht in selbstzerfleischenden Grübeleien nach der Berechtigung dieser Feindschaft. Nicht einmal fällt es ihm ein, ob diese

Feindschaft nicht eine ungerechte ist, wenigstens speciell an ihm. Wie einen Fluch fühlt er seine Abstammung auf sich ruhen, und jedes Verbrechen, von Juden begangen, fühlt er als sein eigenes. So pendelt er haltlos zwischen zwei Nationalitäten. Von den Deutschen wird er nicht anerkannt, seinen Stammesgenossen hat er sich selbst entfremdet. Und als er endlich auch einen vergötterten Vater Bahnen wandeln sieht, die er verabscheut, er selbst an dem Tode eines Mädchens, das er unglücklich gemacht hat, schuldig wird, da verzweifelt er nicht nur an dem endlichen Siege der von ihm propagirten Reform, sondern auch an sich selbst und giebt sich den Tod. Mit ihm stürzt Alles zusammen.

Es ist ein trübes Buch, in dessen Tragik kein Lichtstrahl der Versöhnung hineinleuchtet. Eine Frage drängt sich uns auf: Wenn schon der junge Jude mit seinem Tode seine persönliche Schuld sühnt, wie rechtfertigt sich aber der Untergang der hohen ethischen Idee, die er vertritt? Wir mögen suchen und grübeln, wie wir wollen: garnicht. Er erklärt sich nur aus dem Pessimismus des jungen Dichters, der sich in seinen besten und heiligsten Empfindungen verkannt und zurückgestoßen sieht und an seinen Idealen verzweifelt! Als Dichterwerk allerdings war der Roman eine starke Talentprobe, ein Werk voll Stimmung und feiner Psychologie.

Aber schon im nächsten Werk nahm Jacobowski den Grundgedanken des „Werther" von Neuem auf, und er schuf die dreiactige Jambenkomödie: „Diyab, der Narr." (Berlin, 1895. Kühling u. Güttner.)

Wieder ist es ein Ausgestoßener, der im Mittelpunkt der Dichtung steht, einer, der seinem Stamm entfremdet ist und deshalb von Allen verachtet wird. Diyab ist der Sohn des Scheikhs Khalem in der Oase Kauar und einer deutschen Mutter. Als diese stirbt, wird Diyab verstoßen, und um vor allen Verfolgungen sicher zu sein, spielt er den Narren, denn: „lacht man, so thut man mir nicht weh!" Im Geheimen aber übt er sich im Kriegshandwerk, und als die Tuaregs einbrechen und der Stamm Khalems feig vor ihnen flieht, da rettet er die Ehre desselben, erringt die Scheikhswürde und zugleich die schönste und reichste Jungfrau des Stammes. Damit hat er auch sich und seine Mutter gerächt. Es ist die Rache des Edlen, der seine Feinde zur Anerkennung zwingt.

Zwischen „Werther" und „Diyab" liegen zwei Jahre, die an dem Dichter nicht spurlos vorübergegangen sind. Seine Ideale sind die alten geblieben, aber er steht ihnen nicht mehr mit dem lähmenden Gefühle gegenüber, daß sie nicht verwirklicht werden können, sondern mit dem straffen Willen zur That. Und die That ist die Erlösung. Es ist ein prächtiges und in allen seinen Theilen gelungenes Dichterwerk, das Jacobowski in seiner Narrenkomödie geschaffen hat, und sein lebensfreudiger, geistesgesunder Ausklang hebt es hoch über den Werther empor.

Daß Jacobowski von seinem Pessimismus geheilt war, davon legte auch das nächste Buch: „Annemarie," ein Berliner Idyll (Breslau, 1896.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender) Zeugniß ab. Es ist eine ganz harmlose und einfache Geschichte. Ein junger Referendar verliebt sich in die Kanzlistin seines Bruders, bricht aber mit ihr, als er erkennt, daß sie ein „allzu vergängliches und irdisch — kleines Herz“ habe. Ein ganz moderner Stoff, vom Dichter selbst schon behandelt im Werther. Während aber dieser am Weibe zu Grunde geht, gesundet der Held in „Annemarie“ und findet sein seelisches Gleichgewicht wieder. Ueber der ganzen Erzählung liegt eine wunderbare, süß-innige Stimmung und der feine Schleier jener Wehmuth, die sich an die Erinnerung an ein schönes Glück knüpft.

Diesem auch in seiner Charakterzeichnung vorzüglichen Idyll stellt sich das nordafrikanische Sittenbild „Der kluge Scheikh (ebda. 1897) ebenbürtig an die Seite.

Schon im „Diyab“ mußte die Darstellung des Lebens der Wüstenbewohner Bewunderung erregen; hier ist dies in noch erhöhterem Maße der Fall. In vollendeter Naturtreue ersteht vor uns das Bild eines Kabylendorfes, bewegen sich die Menschen, mit denen der Dichter das Dorf bevölkert. Die Triebfedern der Handlung sind Ehebruch und Blutrache. Ein Scheikh hat sich eine Frau erhandelt. Von seiner Gleichgiltigkeit tief verletzt, sucht sie nach einer ihre Seele ausfüllenden Liebe und findet sie. Der Scheikh, der dahinter kommt, soll sie nun tödten. Aus Furcht vor der Rache ihrer Brüder thut er dies jedoch nicht, sondern überläßt sie unter schlauen Bedingungen ihrem Geliebten. Auf Grund dieser bringt er sie nach Jahresfrist bei diesem in den Verdacht der Untreue, der neue Gatte tödtet sie und fällt dann als Opfer der Blutrache. Die Klugheit hat gesiegt. Aber über ihr steht die Gerechtigkeit, die der alte Schriftgelehrte Ali zum Ausdruck bringt: „Allah weiß und sieht Alles. Wenn Du am Tage des jüngsten Gerichtes über die Brücke der Gläubigen gehst, ich sage Dir, Scheikh, bei Allah und dem Propheten, fallen wirst Du in den Rachen der Hölle, in den Rachen der Hölle wirst Du fallen.“ — Bescheiden hat Jacobowski diese Erzählung ein Sittenbild genannt; sie ist aber mehr, sie ist eine Novelle von ausgeprägter Meisterschaft.

Cabinetstücke novellistischer Ciseleurkunst enthält das Geschichtenbuch, das nach der ersten Novelle den Titel „Und Satan lachte“ (Leipzig, G. H. Meyer 1897) führt. Es legt Zeugniß ab von Jacobowskis beweglicher Phantasie und seinem weichen Träumersinn. Ob er uns jetzt in's Paradies oder an den diebischen Hof des Königs von Siam führt, ob er das Athen Perikles' oder Alt-Berlin schildert, überall finden wir dieselbe dichterische Kraft, der es mit wenigen Worten gelingt, den Leser dorthin zu tragen, wohin der Dichter will. Und mit welch' ergreifender Innigkeit, mit welchem Reiz weiß er ganz alte Gedanken neu auszudrücken und interessant zu machen! So z. B. den Gedanken an die Sterblichkeit aller Menschen, die erwachenden Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit, den ewigen und nur

selten überbrückten Gegensatz zwischen Hoch und Nieder. Wie originell weiß er die Gedanken über das Weib einzukleiden! Das Buch macht den Eindruck, als hätte Jacobowski eine Probe auf seine Dichterkraft angestellt, als hätte er versucht, ob und in welchem Maße sie ihm jederzeit zur Verfügung steht. Die Probe ist glänzend ausgefallen, und darum konnte er nun auch an die Schöpfung des großen Werkes schreiten, von dem seine Seele träumte. Dieses Werk war „Loki“, der Roman eines Gottes. (Minden i. W., J. C. C. Bruns 1898.)

Jacobowski schwebt als Ideal eine deutsche Litteratur und Kunst großen Stiles vor. Die Wege, die Richard Wagner in seinen genialen Tondramen, vor Allem im Nibelungenring, gewandelt, will nun auch er beschreiten, um die große, in Mythe und Sage niedergelegte deutsche Vergangenheit dem deutschen Volke von heute zurückzubringen und damit seinem nationalen Leben die ideelle Basis großer Erinnerungen zu geben. Um aber die alte Göttersage der heutigen Zeit interessant zu machen, hieß es, sie mit modernem Geiste zu durchdringen, ihren ethischen und philosophischen Grundgedanken hervorzuheben und die in bleichen Nebeln schemenartig dahinschwebenden Götter mit Leben und Seele zu erfüllen.

Und zum dritten Male greift Jacobowski das ihm so vertraute, ihm ganz eigenthümlich gewordene Wertherthema auf. Aber er behandelt es nicht mehr pessimistisch wie in seinem Jugendroman, nicht mehr als Problem eines einzigen Individuums wie im „Diyab“, sondern es gestaltet sich ihm zu einem großen symbolischen Weltbilde. Zum Helden wählt er sich den ausgestoßenen, seinem Geschlecht entfremdeten Loki, den düsteren, unglückseligen Asen, der von sich selbst sagt, daß er „ausgestoßen in der Morgenfrühe der Jugend, ausgestoßen auf der Mittagshöhe der Kraft“ sei. Und da Loki weiß, daß er schuldlos ausgestoßen ist, schreitet er zum furchtbaren Vernichtungskampf gegen die ihm feindlich gesinnten Asen. Schon hält er sein Rachewerk für vollendet, denn sogar Balder, der milde, sonnige, ist seiner Tücke gefallen, da steht aus dem Geschlechte Balders einer auf, auf dessen reiner Kinderstirne ein blutiges Mal glänzt, wie der Kreuzgriff eines Schwertes, wie ein rothes Kreuz, und da weiß Loki, daß er nun doch wieder besiegt ist. Nicht die Rache, sondern die Liebe, nicht die Finsterniß, sondern das Licht siegt. So gewinnt das Werk einen erhebenden Abschluß.

Seine große Wirkung beruht außer seiner tiefen Poesie auf seinem reichen Ideengehalt. Alle Perspectiven, welche die Mythe von Loki in sich birgt, sind eröffnet. In dem Gegensatz zwischen Loki und Balder ist der uralte Mythos vom Kampf der Mächte der Finsterniß gegen die des Lichtes ausgedrückt, in dem Sieg des Kindes mit dem rothen Kreuz der Sieg des milden Christenthums über das starre Heidenthum; in dem Aufstand der Sklaven gegen Jarle und Bauern, in dem Kampf dieser gegen die Baldersöhne sind wieder stark sociale Töne angeschlagen. Darüber schwebt aber

die reife Kunst des Dichters, die hier wahre Triumphe feiert. Stimmungsbilder von märchenhafter Zartheit wechseln mit solchen von tragisch düsterer Gewalt, und jede Gestalt ist bis in's Kleinste durchdacht und charakterisirt. Daß die hohe Bedeutung dieses Romans als Wegweiser zu einer nationalen Dichtung großen Stils allgemein erkannt wurde, dafür legen die zahlreichen eingehenden Besprechungen, die ihm gewidmet wurden, beredtes Zeugniß ab.

Dem durchschlagenden Erfolg des „Loki" gesellte sich bald ein zweiter, der der Gedichtsammlung: „Leuchtende Tage" (ebda. 1899). Aus diesem Buche ersieht man so recht deutlich, wie sicher und zielbewußt Jacobowskis Entwicklung vor sich gegangen ist. Aus dem unfertigen Jüngling, der seine seelischen Fühler nach allen Seiten ausstreckte, sie ebenso oft verwundet zurückzog und sich nun seinem Pessimismus hingab, ist ein Mann geworden, der stark und frei im wirbelnden Leben steht und Alles in sich aufnimmt, was sich ihm darbietet. Darum beherrscht er auch die ganze Scala des Empfindens von der lautesten Fröhlichkeit bis zum stummen Schmerz. Sein Herz läßt nichts an sich vorübergehen, ohne daß es zum Erlebniß werde. Und so hat er Vieles erlebt: Liebe und Haß, Freude und Trauer. Das Leben der Großstadt, ihre Typen, die Fragen der Cultur, die Geschicke des Vaterlandes, das fröhliche Burschenleben, Alles hat er in sich aufgenommen und verarbeitet. Seinem Buche ist deshalb eine Universalität nachzurühmen, die ganz einzig dasteht. Aber Jacobowski empfindet nicht nur, er denkt auch universell. In noch höherem Grade als in der Sammlung „Aus Tag und Traum" zeigt er jetzt die Fähigkeit, das Einzelerlebniß über seine Grenzen hinaus in die Sphäre des allgemein Giltigen zu erheben. Was er auch betrachten mag, stets eröffnet er uns Ausblicke, welche die zeitlich und räumlich beschränkte Thatsache in ihrem Zusammenhang mit den treibenden Ideen der Welt erkennen lassen und das Vergängliche als Gleichniß des Ewigen darstellen. Und bei all' dieser Tiefe, welche Einfachheit und Schlichtheit der Form! Da finden wir keine Wörterverrenkungen und Wortprägungen von dem absonderlichen Charakter modernsten Symbolismus, keine zerhackten Strophen und Rhythmen, keine Gruppirung der Verse um eine Längenachse, sondern fest geschlossene lyrische Formen, die sich der Inhalt selbst gemodelt hat. Solche Lyrik kann Jedermann mit Genuß lesen, es ist eine Lyrik für die Gesammtheit des Volkes, nicht für ein Collegium von Auguren, sie ist im besten Sinne volksthümlich.

Und weil wir gerade von der Volksthümlichkeit sprechen, so können wir diese Betrachtung nicht abschließen, ohne der hochverdienstlichen Thätigkeit zu gedenken, die Jacobowski zu dem Zwecke entwickelt hat, das Volk für unsere Dichtung empfänglich zu machen. So hat er eine reiche Auswahl aus der Lyrik der Gegenwart in einem Liederbuch für's Volk zu dem lächerlichen Preise von 10 Pfg. auf den Büchermarkt geworfen, so sucht er in ähnlicher Weise Goethe unter's Volk zu bringen.

Wollen wir Jacobowskis Bedeutung für die Litteratur der Gegenwart in kurzen Worten charakterisiren, so müssen wir sagen: er hat in „Loki" die Bahn zu einer modern nationalen Dichtung großen Stiles gewiesen, er hat in seinem letzten Gedichtbuch gezeigt, wie unsere Lyrik beschaffen sein muß, will sie nicht in artistische Spielereien ausarten und den Zusammenhang mit dem Leben der Nation verlieren, und er hat sich Mühe gegeben, dem Volke echte Kunst zu vermitteln, die Brücke zu schlagen zwischen Volk und Dichter.

Sein Werk ist ein dichterisch-sociales, es dient der Gegenwart und trägt zum Baue einer schöneren Zukunft bei.

# Neapel unter den Bourbonen.

(1816—1860.)

Von

**M. Bernardi.**

— San Remo. —

## I. Die neapolitanische Camorra.

Den Worten Camorra und Camorrist wird im Auslande und selbst in Oberitalien eine andere Bedeutung beigelegt, als ihre eigentliche. Gemeinhin versteht man darunter ein Truggewebe, eine weitausgreifende Ränkespinnerei.

Die neapolitanische Camorra war, bis in die jüngste Zeit hinein, eine den niederen und mittleren Ständen entsprossene, über das ganze Reich verbreitete, auf strengen Statuten begründete Association, welche ihren Druck auf die niederen Klassen ausübte. Ihr Endzweck war Erpressung, und merkwürdigerweise Erpressung ohne Zwang, ohne Gewalt. Niemand widersetzte sich. Das Volk zahlte nicht nur ohne Murren diesen, von keinem Gesetze bestätigten Tribut, den ihr die Camorra auferlegte, sondern es stand mit den Camorristen auf freundlichem Fuße, zollte ihnen Ergebenheit und Gehorsam, wie es dies vor keinem Steuer- oder Zollamt that, denn bekanntlich lehnt man sich nirgend so gern und so hartköpfig gegen gesetzliche Abgaben und Verordnungen auf, wie in Italien.

Das Volk schützte die Camorristen vor der Polizei, falls diese, bei nicht zu verbergenden Missethaten, wo Blut floß, genöthigt war, einzuschreiten; denn auch die Polizei, wie das ganze Beamtenthum beschönigte diese Institution und benutzte sie zu ihren Zwecken.

Diese allseitige stumme Anerkennung einer außergesetzlichen, willkürlich octroyirten Macht, die sich über ein ganzes Land verbreitete, dem ohnehin in Noth und Elend verkommenen Volke ohne Grund noch Recht einen Theil

seines Erwerbes entriß, ist charakteristisch für den erschlafften Volksschlag und gleichzeitig erstaunlich.

Wir finden in unserer Zeit kein gleiches Beispiel, wofern es sich nicht um Gewalt und Uebermacht handelt, die bei der Camorra ausgeschlossen waren.

Die Verehrung der rohen brutalen Kraft ist ein Maßstab für den Culturzustand eines Volkes. Beugen sich doch die indischen und afrikanischen Wildenstämme nicht vor dem Häuptling, der ihnen Ruh' und Frieden sichert, sondern vor dem, der die meisten Schädel als Trophäen heimbringt.

Ein spitzfindiger Leser dürfte die Bemerkung machen: Und wir civilisirten Culturvölker, bewundern wir nicht die Orden auf der Brust der aus dem Feldzug heimkehrenden Krieger, und repräsentiren diese Orden nicht Menschenschädel? Wenn die Inselbewohner von Sicilien und Sardinien das Joch der Brigandage ertragen und den Briganten huldigen wie Helden, geschieht es, weil sie in ihnen eine Ueberlegenheit anerkennen, eine Macht, der sie nicht gewachsen sind, denn Jene gehen mit Feuer und Schwert zu Werke. Wagt es die Bevölkerung, sich ihnen zu widersetzen, sie den Behörden anzugeben, ihnen den nöthigen Beistand zu verweigern, so üben sie Rache durch Mord, Tödtung der Heerden und Einäschern der Behausungen. Selbst das Einschreiten der Truppen ist nicht immer erfolgreich und fordert stets Menschenopfer. Anders war es mit der Camorra. Ein energisches Handeln seitens der obrigkeitlichen Gewalt mit Beistand der Bevölkerung hätte diesem Unfug, unter dem auch die Besseren litten, bald ein Ende gesetzt; doch unter Ferdinand II. und Franz II. gingen alle Kräfte der öffentlichen Sicherheit in Verfolgungen der Freiheitskämpfer auf, und das Volk war einerseits zu indolent, zu träge und apathisch, um sich dem Drucke zu entziehen, andererseits zu sehr mit der Genossenschaft verschwägert.

Der Ursprung dieser Verbrüderung ist originell. Einige Chronisten wollen denselben aus dem Wort Gamurra herleiten. Dies war ein grober Baumwollstoff, der zur Kleidung der Lazzaroni und des niedrigen Pöbels diente, in Form einer Art Joppe mit weiten Taschen. Demzufolge hätten die niedrigen Klassen in den Volks- und Marionettentheatern den Spottnamen Gamuristi erhalten, der ihnen geblieben wäre, wie in Frankreich seit der Revolution der Arbeiterklasse der Name Blousier geblieben ist.

Diese Etymologie scheint uns etwas weit hergeholt, wie etwa die Ableitung des Namens Harlekin, den ein italienischer Schriftsteller, der sich mit dem Studium der Commedia dell' Arte und den italienischen Maskengestalten beschäftigt hat, von Charles quint herleitet, weil dieser Fürst einem berühmten Schauspieler große Gunst erwiesen haben soll, der seinen hohen Ruf der Rolle eines stummen Bajazzo in einer schwungvollen Posse verdankte, und der mit Bewilligung Karls V. den Namen Ch'Arlequin angenommen hatte.

Glaubwürdiger ist der Chronist, welcher die Camorra, Wort und Sache, aus Spanien, ursprünglich aus Arabien herleitet. Die Araber pflegten ein Kartenspiel, Camar oder Camor, ein Hazardspiel, an das sich, außer dem Geldverlust, geheime verbrecherische Thaten reihten, vermuthlich Meuchelmord nach Auftrag, wie in der gegenwärtigen Maffia in Sicilien, wo die ausübende Hand eines Mordes durch das Loos und Würfelspiel bestimmt wird.

Das Camorspiel ward vom Koran verboten und wurde schwer bestraft; es liegt auf der Hand, daß es einer speciellen strengen Beaufsichtigung bedurfte, um so mehr, als es stets Zank nach sich zog, den der Yatagan schlichtete. Die Mauren mögen dies Spiel nach Spanien gebracht haben, von wo es, nach mehrfacher der Nation entsprechender Neugestaltung durch die spanische Herrschaft über Sicilien und Neapel dort eingeschleppt sein mag. Im spanischen Wörterbuch finden wir das Wort Camorra: Zänkerei, Rauferei. Hacer camorra Händel suchen zu bösen Zwecken; Camorrista, nächtlicher Herumtreiber. Im 16. Jahrhundert bestand in Spanien eine viel bösartigere Verbindung als die spätere neapolitanische Camorra, wenigstens in ihrem ersten Auftreten. Sie hatte ihren Sitz in Sevilla, begünstigte und erleichterte die Ausübung von Verbrechen aller Art und zahlte von dem Verdienst einen Tribut an die Polizeibeamten und an die Geistlichen; an jene als Belohnung, daß sie ihr freie Hand ließen, an diese in Form von hochbezahlten Messen für den glücklichen Erfolg. Beide, Priester und Polizei beschützten die Missethäter gegen das Volk, das, energischer als das neapolitanische, gegen sie ankämpfte. Führen wir ein Beispiel an:

Ein Mitglied dieser Bande hatte eines Nachts, bei Tagesanbruch, vor einer Schenke mit einigen Zechern Händel gesucht, um zu rauben. Die Rauferei war gewaltig geworden, und der Anstifter hatte einen Menschen erstochen. Fliehend wurde er verfolgt. Schon hatte man ihn erreicht, als ein Geistlicher des Weges kam, der in dem Fliehenden ein Mitglied der Bande erkannte.

Mit ausgebreiteten Armen hielt er die Verfolger zurück und rief:

„Verblendete! wollt Ihr der Gerechtigkeit Gottes vorgreifen? Seht Ihr nicht ein, daß dieser Mensch genügend bestraft ist durch ein begangenes Verbrechen, durch die Sünde und das Schuldbewußtsein, wollt Ihr ihn der Strafe Gottes entreißen?"

Während dieser improvisirten Tirade war der Mörder entflohen, und das Volk ließ ihn laufen.

Diese Verbindung hatte ihren eigenen Jargon, und der Verrath des Schlüssel desselben wurde mit dem Tode bestraft. Doch die Form einer Association hatte dieser Mißbrauch jedenfalls erst angenommen, lange nachdem die Mauren Spanien geräumt; in vollster Blüthe stand sie unter Philipp II.

Cervantes bringt in einer seiner Novellen als Helden zwei Lehrlinge dieser Verbrüderung (Vicomte und Cortadillo), die zu seiner Zeit unter

einem berühmten Oberen Namens Monopodio in Sevilla herrschte. Der spanische Dichter führt hier dem Leser kein Phantasiegebilde vor, sondern eine Studie der Sitten und des Volkscharakters, welche er während seines Aufenthalts in Sevilla (1588—1603) erforscht hatte. Auch eine Scene im Don Quixote, als Sancho Pansa seine Insel der „Barateria" durchreist, weist auf diese Corporation hin. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Camorra von den Spaniern nach Neapel eingeschleppt worden ist, wo sie bei dem indolenten, trägen und heiteren Volk, dem Policinell par excellence, einen günstigen Boden fand und sich bis in unsere Zeit erhalten hat.

Es liegt der Gedanke nicht fern, daß auch das noch heutigen Tages in Italien im niederen Volke so sehr beliebte Fingerspiel, die Morra, gleichen Ursprungs sei. Dieses Hasardspiel besteht darin, daß zwei sich gegenüber sitzende Zecher mit erhobener geballter Faust, auf ein gegebenes Zeichen, Augenzwicken oder Kopfnicken, zugleich, schnell aufeinander Zahlen ausrufen, die nicht die 10 überschreiten dürfen. Gleichzeitig strecken Beide einige Finger aus. Trifft die von dem Einen oder Andern ausgerufene Zahl mit den Fingern beider Hände zusammen, hat der, welcher sie gerufen, gewonnen und der Andere wird angekreidet. Es ist begreiflich, wie bei der Schnelligkeit leicht ein, zwei Finger eingezogen oder ausgestreckt werden können, um die gerufene Zahl zu erreichen, und wie dieser beiderseits ausgeübte Betrug zu Zank unv Rauferei führt, welche das Messer, das der brave Morraspieler nicht in der Tasche, sondern im Aermelaufschlag der Jacke trägt, mit chirurgischer Geschicklichkeit schlichtet. Fast in allen Schenken findet man einen Anschlagezettel mit den Worten: La Morra proibita, was indeß durchaus nicht verhindert, daß man in den schlechten Stadttheilen aller Städte Italiens bis tief in die Nacht hinein ein unaufhörliches Ausschreien von Zahlen vernimmt, das dem Uneingeweihten unerklärlich bleibt. Lassen wir nun dahingestellt sein, ob die Morra und die Camorra etwas mit einander gemein haben, Thatsache ist, daß der Ursprung dieser Brandschatzer im Hasardspiel zu suchen ist. In Spanien wie im Neapolitanischen traten diese Art Spielaufseher (Miron nannte man sie) zuerst in Spielhöhlen auf, als einzelner Mann, der weder von der Polizei beauftragt, noch vom Wirth gerufen war, mischte sich unter die Gäste, trank, plauderte und beobachtete zugleich mit Argusaugen die Spieltische, wo er den Baratore (falschen Spieler) sofort herausfand. Leise trat er an ihn heran, überführte ihn leise des falschen Spiels, mit Drohung der Angabe, worauf der Ertappte sich loskaufte. Der Partner zahlte gern eine Summe für die Gefahr, der er entronnen, und der Spielhalter, dem durch die friedliche Schlichtung Lärm, Skandal, Einschreiten der Polizei vermieden war, eine noch größere. In jeder Schenke, in jedem zweideutigen Local fand sich ein solcher Mensch ein. Wir fragen uns, wie es möglich war, daß die Betheiligten diesen Zwang duldeten.

Bald wurden diese Vermittler anspruchsvoller, indem sie dem Spielhalter wie dem Spieler eine Abgabe auferlegten, gegen Verschwiegenheit und Fernhalten der Polizei. Das gelöste Geld hieß Barato, in Neapel Baratollo. Diese Männer hielten zusammen, wechselten einander ab in den Localen, und nach und nach erweiterte sich der Kreis ihrer Thätigkeit. In allen Spelunken, allen verruchten Orten, bei Unterschleifen, Schmuggel, Wucherern, Stehlern und Hehlern, Kupplern und Ehebrechern traten sie auf, begünstigten Betrug und Verbrechen und wurden hoch bezahlt.

In ähnlicher, doch viel milderer Weise trat die Camorra nach der Restauration im ersten Viertel dieses Jahrhunderts in Neapel auf und gründete unter der verwahrlosten Herrschaft der Bourbonen eine Verbindung, welche der Form nach an die Freimaurerei erinnert, und die nun, verwegen und stark geworden, ihren Druck auf alle Gewerbetreibenden ausübte, auch auf solche, welche nichts zu verhehlen noch zu verbergen hatten. Neapel, die Stadt, zählte zwölf Meister mit einem Großmeister, welcher auch über den Meistern der andern Städte des Reichs stand. Zu ihnen gehörten die Gesellen und Lehrlinge und ein Schwarm von Aspiranten. Auf allen Plätzen in allen Straßen befanden sich Tags und Nachts — denn bekanntlich ist das Straßenleben in Neapel Nachts noch lärmender und wirrer als am Tage — Camorristen, welche ruhig, ordentlich gekleidet, ihre Beute suchten und fanden. Stieg ein Fahrgast in einen Fiaker, flugs, flink wie eine Heuschrecke, sprang ein Mensch auf den Kutschersitz, fuhr mit und erhielt vom Kutscher eine Münze im Werthe von 2 Soldi. Das Gleiche geschah mit Omnibus, Spazier- und Transportbooten, Gepäckträgern, Fremdenführern 2c. War ein Barbier in seinem Laden mit der Toilette eines Kunden beschäftigt, was in Italien bei geöffneten Thüren und Fenstern stattfindet, trat der Camorrist ein, und während der parfümirte Figaro mit der Rechten seinen Mann einseifte, verabreichte die Linke dem Camorristen die Münze. Bei jedem neuen Kunden wiederholte sich dies.

Die Hausirer, von denen die Straßen wimmelten, wurden mit einem Blick taxirt; das Kind mit der Ziehharmonika, mit dem tanzenden Aeffchen, der verkrüppelte Leiermann, der Zeitungsverkäufer, der in Lumpen gehüllte Bettler, die hungerverzehrten Weiber mit geliehenen kranken Kindern auf dem Arm, der wirkliche oder verstellte Blinde — Keiner ward verschont. Spielten die Leute vor ihren Hausthüren Domino, lagerten auf einem Mauerrande zwei Lazzaroni beim Kartenspiel, stand der Camorrist daneben und erhielt von jeder Partie seinen Zehnten.

Spürte er einen Geistlichen auf, der irgend ein kleines zärtliches Peccatum auf dem Gewissen hatte, wartete er vor der Kirche, bis die Messe zu Ende war, und sagte sanft: la Camorra, Padre mio. Der Padre wußte, daß der Camorrist in sein Geheimniß eingedrungen war, und zahlte.

Eines Tages wälzte sich in einer belebten Straße ein Bursche auf dem Boden in epileptischen Krämpfen. Sein Kästchen mit Streichhölzchen, die er feilbot, stand daneben, ein Haufen Pöbel schaute zu, die Besseren warfen einen Almosen in das Kästchen, die Polizisten gingen vorüber.

Ein Camorrist trat an ihn heran, berührte ihn mit dem Fuß und sagte in neapolitanischem Dialect: „To (hör' mal) ein anderes Mal nimm weiße Seife in's Maul, Dein Schaum ist bräunlich.“ Der Pöbel jubelte, der Camorrist lachte, der vermeintlich Epileptische streckte sich, griff in das Kästchen und zahlte und trug seine Krämpfe in ein anderes Stadtviertel.

Nachts gab es noch mehr zu thun: Schlugen sich zwei verworfene Frauenzimmer unter den Augen einer belustigten Menge, blitzte schon das Messer, trat der Camorrist mit seinem ihn kennzeichnenden Knotenstock dazwischen, trennte sie und ließ sich von der Schwächeren den Tribut zahlen, denn logischerweise wäre sie ohne sein Dazwischentreten noch schlimmer zugerichtet worden.

Und alle diese Expilationen wurden nicht etwa in demüthiger Haltung, mit näselnder Bettlerstimme ausgeführt; der Camorrist trat sicher und selbstbewußt auf, grüßte militärisch, sagte „Camorra“ und ging grüßend — nicht dankend — davon. Niemals ereignete es sich, daß ein anderer Taugenichts ihnen in's Handwerk fuschte; das Volk kannte die Camorristen seines Stadtviertels und hätte ihn zerstückelt.

Eine reiche Beute fand täglich früh Morgens am Hafen und vor den Thoren statt, wenn die unzähligen Landleute Blumen, Früchte, Gemüse in Booten oder auf ihren pittoresk geschmückten niedrigen Eselchen zu Markte brachten. Der Camorrist stand da mit seinen Leuten, und der Bauer zahlte stets den Zehnten des Waarenwerthes, ehe er das Zollamt erreicht. Dort warteten eine Anzahl Wiederverkäufer mit ihren Handwagen und Karren, um die Waare zu doppeltem, dreifachem Preis in der Stadt zu verkaufen; fehlte das Geld zum Ankauf, borgte der Camorrist 10 f. gegen Rückerstattung von 12 bis 15 f. am Abend desselben Tages.

Am segensreichsten aber war die Ernte bei Ankunft der Bahnzüge, Diligencen, Dampfschiffe. Der Camorrist sprang in's Boot, in den Wagen, erhielt vom Führer seine Abgabe und bot dem Reisenden seine Vermittlung zur Beschleunigung der Zollformalitäten an. Der Zollbeamte machte sein Kreidekreuz auf das Gepäck und theilte die Belohnung. Ihre Thätigkeit bei Zoll- und Steuerbureau war ausgedehnt; die Camorra und die kleinen Beamten bereicherten sich, und darin bestand das Band zwischen Camorra und Volk, lag der Grund, weshalb man sie nicht verlieren wollte. Privatanstalten und Unternehmungen niederer Gattung, wie Freudenhäuser, Volksbäder, Spielplätze der Boccia und Palla (Kugel- oder Ballspiel), Marionetten-Theater, zahlten wöchentlich eine bestimmte Abgabe. Eine große Summe raubte die Camorra dem Staat durch das heimliche Lottospiel.

Die Zahlenlotterie, die noch gegenwärtig in Italien in voller Blüthe steht und im Volke die lasterhafteste aller Leidenschaften schürt, ist das Verderben der niederen Klassen. Man eifert gegen die Spielsäle von Monte Carlo, welche bei Weitem nicht so viel Unheil anrichten, wie die Lotterie zu niederen Preisen. Dort treten reiche, mehr oder weniger bemittelte Leute ein, hier ist es der gedankenlose, abergläubische niedere Pöbel, der, von der Spielsucht fortgerissen, oft auch von Noth, Hunger und Verzweiflung getrieben, sich dem Hazardspiel in die Arme wirft, an das er sich klammert, wie an das Gebet; und diese Hoffnungspforte ist Jedem geöffnet, auch dem Aermsten, denn der niedrigste Einsatz ist 10 c, und nach der Höhe des Einsatzes und der Anzahl der Ziffern steigert sich der Gewinn. Wir haben Frauen gekannt, die am Vorabend der Ziehung hungerten, bettelten, ihr letztes Kleidungsstück auf das Leihamt trugen, um in verschiedenen Städten spielen zu können*). Die Hauptbureaux befinden sich in den Hauptstädten der Provinzen, mit Filialen in allen Orten, auch in den Dörfern. Der Spieler nennt dem Beamten 3 bis 5 Zahlen, die nicht die 90 überschreiten dürfen, mit Angabe der Stadt, wo er spielen will, erhält eine gestempelte Quittung und erwartet mit Fieber die Ziehung, welche jeden Samstag in allen Städten zugleich stattfindet, bei geöffneten Fenstern, im Beisein zweier Polizeibeamten. In Neapel wurde das Kind, das die Nummern zog, zuvor von einem Priester gesegnet. In Schaaren steht das Volk vor dem Gebäude, mit Blitzesschnelle verbreiten sich die gewonnenen Nummern in der Stadt, trägt der Telegraph sie in die Filialen, veröffentlichen sie die Zeitungen. Der Gewinn einer Quinterne ist eine Seltenheit, und selbst eine Terne kommt nur selten vor. Millionen zieht der Staat aus diesem verruchten Spiele. Die Camorra nun pflegte heimlich die Zahlenlottterie zu halbem Einsatzpreis, mit Verpflichtung der vollen Zahlung im Fall des Gewinnes, laut der Ziehung in der Staatslotterie. Noch gegenwärtig wird dieser betrügerische Schwindel betrieben und hart bestraft.

Ihren reichsten Gewinn aber zog die Camorra aus dem Aberglauben des Volkes. Hatte eine Feuersbrunst stattgefunden, der Einsturz eines Hauses, eine Mordthat, ein Eisenbahnunfall, ein Erdbeben, rannte das Volk zum Camorristen, der aus dem Vorfall sein Prognostikon zog und die zu spielenden Nummern nannte, wofür er hoch bezahlt wurde. Dasselbe fand nach seltsamen Träumen, Ahnungen, krankhaften Erscheinungen statt. Um die Spiellust des Volkes noch mehr zu schüren, verständigten sich von Zeit zu Zeit die Lottobeamten mit den Camorristen, ließen sich die prophezeiten Zahlen nennen und ließen auf betrügerische Weise gewinnen. Der Verlust war lucrativ, denn in den folgenden Wochen mehrten sich die Spieler zu Tausenden und

---

*) Im Monat August d. J. (1899) ertrank in San Remo ein Schlächtermeister. Die erste Sorge der Wittwe war, sich die Nummern aus diesem Unglück prognosticiren zu lassen und sie zu spielen. Sie gewann 600 L.

die Camorristen waren überfluthet mit Forderungen von Prophezeiungen. Heißt das nicht die Laster und Verirrungen eines Volkes systematisch unterhalten? Cavour, der Kluge, Umsichtige, der stets das Gute und Richtige erstrebte, hatte aus allen Kräften für das Verschwinden des mikroskopischen Fürstenthums Monaco mit seiner paradiesischen Spielhölle und seinen 5800 Seelen — ohne bestimmte Nationalität — geeifert, wie auch für Aufhebung des Lottospiels in seinem Lande. Das Eine scheiterte an politischen Gründen, das Andere an finanziellen, denn die Staatskasse braucht Geld; und das Volk, dasselbe Volk, das bei der geringsten Steigerung der Abgaben Tumulte anstiftet, zahlt freudig und ohne Wissen diese indirecte Steuer. Ja, noch heutigen Tages würde die Abschaffung der Zahlenlotterie dem italienischen Volke einen herberen Kummer bereiten, als der Verlust einer Provinz, würde eine Revolution veranlassen, den Thron erschüttern — vielleicht sogar den heiligen Stuhl. Dasselbe galt unter den Bourbonen für die Camorra: Volk und Polizei wollten sie nicht verlieren, denn sie benutzten, ja, brauchten sie. Die Kräfte der öffentlichen Sicherheit gingen in politischen Verfolgungen auf, und die Bevölkerung war Verbrechen aller Art preisgegeben. Hier sei nun bemerkt, daß die Camorristen sich niemals zum politischen Spioniren herabwürdigten, wodurch sie sich auch die Gunst des bereicherten Mittelstandes, das heißt der Freisinnigen zuzogen. Der Camorrist half der Polizei gefährliche Landstreicher in den verstecktesten Schlupfwinkeln des Reiches aufspüren; der Camorrist tödtete oder arretirte die nächtlichen Diebe und Straßenmörder, fuhr mit seinem Messer unter einen Haufen wüster Raufer, erstach den Verführer junger Mädchen und Kinder, die sich Nachts auf den Straßen herumtrieben, riß der zankenden Megäre die Pistole aus der Hand, zwang böswillige Schuldner zur Zahlung, rettete den Kleinkrämer vom Bankerott, trat unter dem niederen Volk als Schiedsrichter und Rathgeber auf und entwirrte die allerheikelsten Angelegenheiten. Das Messer und die Autorität der Camorra schlichtete Alles im Volksleben Neapels, denn selbstverständlich war ihre Macht in der Pulsader des Landes stärker als in den Provinzen.

Unglaublich und dem Deutschen geradezu unfaßlich war das Vorgehen der Camorra in allen Staats- und Gemeindeanstalten wie Hospitälern, Kasernen und Strafanstalten.

Die nächtlichen Raufereien zwischen Pöbel und Camorristen führten häufig zu Blutvergießen, wobei Letztere stets die Oberhand behielten, denn ihre Geschicklichkeit im Messerstechen, auf die wir später zu sprechen kommen, war berühmt. Außerdem war die Secte in jenen Jahren (1850—1858) sehr gesunken und ließ sich andere Verbrechen zu Schulden kommen. Die Folgen waren häufige Verhaftungen und Gefangenschaft im Castel Capuano in Neapel, dem größten Gefängniß des süditalienischen Continents, das gemeinhin la Vicharia genannt wird. Dieses Gebäude wurde zu Ende des XII. Jahrhunderts vom König Wilhelm II., dem letzten männlichen

Nachkömmling der normannischen Dynastie, als Wohnsitz erbaut und unter der zweiten spanischen Herrschaft um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts zum Gefängniß und anderen Verwaltungsbureaux eingerichtet.

Ein mächtiges Portal führt in einen den Hof umgebenden Säulengang, von dem eine breite Eisentreppe hinaufsteigt zu zwei ganz niedrigen Thüren, den Eingängen der Gefängnißsäle. Ueber diesen Thüren befinden sich zwei Freskenbilder, die Madonna und ein Engel, der den heiligen Petrus beschirmt. Hinter diesen Heiligenbildern häuften sich pêle-mêle Gefangene jeder Gattung, vom würdigen, hochgestellten politisch verfolgten Edelmann oder Gelehrten, den man unter den Schlamm der niedrigsten Verbrecher warf, bis zum Mörder und bartlosen Camorristen-Lehrling. Führten die Gefangenen Geld bei sich, wurde es ihnen gelassen, die Waffen dagegen confiscirt, wobei indeß das charakteristische Messer stets auf unerklärliche Weise mit hineinschlüpfte. Die Sträflinge durften Karten spielen, sich Cigarren, Wein, Schreibmaterial verabfolgen lassen, welche Commissionen nicht direct durch die Aufseher besorgt wurden, sondern durch die Alles vermittelnden Camorristensträflinge, und zwar gegen Bezahlung der Commission und die Zehntenabgabe der Einkäufe.

Wir entnehmen diese Mittheilungen über das Gefängnißwesen unter Ferdinand II. und Franz II. dem Nachlaß eines Dramaturgen, der wegen politischer Anspielungen häufig auf einige Monate in die Vicaria geführt wurde, und der nach der Annexion den Posten eines Polizeibeamten bekleidete.

Nachdem der neuzugeführte Gefangene visitirt und numerirt worden war, fragte man ihn, ob er seine Nahrung aus einer Garküche nehmen, oder die Gefängnißkost theilen wollte. Hierauf führte ihn der Wärter in den ihm bestimmten Saal und überließ ihn seinem Schicksal, das heißt, den Camorristen.

Diese hielten fest zusammen und befolgten, unter einem von ihnen selbst gewählten Oberen, mit einem Aufseher für jeden Saal, das Reglement der Verbrüderung eben so gewissenhaft, als wären sie auf freiem Fuße unter der Herrschaft ihres Meisters. Sofort forderte der Camorrist von dem neuen Ankömmling eine bestimmte Summe für das Oel zur Erhaltung der Lampe unter der Madonna.

In Neapel findet man die Madonna mit frischen Blumen und dem ewigen Lichte nicht nur an jeder Straßen- und Gasseneck, sondern in jedem Laden, jeder Bude, in den Schenken und verruchtesten Orten, folglich auch in den Gefängnißräumen.

In einem Lande, wo die Verbrechen sich so massenhaft anhäuften, waren sämmtliche Gefängnisse stets überfüllt, und es war vielleicht kein Scherz, wenn man sagte, unter den Bourbonen lasse man manchen Mörder laufen, weil sonst kein Platz bleibe für die politischen Verbrecher.

Das Geld für das Oel der Madonna wurde mehrmals wöchentlich eingezogen; besaß der Ankömmling keinen Heller, schoß der Camorrist vor,

lauerte, bis sein Schuldner Glück im Spiel hatte, oder ließ es sich beim Besuch eines Verwandten zurückerstatten.

Jede Mahlzeit, jede Cigarre, welche der Gefangene von außen bezog, wurde mit dem Zehnten taxirt. Der Obere hielt ein Weindepôt unter seiner Branda (Art Feldbett). Er ließ vom Gefängnißwärter ein Faß Wein kaufen, das er in kleinen Quantitäten zu dreifachem Preise verkaufte, meistens an die Morraspieler, denn die Morra war eine der beliebtesten Zerstreuungen; jede Partie brachte zwei Soldi, und man spielte viele Hunderte im Laufe des Tages. Kamen Schlägereien zwischen den Sträflingen vor, trat der Camorrist dazwischen, trennte sie, urtheilte und ließ sich zwei Soldi zahlen, stets vom Besiegten.

Die Autorität der Camorristen in den Gefängnissen war größer als die der Aufseher, mit denen sie auf freundschaftlichem Fuß standen.

Wurde ein Gefangener höheren Standes eingeführt, stets ein politisch Compromittirter, was die Spürnase des Camorristen sofort witterte, offerirte dieser ihm ein feines Stilet „für alle Fälle" und stellte sich ihm zur Verfügung, um ihm die niedrigen Verbrecher fern zu halten und ihn gegen von oben her angeordnete Widerwärtigkeiten und Brutalitäten der Aufseher zu schützen. Jeder Gefangene höheren Standes hatte seinen Schutzgeist.

Der Obercamorrist des Gefängnisses war im Besitz mehrerer Messer und Stilets, die er in gutem Versteck hielt, wo die Aufseher sie nicht finden konnten oder nicht finden wollten. Ereignete es sich, daß bei einer unerwarteten Inspection die Gensdarmen dieselben fanden, lachte der Camorrist und sagte: „Nehmt sie nur, morgen haben wir andere."

Und in der That: irgend einem der Besucher wurde der Auftrag ertheilt, einem Meister mitzutheilen, daß man Messer brauche, und sofort waren sie eingeschmuggelt.

Die Besuche durften täglich während zwei Stunden stattfinden. Rief der Wärter einen Gefangenen in den Sprechsaal, drückte ihm der Camorrist einen Zettel mit Aufträgen in die Hand. So blieb der Verkehr zwischen Camorra und Volk rege; Jeder gehorchte und willfahrte ihnen, und gerade dies bildete die Stärke der Bande. Wäre man ihnen energisch entgegengetreten, so hätte man sie unterdrückt, denn trotz aller Frechheit waren sie feige. Sie waren der Auswurf, die Fäulniß der Großstadt, in jeder Beziehung das Gegentheil der sicilianischen und calabresischen Briganten, deren Kühnheit und Todesverachtung oft Bewunderung erregt, und unter denen es manchen hochherzigen Mann hohen Namens gab, der durch ein heißblütiges, meist auf Liebesunglück begründetes Jugendverbrechen in die Berge geflüchtet war und in der Alternative zwischen Köpfung und Freiheit die Brigantenfreiheit wählte. Wir nennen einen Antonelli, Name des berühmten Cardinals Pius IX., mit dem selbst der energische König Murat unterhandeln mußte.

Eines Tages wurde ein Geistlicher, Calabrese, in das Gefängniß der Vicaria geführt, wo er eine Frauenangelegenheit abzubüßen hatte. Sofort forderte der Camorrist das Geld für die Madonna, das der Priester nicht zahlen konnte, weil er nichts hatte. Der Camorrist glaubte ihm nicht und hob den Stock. „Ah," rief der Geistliche, „Du bist ein Feigling, ein Lump, der sich nicht schämt, einen Unbewaffneten anzugreifen; hätte ich eine Waffe, würdest Du weniger frech sein." Diese Sprache imponirte dem Camorristen. Ohne Erwiderung begab er sich zum Obern, forderte zwei gleiche Messer und reichte eines dem Geistlichen. Der Kampf war kurz: Der Priester, ebenso kühn wie geschickt, tödtete seinen Gegner beim zweiten Stich. Jetzt erfaßte Jenen Angst, denn er war zwiefach dem Tode verfallen. Entging er der Rache der Camorristen, verfiel er der Gerichtsbarkeit. Zu seinem Erstaunen traten die Camorristen der Vicaria für ihn in die Schranken und handelten eigenmächtig. Sie drohten den Aufsehern die Sträflinge aufständig zu machen, eine Revolte anzustiften, das Gefängniß einzuäschern, wofern man den Vorfall nicht verschweige. Die Leiche wurde Nachts heimlich hinausgeschafft und in's Meer geworfen. Als der Geistliche sich Abends auf seine Branda streckte, fand er ein Säckchen mit Kupfermünzen unter seinem Kopfkissen, das jede Woche erneuert wurde. Auch die Camorra ehrte Muth und Kraft. Ein ähnlicher Fall fand außerhalb des Gefängnisses statt, im Jahre 1859. Ein Herr, wieder Calabrese, hatte in einem Billardsaale mehrere Partieen gewonnen. Als er das Local verließ, trat ein Camorrist an ihn heran und forderte den Zehnten. „Mit welchem Rechte?" fragte der Andere unerschrocken. Der Camorrist hob seinen Knotenstock, der Calabrese zog sein Stilet. Sofort senkte der Camorrist seinen Knüttel, grüßte militärisch und ging davon. Am folgenden Abend, als der Calabrese dasselbe Local verließ, traten zwei Camorristen an ihn heran und überreichten ihm einen Stock mit den Worten: „Prendete, Eccellenza, quest' bastone animato. (Nehmen Sie Excellenz diesen „beseelten" Stock.) Die Camorra schenkte ihm, als Anerkennung seiner Unerschrockenheit, einen Degenstock.

Nicht nur in der Vicaria, in allen Zuchthäusern und Strafanstalten jeder Art, wo man zu jener Zeit willkürlich Verhaftete mit den niedrigsten Verbrechern zusammenwarf, leisteten die Camorristen wesentliche Dienste, und deshalb duldete man ihre Brandschatzung. Sie waren von der Verwaltung autorisirt, die Ordnung aufrecht zu halten, den Wärtern bei Ueberwältigung undisciplinirbarer Bösewichter beizustehen; gleichzeitig standen sie dem schwachen Sträfling bei, straften und rächten Uebergriffe.

Ein bourbonischer Soldat war desertirt, um sich bei den Freiheitsbewegungen in der Lombardei zu betheiligen, war thörichterweise zurückgekehrt, verhaftet und in die Vicaria gesteckt worden. Er führte eine kleine Geldsumme in Ducaten bei sich, bekanntlich eine sehr kleine subtile Goldmünze, die ihm von zwei Sträflingen sofort geraubt wurde. Er wandte

sich an die Camorristen. Statt Gewalt anzuwenden, schlugen sie den beiden Verdächtigen eine Partie Morra vor und lieferten den Wein. Kaum war das Getränk verschluckt, folgte ein heftiges Erbrechen und die Ducaten waren restituirt. Zwei Drittel wurden dem Eigenthümer zurückerstattet, der Rest fiel in die Camorrakasse, die Diebe wurden hart geprügelt.

Die Camorristen in den Gefängnissen hatten ihren Secretär oder Berichterstatter. Sie wurden von außen her in den Vorgängen in der Corporation genau unterrichtet, behielten Stimmrecht, hielten im Gefängniß ihre Sitzungen und Bewegungen, erwiderten die Kundgebungen und berichteten über die Vorgänge. Hatte ein Picciotto, Compagno, sich etwas gegen das Reglement zu Schulden kommen lassen, sich gegen den Obern aufgelehnt, gestohlen, wurde er laut Paragraph N. N. bestraft, doch diese Strafe durfte erst nach Zustimmung der Meister in der Stadt vollzogen werden. Diese Berichte wurden in barbarischem Neapolitanischen Dialekt verfaßt und waren fast unleserlich, denn nur sehr Wenige unter ihnen konnten lesen oder schreiben. Sie waren in Briefform und begannen stets: Der Meister N. N. und alle Compagni grüßen den Meister X. X. und seine Compagni ꝛc.

Hierdurch wurde die Brüderlichkeit hervorgehoben. Nach dem kahlen Bericht über die eingezogenen Gelder, welche von den Gefängnissen, Kasernen, Hospitälern wöchentlich an die Meister befördert wurden, erfolgten die Einzelheiten. Bei wichtigen Mittheilungen schrieb man allegorisch. In einem derartigen Schreiben handelte es sich um ein kostbares Pferd, das zu gute Hufeisen hatte und in schwindelndem Fluge galoppirte. Dann war es aber doch einmal ausgeglitten und gestürzt, hatte sich aber nicht getödtet, sondern war nur hinkend geblieben. Vermuthlich handelte es sich um eine weitgeplante Gaunerei.

Eines Tages, bereits nach der Annexion, wurde ein famoser, hochverehrter Camorristenchef in die Vicaria gebracht. Mit Jubel, wie ein Fürst wurde er empfangen. Aus Dankbarkeit schwenkte er den breitrandigen Filzhut und rief: „Allgemeine Amnestie!“

Außerhalb der Gefängnisse fand eine völlige Straferlassung nicht statt und bedurfte es der Intervention einflußreicher Mitglieder, um eine Strafe zu mildern oder abzukürzen. Zu den härteren Strafen gehörte Entziehung des Stimmrechts, der Activität und Verlust des Antheils an dem gemeinsamen Verdienste. Diese Strafe durfte nur in schweren Fällen einen Monat überdauern. Ein Camorristen-Aufseher hatte eines Tages den Dienst im Gefängniß verweigert; er wurde auf sechs Monate suspendirt.

Die in der Stadt bei ihrer Familie Wohnenden stellten sich, wofern es ihren Zwecken entsprach, krank, brachten sich mit irgend einem scharfen Kraut einen Ausschlag bei, eine Geschwulst, ließen den Arzt rufen, um in das Krankenhaus geführt zu werden und dort ihre Heldenthaten auszuführen. Auch die Kasernen waren ein weites Feld, durch die Freiheit, die

der Camorristensoldat hatte, außerhalb mit der Bande zu verkehren. Immerhin blieben die Gefängnisse die reichste Quelle.

Ein Augenzeuge, ein politischer Gefangener, versicherte, daß die allein im Gefängniß der Vicaria erpreßte Summe wöchentlich 1200 bis 1300 L. einbrachte, wovon die Hälfte dem Obergefängnißwärter zufiel; das Uebrige wurde wöchentlich gewissenhaft den Meistern zugestellt. Die Camorristen überwachten sich gegenseitig, und auch ohne das wäre es nie einem Mitglied in den Sinn gekommen, die Corporation zu betrügen. Hier könnte man das französische Sprichwort anwenden: Où l'honneur va-t-elle se nicher!

Ueberhaupt spielte die Ehre und noch mehr der Ehrgeiz eine große Rolle; es ist nicht übertrieben, wenn wir sagen, daß der neapolitanische Straßenbube, von dem Augenblick an, da er denkfähig war, kein höheres Streben kannte, als Camorrist zu werden.

Die Beziehungen der Verbrüderung zu den Behörden sind durch später vorgefundene Acten nachgewiesen worden.

War ein neuer Meister gewählt worden, begab er sich zum Polizeisecretär seines Stadtviertels, stellte sich ihm zu Diensten, drückte ihm zehn Piaster in die Hand und ließ durch ihn den Polizeipräsidenten um eine Privataudienz bitten, um sich ihm vorzustellen. Ein französischer Schriftsteller, der zu jener Zeit einen Posten in Neapel bekleidete, will wissen, daß nach solcher Visite dem Polizeichef von der Camorra die Summe von 100 Ducaten zugeschickt wurde. Thatsache ist, daß jeder Camorristenchef von der Polizei, aus dem Fonds für geheime Ausgaben, monatlich hundert Ducaten (425 f.) erhielt, die in die Allgemeinkasse flossen, und daß die Verbindung bei Vertheilung der Caruscello (Sparbüchse, zusammengeraffte Summe) 1/4 an das Polizeibureau des Stadtviertels zahlte, das unter die niederen Polizeibeamten vertheilt wurde. Die Camorra stand der Polizei Tag und Nacht zu Diensten, und da ihr Arm sich über das ganze Land erstreckte, verfolgte und entdeckte sie Verbrecher, die selbst eine vorzügliche Polizei nicht hätte entdecken können; mißlang dies, konnte man annehmen, daß ein Camorrist selbst der Missethäter war, und dann wurde die Sache todtgeschwiegen. Das Vertrauen des Volkes auf die Camorristen war so groß, daß man bei einem Diebstahl, Einbruch, Mord nicht die Polizei rief, sondern man suchte und fand in einer Schenke einen Camorristen und beauftragte ihn, den Thäter zu finden gegen Belohnung.

Ein hauptsächlicher Grund, weshalb die beiden Gegensätze der Bevölkerung, Volk und Polizei, gleichzeitig sich dieser Kräfte bedienten, lag darin, daß die Verbindung sich nicht um Politik kümmerte. Kein Camorrist hat jemals zu den Carbonari oder zu irgend einer anderen politischen Verbindung gehört. Wäre dies der Fall gewesen, hätte sich das Volk, aus Furcht vor Verfolgungen, fern gehalten, und die Regierung hätte sie zerstört.

So stand es um die Camorra zur Zeit der verfehlten Revolution von 1848. Die Barrikadenhelden vom 15. Mai, Alles Söhne der besten

Familien, wurden getödtet, eingekerkert, auf die Verbrecherinseln geschickt; das Volk plünderte und raubte, und die Polizei ließ es plündern, denn es schrie: Viva il Rè. Hierauf folgten zehn Jahre fürchterlichster Tyrannei, welche ausschließlich den gebildeten Mittelstand traf, Professoren, Gelehrte, Schriftsteller, Aerzte, Juristen u. A., und während welcher die wenigen Freiheitskämpfer, die den Krallen der Reaction entronnen waren, und der junge, frische Nachwuchs mit bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit an dem Werke der Befreiung fortarbeiteten. Dies erforderte Kräfte und wo sie hernehmen? Der Adel schaarte sich um den Hof, der begüterte Bürger fürchtete die Revolutionen, weil sie die Geschäfte hemmten, und jeder Versuch, das Volk — diese eigentliche Seele civilisirter Nationen — zum Bewußtsein zu erwecken, scheiterte an Gleichgiltigkeit und Indolenz. Unter den Bourbonen gab es kein Volk mehr wie zur Zeit eines Masaniello, sondern nur Pöbel, und dessen Freiheitsbegriffe beschränkten sich auf diejenige Freiheit, die jener Pöbel verlangte und genoß: die Straßenfreiheit. Er durfte auf der Straße Maccaroni essen, sie verdauen und schlafen, durfte Handel treiben und stehlen, Karten spielen und sich raufen, den Freudenmädchen nachlaufen wie den Priestern mit der Hostie oder den Processionen. Die Lage und die Rechte anderer Völker waren ihm unbekannt, denn er las keine Zeitungen, weil er nicht lesen konnte.

Wo nun aus solcher Masse die Kräfte hernehmen, um eine große Sache zu erkämpfen? Womit das verfaulte Holz anzünden? Man übersteigt einen Gebirgskamm, doch im Sumpf versinkt man.

Inmitten dieser stumpfen, verthierten Masse gab es nur einen kleinen Haufen starker, verwegener Männer, die freilich ihre Thatkraft zu unedlen Zwecken verwendeten, die aber die Einzigen waren, welche Macht und Einfluß ausübten: die Camorristen.

In ihrem glühenden Streben klammerten die Freiheitskämpfer sich an die Camorristen, hoffend, durch sie das Volk aus seiner Lethargie zu reißen. Vielleicht auch überschätzten sie diese verwegenen, unermüdlichen Männer und hielten sie für fähig, sich für ein humanisirendes Werk zu interessiren.

Der Führer der Verschworenen hatte zuerst eine Unterredung mit dem Obersten der Secte, doch dieser enthielt sich jedes Urtheils und schlug eine Zusammenkunft vor mit den zwölf Meistern. Diese fand Nachts (1850) auf einem abgelegenen Platze hinter den Mauern des Armenhauses statt. Die Camorristen stellten sich einzeln ein, den breiten Rand des Filzhutes herabgeschlagen; das Erkennungszeichen war ein leises Schnalzen mit der Zunge.

Sie hatten sich bereits berathen, ihren Plan entworfen und traten nun als Volksmänner auf, die mit völliger Selbstverleugnung nur nach dem Wohl des Volkes trachteten. Der Rädelsführer machte dem Haupt der Verschworenen Vorwürfe über die Revolution von 1848, von der man das Volk ausgeschlossen, und die in keiner Weise die Interessen des Volkes als

Ziel gehabt hätte. Dasselbe stehe auch jetzt zu erwarten; die beabsichtigte Revolution trachte nur nach Errungenschaften zum Besten der Galantuomini in guanti (Gentlemen mit Handschuhen). Doch alle diese Errungenschaften, wie Preßfreiheit, Redefreiheit, Versammlungsrecht nützen dem Volk nichts. Das Volk brauche Verminderung der Abgaben, billigere Lebensmittel — brauche Brod. Eine neue Regierungsform, ob Republik oder das sardinische Königsthum, würde nichts an der Lage des Volkes verbessern — vielleicht das Gegentheil. Das Volk nur für eine ihm interessenlose Sache aufständig zu machen, es den Barrikaden und Gefängnissen auszusetzen, sei eine schwierige Sache, die nur durch große Summen zu erreichen sei. Es lag etwas Wahres in dieser Argumentirung, die damit endete, daß jeder der zwölf Camorristenchefs für die ersten Schritte 10000 Ducaten forderte.

Das Haupt der Verschworenen erkannte seinen Irrthum, den es schwer bereute, um so mehr, als es gefährlich war, sich diesen abgefeimten Spitzbuben anvertraut zu haben, die ihn und alle Mitbetheiligten in's Verderben stürzen konnten. Doch sie übten nicht Verrath, sondern beschränkten sich darauf, das ihnen geschenkte Vertrauen so viel als möglich auszubeuten.

Man einigte sich dahin, daß jeder Camorrist, je nach der Anzahl Männer, die er in seinem Stadtviertel stellen konnte, unter Decurien und Centurien, eine entsprechende, immerhin hohe Summe erhalten sollte. Sie verpflichteten sich ihrerseits, die nächste haltbare Gelegenheit zu ergreifen, um Demonstrationen gegen die Regierung zu veranlassen, die an einem bestimmten Tage sich zu einer offenen Revolte in allen Stadttheilen steigern sollten.

Sie erhielten jeder ein Kärtchen aus Pergament mit dem Worte „Ordina", Losungswort der Verschworenen, das als Erkennungszeichen und gleichzeitig als Bon oder Check beim Comité der Verschworenen dienen sollte.

Wochen und Monate verflossen, und es blieb bei dem Versprechen und Vorbereitungen, doch weder Demonstrationen noch Revolte brachen aus. Die Camorristen fuhren fort alle Freisinnigen zu ranҫonniren, auch solche, die garnicht zur Verschwörung gehörten und nur im Ruf liberaler Ansichten standen, stets unter dem Versprechen der bevorstehenden Revolution.

Auf diese Weise ward die Camorra in die Politik hineingezogen, wie einige Jahre später, durch Pius IX. und Franz II., die abruzzischen und römischen Briganten zu feurigen Patrioten gestempelt wurden.

Nach und nach war es bekannt geworden, daß die Camorristen conspirirten. Die Präfectur schritt gegen sie ein, und im Jahre 1857 wurden Zahllose arretirt und in den verschiedenen Gefängnissen untergebracht, von wo sie unverdrossen, sogar von den Inselgefängnissen, fortfuhren, ihr Wesen zu treiben. Nun standen sie im Auge des Volkes als Märtyrer da, als Opferlamm. Vielen wurde noch vor der Deportation, Anderen bereits während der Gefangenschaft zur Flucht verholfen. Das Volk, sogar unbeschuldigte, ehr-

liche Kleinbürger beherbergten und versteckten sie. Und merkwürdig! in ihren Schlupfwinkeln erhielten sie bei der Vertheilung des „barottolo" ihren Antheil. Ein berühmter Camorristenchef mit dem Beinamen Piazzario (von Piazza), weil er ein öffentlicher Ausrufer war, befand sich auf freien Füßen. Schnell hatte er die Lücken ausgefüllt, neue Häupter gewählt, um die bevorstehenden Umwälzungen abzuwarten.

Jedermann kennt die Vorgänge des Jahres 1860, in dem die aus so heterogenen Kräften zusammengesetzte Trinität Garibaldi, Cavour, Victor-Emanuel Süditalien von den Bourbonen befreite, um es Piemont einzuverleiben.

Unter den vielen Sisyphosarbeiten, welche dieses schwergewichtige Geschenk dem Königreich Sardinien auferlegte, war die Vernichtung der Camorra, welche bis heutigen Tages noch nicht gelungen ist, eine der schwersten.

Nach der Amnestie öffneten sich die Gefängnisse und warfen pêle-mêle Freisinnige, Deserteure, Verbrecher und Camorristen aus. Die Ersten schwenkten die roth-grün-weiße Fahne; die Zweiten schaarten sich um den jungen König Franz, um als niedrige Söldner seinen morschen Thron aufrichten zu helfen; die Camorristen aber kümmerten sich weder um Franz II. noch um Victor Emanuel II. Sie überflutheten Neapel, um sich gegen die Polizei zu rächen, gegen dieselbe Institution, der sie ihre Kräfte geliehen, die ihr Geld angenommen, und die sie schließlich verfolgt und arretirt hatte.

Sie überfielen die Polizei-Bureaus, verbrannten die Acten und mißhandelten die Beamten.

Die Zustände in Neapel waren entsetzlich zu jener Epoche. Die Bureaus der öffentlichen Sicherheit zerstört und ohne Beamten, das Volk raubgierig plündernd, die Sanfedisten zügellos, die Nationalgarde noch nicht organisirt, und der neue Präfect, Liberio Romano, diesen Zuständen gegenüber ohnmächtig.

Erfahrene Staatsmänner des gestürzten Reiches gaben ihm den Rath, es zu machen, wie man es zuvor gemacht, die Camorra zu benutzen. Liberio Romano überwand seine Skrupel, denn es galt die Stadt vor den Uebergriffen des berauschten Pöbels zu schützen.

In vierundzwanzig Stunden war die Camorra zusammengerufen und ihr die Ueberwachung der Stadt anvertraut.

Ihre Abzeichen waren eine rothe Cocarde und der Knotenstock.

Die Erpressungen waren eingestellt, Tumulte, Raub, Plünderung hörten auf wie mit einem Zauberschlag, und die Camorristen gingen in ihrem momentanen Amtseifer sogar so weit, Polizisten zu beschützen, welche der Pöbel aus persönlicher Rache verfolgte.

Niemals hatten in Neapel so wenige Raufereien und Diebstahl stattgefunden wie in diesen Tagen.

Dieser glückliche Erfolg, den man nur dem Einfluß der Corporation verdankte, veranlaßte die Präfectur, aus den Camorristen mit Untermischung anderer Popolani eine organisirte Stadtwache zu bilden, mit den zwölf Meistern als Bezirkshauptleuten.

Der Erfolg war vorzüglich. Die Camorristen bewährten sich ehrenhaft, waren stolz und legten eine Art Begeisterung an den Tag. Doch Enthusiasmus und Ehrenhaftigkeit waren nur von kurzer Dauer. Ihre moralische Widerstandskraft war schwach, und die Versuchungen, die durch ihre Anhänger im Volke an sie herantraten, waren gewaltig.

Gleichzeitig bestand in Neapel eine weitausgedehnte, von der Camorra unabhängige Schleichhändlerbande. Der ganze Handelsstand Neapels schmuggelte, und wer es nicht gethan hätte, wäre verhöhnt worden. Die kleinen Kaufleute handelten direct mit den Schmugglern, die großen wieder, die Galantuomini in guanti — welche das Decorum beobachteten, — bedienten sich der Vermittelung der Camorristen, welche bei dem regen Hafenverkehr und der ausgedehnten Landzufuhr trotz der eigentlichen Schmuggler kolossale Summen verdienten. Der Kaufmann, der Schmuggler, der Camorrist, der Zollbeamte, Alle bereicherten sich zum Schaden des Staats. Die Statistik weist nach, daß das Zollamt zu Neapel, das durchschnittlich 40 000 Dukaten täglich einbrachte, zu jener Zeit höchstens 1000 lieferte. Dieser Erwerb war leichter und lucrativer als der der Stadtwachen. Außerdem hatten sie eine neue Quelle entdeckt: sie verfolgten die Bourbonischen mit der Drohung sie zu denunciren, und Viele gingen in die Falle und zahlten.

Schon in den vorhergehenden Jahren war die Corporation arg gesunken, und der Respect, den sie dem Volk einflößte, hatte sich nach und nach in Schrecken verwandelt. In Folge der ihr zu Theil gewordenen Ehren war sie übermüthig geworden, ihre Verwegenheit zu Frechheit ausgeartet. Dieselben Missethaten, die sie früher gezüchtigt und verhindert, Diebstahl, Mord, verübte jetzt die entzügelte Bande, und der Augenblick allseitiger Wirren gab reichere Gelegenheit dazu als jemals. Die neue Regierung hätte sich eine Blöße gegeben, hätte sie diesem Unfug nicht zu steuern gesucht durch schnelles energisches Vorgehen. Man verhaftete sie massenweise und vertheilte sie in allen Gefängnissen des Landes.

Damit war die Verbrüderung momentan zerstört, doch nur in ihrer Form des Zusammenhaltens. Gerade diese Form aber, ihre hochtrabende Gesetzgebung war es, was ihr ein so absonderliches Gepräge aufdrückte.

Auch die sicilianische Maffia, auch die Briganten handeln gemeinschaftlich, doch ohne festes Band, ohne gegenseitige Verpflichtung. Anders war es bei der Camorra, die auf Leben und Tod aneinander gebunden war.

Schon die Aufnahme in die Association war schwierig, und vielleicht gerade deshalb strebten die Knaben aus dem Volke so eifrig darnach. Ihre Erziehung, oder besser gesagt ihre systematische Verwahrlosung legte den Grund dazu.

Trotz der herrlichen Boulevards, Squares, Statuen, elektrischen Beleuchtung und allem sonstigen modernen Luxus der berühmten, meistbevölkerten Stadt Italiens, hat sich bis heute ihr Volksleben wenig geändert*).

In Süditalien hängen die Kinder an der Mutterbrust, bis sie stehen, gehen, sprechen können, bis in ein Alter hinein, da der deutsche Bube schon einen guten Schluck Bier zu würdigen weiß. Oft finden wir in den Volksstadttheilen eine blutjunge Mutter, deren Antlitz dem anspruchvollsten Maler zum Modell eines Madonnenkopfes dienen könnte. An den offenen Brüsten hängen zwei starke dicke Säuglinge von 1—2 Jahren, während das Aelteste füßestampfend und drohend seinen Antheil verlangt und sich nur unwillig mit einer Wassermelone, einer Gurke abfinden läßt. Ist der erste Lebensabschnitt, der des Entwöhnens, ein überwundener Standpunkt geworden, wird dem zukünftigen Staatsbürger absolute Freiheit und Unabhängigkeit zugestanden, und er macht die ersten Schritte auf seinem Lebenswege, das heißt: er darf sich nur fern von den Röcken seiner Mutter, unter einem Haufen seinesgleichen auf der Gasse herumwälzen. Ungewaschen, ungekämmt, stets in denselben Lumpen, springt er von seinem Lager hinaus, im günstigsten Falle mit einem Stückchen Brod versehen. Ein etwas älterer Bruder oder Kamerad sorgt für den Luxus des Mahles, indem er aus dem Hängekorb eines vorübertrabenden Esels einen Kopfsalat, Finochi, Tomaten, eine Orange oder Granate stiehlt. Gelingt es ihm mit Hilfe des wimmernden Kleinen, dem diese Nacht die „Mämma gestorben, oder der Babbo ertrunken ist", ein paar Soldi zu erbetteln, läuft er zum nächsten eisernen Kochofen, wo inmitten der Straße Maccaroni, Sardinen, Schnecken, Focaccia (Oelkuchen) verabreicht werden, kauft sich ein Gericht und verzehrt es stehenden Fußes mit den Fingern. Doch diesen Luxus gestattet er sich nicht täglich; denn der Neapolitaner hungert geduldig, wofern ihm einige Soldi zum Kartenspiel bleiben. Mit acht Jahren raucht der Straßenjunge Cigarrenstumpfe, die er unter den Tischen der Kaffeelocale, mit stoischer Verachtung der Fußtritte auflieſt oder einem Vorübergehenden mit katzenartiger Geschicklichkeit aus dem Munde reißt. Mit neun Jahren ist er perfecter leidenschaftlicher Spieler. In jeder Gassenecke, auf Schutthaufen, in den Hausthüren, mit Vorliebe auf den Kirchentreppen, finden wir sie zu zwei, dreien, lang hingestreckt, mit den Bronzebeinen gesticulirend, schreiend, rauchend, Karten spielen, und stets um Geld, in Ermangelung um Cigarrenstumpfe oder sonst etwas.

---

*) Im Monat März d. J. (1899) ereignete sich Folgendes in Neapel. Ein Schutzmann befahl einer Frau, die Wäsche fortzunehmen, die sie auf einem Square zum Trocknen aufgehängt hatte, was sie verweigerte. Anstatt sie gesetzmäßig zur Polizei zu führen, durchschnitt er die Leine und ging davon. Gegen Abend wurde er während seines Dienstes auf der Straße von drei Burschen überfallen, während ein vierter ihm die Ohren abschnitt, die am folgenden Tage dem Gemeindehaus zugeschickt wurden.

Der englische Arbeiter schenkt seinem heranwachsenden Knaben eine Uhr, wenn auch nur in einer Messingkapsel; denn der Engländer sagt: Time is money. Der Neapolitaner schenkt ihm — ein Messer. Wird es ihm nicht geschenkt, erbettelt und spart er die nöthigen Soldi, um es zu kaufen, wofern er es nicht irgend wo stehlen kann. Die Allerkleinsten suchen im Kehricht ein Stückchen Blech, befestigen es an einem Stöckchen und lernen damit das Schwert führen. Somit ist der Elementarunterricht für den künftigen Beruf beendigt.

Zur Zeit der Camorra nun gab es für die Volksbuben kein höheres Lebensgut, als Camorrist zu werden. Die geeignetste Art, diesen hohen Posten zu erreichen, war die, bei einem kleinen Kaufmann oder Handwerker in die Lehre zu treten, denn größtentheils gehörten die Camorristen diesen Ständen an. Dort war Hoffnung, sich ihnen zu nähern, sich irgend wie hervorzuthun, sich das Wohlwollen eines Compagno (activer Camorrist) zu erringen, und als Aspirant vorgeschlagen zu werden. Die Aspiranten, im Alter von 13—15 Jahren, wurden den Picciotti (von petiot, der Kleinere, Jüngere) unterstellt. Sie waren eine Art Laufburschen, mußten wittern, spioniren, Taschen- und Schaufensterdiebstahl begehen, sich mit dem Messer unter Raufer werfen, irgend Jemand zu verwunden, ohne sich fangen zu lassen, zu keinem anderen Zwecke, als Beweise von Geschicklichkeit und Verwegenheit abzulegen. Die Picciotti jedes Viertels hatten die Aspiranten anzuleiten, zu überwachen und den Compagni zu berichten. Hatte er sich zwei bis drei Jahre als tüchtig und zuverlässig bewährt, und wurde er von einem angesehenen Compagno empfohlen, durfte er sich dem Meister vorstellen, um als Picciotto aufgenommen zu werden. Neben Schlauheit und Frechheit wurden noch andere Bedingungen gestellt.

Zu einer Zeit und in einem Lande, wo nur die Kraft des Stärkeren anerkannt wurde, genoß die Camorra eine gewisse auf Furcht begründete Achtung, und sie war bemüht, sich dieselbe zu erhalten.

Wie seltsam der Widerspruch auch sei, in diese Missethäterbande wurden nur Burschen aus verhältnißmäßig ehrenhaften Familien aufgenommen, denen kein offenbarer Makel anhaftete. War der Vater gemeinen Diebstahls halber im Gefängniß, gehörte Mutter oder Schwester der Prostitution an, führte der Bursche selbst ein liederliches Leben, war er trotz aller vielversprechenden Fähigkeiten nicht zulässig. Desgleichen waren Familienmitglieder von Polizisten, Gensdarmen, Marinesoldaten ausgeschlossen.

Die Bewerbung um den Rang des Picciotto erforderte drei Prüfungen. Durch allerlei Schliche und Umwege wurde der Bursche verführt, ein ihm anvertrautes Geheimniß gegen Bestechung zu verrathen. Gelang dies, ward er ausgestoßen.

Die zweite Prüfung bestand in einem Messerkampfe mit einem bereits matriculirten Picciotto, in dem der „Fuchs“ seinen Gegner verletzen, doch nur leichthin streifen durfte; war er ungeschickt und verwundete ernstlich,

erstach der Andere ihn zur Stelle. Fiel das Duell befriedigend aus, worüber die Compagni entschieden, trat der hoffnungsvolle Jüngling als Piocotto d'onore ein, dem man keinen Einblick in die innersten Geschäfte gestattete. Nach einjähriger Dienstzeit, und wofern er sich während dieser Frist keine Bestrafung zugezogen hatte, wurde er zur letzten Prüfung zugelassen: Zwölf Camorristen, mit gezogenen Messern in der Hand, bildeten einen Kreis, in dessen Mitte eine Kupfermünze auf dem Boden lag. Auf ein gegebenes Zeichen warfen sich Alle zugleich mit den Messern auf die Münze, die der Bewerber fortreißen mußte.

Die Hand war mehr oder weniger zerstochen, aber er war zum Picciotto di sgario (Scariglo, Mann mit Waffen) hinaufgerückt und somit der Corporation einverleibt, doch ohne den Eid zu leisten. In dieser untergeordneten Stellung blieb er sechs, ja acht Jahre, je nach seinen Verdiensten, ohne einen Heller am Antheil des Gewinnes zu erhalten; hatte er sich durch eine kühne That ausgezeichnet, schenkte ihm sein Meister eine kleine Belohnung aus der Kasse.

Diese Entsagung armer und außerordentlich geldgieriger Leute, diese Ruhmsucht auf dem Wege des Verbrechens ist ein psychologisches Räthsel und verräth die tiefste Verworfenheit.

Dem Picciotto wurden die heikelsten, allerschwierigsten Arbeiten auferlegt. Trat im Stadtviertel irgend Jemand den Camorristen hindernd in den Weg, fanden in Folge persönlicher Reibungen Feindseligkeiten statt, hatte ein schlechtes Frauenzimmer oder ein frecher Bursche die Frau eines Camorristen beleidigt, mußte die betreffende Person aus dem Wege geräumt werden, und es oblag einem Picciotto, sie zu freddare (kalt machen).

Ein derartiger Auftrag veranlaßte Streit bis zu Messerstichen, und es mußte durch das Loos entschieden werden, wem die Ehre zufalle. War die Polizei ihnen auf den Fersen, drängten sich alle Picciotti danach, die That vollbracht zu haben, und wieder entschied das Loos, wer sich schuldig bekennen durfte. Sechs, acht Jahre Zuchthausstrafe sicherten ein schnelles Vorrücken, und bei zehnjähriger Verurtheilung war der Glückliche sicher, im zweiten Jahre, oder gelang es ihm zu entspringen, sofort zum Compagno ernannt zu werden; damit war er activer Camorrist und hatte alle Rechte errungen: Thätigkeit, Stimmrecht, Wahlrecht, Antheil an der Beute, sowohl im Gefängniß wie auf freiem Fuß. Ohne solchen wünschenswerthen Zwischenfall machte der Picciotto nach sechs- oder achtjähriger Dienstzeit eine Eingabe an den Obern, um sein berechtigtes Avancement zu fordern.

Wurde nach skrupulöser Erwägung der moralischen und geistigen Fähigkeiten des Vorgeschlagenen seine Aufnahme beschlossen, fand dieselbe unter großen Ceremonien und Feierlichkeiten statt.

Die zwölf Meister, mit einer Anzahl von „Räthen" — eine Art Senat, der aus den Einflußreichsten zusammengesetzt war, — versammelten sich in einem ihrer Locale, setzten sich um einen runden Tisch, auf dem sich

ein Dolch, eine Pistole, eine Flasche Wein mit der Etikette „Gift“ befand und eine Lanzette. Der Picciotto wurde von einem der Verbrüderung angehörigen Barbier, der, wie alle Barbiere in Süditalien, zugleich Aderlasser war, eingeführt. Dieser öffnete ihm eine Ader am Arm, ließ das Blut in ein Becken fließen, legte den Verband an und zog sich zurück. Der Picciotto tauchte die Rechte in das Blut, erhob sie und schwor der Verbindung, für die er freudig in den Tod gehe, Treue und Gehorsam. Hierauf ergriff er den Dolch, um sich zu tödten, doch der Großmeister gebot ihm, es zu unterlassen. Der Bursche stach mit Kraft den Dolch in den Tisch und führte die Pistole an die Stirne. Ein zweites Gebot erfolgte, worauf er sich ein Glas des vergifteten Weines einschenkte und die Lippen darin netzte. Jetzt erhob sich der Großmeister und gebot ihm, niederzuknieen, legte die Linke auf sein Haupt und schoß mit der Rechten die Pistole ab; dann wechselte er die Hände, warf das Glas zertrümmernd auf den Boden, steckte den Dolch in die Scheide, umarmte den Neuinvestirten und rief mit erhobener Stimme: „Dieser Mann soll anerkannt werden,“ worauf alle Anwesenden ihn umarmten. Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes wurde der Corporation im ganzen Lande angezeigt und gemeinhin mit einem Festessen in einer Schenke außer der Stadt gefeiert.

Wie es scheint, haben diese mittelalterlichen Ceremonien sich um das Jahr 1848, das so Manches lüftete und reinigte, abgeschwächt. Die Aufnahme fand seither auf einfachere Weise statt. Der Großmeister fragte den in den Bund Tretenden, ob er seine Pflichten kenne, worauf dieser erwiderte: „Ich kenne sie. Ich soll meinem Obern treu und gehorsam sein und jede Stunde todesbereit; soll keinen freundschaftlichen Verkehr pflegen mit Polizisten, Gensdarmen noch anderen, die öffentliche Ordnung aufrecht haltenden Beamten. Ich soll keinen Verrath üben an meinen Gefährten, sondern sie lieben und achten, weil jeder Mord, jede böse That ihr Leben in Gefahr bringt.“ Hierauf fand vor Augen der Versammlung zwischen dem Candidaten und einem durch das Loos bestimmten Compagno ein Messerkampf statt, aus dem Beide mit zerfetztem Gesicht hervorgingen, (— etwa wie die deutschen Studenten nach dem Duell —) leistete, die Hand auf zwei kreuzweise in den Tisch gestochene Messer legend, den Eid der Treue und umarmte die Anwesenden.

Wurde nach dem Ableben oder Austritt eines Meisters die Wahl eines Anderen nöthig, hatte die ganze Corporation, ausgenommen die Picciotti, Wahlrecht. Entstand eine Lücke durch Gefangenschaft, behielt der Gefangene seinen Grad, seine Macht und seine Rechte und wurde durch einen Viceobern ersetzt. Die Obern durften nichts beschließen ohne allgemeine Berathung, doch trotz dieser constitutionellen Verfassung herrschten militärische Einrichtungen: Strenge Disciplin, Subordination, Unterwürfigkeit gegen die Obern, leichtere und härtere Bestrafung bis zur Suspension, doch niemals durfte ein Mitglied ausgestoßen werden. Die äußersten Verbrechen:

Handgreiflichkeiten gegen einen Meister oder Verführung eines weiblichen Familienmitgliedes der Camorristen wurde mit dem Tode bestraft.

Begegnete ein Mitglied einem Meister auf der Straße, legte er die Hand an die Mütze und sagte: Masto, volete niente? (Meister, wollt Ihr nichts?) Die Compagni hatten den Titel Scio (Signori). Die Autorität und der Einfluß eines Meisters hingen weniger von seinem Grad, als von seiner Achtung gebietenden Persönlichkeit ab, und darum war die Wahl des Meisters von so großer Wichtigkeit. Dieser war der Präsident und Kassirer des Stadtviertels; ihm wurden alle Gelder eingereicht, er legte Rechenschaft ab, vertheilte sie, und ihm selbst stand der doppelte Theil der Compagni zu. Einer der zwölf Meister bekleidete für ein Jahr den Posten des Großmeisters.

Die Kasse hieß wie die Verbindung, la Camorra, aber auch il barottolo (von barattare, baratto, betrügerischer Tauschhandel), und die Vertheilung der Einnahme jedes Stadtviertels fand Sonntags statt. Ihr Jargon war nur ihnen verständlich und in allegorischer Beziehung oft komisch. Die Patrouillen nannte man gatti neri (schwarze Katzen); toccare la cascia (den Kasten anrühren) das Messer in's Herz stechen. Entstand Streit unter den Compagni oder Picciotti, hatte jeder Dritte das Recht, ja die Verpflichtung, einzuschreiten, und ihm mußte gehorcht werden; er brachte die Sache vor den Meister, welcher in geringfügigen Angelegenheiten urtheilte und richtete; waren aber die Streiter mit diesem Urtheilsspruch nicht zufrieden, entschied der Messerkampf, in dem gewöhnlich Einer fiel, und war der Tödter der vom Obern Verurtheilte, wurde harte Strafe, oft Todesstrafe über ihn verhängt.

Das Begnadigungsrecht stand Niemandem zu, auch nicht dem Großmeister. Ueberhaupt waren ihre Gesetze außerordentlich strenge, und ihre Gerichtsbarkeit wurde ohne mildernde Umstände ausgeübt. Als die schwersten Verbrechen galten Verrath an den Brüdern, Verführung ihrer Frauen und Töchter, Raub oder Tödtung im Auftrag von Privatpersonen. Suspension und Entziehung aller Rechte gehörte zu den schwersten Strafen.

Nach erfolgter Anklage, deren Wahrheit und Wichtigkeit streng untersucht wurde, erhielt der Angeklagte einen Vertheidiger, der nicht von ihm, sondern von den Obern bestimmt wurde, und die Verhandlung fand ohne sein Beisein, doch im Beisein sämmtlicher Mitglieder des Stadtviertels statt, welche urtheilten und richteten. Erfolgte das Todesurtheil, so wurde ein Picciotto durch das Loos zur Ausführung bestimmt, ohne daß das Urtheil dem Schuldigen mitgetheilt ward; bestanden nun aber Verwandtschafts- oder Freundschaftsbande zwischen Beiden, und lehnte der zum Henker Ernannte die Ehre ab, so wurde er als Feigling erklärt und früher oder später meuchlings erstochen, wogegen ein Anderer seine Pflicht that. Diese Mordthaten fanden meistens Nachts, in abgelegenen Gassen, in einem Hinterhalt statt. Entfloh ein Mitglied, waren alle Obern des Landes sofort, mit unbeschreib-

licher Schnelligkeit davon unterrichtet; flüchtete er in die Berge, nach Castellamare, Amalfi, zu den Briganten, so stießen diese ihn zurück, und dann fiel er früher oder später in die Hände der Obrigkeit und wurde in ein Gefängniß gebracht. Sein Ehrgefühl verbot ihm, sich zu verleugnen, und sofort berichteten die mitgefangenen Camorristen seine Anwesenheit dem früheren Meister, der den Auftrag ertheilte, den Feigling, den Deserteur zu tödten, was unverzüglich geschah.

Man schließe aus diesen Einzelheiten auf die Ausdehnung, Macht und auf das Sicherheitsgefühl der Bande.

Die Verbrechen in Gefängnissen wurden durch das Gesetz begünstigt, daß Mordthaten nicht mit Todesstrafen belegt waren, wofern der Mörder Provocation nachweisen konnte. Mit einer Stichwunde, die er sich selbst beibrachte und einigen falschen Zeugenaussagen war dies die leichteste Sache.

Der Camorrist durfte aus der Verbrüderung austreten. Damit verzichtete er auf alle Rechte und Vortheile und war ihrer Gerichtsbarkeit entzogen, hörte indeß durchaus nicht auf, ihr anzugehören. War er einflußreich und beliebt, durfte er als Rathgeber auftreten; übte er Verrath durch Enthüllung ihrer Institutionen, Pläne, wurde er hinterrücks erstochen. Betagte oder kranke Mitglieder wurden unterhalten, wie auch die Waisen und Wittwen der für die Sache Gefallenen, und der Gefangene ließ durch den Meister seiner Familie die nöthigen Existenzmittel zukommen.

Wie bereits gesagt, wurden die strengen Gesetze, welche diese merkwürdige Corporation zusammenhielten, nach dem Jahre 1848 sehr locker, und vielleicht gerade dadurch verlor sie ihr Prestige im Auge des Volkes und sank nach und nach, durch die momentanen Umstände gefördert, zu einer niederen Missethäterbande herab. Um die Zeit der Vereinigung des Südens mit Norditalien, und in den darauf folgenden Jahren, 1860—1864, herrschte die Camorra im ganzen Lande, besonders in Neapel, mit erschreckender Gewalt und war eine ebenso schwere Geißel wie die künstlich angestifteten Tumulte, die sie schüren half.

Dank der Energie und Unerschrockenheit des damaligen Präfecten und des Generals Lamarmora, der sich bei Unterdrückung der Brigandage in so hohem Grade verdient gemacht, wurden die Camorristen massenhaft arretirt und auf die Pontinischen Inseln im Tyrrhenischen Meere geschickt, westlich von Gaëta, die schon zur römischen Kaiserzeit als Verbannungsort dienten. Die Nähe des Festlandes gestattete einen steten Verkehr mit den Städten, besonders mit dem Kerne in Neapel, und die Camorristen richteten einen derartigen Unfug an unter den Mitgefangenen, Arbeitsaufsehern, Beamten, daß fortwährende Beschwerden an die oberen Behörden einliefen über ihre Indisciplinirbarkeit. Man suchte sie noch mehr zu isoliren und dachte daran, sie nach Sardinien zu deportiren; doch die Bevölkerung dieser Insel, bei der die Camorra nicht herrschte, fürchtete, durch etwaige Flüchtlinge diese Plage in ihrem Lande eingeführt zu sehen, und reichte

eine Petition an Victor Emanuel ein, um sie fern zu halten. Hierauf trat man mit Portugal in Unterhandlung, um auf dessen Besitzungen in Australien eine Insel zu erstehen, zum Zwecke, einen Verbannungsort ausschließlich für die Camorristen zu gründen. Diese Unterhandlungen führten zu keinem Ziele. Ende des Jahres 1862 schickte man einige neunzig nach dem Muratgefängniß in Florenz, über hundert auf die Insel Ponza und hundertdreißig nach Tremita, wo sie unter besonders ausgewählte erprobte piemontesische Gefängnißwärter gestellt wurden.

Am Abend der Deportation nach Ponza confiscirte man in Hospital St. Francesco in Neapel das Schreiben eines Camorristen an die Gefährten in den Carcere-nuove, in welchem diesen mitgetheilt wurde, daß ihr Meister „abgeführt" wäre und die Kasse mitgenommen hätte, infolgedessen sie diese Woche nichts zu erwarten hätten, doch mit Bestimmtheit auf nächste Woche rechnen könnten. Gleichzeitig wurden die für die neuen Wahlen Vorgeschlagenen genannt und gebeten, mitzutheilen, wen sie vorschlügen. Dies Schreiben wurde confiscirt, und nichtsdestoweniger hatten sie sich in wenigen Tagen über die Wahlen verständigt, und die zwölf Posten der Meister waren besetzt. Dies fand im Jahre 1863 statt, und in weniger als vier Wochen war die Camorra frisch organisirt, um von Neuem verfolgt und zerstört zu werden, wie die Nester unvertilgbarer Nagethiere.

Fragt man nun, ob diese unheilvolle Verbindung jetzt völlig vernichtet ist, muß man leider mit einer entschiedenen Verneinung antworten. Wie wäre es auch möglich, einen so tief in das Volksleben und Volkswesen eingedrungenen, auf Feigheit und Furcht einerseits, auf brutaler Gewalt andrerseits errichteten Mißbrauch in so kurzer Zeit zu zerstören. Hatte es nicht Jahrhunderte gedauert, bis das Raubritterthum seinen Nimbus verlor? Diese Helden, welche vom Standpunkt gegenwärtiger Civilisation aus betrachtet nichts Anderes waren, als freche Straßenräuber höheren Standes.

Zur Vernichtung derartiger Nationalgebrechen, die wie Giftpilze dem Sumpfe entwachsen, genügt es nicht, die Pflanze auszurotten, sondern der Boden muß umgearbeitet, ihm neue frische Erde zugeführt werden. Doch diese frische Erde ist nicht allein die Freiheit, dies gefährliche Spielzeug in rohen Händen, welches ein bigottes verderbtes Volk stets zu bösen Zwecken mißbrauchen wird. Die frische Erde ist die Volkserziehung, ist die Einwirkung des Zeitgeists. Was aber ist nun eine Spanne Zeit von kaum vier Jahrzehnten solcher Riesenaufgabe gegenüber, und nun gar in einem Lande, wo viele ähnliche Krebsschäden zu heilen waren und — zu heilen sind.

Nein, die Camorra ist nicht zerstört. Noch heute begegnen wir in den Straßen von Neapel dem Camorristen, den Jedermann erkennt, obgleich er weder Uniform noch sonst irgend ein Abzeichen trägt. Man erkennt ihn an dem Büschel leicht gekräuselter Haare, die an den Schläfen in das Gesicht gekämmt sind; man erkennt ihn an der dicken goldenen Uhrkette, die, an einem Knopf befestigt, im Halbkreis rechts und links in den Westen-

taschen verschwindet und an der eine Anzahl Breloc̈ks klappern, unter denen ein Hörnchen aus Korallen das hervorragendste ist, dies verhängnißvolle Korallenhörnchen, das jeder gute Neapolitaner niederen und mittleren Standes, beiderlei Geschlechts, als Talisman, als Schutzgeist gegen die Jettatura (bösen Blick) trägt; man erkennt ihn an der Anzahl breiter Ringe auf den plumpen Fingern und an einem besonderen Ausdruck von „Bonhommie", denn niemals erschien der Camorrist als unheimlich düstere Verbrechergestalt, im Gegentheil.

Nein, die Camorra ist nicht vernichtet. Jene Camorristenverbrüderung mit gekreuzten Messern, mit ihrer unlösbaren Zusammengehörigkeit und mysteriös-mittelalterlichem Popanz, die ist zerstört, aber die Camorra ist geblieben, nur hat sie eine Umwandlung erlitten, ist in eine unserer Zeit entsprechende Phase getreten, welche uns eingreifender, zerstörender und unbezwingbarer dünkt, als die Camorra unter den Bourbonen. Diese erpreßte vom Kleinbürger eine geringe Abgabe, die Jeder um so williger zahlte, als er Gelegenheit fand, durch irgend eine Prellerei den Schaden zu ersetzen; und die einige hundert Morde und Messerstiche zwischen Camorrist und Pöbel, welche die Statistik jährlich mehr einzureihen hatte, brauchte den großen Vortheil mit sich, den Schlamm der Bevölkerung etwas abzuschäumen.

Die höheren Schichten der Gesellschaft wurden von jener Camorra nicht belästigt, während die moderne Camorra, die Ränkespinnerei, die Camorra fin de siècle sich über alle Klassen erstreckt.

Die moderne Camorra kämpft nicht allein mit Messer und Knotenstock, sondern sie kämpft mit noch schneidigeren Waffen, gegen welche Niemand sich zu schützen noch zu wehren vermag. Sie tödtet mit Lüge und Verleumdung. Ihr Losungswort ist jetzt nicht nur Erpressung, sondern Hintertreibung; deren Endzweck nicht nur niedrige Geldgier, sondern Neid und Rache. Die moderne Camorra hintertreibt Jedes und Alles. Sie entsetzt die Leute ihres Amtes, vom höchsten Staatsbeamten bis zum niedrigsten Angestellten oder Domestiken und setzt andere ein. Sie hintertreibt Unternehmungen und Geschäfte, vom großen Eisenbahnbau bis zum Vermiethen eines möblirten Zimmers, das man nicht ohne Sensale (Vermittler) erreichen kann; sie hintertreibt Heirathen, Geburten, Erbschaften — Alles — nur nicht den Tod, der nicht zu hintertreiben ist.

1862 nach der Massendeportation konnte Neapel rufen:

La Camorra è morta — Viva la Camorra!

Und sie lebt, sie ist Nationaleigenthum geworden.

Ja, gerade jetzt, im Augenblick, da wir diese Zeilen schreiben, erhebt die Camorra ihr Haupt kühn und verwegen wie unter den Bourbonen, und trotz der Gleichstellung des italienischen Reiches mit den anderen europäischen Mächten, trotz seiner Civilisation und Cultur nach allen Seiten hin, wetteifern Brigandage, Camorra und Maffia, diese fürchterliche Meuchel-

mörderverbindung Siciliens, mit einander, und in den Straßen Neapels fallen die Polizeiwachen nächtlich unter dem Messer der Camorristen.

Im verflossenen Winter begaben sich einige vierzig der raffinirtesten Camorristen nach Marseilles, um dort, unter den ansässigen Italienern ihre Institution einzuführen: die französischen Behörden arretirten und transportirten sie in ihr Land zurück.

Man hüte sich aber vor dem vorschnellen Urtheil, die Regierung oder die Behörden der Indolenz zu beschuldigen.

Infolge der sich häufenden Verbrechen ist die Frage der Maffia und Camorra bis in die italienische Kammer gedrungen, die Presse beschäftigt sich wiederholt mit derselben, doch zwecklos. Die Fäulniß liegt im Blute und scheint uns unheilbar.

---

## II. Die Contrerevolution.

Jene Tumulte ungeordneter Söldnerhorden, welche zur Zeit der Annexion Süditaliens an das Königreich Sardinien auf neapolitanischem und römischem Gebiet ausbrachen, verdienen nicht, eine Contrerevolution, oder auch nur Revolte genannt zu werden, denn nirgends waren sie aus dem Willen oder der Gesinnung des Volkes entstanden, selbst da nicht, wo es den Anschein hatte.

Sie waren einerseits das Ueberströmen von religiösem Fanatismus, gepaart mit niedriger Raubbegierde, andererseits verwegen und thöricht geplante Machinationen des entthronten Königs von Neapel, Franz II., vom Clerus angeschürt und gestützt und von Deserteuren, entsprungenen Sträflingen, internationalen Glücksrittern und Landstreichern aller Art, unter Leitung berüchtigter Briganten ausgeführt.

Sechs Monate hatte Garibaldi gebraucht, um ein Werk zu vollführen, an dessen Aufbau die Edelsten und Besten des Landes ein halbes Jahrhundert gearbeitet hatten, dem eine Anzahl hochherziger Männer durch Verfolgung, Einkerkerung und Todesstrafe zum Opfer gefallen waren.

Am 5. Mai 1860 hatte der moderne Odysseus sich an den Klippen von Quarto, eine Stunde östlich von Genua, mit tausend seiner kühnen Jünger eingeschifft, um seine tollkühne, legendenhafte Expedition nach Sicilien zu unternehmen. Ende Juli war die Insel, bis auf das Fort von Messina, in seiner Hand.

Während er einen Monat später an der Spitze der Südarmee in Calabrien die bourbonischen Heerschaaren schlug, während die ganze Bevölkerung, vom ionischen Meere bis zum Vesuv ihm entgegenjubelte, die Neapolitaner, ohne der trügerischen Versprechen des jetzt eingeschüchterten Königs zu achten, hochklopfenden Herzens den Befreier erwarteten wie einen Messias, waren auch die Marken um Umbrien aufständig geworden und

hatten den König von Sardinien um Beistand angefleht, der ihnen auch gewährt wurde.

Am 18. September wurden bei Castelfidardo die päpstlichen Truppen unter dem französischen General Lamorrière von den Piemontesen unter Gialdini geschlagen, Ancona nach kurzer Belagerung genommen, und damit waren die Marken und Umbrien freiwillig und thatsächlich zu Piemont übergetreten, und zwar zur Stelle, denn Victor Emanuel commandirte selbst die Truppen.

Franz II. hatte sich mit seinem Hofe und seinen wenigen Getreuen nach Gaëta geflüchtet. Nun blieb den Freiheitskämpfern nur noch die Festung Capua zu erstürmen, die letzte Säule von 60000 Mann, an die der stürzende König sich geklammert hatte, niederzureißen, und dies geschah am 1. October in der mörderischen Schlacht am Volturno. Zu Anfang des Jahres 1861 war das große Werk vollendet. Die ganze, sich weithin-streckende Halbinsel, vom Monte Etna bis Monte Viso, mit Ausnahme von Rom und Venedig, schaarte sich freiheitathmend um das italienische Banner.

Selten ist ein Plebiscit so einstimmig, so aus dem Innersten der Bevölkerung gerufen worden wie dieses; und die Ziffern dieses Plebiscits allein beweisen die Unmöglichkeit einer im Kern des Volkes entstandenen Contrerevolution.

Die Marken um Umbrien ergaben: auf 230858 Stimmen 1592 Gegner; das Königreich Neapel und Sicilien auf 1743319 Stimmen 10769 Gegner. Eine Anzahl weltverlorener Bergbewohner, die, in völliger Verständnißlosigkeit, weder für noch gegen die eine oder andere Partei gestimmt, bildete später das Contingent der Aufstände, das Werkzeug.

Es lag in der Natur der Dinge, daß der Clerus gegen die Einigung Italiens sein mußte. Führte sie doch den ersten dumpfen Hammerschlag gegen die weltliche Macht des Papstes mit sich; denn es war selbstverständlich, daß das einige Reich, früher oder später, nach dem Besitz seiner natürlichen Hauptstadt, Rom, streben werde.

Trotzdem war der Clerus nirgends mit einer thatsächlichen Opposition hervorgetreten, und trotz aller Excommunication Victor Emanuels war sein Einspruch gegen die Einigung durchaus nicht so allgemein, wie man es im Ausland glaubte. Es gab unter den Geistlichen weitherzige Männer, denen das Elend, das Joch, unter dem das Volk, dies geistig begabte und seelisch gut angelegte Volk, versunken war, tief zu Herzen ging, die in dem Ende der bourbonischen Knechtschaft eine Rettung sahen, und die gleichzeitig davon überzeugt waren, daß das Haus von Savoyen, in seiner tief religiösen Frömmigkeit und heiligen Achtung vor der Religion und dem Katholicismus, das Papstthum in seiner Wesenheit nie fährden würde. Einzelne Geistliche förderten die Freiheitsbestrebungen. In Palermo standen im April

1860 die Mönche de la Gancia an der Spitze eines Aufstandes, der unterdrückt wurde, dessen Elemente aber später Garibaldi zu Nutzen kamen.

In Basilicata, wo die Gährungen lange vor Garibaldis Erscheinen begonnen hatten, wurden die Massen von einer Schaar Geistlicher angeführt. In Neapel begünstigten nicht nur einzelne hervorragende, beliebte Kanzelredner die Sache Italiens, sondern sogar Prälaten.

Die neue Regierung hätte, so lange sie noch nicht festen Fuß gefaßt, diese vortreffliche Stütze ergreifen sollen; denn in einem Lande, wo die Bevölkerung ganz und gar unter dem Einfluß des Priesterthums stand, war dessen Gunst — oder wenigstens Duldung — von höherer Wichtigkeit als die Volksgunst selbst.

Garibaldi, der übrigens außerordentlich fromm war, wußte das Volk bei der richtigen Seite zu fassen. Am Tage nach seinem Triumphatoreinzug in Neapel wallfahrtete er nach Pied de Grotte, und kraft seines Gebetes vollzogen sich die Mirakel, woraus das Volk schloß, daß sein Werk ein gottgefälliges sei.

Cavour, der Kluge, Feinberechnende, behielt, trotz aller dem Zeitgeist und der Aufklärung entsprechenden Reformen, durchgängig in seiner Politik die Geistlichkeit im Auge. Vorsichtig schonte er die religiösen Gefühle der Nation und schonte die Priester, sie gleichzeitig energisch in ihre Schranken zurückweisend, wo sie versuchten, sich zu überheben.

Am Anfang hatte die Regierung diese Richtung eingehalten, dann folgte, durch einige Brauseköpfe im neuen italienischen Parlament hervorgerufen, ein Umschlag, dem Cavour sich vergebens widersetzte und der schwere Folgen nach sich zog. Wollte man durch unzeitige Freigeisterei, durch einen Beweis von Omnipotenz imponiren? oder fürchtete man die Macht des Clerus, und wollte man sie voreilig brechen, um keine Suprematie aufkommen zu lassen? Thatsache ist, daß, ohne haltbare Veranlassung, ohne Herausforderung, drei Decrete erlassen wurden, von denen besonders eines nicht nur die Geistlichkeit, sondern die ganze Bevölkerung, die mit dem Mönchsthum fest verwachsen war, tief verletzen mußte.

Dies war die Aufhebung mehrerer, weit eingreifender religiöser Corporationen. Das Schlimmste aber war, daß man das Decret nicht in's Leben treten ließ, wodurch man sich eine Blöße gab.

Damit hatte die neue Regierung sich gegen den Clerus feindselig gezeigt, hatte ihn verletzt, gereizt, ohne ihn zu schwächen.

Nun traten auch die Besten, die Duldsamen und Aufgeklärten der Geistlichkeit dem Haufen fanatischer, böswilliger Pfaffen bei.

Zuerst eiferte man verblümt, von der Kanzel herab, durch Anspielungen, in denen man Victor Emanuel Herodes nannte, und Franz II. als den Gekreuzigten hinstellte; dann immer deutlicher, immer kühner. In den kleinen Orten und Dörfern schrieen die Priester ganz laut gegen den excommunicirten König, hetzten nach Herzenslust. Die Klöster setzten sich

heimlich mit Rom in Verbindung, um einen Kreuzzug zu organisiren, und Rom lieferte Waffen und Geld. In Neapel, in allen Schlupfwinkeln der Camorra, in den Klöstern wurden Waffen und Munition verborgen, wurden reactionäre Manifeste gefertigt und verbreitet. Agitatoren, verwegene Abenteurer aller Art, wurden in Italien und in anderen katholischen Ländern ausgeschickt, um Propaganda zu machen für Franz II., um den heiligen Stuhl zu schützen, den Niemand bedrohte.

Der Herd der Conspiration war Rom, unter den Fittichen des Vaticans, wo der entthronte König sich aufhielt.

Es ist nicht nachzuweisen, daß Franz II. selbst die Verschwörung leitete, aber mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er von dem Vorgehen der Emissäre wußte und zuversichtlich auf Wiedereinsetzung hoffte.

Eine pathetische Scene, die er bei seiner Abreise von Gaëta nach Rom aufführte, spricht dafür. Er rief einen unter den Gaffenden stehenden Veteranen heran und umarmte ihn mit den Worten: „Gieb diesen Kuß Allen, die mich lieben, und sage ihnen, vor Ablauf eines Jahres werden wir wieder vereint sein."

Der König von Neapel hatte in einer Proclamation den europäischen Mächten versprochen, nicht bewaffnet gegen das Königreich Italien aufzutreten. Dem äußeren Scheine nach hielt er dieses Versprechen, insofern er nicht loyal und offen seine verlorenen Rechte wieder zu erringen suchte; doch in Rom, in seiner Umgebung nächster Nähe conspirirte man für ihn, und zwar in einer Form und Weise, die anscheinend jede persönliche Mitwirkung ausschloß.

Waffen und Uniformen aller Art wurden gesammelt; man prägte heimlich Münzen mit dem Bilde des Königs und der vorjährigen Jahreszahl, 1859, die den Curs von 20 Ct. hatten, doch infolge des schlechten Metalles nicht 10 Ct. werth waren. Diese Münze wurde chemisch geschwärzt, um sie alt erscheinen zu lassen, und mit der römischen gemischt, um die ersten Ausgaben für Anwerbungen zu bestreiten. In den Klöstern, Pfarreien, Privatwohnungen der Geistlichen waren Anwerbungsbureaus eingerichtet. In Neapel bei einem Pfarrer, der verrathen worden war, fand die Polizei bei einer Haussuchung ein junges Mädchen unter dem Bett versteckt. Der Geistliche leugnete, das Mädchen aber, dem man drohte, es in das Gefängniß der Prostituirten zu bringen, berichtete das ganze Anwerbungsverfahren. Der Priester wurde verhaftet. Die Hyder hat ja aber bekanntlich hundert sich stets erneuernde Köpfe.

Das Generalcomité dieser Machination hatte seinen Sitz in Rom, unter dem Namen Associazione religiose, unter Präsidentschaft eines Fürsten von Geblüt, des Grafen di Trapani, Onkels des Königs; als Vicepräsident functionirte ein junger Bruder des Königs, Graf di Trani, ein General Cläry als Generalsecretär. In Neapel tagte ein Centralcomité, andere in allen Hauptstädten der Provinzen, mit von ihnen ab-

hängigen Anwerbungsbureaus in allen Orten. Und das Alles geschah heimlich von der Soutane bedeckt.

Zu den Comités in Rom und Neapel gehörten: der Präsident mit unumschränkter Vollmacht zur Ausübung der in einem gedruckten Diplom in Rom ausgegebenen Vorschriften; ein Secretär für die Correspondenz mit den Zweigbureaus; eine Art Kanzler, sechs Decurionen, acht Censoren, die Einen wie die Andern Geistliche, und acht Delegirte zur Pflege der Wohlthätigkeit.

Die Aufgabe des Comités und Bureaus war, so viel Leute anzuwerben wie möglich, von denen keine Legetimation gefordert wurde, die keinerlei Antecedentien anzugeben hatten.

Das Comité prüfte, wählte und ernannte die Offiziere und die Obercommandirenden. Allen wurde ein Brevet ertheilt, das als Erkennungszeichen diente beim Zusammenstoß mit anderen verbündeten Banden, und das zugleich Vorrechte zusprach nach Wiedereinsetzung der neapolitanischen Regierung.

Die Bedingungen waren: Ein geringes Aufgeld und 7 Carline Sold für den Gemeinen pro Tag. (1 Gr. 40 C.)

Wir geben hier die Eidesleistung, sie lautet:

„Wir schwören vor Gott und der ganzen Welt, unserem erhabenen Fürsten, dem sehr frommen König Franz II., den Gott erhalte, treu zu dienen; und wir versprechen, aus allen Kräften, von ganzer Seele, zu seiner Rückkehr auf den Thron seiner Väter beizutragen, blindlings zu gehorchen ihm, wie allen seinen Befehlen, die uns direct oder durch seine Delegirten des Centralcomités in Rom ertheilt werden sollen.

Wir schwören, das Geheimniß zu wahren und die gerechte Sache, die Gott, dem Herrn aller Herren, wohlgefällig ist, zum Siege zu führen, das heißt, die Rückkehr in unser Land des Königs Franz, Königs von Gottes Gnaden, Beschützers der Religion, und vielgeliebten Sohnes unseres heiligen Vaters Pius IX., der ihn in seinen Armen hält und nicht fallen lassen wird in die Hände der Ungläubigen, Verderbten, der falschen Freiheitskämpfer, deren Endzweck die Zerstörung der Religion ist, nach Vertreibung unseres geliebten Königs.

Wir versprechen auch den heiligen Stuhl zu schützen und niederzuschlagen den höllenhaften Lucifer Victor Emanuel und seine Complicen. Wir versprechen es und schwören es."

Dieses authentische Document, wie die Posten, welche die Prinzen in der Congregatione religiose bekleideten, beweist die Betheiligung der königlichen Familie und des Königs selbst.

Ein halb durch List, halb durch Gewalt Angeworbener, der später in die Hände der italienischen Truppen fiel und das für seine Rettung erklärte — denn es ereignete sich häufig, daß ein Rekrut, der zu entkommen

suchte, von seinem Obern erschossen wurde — ein in Rom seit langen Jahren ansässiger Schuhmacher Namens Pietro Cimaglio erzählte Folgendes:

Am Nachmittag des 15. Juni 1860 war ein neapolitanischer Ex-Gendarm mit zwei römischen Polizeibeamten in seinen Laden gekommen, um ihn laut obrigkeitlicher Verordnung für die Freischaaren anzuwerben. Er wurde zunächst in die Halle des Palastes Farnese geführt, wo er, mit vielen Andern, einen Tag ohne Nahrung und eine schlaflose Nacht verbrachte. Früh Morgens führten päpstliche Sbirren den Trupp bis zur Grenze. An den Wachtposten der päpstlichen Gensdarmen wurden sie als Roba del Rè di Napoli (dem König von Neapel gehörig) declarirt und passirten. In einem Schlupfwinkel der Terre di Lavore wurden sie einem Oberst Chiaveni überliefert, der sie mit einen Haufen Vagabunden erwartete. Sie wurden in Fragmente alter Uniformen gekleidet, mit Waffen versehen und militärisch organisirt. Den versprochenen Sold, von jetzt nur 4 Carlinen, sollten sie nach Wiedereinsetzung des Königs beziehen. Drei Wochen später fielen sie in die Hände der regulären Truppen; doch ohne Chiaveni, der entkommen war. Dieser Chiaveni war ein neapolitanischer Abenteurer, der nie im Heere gestanden, sondern eine Zeit lang den italienischen Truppen als Wegführer gedient hatte, dann sich anwerben ließ und sofort vom Kapitän zum Obersten, General, Generallieutenant avancirte, seine mit Sprachfehlern angefüllten Verordnungen „Brigade-Commandant der Bourbonischen Armee“ unterzeichnete und dem Pöbel in den Dorfschaften imponirte durch seine lächerliche Nachäffung Garibaldis.

Die Wärter des Gefängnisses della Vicaria in Neapel waren nolens volens mit in das Complott gezogen. Dort waren Waffen deponirt, und im geeigneten Augenblick wurden den Sträflingen die Pforten geöffnet, um die den heiligen Stuhl und den frommen König Franz vertheidigenden Truppen zu verstärken. Diese Banden wurden unabhängig eine von der andern organisirt. Als Führer der Truppenabtheilungen hatte man die berüchtigtsten Räuberhäuptlinge mit ihren Leuten gewählt, dieselben Briganten, auf deren Kopf die Regierung Preise ausgesetzt, die man verfolgt hatte wie wilde Thiere, unter deren stets drohendem Druck die Bergbewohner und reichen Eigenthümer voll Angst und Schrecken zitterten. Sie erhielten Gnade vom Lieutenant bis zum General hinauf, und einen ansehnlichen Sold, — der ihnen auch baar gezahlt wurde, anderseits sie hätten gefährlich werden können, — und freie Hand bei Plünderung und Brandstiftung.

In dieser merkwürdigen, perfiden Contrerevolution spielten die Räuber eine wesentliche Rolle, infolge ihrer Ortskenntniß der unzugänglichen, nur ihnen bekannten Felswege jenes, von unbebrückten Strömen durchfurchten Gebirgslandes, mit undurchdringlichen Wäldern, Grotten und unerreichbaren Versteckplätzen; infolge ihrer Kenntniß der reichsten, größten italienisch ge-

sinnten Grundbesitzer, die durch Feuer und Schwert zum Rücktritt gezwungen oder vertilgt werden sollten; infolge ihrer todesverachtenden Verwegenheit, und hauptsächlich infolge des Druckes, den sie auf die, von ihnen stets bedrohten Districte ausübten.

Nunmehr waren die Banditen keine Straßenräuber mehr; sie bildeten eine politische Partei, waren Patrioten, Vaterlandsvertheidiger, Streiter für die heilige Sache, für ihren König.

Rom lieferte Waffen und Geld, lieferte Uniformen, Rosenkranz und Amulet. Die Offiziersuniformen trugen große Messingknöpfe mit einer Krone, einer Hand, die ein Stilet hielt, und der Devise: Fac et spera.

Die Aufgabe dieser Truppen war, unter Trommelwirbel und Fahnenschwenken, unter dem steten Rufe: Viva Francesco II., von Ort zu Ort zu ziehen, die Wachtposten zu bekämpfen, die Behörden zu stürzen, das Kreuz von Savoyen niederzureißen und die Lilie der Bourbonen einzusetzen und die Einwohner, durch Ueberredung oder durch Gewalt, für ihre Sache zu gewinnen. Der Raub der öffentlichen Kassen, Plünderung der Paläste und Fortführung der begüterten Patrioten gehörte zum Programm.

Was einerseits die Horden durch rohe Gewalt erzwangen, erreichten andererseits die Geistlichen durch Vorstellungen und Drohungen gegen das Seelenheil, indem sie den verwilderten fanatischen Bauern erzählten, jener, der Verdammniß verfallene König von Sardinien wolle nicht nur den frommen König Franz entthronen, sondern wolle auch den heiligen Stuhl, die Kirche, das Christenthum und alle Religion stürzen; und wer sich weigere, seinen Arm zur Verhinderung dieses Teufelswerkes zu erheben, dessen Seele verfalle der Hölle und dem Bösen.

Schaaren von Frauen schlossen sich an, mit Crucifixen und zerfetzten Kirchenfahnen in den Händen, Litaneien singend, den Priestern im Ornate folgend, die beim Einzug in einen Ort den Zug eröffneten.

Die von den Patrioten bewohnten Paläste, Villen, Häuser in den Orten, wo die Horden Einquartierung verlangten und Widerstand fanden, wurden geplündert, in Brand gesteckt, die Besitzer getödtet oder rançonirt. Die Nationalgarde war allen Ortes numerisch zu geringe, um erfolgreichen Widerstand zu leisten; außerdem auch bestand sie meistens aus Einheimischen, welche die Furcht vor der Rache der Banditen, die meistens an den weiblichen Familienmitgliedern ausgeführt wurde, lähmte.

Immerhin kämpfte an einigen Orten die Nationalgarde auf bewunderungswürdige Weise. Zuweilen auch gelang es ihr, die Vigilanzen zu umgehen und telegraphisch an der nächsten Garnisonsstadt Beistand zu fordern, doch auch das hatte wenig Erfolg. Die Banden hatten auf allen Felsspitzen Vigilanzen; rückte eine Compagnie im Sturmschritt heran, war sie mit Windesschnelle signalirt; der Trupp hatte Zeit zu fliehen, zerstreute und versteckte sich in den nur ihm bekannten Bergen und Grotten, sammelte sich von Neuem und fiel anderwärts ein.

Die ersten Revolten gegen die Annexion fanden in den Abruzzen statt, am Vorabend des Plebiscits, als Capua noch nicht genommen, der König von Neapel noch nicht officiell entthront, Victor Emanuel noch nicht officiell proclamirt war.

Die Städte und größeren Ortschaften waren voll Jubel den Freiheitsbewegungen beigetreten, und die abruzzischen Freischaaren gehörten zu den tapfersten der Südarmee; die Bergbewohner dagegen waren royalistisch geblieben, und in dem Fort von Civitella del Tronto, das die piemontesischen Truppen, als sie sich nach Capua wandten, unbesetzt gelassen, hatten einige hundert bourbonische Gendarmen sich verschanzt, die von der Bevölkerung mit gutem Grunde gehaßt und verfolgt waren.

Dieses auf Felsblöcken errichtete Fort bildet eine natürliche Festung, welche die Stadt Teramo beherrscht, und ist eine geschichtliche Berühmtheit.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte dieses Fort den Herzog von Guise zurückgeschlagen und 1805 der Belagerung der italienisch-französischen Armee hartnäckigsten Widerstand geleistet. Auch dieses Mal war es das letzte Fort, das sich den Italienern ergab.

Am Morgen des 18. October (1860) traten die dort verschanzten Gendarmen mit der bourbonischen Flagge aus dem Fort heraus, gaben das verabredete Angriffszeichen, das von Ort zu Ort signalirt wurde, und einer Lawine gleich warfen sich die Bergbewohner der ganzen Apenninenkette, welche Teramo von Aiquilla trennt, unter Führung von Briganten auf die unteren Orte, stürzten die Behörden, plünderten und tödteten. Sie drangen bis Teramo vor, schlugen die Nationalgarde zurück und wichen vor jenen erwähnten Freischaaren und einem Bataillon Soldaten zurück, doch nur, um im Gebirge zu campiren, von wo sie, kühn und verwegen, sicher, nicht ausgeliefert zu werden, in die unbesetzten Ortschaften herabstiegen und unter Drohungen Proviant erpreßten.

Die Regierung schickte den General Pinelli nach den Abruzzen, doch auch ihm leistete das Fort Civitella Widerstand.

Die mit in die Bewegung gezogenen Bauern hatten nach und nach wieder ihre Hütten aufgesucht; was nun noch, unter dem Vorwand für die Restauration zu kämpfen, das Land verheerte, waren berüchtigte Straßenräuber, die, unabhängig von der Besatzung des Forts, die über keine Kräfte mehr zu gebieten hatte, das begonnene Spiel auf die kühnste Weise fortsetzten.

Pinelli verstärkte allen Ortes die Nationalgarde und erließ ein Decret, demnach Jeder, der mit Waffen angetroffen wurde, niedergeschossen werden sollte.

Dieser, den Umständen durchaus angepaßte Erlaß erregte die Mißbilligung französischer und englischer Philanthropen, die in ihren Salons von den Herren Banditen in keiner Weise belästigt wurden. Man rügte in ausländischen Blättern das „barbarische“ Verfahren der italienischen

Regierung, und diese neue Regierung wollte den Mächten keinen Anlaß zur Rüge geben. Der General Pinelli wurde zurückgerufen. Immerhin hatte er Zeit gehabt, dank seiner bis zur Wuth gegen die Briganten aufgereizten Offiziere, Jagd auf sie zu machen und die Nester mancher der gefürchtetsten aufzufinden. Zuweilen auch erreignete es sich, daß die Offiziere, in Einquartierung bei den Grundbesitzern, an demselben Tische mit Banditen speisten, weil jene, sei es aus Furcht, oder als Anhänger der neapolitanischen Sache, ihnen Zuflucht gegeben hatten. Gewöhnlich fand sich dann eine patriotische oder Geld bedürftige Seele, welche Verrath übte, und Gastgeber und Gäste wurden zusammen gefangen genommen; noch häufiger kam es vor, daß sie, beim leisesten Fluchtversuch während des Transports, unter dem Vorwand fahrlässiger Tödtung, erschossen wurden. Manch' tapferer junger Offizier, manch' braver Soldat fiel diesem ruhmlosen Kampfe zum Opfer.

Damit endeten die Aufstände in denjenigen Theilen der Abruzzen, welche an die bereits annectirten Kirchenstaaten grenzten, doch in dem Theile, der an den noch zu Rom gehörigen Landstrich grenzte, dauerten die Unruhen fort, und hier handelte es sich nicht allein um Raubgier, um künstlich angeschürte Opposition, sondern ein Theil der Bevölkerung, von der nur die höheren Klassen sich Italien angeschlossen hatten, kämpfte mit wahrem Fanatismus für die bourbonische Dynastie.

Wohl nirgend handelt der große Haufe mit Ueberlegung, aus Ueberzeugung, der Vernunft und Logik folgend, am wenigsten aber in einem Lande, wo die niedrige Klasse völlig ungebildet, ja uncivilisirt ist, ihrem Denken und Fühlen nach auf der Stufe ihres Viehes steht. Wäre jener, in Noth und Elend versunkene Pöbel urtheilsfähig gewesen, hätte er gewiß erkannt, daß er seinem Landesherrn nichts zu danken hatte. Jene Rasenden handelten auch sicherlich nicht aus Liebe für ihren König, sondern aus blindem Haß gegen den neuen König, den man ihnen angeschwärzt hatte als Ketzer und Usurpator.

In derartig unnormalen Situationen tritt der Charakterunterschied verschiedener Nationen hell zu Tage:

Die Geschichte der französischen Revolution zeigt uns Megären, von denen man mit Schiller sagen kann: „Da werden Weiber zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Scherz."

Sie rissen den Leichen der Aristokraten, die sie als ihre Tyrannen, als die Urheber all' ihrer Leiden erkannten, das Herz aus der Brust und zerfleischten es mit ihren Zähnen. Begründeter, lang verhaltener Haß sprühte aus diesem Bedürfniß, die Rache zu kühlen; die Weiber der Abruzzen aber handelten aus blinder Wuth, wie tolle Hunde beißen.

Ein zum Tode verwundeter Freischärler hatte sich in eine Hütte geflüchtet, um dort zu sterben. Die Frau, die sie bewohnte, verstümmelte den Sterbenden auf eine Weise, welche die Feder sich weigert zu beschreiben, tödtete ihn und warf die Leiche hinaus.

Eine sechzigjährige Alte hatte ihre Hexengestalt in eine zerfetzte, einem Gefallenen ausgezogene Uniform gesteckt, und, eine an einem Knittel befestigte Sichel schwingend, sich an die Spitze einer Abtheilung Kämpfender gestellt.

Bei diesem Einfall in die Abruzzen begegnen wir einem ebenso frechen wie lächerlich feigen, aber den gebildeten Ständen angehörigen deutschen Abenteurer Namens von Kleischt, der sich, man weiß nicht warum, La Grange nannte. Er stand im Dienste Franz' II. mit dem Oberstlieutenantsgrad und handelte gemeinsam mit einem General Scotti. Dieser sollte über Isorna (Provinz Campobasso), jener über Aquilla marschiren, um die Provinz zu unterwerfen, und in Popoli sollten beide, etwa 14000 Mann starken Truppen sich vereinen, um gemeinsam die Abruzzen aufzuwühlen.

Kleischt hatte allen Ortes einen Aufruf erlassen und die Bekanntmachung, daß eine bereits in Brindisi gelandete österreichische Armee im Begriff sei, über Teramo nach Neapel zu marschiren, um den König wieder einzusetzen. Diese Nachricht machte die Bevölkerung stutzig, denn man wußte, daß in der That Truppen das Land durchzogen. Unglücklicher Weise für die Aufwiegler waren es die regulären italienischen Truppen, denen zwei Tage, ehe Kleischt Aquilla erreicht hatte, Scotti mit circa 8000 Mann in die Hände fiel. Bei dieser Nachricht kehrte der Oberst Kleischt seinen Soldaten den Rücken und galoppirte allein, in einem Zuge bis an die schützende römische Grenze.

Später erscheint dieser Deutsche nochmals auf dem Schauplatz, und zwar in Gemeinschaft mit einem ihm ebenbürtigen Schwindler, einem Advocaten aus Campobasso, Namens Giorgi, der wegen gemeinen Verbrechens seine Strafe in einem Gefängniß abbüßte, aus dem er bei Gelegenheit der Amnestie nach Garibaldis Einzug entkommen war.

Er eilte nach Gaëta zu Franz II., bot seine Dienste an, wurde als Major eingereiht und mit jenem Kleischt in Verbindung gesetzt. Diesen beiden Helden gelang es, aus päpstlichen Zuaven, dem neapolitanischen Heer entlaufenen Soldaten, Mönchen, Bauern, Straßenläufern und Straßenräubern ein etwa 15000 Mann starkes Heer zusammenzuraffen. Die Ausrüstung war grotesk; sie bestand aus allen Uniformen aller Waffengattungen, die Waffen aus verrosteten Flinten, Forken, Piken, an Knütteln befestigten Holzkeulen, Sensen und Messern.

Von Kleischt war zum General ernannt worden, und auf der Majorsuniform Giorgis prangte der Janusorden. Als Obercommandirender functionirte ein hochbetagter Mann, Namens Lavara.

Diese Parodie eines Heeres drang zertheilt in die Abruzzen ein, und am 16. Januar 1861 warf sich eine Abtheilung von etwa tausend Mann unter Führung der Obengenannten unversehens auf das Fort von Scurzola,

dessen Besatzung nur aus einer Compagnie Liniensoldaten bestand. Nach mehrstündigem Kampfe mußten die Italienischen sich zurückziehen und verschanzen, um die telegraphisch geforderte Verstärkung abzuwarten.

Zwei Compagnien Infanterie und ein Ploton Lanciers rückten im Sturmschritt heran. Dennoch würden die italienischen Truppen der Uebermacht unterlegen sein, wäre ihnen nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe gekommen. Während des Gefechtes marschirte der piemontesische General Quintini mit seiner Truppe durch das Land. Während des Besteigens des Monte Salviano vernahm er Gewehrfeuer, folgte der Richtung und eilte den Kämpfenden zu Hilfe.

Nach zweistündigem Kampfe blieben die königlichen Truppen Sieger. Ein Theil der Insurgenten konnte entfliehen; unter den Gefangenen befanden sich gegen hundert Verwundete und 130 Todte, mit inbegriffen die zur Stelle erschossenen Führer. Der Truppencommandant Sevara, Kleischt, Giorgi und der ganze Generalstab hatten sich in das eine halbe Stunde entfernten Kloster St. Antonio geflüchtet.

Dies war die Taktik jener Helden, sich stets fern vom Kampfplatz und fluchtfertig zu halten.

Bei der Nachricht, daß die Truppen geschlagen seien und Reißaus genommen hätten, flohen sie, jeder auf eigene Hand, davon.

Unter den Erschossenen fanden sich zwei Geistliche, ein Monseigneur und ein Abt; ein an seinen Wunden Gestorbener trug violettseidene Strümpfe.

In diesem Gefecht wurde den Insurgenten eine Fahne genommen. Sie bestand aus einem rohgearbeiteten hölzernen Crucifix und einem Stück rothen Wollenstoffes, das man von der Draperie irgend einer Kirche abgerissen hatte, Beides mit Bindfaden an einer Zeltstange befestigt. Doch dieser von Kugeln durchbohrte Lappen war nicht die eigentliche Oriflamme; diese wurde nicht den Kugeln ausgesetzt, sondern blieb unter dem Schutz des Generalstabes, denn sie war geweiht. Sie bestand aus einem großen Viereck von schwerer weißer Seide mit Goldstreifen. Auf einer Seite sah man das Bildniß der Königin Maria Christina, Mutter Franz' II. knieend vor der Madonna, mit dem Fuß das Kreuz von Savoyen zertretend; auf der anderen Seite ein Bild von Mariä Empfängniß.

Diese Fahne hatte der Papst selbst geweiht, und man erwartete Mirakel von ihr.

Fast zu gleicher Zeit wüthete an den Grenzen der Kirchenstaaten eine andere Truppe, auch unter Führung eines Deutschen, Namens von Christen. Man schickte einen der besten piemontesischen Offiziere, General Sonaz, mit einer ansehnlichen Truppenmacht gegen sie. Beim ersten Gefecht blieb Christen Sieger; doch bei einem zweiten Angriff, der einen schlechten Ausgang für ihn voraussetzen ließ, bot er Unterhandlungen an. Von Christen versprach bei seinem Ehrenwort, nichts mehr gegen das Königreich zu unternehmen, die Truppe aufzulösen und Italien zu verlassen.

Dies geschah. Doch einige Wochen später fand Christen sich in Neapel ein, unter falschem Namen, mit einem englischen Paß, und versuchte Aufstände in Neapel selbst zu organisiren. Er wurde gefangen.

Am heftigsten wütheten die Einfälle in Basilicata, wo sie mehr als anderwärts den Briganten überlassen waren.

Am 6. April (1861) warf sich eine Horde von mehreren hundert Mann auf die weitausgedehnten Besitzungen des Prinzen Doria, plünderten, verbreiteten das Gerücht, Oesterreich habe den König in Neapel bereits wieder auf seinen Thron gesetzt, was die Geistlichen bestätigten, und unterwarfen die Bauern, denen 6 Carlinen täglicher Sold versprochen wurde. Die spitzen grauen Filzhüte wurden mit rothen Cocarden geschmückt, und in der Nacht vom 7. zum 8. zog der um die Hälfte verstärkte Trupp nach der Ortschaft Ripacandida. Dieser Trupp stand unter Führung eines berüchtigten Räuberhäuptlings Carmini Donatelli di Riviera, genannt Crocco, der den besseren Ständen angehörte und wegen zahlloser Raubanfälle auf der Landstraße, vier Sequestrationen, fünf Menschenmorden und wiederholten Einfällen in die Dorfschaften, seit Jahren gesucht, und auf dessen Kopf eine hohe Prämie von der Regierung ausgesetzt worden war. Jetzt trug er die Generalsuniform.

Der Oberst dieser Truppe, ein Räuberhauptmann Namens Nardi di Fersendini, hatte fünfzehn Ueberfälle und vier Mordthaten aufzuweisen.

Beim Einzug in Ripacandida wurde der Hauptmann der Nationalgarde meuchlings ermordet, noch ehe es zum Kampf gekommen war, seine Leiche der Familie um eine hohe Summe verkauft, seine Villa, wie die aller übrigen Patrioten geplündert und zerstört, die öffentlichen Kassen geraubt, das Kreuz von Savoyen vernichtet.

Die Nationalgarde hatte telegraphisch Beistand gefordert; als die Vorposten denselben nahen sahen und signalirten, floh die Bande auseinander, hinauf in das Dickicht der Wälder, wo sich ihr sofort vierhundert Mann zugesellten.

Zwei Tage darauf warf derselbe Trupp sich auf Venosa, das alte Venusia, die Heimat Horaz'.

Hier war man auf den Einfall vorbereitet. Der Unterintendant hatte die Nationalgarde der umliegenden Orte zusammengerufen und eine Compagnie Soldaten gefordert. Die Stadt war verbarricadirt, und nach hartem Kampfe wurden die Insurgenten geschlagen, vertrieben und zogen sich zurück. Doch ein Theil der Bevölkerung, der mit den Banditen Verwandtschaftsbande hatte, übte Verrath, indem er, durch verabredete Zeichen, mit Wehen von Betttüchern, von den flachen Dächern herab, das Eindringen in die Stadt von einer anderen Seite ermöglichte.

Die ohnehin an Zahl ungenügende und vom Kampf erschöpfte Mannschaft ruhte, als sie plötzlich überrumpelt wurde, und der Platz blieb diesmal in der Gewalt der Insurgenten. Nach feierlichem Gottesdienst in der Kathedrale (Venosa ist ein Bischofsitz) hielt der Generallieutenant und

Räuberhauptmann, von dem Balcon des Hauses, wo er Quartier genommen hatte, eine Anrede an das Volk Franz' II.; ein Trinkgelage unter Feuerwerk, Petarden und dem Jubelruf Viva Franz II. schloß das Siegesfest, worauf die Horde davon zog, sechs gestohlene, mit 20000 Ducaten beladene Maulthiere mit sich führend. Als eine Truppenverstärkung eintraf, blieb ihr die Aufgabe, das Kreuz von Savoyen wieder aufzurichten und die piemonteïschen Beamten wieder einzusetzen.

Diese Vorgänge von Venosa hatten die übrigen zerstreuten Ortschaften dergestalt mit Schrecken erfüllt, daß bei den sich täglich wiederholenden Ueberfällen von Widerstand gar keine Rede mehr war.

Die Befehlshaber dieser Truppen standen in reger Correspondenz mit Rom und hatten Zusammenkünfte mit den bourbonischen Agenten, von denen sie Verhaltungsmaßregeln erhielten und denen sie berichteten. Kundschafter waren in der ganzen Provinz vertheilt, um den Marsch der königlichen Truppen zu beobachten und rechtzeitig zu signaliren. Fast täglich wurden unter dem Rufe: Viva Franz II.! mit Priestern an der Spitze ein anderer Ort angegriffen.

Es wäre monoton, die Einzelheiten zu wiederholen; verweilen wir bei den Vorgängen in Melfi, welche inmitten dieser wüsten Raufereien das Gepräge einer patriotischen Reaction trugen.

Melfi, eine befestigte Stadt mit circa 11 000 Einwohnern in der Provinz Potenza, mit Kathedrale und Bischofssitz, ist eine geschichtlich interessante Oertlichkeit.

Als im XI. Jahrhundert die Normannen sich in Apulien festsetzten, wählte der erste Herzog von Apulien, Roger Guiscard, Sohn Tancreds von Hauteville, nachdem er Calabrien erobert und alle Provinzen des späteren Königreichs Neapel unter seine Herrschaft gebracht hatte, Melfi zum Aufenthalt und erbaute dort eine feste Burg, die Jahrhunderte hindurch der Gegenstand der Bewunderung Fremder und Einheimischer war. Lange Zeit hindurch war dieser Ort der Sitz vieler alter Adelsgeschlechter geblieben, und noch zur Zeit der Annexion herrschte dort ein vorwiegend aristokratischer Geist.

Die dortigen reichen Adelsfamilien spielten in der italienischen Revolution die Rolle der Legitimisten der französischen Revolution. Vielleicht traten sie nicht sowohl für Franz II. in die Schranken, als für das Königthum, das ihnen durch den excommunicirten König von Sardinien nicht würdig genug vertreten schien.

Mit Leib und Seele, aus innerster Ueberzeugung stützten sie den Thron und — der Zweck heiligt die Mittel — bedienten sich der bereits organisirten thätigen Banden, denen man den hochtrabenden Namen Freiheitskämpfer, Patrioten, beilegte.

An der Spitze der Opposition standen die Notabilitäten der Stadt, vor allem die Familien Marquis Acquilecchia und Marquis Colabella, deren

Häupter mit dem Generalcomité in Rom in Verbindung standen und den Faden der Verschwörung in Händen hielten.

Irregeführt durch die Vorstellungen, daß der Sieg der Bourbonen sicher sei, was durch ein kleines Localblatt bestätigt wurde, schloß sich auch ein großer Theil der besseren Klassen ihnen an.

Alles war vorbereitet und wohlgeplant, um auch die umliegenden Ortschaften zu gewinnen. Man verbreitete das Gerücht, in Brindisi und Neapel seien Schiffe mit französischen Truppen eingelaufen; ja, man ging so weit, öffentlich bekannt zu machen, daß der König von Neapel an der Spitze einer österreichischen Armee in Melfi erwartet werde. In wie völliger Unkenntniß der Dinge das Volk war, geht daraus hervor, daß die Verbreitung so haltloser Gerüchte möglich war.

Der Sindako von Melfi, ein aufrichtig italienisch Gesinnter, stellte List gegen List. Er kündigte in einer Bekanntmachung das Nahen der regulären Truppen an und ernannte eine Commission, um die Einquartierung zu organisiren. Vielleicht glaubte er es wirklich, denn von den Umtrieben unterrichtet, hatte er Depesche auf Depesche nach Neapel geschickt, um Truppenbeistand zu fordern. Die Antwortdepesche wurde unterwegs aufgefangen und der Inhalt dem Marquis Acquilecchia mitgetheilt, ehe der Sindako ihn erfuhr.

Sie brachte die unglaubliche Nachricht, daß die Regierung außer Stande sei, Truppen zu schicken.

Am 12. April (1861) brach die Revolte aus.

Von den Priestern angeführt, mit den Häuptern der Verschwörung an der Spitze, häufte sich das Volk auf dem Marktplatz zusammen. Unter dem Ruf: viva Franz II.! wurde das Stadthaus, Polizei- und Gerichtsgebäude gestürmt, die Acten verbrannt, das Gefängniß geöffnet, um durch die Sträflinge die jetzt einziehende Söldertruppe, unter dem General-Räuberhauptmann Donatelli-Croco zu verstärken.

Von Widerstand war keine Rede, denn die Nationalgarde war zu den Aufständigen übergetreten. Die italienisch Gesinnten hatten, um einem sicheren Tode zu entgehen, die Stadt verlassen und ihre Häuser preisgegeben. Von allen Dächern wehte die bourbonische Flagge, an allen Fenstern prangte das Bildniß von Franz II. und Marie Sophie. Acquilechia, den man zum Prodictator ernannt hatte, wurde im Triumph durch die Stadt getragen. Provisionen für die Armee wurden gesammelt und ein Thron für den König hergerichtet.

Schnell verfertigte man eine Uniform aus grünem Sammet für den General Donatelli, der am Abend des 15. seinen feierlichen Siegeseinzug hielt.

Zwei Gala-Carossen, mit einer weißseidenen, silberbefranzten Fahne, mit zwei Geistlichen und Ehrengarden, deren Brust die bourbonische Medaille schmückte, wurden ihm entgegen geschickt. Der neue Prodictator und

Marquis Colabella erwarteten ihn am Stadtthor, und unter dem Jubelruf der Menge begab der Zug sich nach dem Stadthause. Dicht vor demselben war ein Ruhealtar errichtet. Dort machte der fünffache Menschenmörder und Truppencommandant Halt, um der Madonna für seine Siege zu danken, während das Volk betend auf den Knieen lag. Hierauf folgte unter Begleitung der Geistlichen und der ganzen Bevölkerung mit einem Fackelzuge ein Umzug durch die Stadt.

Am nächsten Tage decretirte der Befehlshaber sofort zu zahlende Abgaben, Obole aller Art; hierauf folgten Festgelage.

Drei Tage dauerte das Treiben, bis am 18. endlich die piemontesischen Truppen eintrafen. Croco-Donatelli und seine Leute hatten Zeit, zu entkommen, die Bevölkerung der Truppenmacht überlassend, ohne auch nur den leisesten Versuch für ihre Vertheidigung zu machen, aber 30 000 Ducaten mit sich führend. Sofort wehte die italienische Flagge, prangten die Portraits Victor Emanuels und Garibaldis an den Fenstern, ertönte der Jubelruf: viva Victor Emanuele.

Man schickte eine Deputation zum Unterintendanten, der mit der Truppe in die Stadt gekommen war, um zu versichern, daß die Bevölkerung treu und anhänglich sei und nur abtrünnig gewesen wäre, weil — sie nicht anders gekonnt hätte.

Als Acquilechia und Colabella in's Gefängniß geführt wurden, folgte das Volk sie verhöhnend und beschimpfend.

Nach und nach wurde die Ruhe hergestellt, und die Stadt erhielt Besatzung. Die Truppe Donatelli-Croco zertheilte sich in Banden, die plündernd und viva Francesco II. schreiend von Dorf zu Dorf zogen, von den piemontesischen Truppen verfolgt, vertrieben und niedergeschossen, bis sie aufgelöst sich darauf beschränkte, die frühere Profession der Straßenräuberei wieder aufzunehmen, und mehr als je war das Land von den Banditen heimgesucht. Die Nationalgarde der kleinen, auf Felsen zerstreuten Oertchen, die aus sechs, sieben Mann bestand, wurde schnell entwaffnet, oder in der Wachtstube eingesperrt; der Sindaco war machtlos und zog es vor abgesetzt zu werden, als sich von den Banditen tödten zu lassen, und die Bewohner fürchteten die Banditen weit mehr als die Behörden. Nahte die Truppe, flohen die Eindringlinge davon. Kühn drangen sie bis in die nächste Nähe von Neapel, Gaëta, Salerno vor.

Einer der berüchtigtsten Banditen, Cipriano della Galla, entsprungener Galeerensträfling und General der Soldtruppe, vollführte folgenden Streich: Sein Bruder befand sich im Gefängniß von Caserta. In der Offiziersuniform der Nationalgarde, von mehreren seiner Leute in der gleichen Uniform begleitet, einen Menschen mit gebundenen Händen vor sich hertreibend, begab er sich eines Tages an das Gefängniß und forderte Einlaß, um einen Missethäter einzuliefern. Nachdem man ihm geöffnet, ließ er das Thor von innen besetzen, befreite seinen Bruder und einige Andere

und zog mit ihnen davon. Auf gegebenen Alarm kam die wirkliche Nationalgarde dem Gefängniß zu Hilfe. Auf dem Platze davor fand ein Scharmützel statt, in dem die Briganten Sieger blieben. Sie erreichten einen Platz außerhalb der Stadt, wo Pferde bereit standen, und eilten in die Berge.

Noch andere Banditen trugen Uniform der bourbonischen Soldarmee. Nardi di Ferrandina, ein wahrer Fra Diavolo, der unter dem Namen d'Amali als Oberst befehligte, war wegen wiederholten Anfallens der Postwagen, wegen 15 Sequestrationen und sechs Mordthaten proscribirt worden; Michele la Rotonda, Oberstlieutenant, zählte drei Morde und mehrere andere Verbrechen.

Die bourbonischen Comités hatten Agenten in allen Landen, denen andere entthronte Fürsten mit Rath und That beistanden.

Unter den abenteuerlichen Soldoffizieren verschiedener Nationalitäten gab es manchen tapferen Burschen mit strategischen Kenntnissen und aus guter Familie, und hätte dieser Feldzug im Herzen der Bevölkerung Anklang gefunden, wer weiß, welchen Ausgang das Unternehmen gehabt hätte.

Auch mancher Ehrenmann, den nicht der Sold nach Süditalien gelockt, sondern unerschütterlich legitimistische Principien und der heiße Drang, für den heiligen Stuhl das Schwert zu führen, war, durch trügerische Vorspiegelungen in diese aus unlauteren Elementen zusammengeraffte Armee geworfen. Wir nennen einen französischen Edelmann aus Namour, Namens Trazégnier, einen ritterlich gesinnten Mann, der, in dem Wahn, für eine hohe, edle Sache zu kämpfen, als Oberst an der Spitze einer dieser Truppen stand.

Bei einem Einfall in die Ortschaft San Giovanni-Incarnico wurde er gefangen. Als ihm sein Todesurtheil verkündet wurde, antwortete er dem italienischen Offizier, Niemand habe ein Recht, ihn zu tödten, und Niemand werde es wagen, Hand an ihn zu legen. Auf dem Richtplatz, das Gesicht gegen die Mauer gekehrt, um rücklings erschossen zu werden, wandte er den Kopf und rief: „Vive le roi, vive Pius . . .“ Die Kugeln schnitten ihm die Worte ab. Der französische Consul reclamirte seine Leiche, und später traf eine belgisch-französische Commission ein, um sie nach Frankreich überzuführen.

Ein spanischer Edelmann, Namens José Borgir, ein hochgebildeter Mann und Offizier, war als General angeworben worden und führte siebzehn Landsleute mit sich. Aus den Instructionen eines General Cleri, welche man später unter seinen Sachen fand, ergab sich, daß dieser Spanier in Malta gelandet war, von wo er mit seinen Leuten auf einem sie erwartenden Schooner nach der Küste des ionischen Meeres geführt worden, um sich an die Spitze einer völlig geordneten und geschulten Armee zu stellen.

Nach mehrtägigem Umherirren, während welchem Borgir seine Leute aus eigener Tasche erhalten mußte, fanden sie in einem, in den In-

structionen angegebenem kleinen Orte in der oberen Calabria einen Haufen schlecht bewaffneter Bauern, unter einem Briganten in Majorsuniform, der sie von Ort zu Ort führte, unter dem Rufe Viva Francesco II., wobei sich ihnen nach und nach noch einige hundert Bauern anschlossen.

Der Spanier war entrüstet über die trügerischen Vorspiegelungen, die man ihm gemacht, und über den ehrlosen Posten, den er bekleidete. Nach seinem Tode fand man unter seinen Gegenständen ein Tagebuch in französischer Sprache, das er, von dem Augenblick seiner Ankunft in Malta, 21. September 1860, bis zu seinem Tode, 20. December, Tag für Tag, Stunde für Stunde geführt, und in dem er die Verworfenheit der Truppe schildert, seine Enttäuschung, seine Entrüstung ausspricht und seine unsäglichen Entbehrungen und Leiden beschreibt. Nirgends hatte er in der Bevölkerung wirkliches Interesse für die Restauration gefunden, nirgends war es zu einem offenen, regelrechten Gefecht mit den Truppen gekommen; überall war das Verfahren das gleiche: Ueberfälle und Raub, ohne daß sie irgendwo die Bevölkerung für sich gewonnen hätten. Borgir wurde bei einem Zusammenstoß mit der piemontesischen Truppe von der seinen getrennt. Er suchte mit seinen Landsleuten und einer Handvoll Neapolitaner das römische Gebiet zu erreichen. Nach mehrwöchentlichem Umherirren im Dickicht der Wälder, in Schnee und Gefels, ohne Fußzeug, mit blutenden Füßen, oft, wenn es nicht gelang, sich durch einen Hirten oder Manutengolo für theures Geld Brod oder Maisbrei zu verschaffen, tagelang ohne Nahrung, von den Truppen verfolgt wie wilde Thiere, erreichten sie das ersehnte Ziel bis auf geringe Entfernung. Da bemerkten fünf zu ihnen gehörige und des Landes kundige Banditen die Truppe. Flucht war unmöglich. Sie versteckten sich in einer Hütte oberhalb eines Platzes, la loupa genannt. Dort, nur fünf Stunden von der Grenze entfernt, wurden sie von einer Abtheilung Soldaten, unter Commando des noch jungen, aber überaus tapferen Majors Franchini, dessen Bataillon ihnen seit Wochen auf den Fersen war, überrascht. Fünf Soldaten blieben im Kampf, und erst als man die Hütte in Brand steckte, ergab sich Borgir.

Er übergab seinen Degen dem Major mit den Worten: „C'est bien, jeune Major.“

Die Gefangenen wurden zu Zweien zusammengebunden und nach Tagliacozza geführt. Auf dem Wege bewunderte Borgir mehrmals die Truppe, mit dem wiederholten Ausruf: „Belle troupe les Bersagliers, belle troupe,“ und sagte zu einem Lieutenant, er bedauere, Rom nicht erreicht zu haben; denn er wolle Franz II. sagen, seine Vertheidiger seien Lumpen und Bösewichte, der General Croco ein Prahlhans und eine Canaille, und es thäte ihm leid, gefangen zu sein, denn er hätte gehofft, eine bessere Truppe zu organisiren, um Victor Emanuel zu verjagen.

In Tagliacozza verlangten die Gefangenen, in eine Capelle geführt zu werden, um zu beichten. Auf dem Richtplatz umarmte Borgir seine

Landsleute, ermahnte sie, tapfer zu sterben, und stimmte im Chor mit ihnen ein spanisches Kirchenlied an, das durch die Kugeln unterbrochen wurde.

Nach ihnen kam die Reihe an die Uebrigen, und der Major Franchini hatte die Genugthuung, seinem General, La Marmora, einen ausführlichen Bericht über diese mühselige, aber erfolgreiche Expedition zu senden.

Wieder eiferten einige ausländische Blätter gegen das barbarische Verfahren der italienischen Regierung, und sogar Victor Hugo rief: „Das neue Königreich tödtet Legitimisten.“ Doch die Regierung, fest entschlossen, diesem wilden Treiben und zwecklosen Blutvergießen ein Ende zu machen, ließ sich nicht irren und wandte, wenn auch nur in äußersten Fällen, das Verfahren des französischen Generals Mahet an, der, unter dem König Murat, das vom Banditenthum unterminirte Land durch Massentödtung, durch Schließen der Kirchen und Niederbrennen ganzer Dörfer, welche die Truppen verriethen und den Banditen in die Hände arbeiteten, in kurzer Zeit von der Plage der Brigandage befreit hatte, bis sie nach der Wiedereinsetzung der Bourbonen von Neuem frisch und stark erstand.

Man kann sich nicht erwehren, darüber zu staunen, daß derartige Repressivmaßregeln vor kaum vier Jahrzehnten im civilisirten Europa und außerhalb eines Krieges noch möglich waren. Um dieselben zu rechtfertigen, berichten wir noch folgende Begebenheit.

Am 8. August (1861) machte ein Trupp von etwa 1000 Mann einen, von einem Erzpriester und zwei Domherren geleiteten Einfall in das Dorf Pontelandolfo in Apulien.

Es war ein Festtag; man feierte irgend eine Madonna, und die Einwohner folgten einer Procession.

Beim Trommelwirbel und dem Rufe: Viva Francesco II., löste sich die Procession auf, und die Masse schloß sich den Insurgenten an. Der Sindaco sammt seinem Secretär und Municipaldiener war bald beseitigt; das Kreuz von Savoyen zerstört, die Kasse beraubt. Ein gleiches Loos traf das Postbureau und die wenigen Villen und Kaufläden der in den Instructionen als „abtrünnig“ angegebenen Eigenthümer. Der Steuereinnehmer, welcher Widerstand leistete, wurde getödtet, sein Haus niedergebrannt und die Leiche in die Flammen geworfen. In wenigen Stunden war das Verheerungswerk vollbracht. Der Trupp zog davon, und der Ort blieb in den Händen des Pöbels, der plünderte, was noch zu plündern blieb, die bourbonischen Wappen an den Amtsbureaux anbrachte und sich einsetzte.

Irgend Jemand war es gelungen, nach der nächsten Telegraphenstation zu eilen und Truppenbeistand zu fordern.

Abends traf ein Ploton von 40 Soldaten mit 4 Carabinieren unter Commando eines Lieutenants ein: die Bevölkerung empfing sie mit Steinwürfen und siedendem Wasser.

Trotz der numerischen Uebermacht blieben die Soldaten Sieger, denn nachdem mehrere unter den Aufständigen getödtet worden waren, zog ein Theil sich zurück, während ein anderer betrunken und kampfunfähig war.

Die Soldaten hatten sich zur Ruhe gelegt, als, mit anbrechendem Morgen, der Geistliche des nahen Dorfes Caldano mit dem Offizier zu sprechen wünschte. Er berichtete, sein Dorf sei aufständig, und ersuchte den Offizier, mit seinen Leuten hinzukommen, um Ruhe zu stiften.

Kaum hatten die vom Marsch und vom Kampfe noch tief erschöpften Soldaten einen Kilometer zurückgelegt, so stürmte ihnen die Bevölkerung von Caldano entgegen, während die von Pontelandolfo, wo man die soeben Gefangenen befreit und die Wachtposten getödtet hatte, sie im Rücken angriffen.

Dreiundvierzig Mann wurden buchstäblich zerstückelt, der Lieutenant unter den auserlesensten Qualen während acht Stunden zu Tode gemartert. Ein einziger Soldat war am Leben geblieben und hatte, verwundet, durch eine Hecke gedeckt, dem fürchterlichen Schauspiel zugesehen. Trotz seiner Wunden hatte er sich bis zur Telegraphenstation geschleppt, und Nachts traf der Oberst Negri mit einem Bataillon ein. Der Entkommene führte ihn zur Mordstätte: Beide Dörfer wurden eingeäschert.

Dieses energische Vorgehen verfehlte seine Wirkung nicht, und nach und nach wurden die Revolten bekämpft.

Was hofften, was erwarteten die Höfe von Rom und Neapel von diesen, von ihnen angestifteten Ueberfällen? Glaubten sie wirklich an die Möglichkeit einer Restauration? Wenn die auf 80000 Bajonette gestützte Dynastie vor etwa 20000 Garibaldi'schen Freischärlern zusammengebrochen war, so war das ein Beweis, daß ihre Grundpfosten verfault waren, und daß ein paar Haufen wilder Räuberhorden, raubsüchtigen Pöbels und interessenloser Söldnertruppen den starken, wohlgeschulten und von Patriotismus getragenen piemontesischen Truppen gegenüber nichts erreichen würden.

Absicht und Zweck waren, durch die Verheerungen Unzufriedenheit in den annectirten Ländern zu erwecken, die Bevölkerung aufzuhetzen, Haß zu erwecken und dem Auslande zu zeigen, daß der Süden zuvor ruhig und zufrieden gewesen war, daß die Umgestaltung dem Volke kein Glück gebracht.

Und Grund zur Mißstimmung war in der That vorhanden. Das aus seiner Lethargie aufgerüttelte Volk fühlte nun sein, durch die Umstände gesteigertes Elend. Die Ernte war schlecht in jenem Jahr, die Verwüstungen nach den Einfällen entsetzlich; die Abgaben waren um nichts vermindert — wo waren also die geträumten Vortheile, die man in unüberlegter Verblendung von heute bis morgen erwartet hatte? Glühend hatte man diesen Augenblick, den Augenblick der Freiheit ersehnt. Wie ein Mensch, der unter dem Druck trauriger Verhältnisse leidet, nur danach strebt, ihnen zu entkommen, ohne Erwägung der bevorstehenden Neuerung, so hatte die Bevölkerung danach gelechzt, das Joch der Knechtschaft abzuwerfen. Die

Annexion war die unmittelbare Folge dieser ersehnten Befreiung gewesen; doch die Massen hatten nimmer die nächsten Folgen dieser Annexion überlegt.

Alles Neue reizt und schließt Hoffnung in sich.

Nachdem man das Ziel, die Freiheit, erreicht, Garibaldi nach vollführtem Werke sich zurückgezogen, die Begeisterung sich gekühlt, die Gemüther sich beruhigt hatten, trat der Rückschlag ein, trat das einzelne Individuum hervor, mit seinen Leiden, seinen Interessen und Hoffnungen.

Tausend und aber tausend Hände, aus allen Professionen, streckten sich der neuen Regierung entgegen und verlangten Hilfe, das heißt: Arbeit, Erwerb. Jeder wollte die Situation exploitiren; wie die Goldgräber waren die Leute vom Bereicherungsfieber erfaßt.

Und dies Verlangen nach Arbeit war um so verzeihlicher, um so berechtigter, als Alles im Lande in völliger Verwahrlosung lag. Brücken, Landstraßen, Eisenbahnen, das einzige Mittel, das Land von der Brigandage zu befreien, fehlten; von Schulen und öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten war keine Rede. Das Alles sollte wie durch einen Zauberstab erstehen, ohne daß man daran dachte, daß die Geldmittel fehlten, um sofort allen Anforderungen Genüge zu leisten.

Neapel, die Stadt selbst, hatte noch besondere Gründe zur Unzufriedenheit. Es war von einer königlichen Residenzstadt zu einer Provinzialstadt herabgestiegen; die Einrichtungen und Verbesserungen vieler Institutionen und öffentlicher Bureaus wurden geschickten erfahrenen Piemontesen anvertraut. Das erweckte Neid gegen einen, dem sprudelnden, lärmenden Südländer ohnehin schon antipathischen Volksschlag.

Doch in all' dieser Mißstimmung, in all' diesem Unwillen gegen die neue Regierung, erhob sich nirgend eine ernste, durchdringende Stimme für die gestürzte Dynastie.

Und selbst, wäre eine wirkliche Revolte gegen Victor Emanuel ausgebrochen, nimmer wäre die Restauration der Bourbonen die Folge davon gewesen. Man hätte Garibaldi zum König von Neapel ausgerufen, hätte für eine Republik gekämpft, hätte sich irgend einen Gustav-Adolf, einen Battenberg gesucht — Alles, nur nicht die Bourbonen.

Zu Ende des Sommers 1861 war diese tragi-komische Contrerevolution erstickt. Die Briganten hatten auf ihre hohe Aufgabe, das Vaterland und den Thron zu vertheidigen, verzichtet, hatten die Generalsuniform abgelegt und waren zu ihrem ursprünglichen Beruf des Straßenraubes zurückgekehrt, den sie noch heutigen Tages mit glücklichstem Erfolg betreiben.

# Indiens Bollwerk und Englands Gefahr.

Von
**Karl Blind.**
— London. —

I.

Wenn die englische Regierung nicht klüger gegen Afghanistan handelt, so wird sie sich bald auch dort große Gefahr bereiten. Der Krieg in Süd-Afrika ist noch nicht beendigt. Im fernen Osten sind Flammen der Empörung gegen fremden Eingriff emporgeschlagen, die alle europäischen Mächte in Mitleidenschaft ziehen. In Indien gährt dumpfe Unzufriedenheit. Will man nun auch den Fürsten in Kabul vor den Kopf stoßen, der an dem Bollwerke Indiens die Wacht hält?

Wiederholt sind in jüngster Zeit Nachrichten über des Emirs Unzufriedenheit mit dem Verfahren der Regierung in Simla hierher gedrungen. Neuerdings hat es dem Oberstatthalter oder Unter-König (Vice-Roy) in Indien beliebt, gegen zwei Verordnungen Abdur Rahmans Einspruch zu erheben, die das Verbot der Pferde-Ausfuhr aus Afghanistan und der Einfuhr von Salz dahin betreffen. Lord Curzon hat gewiß in mancher Beziehung bisher gezeigt, daß er ein tieferes Verständniß für die Bedeutung des großen süd-asiatischen Reiches besitzt, als so viele andere Staatsmänner. Er sprach es erst unlängst in einschneidenden Worten aus, daß „Englands ganze Stellung als Weltmacht von dem Besitze Indiens abhängt". Seine Ansiedelungen, sagte er, könne England insgesammt verlieren oder aufgeben, ohne daß solche Macht-Einbuße die Folge wäre. Mit dem Verluste Indiens aber wäre sein jetziger Rang dahin.

Da empfiehlt es sich gewiß, gut Freund mit dem Herrscher des Afghanen-Landes zu bleiben, an dessen Grenze vor Kurzem wiederholt russische Truppen-Abtheilungen bis nach Kuschk vorgeschoben worden sind. Vernünftiger Weise kann die indische Regierung keinen begründeten Einspruch

gegen die genannten Erlasse des Emirs erheben. Das Verbot der Pferde-Ausfuhr aus Afghanistan begreift sich leicht für Jeden, der den dortigen Verhältnissen irgendwelche genauere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Ich habe indessen darüber, wie auch über den erwähnten zweiten Erlaß, mit dem mir befreundeten, seit bald zwei Jahren in England weilenden früheren obersten Staatssecretär oder Minister Abdur Rahmans ausführliche Rücksprache genommen.

Sein Name ist Sultan Muhammad Khan. (Sultan bedeutet in diesem Falle nicht etwa „Herrscher".) Er ist indischer Radschpute von Geburt. An der Hochschule Cambridge hat er in letzter Zeit Rechtswissenschaft betrieben. Jetzt kehrt er zuerst nach Simla, von da vielleicht nach Kabul zurück.

Ein Abschieds-Empfang für ihn fand vor ein paar Tagen in London bei Fräulein Dr. Hamilton statt, einer Schottin, die Jahre lang des Emirs Aerztin gewesen ist und von Kabul her Muhammad Khan gut kennt.

Das Verbot der Ausfuhr von Rossen aus Afghanistan erklärt sich sehr einfach durch die Befürchtung, in der sich der Emir befindet, Rußland könne eines Tages abermals einen Streich vollführen, wie im Jahre 1884. Damals entriß es ihm ein Stück seines Landes, bei welcher Gelegenheit eine Abtheilung Kosaken sogar den zur Grenzregelung erschienenen englischen Bevollmächtigten, General Lumsden, mit seinem Gefolge schmählich in die Flucht trieb. Das Alles wurde von der Londoner Regierung schließlich ruhig eingesteckt, obwohl sie sich vom Parlament 11,000,000 Pfd. Sterl. zum Zwecke der Abwehr hatte gewähren lassen.

Abdur Rahman ist, begreiflich genug, höchst beunruhigt über die neuesten russischen Truppensendungen nach Kuschk und den benachbarten Grenzgebieten. Es ist ihm um so schwüler zu Muthe geworden, als russische Zeitungen halbamtlicher Art erklärten: „Man habe diese Vorsichtsmaßregeln für den Fall getroffen, daß der Emir sich regierungsunfähig zeige oder plötzlich mit Tod abgehe, was zu Erbfolge-Wirren führen und Rußlands Einmischung nothwendig machen würde." Bekanntlich weilt auf benachbartem russischem Gebiete ein Afghane aus fürstlichem Geblüt, Isa Khan, der Anspruch auf den Thron erhebt, von der Petersburger Regierung eine Unterstützung erhält und schon einmal einen Einfall und Aufstandsversuch gemacht hat.

Was liegt unter solchen Umständen näher, als daß Abdur Rahman, im Hinblick auf möglichen Krieg, die Ausfuhr von Rossen untersagt? Haben andere Länder nicht auch schon ähnliche Verbote erlassen? Die Verordnung ist wahrlich nicht gegen England, sondern gegen Rußland gerichtet.

Afghanistan ist ein unabhängiges Reich. Es steht im freundschaftlichen Verkehre und Bündnisse mit der indischen Regierung, von welcher der Emir ab und zu Waffen und jährliche Geldunterstützung erhält. Wegen der erwähnten russischen Drohung hat er in den letzten Monaten öfters den

Wunsch geäußert: „Der englische Nachbar und Freund möge doch sagen, was er bei solcher Lage zu thun gedenke.“ In Simla aber schweigt man beharrlich. Da rüstet sich der Herrscher in Kabul selbstverständlich nach Kräften und sucht seine Reiterei und sein Kriegsfuhrwesen nicht durch Pferde-Ausfuhr schädigen zu lassen. Wer kann, wer sollte ihm das verübeln?

Mit dem Verbote der Salz-Einfuhr verhält es sich ebenfalls sehr einfach. Seit etwa achtzehn Jahren sind ausgedehnte Salzgruben in Afghanistan in einem Bezirke entdeckt und bebaut worden, der nach gewissen mohammedanischen Heiligen als die Gegend der „Fünf Tiger“ bekannt ist. In den letzten zehn Jahren haben sich diese Salzwerke sehr ausgiebig erwiesen, und der vorhandene angesammelte Vorrath wird auf lange Zeit hin für den Landesbedarf ausreichen. Es ergeben sich daraus Staats-Einkünfte, die man in Kabul nicht vermindert sehen möchte. Daher das Verbot der Einfuhr von fremdem Salz.

Handeln nicht fast alle europäischen Länder nach ähnlichem Grundsatz? Bestehen nicht in vielen von ihnen, wie auch in Amerika, hohe Schutzzölle, die für manche Gegenstände einem Verbote gleichkommen? Sperren sich nicht sogar die englischen Ansiedelungen, trotz der Blutbrüderschaft, durch gewaltig hohe Zölle gegen die Waaren des Mutterlandes ab?

Der Emir ist ein Gewaltherrscher, der mit seinen Gegnern im eigenen Lande kurzen Prozeß macht. Es herrschen dort, man könnte sagen: russische Zustände. Oder es ließe sich daran erinnern, daß, wie die Engländer selbst offen bekennen, auch in Indien der Oberstatthalter despotische Gewalt ausübt und von den in England geltenden Freiheitsrechten dort nichts zu sehen ist. In einem von der früheren Leibärztin des Emirs, Frl. Hamilton, in London gegebenen Vortrage sind die Willkürzustände am Hof von Kabul scharf genug geschildert worden. Es geht eben da zu, wie im Osten überhaupt — von Petersburg und Konstantinopel an bis nach Teheran und Peking. Allein trotz alledem läßt sich nicht verkennen, daß der Afghanen-Fürst mit jenen Verordnungen in seinem Recht ist, daß er damit zum Nutzen seines Landes verfährt und schließlich sogar dem richtig verstandenen Vortheile Englands dient, das nicht wünschen kann, Afghanistan wehrlos gemacht und verarmt zu sehen.

Es giebt freilich in London eine kleine Gruppe, die unverständig genug — oder wer weiß, von welch' dunklen Beweggründen geleitet? — entweder, gleichwie in Südafrika über die Buren-Freistaaten, so auch in Afghanistan ganz ungerechtfertigt eine Oberhoheit (suzerainty) über den Emir beansprucht, oder gar einer Theilung des Landes zwischen England und Rußland das Wort redet. In Petersburg kann man sich dazu nur in die Faust lachen.

## II.

Afghanistan ist ein in vielerlei Volksstämme gespaltenes, mehrsprachiges Land. Man könnte es in diesem Punkte mit Ungarn und der Türkei

vergleichen. Die eigentlichen Afghanen nehmen die führende Stellung ein, die in den Ländern der St. Stephanskrone von den Magyaren, im osmanischen Reich von den Türken beansprucht und gehalten wird. Eine verläßliche Volkszählung liegt über das Reich des Emirs nicht vor. Die Angaben in Nachschlage-Werken schwanken zwischen vier bis fünf Millionen Einwohner. Von Sultan Muhammad Khan ist mir, auf Grund der im Lande selbst umgehenden Meinungen, eine auffallend höhere Ziffer mitgetheilt worden. Allein bei der bekannten Neigung der Morgenländer, in Bezug auf Zahlen der Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen — wie man dies von Arabern, Indern, Chinesen u. s. w. weiß — nehme ich von Ziffern gern Abstand. Nur bemerkt sei, daß unter den 4—5,000,000 Landesangehörigen nicht ganz die Hälfte afghanischen Stammes ist. So behaupten die besten Kenner.

Die Afghanen sind unter sich in eine Anzahl Sippen gespalten, die wiederum durch Blutfehden mit einander mannigfach verfeindet sind. Etwa eine halbe Million dieses führenden Afghanen-Stammes gilt überdies als der jetzigen Regierung in Kabul abspänstig. Es wird dies namentlich von den Ghilzai- und Momund-Sippen gesagt. Die früheren englischen Feldzüge in Afghanistan haben diese Spaltungen wiederholt an's Tageslicht gebracht.

Solche Zustände sind, wenn es sich um einen Vorstoß handelt, den Rußland etwa unternähme, während England mit seiner geringen Heereskraft anderwärts beschäftigt ist, nicht ohne bedrohliche Bedeutung. Im Uebrigen hat das Zahlenverhältniß zwischen Afghanen und Nicht-Afghanen, so ungünstig es für die Ersteren scheint, weiter keinen staatlichen Einfluß. Die Afghanen sind nämlich wesentlich das Kriegervolk des Landes, ähnlich den Türken. Die Nicht-Afghanen treiben in ihrer Mehrzahl Ackerbau, Gewerbe und Handel.

Unter den Letzteren sind zuerst die Kisilbaschen zu nennen, die als Abkömmlinge soldatischer Ansiedler von der Zeit her gelten, wo Nadir Schah in das Land einbrach. Sie sind von gemischt persischer und türkischer Abkunft, etwa 150,000 an Zahl. In Kabul wohnen ihrer Viele in dem wohlhabenderen Theile der Stadt. Obwohl im Ganzen gering an Zahl im Vergleich zur Gesammtbevölkerung des Reiches, zeichnen sie sich immerhin vor anderen nicht-afghanischen Stämmen ebenso sehr durch Unternehmungsgeist und Wohlstand, wie durch Muth aus. Ihnen hat daher die Regierung zu Kabul stets viel Aufmerksamkeit geschenkt. Zusammen mit Hindus aus dem Nachbarlande bilden sie den größeren Theil des Kaufmannsstandes.

Sie sind aber auch stark in der Landesverwaltung vertreten. Das alte Kriegerblut macht sich ebenfalls noch beträchtlich unter ihnen geltend. Sie liefern Reiterei und Mannschaft zum Geschützwesen, nehmen auch oft in gleicher Eigenschaft Dienst bei den Engländern in Indien, wo sie in den bengalischen Regimentern als die besten Offiziere geschätzt sind. Sie haben ebenso sehr den Ruf für Kühnheit und Klugheit, wie für Manneszucht.

Indessen sind die Kisilbaschen von den Afghanen in doppelter Weise getrennt. Sie gehören der schiitischen Secte des Mohammedanerthums an, während die Afghanen Sunniten sind. Persisch ist die Sprache der Kisilbaschen; Puschtu die der Afghanen.

Den Kisilbaschen stammverwandt sind die auf etwa eine halbe Million berechneten Tadschiken, die eine alterthümlichere persische Mundart reden, von den Afghanen aber nicht durch Secten-Unterschied getrennt sind. Sie stellen zwar Truppen für des Emirs Heer, sind aber als Rasse sehr niedergehalten. Aus ihnen kommen meist Ackerbauer, Handwerker und Händler. Mit klar ersichtlicher Berechnung hat die russische Regierung in Khokand Regimenter von Tadschiken gebildet. Gäbe man ihnen Offiziere aus dem Stamme der sprachverwandten Kisilbaschen, so könnte das bedrohliche Folgen haben.

In dem großen West-Hasara-Gebiete des Afghanen-Reiches wohnen tatarische, auf ungefähr eine halbe Million berechnete Völker, genannt Hasara und Aimaken. Ihre Thäler sind zum Theil schwer zugänglich; und in diesen Gegenden halten sie sich fast ganz unabhängig von der Regierung zu Kabul. Wo sie das Eindringen afghanischer Truppen zu fürchten haben, zahlen sie dem Emir den geforderten Schoß; sonst nicht. Es sind wesentlich Hirten. Sie wohnen entweder in Dörfern oder schweifen noch über Berg und Thal mit ihren Heerden, getreu den Gewohnheiten der Väter, die einst von den Hochlanden jenseits des Oxus kamen. Als Krieger genießen sie geringen Rufes; was vielleicht theils aus ihrem Mangel an Zusammenhang, theils aus der schlechten Beschaffenheit ihrer Waffen erklärbar ist. Da man annimmt, daß sie seit den Tagen Dschingis Khans im Lande wohnen, so müssen sie, in Anbetracht, daß sie sich nahezu unabhängig erhalten haben, immerhin der Tapferkeit nicht ganz entbehren.

Im afghanischen Turkestan ist der herrschende Stamm der der Usbeken, welcher die Tadschiken unterwarf, seinerseits aber dann von den Afghanen überwunden wurde. Man rechnet die dortige Bevölkerung insgesammt auf 640,000. Die Regierung zu Kabul hält ihre Herrschaft über dies Gebiet durch afghanische Krieger und allerhand Söldner aufrecht.

In Kohistan und Kafiristan kommen wir auf schwer bezähmbare, eigentlich unabhängige Völker, zu denen die Afghanen nur ab und zu verheerend eingedrungen sind. In Kafiristan finden sich die dem arischen Schlage angehörigen Siah-posch Kafiren, d. h. schwarz gekleidete Ungläubige. Sie selbst wollen sich, aus den Zeiten Alexanders des Großen her, von griechischen Ansiedlern ableiten, die nach seinem Feldzuge in Indien zurückgeblieben und schließlich in das schluchtenreiche Land abgedrängt worden seien.

Ich habe einen dieser Leute, der von Dr. Leitner vor Jahren nach England gebracht wurde, gesehen. Er hatte rothbraunes Haar und bläuliche Augen. Helle Gesichtsfarbe und blaue Augen sind in Kafiristan nicht selten.

Ihrer Schönheit halber sind die Mädchen für die Hareme der Afghanen sehr gesucht und werden oft geraubt. Unähnlich anderen Völkern des Ostens, sitzen die Kafiren auf Stühlen und gebrauchen Tische. Obwohl der nöthigen Waffen entbehrend, scheinen sie kriegerisch gut veranlagt, und Manche von ihnen — zum Beispiel der verstorbene Feldhauptmann Feramorz Khan — haben sich im Dienste der Regierung zu Kabul ausgezeichnet. Mit Nimtscha- und Tschitrali-Völkern zusammen, berechnet man die Bevölkerung von Kafiristan auf rund 150,000.

Außer den vorerwähnten Ghilzai- und Momund-Sippen der eigentlichen Afghanen sind unter Letzteren noch die Afridi, Abdali und Durrani als die hauptsächlichsten zu nennen. Die Afridi werden bereits von Herodot bei Aufzählung der Völker Asiens, die Darius, dem Sohne des Hystaspes, in seinen Satrapien Schoß zahlten, unter dem Namen der „Aparyten" (Ἀπαρύται) aufgeführt. Das Gesetz der Lautverschiebung erklärt die leichte Wortveränderung.

Genug ist gesagt, um zu zeigen, daß England, um seiner eigenen Sicherheit in Indien halber, wohl daran thäte, den Emir Abdur Rahman, der ein so vielfach gespaltenes Land zusammenhält, nicht unnöthig zu reizen, ihm nicht die Regierung zu erschweren. Aber es giebt in London gewisse Nimmersatte, die, weil der Emir des Verkehrs mit Fremdmächten — die indische Regierung ausgenommen — sich enthält, daraus sofort einen Anspruch auf englische Oberhoheit über Afghanistan zu begründen suchen und deshalb immer bereit sind, dem Emir, was seine Befugnisse im eigenen Lande betrifft, zu nahe zu treten. Diese „Süzeränetäts"-Sucht ist in England neuerdings auffallend eingerissen. Sie hat zu dem, jetzt seit mehr als neun Monaten die Kraft Englands in Anspruch nehmenden Krieg in Süd-Afrika geführt. Sie könnte in Afghanistan leicht in eine große Russen-Gefahr umschlagen.

Um sein unzweifelhaftes Recht klar zu machen, hat Abdur Rahman, wenigstens auf einem vertraulichen Umwege, den Wunsch zu erkennen gegeben: die englische Regierung möge in London einen Gesandten von ihm als ständigen Vertreter empfangen. Man ist nicht darauf eingegangen. Er sieht sich daher fortwährend auf den Verkehr mit der indischen Regierung in Kalkutta oder Simla angewiesen; und mit ihrem Verfahren fühlt er sich oft unzufrieden.

Man liebt es in England, mit Nachbarländern in Asien und Afrika solche zweideutige Beziehungen zu unterhalten, die unter Umständen plötzlich zu weiteren Machtansprüchen benutzt werden können. In Afghanistan ist das Spiel doppelt gefährlich. Denn an den nordwestlichen Thoren dieses Berglandes, durch welches alle geschichtlichen Eroberer nach Indien eingedrungen sind, steht eine Großmacht mit einem gewaltigen Heer, deren letztes Ziel in jenem Welttheile unzweifelhaft die Erschütterung und der Sturz der englischen Herrschaft in Süd-Asien ist.

---

# Georg Christoph Lichtenberg*).

Von

**Gustav Glück.**

— Wien. —

Ohne Zweifel ist Lichtenberg einer der feinsten und tiefsten Köpfe, die das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, und zugleich einer der größten Meister der deutschen Prosa überhaupt. Und doch hat sein Namen heute keinen hellen Klang, es fehlt ihm etwas zur wahren Volksthümlichkeit. Er gehört nicht zu den Klassikern, weder zu denen, die wirklich gelesen werden, noch zu denen, deren Werke ungelesen im Bücherschranke jedes deutschen bürgerlichen Hauses prangen.

Man kann von ihm sagen, die Mitwelt habe über ihn richtiger geurtheilt, als die Nachwelt; seine Zeitgenossen haben die Werke seiner Feder mit Antheil aufgenommen und zu würdigen gewußt, und die Größten seines Jahrhunderts haben seine persönliche Bekanntschaft gesucht und seine Freundschaft hoch geschätzt. Heute finden wir Lichtenberg in den Handbüchern, woraus die deutsche Jugend ihre großen Dichter und Denker kennen lernen soll, meist nur beiläufig als Vertreter des humoristischen Fachs erwähnt, während darin seichte Köpfe und gänzlich veraltete Schriftsteller auf vielen Seiten besprochen werden. Mit dem Schlagwort „Humorist" oder „Satiriker" pflegt man die eigenthümliche Bedeutung dieses Mannes

---

*) G. C. Lichtenbergs Briefe an Dieterich 1770—1798. Zum hundertjährigen Todestage Lichtenbergs herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1898.

Aus Lichtenbergs Nachlaß. Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe, zur hundertsten Wiederkehr seines Todestages, herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1899.

abzuthun; denn halbe Bildung liebt nichts mehr als das Schlagwort, zumal wenn es noch gar ein Fremdwort ist. Darf denn wirklich die Nachwelt sich anmaßen, als die gerechte Richterin zu gelten, als welche wir sie gemeiniglich preisen? Sie hat ein volles Jahrhundert Zeit gehabt, sich ihr Urtheil zu bilden, sie kennt mehr von Lichtenberg, als seine Zeitgenossen, sie hätte leicht aus seinen nachgelassenen köstlichen Vermischten Bemerkungen und Briefen seine unvergleichliche Eigenart als Mensch und Schriftsteller herauslesen und seinen wahren, wohlverdienten Ruhm allen Schichten und Ständen verkünden können. Und doch hat sie's nicht gethan, wenn man von einem kleinen Kreise von Verehrern Lichtenbergs absehen will. Die Nachwelt ist eben um kein Haar besser, als die Mitwelt, sie bleibt ja immer, wie schon der Name sagt, die Welt, das heißt, die große, die gemeine Menge. Und dieser wird ein Mann wie Lichtenberg immer fremd bleiben. Denn wahre und nie verleugnete Unabhängigkiet des Geistes ist ein Verdienst, das immer nur bei Wenigen Verständniß finden wird. Volksthümlich kann ein Schriftsteller nur dann werden, wenn er eine bestimmte Richtung vertritt, wenn er einer Partei angehört oder eine neue schafft, oder wenn er ein System aufstellt, das, sei es wahr oder falsch, schon als solches der allgemeinen Pedanterei am meisten gefällt. Wer aber nicht von dem Strome irgend einer Richtung getragen wird, wer frei ist von Parteigeist und Tagesgeschmack, wer die Dinge unbefangen ansieht, ohne sie dem Prokrustesbett eines künstlich gegliederten Systems anpassen zu wollen, wie eben unser Lichtenberg, der kann nie und nimmer die allgemeine Anerkennung erringen, der muß ein für alle Mal auf den Ruhm verzichten, den die große Menge allein zu vergeben hat.

So ist denn auch die hundertste Wiederkehr von Lichtenbergs Todestage am 24. Februar des vorigen Jahres ohne äußeren Glanz und Pomp vorübergegangen; nur in aller Stille haben die wenigen Freunde seiner Schriften diesen Tag der Erinnerung gefeiert. Kein Denkmal wurde errichtet, das Andenken des außerordentlichen Mannes zu ehren, und selbst die Zeitungen, die sonst so gerne hinter Jubiläen her sind, schwiegen fast alle. Doch hat uns das Jahr, abgesehen von einer kleinen Schrift über Lichtenberg als Psychologen und Menschenkenner von Dr. Friedrich Schäfer*), zwei sehr erfreuliche Festgaben beschert, die uns um Vieles lieber sind, als die bei solchen Anlässen üblichen, lobpreisenden Zeitungsaufsätze, weil sie den Mann, den sie ehren wollen, selbst zu Worte kommen lassen. Dem verdienten Herausgeber von Schopenhauers Werken, Eduard Grisebach, bot sich die willkommene Gelegenheit, einen alten Lieblingsplan zu verwirklichen und die Briefe Lichtenbergs an den Verleger Dieterich, seinen „liebsten, besten, einzigen Freund“, mit Sorgfalt und durch manche neue Funde vermehrt in würdiger Ausstattung aufs Neue herauszugeben. Diese

---

*) Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1899.

Briefe, die den langen Zeitraum von 1770 bis 1798 umfassen, verdienen in der That eine solche Sonderausgabe, sie sind nicht nur, mit Grisebach zu reden, „gleichsam ein selbstständiges, humoristisches Werk", sondern sie geben uns auch in ihrem Wechsel von Ernst und Laune ein lebendigeres Bild von der Persönlichkeit dieses Mannes, als eine noch so sorgfältige äußere Lebensgeschichte je vermöchte. Ein wohlthätiger Hauch warmen Freundschaftsgefühls geht durch das ganze Buch, und der Lichtenberg eigene, gemüthvolle Humor ist hier, besonders in den köstlichen Episteln an Dieterichs Gattin, vielleicht unmittelbarer und ursprünglicher zu finden, als in seinen gedruckten Schriften, wo er leicht kühler und schärfer wird.

Mit der zweiten Festgabe hat uns der Privatdocent in Jena Dr. Albert Leitzmann beschenkt. Diesem Gelehrten ist es gelungen, bei Lichtenbergs Enkeln in Bremen seinen handschriftlichen Nachlaß, so weit er heute noch vorhanden ist, aufzufinden und der unverdienten Vergessenheit zu entziehen. Als erste Veröffentlichung aus dem reichen Schatze hat er in einem kleinen Bande eine Anzahl von Entwürfen zu Aufsätzen, Erzählungen und Gedichten, von Tagebuchblättern und Briefen vereinigt und zur Feier des Gedächtnisses von Lichtenbergs Todestage herausgegeben. Wer mit Lichtenbergs Schriften vertraut ist, dem geben diese Blätter manche werthvolle Aufschlüsse über seine Art zu denken und zu arbeiten; besonders die Auszüge aus den Tagebüchern enthalten viele neue Einzelnheiten, die uns helfen, das Bild seines Charakters und seiner Eigenart zu vervollständigen. Das große Publicum jedoch wird mit dem Buche nicht viel anfangen können; das Meiste darin ist zu skizzenhaft und wirkt dadurch eher abstoßend als anziehend. Der Herausgeber hat einige sehr gelehrte Anmerkungen angehängt, in denen er manche neugefundene, ebenfalls aus dem Nachlasse stammende Bemerkungen Lichtenbergs abdruckt, denen wir gerne einen bessern Platz gewünscht hätten, weil sie oft besser sind, als das, was der Text bringt.

Sicherlich werden diese neuen Veröffentlichungen und die, die uns noch aus dem Nachlasse bevorstehen, dem künftigen Biographen Lichtenbergs wichtigen Stoff liefern; leider fehlt es uns ja noch immer an einer gründlichen Beschreibung seines Lebens. Wer eine solche einmal unternehmen wird, der wird eine dankbare Aufgabe finden, er wird mehr auf das innere, auf das Seelenleben des Mannes eingehen können, da sein Leben an äußeren Ereignissen gar nicht reich ist. Es ist bald erzählt.

Georg Christoph Lichtenberg entstammt einer mit Kindern reich gesegneten Pfarrersfamilie; er wurde am 1. Juli 1742 zu Ober-Ramstadt, einem Dorfe in der Nähe von Darmstadt, als das jüngste von achtzehn Kindern geboren. Im Alter von drei Jahren kam der kleine Georg nach Darmstadt, wo sein Vater Stadtprediger, später Superintendent wurde und 1751 starb. Ueber den so früh verstorbenen Vater finden sich keinerlei Aufzeichnungen in den Schriften des Sohnes; dagegen erwähnt er oft seiner

Mutter, die erst 1764 starb: er verehrte ihr Andenken auf das Innigste und beging ihren Sterbetag noch 1795 wie einen Heiligentag. In Darmstadt besuchte er das Gymnasium, wo er sich schon viel mit Mathematik und Astronomie, daneben aber auch mit alter Litteratur beschäftigte. In späteren Jahren dachte er noch manchmal an diese schöne, harmlose Jugendzeit zurück. „Sie können nicht glauben," schreibt er 1782 an einen alten Schulkameraden, den Pastor Amelung, „was für eine Freude mir Ihr erster Brief machte. Ich saß förmlich wieder in Selecta. Ich sah den guten Hach mit dem Pferdehaar, wie der alte Rector auf ihn und die Bretzeln unter dem gespannten Mantel losfuhr, wie Jupiters Vogel auf ein zartes Lamm; den kleinen Wenck mit seinen Schuhriemen nach einerlei Weltgegend zu gerichtet, oder gar liebereich gegen einander gewandt; den unbeschnittenen Juden W . ., der doch ein guter Kerl war; Lindenmayer mit dem Rubinengesicht; den guten Bing, der hier nicht weit von mir den letzten Morgen abwartet, auf seinen Stelzen, und dann Sie mit dem zarten Gesicht und weißem Haar, der so unnachahmlich mit dem Hach sprechen konnte, daß alle Menschen lachten, nur Sie nicht."

Schon in frühester Jugend war Lichtenberg von einem schweren Unglück betroffen worden, das später die Ursache seiner immer wiederkehrenden Neigung zu trüben Stimmungen werden sollte: er wurde bucklig und blieb im Wachsthum zurück, — wie berichtet wird, durch die Schuld seiner Amme, die das Kind aus Unvorsichtigkeit fallen ließ. Er hatte wohl sein ganzes Leben schwer an diesem Gebrechen zu tragen; und wenn er auch manchmal seinen Körper launig beschreibt, so klingen doch diese Witze oft recht traurig. So sagt er einmal in einem Brief: „Ich selbst, Du gerechter Gott! — ich kann nichts Schlimmeres sagen, ich gehe, so wie mich leider Gott geschaffen hat." Durch sein Gebrechen sind auch wohl die Selbstmordgedanken verursacht worden, die er schon als Knabe von 15 Jahren hatte, und die ihn auch in späteren Jahren von Zeit zu Zeit beschäftigten.

Im Alter von 21 Jahren kam er an die Universität Göttingen, um Mathematik und Physik zu studiren. Von seinem Landgrafen erhielt er ein Stipendium von 400 Gulden jährlich; außerdem vermittelte ihm Heyne einen Freitisch, den er drei Jahre lang genoß. Trotzdem sagt er später, es habe ihn Mühe gekostet, durchzukommen. Die Universität zu Göttingen stand damals in vollster Blüthe; hier lehrten Männer wie Haller, Schlözer, Achenwall, Heyne und Kästner, Gelehrte, die sowohl an den litterarischen als auch an den politischen Kämpfen ihrer Zeit den eifrigsten Antheil nahmen. Der junge Lichtenberg studirte an dieser Hochschule sechs Jahre, in denen er viele Anregungen empfing und sich nicht nur mit seinen Fachwissenschaften, sondern mit Allem beschäftigte, was gerade sein Interesse erregte. In späteren Jahren tadelte er die allzu große Ausbreitung seiner Studien: „Ein großer Fehler bei meinem Studiren in der Jugend war, daß ich den Plan zum Gebäude zu groß anlegte. Die Folge war, daß ich die obere

Etage nicht ausbauen konnte, ja, ich konnte nicht einmal das Dach zubringen. Am Ende sah ich mich genöthigt, mich mit ein paar Dachstübchen zu begnügen, die ich so ziemlich ausbaute, aber verhindern konnte ich doch nicht, daß es mir bei schlimmem Wetter nicht hinein regnete. So geht es gar Manchem!" Diese Beobachtung mag im Allgemeinen wahr sein; sicherlich ist Vielen das systemlose Studiren auf Universitäten schädlich gewesen. Doch bei Lichtenberg ist es anders. Ich glaube, gerade die scheinbar zusammenhanglose Beschäftigung mit den verschiedensten Wissenschaften hat bei ihm die geistige Freiheit, die allgemeine und umfassende Bildung zu Tage gefördert, die aus ihm den großen Denker gemacht haben. Oft bekommt gerade das, was den Kleinen an Geiste nicht frommt, den Großen auf's Beste. In der Mathematik und Physik waren Abraham Gotthelf Kästner und Albrecht Andr. Friedrich Meister seine Lehrer; mit dem Ersteren, der als satirischer Schriftsteller bekannt ist, verband ihn eine warme Freundschaft, die aber mit den Jahren durch Kästners launisches Wesen erkaltete, dem Letztgenannten hat er in seinen nachgelassenen Bemerkungen ein kleines Denkmal gesetzt. Kästner rechnete Lichtenberg schon in dieser Studentenzeit zu seinen begabtesten Schülern und theilte im Jahre 1767 in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen im Auszuge Beobachtungen mit, die seine Schüler Lichtenberg und Erxleben bei einem Erdbeben in Göttingen angestellt hatten. Auch an der Universität setzte Lichtenberg das Studium alter Klassiker fort, dies führte ihn zur Beschäftigung mit der Geschichte. Er wurde Mitglied des von Gatterer begründeten historischen Instituts und las daselbst in den Jahren 1765 und 1766 drei Abhandlungen über die Charaktere in der Geschichte vor. In einer davon, die uns in der Handschrift erhalten und in Leitzmanns Buch abgedruckt ist, stellt er hohe Anforderungen an den Geschichtsschreiber und verlangt von ihm gründliche Menschenkenntniß, physiognomische Erfahrung und knappen, klaren Ausdruck in der Schilderung der Charaktere.

Bald nach Beendigung seiner Studienzeit suchte der junge Gelehrte seine gewonnene Bildung durch eine Reise nach England zu vervollkommnen: er ging im Frühjahr 1770 über Hannover und Holland nach London. Hier blieb er vier Wochen, besah sich Land und Leute, wurde vom Könige empfangen und verkehrte mit englischen Gelehrten, wodurch er werthvolle Beziehungen anknüpfen konnte. Mittlerweile war er am 31. Mai 1770 zum außerordentlichen Professor in Göttingen ernannt worden, nachdem er vorher einen Ruf seines früheren Landesherrn nach Gießen, der Hochschule seines Heimatlandes, abgelehnt hatte. Nach seiner Rückkehr aus London kündigte er seine Vorlesungen durch ein deutsches Programm an, das eine Abhandlung „Betrachtungen über einige Methoden, eine gewisse Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit beim Spiel zu heben," enthielt.

Von nun an verfloß Lichtenbergs Leben fast völlig gleichmäßig. Göttingen wurde ihm zur zweiten Heimat bis an sein Lebensende. Die

regelmäßige Folge seiner Vorlesungen wurde nur durch Reisen unterbrochen. In den Jahren 1771 bis 1773 stellte er in Hannover, Osnabrück und Stade im königlichen Auftrage astronomische Beobachtungen an; bei dieser Gelegenheit gewann er in Hannover manche neue Freunde und lernte in Bückeburg Herder und in Hamburg Klopstock persönlich kennen. Wichtiger, ja von größter Bedeutung für seine fernere Entwicklung ist seine zweite Reise nach England; er verließ Göttingen am 29. August 1774 und kam am 27. September in London an, wo er bis zum Ende des folgenden Jahres blieb. Was ihm dieser Aufenthalt in England war, das sieht man aus seinen Briefen und Tagebüchern; trotz seiner Kränklichkeit, die ihm oft hinderlich war, athmet Alles, was er schreibt, volle Lebenslust und Freude. In seinen Briefen herrscht eine Stimmung vor, die man fast der in Dürers Briefen aus Venedig vergleichen kann. Ueberall wurde der deutsche Gelehrte mit Ehren aufgenommen. „London ist ganz mein Ort," schreibt er an Dieterich, „es gefällt mir nicht so wohl der vielen Vergnügen wegen, denn das sind Kleinigkeiten, sondern wegen der Artigkeit und Achtung, womit man tractirt wird, sobald man nur etwas reinlich einherwandelt und bezahlt, was man ißt und trinkt." Vom Könige, dem er über die Gradmessungen in Hannover berichtet und den ersten Band der von ihm herausgegebenen und mit Erklärungen versehenen lateinischen Schriften des Astronomen Tobias Mayer überreicht, wird er mit großer Auszeichnung behandelt. Herrliche Tage verbringt er auf dem königlichen Schlosse zu Kew, er verkehrt und speist mit der königlichen Familie. Das nahe Observatorium zu Richmond steht ihm für seine Studien zur Verfügung; da hat er Gelegenheit zu weiten Spaziergängen in den prächtigen, romantischen englischen Gärten, deren Schönheit er nicht müde wird, zu bewundern. An der Gnade des Königs und der Königin, die fast bis zur Vertrautheit ging, hat er große Freude. Auch bei den Edelleuten findet er großes Interesse für seine Wissenschaft; bei einem seiner Gönner, dem reichen Lord Boston, wohnt er anfangs in London, und später übersiedelt er auf das in der reizendsten Gegend gelegene Landgut desselben. Ueberall genießt er Förderung und Anregung; er lernt eine Menge englischer Gelehrten kennen und verkehrt mit den beiden Forster, Vater und Sohn, die eben von ihrer Weltumseglung mit Cook zurückgekommen waren. In seinem „Leben des Capitän Cook" hat er später Vieles aus ihren Erzählungen verwerthet. Der Verkehr mit Fürsten und Gelehrten genügt aber dem angehenden großen Menschenkenner nicht; er sucht auch das Leben und die Leidenschaften des niederen Volkes zu studiren, wo er es immer findet. In ein altes Kleid gehüllt nimmt er an Aufläufen und Tumulten, wie sie in London nicht selten sind, Theil. „Ich habe zuweilen," schreibt er an Boie, „zu meiner großen Satisfaction Engländer sagen gehört, daß sie nicht gewagt hätten, was ich gewagt habe. Wenn ich aber den Eifer in mir verspüre, so sind mir Rippenstöße und Schimpfreden gerade was Stoppeln dem Behemoth; ich folge daher allezeit

dem ersten Eindrucke, den der Anblick eines Mob oder einer Gesellschaft auf mich macht, dieser belehrt mich bald, ob ich ohne Gefahr untertauchen kann, und ich betrüge mich alsdann selten.“ Man sieht daraus, wie groß in Lichtenberg der Trieb war, seine Menschenkenntniß auf jede mögliche Weise zu erweitern. Er hat aus der Menschenkenntniß förmlich seinen Beruf gemacht.

Daneben vergißt er nicht, sich alle Sehenswürdigkeiten anzusehen, er besucht Kirchen und Museen und wohnt dem Pferderennen bei. Er fährt nach Oxford, Bath und Birmingham, um dort die großartigen Fabriken zu besichtigen, die ihm als Physiker vieles Merkwürdige boten. Von allen Vergnügungen aber, die er in London genießen konnte, fesselte ihn am meisten das Theater. Er sieht und hört sich Alles an, was es auf diesem Felde zu sehen und zu hören gab, Schauspiel, Oper, Operette und Pantomime. Die Frucht dieser eingehenden Studien sind die köstlichen „Briefe aus England“, die uns am besten zu zeigen vermögen, was Lichtenberg in England gewonnen hat: er ist dort auf fremdem Boden zum großen Meister seiner Muttersprache geworden. Er selbst hat dies deutlich gefühlt, da er sagte: „Ich bin eigentlich nach England gegangen, um deutsch schreiben zu lernen.“

Als Lichtenberg gegen Weihnachten 1775 wieder in das kleine Göttingen zurückgekehrt war, hatte er alle Ursache, mit dem Erfolge seiner Reise zufrieden zu sein. Sie hatte in seinem Leben Epoche gemacht, seinen Gesichtskreis gewaltig erweitert, als ein einfacher, stiller Gelehrter, der bisher sein Leben fast nur in dem begrenzten Kreise kleiner deutscher Städte verbracht hatte, war er ausgezogen und als vollkommener Weltmann und Menschenkenner, der Hoch und Niedrig mit gleich scharfen Augen betrachtete und beurtheilte, war er zurückgekehrt. Die Erinnerungen an diese Reise beschäftigten ihn noch viele Jahre später; abgesehen von einem kurzen Ausflug nach Hamburg, den er 1778 gemeinsam mit Dieterich unternahm, hat er Göttingen nicht mehr verlassen. Eine italienische Reise, die er Jahre lang plante, kam in Folge widriger Umstände nicht zu Stande.

Mit großem Eifer nahm er nach seiner Rückkehr aus England seine Vorlesungen wieder auf; bald darauf wurde er zum ordentlichen Professor der Naturwissenschaften, später (1788) zum königlich britannischen Hofrath ernannt. Eine große Zahl von Hörern, worunter sich königliche Prinzen, Grafen und Professoren aus aller Herren Ländern befanden, sammelte sich um ihn, so daß oft der Hörsaal nicht genügte, sie alle aufzunehmen. Bald hatte der junge Professor seine älteren Collegen an Hörerzahl überflügelt, was ihm selbst eine gewisse Genugthuung bereitete. Für sein Hauptcolleg, die Experimentalphysik, das in späteren Jahren auch von den beiden Humboldt besucht wurde, brachte er sogar materielle Opfer: er schaffte sich allmählich eine große Anzahl von Instrumenten an, worauf er Alles, was er entbehren konnte, verwendete. Erst 1789 gelang es ihm, diese Sammlung gegen eine Leibrente, die auch auf seine Hinterbliebenen überging, an den

Staat abzutreten. Seinen Lehrberuf nahm er ungewöhnlich ernst, ja, einmal hatte er sogar im Uebereifer den Einfall, sieben Stunden des Tages zu lesen, was ihm natürlich schlecht bekam. Auf die Vorbereitung zu seinen Vorlesungen verwendete er viel Zeit und Mühe. Das gute Gelingen seiner Versuche machte ihm große Freude; mit vielem Vergnügen führte er auch seine Experimente einzelnen Fürsten und Gelehrten, die ihn in Göttingen besuchten, vor. Ueberhaupt scheint ihm sein Lehramt viele Befriedigung gewährt zu haben; er war als Lehrer sehr beliebt, wenn es auch an Stimmen nicht fehlt, die die Abgerissenheit seines Vortrags und die allzu häufige Anwendung von Witzen tadeln. Mit seinen Schülern verkehrt er in einem warmen, theilnehmenden Ton und mit solcher Bescheidenheit und so wenig Eigendünkel, wie man es nur bei den seltenen, echten Gelehrten findet. Viel weniger vertraut war sein Verkehr mit seinen Collegen an der Hochschule; er scheint sich von den meisten fast absichtlich fern gehalten zu haben; er zog ihnen die auswärtigen Gelehrten vor, die ihn, wie Howard, Volta, de Luc, Sömmering und Forster besuchten, und mit denen er in regem Briefwechsel stand. Nicht nur seine Kränklichkeit und eine der prüden Gesellschaft mißliebige Heirath hinderten ihn daran, zu den Göttinger Professoren in ein näheres Verhältniß zu treten, sondern vielmehr eine persönliche und heftige Abneigung gegen den Gelehrtendünkel der Meisten. Seinem unabhängigen, von jeder gelehrten Pedanterie freien Geist mußten Leute fremd bleiben, „dergleichen,“ wie er selbst an Sömmering schreibt, „es hier wenigstens ein paar Dutzende giebt, die sich im Geiste über Newton, Gibbon, Priestley und Franklin wegsetzen, weil sie Collectanea zu machen und anderer Leute Weine auf Bouteillen zu ziehen gelernt haben.“

Was Lichtenberg für seine Wissenschaft geleistet hat, das zu beurtheilen, müssen wir dem Fachmann überlassen, der einmal die wünschenswerthe Aufgabe auf sich nehmen wird, Lichtenbergs Verdienste um die Naturwissenschaften in ein helles Licht zu stellen. Wir wissen davon nicht viel mehr, als daß Lichtenberg einige Auflagen von Erxlebens Anfangsgründen der Naturlehre, dem Handbuch der Physik, das damals am meisten verbreitet war, besorgt hat, und daß die sogenannten Lichtenberg'schen Figuren, die in der Lehre von der Elektricität eine gewisse Rolle spielen, und eines der Ringgebirge des Mondes seinen Namen tragen. Große Entdeckungen hat er nicht gemacht, obwohl er hoffte und wünschte, einmal „etwas dem menschlichen Geschlecht Nützliches aufzufinden“. Es wäre aber falsch, danach seine Verdienste als Gelehrter zu beurtheilen; sind es denn auch wirklich immer die größten Männer gewesen, die epochemachende Funde gemacht haben, oder hat daran nicht oft der Zufall einen großen Antheil gehabt? Sicherlich wird der moderne Naturforscher in Lichtenbergs wissenschaftlichen Schriften bei genauerem Zusehen Manches finden, was ihn durch die scharfsinnige Art der Untersuchung anziehen und fesseln wird. Schon seine populären Aufsätze zeugen davon, welch' klarer Verstand in seinem Kopfe

herrschte; es gehört gewiß keine geringe Arbeit dazu, sich auf diesem Gebiet Allen verständlich zu machen. Auf der Höhe seiner Kunst zeigt er sich in dem nach seinem Tode erschienenen „Leben des Copernicus", das leider nur ein Bruchstück geblieben ist; die große geistige That des Copernicus stellt er hier der großen Menge klar und faßlich vor Augen; es ist ein Muster gemeinverständlicher Darstellung in einer durch Knappheit und Durchsichtigkeit glänzenden Sprache.

Dieses eine Beispiel seiner wissenschaftlichen Thätigkeit muß uns hier genügen, da sich ja seine mathematischen, physikalischen und astronomischen Schriften unserer Beurtheilung entziehen.

Als Ursachen der Einsamkeit und Zurückgezogenheit Lichtenbergs habe ich oben auch seine Kränklichkeit und seine Heirath angeführt. Er war von Jugend an kränklich, alle seine Briefe sind voll von Klagen über sein Uebelbefinden. Er gehörte zu den heute nicht mehr seltenen Menschen, die keinen Tag und keine Stunde kennen, wo sie sich wirklich wohl fühlen. Ein heftiges Nervenleiden zieht durch sein ganzes Leben; häufige Asthmaanfälle und damit verbundene Furcht vor Schwindsucht plagten ihn sehr. Er kam in Folge dessen oft monatelang nicht vor die Thür, ja einmal geschah es, daß er anderthalb Jahre das Zimmer hüten mußte. Auch das Wetter hatte auf seine Leiden einen großen Einfluß. „Mein Körper," sagt er einmal mit wehmüthigem Scherz, „ist, wie es sich für den Körper eines Prof. Physices geziemt, ein nie versagendes Barometer, Thermometer, Hygrometer, Manometer u. . . ."

Erhellt wurde das Dunkel seines einsamen Lebens durch Freundschaft und Liebe. Schon in seiner Studienzeit hatte er zwar wenige, aber vertraute und wahre Freunde. Am meisten schätzte er von ihnen den Schweden Ljungberg, der von 1766 an in Göttingen studirte und später Professor in Kiel wurde. Den Verlust dieses Freundes, der 1770 die Universität verließ, beklagt er heftig; „nun habe ich keinen Menschen," ruft er aus, „mit dem ich umgehen kann; auch nicht einmal einen Hund, zu dem ich Du sagen könnte." Bald trat an die verwaiste Stelle der Buchhändler Dietrich, in dessen Hause Lichtenberg sich bald wohl fühlte, wie im Kreise seiner eigenen Familie.

Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch die Liebe zu einer Frau verschönt, die sie nach Allem, was wir von ihr hören, wirklich verdiente. Dem scharfen und kühlen Denker waren schon früher die Weiber keineswegs gleichgültig gewesen. Ein kleiner Liebesroman, dessen Gegenstand uns unbekannt geblieben ist, hat ihn schon im Jahre 1771, wie aus den von Leitzmann gefundenen Tagebüchern, die Lichtenberg eine Zeit lang in englischer Sprache führte, entnehmen, stark gefesselt und ging ihm sehr tief; er hatte ein Jahr lang Mühe, die Sache zu verwinden. Später bewunderte er auf der englischen Reise die schönen Frauenzimmer, die es da zu sehen gab. Mit vielem Humor schildert er ein Abenteuer mit einer solchen in

einem Briefe an Dietrich: „Im Nachhausegehen sah ich etwas, das mir noch immer vor Augen steht, es war weiß, schwarz und roth und sprach mit mir, ich glaube, es war der Teufel. Bruder, wenn Du den Teufel gesehen hast, sage mir doch, ob er in Paille geht, mit einem schwarzen frisirten Schwanze, und aussieht, als wenn er 16 Jahre alt wäre, und mit den Augen allerlei zu sagen scheint, wozu es im Englischen keine Worte giebt. Damit Du mich besser verstehst, Klauen hatte dieser Teufel nicht, oder wenigstens sehr kleine, und diese hatte er in ein paar blaue atlasene Schuhe gesteckt, von einem Schwanze konnte ich gar nichts sehen, Hörner auch nicht, allein ich glaube, er trug ein paar in der Tasche, um sie der ersten besten vorbeigehenden Ehefrau unter die Dormeuse zu schieben." Freilich dürfte sein verkrüppelter Körper kaum viele Erfolge bei den Weibern gehabt haben; doch war er in der Hauptsache glücklich. Einige Jahre nach seinen englischen Reise lernte er ein armes, einfaches Mädchen, das in seinem Hause Erdbeeren feilbot, kennen und lieben, er nahm sie bald zu sich und ließ sich von ihr den Haushalt führen. Nachdem dieses Verhältniß schon fast ein Jahrzehnt gedauert hatte und daraus einige Kinder entsprossen waren, ließ er sich 1789, als er von einer schweren Krankheit mit dem Tode bedroht wurde, auf dem Krankenbette mit dieser Frau trauen, die er selbst das einzige, weibliche Geschöpf nennt, „mit dem ich und das mit mir leben konnte, und dem ich mein Leben und meine jetzige Ruhe zu danken habe". Obwohl ihm seine Ehe von der philisterhaften Gesellschaft der kleinen Universitätsstadt sowohl des niederen Standes der Frau, als auch des vorhergegangenen Verhältnisses wegen übel genommen wurde, so hatte er doch eine äußerst glückliche Wahl getroffen. Die einfache muntere Frau heiterte ihn in den trüben Stunden, die ihm sein Nervenleiden verursachte, auf, sie war ihm eine vortreffliche Gattin und Mutter seiner Kinder und machte ihn, der in diesem Punkte wie alle anderen Denker nur nach seiner eigenen Erfahrung urtheilte, zum eifrigsten Anhänger des Ehestandes. „Heirathen, heirathen is the Thing," schreibt er an Sömmering, als dieser mit Heirathsgedanken umging, „ich möchte fast sagen, wer nicht heirathet, soll auch nicht essen. Es ist der Himmel selbst," und ein ander Mal: „Ehe ich eine Frau haben wollte, die mir keine Kinder brächte, lieber wollte ich mir eine malen lassen, oder mich in die Muttergottes verlieben. O es liegt in der Männerphantasie eine Schöpferkraft, in der weiblichen Seele alsdann Dinge zu finden, oder (wenn Sie wollen) hineinzudenken und zu dichten, die dieser Race einen Werth geben, wovon Ihr Ledigen keinen Begriff habt. — Also, liebster Sömmering, geheirathet, geheirathet." In den letzten Jahren seines Lebens, die von Leiden und Todesahnungen erfüllt waren, boten ihm seine Gattin und die heranwachsenden Kinder fast den einzigen Trost. In ihrem Kreise verschied er am 24. Februar 1799.

Betrachtet man Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit, abgesehen von seinen rein wissenschaftlichen Arbeiten, so darf man nicht ver-

gessen, wie er selbst darüber dachte; neben dem anstrengenden Lehrberuf galt ihm seine ganze schöngeistige Schriftstellerei nur als eine Art Nebenbeschäftigung, ja als ein mehr oder weniger einträglicher Nebenerwerb, der ihm und besonders seiner Familie zu gute kam. Er bekennt, er habe nie auf einen Schriftsteller studirt, sondern blos gelesen, was ihm gefiel, und behalten, was sich seinem Gedächtnisse, gleichsam ohne sein Zuthun, wenigstens ohne bestimmte Absicht eingedrückt habe. Ja einmal hat er sogar den Einfall, der nicht nur scherzhaft gemeint ist, er wolle, wenn er einmal wieder Etwas drucken lasse, das Motto auf den Titel setzen: non Famae sed fami. Lichtenberg war aber zum Schriftsteller geboren; denn er verfügte über einen Stil, der selbst im 18. Jahrhundert, wo es nicht so sehr an guter Prosa mangelte, wie in dem Säculum der Zeitungen und Telegramme, fast etwas Unerhörtes war. In Allem, was er schreibt, spricht sich die volle Anmuth und Liebenswürdigkeit seines Jahrhunderts aus; sein Stil ist leichtflüssig, krystallhell, mühelos und gleichsam ganz durchtränkt von der Eigenart seines Geistes, von seiner Wärme des Herzens und Schärfe des Verstandes. Liest man seine Schriften, so glaubt man ihn selbst reden zu hören: so sehr drückt sich darin sein eigenes Wesen aus. Nichts ist unvergänglicher und schützt seinen Urheber mehr vor der Vergessenheit, als ein wahrhaft persönlicher Stil; Manier kann veralten, Stil nie und nimmer. Was Lichtenberg für seine Muttersprache geleistet hat, das ist noch viel zu wenig anerkannt worden: die gefällige Leichtigkeit und sprudelnde Lebendigkeit der Sprache, die wir sonst als alleinigen Besitz der großen Nation betrachten und im Deutschen schier für unmöglich halten, — hier sind sie, ja hier ist noch mehr; denn die reizende Form birgt so tiefe Gedanken, wie sie wohl nur wenige Franzosen je gedacht haben mögen.

Es liegt nahe zu fragen, wodurch sich Lichtenberg seinen Stil erworben hat. Sicherlich hat daran die vortreffliche Schulbildung des 18. Jahrhunderts, insbesondere die gründliche Pflege des Lateins, dessen wohlthätiger Einfluß auf den deutschen Stil heute mit Unrecht geleugnet wird, einen großen Antheil gehabt. Doch ist dieser allgemeine Grund nicht allein maßgebend; denn unter den Vielen, die denselben Unterricht genießen durften, sind nur sehr, sehr wenige, die so weit in der Kunst, gut deutsch zu schreiben, gekommen sind, wie Lichtenberg. Die eigentliche Ursache liegt anderswo: zwei Gewohnheiten, die er seit frühester Jugend hatte, haben ihn zum großen Schriftsteller gemacht, die eine ist die, viel, aber nur Gutes zu lesen, die andere, worauf er selbst am meisten Werth legt, die, keinen Tag vergehen zu lassen, ohne wenigstens einen Gedanken in der Stille aufzuschreiben. Dies meint er, wenn er einmal sagt, Lesen und Schreiben sei für ihn so nöthig, wie Essen und Trinken. Er war gewohnt, viel zu schreiben, womit nicht gesagt sein soll, daß er viel hat drucken lassen. Fast täglich trug er in Schreibbücher, die er selbst bald Sudelbücher, bald Gedankenbücher, bald Hausbücher zu künftigem Gebrauch nennt, irgend

einen Einfall oder Gedanken ein, den er tagsüber gehabt hatte. Diese Gewohnheit hat er, wie es scheint, von den Engländern übernommen und damit zugleich die Erkenntniß, daß der Schriftsteller nicht allein auf Offenbarungen passen und seinen angebornen Anlagen vertrauen dürfe, sondern auch wirklich ehrlich an seiner Ausbildung arbeiten müsse. Es ist heute noch in weiten Kreisen unbekannt, daß das Schreiben nicht leichter ist, als etwa das Malen, daß es ordentlich gelernt sein muß, wie jede andere Kunst, man glaubt, ein Jeder könne schreiben, weil er einmal einen deutschen Aufsatz auf der Schule fertig gebracht hat. Würde die richtige Erkenntniß allgemeiner, wie viel Schlechtes würde ungeschrieben bleiben! Lichtenbergs Gedankenbücher sind für ihn ganz dasselbe, was die Skizzenbücher dem Maler sind. Ursprünglich hatte er sicherlich mit dem Niederschreiben die Absicht, sich zu üben und für spätere Verwendung Einfälle und Gedanken zu sammeln; allmählich wird ihm aber immer mehr die Sache zum Selbstzweck und damit zu einem Quell reiner, durch keinerlei Ehrgeiz getrübter Freude. Wenn er einen guten Tag hat und sein Buch sich zusehends mit Gedanken füllt, so empfindet er ein großes Behagen, ein Behagen, das ein Schriftsteller, dessen Augenmerk immer nur auf das Urtheil der großen Menge gerichtet ist, nie fühlen wird und kann. „O Ihr Brief," schreibt er 1787 an Nicolai, „für den kann ich Ihnen nicht genug danken. Ihre Laune hat sich mir nach Maßgabe meiner Receptibilität mitgetheilt, und ich habe, in Wahrheit, an dem Tage mehr in mein Hausbuch zu künftigem Gebrauch eingetragen, als sonst in 14. Die kleinste Veranlassung machte mich schreiben, so sehr lächelte mich Alles an."

Diese seine „kleinen Geisteseinnahmen", wie er sie nannte, die er „pfennigsweise täglich einzutragen" pflegte, waren keineswegs Lesefrüchte, ja, nur höchst selten durch die jeweilige Lectüre angeregt. Trotzdem war ihm auch das Lesen guter Bücher sein ganzes Leben lang ein Bedürfniß. Das viele Lesen verurtheilt er freilich immer und entschieden und bekennt offen: „Ich habe überhaupt sehr viel gedacht, das weiß ich, viel mehr als ich gelesen habe." „Lessings Geständniß," sagt er ein ander Mal, „daß er für seinen gesunden Verstand zu viel gelesen habe, beweist, wie gesund sein Verstand war." Auch als Mann der Wissenschaft war er der Sorte von Gelehrten nicht hold, die „um Nichts noch einmal zu erfinden, was schon erfunden ist, ihr Leben über der Gelehrten Geschichte zubringen."

Seine Kenntniß der alten Klassiker ging nicht weit über die damalige Gymnasialbildung hinaus; Horaz, Juvenal, Lucrez, Cicero, Plutarch und Homer waren und blieben ihm immer eine Lieblingslectüre. Die Bibel liest er mit großer Freude und geräth über den Psalmen Davids in wahre Begeisterung. Sehr vertraut war er mit der englischen Litteratur. Als großbritannischer Unterthan sprach und schrieb er vollkommen Englisch, und die Beschäftigung mit der Litteratur des Landes, das in gewissem Sinne sein Vaterland war, lag ihm natürlich nahe. Er war ein großer Verehrer

der Engländer und ihrer Bildung in allen Stücken. Wie fast alle seine Zeitgenossen beugt er sich vor Shakespeares unnachahmlicher Größe. „Ich kenne die Weisen der Griechen und Römer und nicht von gestern her," sagt er in einem Bruchstück, das uns Herr Leitzmann mittheilt, „aber ich kenne Keinen, der Shakespearen an Kenntniß des Menschen übertreffe; ich kenne unter allen Dichtern keinen größeren Dichter, und unter allen Sittenlehrern keinen größeren Sittenlehrer." Auch die englische Litteratur seiner Zeit verfolgt er mit Antheil und Vergnügen; Schriftsteller wie Young, Thomson, Pope, Sterne, Fielding, Swift und Smollett haben ihm sehr mannigfaltige Anregung geboten. Von den Franzosen schätzte er besonders Rousseau und Voltaire, und die älteren französischen Moralisten wie La Rochefoucauld, Montaigne und La Bruyère haben gewiß auf die Form der Gedanken, die er in seine Hausbücher eintrug, keinen geringen Einfluß gehabt.

In seinem Urtheil über deutsche Litteratur zeigt sich jene Abneigung gegen Mode und Tagesgeschmack, die wir oben als einen Grundzug seines Wesens bezeichnet haben. Die litterarische Mode war ihm ganz besonders verhaßt, wie er denn auch einmal von dem Verfasser der „Nachtgedanken" sagt: „Ich habe den Young nicht ganz lesen können, als es Mode war, ihn zu lesen, und halte ihn noch jetzt für einen großen Mann, da es Mode ist, ihn zu tadeln." In dem Kampfe, der in den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts das ganze litterarische Deutschland überfluthete, stand Lichtenberg ganz und gar auf der Seite der Alten; Schriftsteller wie Wieland, Gleim, Lessing, Möser und Liscov waren ihm die liebsten. Für die neueren Richtungen, wie sie sich in den Werken der Stürmer und Dränger und des Hainbundes aussprechen, hatte er keinerlei Verständniß. Schon Klopstock, der von den Göttinger Dichtern abgöttisch verehrt wurde, war ihm unerträglich; und auch Herdern, dem Apostel der Stürmer und Dränger, stand er kühl ablehnend gegenüber. Noch weniger aber konnte er sich mit ihren Nachfolgern und Nachahmern abfinden. Das schwülstige, absichtsvoll dunkle und verschrobene Geschreibsel mancher Mitglieder des Hainbundes war ihm ein Greuel. „Das ist das ewige Rauschen im Hain," schreibt er an Boie, „das Silbergewölk und die Eiche, die wir schon hunderttausend Mal gehabt haben, und dieses glauben sie neu zu machen, wenn sie es mit dicker Gurgel, wie vom Dreifuß geheimnißvoll herunterlallen." Noch schlechter fast kamen bei ihm die Stürmer und Dränger weg; ihr leidenschaftliches Gestammel, ihre Empfindungsduselei, ihre unverständlichen, allzu schwungvollen Phrasen geißelte er in vielen seiner Schriften auf die witzigste Weise. Seinen Groll gegen sie faßte er in dem vortrefflichen Vers zusammen:

„Seht, von dem Rhein zur Spree ist nichts als Sturm und Drang,
Gedanken Zolle groß, in Wörtern Ruthen lang."

Aus dem Verdammungsurtheil, das Lichtenberg über diese ganze Richtung, die wir heute freilich viel milder beurtheilen, in Bausch und

Bogen aussprach, erklärt sich auch seine Abneigung gegen Goethe, den er als das Haupt der Stürmer und Dränger, als den Dichter des Götz und des Werther kennen lernte. Diese Ablehnung des jungen Schriftstellers, der später zum größten deutschen Dichter geworden ist, kann uns nicht unbegreiflich erscheinen; wem würde es jetzt gelingen, aus der großen Schaar junger Scribenten, Naturalisten, Symbolisten, Decadenten oder wie alle die litterarischen Richtungen heißen mögen, womit wir in den letzten Jahren beglückt worden sind, schon heute einen jungen Goethe herauszufinden, selbst wenn wirklich einer darunter wäre? Versucht haben es wohl Viele, geglückt ist es aber noch keinem Einzigen. An dem von warmer Empfindung überfließenden Werther fand Lichtenberg gar keinen Gefallen; die schönste Stelle darin ist ihm die, „wo er den Hasenfuß erschießt," und er tadelt an Werthers Lesen „seines" Homers das „alberne Modepronomen", eine Bemerkung, der man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann, wenn man nur einige Schriften aus dieser Zeit liest. Auch öffentlich spricht er sich, zuerst in den 1776 erschienenen englischen Briefen, heftig gegen Goethe aus: „Nicht jeder Schriftsteller," sagt er hier, „der ein paar sogenannte Heimlichkeiten der menschlichen Natur, in einer altväterischen Prosa, und mit Prunkschnitzern gegen Sprache und gute Sitten auszuplaudern gelernt hat, ist deswegen ein Shakespeare." Im Winter 1777 lernte Lichtenberg auch den Clavigo durch eine Dilettantenvorstellung kennen, die Studenten in dem Hause, wo er wohnte, gaben. Leider wissen wir nicht, was er dazu gesagt hat; schwerlich wird seine Meinung darüber viel günstiger ausgefallen sein als etwa Mercks bekanntes, abfälliges Urtheil.

Als aber Anfang der achtziger Jahre sich die von Sturm und Drang gepeitschten Wogen zu glätten anfingen, da änderte sich Lichtenbergs Meinung über Goethe, dessen gewaltige Persönlichkeit sich nun um ein großes Stück über alle seine kleinen Nachahmer emporhob. Schon 1782 erkennt Lichtenberg öffentlich in Werthers Leiden die feinen, aber festen Züge an, die noch in keinen deutschen Roman je gedrungen wären. Vielleicht ist dieser Umschwung seiner Stimmung dadurch verursacht, daß er nun Neues und Genaues über Goethes Charakter erfahren hatte; gewiß hörte er über ihn manches von Herzog Karl August, der ihn in Göttingen besuchte, oder von Merck, zu dem er durch seine Darmstädter Freunde Beziehungen hatte. Auch hat er, wie es scheint, Goethe bei seiner Durchreise durch Göttingen im Herbst 1783 persönlich gesehen, wie man aus einem Briefe an den Romanschriftsteller Müller von Itzehoe schließen könnte. Wichtiger als diese äußerlichen Gründe für eine Annäherung scheint mir der Umstand, daß Lichtenbergs Antheil an Goethes Werken in dem Maße zugenommen zu haben scheint, als die Theilnahme des großen Publicums daran erkaltete. Der Modedichter der Sturm- und Drangzeit war zum großen, zum wahren Dichter geworden, und da konnte die Menge nicht mit, wohl aber gerade ein einsamer und unabhängiger Denker wie Lichtenberg. In späteren

Jahren traten die beiden Männer in einen regen Briefwechsel, der sich hauptsächlich auf Goethes Versuche zur Farbenlehre bezog. Obwohl Lichtenberg sich nicht von Goethes Ansichten überzeugen konnte und daher auch der wissenschaftliche Gedankenaustausch bald ein Ende nahm, fand er doch Gelegenheit, Goethe die Verehrung, die er für ihn hegte, und den Dank für das „Gedanken-Fest" auszusprechen, das ihm dessen „unnachahmliche Schriften" gewährt hatten. Besonders hat er warme Worte der Anerkennung für den Wilhelm Meister: „Meinen herzlichsten Dank," schreibt er 1796, „für die wahrhaft große Unterhaltung, die Sie mir mit der Fortsetzung Ihres Romanes gewährt haben. Sollte es wohl ganz ein Roman sein? Ich habe sie mit dem Gefühle von Gegendruck gelesen, ohne welches ich in keinem Buch fortfahren kann. Ich kann nicht recht deutlich sagen, was ich unter diesem Ausdruck verstehe, ich glaube aber der Sache nahe zu kommen, wenn ich es durch oft wiederkehrendes Gefühl von der Superiorität des Schriftstellers über mein werthes Selbst nenne; diese bestehe nun in der Anordnung, den Ausdrücken, den Gedanken oder den Empfindungen. Mit einem Wort: ich lese gar keine Bücher, wo ich beim dritten oder vierten Bogen sagen kann: das kann ich auch." Leider ist Lichtenberg zu früh gestorben, um Goethes ganze, übermenschliche Größe voll ermessen zu können; jedenfalls war er aber auf dem besten Wege dazu.

Mit Schillers Werken scheint Lichtenberg nur wenig bekannt gewesen zu sein; wenigstens kann man dies aus dem Umstande schließen, daß der Name Schiller, wenn ich nichts übersehen habe, nur ein einziges Mal in seinen Schriften vorkommt, und zwar in einem Briefe, wo er das „Avertissement von den Schiller'schen Horen" erwähnt. Dagegen verband ihn eine warme Freundschaft mit Bürger, dem berühmten Dichter der Lenore. Seine Beziehungen zu diesem Manne, dessen wahrhaft volksthümliches und kräftiges dichterisches Talent ihn außerordentlich anzog, reichen bis in das Ende der siebziger Jahre zurück. Als Bürger 1778 durch Dieterich bei ihm anfragen ließ, ob er die Veröffentlichung seiner Ballade „Frau Schnips" rathsam fände, ließ er ihm antworten, er möge, wenn er sie bekannt mache, wahrlich lieber die Zeiten ändern, als eine Zeile darin. Bald darauf lieferte Lichtenberg auch für den Göttinger Musenalmanach, den Bürger eine Zeit lang herausgab, einige Beiträge, darunter ein paar witzige Sinngedichte und Fabeln. Auch die hübsche Parodie von Bürgers Gedicht „Die Holde, die ich meine", die 1779 unter dem Titel „Die Hexe, die ich meine" darin erschien, gehört der Idee und Grundlage Lichtenberg, wenn auch der Ausführung größtentheils Bürgern selbst an. Als später Bürger die Absicht hatte, an der Universität über Kantische Philosophie vorzutragen, was damals noch als eine wahre Ketzerei galt, bestärkte und förderte ihn Lichtenberg auf das Eifrigste und Thätigste in seinem Plane, der dadurch auch wirklich zur Ausführung kam. Endlich hat Lichtenberg Einiges zu dem deutschen Münchhausen, dem köstlichen Volksbuch, das Bürger

1786 herausgab, beigesteuert; der ganze Ton in diesem Buche erinnert so sehr an Lichtenbergische Art des Witzes, daß man wohl an seiner Mitarbeiterschaft kaum zweifeln kann.

Obwohl Lichtenberg so an der Litteratur den regsten Antheil nahm und sogar Bürgern bei seinen dichterischen Schöpfungen behilflich war, so hat er doch selbst nie einen Anspruch darauf gemacht, für einen Dichter zu gelten. Nur die erwähnten hübschen Epigramme für den Musenalmanach, ein Bruchstück eines satirischen Gedichtes in Alexandrinern, das er 1783 in der „Antwort auf das Sendschreiben eines Ungenannten über die Schwärmerei unsrer Zeiten" veröffentlichte, ferner ein längeres Spottgedicht über die Belagerung von Gibraltar, das in demselben Jahre erschien, zeugen davon, daß er auch manchmal in sich die Lust verspürte, Reime zu machen. Dazu kommen noch Gelegenheitsgedichte, deren er auch manche an seine vertrauten Briefe anzuhängen pflegte. Eine größere Zahl von solchen Versen meist scherzhaften Inhalts hat Herr Leitzmann in seinem neuen Buche bekannt gemacht. Sie verdienen diesen Abdruck hauptsächlich wegen der darin enthaltenen biographischen Einzelheiten, ihr dichterischer Werth geht nicht weit über den ähnlicher Erzeugnisse minder begabter Leute hinaus. Lichtenberg hat selbst nicht viel auf diese Sachen gehalten und war entrüstet, als er hörte, daß ein Nachdrucker einige seiner Räthsel und Stammbuchverse in eine Sammlung seiner Schriften aufnehmen wollte.

Dagegen trug sich Lichtenberg sein ganzes Leben ganz ernsthaft mit Plänen zu Romanen. Schon 1765 kam ihm, als er zum ersten Male den Don Quixote las, die Idee zu einem satirischen Roman gegen die Alchymisten. Einige Bruchstücke, die vielleicht mit diesem unausgeführten Plane zusammenhängen, theilt uns Herr Leitzmann mit; von großer Erfindung zeugen sie nicht. Um dieselbe Zeit hatte er auch die Absicht, das Leben des Göttinger Antiquars Kunkel, eines stadtbekannten Originals, in launiger Weise zu beschreiben. Doch auch hier kam er nicht über die ersten Anfänge hinaus. Länger scheint ihn der Plan zu einem Roman vom doppelten Prinzen beschäftigt zu haben; der Held oder vielmehr die Helden dieser Erzählungen sollten ein zusammengewachsenes Zwillingspaar werden, das als Kronerbe geboren wurde. Obwohl Lichtenberg Vieles aufschrieb, was er später darin verwerthen wollte, und sogar eine Skizze des Inhalts fertig hatte, ist doch nichts daraus geworden. Zur schöpferischen Thätigkeit fehlte ihm die nöthige Energie und Beharrlichkeit.

Man kann sagen: er dachte zu viel und zu selbstständig, als daß er ein Dichtwerk hätte zu Stande bringen können. Seine Veranlagung war nicht eigentlich schöpferisch, sondern vorwiegend kritisch. Freilich war er weit entfernt von blos verneinender Kritik; seine ganze schriftstellerische Thätigkeit diente nur einem einzigen Zweck, der „Beförderung der Menschenliebe und Menschenkenntniß", was er mit mehr Recht als Lavater auf den Titel seiner „Physiognomik" gesetzt hat. Dieses Motto könnte man

seinen sämmtlichen Schriften vorsetzen. Mochte er seine Satire gegen einen frechen Nachdrucker, gegen einen prahlerischen Taschenspieler, gegen die Empfindsamkeit und Schwärmerei seiner Zeit, gegen den Aberglauben, gegen alle mögliche Pedanterei wenden, so war er immer von dem einen Gedanken beseelt, den Menschen zu nützen, sei es auch nur, wie in dem Falle des Taschenspielers, um sie vor unnützen Geldausgaben zu bewahren.

In seiner ersten großen Schrift, dem „Timorus", wendet er sich gegen Lavaters Bekehrungswuth, womit dieser fromme Apostel auch Moses Mendelssohn belästigt hatte, einen Mann, den Lichtenberg auf's Innigste verehrte. Wenn auch an dieser 1771 niedergeschriebenen Schrift die Form noch recht unvollkommen ist, so zeigt sich doch schon hier Lichtenbergs satirische Begabung und Richtung; seine Mittel sind sehr wirkungsvoll, und der Witz seiner Satire besteht darin, daß er die Ansicht, die er bekämpfen will, mit ganz lächerlichen Gründen vertheidigt. Auch scheute er nicht vor dem großen Ansehen zurück, das Lavater damals in allen deutschen Landen genoß. „Satyre ist am besten angebracht und am leichtesten geschrieben," sagt er einmal, „wenn einige schlaue Betrüger ein ganzes Publicum geblendet zu haben glauben, und wenn man weiß, daß sie Einen mit unter die Geblendeten zählen. In diesem Falle werde ich nie schweigen, und wenn der Betrüger mit allen Ordensbändern der ganzen Welt behangen wäre; denn alsdann ist es schwer, satyram non scribere." In den folgenden Jahren fand er mannigfaltigen Stoff, um sich in der Kunst der Satire zu üben und zu vervollkommnen. Zunächst nahm er seinen Freund Dieterich gegen den Bamberger Nachdrucker Tobias Göbhard in Schutz und hatte dabei Gelegenheit, das im 18. Jahrhundert ganz allgemeine Uebel des Nachdruckes zu bekämpfen. Gegen den Taschenspieler Philadelphia richtete er dann einen sehr witzigen, nach Swifts Vorbild abgefaßten Anschlagezettel, den er im Namen des Wunderthäters an den Straßenecken Göttingens anschlagen ließ, wodurch dieser sich veranlaßt sah, die Stadt zu verlassen, und die Göttinger Bürger vor der unnützen Ausgabe manches Thalers bewahrt blieben.

Die durch diese kleinen litterarischen Scharmützel gewonnene Erfahrung und Gewandtheit hatte er bald Gelegenheit für würdigere Gegenstände und gegen würdigere Widersacher zu verwerthen. Mit Lavater kam er in einen heftigen Streit über Physiognomik, mit Voß, dem Uebersetzer der homerischen Gedichte, wurde er in einen Kampf über dessen orthographische Meinungen verwickelt. In diesen Streitigkeiten bewies er seine außerordentliche schriftstellerische Geschicklichkeit; seine Streitschriften sind vielleicht die besten des 18. Jahrhunderts und stehen denen Lessings mindestens ebenbürtig zur Seite. Ernst, Wärme und Ehrlichkeit der Ueberzeugung geben ihm von vornherein eine Ueberlegenheit über seine Gegner. Als Lavaters physiognomische Fragmente in den Jahren 1775 bis 1778 erschienen, mußte Lichtenberg die Gefahr erkennen, die der großen Menge von den Schriften dieses „Schwärmers" drohte. Alles wollte auf einmal und ohne gründliche

Vorbildung und Menschenkenntniß aus den Gesichtszügen den Charakter erkennen. „Wenn die Physiognomik das wird, was Lavater von ihr erwartet," sagt er einmal, „so wird man die Kinder aufhängen, ehe sie die Thaten gethan haben, die den Galgen verdienen." Ja, die Lehre Lavaters gipfelte in der Behauptung, daß eine wahrhaft tugendhafte Seele nur in einem schönen Körper sitzen könne. Was hier mit dem bedenklichen Anschein von Wissenschaftlichkeit vorgetragen wurde, mußte Lichtenberg trotz einzelner guter Beobachtungen als barer Unsinn erscheinen; er brauchte, um die Lächerlichkeit der Lehre von der Harmonie von Schönheit und Tugend zu erkennen, nicht seine eigene Mißgestalt zu betrachten; da gab's für einen Naturforscher noch andere Gegenbeweise. Er hatte sich selbst schon seit früher Jugend im Lesen von Gesichtern geübt, hatte 1773 sich mit Herder über Physiognomik unterhalten, er war auf diesem Gebiete völlig zu Hause. Denn bei seinem Drang zur Menschenkenntniß konnte er selbstverständlich diesen mächtigen Quell der Psychologie nicht vernachlässigen. Doch hielt er die Physiognomik für eine Kunst, die nur der Berufene zu üben berechtigt ist, und nun mußte er sehen, wie Lavater daraus ein System machen wollte, wonach dann jeder Flachkopf glauben konnte, den Menschen beurtheilen zu können. Lichtenberg war sein ganzes Leben ein heftiger Gegner jedes Systems, das er immer als eine lästige Fessel des Geistes ansah. Er wußte, wie reich das Leben ist, wie wenig davon sich in ein System einschachteln läßt und wie viele Ausnahmen ein jedes System nothwendig zulassen muß. Daher spricht er auch so oft ironisch von Linné. Die Schablone haßt er, wo immer er ihr auch begegnet.

Lichtenbergs Aufsatz „Ueber Physiognomik", der Ende 1777 im Göttinger Taschenkalender für 1778 erschien, erregte großes Aufsehen, und obwohl sich Lavater, unterstützt von seinem Freunde, dem hitzigen Leibmedicus Zimmermann in Hannover, mit allen Kräften zur Wehr setzte, so war doch der Glaube an die Unfehlbarkeit seiner Lehre gebrochen, die „Raserei für Physiognomik" war in Deutschland ein für alle Mal vorbei. Denn Lichtenberg hatte der Menge gezeigt, die Lavater'sche Physiognomik sei nichts Anderes, als Weissagung, aus ruhenden Gesichtern lasse sich wenig oder nichts urtheilen, und das Wenige sei pathognomisch, nicht physiognomisch, aus den festen Theilen könne man vielleicht auf monströse Genies und monströse Dummköpfe etwas schließen, aber für die meisten, mit denen man zu thun hätte, lasse sich nichts finden. Seinen Sieg hat er nicht nur seinen zwingenden Schlüssen, sondern ganz besonders dem leichten, gefälligen Plauderton zu danken, der für einen solchen Kalenderaufsatz außerordentlich glücklich getroffen war, und der noch heute litterarischen Feinschmeckern eine wahre Freude bereitet.

Weniger erfreulich sind die an sich sehr witzigen Streitschriften gegen Voß, weil sie manchmal allzu sehr von der Sache weg auf die Person zielen. Vossens Einfall, im Deutschen an Stelle des griechischen $\eta$ immer,

auch in Eigennamen, ä zu setzen, also nicht mehr Athen, Hebe, Thebe, sondern Athän, Häbä, Thäbä zu schreiben, gehört zu den orthographischen Neuerungen, mit denen von Zeit zu Zeit immer wieder gelehrte Pedanten unsere Muttersprache zu beglücken versucht haben. Lichtenberg wendete sich dagegen in zwei Schriften: „Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands, verglichen mit der Pronunciation ihrer neueren Brüder an der Elbe: oder über Beh, Beh und Bäh, Bäh" (1781) und „Ueber Heinrich Vossens Vertheidigung gegen mich" mit dem lustigen Motto: „To bäh, or not to bäh, that is the question" (1782). Hier hatte er leichtes Spiel, da er ja alle Verständigen auf seiner Seite wußte; doch ließ er sich's sogar angelegen sein, seinen Gegner mit gelehrten Gründen zu widerlegen. Ein heftiger Angriff endlich, den Voß gegen seine „Briefe aus England" richtete, veranlaßte ihn dazu, sich auch seinerseits mit einigen von Vossens dichterischen Erzeugnissen zu beschäftigen und sie in ihre verunglückten Bilder und leeren Phrasen zu zerpflücken, eine dankbare Aufgabe für Lichtenbergs satirische Begabung. „O! Phrases! Phrases!" ruft er aus. „Diese Dinge kommen weder aus dem Kopf, noch aus dem Herzen, sondern gehen immer aus einem Gedicht, neben dem Kopf vorbei, in das andere." Während er so in der Person Vossens den ganzen ihm verhaßten Hainbund angriff, richtete er seine Satire in dem „Vorschlag zu einem Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romandichter und Schauspieler" gegen das Geniewesen in der deutschen Litteratur überhaupt. Hier weist er die jungen Autoren, die „Romane aus Romanen, Schauspiele aus Schauspielen und Gedichte aus Gedichten" schreiben, auf die Natur hin und führt ihnen in witziger Weise einige aus dem gemeinen Leben gegriffene Züge und Aussprüche männlicher und weiblicher Dienstboten vor, die sie für ihre Dichtungen verwenden sollten. Er gab dabei vor, dies seien Beispiele aus einem von ihm im Vereine mit dem Kupferstecher Chodowiecki geplanten Handbuche für angehende Schriftsteller, einem Orbis pictus, „worin man ihnen allerlei Bemerkungen über den Menschen vorsagte und vorzeichnete, wodurch sie, wenn sie doch, ohne die Werkstätten besucht zu haben, fortschreiben wollten (und dieses unterließen sie sicherlich nicht), in den Stand gesetzt würden, Alles mehr zu individualisiren und auch in einer einfältigen Geschichte doch wenigstens die Illusion so weit zu treiben, als unter diesen Umständen möglich ist."

Fast in allen seinen Werken hebt Lichtenberg die Vorzüge der englischen Bildung hervor; ja, er behauptet einmal, die englischen Genies gingen der Mode voran, die deutschen hinterdrein. Es ist darum kein Zufall, daß gerade seine beiden wichtigsten Schriften ernsteren Inhalts, die „Briefe aus England an Boie" und die „Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche" ausschließlich von englischer Kunst handeln. Neben den Dichter Shakespeare stellt er den Maler Hogarth und den Schauspieler Garrick; was ihn bei allen Dreien so sehr anzog, das bezeichnet er selbst in einer Stelle

seiner Gedankenbücher: „Was für ein Werk ließe sich über Shakespeare, Hogarth und Garrick schreiben! Es ist etwas Aehnliches in ihrem Genie, anschauende Kenntniß des Menschen in allen Ständen, Andern durch Worte, den Grabstichel und Geberden verständlich gemacht.“ Wenn auch Lichtenberg seine eigenen Beobachtungen über die Menschen viel lieber aus der Natur schöpfte, als aus Kunstwerken, so fand er doch bei diesen großen Künstlern eine Menge von feinen, dem Leben abgelauschten Zügen, die seine Erfahrung theils bestätigten, theils bereicherten. So folgte er dem geistvollen Spiele Garricks in London mit dem größten Antheil und merkte sich dabei jeden kleinsten Zug. Die Schilderungen von Garricks Hauptrollen, die er in den „Briefen aus England“ entwarf, sind daher außerordentlich wahrhaft und lebendig, ja, wo er die Rolle Hamlets beschreibt, glaubt der Leser, Garrick leibhaftig auf der Bühne vor sich zu sehen. Nie ist die Wirkung der Schauspielkunst mit glänzenderen Farben geschildert worden, als in diesen Briefen; sie verdienten es auch heute noch, als eine Art Vademecum für Schauspieler neu aufgelegt zu werden. Denn neben Diderots Paradoxe sur le comédien dürften sie wohl das Beste sein, was je über Schauspieler geschrieben worden ist.

Ganz ähnlich wie bei der Darlegung von Garricks künstlerischer Bedeutung verfährt Lichtenberg in der Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche. Es ist ihm nicht darum zu thun, zu kritisiren, zu loben und zu tadeln, sondern vielmehr darum, den Absichten des Künstlers auf allen seinen Wegen nachzuspüren, sie aufzudecken und ihre Wirkung auf den Beschauer zu schildern. Dies ist ja die einzige fruchtbare Art der Kunstkritik, insbesondere großen Künstlern gegenüber, die aber leider nur selten geübt wird, weil es leichter ist, ein Kunstwerk zu verstehen und empfindungsmäßig zu begreifen, als die Eindrücke, die es einem bietet, in verständliche Worte zu fassen. Dabei kam Lichtenberg eine besondere Gabe zu statten, deren Werth er selbst richtig erkannt hat: „Wenn ich in irgend etwas eine Stärke besitze,“ sagt er, „so ist es die im Ausfinden von Aehnlichkeiten und dadurch im Deutlichmachen dessen, was ich vollkommen verstehe.“ So ist es ihm gelungen, nicht nur vermöge seiner durch häufigen Umgang mit Engländern und Bekanntschaft mit dem Lande selbst erworbenen Kenntnisse Hogarths Werke auf das Gründlichste zu erklären und zu deuten, sondern auch einen Vortrag anzuwenden, den eine gewisse Laune belebt, die mit der des Künstlers große Aehnlichkeit hat und mit ihr immer gleichen Gang hält. Seine Absicht war, was der Künstler gezeichnet hat, so zu sagen, wie er es vielleicht würde gesagt haben, wenn er die Feder so hätte führen können, wie er den Grabstichel geführt hat. Dieses bewunderungswürdige Eingehen auf Hogarths Eigenart hat wohl den Schein erweckt, als seien der Maler und sein Erklärer wirklich Geistesverwandte. Doch darf man nicht vergessen, daß Lichtenberg hier gleichsam nicht selbst redet, sondern die Meinung eines Andern vorträgt; sein eigener Humor, wie wir ihn aus

seinen übrigen Schriften kennen, ist von einer ganz andern Art, er ist nie so scharf und boshaft, wie der des englischen Malers, sondern immer von wahrer Menschenliebe durchdrungen. Daß aber in deutschen Landen der Name Hogarths mit dem Lichtenbergs fast immer zusammen genannt wird, geschieht mit gutem Recht: denn dieser ist in Worten ein ebenso großer Künstler, wie jener in Farben und Linien. Auch an Kunstverständniß fehlte es Lichtenberg nicht; er kannte die Schriften von Lessing, Winckelmann und Hagedorn, hatte einige hervorragende Privatsammlungen von Antiken und Gemälden in Hannover eingehend besichtigt und sich dazu Aufzeichnungen in seinem Tagebuche gemacht, er nahm an den Fortschritten des Zeichners Johann Heinrich Ramberg, mit dessen Vater er innig befreundet war, den lebhaftesten Antheil, überwachte persönlich die Ausführung der Kupferstiche, die nach Hogarths Originalen angefertigt wurden, und ließ sich einmal einen von den Studienköpfen Rembrandts in Cassel, der ihm ganz besonders gefiel, copiren. Daß er übrigens ein feines malerisches Auge hatte, davon zeugt eine Stelle in seinen Briefen an Goethe, worin er diesen auf die „herrlichen lila Schatten" hinweist, deren Entdeckung den Malern selbst erst fast um ein volles Jahrhundert später gelingen und in der Geschichte der modernen Kunst Epoche machen sollte.

Die Vielseitigkeit seiner litterarischen Beschäftigung beweisen noch mehr als seine größeren Schriften die vielen kleinen Arbeiten, die er in den von ihm herausgegebenen Zeitschriften, dem Göttinger Taschenkalender und dem Göttinger Magazin, veröffentlichte. Den Taschenkalender, dessen Herausgabe er 1778 begann, schrieb er bis zu seinem Lebensende fast ganz allein. Obwohl er anfangs damit nur die Absicht hatte, seinem Verleger bei dem er wohnte, den Hauszins zu bezahlen, scheint er doch bald Gefallen an dieser Thätigkeit gefunden zu haben. Er hatte ja dadurch Gelegenheit, die Ergebnisse der Wissenschaft in weite Kreise zu tragen und der Aufklärung, der er zeitlebens anhing, zu dienen. Was er hier nicht dem Publicum der Fachgelehrten, sondern einem weit allgemeineren darbot, war dem Gegenstande nach nicht viel mehr, als was heute unsere Zeitungen unter der Rubrik der vermischten Nachrichten bringen. Es sind feuilletonartige Aufsätze oder kleinere Mittheilungen über die allerverschiedensten Dinge, über neue Erfindungen, physikalische und astronomische Merkwürdigkeiten, Anekdoten, seltsame Moden, Begebenheiten und Gebräuche und vieles Andre, wozu noch humoristische Skizzen und die Erklärungen zu den meist von Chodowiecki gestochenen Monatskupfern kommen. Man hat Unrecht, wenn man behauptet, diese kleinen Schriften Lichtenbergs seien heute nicht mehr lesenswerth. Wenn auch bei manchen der Inhalt veraltet ist, so können wir doch die vortreffliche Form unsern Zeitungsschreibern, die über ähnliche Gegenstände zu berichten haben, auf das Wärmste zur Nachahmung empfehlen. Gerade in der Art, wie Lichtenberg solche Dinge vorträgt, erscheint er uns ganz besonders bewunderungswürdig, und eine Aus-

wahl dieser flüchtigen, aber feinen Notizen, die oft auch dem Gelehrten Anlaß zu culturhistorischen Untersuchungen im Sinne Jacob Burckhardts geben könnten, möchte wohl heute noch allgemeines Interesse erregen.

Von Allem, was Lichtenberg geschrieben hat, ist die größte Verbreitung einem Buche zu Theil geworden, dessen Erscheinen er nicht mehr erlebt hat und an dessen Herausgabe er selbst nie gedacht hätte. Es sind dies die berühmten „Bemerkungen vermischten Inhalts", die die ersten Herausgeber seiner Schriften aus den in seinem Nachlasse vorgefundenen Sudelbüchern ausgezogen haben. So ist ihm, ähnlich wie Diderot, das Schicksal widerfahren, daß das Beste, was er zu geben hatte, erst nach seinem Tode gedruckt worden ist; denn allen seinen übrigen Schriften sind diese Aphorismen, die er täglich auf's Papier zu werfen pflegte, an Tiefe und Mannigfaltigkeit des Inhalts überlegen. Die Herausgeber haben versucht, sie nach Gegenständen anzuordnen; diese Eintheilung mußte aber unglücklich ausfallen; denn Lichtenberg ist nicht das eine Mal Philosoph, ein ander Mal Satiriker oder Pädagog, Kritiker oder Philolog, Psycholog oder Aesthetiker, Moralist oder Politiker, Physiognom oder Ethnograph, sondern er bleibt immer ein und derselbe grundgescheidte Mensch, der über die verschiedensten Dinge in der Welt nachdenkt und insgeheim aufzeichnet, was er für bemerkenswerth hält. Er selbst klagt manchmal über die Zusammenhangslosigkeit seiner Gedanken: „Wenn ich doch Canäle in meinem Kopfe ziehen könnte, um den inländischen Handel zwischen meinem Gedankenvorrathe zu befördern! Aber da liegen sie zu Hunderten, ohne einander zu nutzen." Grade aber dieses scheinbar planlose Herumschweifen zieht uns heute ganz besonders an, wir wollen keine Systeme mehr, wir wollen Persönlichkeiten. Und eine solche im wahrsten Sinne des Wortes finden wir in allen diesen Blättern, eine Persönlichkeit mit Fehlern und Tugenden, die auch Fleisch und Blut ist, wie wir, die uns aber weit übertrifft an Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Selbstbeobachtung. Mit diesem Manne zu verkehren, ist für uns eine wahre geistige Arzenei; denn er ist frei von der Seuche unsers Jahrhunderts, an der wir alle kranken, von jenem Selbstbetruge, den schon der Held von Stendhals herrlichem Romane Le Rouge et le Noir verzweifelnd an sich selber erkennt, indem er ausruft: „Parlant seul avec moi-même, à deux pas de la mort, je suis encore hypocrite . . . O dix-neuvième siècle!" Und wir hoffen, es wird noch einmal die Zeit kommen, da sich eine große begeisterte Schaar von Anhängern um den einsamen Verfechter der Wahrheit sammeln wird, da wir kein Recht mehr haben werden, mit Schopenhauer darüber zu klagen, daß Lichtenbergs vermischte Schriften, statt neue Auflagen zu erleben, — was heute leider noch zutrifft — auf einen sehr geringen Preis herabgesetzt werden mußten. Dann wird man wieder den Mann ehren, der — nach seinem eigenen Geständnisse — „beim besten Willen Etwas zu thun, theils durch Kränklichkeit, theils durch Lage in der Welt verhindert, Nichts gethan hat."

# Gedichte.

Von

## Paul Verlaine.

Deutsch von Elisabeth Landmann.

— Breslau. —

### Sentimentale Unterredung.

Im einsamen Park, so alt und verschneit,
Zwei Schatten geben einander Geleit.

Ihre Augen erloschen und welk schon der Mund,
Kaum hört man, was sie sprechen zur Stund'.

Im alten Park, so still und verschneit,
Beschwören herauf sie vergangene Zeit.

„Gedenkst Du der Wonnen, die einst uns entzückt?"
„Du möchtest wohl, daß mich das heut noch beglückt?"

„Pocht das Herz Dir noch bei dem Namen mein?
Schaust meine Seele im Traum Du noch?" — „Nein."

„O schöne Tage voll sonnigem Schein,
Wenn im Kuß wir uns fanden." — „Es mag wohl sein,

Daß blau wie der Himmel, die Hoffnung uns schien;
Doch Hoffnung und Sonne, wir sah'n sie entflieh'n."

Durch die Wildniß wandeln die Beiden fort.
Die Nacht nur hört ihr geflüstertes Wort!

## Lieder ohne Worte.

Mein Herz schwillt in Thränen,
Dumpf tropft der Regen.
Warum wohl dies Sehnen
Mein Herz füllt mit Thränen?

Der Regen fällt leise
Auf Häuser und Gassen!
Welch traurige Weise —
Der Regen singt leise.

Ich weine und weiß nicht, warum,
Das Herz so leer und so öde.
O Qual unnennbar und stumm,
Ich traure und weiß nicht, warum.

Das ist der bitterste Schmerz,
Kein großes Leid und doch leiden;
Ohn' Haß, ohne Liebe das Herz —
Meine Seele ist schwer von Schmerz.

# Was verdanken wir Persien?

Von

**Paul Horn.**

— Straßburg i./E. —

Was verdanken wir Persien? Eine sonderbare Frage, wird mancher denken. Er zieht in seinem Gedächtnißschrein das Schubfach Persien heraus und findet darin etwa: Cyrus, Kambyses, Harpagus und einige weitere Namen aus der alten Geschichte als Reminiscenzen der Schulzeit, dann moderner: Der Schah in Europa, wobei ihm einige spaßige Anekdoten einfallen, ferner: persische Teppiche — nicht übel! — Bodenstedt-Hafis, Der Sänger von Schiras, Mirza Schaffy — hübsche Verse, aber heute schon nicht mehr ganz in der Mode — damit ist es aber zu Ende. Doch halt! noch etwas: Persisches Insectenpulver — zwar besser, wenn man es nicht nöthig hat, andernfalls aber sehr nützlich. Einen besonderen Dank glaubt er Persien für dies Alles kaum schuldig zu sein. Was soll's also mit der komischen Frage?

Schreiber dieses hatte genügende Veranlassung, sie sich persönlich einmal zu stellen. Er verdankt Persien zunächst, daß er über zehn Jahre hat Privatdocent sein müssen, weil er sich so lange und noch länger mit diesem Lande, seiner Sprache und Allem, was zu ihm in Beziehung steht, beschäftigt hat, daß man ihm nichts Anderes weiter zutraute. Und Professuren für Persisch giebt es in Deutschland nicht — nur für Sanskrit (fast an jeder Universität), Assyrisch, Aegyptisch u. a. m. Zehn Jahre Privatdocent sein ist nun gewiß kein Vergnügen. Der von diesem Schicksal Betroffene hatte alle Ursache, sich einmal zu fragen, ob denn der Gegenstand seiner Studien

auch ein solches Opfer werth sei. Innere Befriedigung hatten ihm diese allerdings völlig gegeben, und das ist ja schließlich die Hauptsache. Aber man möchte doch auch Andere davon überzeugen, daß man etwas betreibt, das die eingehende Bemühung, welche man ihm widmet, werth ist. Das soll nun die Beantwortung der allgemeinen Frage: Was verdanken wir Persien? versuchen.

Die heutige Stellung Persiens in Politik, Cultur, Wissenschaft, Kunst, Industrie scheint für europäische Begriffe eine recht untergeordnete. Politisch betrachtet ist das Land, das unter den Achämeniden seine Macht bis nach Europa herüber erstreckte, das unter den Sassaniden Byzanz bedrohte und dann später noch lange Zeit immer eine asiatische Großmacht darstellte, das Land, dessen Herrscher seit fast 2½ Tausend Jahren einen der ältesten und stolzesten Titel unter allen Monarchen der Erde führt, den Titel Schahanschah, d. i. der „Könige König", von dessen Trägern Männer wie Cyrus, Darius, Chosro Anuschirwan, Abbas der Große, Nadir Schah die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt haben, politisch betrachtet ist dieses Land heute nur ein großer Pufferstaat, der den unmittelbaren kriegerischen Zusammenstoß Englands und Rußlands aufhält. Aber auch nur so lange, als diese beiden selbst einen solchen hinausschieben wollen. Denn bei einem ernstlichen feindlichen Vordringen eines von ihnen könnte „der König der Könige" seine gern behauptete Neutralität nie aufrecht erhalten, sondern würde den Verhältnissen erliegen müssen, ein Spielball in der Hand der Nachbarn, von denen keiner ihm ein wahrer Freund sein kann. Denn ein schwaches Persien wird für sie nie ein Factor sein, mit dem sie als Bundesgenossen rechnen könnten. Die einstige persische Regierungs- und Verwaltungskunst, welche unter Medern, Achämeniden, Sassaniden so hoch entwickelt war, daß sie den Gipfelpunkt orientalischer Leistungen darstellte und später auch allen fremden Eroberern (Arabern, Türken, Mongolen) unentbehrlich war, diese einstige Regierungs- und Verwaltungskunst ist schon längst dahingeschwunden und hat, allerdings noch unter besonders ungünstigen äußeren Verhältnissen, einer ausgedehnten Mißwirthschaft das Feld geräumt.

Hat so Persien in politischer Beziehung die einstige Weltstellung eingebüßt, so steht es vielleicht anders in Kunst und Wissenschaft? Sind doch bei uns in Europa persische Teppiche weitberühmt und vielbegehrt; persische eingelegte Waffen bewundern wir in unseren Museen (die meisten der unter dem Namen Damascener gehenden guten, alten Klingen stammen aus der persischen Provinz Chorassan); die hohe Entwicklung persischer Fayencen zeigen schon die achämenidischen glasirten Tafeln aus Susa, die jetzt einer der Hauptschätze des Louvre in Paris sind; persische Seide war im Mittelalter ein wichtiger Artikel europäischen, besonders italienischen Imports; persische Paläste noch der Gegenwart muthen uns wie Wunderbauten an, wenn wir Beschreibungen von ihnen lesen — wenn ich in Con-

stantinopel nicht genug staunen konnte über die Pracht von Dolma Bagtsche, Begler Begi und anderen Sultanspalästen, meinten Kenner Persiens, die Stambuler Kiosks seien ärmlich gegen die Schlösser des Schahs von Iran. Aus der Litteratur Persiens sind Namen wie Firdusi, Saadi, Hafis, Omar Chajam und wie sie alle heißen, weltbekannt und die Werke dieser Dichter in viele Sprachen übersetzt worden. In der Theologie hatte schon das alte Persien durch die Hervorbringung des Zoroastrismus schöpferisch gewirkt, das jüngere hat dann später durch den Ausbau des Schiitismus und des Sufismus nochmals ganz neue Bahnen unter den islamischen Völkern eingeschlagen. In der Astronomie ist einer der berühmtesten Namen des Orients der des Nassireddin aus Tus, in der Geschichte der des Mirchond, ja der gefeiertste Arzt des gesammten Morgenlandes, unter dessen Einfluß das christliche Mittelalter stand und das heutige Persien noch steht, Avicenna (Ibn Sina), war ein Perser.

Diese Andeutungen, die sich leicht vermehren ließen, genügen, um Persiens Leistungen in Kunst, Litteratur und Wissenschaft zu kennzeichnen. Leider zeigt sich aber auch hier alsbald, daß die neuere Zeit in den durch eine ruhmvolle Vergangenheit vorgezeichneten Bahnen nicht weiter geschritten ist. Die führende Stellung, welche Persien einst unbestritten in der Poesie im Orient einnahm, hat es längst eingebüßt. Allerdings nicht an ein anderes muhammedanisches Volk, aber das Volk der Firdusi, Saadi, Hafis hat schon seit Menschenaltern keinen wahrhaft großen Dichter mehr hervorgebracht. Auch in der Wissenschaft ist schon seit Langem Stillstand und damit Rückschritt eingetreten. Und genau das Gleiche gilt von der Kunst. Zumeist hat dies seinen Grund darin, daß der Orient inzwischen in jeder Beziehung weit vom Occident überflügelt worden ist, bisweilen kommen noch besondere Ursachen dazu. Die Seidenindustrie ist in den letzten Jahrzehnten in Folge des Auftretens der Seidenraupenkrankheit (Muscardine) stark zurückgegangen, die Teppichweberei ward durch Einführung schlechter europäischer Anilinfarben geschädigt. Seit in Persien selbst Bücher durch Steindruck vervielfältigt werden, fangen die prächtigen Handschriften zu verschwinden an, in denen die Perser Meister waren. Nirgends anderswo findet man unter den Muslims eine Schrift, die schöner und formvollendeter wäre als das Taalik persischer Kalligraphen, die billigen modernen Lithographieen drängen es mehr und mehr in den Hintergrund.

Wir haben im Fluge einen Theil dessen überschaut, was Persien im Laufe seines Bestehens geleistet hat. Verschiedentlich konnten wir andeuten, daß manches davon auch anderen Völkern, ja der Menschheit zu Gute gekommen ist. Wir dürfen es daher jetzt wohl wagen, noch weiter zu gehen und das in wenigen Strichen umrissene Bild näher auszuführen und zu ergänzen, ohne mehr von vorn herein befürchten zu müssen, daß wir dem Leser etwa phantastisch erscheinen möchten.

Die altiranischen Reiche der Meder und Achämeniden haben in der

alten Welt in hohem Ansehen gestanden. Das können wir besonders bei den Griechen und Juden beobachten. Einen schönen Ausdruck hat diese Achtung in litterarischen Schöpfungen wie Aeschylus' Persern und Xenophons Cyropädie oder im jüdischen Buche Esther gefunden. Unserer Jugend werden noch heute im Gymnasium die Perser des Herodot und Xenophon in der idealisirten Gestalt vorgeführt, die ihnen jene Schriftsteller gegeben haben, Cyrus und Darius werden ihr als Muster von Regenten und Feldherren in einer Person eingehend geschildert. Persiens große Vergangenheit macht es würdig, daß seine Geschichte noch nach über zwei Jahrtausenden der Jugend als Bildungsstoff geboten werden kann, in einer Weise wie außer Griechenland und Rom die keines anderen Volkes der alten Welt. Vor Allem nimmt Cyrus in der Bibel eine Stellung wie kein zweiter nichtisraelitischer Herrscher ein. Er erscheint im Alten Testamente als der Befreier der Juden und Wiederaufbauer ihres Tempels zu Jerusalem, und zwar geradezu als ein auserwähltes Werkzeug Jehovahs, als dessen „Gesalbter", der ihm selbst unbewußt ihn gebraucht habe. „Ich rief dich mit deinem Namen und nannte dich, und du kanntest mich nicht, ich gürtete dich, und du kanntest mich nicht" (Jes. 45, 4—5). Was an Culturelementen Persien damals Griechenland vermittelt haben mag, können wir heute im Einzelnen nicht mehr feststellen. Wir wollen nur Eines erwähnen, das noch bis in unsere Zeit unbewußt hineingewirkt hat. Darius hatte in seinem ungeheuren Reiche das Verhältniß zwischen Gold und Silber auf $1 : 13\frac{1}{2}$ festgesetzt. Diese autokratische Lösung der Währungsfrage hatte durch Vermittelung der kleinasiatischen Hellenen in Europa Eingang gefunden und bis zu dem erheblichen Silbersturze des letzten Menschenalters keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Das Gold, das der Perserkönig stets mit vollen Händen über die einzelnen Griechenstaaten ausstreute, hat diesen so manches Kunstwerk zu schaffen ermöglicht, das sonst wohl schwerlich entstanden wäre.

Bei alledem ist es aber doch ein Glück gewesen, daß nicht die Perser, sondern die Griechen bei dem ewig denkwürdigen kriegerischen Zusammenstoße gesiegt haben. Denn die Perser hätten den freien Flug des griechischen Geistes nie begreifen können, sie hätten sein für die Entwickelung des gesammten Menschengeschlechts bestimmendes Wirken nicht durch Mitarbeit fördern, sondern im günstigsten Falle nur nicht hindern können. Der asiatische Despotismus schloß Persien von der Mitwirkung an der weltgeschichtlichen Mission Griechenlands aus. Darum ist es auch nachher wieder ein Glück gewesen, daß Griechenland nicht im Bunde mit Persien, wie ein solcher, so zu sagen, in der Luft lag, Alexander den Großen bezwungen hat. Die ewig auf einander eifersüchtigen und mit einander fortwährend im kleinlichen Zwiespalt befindlichen vielen Griechenstaaten hätten für die Dauer doch nicht die geistige Hegemonie behaupten und Persien ihnen wiederum keine Stütze sein können. Macedonien trat wohlgerüstet

die hellenische Erbschaft an und vermittelte sie der übrigen Welt, wobei Persien leider fast ganz leer ausging*).

Damit der Humor nicht fehle, hat es das Schicksal gefügt, daß der Name eines der mächtigsten achämenidischen Herrscher sich an die Jammergestalt des ewigen Juden gehängt hat. Ahasver ist ein verderbter Xerxes: altpersisch Chschajarscha ward im Munde der Juden Achschajar, Achschawar, Ahaswar.

Sehr tiefgehende Einflüsse Persiens auf die übrige Welt, die bis in die Gegenwart hinein reichen, fallen in das Gebiet der Religion. Die Lehre des Christenthums weist eine Reihe wichtiger Punkte auf, die sich auch in der persischen Nationalreligion, dem Zoroastrismus vorfinden. Die Vermittelung ging durch das Judenthum. Daß der Einfluß des Achämenidenreiches auf dieses ein außerordentlich bedeutender gewesen ist, ist anerkannt, wenn auch die Auffassung E. Meyers (Die Entstehung des Judenthums 1897) sich als zu weitgehend erweisen sollte. In nachexilischen Büchern der Bibel, sowie in den späteren talmudischen Aufzeichnungen erscheinen Ideen, die ihren Ursprung weniger in den Dogmen des älteren Judenthums, sondern weit eher im altpersischen Masdaismus, dem Glauben an Ahura Masda, haben werden. Hierher gehören vor Allem die eschatologischen Partieen der israelitischen Religion und dadurch des Christenthums. Die Lehre von der Auferstehung der Todten und dem jüngsten Gericht, der Seligkeit der Frommen und der Bestrafung der Bösen nach dem Tode, dem Buche, in das die Thaten der Menschen eingeschrieben werden, die Oekonomie des Himmels oder Paradieses (selbst dieses Wort ist persisch) und der Hölle, die Idee der guten und bösen Engel, besonders des Teufels — alle sind sie höchst wahrscheinlich zum Theil dem Masdaismus entlehnt, theils sind im Judenthum von Alters her vorhanden gewesene Keime durch diesen befruchtet und wesentlich in ihrer weiteren Ausgestaltung beeinflußt worden. Man vergleiche hierzu z. B. Fr. Schwallys Buch „Das Leben nach dem Tode nach den Vorstellungen des alten Israel und des Judenthums" (1892), wo Stellen wie: „Was für Ezechiel noch Bild war (die Auferstehungsidee), ist für den nachexilischen Verfasser von Jes. 26, 19 reale Hoffnung" deutlich die persische Einwirkung während des Exils kennzeichnen. Daß nicht alles Entlehnte auch von Hause aus iranisch ist, sondern vielfach in erster Quelle aus Babylonien stammen wird, ist dabei zuzugeben, aber in Persien haben sicherlich die Juden das Meiste davon erst aufgenommen. So viel wird man bei aller Vorsicht, die diesen Fragen gegenüber ziemt, sagen dürfen.

Auch das römische Pantheon hat sich aus Iran bereichert, und zwar durch den Gott Mithra. Seine Mysterien haben im Kaiserreiche eine Be-

*) Ich wiederhole in diesem Aufsatze gelegentlich einige meiner Ausführungen in der 4. Auflage von Hellwalds Culturgeschichte (1. Band) und bemerke bei dieser Gelegenheit, daß ich an den Druckfehlern und Abbildungen dort unschuldig bin.

deutung erlangt, welche die anderer Gottheiten weit überragte, und sein Cult hat die darstellende Kunst erheblich angeregt.

Später hat dann Persien auf religiösem Gebiete wieder selbstständig geschafft. Sein Sufismus hat einen bestimmenden Einfluß auf die muhammedanische Welt gewonnen. Wenn auch nicht ursprünglich in Persien entstanden, hat er doch dort eine ganz eigenartige Ausbildung empfangen. Nicht selten findet man in sufischen Schriften auffallende Analogien zu Anschauungen der deutschen Mystiker des Mittelalters, besonders zu Meister Eckart. Doch beruhen diese nicht etwa auf gegenseitigen Beeinflussungen, wie sie M. Carrière wohl angenommen hat. Vielmehr erklären sie sich durch gemeinsame Einwirkung in letzter Linie des Neuplatonismus auf den Orient wie auf den Occident. Das Uebrige hat sich dann hier wie dort selbstständig aus ähnlichen mystischen Ideengängen entwickelt.

Die schiitische Lehre von dem Rechte Alis auf das Chalifat und der daraus folgenden Unrechtmäßigkeit der drei ersten Beherrscher der Gläubigen war gleich zu Anfang in Persien auf einen sehr fruchtbaren Boden gefallen. Hier brachte die anfänglich rein politische Partei verschiedene Secten mit zahlreichen neuen Lehren hervor. Persien ist die Hochburg der Schia, der einen Hälfte des Islams, sein Schah deren geistiges Oberhaupt geworden.

Indien hat mannigfach tief auf die Philosophie des Westens eingewirkt, von Persien läßt sich dies nicht sagen. Nietzsches wunderbares Buch „Also sprach Zarathustra“ hat, was man nach dem Titel doch vermuthen sollte, ebenso wenig persischen Hintergrund wie die studentische Knobeltour „Hoher Zendawesta“ oder der „Perser“ des Bierskats (schon im griechischen Würfelspiel hieß übrigens nach Hesych ein Wurf „der Perser“).

In der Religion Zoroasters kommt ausgesprochen auch die Culturmission zum Ausdruck, welche zu erfüllen ihr Stifter sich vorgesetzt hatte. Er stand auf der Seite des Ackerbaus, der Seßhaftigkeit, gegenüber dem schweifenden Nomadenthume. Das geht deutlich aus verschiedenen Stellen in seinen Hymnen, den Gathas, die uns erhalten geblieben sind, hervor. So war die Urbarmachung unbebauten Landes eine Hauptforderung seiner Lehre.

Ein Erlaß des Darius an einen kleinasiatischen Satrapen berichtet uns die interessante Thatsache, daß persischerseits auch in den unterworfenen Ländern systematisch Fruchtbäume angepflanzt wurden, durch Athenäus erfahren wir von der Anlage von Weinbergen in Damascus. In der fruchtbaren Euphrat- und Tigrisebene blühte zur Zeit der Sassaniden ein reicher Obstbau, eine Menge von Varietäten in Datteln, Feigen, Aepfeln u. a. wurde erzeugt. Die arabischen Reisenden fanden dergleichen nach der Eroberung massenweise vor und theilen häufig noch die persischen Namen mit. „Alles, wozu die Sonne lächelte,“ sagt Goethe schön in den Noten zu seinem west-östlichen Divan vom Parsismus, „ward mit höchstem Fleiß betrieben, vor Anderem aber die Weinrebe, das eigentliche Kind der Sonne, gepflegt“ — im Zendawesta kommt übrigens weder die Rebe noch der

Wein vor, doch gedeihen Trauben in Persien fast überall in üppigster Weise. Im Bezirk von Herat sollen zur Zeit der Samaniden 120 verschiedene Sorten Trauben gezogen sein. Von solchen Sonnenkindern, die direct aus Persien stammen, sind heute manche bei uns heimisch.

Nicht Jeder, der einen Pfirsich ißt, weiß wohl, daß er einen „persischen" (nämlich Apfel) verspeist, wie ihn seit der Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. italische Gärtner nebst „armenischen Pflaumen", d. i. Aprikosen, zuerst auf europäischem Boden cultivirten. Den Kirschbaum hatte schon früher Lucullus vom pontischen Gestade eingeführt. Durch die Beziehungen Roms zu Asien nahm die Obstbaumzucht und die Herstellung von Fruchtsäften, in denen die Perser von jeher Meister gewesen sind, eine große Ausdehnung in Italien an. Von Culturpflanzen und Hausthieren, die Persien dem Westen geschenkt hat, seien bei dieser Gelegenheit die folgenden genannt (wir folgen Victor Hehn in der sechsten Auflage seines trefflichen Werkes mit den Nachträgen von O. Schrader):

Die Melone (aus Baktrien und Sogdiana?), die Citrone (der „medische Apfel"), wohl auch die Pistazie (das Wort scheint sicher persisch zu sein); schwerlich der Terpentinbaum, wennschon die Perser im Alterthum als Terebintheneſſer bekannt waren. Als Durchgangsland hat Persien Limone und Orange weiter nach Westen vermittelt. Von Pflanzen sind persisch der Hanf (Baktrien, Sogdiana, die kaspischen und Aralgegenden), die Rose (Medien), Lilie (aus Susa? — wohl doch nicht), Luzerne (Medien), Kaiserkrone (Fritillaria imperialis L., sie wurde über die Türkei durch Clusius im Jahre 1580 in den europäischen botanischen Gärten eingebürgert), von Bäumen die Cypresse (aus den Gebirgen des nördlichen Persiens) und der Maulbeerbaum (Morus nigra L., aus Medien und den Pontusländern) — die „persischen Nüsse" der Alten stammten dagegen aus den Pontusgegenden, wie auch das persische Insectenpulver (Pyrethrum roseum L.) nicht in Persien, sondern im Kaukasus heimisch ist. Die Heimat des Fasans war Hyrkanien, aus dem fernsten Osten des iranischen Hochlandes stammt der Büffel, der Hahn ist in Folge seiner Werthschätzung im Zoroastrismus der speciell „persische Vogel" geworden, wie ihn die Griechen nannten, und hat dann vornehmlich von Persien aus seine weitere Verbreitung genommen.

Von der altpersischen Baukunst sind uns leider nur spärliche Reste erhalten, doch genug, um uns eine Vorstellung von der Pracht der einstigen Königspaläste machen zu können. Die Perser sind in der Architectur im Wesentlichen Nachahmer geblieben, doch haben sie durch geschickte Aneignung des Fremden etwas hervorgebracht, das als Ganzes wieder originell scheint. Auf andere Stile, mit Ausnahme vielleicht einiger Einflüsse auf Indien, haben sie aber nicht eingewirkt.

Ich werde wohl schwerlich das Glück haben, je auf der Terrasse von Persepolis zu stehen. Der erste Eindruck würde vielleicht etwas enttäuschend

sein, ganz wie es wohl den meisten geht, die zum ersten Male das Forum romanum oder die Akropolis von Athen betreten. Aber wie diese beiden weltgeschichtlichen Ruinenstätten studirt sein wollen, ehe ihr voller Zauber auf den Beschauer wirken kann, so gewiß auch die Trümmer der achämenidischen Königsstadt. Ich wage zu glauben, daß des Darius und Xerxes luftige Hallen den Vergleich mit den schweren dorischen Tempeln haben ertragen können.

In der Teppichweberei der Sassaniden, die zwar nach den Untersuchungen A. Riegls keine nationalpersischen Formen aufwies, also nicht etwa eine Renaissance gegen die vorhergehende rein hellenistische Kunst der Seleuciden und Parther war, findet derselbe Forscher zuerst „die Palmette mit der vollen Blumenkapsel ausgebildet, inmitten des zu beiden Seiten aufstrebenden Blätterkranzes und der daraus hervorbrechenden Blüthen oder Knospen", eine Form, die dann in der Arabeske weiter fortlebt.

Seit der muhammedanischen Eroberung hat Persien auf die übrige Welt vorwiegend durch seine Litteratur, hauptsächlich die poetische gewirkt. Auf die islamischen Völker ist dieser Einfluß ganz außerordentlich tief gewesen.

Seine schöne Sprache war die der feinen Bildung, in Constantinopel, Delhi, Centralasien bediente sich ihrer mit Vorliebe die litterarische Welt. Auch Europa, und in ihm wohl zum Meisten Deutschland, hat tiefgehende Anregung von der Poesie der Perser erfahren. Durch Reisebeschreibungen wirklich allerersten Ranges wie des Marco Polo, Olearius, Pietro della Valle war schon im 17. und 18. Jahrhundert ein lebhaftes Interesse für das Reich des Schahs geweckt worden. So konnten Montesquieus Lettres persanes ihre geradezu enthusiastische Aufnahme finden. Dabei hat Persien aber doch immer nur mehr den Eindruck einer Curiosität gemacht. Auch frühere Schriftsteller suchten etwas Besonderes darin, wenn sie wie Rabelais die Anekdote vom „Weißt Du wohl?" der persischen Frauen auftischten, oder wenn Grimmelshausen im Simplicissimus den „Ißmael Sophi, einen Persischen König, in seiner Jugend ebenmäßig (wie schon Cyrus und dann Simplex) das Viehe hütend" vorführte. In Deutschland wies dann im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts Hamann allgemein auf den Orient hin; diesem Winke folgte vor allem Herder. Zugleich trat auch der Orientalist auf, der die orientalischen Studien in Deutschland mächtig beleben sollte, Joseph von Hammer. Er gab den letzten Anstoß zu Goethes west-östlichem Divan.

Daß Goethe von jeher ein lebhaftes Interesse für den Orient besessen hat, ist bekannt. Das Alte Testament, Indien, China, Arabien, Persien haben ihn angezogen. Wir beschränken uns hier auf das letzte. Goethe hatte zuerst durch Herders Nachbildungen und von Hammers Uebersetzungen einzelne persische Gedichte, besonders des Hafis kennen gelernt. Die ersten vollständigen Dichtungen, mit denen er bekannt wurde, waren dann Hammers

Schirin (1809) und desselben Uebertragung von Hafis' gesammtem Divan (1812); dieser übte eine ungleich tiefere Wirkung als alles Vorhergehende auf ihn aus. Unter den Ländern des Orients trat nun Persien bei ihm in den Vordergrund, die Magier des Ostens, die ja Perser gewesen waren, waren damit von dem Magus des Nordens in Goethe in das Reich der deutschen Poesie beschworen worden. Es ist für uns heute schwer verständlich, wie Hammers Verdeutschungen nicht vielmehr von „orientalischer schöner Redekunst" abgeschreckt haben. Nicht nur auf Goethe, der ja mehr als Andere im Stande sein mußte, die echten Goldkörner unter den sie umhüllenden Schlacken sprachlicher Geschraubtheit und Unnatur bei dem Wiener Orientalisten zu empfinden, nein, auch auf weitere Kreise haben dessen Darbietungen aus den morgenländischen Litteraturen („Duftkörner", „Fläschchen Rosenöls" u. s. w.) anregend gewirkt. Hammer war eben ein Kind seiner Zeit, seine für uns heute vielfach völlig ungenießbare Weise stand den Mitlebenden näher als uns. Wie ja auch, wenn wir ehrlich sein wollen, selbst in Goethe's Werken nicht Weniges für uns heute veraltet ist. Hammers indirecter Einfluß wiegt sicherlich manchen dickleibigen Band correcter Gelehrsamkeit auf, eine Art Genialität läßt sich ihm nicht absprechen.

Es ist nun geradezu wunderbar, wie Goethe sich in den Geist der hafisischen Denkweise hineingelebt hat, die er doch allermeist nur aus abgeleiteten Quellen kennen gelernt hat. Der persische Geist, mit eigenartigen mystischen (sufischen) Ideen durchtränkt, wie er in Hafis sich darstellt, „gleicht einem Liede, wozu nur Wenige die Melodie kennen, für die Meisten (oder sagen wir hier wenigstens für Viele) bleibt es ungesungen". Dies Wort Marianne Jungs über Goethes Schilderung der Entstehung ihrer Liebe gilt für Europäer allgemein solchen orientalischen Dichtungen gegenüber, sogar für manche Orientalisten, die lange Jahre dem Studium des Orients gewidmet haben. Sie vermögen sich für einen Vierzeiler Abu Saïds oder ein Ghasel Hekim Senajis nicht zu begeistern, Hafis scheint ihnen nur leichtes Getändel. Was so selbst Orientalisten von Beruf nicht selten versagt bleibt, ist dem Dichter Goethe so unvergleichlich in seinem Divan gelungen, weil er ihn selbst erlebt hat, weil der west-östliche Divan ein Stück seines Lebens selbst geworden ist oder vielmehr ein Stück seines Lebens in ihm Gestalt gewonnen hat. K. Burdach hat dies in einem Vortrage feinsinnig ausgeführt, und unter diesem Gesichtspunkte muß man den Divan lesen, um ihn recht zu verstehen und auch heute noch genießen zu können. Wenn es bei Burdach dann u. A. heißt: „Weder Chateaubriand noch Lord Byron noch Schelling noch die deutschen Romantiker wären denkbar, ohne daß sie der Athem Goethischer Geniedichtung angeweht hätte" (eben aus dem Divan mit seinem romantischen Cultus des Orients), und wenn das Beste im Divan aus persischem Geist entsprossen ist, so dürfen wir wohl hier ganz besonders von einem Danke reden, den wir, den die Welt Persien schuldet.

Aufgabe des Specialforschers wäre es, im Einzelnen weiteren persischen Anregungen bei Goethe nachzuspüren — wie der Verwendung der Sage von der Erfindung des Reims durch den Sassaniden Bechram Gur und seine Geliebte Dilaram im zweiten Theile des Faust (Faust und Helenas reimende Wechselrede) — für uns handelte es sich hier nur um die Gesammtwirkung persischer Litteratur auf unseren größten Dichter.

Hafis, Dir sich gleichzustellen,
Welch' ein Wahn!

sagt er einmal im Divan (II, 8), dem Kanzler F. von Müller gegenüber hat er die Aeußerung gethan: „Die Perser hatten in fünf Jahrhunderten nur sieben Dichter, die sie gelten ließen (das ist aber nicht richtig), und unter den verworfenen waren mehrere Canaillen, die besser als ich waren" (Unterhaltungen, 2. Aufl. S. 110). In seinem Epigramm „Weltlitteratur" steht gleich nach den Psalmen und dem hohen Liede der Bibel Hafis („des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt"). Auf diese Werthschätzung eines Goethe können die Perser stolz sein, wenn sie auch zu weit geht. Uebrigens hat Goethe in seinen Noten manches gemildert und eingeschränkt, was im Divan selbst zu begeistert gerathen war, doch hat eben der Divan auf die Mit- und Nachwelt gewirkt, nicht die Noten.

Die orientalisirenden Dichtungen nach Goethe in Deutschland sind sehr zahlreich. Er hatte einen machtvollen Anstoß gegeben. Als nächster Dichter nach ihm, der zugleich ein ausgezeichneter Orientalist war, trat Fr. Rückert hervor. Ihn hat gerade der west-östliche Divan angeregt. Saadis „Fruchtgarten" (Bostan) und „Firdosis Königsbuch" sind seine besten Leistungen als Uebersetzer aus dem Persischen. Ihr poetischer Werth wird durch den philologischen noch übertroffen. Auch „Aus Saadis Divan", sowie „Saadis politische Gedichte" sind wie alle Uebersetzungen Rückerts meisterhaft, selbst der Philologe kann aus ihnen noch heute auf jeder Seite etwas lernen; ihr Inhalt ist aber zu spröde, als daß sie weitere Verbreitung hätten finden können. Alle sind sie indeß erst nach ihres Verfassers Tode veröffentlicht worden, sein Einfluß auf die deutsche Litteratur ging von seinen allgemeineren orientalischen Dichtungen aus, von den Ghaselen, Oestlichen Rosen u. a., die zumeist von persischem Geiste genährt waren. Uebrigens hatte schon Görres mit seinem in Prosa, aber begeistert geschriebenen „Heldenbuch von Iran" (1820) der neuen Richtung mit auf das Beste die Wege geebnet. Graf Schacks Firdusiübertragung war dann eine formvollendete Leistung und zugleich eine wirkliche Bereicherung der deutschen Litteratur. Wie Rückert zuerst die bald so beliebte Form der „Vierzeiler" in die deutsche Poesie eingeführt hat, so hat er auch die Gewohnheit der persischen Dichter, im letzten Verse eines Gedichtes ihren Namen zu nennen, einzubürgern gesucht, nämlich in den Freimund-Ghaselen, indessen ist sein Beispiel hier ohne Nachahmung geblieben.

Von Rückert empfingen Graf Platen und Bodenstedt nachhaltige Impulse. Die Versformen des Orients hat besonders der Erstere ebenso vollendet gehandhabt wie sein Lehrmeister. Seinen „Spiegel des Hafis" ließ Platen bald in den „Ghaselen" aufgehen, als sein Wahlspruch

Der Orient ist abgethan,
Nun seht die Form als unser an

geworden war. Immermann, der an Herders Wort (vor Goethes Divan) „an Hafis' Gesängen hätten wir fast genug" anknüpfend sein beißendes Distichon in die Begeisterung hineinwarf:

Von den Früchten, die sie aus dem Rosenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Ghaselen

verhallte ungehört. Bodenstedts Mirza Schaffy verhalf der neuen Geschmacksrichtung so völlig zum Durchbruch, wie selten sonst ein siegreicher Schlag gewirkt hat. Allerdings war dieser Mirza ja kein eigentlicher Perser, sondern im Grunde nur Bodenstedt selbst, aber der Dichter hatte den Orient an der Quelle selbst studirt. Die epikuräische Skepsis, der leichte Sinn, die fatalistische Weltanschauung des Hafis erschienen hier in einem so hellleuchtenden Localcolorit wie noch nie bisher. Die neue Weise ward Mode, doch hat keiner der zahlreichen Nachahmer den ersten Mirza Schaffy je erreicht, auch dieser später sich selbst nicht wieder.

In katholischen Litteraturgeschichten kommt Hafis schlecht weg. Er ist ein Gegner der „Pfaffen" und ihrer „Orden". Ein unparteiischer Katholik, der die Verhältnisse kennt, wird sicherlich zugeben, daß die „Pfaffen" des Islams, die Mullas, für jede freiere geistige Entwickelung von jeher das stärkste Hinderniß gebildet haben, und daß sie auf die Dauer für Persien geradezu ein nationales Unglück bedeuten. Die ultramontanen Litterarhistoriker sehen nun aber, wie es scheint, in Hafis zugleich einen Feind ihrer „Pfaffen", und so kommen „wissenschaftliche" Urtheile über den Dichter zu Stande, wie ein solches z. B. der „Geschichte der Weltlitteratur" des Jesuiten A. Baumgartner (I, 566) wenig zur Zierde gereicht.

Rückert und Bodenstedt haben starke Wurzeln ihrer Kraft dauernd aus dem Orient und in ihm besonders aus Persien gezogen. Daneben haben andere Dichter nur mehr gelegentlich mit ihm geliebäugelt, wie Immermann spottete:

Alter Dichter (Goethe), Du gemahnst mich als wie Hamelns Rattenfänger,
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all' die lieben, kleinen Sänger.

Loeper nennt in seiner Divanausgabe als solche „kleinen Sänger": W. Müller (Locken- und Schenkenlieder), J. B. Rousseau (Buch der Sprüche für Freunde der Hafisklänge), Daumer, Leop. Schefer, Rittershaus (Lieder an Suleika), denen sich noch manche andere hinzufügen ließen, besonders etwa Hermann von Hermannsthal (Ghaselen — der Prolog knüpft an den persischen Dichter Ibn Jemin an). Wir haben hier blos „die Perser" berücksichtigt, sonst hätten auch Schöpfungen wie Löschkes Christlicher Divan,

142 Ghaselen zum Preise des Herrn (1847), oder von Levitschniggs West-Oestlich (Gedichte, 1846), Wihls Westöstliche Schwalben (1847) u. a. genannt werden müssen. Auch in epischer Form sind persische Stoffe behandelt worden: A. Johns „Heldengedicht aus den Sagen der persischen Vorzeit" Kolostogade (1832) in zwei Bänden und 26 Gesängen ist längst verschollen (Kurz meint in seiner Litteraturgeschichte, der Leser habe zum Durchlesen eine noch größere Geduld nöthig, als der Dichter zum Dichten gebraucht haben müsse); weniger verdiente dieses Schicksal von Heydens Schuster zu Ispahan (1850). Wer Epen „Firdusi" verfaßt hat, auf die v. Loeper in seiner Divanausgabe hindeutet, habe ich nicht herausfinden können. Die Heroine des Babismus aus den fünfziger Jahren, die schöne „Gurret ül Eyn" (besser Kurret ul-Ain), hat in Marie von Najmájer eine begeisterte Sängerin gefunden (Wien, 1874).

Ein ganzes orientalisches Programm hatte sich Heinr. Stieglitz aufgestellt, der Gatte jener unglücklichen Charlotte, die durch ihren heroischen Selbstmord den geliebten Mann doch nicht auf eine höhere Höhe dichterischen Könnens hatte hinaufheben können. Indien, Tibet, China, Japan, Aegypten, die er ursprünglich alle hatte behandeln wollen, ließ er schließlich ausfallen, seine drei Bände „Bilder des Orients" sind nur Arabien, Persien und der Türkei nebst Griechenland gewidmet. Am besten sind die zuletzt entstandenen, meist schwungvollen Türkenlieder gelungen, wenn schon das Pathos mancher Stellen zu stark an bekannte Muster erinnert, so

Und es führt des Vaters Krieger
Trotz der Feinde Widerstand
Soliman, der Fluthbesieger,
Nach dem schönen Griechenland

an Schiller oder

Und furchtbar mahnend dringen
Die Worte an sein Ohr:
Du todtenbleicher Sünder,
Du Sklav des Herrscherthums ꝛc.

an Uhland. Die Tragödie „Sultan Selim der Dritte" ist jedenfalls der gleichnamigen Murad Efendis (Reclam) weit überlegen. Die persischen Gedichte weisen ebenfalls eine anmuthige äußere Form auf, doch fehlt ihnen meist eigentliche Empfindung.

Und ist mein Liebchen Rose auch,
Ist Stieglitz doch nicht Nachtigall,

gesteht der Dichter selbst zu. Sein „Firdusi" mit dem Schlusse

Sie nah'n der Sadt, sie nah'n dem Thor — —
Ein Leichenzug geht d'raus hervor

mag auch neben Heines späterem Gedicht noch gelesen werden. In origineller Weise reiht er in „Ein Tag in Ispahan" eine bunte Menge einzelner Scenen an einander und zeichnet so ein farbenreiches Bild persischen Lebens.

Von den reinen Lyrikern hat wohl Daumer seiner Zeit die größte Wirkung erzielt. Sein „Hafis“ ist eine sehr freie Umdichtung in moderner Gewandung, deren Reiz heute dahin ist. Noch viel weiter ist Schefer gegangen, dessen „Hafis in Hellas“ geradezu unpersisch ist. Daß seine Liebe sinnlich, glühend, dabei immer philosophirend und zugleich mit viel Phantasie ausgestattet ist, sollte wohl hafisisch sein. „Mond, Du gelber Eierdotter“ u. dgl. waren dabei (allerdings neben manchem besser gelungenen) höchst mißglückte Versuche in orientalischer Bildersprache — in der persischen Lyrik ist der Mond stets blendend weiß, der Teint des Liebchens wird mit ihm verglichen. Wenn hafisirende Sänger in Europa die ideale Frauenliebe besingen, so thun sie ein Unding; denn der Perser hält vom Weibe nicht viel. Hafis denkt bei der Liebe nur an seinen schönen jungen Freund. Er möge daher bei uns der Dichter des Weins, des heiteren Lebensgenusses, der geschworene Feind aller religiösen Heuchelei bleiben, der Alles vom Standpunkte des Fatalismus aus betrachtet, Frauenliebe dichte man ihm aber nicht an.

Der Kenner des Orients wird überhaupt auch in den besten solchen occidentalischen Dichtungen so manches als unorientalisch unangenehm empfinden. Gleich einem Schlage in's Gesicht wirkt schon eine Aeußerlichkeit wie Abdul (d. i. „Sklave des“), als wenn man uns einen Franzosen Namens De la (z. B. statt de la Vigne u. a.) vorstellte. In Abdul fehlt gerade der Hauptbestandtheil (z. B. Abdul Hamid, Abdul Aziz), wie in de la. Landesmann (Hier. Lorm) hat ein Gedicht geschrieben, dessen Held diesen verkrüppelten Namen führt, in P. Heyses Lustspiel „Der Bucklige von Schiras“ kommt wieder ein solcher Unglücksmensch vor. Dieses Stück spielt in „Schiras unter den Sassaniden“; dabei, also in zoroastrischer Zeit, soll Jemand im Feuer verbrannt werden, und es kommen Namen vor wie Stambul, Fatima (statt Fátima), Gülnare (türkische Aussprache). Man wird einwenden, daß dies nebensächlich sei, wenn das Werk sonst gut sei, und unsere Litteratur weist ja Meisterwerke auf, die in dieser Beziehung sich die stärksten Blößen geben. Heute ist man aber auch in solchen Aeußerlichkeiten anspruchsvoller, und was in Operetten wie dem „Mikado“ erlaubt ist, wirkt im ernsteren Lustspiel störend. Wenn auch nicht Jeder die Anachronismen bemerkt, manchem können sie doch die Freude am Genusse gründlich stören. Fatima, wie ja schon Goethe gesprochen hat, ist im Grunde nicht anders, als wenn Jemand Bazaine auf Beine reimen würde, nur daß durch dieses weit mehr Ohren verletzt werden als durch jenes. Warum dies Alles nun gerade bei dem „Buckligen von Schiras“ ausgekramt wird? Irgendwo durfte es, da es doch einmal wahr ist, wohl gesagt werden, und ein Paul Heyse kann eine derartige Nörgelei am ehesten vertragen. Eine ähnliche Mißgeburt ist seinem Namen nach auch der Prinz „Zille“, von dem bei Gelegenheit des letzten Thronwechsels in Persien (1896) in den Zeitungen viel zu lesen war. Es war damit der

Prinz Sill-essultan gemeint, d. h. „der Schatten des Sultans“ (des Schahs), wie der Schah selbst der Schatten Allahs ist, der gleich Abdul die letzte Hälfte seines Namens eingebüßt hatte.

Robert Hamerling hat Immermann nachahmend in der litterarischen Walpurgisnacht wieder über die

Perser von dem Main, der Elbe,
Von der Isar, von der Pleiße

gespöttelt. Er selbst hatte sich, wie es scheint, ziemlich eingehend mit dem Persischen beschäftigt und hat sich sogar an einer Uebersetzung von Dschamis „Frühlingsgarten“ oder wenigstens eines Bruchstückes daraus versucht. Auch „den ihm überaus werth gewordenen“ Dichter Dschelaleddin Rumi hat er gelesen, außer ganz gelegentlichen Anspielungen finden sich aber keine persischen Reminiscenzen in seinen Werken.

Neben der Lyrik ist die Spruchdichtung seit Goethe und Rückert bis in die neueste Zeit viel, ja zu viel gepflegt worden.

Eine dauernde Beliebtheit haben einzelne kurze dichterische Gestaltungen persischer Stoffe erlangt, wie Platens Harmosan und Parsenlied, Heines drei Historien „Der Dichter Firdusi“ (besonders die letzte). Heine hat über den west-östlichen Divan begeistert geurtheilt. Die freie Behandlung der sinnlichen Seite der Liebe bei Goethe hat auf ihn stets sehr stark gewirkt, und so übertreibt er sie auch im Divan, wo sie gar nicht sehr zur Geltung kommt. Aus L. Bowitschs Sindibad verdienten einige gut gelungene Stücke (z. B. der Sultan und der Kadi) in einer Anthologie vor dem Vergessenwerden gerettet zu werden. Auch in Castellis „Orientalischen Granaten“ finden sich mehrere hübsche Gedichte („Stärke weiblicher Scham“ ist eine persische Geschichte, wie eine ähnliche schon der große Arzt Avicenna aus der Samanidenzeit berichtet).

Uebersetzungen persischer Dichtungen von Orientalisten sind in großer Menge vorhanden. Seit Olearius' Uebertragung von Saadis Rosengarten (der echt germanische, mittelhochdeutsche Rosengarten von Worms war damals noch unbekannt) schon im 17. Jahrhundert haben sich Gelehrte mit mehr oder weniger Geschick bemüht, die Poesie Persiens bei uns bekannt zu machen. Als die Erfolgreichsten seien hier neben den bereits erwähnten v. Hammer und Rückert genannt (und zwar auch nur mit ihren bestgelungenen Versuchen): Graf (Saadis Bostan), v. Schlechta-Wssehrd (Firdusis Jusuf und Suleicha), v. Rosenzweig-Schwannau (Hafis) — letztere beide Schüler v. Hammers — sowie nochmals die Dichter Graf Schack (Dschamis Leila und Madschnun, Omar Chajams Vierzeiler) und Bodenstedt (Omar Chajam). Auch Brugschs „Muse von Teheran“ hat eine zweite Auflage erlebt. Die Anthologieen Scherrs, Wolheim da Fonsecas, Harts u. a. haben ebenfalls nicht wenig zur Bekanntmachung persischer Litteratur beigetragen.

Die Wirkung von Uebersetzungen aus dem Persischen bei anderen Völkern zu verfolgen, ist für den Ausländer schwierig. Fitzgerald-Omar Chajams außerordentliche Popularität in England und Amerika kann allerdings auch außerhalb der Grenzen dieser Länder nicht unbemerkt bleiben. Sie hat wohl u. a. K. Ptaks Omar Chijam des Jüngeren (mir unbekannten) Divan (1892) hervorgerufen.

Bekannt ist, daß eine große Menge der heute weitverbreiteten Märchen, Fabeln, Thiersagen ihren Ursprung in Indien haben. Ihre Vermittelung nach dem Westen ist aber zumeist durch Persien erfolgt. Kalila und Dimna, die vierzig Veziere u. a. wurden, ehe sie zu uns gelangten, vom anmuthigen persischen Geiste durchsogen und haben durch ihn ein bestimmtes Gepräge empfangen. Daß schon die vormuhammedanischen Araber persische Sagen und Märchen gekannt haben, daran kann kein Zweifel sein. Noch unter den Augen Muhammeds fand einer seiner Gegner für Erzählungen aus der iranischen Heldensage ein dankbares Publicum, was ihm die Rache des Propheten zuzog. Sogar „Tausend und eine Nacht" hat einen unverkennbar persischen Grundton, wenn auch die berühmte Sammlung ihre heutige Gestalt und besonders ihre völlig islamische Uebermalung ziemlich spät auf arabischem Boden (in Aegypten) erhalten hat. Aber die Cultur der Khalifen war ja in ihrem Kern persisch, das bisherige Wüstenvolk der Araber hatte nichts Besseres thun können, als sich in dieser Beziehung den von ihm Besiegten zu unterwerfen. Darum hat auch der nichtpersische, muhammedanische Orient vielfach ein so persisches Aussehen bekommen. Dichtungen wie Moores Lala Rookh, Platens Abassiden, Hessemers Ring und Pfeil, die nicht auf persischem Boden spielen, sind daher im Grunde doch wesentlich persisch. Das wird vermuthlich auch von mir nicht bekannten gelten, wie Hessemers Jusuf und Nafissa (1847), K. Schützes Assad der Hirt (1857), soweit in ihnen das orientalische Colorit überhaupt getroffen ist. Neben rein indischen wie Neumanns „Nur Jehan", Arnolds „Light of Asia", finden sich dann ferner gemischte, die eigentlich ein Unding sind, so v. Levitschniggs „Rustan" („Held Rustan, der Stolz des Inderlandes" ist ursprünglich ein Perser).

Unter dem Sassaniden Chosro Anuschirwan (531—579 n. Chr.) besonders sind viele griechische Schriften in das Persische, oder wie es damals hieß, das Pechlewi, d. i. das Parthische, übersetzt worden. Aus diesen Pechlewiübertragungen flossen dann später syrische und arabische, in denen uns heute manche solche Werke (z. B. des Aristoteles) allein erhalten geblieben sind. Auch das indische Schachspiel ist damals nach Persien verpflanzt worden und verdankt diesem mit seiner Weiterverbreitung zugleich den Namen, unter dem es heute in der Welt bekannt ist, an Stelle des ursprünglichen „Vierecks". Wie die Zauberwelt von „Tausend und einer Nacht" von jeher die Jugend entzückt hat, so könnten wohl auch die Sagen des persischen Schahnames wirken. Ein erster Versuch in dieser Beziehung

liegt vor: Helene Schaupp hat „Die schönsten Heldensagen aus dem persischen Königsbuche" der Jugend zu erzählen unternommen und mit einem Bändchen „Rustem" den Anfang gemacht (Halle, Waisenhausbuchhandlung).

In England hat im Anfang dieses Jahrhunderts Morier mit seinem reizenden Roman „Hadschi Baba of Isfahan" einen außerordentlichen Erfolg gehabt. Das Buch wurde in verschiedene Sprachen, auch in das Deutsche, übersetzt. Hadschi Baba ist wohl das beste Bild, das je vom persischen Charakter gezeichnet worden ist, auch die modernen Perser erkennen dies an, indem sie das Buch durchaus als ernst nehmen und bitter hassen. Grillparzer hat im Rustan seines dramatischen Märchens „Der Traum, ein Leben" unbewußt einen Typus geschaffen, der außerordentlich viel von einer Hadschi Baba-Natur hat. Der vor nichts zurückschreckende Ehrgeiz dieses „österreichischen Faust" (übrigens keine glückliche Bezeichnung), sein Wankelmuth im Unglück und seine maßlos aufflammende Energie im Erfolge sind echt iranisch; auch der Rustem des persischen Nationalepos verschmäht es in der höchsten Gefahr nicht, zu einem unritterlichen Mittel zu greifen, allerdings wird er nie ein solcher Schurke wie Grillparzers Held.

Auf einen engen Kreis von Fachleuten beschränkt bleiben die Schriften, welche gelehrte Iranisten verfaßt haben. Doch hat es unter diesen seit Silvestre de Sacy und Quatremère bis zur Gegenwart nicht an Werken gefehlt, die durch mustergiltige Behandlung ihres Specialstoffes für andere Zweige der Wissenschaft vorbildlich waren.

Die darstellende Kunst hat sich selten an persische Stoffe gewagt. Das Drama ist in Persien selbst nur in religiösen Schaustellungen, den Oberammergauer Passionsspielen vergleichbar, heimisch. Wenn neuerdings Lustspiele wie der „Vezier von Lenkoran" in Europa bekannt geworden sind, so stammen diese Uebersetzungen zwar aus dem Persischen, die Stücke sind aber ursprünglich nicht dort, sondern in türkischem Gebiete zu Hause. Die classischen Dramen Rodogune von Voltaire und Esther von Racine behandeln Stoffe aus dem alten Persien, Esther ganz im Anschluß an die Bibel. Der Roman des Alten Testaments hat manche Dramatisirung hervorgerufen, die tollste davon wird zweifellos Dr. Chroniks „Ahasveros und Esther" sein, die P. Lindau in den „Ueberflüssigen Briefen an eine Freundin" launig skizzirt hat.

Zuerst hat in der deutschen Litteratur auf persische, für eine dramatische Behandlung geeignete Stoffe wohl A. Gottl. Meißner in seinen „Skizzen" hingewiesen, einem seiner Winke war v. Hammer in dem Trauerspiele „Dschafer oder der Sturz der Barmekiden" (1813) gefolgt. Fr. v. Uechtritz hat dann 1827 erfolgreich Alexander und den letzten Darius dramatisirt (in v. Auffenbergs Spartanern war schon Xerxes neben Leonidas als Hauptperson erschienen). Des Grafen Christian von Stolberg „Otanes" war dagegen wenig gelungen. Die zweite Abtheilung von L. Bauers Trilogie Alexander der Große „Eine Nacht in Persepolis" (1836) spielt

ebenfalls in der achämenidischen Königsstadt. Kotzebue erzählt in seiner „Flucht nach Paris“, er habe dort im Jahre 1790 ein persisches Drama „Bekir und Niza“ gesehen; besonders gefallen hat es ihm wohl nicht, da er außer dem Titel nichts darüber berichtet. Die Bühnen tragen gelegentlich dem Geschmacke des Publicums am Exotischen Rechnung und führen Ausstattungsstücke auf wie Raeders „Aladin und die Wunderlampe“ u. A. — Oehlenschläger hatte in seinem gleichnamigen dramatischen Gedichte, in dem vor allem öfters ein köstlicher Humor zum Ausdruck kommt, die Handlung eigens nach Ispahan verlegt; in der Widmung bekennt er sich als von Goethe angeregt. Kürnbergers „Firdusi“ ist wohl nie gegeben worden. Es scheint übrigens auffällig, daß die persische Geschichte so selten nur einen Dramatiker angeregt hat. Ein Darius I. oder aus moderner Zeit ein Abbas der Große sind doch gewiß hervorragend dramatische Gestalten; jener im Anschluß an Herodot (mit dem falschen Smerdis als Vorgeschichte), dieser an Pietro della Valles meisterhaftes, anschauliches Reisewerk.

Auch der Roman hat aus Persien sich wenig Stoffe geholt. Marion Crawfords Zoroaster steht heute ganz vereinzelt da. Die dämonische Figur des „Alten vom Berge“ müßte in den rechten Händen der Mittelpunkt einer wirkungsvollen Handlung werden. Leop. Schefers Novelle „Die Perserin“ ist längst vergessen.

Zu wem die Worte nicht sprechen, der ist vielleicht für die Töne empfänglicher. Er mag dann Mendelssohn's neckische Composition

> Setze mir nicht, Du Grobian,
> Den Krug so derb vor die Nase,
> Sonst trübt sich der Elfer im Glase!

Goethe's Divansgedichte selbst vorziehen oder Schumanns Tönen vor Moores Versen des „Paradies und die Peri“ den Vorrang zugestehen. Ein Kunstwerk in Text wie musikalischer Ausführung ist Pet. Cornelius komische Operette „Der Barbier von Bagdad“, der allerdings auf 1001 Nacht zurückgeht, wohin auch schon Glucks „Cadi dupé“ gehörte. Rubinsteins Oper „Feramors“ beruht auf Moores „Lala Rookh“; auch die biblische Esther finden wir musikalisch wieder, nämlich in Händels Oratorium. Die ältere italienische Oper hat auffällig oft Stoffe aus der altpersischen Geschichte behandelt. So Tomyris und Cyrus, Darius, Artaxerxes (wohl am allerhäufigsten), Xerxes, Roxane und Statira, theils selbstständig, theils in Verbindung mit Alexander dem Großen. Zu Aeschylus' Persern hat Herzog Ernst von Meiningen eine Musik geschrieben. Neuerdings hat Liza Lehmann in New-York ausgewählte Vierzeiler Fitzgerald-Omar Chajams unter dem Titel „In einem persischen Garten“ in Musik gesetzt; il gran Tamerlan di Persia ist das Werk eines modernen italienischen Componisten. Richard Wagner hat den Plan gehabt, eine Episode aus Schacks „Heldensagen des

Firdusi" zu einer Oper zu gestalten (A. Fr. Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert, II 24/5).

In der Malerei ist die persische Geschichte verschiedentlich in Verbindung mit der Person Alexanders des Großen zur Darstellung gekommen. Sauerherings „Vademecum für Künstler" verzeichnet eine ganze Reihe Bilder, so von Altdorfer und Lebrun (Alexanders Sieg über Darius bei Gaugamela — Alexanderschlachten als Mosaik sowie auf Gemmen sind bereits antik), von da Cortone (Alexander und Darius), von Veronese, Jordaens, Mignard, Lebrun (Darius' Familie vor Alexander), A. Müller (Vermählung des Alexander mit Darius' Tochter in Susa). Eine der liebreizendsten Frauengestalten der gesammten italienischen Renaissance ist Sodomas Roxane in dem so schwer zugänglichen oberen Stockwerke des Palazzo Farnese zu Rom. Montesquieus Lettres persanes haben, was hier beiläufig bemerkt sein möge, ebenfalls einige Maler inspirirt, z. B. Benard die Scene des 79. Briefes (im „Salon de 1887", Catalogue illustré, L. Baschet, Paris S. 234).

„Unter'm Jasmin saßen wir beim Schach wie im Paradiese, auf taffetner Decke standen die Tassen mit Karawanenthee aus dem Bazar." Die sieben gesperrt gedruckten Worte dieses Satzes sind persisch, also auch in der Sprache des täglichen Lebens, der von ihnen doch mindestens Tasse angehört, sind wir Persien verpflichtet. Auch wenn wir von Borax sprechen, nennen wir ein persisches Wort, der Bezoar, der in der Medicin früher eine wichtige Rolle gespielt hat, der Roche im Schachspiel, Serail, das englische cimeter „Säbel", die französischen carquois (ital. turcasso) „Köcher", chicane „Schläger beim Ballspiel" mit Ableitungen, ja assassin „Mörder" stammen aus dem Persischen (das letzterwähnte allerdings nur indirect, insofern die Assassinen, deren Name ursprünglich arabisch ist, von Persien ausgingen). Andere persische Worte wie Derwisch, Bulbul, Gul (Bülbül, Gül ist türkische Aussprache) oder Arbuse brauchen wir nur im orientalischen Sinne und empfinden sie immer als fremd, während solche wie Nihang („Krokodil") oder Musk („Moschus"), die Rückert in seinen Uebersetzungen häufig verwandte, überhaupt bei uns nicht weitergedrungen sind. Das gegenwärtig viel genannte Khaki ist übrigens auch persischen Ursprungs und bedeutet eigentlich „erdfarbig". Auch ein Papst hat einen persischen Namen geführt, nämlich Hormisdas (514—523). Wie der geborene Campaner zu diesem gekommen ist, scheint bisher nicht aufgeklärt; wahrscheinlich war er nach einem syrischen Märtyrer so genannt.

In den Sprachen des Orients findet man überall zahlreiche persische Lehnwörter. Das Altarmenische ist von solchen derartig überschwemmt, daß man sich anfänglich eine ganz irrige Meinung über seine Stellung im Kreise der indogermanischen Familie gebildet hatte. Der türkische Padischah hat seinen Königstitel aus dem Persischen geborgt, der gesammte Orient seine Veziere und Derwische, ohne die er undenkbar wäre.

In Büchmanns „Geflügelten Worten“ (19. Aufl.) wird als ein solches Ovids Vers

An nescis longas regibus esse manus?

angeführt. Die beigefügte Uebersetzung

„Weißt Du denn nicht, wie weit reichet der Könige Hand?“

beseitigt „die langen Hände der Könige“, von denen eigentlich die Rede ist. Die in ihnen zum Ausdruck kommende Anschauung scheint aber gerade das Wesentliche zu sein. Schon bei Herodot spricht der Perser Mardonius von der „überlangen Hand“ seines Königs Xerxes I.; Artaxerxes I., dessen Sohn, führte dann wirklich den Beinamen „Langhand“, was ursprünglich gewiß ebenfalls eine symbolische Bedeutung hatte, von den Griechen (in Makrocheir) aber irrthümlich körperlich aufgefaßt wurde. Die „lange Hand des Königs“ ist also wohl ein persisches Bild. Daß auch die „goldenen Berge“, die man Jemandem verspricht, von Hause aus eine persische Uebertreibung seien, wäre nach den Stellen bei Büchmann S. 370 nicht unmöglich.

Was die Zukunft Persien bringen wird, ist ungewiß. Sein Fortbestehen ist innigst zu wünschen, ja es ist im Grunde eine politische Nothwendigkeit. Je stärker es wäre, desto besser für Persien selbst wie auch für die Welt. Als ein kräftiges Bollwerk zwischen Rußland und England könnte es eine heilsame Aufgabe erfüllen. Was aber auch immer sein Schicksal sein wird, der Ruhm seiner großen Vergangenheit wird unser Interesse an ihm nie ersterben lassen. Seine mannigfachen Leistungen im Laufe der Zeiten drängen uns den Wunsch auf, daß es ihm vergönnt sein möge, sich noch einmal, wie so oft schon, wieder zu einer Großmacht zu erheben und die ihm gebührende Stellung unter den Staaten des Orients einzunehmen, die es an Lebenskraft alle übertroffen hat.

# Aus dem lateinischen Viertel*).

## Skizzen von der Universität.

Von

## August Strindberg.

Autorisirte Uebersetzung von Siegfried Robert Nagel.

### Kämpfe.

Er war bucklig der kleine Tropf, aber dabei lustig und fröhlich, denn er besaß ein frommes Gemüth und hatte sein Leid so lange getragen, bis der Humor anfing. Aber er war auch stolz auf sich, denn er hatte die Medicin ergriffen. Er besaß eine ziemlich geschickte Hand und einen sicheren Blick, so daß ihm Niemand widerrieth, sein Studium fortzusetzen. Er war zwar sehr arm, hatte aber keine Schulden; jetzt freilich sollten sie kommen, denn sein Stipendium von 200 Thalern reichte nur auf Bücher. Das war die ehrliche Armuth, die in steter Entsagung lebt. Seine Studienzeit — er war nun Candidat — war ganz und gar nicht fröhlich gewesen. Die 100 Thaler per Semester hatten knapp gereicht: Milch und Brod Morgens und Abends, das Mittagessen mit einem Kameraden zusammen für sechs Thaler monatlich. Eine Dachkammer für 15 Thaler, dazu eine Klafter Holz, das er sich selbst auf dem Markte für sieben Thaler kaufte.

Aber es ging sehr schwer, wenn Extraausgaben, z. B. für Kleider, eine Bresche in seine Cassa gemacht hatten, und er brauchte sechs Semester zu seiner Medicin.

Das 6. Semester war wirklich drückend und gerade, als er bei den Rigorosen hielt. Er zog zum Herbst in eine alte Holzbude bei der Eisenbrücke, natürlich oben im Dach; das Zimmer war wie eine Lade in den Giebel hineingeschoben, und die Decke oben hatte die Form eines Sargdeckels. Mitten durch das Zimmer ging des Hauses gemeinsamer Schornstein. Ein Feldbett mit Matratzen, Decke und Kissen, aber ohne Leintuch,

*) S. Heft 280, 281.

ein Küchentisch beim Fenster, ein rothgebeizter Secretär und ein paar Stühle: das war das Möblement.

Bei einem Talglicht in einer Bierflasche lernte er.

Der October kam, und mit ihm der Frost: er hatte kein Holz und konnte auch keines anschaffen. Da entdeckte er, daß sein Schornstein, mit dem er früher wegen seines entstellenden Aussehens recht unzufrieden war, eine behagliche Wärme ausstrahlte. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen denselben und lernte so. Dieses Vergnügen dauerte drei Tage; am vierten war der Schornstein kalt und starr. Er forschte nach der Ursache und erfuhr, daß der Schornstein, welcher zu einer Backstube gehörte, nur alle vierzehn Tage bedient werde. Das war ein schwerer Schlag. Die Noth begann ihm die Zähne zu zeigen. Er handelte darnach und brach mit großer Mühe die Kleiderhaken im Winkel los; die Dielen folgten. Inzwischen sprang er in der Dämmerung mit seinem Nachtsacke fort und lieh sich von irgend einem armen Kameraden — reiche kannte er keine — einen Ofen voll Holz aus.

Als er mehrere Male zur selben Stelle gegangen war, schämte er sich und fand sich genöthigt, einen Ausweg zu betreten, vor dem er früher gezittert hatte, ja, den er geradezu als Verbrechen ansah.

Es hatte zu schneien angefangen, aber der Schnee zerging und zog sich in die Ziegel und Latten und Dachpappe, so daß es in sein Bett tropfte; dieses diente bei Tag als Sopha und wurde am Abend einfach durch Abnahme der Decke zu einem Bette adaptirt. Als es nun kalt wurde, da war das Bett seine einzige Rettung, sogar bei Tage; er war aus seiner Wohnung vertrieben, in seinen wichtigsten Lebensbedingungen bedroht. Da entschloß er sich zu „Ferna" zu gehen.

Es war ein bitterer Augenblick: es galt seine Uhr, ein Andenken, aber es galt auch seine Zukunft. Er schlug den Rockkragen hinauf, um nicht erkannt zu werden, und steuerte durch die Schneegruben der finsteren Königsgrabengasse zu. Lange ging er klopfenden Herzens draußen umher. Er sah so manche Uhr, die da im Fenster hing — so manches Andenken; es kam ihm vor, als begehe er etwas Böses; dann aber dachte er an sein Examen und trat ein. Der bunte Anblick machte ihn etwas verwirrt. Neue Kleider, Messinggeräthe, Claviere, Schuhwerk, Bücher, Tabakspfeifen, Regenschirme, was Alles der Mensch entbehren kann, außer Nahrung und Wärme!

Er wurde von einer nicht mehr jungen Frau empfangen und stotterte sein Begehren hervor: er wolle fragen, ob er auf die Uhr da Etwas bekommen könne; er sei in eine zufällige Verlegenheit gerathen, aber er wolle sie bald auslösen, denn sie sei ein Andenken.

„So, so, ein Andenken?" sagte die Frau mit leisem Lächeln.

Der arme Bursche wußte nicht, daß dies die gewöhnliche Formulirung eines solchen Leihbegehrens war.

Er bekam einen Zehner.

„Der Name?“

Welcher Augenblick! Er verleugnete seine Identität! Dann wollte er hinausstürzen, aber in der Thür traf er auf drei lärmende Kameraden, die den Weg hierher gut zu kennen schienen und sicher nicht aus derselben Ursache da waren, wie er.

„Sieh da, der kleine Anton! Warte, nun können wir den Abend zusammen verbringen und lustig sein. Da giebt es ja Geld!“

Er schämte sich, aber er ließ sich aufhalten, ging mit und zechte und betrank sich und wurde nach Hause getragen. Aber er träumte nur so schön und erwachte verwundert; er lag in seinem eigenen Bett — mit einem Laken — einem reinen Laken zum ersten Male seit sechs Wochen. Wer hatte ihm das gegeben?

Da kam die Angst über ihn! Er hatte gestern geschwärmt, gezecht; er hatte seinen Zehner angerissen, Hummer gegessen, Curaçao getrunken. Er war bei der Pfandleiherin gewesen und in Räuberhände gefallen.

Er sah zum Bett hinaus; da stand bei seinem Kopf ein Stuhl, darauf Streichhölzchen, die Leuchterflasche, die Wasserflasche, der Thorschlüssel, ein aufgerissenes Päckchen Tabak und sein Zehner: Alles wohl und ordentlich aufbewahrt!

Aber er hatte noch schwerere Angst auszustehen; das war in jenem Moment, als der Mundvorrath alle war und er sich schämte, in's Leihhaus zu gehen. Er fror nun, aber er lernte, lernte unablässig und versäumte keine Vorlesung und keine Uebung.

Einmal fand man ihn in seinem Bette liegend, ohnmächtig über seiner Physik, aus der er Tags darauf geprüft werden sollte. Da hatte er 48 Stunden lang Nichts genossen.

Inzwischen hatte er seine Studien beendet und reichte sein Gesuch beim Garnisonspital ein, wegen einer Unterarztstelle, mit welcher er Naturalwohnung und 60 Thaler im Semester erhalten sollte. Sein Gesuch wurde bewilligt, und er machte seine erste Runde; aber als er der Einrichtung eines verrenkten Gliedes zusah, fiel er in Ohnmacht. Als der Regimentsarzt eintrat, war er höchst verwundert, einen kleinen Menschen bleich und angstschweißbedeckt auf dem Boden liegen zu sehen; er hob den armen Teufel auf und fragte mitleidig: „Wer bist Du, mein kleiner Bursche?“

„Ich bin Unterarzt der Garnison und dem ärztlichen Corps angehörig.“ Man ersparte dem kleinen Krüppel die Erklärung, daß durch einen Verstoß ein Fehler gegen das Reglement begangen worden sei, und er durfte das Semester hindurch bleiben. Er wußte nicht, daß er bucklig war!

Er kam also wieder nach Upsala und ging in's Krankenhaus; es wurde immer schwerer für ihn, sich durchzuschlagen. Aber es ging! Zeitig war er auf und besorgte seine Angelegenheiten, so daß er Punkt 9 Uhr bei der Arbeit war.

Es war wieder Frühjahr geworden, und die Kameraden waren nach allen Richtungen auseinandergestoben. Einige waren hinaus zur Landwehr-Versammlung, andere zur Meldung in die Provinz, andere wieder in Badeorte. Er war ganz allein in der Stadt und sah einen schrecklichen Sommer vor sich, in Upsala, wo der Sommer unerträglich sein kann.

An einem Mainachmittage hatte er im Karolinaparke gesessen und gelernt; dann ging er zum Schloßberg hinauf, um ein wenig Aussicht zu genießen. Die Gegend war nicht gerade schön, aber sie erregte in ihm auch gar kein Verlangen nach dem Lande, sondern weckte seine Vorstellung von der See; er war an der Küste aufgewachsen und wurde heimwehkrank, als er das Dampfboot sich zwischen den gräulichen Getreidefeldern hindurchwühlen sah. Und er erblickte das ganze Grauen des Sommers vor sich und wünschte, es wäre wieder Herbst.

„Ach, war das eine Tour, Dich zu finden; geh sogleich zum Inspector und erhebe Reisegeld; ich gratulire! Aber spute Dich, ehe der Patient stirbt."

Folgte: Der Kleine reiste am selben Abend nach Bohuslän, um seine Stellung als Hausarzt bei einem sehr reichen Manne, der vom Wohlleben schwachsinnig geworden war, anzutreten. Für seine Mühe bekam er zweihundert Thaler im Monat und die Verpflegung, Verpflegung in einem Schlosse an der Meeresküste. Und er athmete wieder!

Das alte Gebäude war in der Glanzperiode der ostindischen Compagnie um 1740, als der Ahne des gegenwärtigen Besitzers ein kolossales Vermögen angesammelt hatte, entstanden. Der Park war ganz in chinesischem Geschmack, nach einem Musteraus der Umgebung Cantons angelegt. Da gab es Akazien und Sykomoren, Grotten und Teiche mit Goldfischen und Schwänen, kleine Bambuslauben, Springbrunnen, Volièren mit Fasanen und Pfauen; die Aecker waren überwuchert und die Wiesen seit Menschengedenken nicht geschnitten, das ganze Gartenland besät mit Blumen; da gab es einen Obstgarten mit den lieblichsten Blumen, einen Küchengarten, Melonenbänke, Erdbeerstauden, Pfirsichspaliere und Weinreben; wohin man kam, traf der Blick auf mächtige Porzellanvasen (aus der Mingdynastie), und in den Gemächern glänzte das kostbarste Krystall neben japanischen Emailarbeiten. Das Haus war von Veranden mit Sonnenplachen aus feinstem Bambus und Nanking umgeben; Hängematten befanden sich hie und da zwischen den Bäumen; und Sonnenschirme von Seide und Damast waren überall zur Hand. In den Schwanenteichen und Canälen lagen Boote, aber weiter unten an der Küste lag ein Kutter, mit zwei Bootsleuten bemannt, bereit, auf Commando zu hissen. Im Stalle stand Vollblut und Jagdwagen. Mit einem Worte: alle Ingredienzen zu einem Paradiese waren da beisammen, nur die Krone der Schöpfung fehlte. Die Wirthschaft bestand nämlich nur aus einem Blödsinnigen, der unter der Gewalt einer Wirthschafterin, eines Verwalters und eines Kammerdieners stand; aber was kümmerte er, der kleine Doctor, sich um die Menschen, da er zum ersten

Male ungestört seine Freiheit genießen durfte, seine Freiheit, die Natur und dieser Erde irdische Güter.

Er wurde ganz wirr von dieser Fülle, aber er vergaß auch nicht, den Gefangenen von der drückenden Tyrannei zu befreien, wofür sich dieser dankbar zeigte.

Er saß mit dem Kranken allein beim Mittagstisch, und Jeder hatte einen Bedienten neben dem Stuhl. Er selbst aß sechs Schüsseln Speise, die herrlichsten Austern und frischesten Hummern und trank dazu die köstlichsten Weine; der reiche Mann saß dabei und aß gekochtes Huhn und Griessuppe. Nach dem Essen lagen sie Beide in Manillahängematten, und der Kranke sah mit Neid, wie der arme Candidat Vierzigthalercigarren rauchte und direct importirten Marasquino trank.

Er segelte hinaus in's Meer und ließ alle Sorgen entfliehen; er ruderte in den Canälen umher und schoß Kaninchen mit dem Revolver; er saß in einem Kiosk und angelte Goldfische; aber das war nicht gut, denn die brauchte die Haushälterin zum Herbste zu einer kleinen Einnahme; deshalb entstand ein Wortwechsel, heimliche Correspondenz mit den Vormündern des Kranken, was wieder einen Ukas veranlaßte, der dem Doctor absolutes Verfügungsrecht über alles Lebende im ganzen Garten, über Mensch und Thier einräumte.

Der August kam, und er besuchte die Gärten; die Erdbeeren schmeckten ihm, und er schickte Knaben auf den Kirschbaum; er kostete die Pfirsiche, Weintrauben und fand, daß sie noch einen Monat brauchten; er ließ einen großen Korb Levkojen, Petunien und Scabiosen sammeln, um sie in seine Mandarinvasen zu setzen. Er genoß gleich einem Kinde den Augenblick, denn er wußte nicht, ob er jemals wieder solche Tage sehen werde.

Während seiner Promenade im Garten sah er plötzlich ein lichtes Sommerkleid und einen kleinen Strohhut mit blauen Schleifen zwischen dem Gebüsche verschwinden. Er wurde ganz roth, und sein Herz begann zu schlagen; er ging auf sein Zimmer und glaubte diesen Tag keinen Spaziergang mehr wagen zu dürfen.

Dann nach Mittag beschloß er, sich zu rasiren, worauf er eine reine Halsbinde anlegte. Er warf dabei einen Blick in den Spiegel und fand, daß er sehr häßlich war. Er ging hinunter in den Salon und machte einige Schritte, da stand gerade ein großer Trumeau, welcher ihn sich ganz und gar sehen ließ; da fand er, daß die Schultern etwas hoch waren.

Dann ging er hinauf in den Schloßthurm, bis hinauf zur Laterne und betrachtete die Aussicht; unter sich hatte er den Garten und den Park und weiterhin das Meer; er konnte Alles sehen, was sich da unten rührte, und er sah ein helles Kleid sich im Garten bewegen.

Er ging hinab in den Stall und bewunderte sich, wie er zu Pferde sitzen könne. Darauf zündete er sich eine große Cigarre an und ging hinaus vor den Gartenzaun.

Als es Abend wurde, ging er hinab zum Seepavillon, fühlte sich aber ermüdet, so daß er stracks wieder nach Hause ging, und beschloß, einen Theil des morgigen Tages im Garten zu verbringen.

Am Morgen stand er früh auf und rasirte sich! Er öffnete das Fenster, athmete den Duft der Rosen und hörte den Strophen der Singvögel mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit zu; er knüpfte lange an der Halsbinde, polirte die Nägel, nahm Hut und Stock und ging, aber in der Thüre traf er einen Bedienten athemlos: der Patient war sehr krank.

Zwei Tage lang saß er im Krankenzimmer, und am dritten mußte er in die Stadt fahren, um die Todesnachricht hinzubringen und seine Entlassung zu erhalten.

Gerade als die Trauben reifen und die Stöcke ausschlagen sollten, mußte er das Paradies verlassen und nach Upsala zurückkehren, ohne die Tochter des Gärtners gesehen zu haben, denn das war sie doch wohl.

Er packte also ein und kehrte nach Upsala zurück . . .

---

## Alt und Neu.

Im hellen Frühlingssonnenschein war er aufgestanden und hatte sich angekleidet. Dann ging er zum Schloß hinauf, zur Fechtübung; dabei bekam er aber durch einen falschen Griff einen Quarthieb in die Kniescheibe und wurde bewußtlos. Als er zur Besinnung kam, lag er wieder entkleidet im Bett, aber er erkannte das Zimmer nicht. Ein unbestimmter Duft von warmem Wasser erinnerte an ein Badhaus, und ein starker Carbolgeruch an eine Leichenkammer. Die letztere Vorstellung erfüllte ihn mit Schrecken. Aber als er eine Wendung machen wollte, um sich zu orientiren, da empfand er einen so heftigen Schmerz im Knie, daß er liegen blieb, wie er lag. Sein Blick fiel auf einen gedruckten Zettel. Ordnungsregeln: § 1. „Die Kranken müssen sich der Gottesfurcht und Frömmigkeit befleißen! (Er war also im Krankenhaus, unter Lebenden, wovon er sich beim Lesen von § 2 noch mehr überzeugte:) „Der Patient erhält zum Frühstück 10 Ort Brod, ein Ei, 6 Ort Butter u. s. w."

Nun hörte er ein gewaltiges Knacken, dann ein Pfauchen und Keuchen und Strampeln neben sich, dann eine rostige, aber tönende Stimme:

„In welche Klasse gehst Du, mein Junge?"

Er drehte den Kopf und sah da im Zimmer ein Bett stehen und in dem Bett ein großes, mit Zeug eingewickeltes Bündel liegen; als Kopf konnte nach aller Berechnung nur ein Pack Verbände gelten, der mit drei kleinen Oeffnungen versehen war. Dann wurde er böse, weil er für einen Schüler gehalten wurde, und antwortete: „Ich weiß nicht, mit wem ich die Ehre habe: mein Name ist Lundborg, aus Sörmland."

„Das ist gleichgiltig, ich sage doch Du; ich bin aus Westmanland, von der 1852er Ernte und heiße gewöhnlich ‚das Schwein'; das kannst Du

auch sagen; wir sollen läuten, wenn die Wärterin mit der Milch kommen soll. Wie alt bist Du, mein Junge?"

„15½ Jahre," antwortete der neue Ankömmling.

„Das hat etwas zu bedeuten," sagte das Ferkel, als es Kartoffeln zu den Kohlrüben bekam. „Ich bin 35 und habe Rheumatismus; das kriegt man so leicht hier im alten Upsala, wenn man längere Zeit hier ist. Ja so, Du bist erst fünfzehn Jahr!"

„Fünfzehneinhalb . . ."

„Da weißt Du nicht viel von der Welt. Sag', wie brachtest Du's zum Krankenhaus?"

„Brachtest! Hier zu liegen ist ja gräßlich, wenn die Sonne so schön scheint, und der Baum zu grünen beginnt."

„Wie jung Du bist! Gar nicht schön ist das, wenn die Bäume grün sind, das ist ja eine gemeine Farbe, und nachher das Blau da oben am Himmel — das ist ja so elementisch fade; das habe ich nun so die ganzen heiligen Jahre her angesehen, und immer war's das Gleiche! Deshalb krieche ich herein und lege mich hin, sobald es gegen den Sommer geht; denn Wärme vertrag' ich nicht."

„Und hier befindest Du Dich . . ."

„Vortrefflich! Sieh einmal, wenn man so alt wird wie ich, so legt man Werth darauf, gepflegt und eingewickelt zu werden. Das Einzige, was mich da stört, ist die Runde, wenn der Arzt mit seinen Burschen kommt, und die fangen Latein zu reden an, Gott bewahr mich! Ich wurde an jenem Tage recidiv, als ich ein solches Kücken cum mit dem Accusativ sagen hörte. Wirst sehen, es ist nicht unangenehm da — Nachmittag haben wir unser kleines Wira."

Da trat die Wärterin ein: „Ei, der junge Herr ist wach; wie geht's denn? Der Große da hat sich nicht gerührt."

„Seht, Marie hat so einen kleinen, schönen Jungen bekommen; nun wird sie ihn wohl verhätscheln."

„Junger Herr, hören's nit auf den alten Sünder; er hat so viele junge Herren in'r Stadt verdorben, daß 's eine Schand' war!"

„Marie soll nicht so reden, daß nur er sie hört! Thu', was Du sollst, und sieh mir ordentlich auf den Knaben."

Die Aufwärterin besorgte ihre Obliegenheiten und ging.

„Nun," sagte das Schwein, „soll ich Dir was vorspielen, damit Du einschläfst?"

„Spielen? Was meinst Du damit?"

„Ich will Dir vorplaudern; ich hab' meine Stimme mehrere Tage lang nicht gehört, und da ist das Musik für mich, wenn ich sie wieder zu hören bekomme."

„Ja, aber Du darfst nicht wieder so materialistisch reden, wie Du gerade thatest."

„Ja, bewahre! Uebrigens war das kein Materialismus, sondern das war Semipelagianismus, aber Du weißt nicht, was das ist, da Du nicht in's Colleg gegangen bist."

„Ah, dergleichen lernten wir in der Schule und dazu Isagogik!"

„Isagogik! Was ist das für eine Sorte?"

„Das weißt Du nicht! Das ist ja das, wobei es sich handelt um biblisches — Maß und Gewicht."

„O, mein Gott, nennt man das . . . hm, wie Du eben sagtest. Merkwürdig, wie Alles fortschreitet; das hieß in meiner Jugend biblische Alterthümer; aber ich bin ein alter Hund, ich. Ich fuhr hierher in der Diligence. Damals konnte man zum Termin seine Entlassungsprüfung bei einer Tonne Hausbrod machen; da konnte man bei Forß den ganzen Nachmittag bei einer Sechsschillingsschale Kaffee Fortuna spielen; aber richtig, Du weißt nicht, was Forß war; Ihr nennt es gewiß Conditorium oder sonst etwas Dummes."

Bum, da krachte ein Schuß, daß die Scheiben klirrten.

„Nun kommt für das Jahr das erste Dampfboot; hörst Du die Hurrahs? Slink schießt heuer wie ein Kerl. Du weißt natürlich nicht, wer Slink ist; er bedient die Kanonen beim ‚Verderben'. Er soll Student gewesen sein, sagt man, jetzt aber ist er Auslader."

„Ist er nun sehr alt?"

„Etwas älter als ich, aber ich hatte einen Hof in Westmanland, das ist der Unterschied, siehst Du. Ich möchte lieber am Abend bei den Schifferbuden sein, weil die so gute Toddys im Schiff haben. Aber richtig, ich habe Dich nicht gefragt, ob Du Knack spielen kannst."

„Ich kann schon, aber ich will nicht; ich habe es gelobt!"

„So, so, Deiner Mama? He?"

„Ja."

„Na! — Weißt Du, daß ich ein neues Getränk erfunden habe, das in der musikalischen Welt großes Aufsehen macht — Du weißt nicht, daß ich Sänger bin — natürlich. Wenn Du zu Ackerstein gehst, — Du gehst wohl niemals hin, denn Ihr Jungen geht nur zu Taddeus und Norberg, — und ‚Peter Samuels Krätzer' begehrst, so sollst Du etwas Süßes kennen lernen; sieh, das war mein Stolz, mein einziger, ehrgeiziger Traum, meinen Taufnamen der Nachwelt an einem guten Getränk hinterlassen zu können. Ja, siehst Du, ich bin der erste Liedersänger in Upsala, aber Du hast mich niemals gehört . . . Fährt man nicht unten auf der Straße in Droschken? Meiner Seel'; nun weiß ich; man hat hier den Hof eröffnet, und ich liege da wie ein Krüppel — weißt Du, was das ist, der Hof?"

„Der Eichwaldhof, versteht sich."

„Sieh einmal, das weißt Du! Anderes wißt Ihr schauerlich wenig, Ihr heutigen Jungen, aber das kommt davon, weil Ihr nur herkommt, um für's Examen zu studiren, Ihr Canaillen; früher ruhte man da aus und

war Student; aber Ihr seid jetzt so praktisch geworden; Ihr geht lieber in ein Geschäft, anstatt daß Ihr Euch in aller Ruhe unterrichten würdet, wie man früher that, weil Ihr gelernt habt, daß da auf die Länge eine Rechnung verbleibt. — Es kommt wohl der Tag, da die Studentencorps eine große Actiengesellschaft bilden, — hast Du etwa noch keine Geschäftsanleihe?"

„Nein, aber ich habe einen kleinen Wechsel in der Helme-Bank, ich nahm ihn ganz kurz, denn die langen sind so theuer."

Nun begann es in dem Bündel zu pfauchen und pusten.

„Wechsel, kurz, lang! Was sagst Du, Junge! Aber Du bist ja nicht mündig?"

„Ah, die schauen nicht auf den Aussteller, wenn man nur einen festen Acceptanten hat!"

„Wenn ich nur wüßte, wie ein Wechsel aussieht; was ist das für eine Sorte: Acceptant?"

„Das ist Derjenige, der das Papier mit unterschreibt!"

„Das heißt, er leistet Bürgschaft?"

„Ja, das muß er wohl thun, ich weiß nicht."

„Nun, wie kriegst Du so einen Acceptanten?"

„Man geht eine Lebensversicherung ein."

„Hast Du dergleichen? Du bist mir ein Teufelskerl. Hör' einmal, das da mit dem Wechsel darfst Du mich lehren."

„Ja, das ist wichtig; und da erspart man Laufereien und die Beglaubigung der Unterschriften."

Nun kam die Runde; der Arzt legte dem Knaben einen Verband um, worauf dieser in einen Fieberschlaf verfiel.

Als er erwachte, saßen zwei Freunde beim Bett des Kameraden und spielten Karten auf einem Stuhl. Sie führten ein flüsterndes Gespräch, und erhob einer die Stimme, machte das Bündel eine drohende Geste mit der Faust. Als sie eine kleine Stunde später ihren Weg gingen, geschah das so still, daß er meinte, sie seien Schattenfiguren aus seinen Fieberträumen.

Da stand das Bündel auf und warf zwei überflüssige Nachtröcke ab, nahm die Binden vom Kopf, versteckte das Licht hinter ein paar alten Büchern und ging zu dem Kranken. Er legte seine Hand auf dessen Stirn, schüttelte den Kopf, breitete sein Zeug über ihn, ging wieder fort, setzte sich auf seine Bettkante und baumelte mit den Beinen.

Das Licht fiel auf sein Antlitz, so daß er von dem Kranken betrachtet werden konnte.

Er hatte ein joviales Gesicht, nicht übel, mit sehr müden, aber nicht schlaffen Zügen.

Der Kranke rührte sich.

„Bist Du wach, Kleiner?" fragte der Dicke mit leiser Stimme.

„Ja, Kamerad.“

„Willst Du, daß ich die Marie holen soll?“

„Nein, danke, ich fühle mich besser!“

„Soll ich Dir noch vorspielen?“

„Ja, aber Du sollst lustig sein.“

„Lustig, ja, damit Du über mich lachen kannst! Das habe ich nun fünfzehn Jahre lang gethan, und deshalb bin ich der, der ich bin. Denke, die Leute über sich lachen zu lassen und sich darüber zu freuen! Eitelkeit natürlich! Aber sie verachten Einen dann! — Ich komme mir heut Abend so verflucht sentimental vor. Bist Du verliebt gewesen, Junge?“

„Oh ja! Du auch!“

„Ja —! Hör zu! Ich erzähle Dir; es dauert nicht lang.

Die Natur hatte mich mit einem ganz außerordentlichen Bauche, kurzen Beinen, einem häßlichen fetten Gesichte und einer starken Singstimme begabt, welch' letzte einen eigenthümlichen, näselnden Ton hatte, der die fürchterlichsten Lachsalven hervorzurufen im Stande war. Ich war von der Aufmerksamkeit, die meinem Talente gezollt wurde, geschmeichelt; ich ließ mich von einer Einladung zur anderen schleppen und bildete mich allmählich zu einem Lustigmacher, einem Gaukler aus; ich war mit einem Worte ein ‚lustiger Kumpan‘. Meine Lieder waren mannigfaltig, und hatte sie die eine Generation satt, so kam immer eine neue, welche sie lustig fand. Aber da fuhr ich eines Sommers in meine Heimat, wo ich ein kleines Mädchen hatte, das mir gefiel. Sie wurde ganz verrückt in mich und sagte, daß sie keinen trefflicheren Burschen wisse, als mich. Ich zog ihre Aufmerksamkeit auf mich und wagte eines Tages im Garten, um ihr Herz und ihre Hand anzuhalten. Sie antwortete mit einem lauten Gelächter und rief andere Mädchen herbei, sie möchten sich etwas Närrisches ansehen. Ich versicherte sie, es sei mir ernst, aber sie lachte noch mehr und sagte, ich sei köstlich. Ich mußte mich drein finden und köstlich sein. Ich wurde verdrießlich und mißgestimmt und sang ein paar Tage nicht, sondern suchte so ernsthaft als möglich auszusehen. Sie fand mich erst lästig, dann unerträglich; das kleide mich nicht, meinte sie, und sie erinnerte sich mit Thränen in den Augen, wie superb ich beim Erntefest gewesen sei, als ich in Socken und einem gewendeten Nachtrocke daher kam und Bocksprünge machte und Gesichter schnitt. Da verachtete ich sie! Bon soir! Und so war das aus!“

„Singst Du niemals mehr?“

„Niemals!“

„Wie dumm Du bist! Deshalb braucht man nicht sein Leben zu vertrauern!“

„Du weißt nicht, was Liebe ist!“

„Weiß ich's nicht? Es ist ein Detail des Lebens und soll nicht mehr sein. „Weißt Du, ich halte es mit Deiner Geliebten, daß Dich die

Ernsthaftigkeit nicht kleidet. Uebrigens frage ich Dich: was soll überhaupt die Ernsthaftigkeit? Ich für meinen Theil meine, sie ist überhaupt nur eine große Gaukelei, und weißt Du, warum die Menschen so düster aussehen? Weil sie sich das Lachen verhalten müssen! Du lachtest Alle aus und zogst alle Welt an Dich; geh hin und grinse und narre die ernsthaften Larven der Heuchler; Du hast eine große Aufgabe, mein Bruder!"

„In Kreuzteufels Namen, was redest Du, Junge; bekommt Ihr dergleichen heut zu Tage in der Schule zu lernen?"

„Ja, das bekommen wir! Leg Dich hin, so will ich Dir vorspielen. Du glaubst, daß meine Jugend von Deinem Alter Etwas lernen kann; weg damit! Alles was Du vom Leben gelernt hast, habe ich in Büchern gelesen, gelegentlich auch Deine banale Liebesgeschichte, auf die Du Deine ganze Zukunft gründen willst, und die Dir sicher nur ein willkommener Vorwand für Deine Faulheit war. Bewahre, Du hast weit mehr von mir zu lernen, denn das steht noch nicht in Büchern drin; Du gehörst einer vergangenen Generation an, die ich wohl kenne, ich einer kommenden, die Du gar nicht kennst. Du hast von den Welthändeln unserer Tage gelesen, wie man einen Zeitungsartikel liest, wir haben sie erlebt und discutirt; wir haben aufgehört uns von Eurer Poesie zu nähren, wir lernen Oekonomie und Naturwissenschaft; wir sehen die Studentenzeit als Uebergangsstadium an, Ihr nahmt sie als Beruf; wir schlagen niemals auf den Tisch, rechnen es uns nicht als Tugend uns zu besaufen, vergreifen uns nicht an fremdem Eigenthum, respectiren die persönliche Freiheit: das nennt Ihr Snobbismus; wir nennen Eure gepriesene Offenheit Brutalität, Eure sentimentale Umarmung Rohheit; Ihr kritisirt Eurer Lehrer wohlwollende Suspendirung veralteter Satzungen, wir bedienen uns ihrer und schweigen. Ihr habt über Alles fertige Ansichten, Ihr singet Freiheitslieder, Ihr schreit nur nach dem Plane einer Repräsentation; wir hurrah'n überhaupt nicht, wir wissen bei uns, daß Etwas kommen muß, und darum warten wir ab; es weht von so mancher Seite, darum machen wir unser Schiff nicht fest; aber um nicht curslos dazustehen, halten wir uns bis auf Weiteres an das Bestehende; wir sind conservativ, weil wir die Macht des Pöbels fürchten. Eine conservative Jugend! Das ist beispiellos! Aber daran ist der Pöbel schuld! Ihr waret Royalisten; wir sind bereit Imperialisten zu werden, nöthigenfalls!"

„Das Schwein", welches diesem Ausbruche erstaunt zuhörte, stand auf und ging auf den Gang hinaus, um der Wärterin mitzutheilen, daß der Kamerad irre rede, und bat um ein anderes Zimmer für die Nacht.

Während die Wärterin und der Kamerad beim Fenster ein kühlendes Pulver bereiteten, fuhr der Kranke fort:

„Ihr nennt uns blasirt, weil wir fleißig und klug sind; glaub' Du mir, unsere Gefühle, die ja hermetisch verschlossen sind, sind weit frischer, als Euere, die außen vor der Ladenthür hängen, um von Fliegen bedreckt

zu werden. Was treibt Ihr für Possen mit Eurer Philosophie, Ihr bildet Euch ein, sie sei aus classischer Quelle geflossen, und dabei ist sie nur eine „Aufklärung" hundert Jahre nach der Aufklärung; sie würde wie ein Zeitschriftartikel in einer deutschen Kleinstadt aufgenommen werden; Ihr glaubet, es sei was Großes, die Lehre von den äußersten Strafen durchzusetzen; das thaten wir schon in der Schule; von dem mageren Spülicht da lebt Ihr, sagt Ihr, ja meiner Seele, es scheint so, aber wir lernen es, denn wir brauchen es im Examen; Ihr glaubt, daß die deutsche Syntax eins mit der Philosophie sei; aber Ihr wißt nicht, daß es eine französische und eine englische giebt; eines Abends las ich . . . die Correcturbogen da, und ich fand — Nichts, keinen Pflock, die Gedanken anzubinden; eine dürre Gleichungauflösung, aber hier hat man schon für X den gesuchten Werth eingesetzt, um sich genug zu thun. . . . . Das Interesse ist weg, kennt man das Resultat —, das da wissen wir Alle, aber man — sagt dergleichen nicht, denn man kann sich irren."

Nun konnte der Kamerad nicht mehr an sich halten. „Wie, Du beleidigst den großen Boström*)? Dein Glück, daß Du krank bist, sonst hättest Du eine Tracht Prügel bekommen."

„Er war weder groß noch bedeutend!"

„Schämst' Dich nicht? Du weißt nicht, daß ich sein Anhänger bin?"

„Ja, das war't Ihr Alle, warum solltest Du gerade es nicht sein? Oh Du großes Zeitalter, das zu Grabe geht, es brauchte einen Professor der Philosophie, um die Jugend zu narren und in die Kirche zu locken; Du große Zeit, die das Zeitalter, da man die Vernunft anbetete, kritisiren konnte! Du schlugst die Vernunft nieder und setztest den Pöbelverstand auf den Thron. Sein ist Erkennen — das juckt im Gehirne, wo der große Gedanke seinen Einzug hält. Gute Nacht! Löscht das Licht aus!"

Die Wärterin und der Boströmianer gingen zu Rathe, und man einigte sich auf kalte Umschläge über den Kopf.

*) Christoffer Jacob Boström (1797—1860) der Begründer der idealistischen Philosophenschule in Schweden.

LIBER

# Illustrirte Bibliographie.

Bhotiia=Prinzessin, mit Muschel=Armband und Kopfkranz.
Aus: Dr. Kurt Boeck: „Indische Gletscherfahrten."
Stuttgart, Deutsche Verlags=Anstalt.

**Indische Gletscherfahrten.** Reisen und Erlebnisse im Himalaja. Von Dr. Kurt Boeck. Mit 3 Karten und 6 Situationsskizzen und mit 4 Panoramen, 50 Separat= und ca. 150 Textbildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags=Anstalt.

Wohl Vielen wird es gegangen sein, wie dem Verfasser dieses Buches, den seit der Jugend Tagen der bloße melodische Klang des Namens Himalaja berauschte und die Sehnsucht nach einer fernen, wunderbaren, geheimnißvoll=großartigen Welt weckte. Aber nicht Jedem ist es gegeben, die Träume seiner Jugend im Mannesalter erfüllt zu sehen, wie es etwa einem Schliemann vergönnt war und auch dem Forscher, dem wir das vorliegende Reisewerk verdanken; denn wie Wenigen ist, selbst beim Vorhandensein der äußeren dazu erforderlichen Mittel, jene unbesiegliche, vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckende Thatkraft und stählerne Ausdauer, jenes unbeirrbare Zielbewußtsein, jener unbeugsame Muth, der Mühsal und Gefahren trotzt und das Leben riskirt, verliehen, Eigenschaften, die nöthig sind, um die Realisirung des schönen Traumes zu erreichen. Diese Eigenschaften brauchte auch der kühne Erforscher des Himalaja, um die Auf=

gabe, die er sich gestellt, zu lösen und einen Theil des Schleiers zu lüften, der die Geheimnisse des gewaltigsten und merkwürdigsten Gebirges der Erde verhüllt, das ein Gebiet von ca. 2700 km, also der Entfernung von Memel bis zu den Küsten Algiers gleichkommend, der Länge nach, und von 220 km der Breite nach deckt, das als politische Schranke zwischen den englisch-indischen Besitzungen und Tibet und ethnographisch als Scheide zwischen den arischen Indern und den Mongolen eine mächtige Bedeutung hat. — Denn

Nanda Devi, der Götterthron;
vom Paschakari über die Schlucht des Milamgletschers hinweggesehen.
Aus: Dr. Kurt Boeck: „Indische Gletscherfahrten". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

der Verfasser besuchte den Himalaja nicht als einer jener Vergnügungsbummler, die sich begnügen, zu den hochgelegenen eleganten Sommerfrischen der englisch-indischen Lebewelt, den hill stations, auf bequemen Wegen hinzupilgern, insbesondere zu dem weltbekannten Dardschilling, und die Schneegebirgsketten, die „snowy range", von ferne zu bewundern. Ihn gelüstete es, wie Tannhäuser, nach Schmerzen — nach Gefahren, Entbehrungen und — Entdeckungen. Von der Umgebung dieser hill stations an — um mit des Autors eigenen Worten zu reden — gilt die fernere Gebirgswelt als mit Brettern vernagelt, um

Mein Obdach in Milam;
davor die Dorfmusikanten und ein spinnender Hirt.
Aus: Dr. Kurt Boeck: „Indische Gletscherfahrten". Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

ein Vordringen bis zum Alpenschnee, das nicht Tage, sondern Monate mühevollen Wanderns erfordert, wird als hoffnungsloses Unterfangen verspottet.

Des Verfassers Reise verlief kurz in folgender Weise. Anfang 1890 fuhr er über Ceylon nach Kalkutta und der Hügelstation Dardschilling. Da seine Versuche, von hier

Lamagrab bei Pemiongtschi;
links hinten mein Zelt, vorn ein trommelnder Lama und ein Knabe mit einem Gefäß aus Bambusrohr.
Aus: Dr. **Kurt Boeck**: „Indische Gletscherfahrten". Stuttgart, **Deutsche Verlags-Anstalt.**

aus in das Alpenland Sikhim einzudringen, wegen des kaum beendigten Sikhim-Krieges der Engländer gegen Tibet auf unüberwindliche Schwierigkeiten stießen und ihm die Erlaubniß zum Betreten des für Europäer streng verschlossenen Himalaja-Königreichs Nepal verweigert wurde — (erst 1898, auf seiner vierten Indienreise gelang es ihm, auch diesen centralen Nepal-Himalaja zu besuchen) —, brach er von Dardschilling nach dem weiter westlich gelegenen Almora, der letzten englischen Garnison in Kumaon auf. Von dort aus durchwanderte er im Sommer 1890 die hart an der tibetischen Grenze liegenden merkwürdigen Alpenländer Kumaon und das angrenzende Garhwal, wobei er Höhen bis zu 20 000 Fuß erstieg; durch kaum bekannte Schluchten und auf hohen Gletscherpässen gelangte er dann an die verschiedenen Seiten des Hauptstocks dieses Gebirgstheils, der im Nanda Devi (Götterthron) 25 000 Fuß (7826 m) erreicht, sowie in das Gangesquellgebiet. Im Herbst 1890 kehrte er nach Darjchilling zurück, setzte dann die Bereisung der Sikhim-Alpen durch, in denen er sich glücklich bis auf die Gletscher des Kanschendschunga durcharbeitete. Winterschneestürme hinderten ihn an weiterem Vordringen nach Norden. Ueber Darjchilling und Bombay kehrte Boeck wohlbehalten nach Europa zurück.

Der kühne Forscher hatte also das Gebirge an zwei auseinanderliegenden Stellen von durchaus verschiedenen Eigenschaften durchwandert: im Osten, in Sikhim hatte er Eingeborene von mongolischen Rasseeigenthümlichkeiten und buddhistischen, genauer gesagt lamaistischen Religionsanschauungen; im westlichen Centralhimalaja, in Kumaon, hatte er Vertreter des arischen Stammes und des brahminischen Hinduthums kennen gelernt; und diese gewaltigen Gegensätze sind es, welche diese beiden Alpenreisen so interessant und lehrreich gestalteten.

Auf seinen späteren Indienfahrten in den Jahren 1893, 1895, 1898, hat er die Eindrücke und Erfahrungen jener ersten Reise, von der in dem vorliegenden Werke ausschließlich die Rede ist, corrigiren, vertiefen und ergänzen können.

Der Verfasser ist kein Freund des trockenen Tons; von einem gelehrten Pedanten hat er nicht ein Atom an sich; ob er die wissenschaftlichen Ergebnisse, geographische und ethnographische Feststellungen mittheilt, ob er von den mannigfachen Abenteuern, Mühseligkeiten, Gefahren erzählt, stets behält er einen angenehmen Plauderton bei; ohne viel Aufhebens von seinen Leistungen und Erfolgen zu machen. Er verfügte außer den für einen Reisenden solchen Schlages erforderlichen oben erwähnten Eigenschaften über einen goldenen Humor, der ihn über alle Unannehmlichkeiten hinweghalf, die ihm die Natur, die Thierwelt, besonders die kleinere, und die lieben Mitmenschen bereiteten. Daß unter den Letzteren unsere theuren Vettern, die Engländer, sich besonders in dieser Hinsicht hervorthaten, ist selbstverständlich. Bald nach Boecks Abmarsch aus Dardschilling „ohne Erlaubnißschein“ wurde ihm ein berittener frecher Bhotija Sirdar nachgeschickt, der sich ihm vor Sandak-Fu quer über den Weg stellte, um Dr. Boeck und seinen Reisebegleiter, den Tiroler Gletscherführer Hans Kerer aus Kals — der in Dr. Boecks Reisebuch die Rolle des naturwüchsigen Spaßmachers spielt, wie ihn Jules Verne in seinen pseudowissenschaftlichen Werken dem ernsten Forscher an die Seite zu stellen liebt — im Weitermarsch aufzuhalten, was aber nicht gelang, da der beiden Männer Bergstöcke eine zu deutliche Sprache redeten. Und als ein englischer Beamter in das Schutzhaus Sandak-Fu nachgetrabt kam, um ihren Aufbruch am nächsten Morgen zu hindern, wurde er zum Abendbrot eingeladen, in rothem Ungar unter den Tisch getrunken; worauf die beiden Helden in aller Frühe unter den Schnarchtönen des Ueberlisteten abmarschirten.

Die für jeden Gebildeten durch ihre frische, humorgewürzte Darstellung anziehende und fesselnde Reiseschilderung wird durch eine große Anzahl von nach photographischen Aufnahmen des Verfassers hergestellten Abbildungen belebt, von denen als besonders werthvoll die 4 Panoramen hervorzuheben sind.

Zwei werthvolle Beigaben sind außerdem die Uebersichtskarten über die Reise Boecks im Sikhim-Himalaja und im westlichen Central-Himalaja im Maßstabe von 1 : 357 000 bezw. 376 000.

Das in jeder Beziehung gediegen ausgestattete Werk kostet geheftet 9 Mk., gebunden 10 Mk. und kann auch in 18 Lieferungen à 50 Pfennig bezogen werden. —l—

# Bibliographische Notizen.

**Der Krieg in Süd-Afrika 1899/1900 und seine Vorgeschichte.** Bearbeitet von Alfred von Müller, Oberlieutenant im 1. Hanseatischen Infant.-Regiment Nr. 75. Mit zahlreichen Karten, Skizzen und Anlagen. 3. unveränderte Auflage. Berlin, Liebel.

Obgleich der Krieg in Süd-Afrika zwischen England und den Buren-Republiken noch nicht beendet ist, so muß doch bei dem allgemeinen Interesse, das gerade dieser frivol heraufbeschworene Krieg erregt hat, als erwünscht bezeichnet werden, schon jetzt alle officiellen und privaten Nachrichten, die man hierüber in der Tageslitteratur gelesen hat, gehörig gesichtet und zusammengefaßt zu sehen. Wie sehr sich dies als ein Bedürfniß herausgestellt hat, erweist das vorliegende Werk, das in kurzer Zeit bereits in 3. unveränderter Auflage erschienen ist. Es ist sehr anerkennenswerth, daß der Verfasser sich der Mühe unterzogen hat, unter Zugrundlegung eines umfangreichen und namentlich auch authentischen Quellen-Materials die kriegerischen Ereignisse in Süd-Afrika in einem kurzgefaßten, kleinen Bilde zusammenzustellen und sie so an der Hand übersichtlicher Karten und Skizzen dem Leser in recht übersichtlicher und klarer Weise vorzuführen. Es sind zunächst zwei Theile erschienen, die den Krieg bis zum Schluß des Jahres 1899 schildern. Wie aus einer Notiz am Schluß des zweiten Theiles zu ersehen ist, soll ein dritter Theil die Kriegs-Ereignisse im Jahre 1900, namentlich die Schlacht am Spion Kop behandeln. Im Speciellen enthält der erste Theil einen kurzen Abriß der Vorgeschichte der Buren-Republiken von 1806 bis in die Neuzeit, ferner eine Detaillirung der beiderseitigen Streitkräfte und die Schilderung der Kriegs-Ereignisse bis zum Eintreffen des englischen Expeditionscorps (Kriegsschauplatz, Feldzugsplan und die Ereignisse auf dem östlichen, westlichen und südlichen Kriegsschauplatz). Im zweiten Theile wird der Kampf der Buren gegen die englischen Entsatztruppen im November und December 1899 geschildert und zwar speciell der Oranje-Modder-Feldzug des Generallieutenants Lord Methuen, die Ereignisse auf dem südlichen Kriegsschauplatz, die Kämpfe um Ladysmith und die Offensive der Buren auf Pietermaritzburg und schließlich der Tugela-Feldzug des Generallieutenants Buller. — Die anziehende Darstellungsweise des Verfassers, die prägnante Kürze und Uebersichtlichkeit, erläutert durch zahlreiche Karten, Skizzen und Anlagen, rechtfertigen eine warme Empfehlung des Buches. K.

**Graphologische Monatshefte.** Organ der deutschen graphologischen Gesellschaft. IV. Jahrgang. Heft 1/2. München, Karl Schüler (A. Ackermanns Nachfolger).

An dieser Stelle ist bereits „Graphologisches“ besprochen worden; es sei hierbei an die Brochüre von Hans Busse: „Die Graphologie eine werdende Wissenschaft“ erinnert. Die Bedeutung ist der Graphologie nicht mehr abzusprechen, nachdem namentlich durch Erlenmeyer und Professor Preyer die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Graphologie ihre Beantwortung gefunden hat. Die vorliegende Zeitschrift beschäftigt sich auf Grund zahlreicher Handschriften-Facsimiles lediglich mit der wissenschaftlichen Handschriftendeutungskunde. Das Heft 1/2 enthält Aufsätze über „Schriftverstellung“ von Dr. Meyer, „Die Romantiker“ von Friedrich Gundolf, ferner „Zur Methode der Graphologie“ von Ludwig Klages und schließlich Mittheilungen, Litteratur u. s. w. — Interessenten sei diese bereits im IV. Jahrgang stehende Zeitschrift hierdurch bestens empfohlen. K.

**Tragische Novellen.** Drei Künstlergeschichten. Von Rudolf Schäfer. Dresden, E. Pierson.

Schon der Titel „Tragische Novellen“ zeigt, daß der Verfasser nicht das gewöhnliche Unterhaltungsbedürfniß befriedigen will, sondern einen ernsten Leserkreis sucht. Die erschütterndsten Tragödien spielen bekanntlich auf dem Gebiete der Liebe, wo alltäglich mehr Wunden geschlagen werden und im Verborgenen bluten als auf sämmtlichen Schlachtfeldern der Erde. Was Wunder, daß die Darstellung dieser alten und doch immer neuen gewaltigen Leidenschaft noch heute dem wahren Dichter als ein dankbares Thema erscheint. Auch R. Sch. erzählt interessant und ergreifend von jener treuen Verbündeten seelischen Schmerzes, deren bester Dolmetsch — wie Byron sagt — der Seufzer ist. Als Motto hätte er seinem Buche den Vers von Hafis: „Betrittst Du den Pfad der Liebe, den trüb unendlichen, findest Du Trost nur im Tode, dem unabwendlichen“ — geben können. Die drei Künstlergeschichten: Er-

löser Tod, Der wandernde Geiger, Vefi, zeugen von echt poetischer Begabung und Begeisterung, von psychologischer Vertiefung, von scharfer Beobachtung und treffender Schilderung. Er beherrscht nicht nur die Mittel der sprachlichen Darstellung vollständig, er weiß auch mit feinem Gefühl für charakteristische Schönheit sie zu beleben und legt als litterarischer Gourmet auf die Form der Gabe Werth. Die letzte der Novellen „Vefi" ist sogar in schönen volltönenden Versen geschrieben. N.

**Richard Leanders sämmtliche Werke.** Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Nicht eine der größten, aber eine der liebenswürdigsten Erscheinungen des deutschen Parnaß ist der geniale Chirurg Richard von Volkmann, als Dichter unter dem Namen Richard Leander bekannt. Dieser Mann, dessen verantwortungsvoller Beruf den Ernst und die moralische Kraft, die feste Hand und den sicheren Blick eines ganzen Mannes erforderte, und der an den Anblick menschlichen Elends gewöhnt war; besaß nicht nur ein tapferes, sondern auch ein frohes, begeisterungsfähiges Herz, einen offenen Blick für die sonnige Schönheit des Lebens, das Gemüth eines Kindes; die zarte Sinnigkeit einer Frauenseele und echt deutschen Träumersinn — wie er den deutschen Poeten zu Posthornszeiten wohl anstand, aber heute „in dieser neuen Zeit" der Realistik ein wenig als aus der Mode gekommen gilt. Aber gerade den „Stillen im Lande", die doch noch nicht ausgestorben sind, ist Leander noch heute lieb und werth — und wird es bleiben. Als Lyriker bringt er nicht in die tiefsten Gründe unserer Seele; und wenn auch die Melodie seiner Verse, die Anmuth der Form, die Feinheit der Empfindung, schalkhafte Grazie und hübsche Pointirung viele seiner Gedichte zu durchaus reizvollen Blüthen unserer reich wuchernden Lyrik machen, so ist doch Leanders Eigenart auf diesem Gebiete nicht ausgeprägt genug, um ihm einen Platz neben den großen Lyrikern zu sichern; und nur wenige seiner volksthümlichen Weise nahekommende Lieder sind wirklich in's Volk gedrungen. Auch seine kleinen, sinnigen, in zarten Aquarellfarben gehaltenen Erzählungen, von einer anheimelnden, traulichen Altmodischkeit sichern ihm keine Unsterblichkeit. Aber als der Verfasser der „Träumereien an französischen Kaminen", jener während der Belagerung von Paris im December 1870 und Januar 1871 geschriebenen Märchen, an denen sich tausende von Kindern und Erwachsenen entzückt haben und entzücken werden, wird er fortleben. Welch neue Märchensammlung wäre denkbar, in der nicht die eine oder andere der Leander'schen „Träumereien" Platz fände? In den Märchenbüchern des deutschen Volkes wird Leander für alle Zeit heimisch bleiben, und die ist fürwahr nicht die geringste Art von Unsterblichkeit. — Wer aber den Verfasser der „Träumereien" recht lieb gewonnen hat, wird auch seine übrigen Schöpfungen, in denen es an Schönem und Herzerfreuendem wahrlich nicht fehlt, gerne kennen lernen und sich zu eigen machen wollen, was um so leichter ist, als Richard Leander nicht mit großem Gepäck auf die Nachwelt gekommen ist. Die vorliegende Gesammtausgabe seiner Schriften — 10 Lieferungen à 50 Pf. umfassend — bedarf daher wohl kaum der Empfehlung.

O. W.

---

# Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde. — **Zeit.**

**Amicis, Edmondo de.** Von B. Wiese. Zeit 302.

**d'Annunzio und Deutschland.** Von E. Gagliardi. N. 1900. 39.

**Architectur auf der Weltausstellung, Die.** Von J. Meier-Graefe. Z VIII. 39.

**Aesthetik der Weltpolitik, Die.** Von S. Lublinski. G. XVI. Juli I|II.

**Basté, Charlotte.** Von A. Freiin v. Gaudy. B. u. W. II. 20.
**Bibelkenntniss in vorreformatorischer Zeit.** Von E. von Dobschütz. D. Ru. 1900. Juli.
**Birch-Pfeiffer, Charlotte.** Von A. Eloesser. B. u. W. II. 20.
**Christen und Heiden.** W. Ru. IV. 13.
**Energie und Trägheit in der Natur.** Von B. Weinstein. D. R. 1900. Juli.
**England als Culturstaat und Weltmacht.** Von E. Seraphin. T. II. 10.
**Englands Gefahr und Indiens Bollwerk.** Von K. Blind. N. u. S. 1900. Sept.
**Finnen, Art und Kunst, Von der.** Von F. Poppenberg. N. 1900. 38.
**Gentz und die Frauen.** Von E. Guglia. D. Ru. 1900. Juli
**Goethe-Stiftung, Eine.** Ku. XIII. 19.
**Goethebund.** Von M. G. Conrad. G. XVI. Juli II.
**Gutenberg, Der älteste Zeuge für G.** Von R. Ehwald. Z. f. B. IV. 4.
**Gutzkows Apostata.** Von H. Houben. Z. VIII. 41.
**Gutzkow.** Aus Karl G. Nachlass. Von H. H. Houben. L. E. V. 20.
**Heimatkunst?** Von F. Lienhard. L. E. II. 20.
**Huysmans, J. K.** Von A. v. Gleichen-Russwurm. N. 1900. 40.
**Islamitische Reformbestrebungen der letzten hundert Jahre.** Von J. T. von Eckardt. D. Ru. 1900. Juli.
**Jacobowski, Ludwig.** Von K. Bienenstein. N. u. S. 1900. Sept.
**Koner, Max.** Von J. Elias. N. 1900. 41.
**Kunst und Wissenschaft als Völkerwerthmesser.** Von A. Bartsch. Ku. XIII. 19.
**Kunst zu hören, Die.** Von E. Key. Zeit. 299.
**Kunst, Todte.** Von J. Hart. N. 1900. 39.
**Kunstschulen.** Von W. Schölermann. Zeit. 302.
**Lichtenberg, G. Chr.** Von G. Glück. N. u. S. 1900. Sept.
**Litteratur Australiens, Die.** Von F. Shaw. L. E. II. 20.
**Michael Kohlhas-Stoff auf der Bühne, Der.** Von E. Wolff. B. u. W. II. 20.
**Mirabeau, Die Jugend M.** Von B. Erdmannsdoerffer. V. & Kl. M. 1900. Juni.
**Münchener Kunstausstellungen.** Von O. Hansson. Z. VIII. 41.
**Mysterium der Gerechtigkeit, Das.** Von M. Maeterlinck. W. Ru. IV. 14.
**Neapel unter den Bourbonen.** Von M. Bernardi. N. u. S. 1900. Sept.
**Nordische Dichtung in deutscher Sprache.** Von H. Weber-Lutkow. I. L. 1900. 13.
**Orlick, Emil, als Buchkünstler.** Von J. Leisching. Z. f. B. IV. 4.
**Persien, Was verdanken wir P.?** Von P. Horn. N. u. S. 1900. Sept.
**Pfitzner, Hans.** Von P. N. Cossmann. G. XVI. Juli II.
**Platonische Liebe, Die.** Von Neera. W. Ru. 13, 14.
**Prag als deutsche Litteraturstadt.** Von A. Klaas. Zeit 299.
**Rittland, Klaus.** Von H. Meyer. L. E. II. 20.
**Romantische Dichtung.** Das Wesen derselben in Frankreich. Von H. Schneegans. D. Ru. 1900. Juli.
**Schiffahrtscanäle und Eisenbahn.** Von M. Haushofer. V. & Kl. M. 1900. Juli.
**Schminken auf der Bühne. Ueber das,** Von L. Barnay. B. u. W. II. 20.
**Shakespeare und der Krieg.** Von A. Gelber. Z. VIII. 41.
**Symbolismus in Frankreich, Der.** Von C. Mauclair. Zeit. 301.
**Tanz in den Jahrhunderten und die Philosophie des Ballets, Der.** Von C. Mauclair. D. Ru. 1900. Juli.
**Theater.** Von den Berliner Theatern 1899/1900. XIX. Von H. Stümcke. B. u. W. II. 20.
— Die Petersburger Theater. Von A. v. Reinholdt. B. u. W. II. 20.
**Ulsenius, Theodosius.** Das Flugblatt des Th. U. mit Dürers Illustrationen. Von J. Ueltzen. Z. f. B. IV. 4.
**Wie gelangen wir zu einer heroischen Weltanschauung.** Von Dr. L. Kuhlenbeck. W. Ru. IV. 13.

---

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

**Aus fremden Zungen.** Eine Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. X. Jahrg. Heft 10. 11. 12. 13. 14. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
**Ascher, Dr. Maurice,** Renouvier und der französische Neu-Kriticismus. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bd. XXII. Hrsg. v. Dr. Ludwig Stein.) Bern, C. Sturzenegger.
**Berthold, P.** (Bertha Pappenheim), Zur Judenfrage in Galizien. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.
**Bollack, Léon,** Kurze Grammatik der Blauen Sprache Bolak. Praktische internationale Sprache. Deutsche Bearbeitung von André Lévy-Picard. Paris, Bolack Ditort, Malakof Rov, 147.
**Brivon, Etienne, Psychologie d'Art. Les Maîtres de la fin du XIX. siècle.** Paris, L. Henry May, 9 et 11, Rue Saint-Benoît.
**Bull, S. W.,** Die universelle einheitliche Philosophie oder Naturwissenschaft und Religionswissenschaft in vollkommener Uebereinstimmung. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
**Bullaty, Emil,** Das Bewusstseinsproblem erkenntnisskritisch beleuchtet und dargestellt. Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Archiv für systematische Philosophie" herausg. von Paul Natorp. Berlin, Georg Reimer.
**Erfindung, Die erste.** Vorgeschichtliche und culturhistorische Gedanken. Dresden, Oscar Damm.
**Fraas, Prof. Dr. E.,** Die Triaszeit in Schwaben. Ein Blick in die Urgeschichte an der Hand von R. Blezingers geologischer Pyramide. Ravensburg, Otto Maier.
**Fuchs, Hermann,** Das Elend. Eine sociale Tragödie. Weinheim, Fr. Ackermann.
**Gréville, Henri,** Alines Zukunft. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.
**Herzog, Rudolf,** Das goldene Zeitalter. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Hübner, Arnold Camillus,** Funken und Flammen. Gedichte. Dresden, E. Pierson.

**Jahrhundert, Das neunzehnte,** in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lfg. 52. 53. Berlin, Photographische Gesellschaft.

**Kleinpaul, Dr. Rudolf,** Der Mord von Konitz und der Blutaberglaube des Mittelalters. Mit 14 hochinteressanten Illustrationen. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

**Koch, Maidy,** Magdalene von Sydow. Drama in drei Acten. Freiburg i. Br., G. Ragoczy (E. Jedele).

**Koloniale Zeitschrift.** Herausgeg. von Dr. Hans Wagner. I. Jahrgang. Nr. 15. Leipzig, Bibliographisches Intitut.

**Köster, Albert,** Festrede zur fünfhundertjährigen Geburts-Feier Johannes Gutenbergs. Gesprochen in Mainz am 24. Juni 1900. Leipzig, B. G. Teubner.

**Kostersitz, Dr. Karl,** Die Photographie im Dienste der Himmelskunde und die Aufgaben der Bergobservatorien. Mit zwölf Gutachten von Fachgelehrten Oesterreichs, Deutschlands und Amerikas über das Project der Errichtung einer Sternwarte auf dem Schneeberg. Mit 23 Illustrationen und 2 Tafeln in Heliogravüre. Wien, Carl Gerolds Sohn.

**Kresse, Oscar,** Hülfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Noth. 4.—5. Tausend. Berlin, John Schwerins Verlag Actiengesellschaft.

**Künstler-Monographien.** In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss. XLIV. Adriaen und Isack van Ostade. Mit 107 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radirungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

— XLV. Liebermann. Mit 114 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

**Kutschmann, Th.,** Geschichte der deutschen Illustration. Lfg. 6. Goslar, Franz Jäger.

**Land und Leute,** Monographien zur Erdkunde. In Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel. VII. Deutsche Ostseeküste. Von Georg Wegener. Mit 150 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. Bielefeld, Velhagen & Klasing. VIII. Deutsche Nordseeküste. Von Prof. Dr. H. Haas. Mit 166 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer farbigen Karte. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

**Lessing, Karl,** Jesus von Nazareth. Dritte vermehrte Aufl. Esslingen a. N., Wilhelm Langguth.

**Lucas, Stanislaus,** Steppenstürme. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Maack, Dr. med. Ferdinand,** Wissenschaftliche Zeitschrift für Xenologie. Zur exacten Erforschung der sog. occulten Thatsachen und der zur Zeit noch fremden Energieformen im Menschen und in der Natur. Juni 1900. No. 5 und 6. Hamburg, Dr. Ferdinand Maack.

**Meinbold, Elfrid,** Judas. Drama. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Möller, Alfred,** Die Tragödie der Liebe. Eine Bühnendichtung. Dresden, E. Pierson.

**Müller-Bohn, Hermann,** Kaiser Friedrich der Gütige. Vaterländ. Ehrenbuch. Mit vielen Illustr. erster Künstler. Lieferung 7 bis 10. Berlin, P. Kittel.

**Muret-Sanders' Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Th. II. (Deutsch-Englisch), Lfg. 17. Pacht- . . . — Reb- . . . Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).

**Neues italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch** von Giuseppe Rigutini und Oscar Bulle. Achtzehnte (Schluss-) Lieferung. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

**Ompteda, Georg Freiherr von,** Die Radlerin. Geschichte zweier Menschen. Berlin, F. Fontane & Co.

**Protzen, Otto,** Eine Studien-Fahrt. Drei Monate im Ruderboot auf Deutschlands Gewässern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

**Schwabe, Georg,** Vielleicht. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

**Stein, Marie von,** Felix Abarim. Novelle. Dresden, E. Piersons Verlag.

**Weiss, Berthold,** Ein Tag. Zweite Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

**Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.** 44. Jahrgang. Heft 527. Braunschweig, George Westermann.

**Wohlbold, Hans,** Unheimliche Geschichten. Dresden, Carl Reissner.

---

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

# Juli 1900.

## Inhalt.



Hierzu ein Portrait: Johann von Mikulicz-Radecki.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.

Band 94. — Heft 282.

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

September 1900.

24. Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Nord und Süd
<"page9">
Eine deutsche Monatsschrift
Herausgegeben
V 01
Paul Lindau.
Vierundneunzigster Band.
Mit den Portraits von:
Johann von mikulicz-Radecki, Joseph Lauff, Ludwig Jacobowski.
W5r es lau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

<"page11">
Inhalt des 94. Bandes.
Juli – August – ZSeptember.
1900.



<"page12">


Mit den Portraits von:
Johann von Mikulicz-Radecki, Joseph Lauff und Ludwig Jacobowski,

radirt von Johann Lindner in München.

<"page17">

# Jesus und Mirjam.

Eine biblische Erzählung.

Oon

Johannes ZSchlaf.

– Berlin. –

Zu der Zeit, da Johannes der Täufer vom Vierfürsten Herodes
- auf der Bergveste Machärus gefangen gesetzt war, wich der junge
Rabbi Jesus aus Judäa in sein heimatliches Galiläa, um sich
in die Stadt Kapernaum zu begeben und in die nördlichen Gegenden des
Genezareths-Seees, in das Land Zabulon und Naphtalin, von dem ge-
schrieben stand: „Das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes
Licht, und über die da wohnen im finstren Lande, ergehet eine Helle.“
Einige Zeit, nachdem er Judäa verlassen, eines Vormittags, brach
er, nach kurzem Aufenthalt bei seinen Eltern und Geschwistern in Nazareth,
von Tarichia, am Südwestende des Seees, auf, die sechs Wegstunden
zurückzulegen, die es brauchte, um nach dem Nordwestende und Kapernaum
zu gelangen.
Bei ihm befanden sich mit Anderen Judas aus Kerijoth und Simon
Petrus nebst Andreas, dessen Bruder, seine Jünger, die Fischer von
Kapernaum, die ihm nach Judäa gefolgt waren und nun mit ihm vor den
Nachstellungen seiner Widersacher in die Vaterstadt entwichen.
Dicht am Gestade des Seees hin wanderten sie auf Tiberias zu.
Nach einer Wegstunde erreichten sie die Thermen der Stadt, und bald darauf
durchschritten sie deren Straßen, um in das Gebiet des Berglandes zu ge-
langen, das sich mit rauhem Geklüft bis dicht an den See herandrängte.
Nachdem sie eine von Oleander- und Nebekbuschwerk überwucherte Hochebene
überschritten, um wieder in wilderes Berggebiet zu gerathen, führte sie der



<"page18">



Weg in eine fruchtbare lachende Ebene hernieder, bogenförmig von Kreide-
gebirg eingeschlossen, und sie gelangten nach Magdala.
Noch einmal zwängte sich dann der Weg vom See ab das wildere
Bergland hinauf, bis sie abwärts in die Ebene des Ginnesar-Thales stiegen,
wieder zum See hinunter; in dies Thal, von dem es hieß: „Lieblich wie
die Töne des Kinnör (Zither) sind seine Früchte.“
Hier wich das Gebirge, und die wonnigen Auen und Fruchtgefilde
ihrer galiläischen Heimat breiteten sich vor den Blicken des Meisters und
seiner Jünger.
Es war die Zeit der Ernte. Auf den Feldern wurde der Weizen
geschnitten, die Wege waren belebt von Schnittervolk, von Wagen und
Saumthieren. Freundliche Häuser lagen in üppigen Fruchtgärten; an
Oleander-Spalieren führte der Weg vorüber, durch Palmenhaine, über
Bäche und Quellen, an Oliven- und Feigen-Plantagen, an Bananen- und
Zuckerrohrpflanzungen hin, zur Rechten immer die blaue Fläche des Seees,
von weißen Segeln belebt, gleißend in der Pracht der syrischen Sonne.
Gelbe Ringelblumen, Lilien und Crocus, scharlachener Feldmohn, Adonis,
strohfarbene Scabiosen, veilchenfarbenes Linum, die bunten Blüthen der
Erbsen und Wicken breiteten die üppige Farbenpracht ihrer Teppiche am
Weg entlang. An schlanken Rosenpappeln, an Weinbergen schritten sie
vorüber; die Herrlichkeit der Limonen- und Rosengärten und der blühenden
Granaten, der früchtereichen Orangen prangte und duftete an ihrem Weg.
Noch eine Stunde schritten sie zu, noch einmal durch rauheres Gebiet,
bis sie am Nachmittage von einem fruchtbaren Hügelgelände in die Ebene
von Kapernaum herniederstiegen.

## II.

Am selben Nachmittag tanzte zu Kapernaum in der Pundike*) des
Sealthiel die schöne Mirjam.
Die Pundike, deren Thor nach der Gasse zu weit offen stand, war
ein geräumiger, mit Basaltplatten gepflasterter Flursaal. Seine Wände,
mit schmalen Fenstern, waren weiß getüncht. Oben zogen sich braune Holz-
galerien um ihn herum, von denen kostbare, bunte Teppiche herniederhingen.
Treppen führten hinauf und zu den Privatgemächern des Hauses.

In dem großen Raume war es kühl und schattig. Eine Wasserkunst
plätscherte und frischte die Luft.
Die Schenke war sehr besucht; einerseits, weil sich das Gerücht ver-
breitet hatte, daß Mirjam tanzen werde, und ferner, weil es Erntezeit
war und viele Kaufleute aus den benachbarten Städten und von jen-
seits des Sees, aus dem Lande der Gergensener, ja aus den großen
*) Pundike = Schenke; hebr. Verstümmelung des griech. Fas°oysia». D. V.

<"page19">

phönizischen Seestädten in diesen fruchtgesegneten Landstrich gekommen
waren, um Handelsgeschäfte abzuschließen. Auch hatten sich die Centurionen
der römischen Platzcohorte eingefunden, die hier Stammgäste waren, und
einige junge Leute, vornehme Müßigänger aus den angesehenen Familien
der Stadt, die zu dem römischen Militär ihre Beziehungen hatten.
Unter den Offizieren befand sich ein gewisser Roscius, Sohn eines
römischen Ritters, der wegen eines Disciplinarvergehens aus Italien in die
syrische Legion und in diese kleine jüdische Garnison verlegt war. Ein
schöner, junger Mann, breitschultrig und hochgewachsen, mit schwarzen Blitze-
augen in einem gebräunten Gesicht, mit krausem dunklen Kopf- und Bart-
haar, der augenblickliche Liebhaber der Mirjam..
Ein nicht ungefährlicher Nebenbuhler, seines Reichthums wegen, war
Gamaliel, der Sohn des Hafenverwalters, ein kleiner dicker Jude, der, an
jedem Finger einen Brillantring, salbenduftend und mit frisirtem Haar,
rothbäckig, mit kleinen dummen Zwinkeraugen zwischen den Offizieren saß.
Da waren weiter Kaufleute aus Tiberias, Männer im besten Alter,
klein, lebhaft, beweglich; da waren hagere, würdevolle Phönizier aus Tyrus
und zwischen ihnen Männer aus der Stadt, ihre Gastfreunde, begüterte
Leute, die prächtige Landhäuser in paradiesischen Gartenanlagen unten am
See bewohnten.
Man saß auf Polstern an großen, niedrigen Tischen und trank aus
phönizischen Gläsern und Metallschalen Weine vom Libanon und Moab-
Gebirge, die jungen Leute unter lachendem Geplauder Berichte von lustigen
Abenteuern und Kriegsfahrten austauschend, die reiferen Männer in ihre
Handelsgespräche verwickelt.
Auf einem Podium an der Wand hockten drei halbnackte junge Burschen,
Musikanten, das Kinnör zwischen den Knien und Flöten in der Hand, auf
den Beginn des Tanzes wartend.
Etwas abseits von ihnen aber stand Mirjam, still, fast regungslos,
in der Pracht ihrer dunklen Schönheit gegen die weiße Mauer gelehnt.
Sie war von hohem Wuchs und schlank, wenig über ihr zwanzigstes
Lebensjahr hinaus.
Sie trug ein leichtes Gewand aus gelber phönizischer Seide, in dessen
Saum goldene Lotosknospen eingewebt waren. Es ließ ihre olivenfarbigen
Brüste und die runden, schlanken Arme frei, um die sich goldene Schlangen-
bänder wanden. Dicht unter den Brüsten hin war ein Shawl aus bunt-
gewirkter Seide gezogen, der ihr das Gewand eng an den Körper preßte;
ein anderer wand sich über die Schamgegend hin, so daß ihr das Kleid
straff an den Unterleib anschloß. Der Saum reichte bis an die Knöchel
der nackten Füße, um deren Gelenke Metallbänder mit kleinen Silber-
schellen geschlungen waren. Sie hatte einen langen Schleier übergeworfen,
dessen sie sich beim Tanz bediente. Ihr Haupt zierte eine niedrige, kegel-
förmige Kappe aus lichtblauer Seide, mit kleinen losen Goldplättchen besetzt.

<"page20">

Unter ihr hervor hing ihr das dichte blauschwarze Haar, von Gold-
fäden durchzogen, bis zu der herrlichen Biegung ihrer runden Hüften her-
nieder. In den Ohren trug sie dreieckige Gehänge aus feinem Goldfiligran,
von denen je drei große Perlen herniederhingen, und um den schlanken
Hals bis auf die Brüste herab einen Schmuck aus lose aneinander gefügten
Goldplättchen, mit edlem Gestein besetzt; Gehänge und Brustschmuck, Meister-
leistungen eines ephesischen Goldschmiedes, waren Geschenke des jungen
Roscius, der als Sohn eines ehemaligen Staatspächters ein flottes Leben
führte.
Ihre dunkle Haut duftete nach kostbarer Narde, und ihre Brauen
waren gleich den Wimpern und Rändern ihrer Lider geschminkt.
Zwei große graue Augen träumten mit der Tiefe gehaltener Unrast
in einem starren, dunklen Gesicht unter halbgesenkten Lidern. Die Lippen
hielt sie fast ernst geschlossen. Hin und wieder umspielte sie ein leises un-
bewußtes Zucken, fast die einzige Bewegung, die an ihr wahrzunehmen;
ein müdes und wie irres Zucken, wie die Unruhe eines unstäten Begehrens.
Sie stand neben einem gepolsterten Teppichsitz, ähnlich jenen, auf denen
die Gäste saßen, von dem sie sich, ein Zeichen, daß der Tanz beginnen sollte,

unlängst erhoben.
Plötzlich raffte sie mit einer kurzen Bewegung den Schleier von den
Schultern und wandte die Blicke den drei Burschen zu, die sie, seit sie sich
erhob, mit ihren braunen Gesichtern unverwandt beobachtet hatten.
Das Kinnör begann zu schwirren; ein heller Flötenton schrillte auf:
und die Gespräche verebbten. Stille ward im Saale, und Aller Gesichter
richteten sich auf Mirjam.
Noch stand sie, mit ihrem olivenfarbigen Leib, in ihrem goldblinken-
den Seidengewand, aufrecht an der weißen Mauer. Ihre Miene war
starr, ihre Augen, wie in einer Ekstase verloren, vor sich hin in den Raum
gerichtet: aber ihren Körper überlief jetzt ein leises Beben, während ihre
Arme in langsamen, weichen Biegungen, in lind gleitenden Wellenlinien
den Schleier über ihrem Haupte zu schwenken begannen und ihre nackten
Füße mit kurzen Rucken, daß die silbernen Schellen ihrer Knöchelbänder
erklangen, sich in Bewegung setzten.
Und nun schritt sie, langsam, allmählich, den Schleier über dem
Haupte haltend, gleichsam sich nur mit der leisen Vibration ihrer prächtigen
Hüften bewegend, in kurzen Viertelwendungen sich nach rechts und nach
links drehend, im Tacte der Musik auf dem langen, weichen Teppich
vorwärts.
In einer stillen, verträumten Weise hatte die Musik eingesetzt und
ihre Bewegungen begleitet, bis sie in die Mitte des Raumes gelangt war.
Nun schwiegen die Flöten plötzlich einen Augenblick; nur das Saiten-
spiel schwirrte noch, und in das tiefe Schweigen, das in dem Raum
herrschte, klangen nur die feinen Töne der Silberschellen und das Klirren


der Goldplättchen ihres Schmuckes, hervorgebracht von den Vibrationen
ihres Leibes, wie sie jetzt mitten im Saal auf dem Teppich schwebte,
gleichsam nur von diesen Schwirrlauten des Saitenspiels belebt.
Da setzten mit einem jähen Ruck die Flöten wieder ein, und ihre
Bewegungen wurden lebendiger, gleichsam diejenigen einer Libelle wieder-
gebend, die in wärmeflirrender Luft über dem Spiegel eines blitzenden
Wassers gaukelt. Die Biegungen ihrer nackten Arme, die den Schleier
wiegten, wurden heftiger, ruckten mit kurzen rhythmischen Stößen, die durch
ihren Leib gingen bis hinab zu den Füßen, während ihr Haupt in einem
bestimmten Tact nach beiden Seiten zuckte.
Und wilder und wilder ward das Spiel der Flöten; sie schrieen und
kreischten, und das Saitenspiel schluchzte wie die rauschenden Töne bewegten
Gewässers, schwirrte und jauchzte, perlte in tiefen, weichen Accorden.
Da bog sich ihr Oberleib mit einem plötzlichen Ruck nach hinten,
während ihr Mund leicht geöffnet blieb und ihre Augen mit einem ekstastisch
vergessenen Ausdruck entrückten Wonnetaumels mit dunklen Gluthen sich in's
Leere weiteten, ihre braunen Brüste sich blähten, und ihr Brustkorb und
der Unterleib in kurzen, stoßenden Bewegungen zu arbeiten begannen.
Und wilder und wilder, vergessener ward die Musik, und mit ihr
die Leidenschaft ihres Tanzes, und steigerte sich bis zur Raserei äußerster
Wollust.
Mit funkelnden Augen, die Oberkörper vorwärts gereckt, starrten die
Gäste; Schreie zerrissen die Stille, wurden häufiger und wilder; braune
hagere Arme fuhren durch die Luft, und dazwischen die starre Ruhe ge-
bändigten Tobsinns..
Und wilder ward der Tanz, wurden die stoßenden Bewegungen ihrer
Brust und ihres Unterleibes, das Vibriren ihrer Füße.
Und jetzt fuhr man in die Höhe mit hervorgequollenen Augäpfeln,
mit schwerathmender Brust, Goldstücke flogen aus geschwungenen Händen
auf den Teppich, Trinkschalen klirrten, unarticulirtes Geschrei durchgellte
den Raum.
Nun aber verebbte die Musik allmählich, ab und zu sich wieder ein
wenig belebend, noch einmal aufjauchzend; müder wurden Mirjams Be-
wegungen mit dem Rhythmus der Musik, weicher die Biegungen ihrer
Brust und ihres Leibes und erstarben in linder Ohnmacht, während sie
langsam gegen die Wand zu rhythmisch zurücktaumelte.
Und nun stand sie wieder gegen die Mauer gelehnt, mit noch leise
vibrirendem Körper, und nun ganz still, in stummer, statuenartiger Ruhe.
Die Flöten verklangen; ein letztes ersterbendes Schwirren des Saitenspieles,
und Stille herrschte.
Nur die Wuth des entfesselten Beifalles durch den Saal. Man
sprang in die Höhe, eilte auf die Tänzerin zu, Goldstücke in den Händen,


die man mit Speichel befeuchtete und ihr, ein Zeichen höchsten Beifalles,

auf Stirn und Brüste drückte.
Plötzlich aber drang in den verrauschenden Enthusiasmus von draußen
herein das Getrappel von zahllosen Füßen und das Rufen und Jauchzen
einer erregten Volksmenge. Männer, Weiber und Kinder rannten die
Gasse hinab, mit einander im eifrigen Gespräch, mit belebten Gesichtern
und heftigen Armbewegungen. Die Handwerker stürzten aus ihren Ver-
schlägen; und plötzlich stürmten die Knechte des Sealthiel in den Saal und
verkündeten, daß der Rabbi von Nazareth die Gasse heraufziehe, um sich in
das Haus Simons des Fischers zu begeben.
Alle drängten nach dem Thor und zu den Fenstern. Auch Mirjam
hatte sich an eines der Fenster gestellt, den Wundermann zu sehen, der
Teufel austrieb und Kranke heilte wie die Propheten der alten Zeiten,
und den sie den Trost Israels und den Meschicha nannten: den Helfer der
Armen und Bedrückten, von dessen Ruhm die Städte Galiläas voll waren,
den Liebling Kapernaums.
Näher und näher kam das Brausen die enge Gasse herauf. Vom
anderen Ende und aus der Seitengasse, die zum See hinabführt, strömten
Menschen herbei ihm entgegen: Hafenarbeiter, Schiffer und Fischer, Hand-
werker, Weiber und Kinder. Die Hausthore wimmelten von Menschen,
oben standen sie auf den flachen Dächern und drängten sich an den Fenstern.
Und nun kam er, von dem Brausen der Menge umringt, von hellen
Kinderstimmen umjubelt.
Ganz in der Nähe der Schenke war er genöthigt Halt zu machen,
bedrängt von der Menge, die ihm vom anderen Ende der Gasse, ihn zu
begrüßen, entgegeneilte.
Sie beugten sich vor ihm, berührten sein Gewand, und helle Rufe
wurden laut:
„Gelobt sei unser Herr, die Hoffnung Israels! Hosiannah, schelicha
dischmaja! Malca Meschicha, Marana!“ „Gelobt sei der Gesandte des
Himmels, der König Messias, unser Herr!“
Mirjam starrte.
Mitten stand er zwischen Simon und Andreas, den Fischern, und
zwischen Jacobus und dem jungen Johannes, die von seiner Ankunft ver-
nommen und drüben vom Ostufer aus Bethsaida über den See gekommen
waren, sich zu ihm zu gesellen. Hinter ihm aber, mit rothem Haupt- und
Barthaar, klein und untersetzter Gestalt, kleine und kluge Augen stolz und
befriedigt hin und wieder gehen lassend, Judas, der Mann aus Kerijoth,
der Verwalter seines Seckels.
Der Rabbi war eher klein von Wuchs, aber stolz und von königlichem
Anstand seine hagere Gestalt. Auf dem Haupte trug er gegen die
Strahlen der Sonne die weiße Sudra, die bis auf den Rücken herabfiel
und unter dem Kinn von einer Schnur festgehalten wurde. Er war an-


gethan mit einem grauen, rothgestreiften Untergewand, über das ein blauer
Tallith herabhing mit blauweißen Schaufädenquasten an den vier Enden.
An seinen braunen, vom Wegstaub bedeckten Füßen trug er derbe Sandalen
und in der Rechten einen langen Wanderstab. Sein olivenbraunes Gesicht
war hager und mitgenommen von den Anstrengungen der letzten Wander-
tage. Schwarzes Barthaar wuchs ihm in einer Spitze das Kinn hernieder.
Dichte Brauen dunkelten über zwei schwarzen, tiefen Augen, die mit wunder-
samer Gewalt aus mandelförmigen Lidern blickten, unter einer hohen, breit
vorspringenden Stirn. Kühn und kräftig war die Biegung seiner Nase, und
milde Anmuth, Ernst und Würde spielte um die schmalen Lippen seines
klugen Mundes.
Er war schön, schön von einem seltsamen Bann, der in die Tiefe der
Seele drang. Noch nie hatte Mirjam ein so schönes Mannesgesicht gesehen;
ein Gesicht, von so ernster und klug-kühner Mannheit beseelt. Und wie ver-
zaubert haftete sie an diesen wundersamen Augen, deren Blicke die Herzen
der Menschen beherrschten.
Dies war der neue Prophet, von dem sie sagten, daß er aus dem
Blute der alten Volkskönige geboren, der Nachfolger des Elia sei, der er-
hoffte Meschicha, der Verkünder des neuen Reiches.
Stockenden Athems starrte Mirjam auf ihn hin, gebannt von seinem
Anblick in einer herzklopfenden Bangniß.
Aber schon schritt er weiter, den freien Blick seiner ernsten Augen mit
gelassener Milde über die Menge schweifen lassend, mit weiten, festen
Schritten die Gasse hinauf.
Mirjam starrte ihm nach, bis er, inmitten des Menschenschwarmes, in
der Seitengasse entschwand, die hinabführte zum Gestade des Sees und
dem Hause Simons des Fischers, seines Gastfreundes.
Die Gäste kehrten zu ihren Sitzen und Weinschalen zurück. Aber
so bedeutungsvoll erschien das neue Auftauchen des jungen Rabbi in

Galiläa und in der Stadt, daß man eine Zeit lang sogar Mirjams vergaß.
Einige von den Einheimischen zwar, unter ihnen der junge Gamaliel, der
in Alexandria die Schulen besucht hatte und gern einen Anflug römisch-
hellenischer Freigeisterei zur Schau trug, nannten ihn einen Charlatan,
einen Irrlehrer und Ketzer: die meisten indessen waren auf seiner Seite.
Doch sie hielten mit ihrer Meinung zurück, denn die Gegenwart der Cen-
turionen schüchterte sie ein, das Thema auf ein Gebiet zu spielen, auf das
zu gerathen nur zu gefährlich. Die Fremdlinge von jenseit des Sees und
aus dem Lande der Phönizier, die nicht minder wie die einheimischen
Juden ein Lied von der Habgier der römischen Staatspächter zu singen
wußten, lauschten mit Interesse und Verständniß, denn das Gerücht vom
Rabbi Jesu war schon seit geraumer Zeit auch zu ihnen gedrungen. Ging
doch die Kunde, daß er vergangenes Jahr auf phönizisches Gebiet hinüber-

<"page24">



gekommen sei und das kranke Mägdlein eines phönizischen Weibes auf
wundersame Weise geheilt habe,

Auf ihrem Polster hockend, mit eifrigen Augen vorgebeugt, lauschte
Mirjam mit Begier diesen Gesprächen; denn des Rabbi Anblick hatte ihr
Herz getroffen.

Aber wie die Knechte des Sealthiel mit den Weinkrügen umhergingen
und die Schaalen sich leerten, gewann die Macht der feurigen Getränke
die Oberhand; wieder schwirrte das Kinnör, die Flöten gellten, und Mirjams
Tänze steigerten die Stimmung bis zur Orgie, die tief in der Nacht, als
der gesetztere Theil der Gäste der Trunkenheit der jüngeren Leute den
Saal überlassen, ihren wildesten Höhepunkt erreichte, um oben in den Ge-
mächern des Hauses in heißen Liebeskämpfen ihr Ende zu finden...

III.

Erhitzt von Tanz und Wein, erschlafft vom Liebeskampf, taumelte
Mirjam mit übernächtigten Sinnen bei Anbruch des Tages in der kühlen
Sterndämmerung durch das Gewinkel der öden Gassen ihrem Heim zu.

Aber die Augen des jungen Rabbi, deren Blick in ihrem Herzen
brannte, ließen ihr keine Ruhe. In ihrer Behausung angekommen, ver-
tauschte sie ihr Prunkkleid und ihren Tanzschmuck mit einem schlichten
Gewand, knotete das Haar in die Höhe und eilte, einen Schleier über-
geworfen, wieder in das Grauen des anbrechenden Tages hinein zum
See hinab.

Dicht am Wasser entlang führte der Pfad an den Gartenmauern der
Landhäuser hin, die von den Reichen und Vornehmen der Stadt hier be-
wohnt wurden.

Ueber den nebelblauen, waldigen Kreidebergen drüben auf dem jen-
seitigen Ufer, das noch die Schatten der Dämmerung verhüllten, streckte
schon die Hindin der Morgenröthe ihr rosiges Gehörn gegen das reine Blau
des Himmels empor, in dem die letzten Sterne erbleichten.

Durch weiße Nebelstreifen kräuselte endlos der See seine dunkelstahl-
blaue Fläche mit monotonem Geplätscher gegen den Uferrand her. Hier
und da schimmerten matt die Segel der Fischerkähne, die im ersten Zwie-
licht ausgefahren waren, Netze auszulegen. Ein Pelikan breitete seine
mächtigen Schwingen in den höheren Lüften; Wildenten brachen aus dem
dämmernden Uferröhricht hervor, und durch das leise, frischkühle Wehen
des Morgenwindes ward das Geräusch der aufschwippenden Fische laut.

In den Gärten begann das Gezwitscher der Sylvien, schallten die
Triller und das süße Schluchzen der Nachtigallen, klang der Gesang der
Drosseln und das Gurren der Tauben.

Schlanke Palmen mit braunfasrigen Schäften ragten in die morgen-
frische bleiche Himmelshöhe, ihre breiten Kronen leise wiegend, aus den

<"page25">



dunklen Laubballen des Edelobstes, der Wallnußbäume und Platanen heraus.
Ueppiges Rosengerank hing über die Mauerränder mit leuchtender Farben-
pracht und herrlichen Düften, das weiß gesprenkelte Hellziegelroth der
Granatblüthe und die rosige Fülle des Oleander.

Und lichter und lichter entfachte sich der Tag; und das Waldgebirge
drüben, die Region der Eichen und Adler, das alte Golan, überragt von
den Gipfeln des Hauran-Gebirges hinter Astaroth Karnaim und Bostra
brannte in rosigen Gluthen.

Das Gefieder eines schwingenbreiten Adlers, der in langen Kreisen
hoch über dem Wasserspiegel schwebte, begann zu glänzen, und das Weiß
der Pelikane erschimmerte rosig von den entfachten Lichtern der Höhen.

Mit eiligen Füßen schritt Mirjam am Gestade hin, drückte sich an
der Gegend des Hafens vorüber, bestrebt, die nördliche Stadtgegend zu
erreichen, wo die Häuser der Fischer standen und Simon, der Gastfreund

und Jünger des Rabbi, wohnte; denn sie wollte diesen sehen, wenn er etwa, wie es seine Gewohnheit, in der Frühe des Morgens das Haus verließe, um sich in das Gebirge zu begeben.
Ueber kleine, von Basaltplatten überbrückte Rieselbäche, die mit eiligem Gefälle ihres silberklaren, seichten Wassers von den Bergen jenseits der Stadt sich in den See ergossen, schritt sie hinweg, eilte durch schmale, üppig durchwucherte Thalfurchen, über flaches Sandufer und Wiesenland hin, und als die Morgenröthe dem breiten Strahlengold der aufgehenden Sonne wich und der See unter den ersten Strahlen seine blitzenden Feuer entfachte, gelangte sie zum Hause Simons des Fischers.
Sie war erstaunt, die Gegend bereits belebt zu finden. Der Platz vor dem Hause bis in die Gassen hinein war erfüllt von einer harrenden Menge.
Es war armes Volk aus der Stadt und Umgegend, verhärmte, verkrüppelte Gestalten, abgezehrt von Noth und mancherlei Gebrest; Blinde, Besessene, Krüppel und mit zehrender Krankheit Behaftete. Einige lagen auf mit Eseln und Maulthieren bespannten Karren, Bauern aus der Umgegend, die bereits von der Ankunft des Rabbi Kunde bekommen und geduldig die Nacht durchwarteten, bis der Meister erwachen würde.
Mirjam sank, den Schleier über ihr Gesicht raffend, auf einen Steinsitz, mit der Menge Jesus zu erharren.
Das Haus Simons bestand aus dem Erdgeschoß und noch einem Stockwerk darüber. Es hatte ein flaches, von der breiten Krone eines riesigen Wallnußbaumes überragtes Dach. Es war weiß getüncht, mit kleinen Fenstern und einem schmalen Thoreingang. Netze und anderes Fischereigeräth hingen an Pflöcken die Wand herab..
Die Zeit ging. Der Verkehr des Tages erwachte. Die Karren der Händler klapperten durch die Gassen; die Handwerker traten aus den Häusern in ihre Verschläge, um an die Arbeit zu gehen; vom Hafen her

<"page26">

schallten die Rufe der Handlanger, und über die Fläche des Strandes hin tummelten sich die Fischer bei ihren Kähnen.
Plötzlich gerieth die Menge in Bewegung und drängte sich unter Geschrei mit Ungestüm auf das geöffnete Thor des Hauses zu.
Hastig erhob sich auch Mirjam und drückte sich mit der Schaar in das Haus hinein.
Durch den Thorgang gelangten sie in einen geräumigen, mit Steinplatten gepflasterten Flursaal. Zur Rechten und Linken, wie im Hintergrunde führten Holzstiegen zu einer Art von Galerie hinauf, auf die die oberen Gemächer des Hauses mündeten. In der Mitte des Raumes befand sich eine mit Brettern überdeckte Cisterne; über ihr, im flachen Dach, war eine leicht vermauerte Oeffnung, bestimmt, in der Regenzeit das niederströmende Wasser in die Cisterne gelangen zu lassen. Steinsitze befanden sich an den Wänden.
Der ganze Saal war von Menschen angefüllt; nur der Raum in der Mitte um die Cisterne herum blieb frei. Neugierige aus der Stadt fingen an, sich einzufinden, drängten und stauten sich im Thorgang, betrachteten die Kranken, redeten mit ihnen und tauschten Kunde aus, die von den letzten Thaten und Lehren des Rabbi in Judäa und Galiläa zu ihnen gedrungen.
Oben auf der Galerie standen Simons Schwiegermutter und sein Weib mit anderen Genossen des Hauses, die Menge zu betrachten. Simon selbst und Andreas, sein Bruder, waren zum Fischfang auf den See hinaus. Aber Judas aus Kerijoth stand bei den Weibern, Jacobus und der junge Johannes, die Brüder und Fischer aus Bethsaida.
Und nun trat auch der Rabbi aus dem Gemach, in dem er mit den Angehörigen des Hauses und den Jüngern das Morgenmahl eingenommen. Er war in dem grauen, rothgestreiften Untergewand, in dem ihn Mirjam gestern Nachmittag gesehen; schlicht hing ihm sein schwarzes Haar auf hagere Schultern herab.
Den Weibern und Jüngern zuwinkend, stieg er langsam in den Saal hinab, hinter einem trüben, fast bitteren und finster-ernsten Gesicht sein großes und thätiges Mitleid verbergend und seinen Feind von Urbeginn, den alten, bösen Widersacher und Nothsatan musternd und ihm Fehde bietend, empfangen von dem ehrfürchtig-schweigenden Gruß der Menge, die sich, sobald er den Saal mit einem leisen Nicken seines Hauptes betrat, fast gierig zu ihm drängte, bestrebt, sein Gewand zu berühren, dem die Heilkräfte seines gesegneten Leibes innewohnten.
Halb wie duldend hatte er leicht seine Arme und Hände gebreitet, wie die wundersamen Kräfte seines Leibes und seiner Erscheinung erbarmend den sehnsüchtigen Berührungen dieser Unglücklichen preisgebend. Und so wandelte er langsamen, weilenden Schrittes durch das eifrige, flüsternde

Gedränge, die ruhige, stille Kraft seines Auges schweifen lassend, leise

<"page27">

Worte sprechend, grüßend, beschwichtigend, tröstend, wiedererkennend, bis
er in die Mitte des Saales und zu der Cisterne gelangte, wo er weilte.
Es war Mirjam gelungen, einen der Steinsitze unter der Galerie zu
erreichen, die, wie sich die Menge gegen die Mitte des Raumes drängte,
frei geworden. Sie hatte sich hinaufgestellt und verfolgte mit starren
Blicken, was sich in der Mitte des Kreises, der den Rabbi umgab, zutrug.
Viele waren vorhanden, die sich mit einer Berührung seines Gewandes
begnügten, mit ein paar Worten dieser leisen, gehalten-gelassenen Stimme,
die mit milder, aber unausweichlicher Gewalt in die Seelen drang. Es
ging das Gerücht, daß starke Männer unter dem Blick seines Auges, unter
einer leisen Berührung seiner feinen, hageren Hände, unter dieser Stimme
erbebten.
Und sie selbst: wieder fühlte sie des Rabbi Gewalt.
Ihre Brust wogte, ein wundersames Beben überlief ihre Glieder; und
in einem seltsamen Taumel, der wie eine Bezauberung war, der sie beseligte
und ängstigte, fühlte sie sich versucht, sich durch die Menge zu ihm hinzu-
drängen und zu seinen Füßen zu stürzen. Jede seiner leisesten Bewegungen
war wie ein mächtiger Bann und wie ein Wort zu ihr hin, wie ein wonnig
zwingendes Gebot. Wie nackt fühlte sich ihre Seele vor ihm, und sie hatte
die Empfindung, als wisse er in diesem Augenblicke ihre Gegenwart und
den heimlichsten ihrer Gedanken; eine Empfindung, die sie mit gleicher Macht
forttrieb und bannte. – So stand sie, den Körper gegen die Mauer ge-
drückt, regungslos, die Blicke unverwandt in tiefer, staunender Benommen-
heit auf ihn gerichtet, wie ihm preisgegeben, bangend wie in einem Zauber.
Es war ein unablässiges Kommen und Gehen. Wie die Zeit vor-
schritt, fanden sich noch mehr Leute aus der Stadt ein, ihn zu sehen.
Vornehme traten in den Saal; ein paar Lehrer aus der Stadtsynagoge,
und etliche von der Secte der Pharisäer hatten sich eingefunden und standen
unter eifrigen Flüstergesprächen beiseit, das Heilwerk des Meisters beobachtend
und sorgsam seiner Worte achtend, so weit sie durch das Flüstern und
Murmeln der Menge zu vernehmen waren.
Da löste sich der Verschlag, der oben die Dachöffnung über der Cisterne
verschloß, und ein Tragbett ward in die freie Lücke geschoben, das sich, an
Tauen befestigt, langsam herniederzusenken begann, bis es auf die verdeckte
Cisterne zu stehen kam.
Auf dem Bett lag ein Kranker, die gekrümmten und geschwollenen
Glieder von Lappen umwickelt, mit fahlem, schmerzverzogenem Gesicht,
ängstlich wegen seiner ungewöhnlichen Ankunft, und doch die Blicke belebt
von einer inbrünstigen Zuversicht. Oben in der Oeffnung des Daches
aber zeigten sich jetzt die Gestalten der Seinigen, Bauern aus der Um-
gegend, die sein Erscheinen erklärten und entschuldigten.
Man habe nicht anders in den Saal gelangen können und habe nicht
unverrichteter Dinge wieder fortziehen wollen, denn der Leidende sei ein

<"page28">

Gichtbrüchiger, ertrage große Schmerzen und bedürfe des Rabbi wie kein
Anderer.
Schweigend hatte Jesus diesen Bericht vernommen und wandte sich
nun dem Kranken zu, der, ein großer bärtiger Mann mit einem breiten,
braunen Gesicht, zitternd, in bang hoffender Erwartung zu ihm emporblickte.
Und schweigend stand Jesus vor ihm, die dunklen Augen fest in seine
Blicke gesenkt..
Eine Zeit lang blickten sie sich solchermaßen an, und eine tiefe, athem-
stockende Stille war im Saal.
Mirjam zitterte. Ihr Athen hielt. Ihre Augen starrten in einem Bann.
Nur die magische Spannung dieser Stille und die starre, dunkle Ge-
stalt des Rabbi, zu dem bebenden Mann herniedergebeugt, daß ihm das
schlichte schwarze Haar an den Schläfen hernieder nach vorn hing.
Mirjams Sinne begannen zu taumeln; der ganze Raum wirrte sich
vor ihren starrenden Augen in große, graue Kreise, und in ihnen nichts
als das magische Rund dieses dunklen Blickes, mit der stillen sicheren Ge-
walt seines allmächtigen Willens tief in die Seele des kranken Mannes
gesenkt und mit ihr mystische Zwiesprache haltend.
Dies war es. Dies war dieser wunderbare Zauber seiner göttlichen
Kräfte, die die Teufel und Geister der Krankheit schreckten und vor denen
sie flohen. Dies war das große, einzige Wunder, das über menschliche
Vernunft hinausging, das Zeugniß seiner göttlichen Bestimmungen.
Ihre Kniee wankten; in wilden süßen Schlägen pochte ihr Herz, ein
seltsames Weinen stickte ihre Gurgel.

Da, plötzlich! mit ruhiger, gehaltener Kraft durch die tiefe Stille:
„Glaubst Du, daß ich Dir helfe?“
Und nun bang, flüsternd der Mann und doch mit einem unendlich
hingegebenen Zutrauen:
„Herr, ich glaube!“
Jesus schwieg. Aber noch tiefer, mit einem starren Lächeln, neigte
er sein Haupt gegen den Kranken hernieder; mächtig und streng war der
Blick seines Auges, und leise, langsam rührte seine Hand die Stirn des
Kranken.
Mirjam fühlte, wie dieser sich streckte und seine gekrümmten Glied-
maßen sich lösten.
Und da wieder durch die tiefe Stille, stark, kurz, fast rauh, und doch
leise, daß es sie seltsam durchfuhr:
„Erhebe Dich!“
Und Wunder! der Mann that einen Seufzer, seine Augen weiteten
sich, und er richtete sich empor.
„Gehe hin und wandle!“
Und die Beine des Kranken streckten sich, schoben sich über den Bett-
rand; und nun stand er aufgerichtet und that einen Schritt.

<"page29">

Ein Rauschen ging durch den Saal.
Jesus aber reckte seinen Arm, und noch einmal wandte er sich, indeß
es still ward, zu dem Kranken und rief:
„Nimm Dein Bett auf!“
Und der Bauer ergriff mit kräftigen Armen sein Bett und schickte sich
an, durch die staunend weichende Menge dem Thor zuzuschreiten.
„Geh zu den Deinen und lobe Gott!“ sagte der Rabbi leise.
Jetzt aber brauste ein Jubel durch den Saal, und ein Gedränge ent-
stand. Die aber bei ihm standen, riefen:
„Herr, Du bist der Messias! Du bist der Gesandte des Himmels!
Gelobt sei der Same Davids, Gottes Prophet!“
Der Rabbi aber stand, die Augen halb geschlossen, starr und unbeweg-
lich vor sich niederblickend, mit festgeschlossenen, fast schmerzlichen Lippen;
sein Gesicht war fahl, tief lagen seine Augen..
Mit einem bangen Staunen und einem wunderlichen Mitleid hing
Mirjam an seinem Anblick; mit hochgehender Brust, die Hände im Genick
gefaltet, das Haupt gegen die Mauer gelehnt, mitten unter dieser Menschen-
menge, deren Anblick ihr widerwärtig, die sie, die ihn, der unter ihnen
stand gleich einem König, mit ihren Berührungen, mit dem rauhen miß-
tönigen Lärm ihrer Stimmen und üblen Dünsten bedrängte; diese Elenden,
deren dumpfer Egoismus an den Kräften seines Leibes und seiner
Seele fraß.
Und all' ihr Wesen war das heiße Gefühl einer mächtigen, begehren-
den Sehnsucht zu ihm hin; und nichts fühlte sie, als den tiefen, wunder-
baren Bann seiner Mannheit und daß sie ihn – liebte..
Und ihr heißes Blut wallte auf, und mit einem jähen Erröthen ihren
Schleier vor das Gesicht raffend, eilte sie mit zitternden Knieen aus dem
Saal in's Freie.
IV.
Mit gelösten Gliedern und taumelnden Sinnen erstieg sie ihr specereien-
duftendes Gemach und sank in die Pracht der üppigen Polster und Teppiche.
Was war ihr geschehen?!...
Sie wußte nichts, war nichts als diese einzige, sehnende Empfindung,
daß sie ihn liebte, liebte, liebte!... Im Fieber der Sehnsucht wühlte
sie sich in die Polster. Ihr Blut raste nach ihm.
Sie stöhnte, das glühende Gesicht in die Polster gedrückt; sie ächzte,
weinte, breitete die Arme; wilde Küsse preßte sie auf ihren nackten Arm
und biß mit ihren Zähnen in sein Fleisch.
Und dann wieder lag sie, mit süß gelösten Gliedern, holden Träumen
hingegeben.
Den all' ihre innersten Triebe, den alle Instincte, alles Genie ihrer
starken, reifen Weiblichkeit je und je gesucht und ersehnt: zum ersten Mal

<"page30">

fühlte sie sich in seinem allmächtigen Bann; zum ersten Mal hatte sie den
– Mann gesehen, von Angesicht zu Angesicht! –
Er, unter dessen Blick ihr innerlichstes Leben in unsagbaren Schauern
erbebte, in hingenommenster Sehnsucht sich entflammte: der Mann! –
Sie gedachte all Jener, die sie umarmt, in deren Umarmung sie die
heißen suchenden Triebe ihres Blutes getrieben; die je über ihren Leib
Herrschaft gewonnen und über deren Seelen dieser Leib Herrschaft gewonnen,

die sie mit dem wilden Uebermuth der genialen Hetäre zu ihren Sklaven gemacht, deren Mannheit sie in die tiefste Erniedrigung sinnlicher Lüste niedergebeugt; sie, die reich, vornehm, edel genannt wurden, die mit Rang, Stand, Geburt, Reichthum vor den Menschen glänzten, und über die sie in der stillen Verschwiegenheit dieser üppigen Kammer Gewalt gewonnen; die vor ihr gewesen waren wie winselnde Hunde, den Winken ihrer verwegensten Launen unterthan; die Reichthum, Gesundheit und Ehre um die Reize ihres Leibes vergeudet.

Und wie eine Vision sah sie das hagere Antlitz des jungen Rabbi mit der Gewalt seines Blickes, in dem die göttliche Kraft seiner Bestimmungen leuchtete. Es brannte mit zuckenden Sehnsuchtsschauern in ihrem Blut, zum ersten Mal weckte es ihr das Bewußtsein und die wilde Noth ihrer Schmach.

Sie hatte wohl geliebt. Ein Anderes war es, wenn sie die Mannheit des jungen Centurionen umfing, und ein Anderes, wenn dieser Geck von Gamaliel sie umarmte. Aber blöde, todte Larven waren sie Alle, deren Berührung beschmutzte und fraß wie Krankheit; von nichts beseelt, als von der Begier nach ihrem Leibe.

Wie ein Schemen war das Bild der Mannheit vor ihr aufgetaucht, wie ein Schemen war es in der Gluth brünstiger Umarmungen zerronnen, und was übrig blieb, war der wedelnde Hund von Sklave, dessen unreine Brunst ihren Leib befleckte und ihre Seele verwüstete, den sie knechtete und mit dem rächenden Uebermuth ihrer Launen geißelte.

Und nun hatte sie ihn gesehen; gestern Nachmittag und heut Morgen, den Mann und Herrn, vor dem ihre wilden Sinne weich wurden; den mächtigen Bändiger ihres suchenden Geschlechtes, den Sieger im ewigen, wüsten Kampf ringender Triebe, ihren Herrn und Stiller!...

Und, ihn besitzen, dem die Völker Judäas und Galiläas zujubelten; dessen Ruf bis nach Syrien und Phönizien drang; den neuen Elia und Messias! Ihn umfangen in der Stille einsamer Stunden; sein Bestes, Reichstes, Wunderthätigstes zu besitzen in solchen Stunden, mit ihm den Kampf der Kämpfe zu ringen!..

Lange lag sie so mit zerwühltem Haar, mit irr verträumten Augen, hinschmachtend in trostloser Hoffnungslosigkeit, und wieder aufgestachelt von der unbändigen Uebermacht eines rasenden Begehrens, die Glieder in die heißen Polster gewühlt, in der specereienduftenden Schwüle des Gemaches.

<"page31">



Dann kam die Dienerin und lud sie ein, in die unteren Räume hinabzukommen, wo ihr das Bad gerüstet war.

Sie begab sich hinab und tauchte ihren müden Leib in das warme, von stärkenden Edelkräutern duftende Wasser, das sie zum Tanze des Nachmittages erfrischen sollte. Ihre Dienerinnen strichen ihr die Glieder mit weichen Schwämmen, trockneten sie mit linden Tüchern und rieben ihren Leib mit kostbaren Oelen und Salben.

Und wie sie nun in der erneuten Frische ihrer Jugend dem Bad entstieg, und das wundersame Ebenmaß ihres Leibes, die leuchtende Schönheit ihres Gesichtes in den kostbaren ionischen Metallspiegeln wahrnahm, diese Schönheit, an die ihre Verehrer Vermögen verschwendeten, Verstand und Manneswürde hingaben, um die sie die fremden Krieger mit jener Göttin der Heiden verglichen, die in Urzeiten in Pracht und Schönheit dem Schaum des Meeres entstiegen, und deren Herrschaft alle Götter und Menschen huldigten, da schwoll ihr Herz in einem stolzen Selbstbewußtsein.

Schön war sie wie eine Aphrodite, schön wie Sulamith, die Geliebte des königlichen Sängers ihres Volkes, aus dessen Blut und Stamm, wie sie sagten, der Rabbi von Nazareth entsprungen; schön wie die liebliche Sulamith, die unsterbliche Lieder ihres Volkes verherrlichten, von der die Liebenden Abends in den Rosengärten und Weinbergen alte Wechselgesänge sangen, zum Klang des Saitenspiels. Schön war sie wie Aspasia und Lais und die berühmten Hetären von Hellas, denen Staatslenker und die weisesten Männer fast göttliche Ehren erwiesen, wenn sie den Berichten der römischen Fremdlinge Glauben schenken wollte; sie, die Tänzerin und Sünderin... Und dies Alles, Alles hatte sie ihm zu bieten!..

Die Dienerinnen wollten sie zum Tanze schmücken; indessen, als sie erfuhr, daß der Rabbi heut Nachmittag in der Synagoge lehren werde, beschloß sie, nicht zu tanzen, warf ein einfaches Gewand über, hüllte sich in ihren Schleier und hastete, begierig seines Anblickes, zur Synagoge.

Und sie vernahm seine stolzen Worte; Worte so kühn und hoch, wie sie noch nie ein Prophet und Großer ihres Volkes gesprochen; sie gewahrte den Haß und die Wuth der Priester und Gelehrten, deren Witz sich in Ohnmacht wand vor dem stolzen Flug seines Geistes und der Macht seiner schlagfertigen Klugheit; sie vernahm die Schlangenklugheit des Wortgewaltigsten der Männer; er, schlauer und listiger als die verwegensten

Ränke und Fallen seiner Widersacher.
„Ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolget, der wird nicht
wandeln in Finsterniß, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ –
„Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubet, der wird
leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet und glaubet an mich, der
wird nimmermehr sterben!“
Alle diese Worte, deren unerhörte Gewalt und Kühnheit sie mit athem-
hemmender Bangniß durchschauerten, die bedrückten wie der Frevel eines


<"page32">

unerhörten Verbrechens, und die dennoch Wahrheit waren! – Denn, wenn
es auch wirklich Wahnsinn, was er da redete und lehrte, Wahnsinn, oder,
wie seine Widersacher sagten, der tiefste und tödtlichste Frevel, der Frevel
an Gott und dem Allerheiligsten: dies eine war über allen Zweifel: es
war nichts, als was Er durfte... Denn dies war kein bloßer Rabbi,
wie sie im Philosophenmantel in den Schulen und Synagogen sitzen, mit
spitzfindigem Witz am Gesetz klauben und Motten fangen, diese komischen,
kümmerlichen Männlein mit ihrem lächerlichen, staubtrocknen Eifer: dies
war Er, dies war der – Mann! Und wenn Er sagte, er sei Gottes
Sohn und der verheißene Meschicha, so war dies eitel Wahrheit, wenn
schon ihr Verstand es nicht faßte...
Denn sie wußte nichts, als daß sie seiner begehrte; nichts, als daß
sie ihn liebte, liebte, liebte!.
V.
Danach aber erkannte Mirjam, daß sie verworfen, eine Sünderin und
seiner nicht werth. Und sie versenkte sich in sich selbst, mied den Tanz und
die Umarmungen der Männer und verbrachte ihre Nächte in Thränen und
Kämpfen.
Es lebte aber in der Stadt ein begüterter Mann von der Secte der
Pharisäer, der hatte Jesus und seine Jünger zu einem Mahl geladen;
denn es war Vieles in der Lehre des jungen Rabbi, dem er zustimmte,
wenn schon Jesus nicht die Schulen durchgemacht nach dem Brauch, sondern
aus eigener Offenbarung lehrte.
Dies hatte Mirjam erfahren, und wieder entbrannte ihr Sinn zu dem
Rabbi, daß sie ein Gefäß nahm, mit reinstem Nardenwasser gefüllt, und,
es im Busen ihres Gewandes bergend, hinabeilte zum See und zu dem
Landhause des Pharisäers, wo sie sich unter der Dienerschaft und dem
Volk barg, um dem Mahl beizuwohnen und Jesus zu sehen.
In Blumendüften, bei den Klängen der Flöten und des Saitenspiels,
saßen die Gäste zu Tisch: Pharisäer, Kaufleute und Vornehme der Stadt;
und unter ihnen in schlichten Gewändern der Rabbi Jesus und seine
Jünger.
Mirjam aber gewahrte nicht die Blumen, noch die Musik und die
fröhlichen Geräusche des Mahles, denn allein den Meister.
Es waren aber zwei Männer vorhanden aus Judäa, Pharisäer aus
Jerusalem, die ihm zusetzten mit spitzfindigen Fragen und ihn zu fangen
gedachten bei seinen Worten.
Und Jesus hörte ihnen zu, die aufgestützte Hand am Kinnbart, lächelnd
vor sich hinblickend mit seinen klugen Augen, die Rechte an der Trinkschale.
Sie sprachen von Mann und Weib; und wissend, wie seine Lehre
abwich und mit mancherlei Freiheit hinausging über das mosaische Gesetz,

<"page33">

gedachten sie ihn hierbei zu fangen. Und einer der Jerusalemiten hub an
und fragte ihn:
„Meister, wie meinest Du? Ist es auch recht, daß ein Mann sich
scheide von seinem Weibe um irgend einer Ursache willen? Und wenn
nicht, wie nun, da Moses doch geboten hat, einen Scheidebrief zu geben und
sich zu scheiden?“
Jesus aber antwortete ihm:
„Hat Moses Euch erlaubet zu scheiden von Euren Weibern, so war's
um Eurer Fehler und der Hartnäckigkeit Eurer Herzen willen. Nicht aber
war es also von Anfang, da Gott die Menschen schuf und machte, daß ein
Mann sein sollte und ein Weib, und sagte: „Darum wird ein Mann Vater
und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen, und die Beiden werden
sein ein Fleisch; so daß sie nun nicht ihrer zwei sind, sondern ein Fleisch;
Was nun Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Nicht
anders aber meint Moses, als ich Euch sage, die Ihr am Aeußeren des
Gesetzes haftet und nicht prüfet, was sein Sinn und seine Meinung sei.
Ich aber sage Euch: wer sich scheidet von seinem Weibe, es sei denn um
Hurerei willen, und freiet eine Andere, der bricht die Ehe; und ferner sage

ich auch: wer eine Abgeschiedene freiet, der bricht die Ehe!“
Da er aber dies gesagt hatte, ging ein Raunen durch die Gäste, denn
die Rede dünkte ihnen hart; und Simon, genannt Petrus, sein Jünger,
wandte sich zu ihm und sprach:
„Herr, stehet die Sache eines Mannes zu seinem Weibe also, so ist's
nicht gut, ehelich zu werden.“
Jesus aber wandte sich zu ihm und sagte:
„Nicht Jedermann erfasset dies mein Wort und seine Meinung,
denn allein Diejenigen, denen es gegeben, sie zu verstehen. – Wahrlich,
mein Simon! es ist ein schwer und heilig Ding um die Ehe, und mancher
thäte wohl besser, er freite nicht. Sieh, was dünket Dich dazu: es sind
etliche verschnitten, die sind von Mutterleibe an also; was dünket Dich,
daß Gott dieses also gefüget? Und wieder sind etliche verschnitten, die sich
selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen: wie dünket Dich nun
um diese alle und um das Himmelreich? – Wer diesen Sinn zu fassen
vermag, der fasse es.“
Sein Gesicht war ernst geworden, und ein Schweigen war im Saal.
Nicht ein Wort aber von Allem, was er geredet, das Mirjam nicht
vernommen und bewahret hätte in ihrem Herzen.
Zwar Vieles war, das ihr dunkel geblieben, wie es der Mehrzahl
der Gäste dunkel geblieben; und mit harter Gewalt und fast schrecklich war
ihr seine Rede in die Seele gedrungen, wie fest und hart seine Lehre und
sein Gebot das Weib dem Manne einte, und dem Weibe den Mann; aber
doch dünkte sie sein Wort gleich einem Heiligthum. Und sie fühlte, daß dieser
der Mann sei und des Weibes Herr; und erbebte in einer hold-verzagten
Ok

<"page34">

Furcht. Also band er das Weib, und also würde er sich dem Weibe
binden! Wer konnte vor ihm bestehen?...
Und mit einem Schrei, mit wankenden Knieen und dunkelnden
Sinnen riß es sie durch den Saal zu ihm hin, gleichsam seine Worte zu
beschwören, und sie lag zu seinen Füßen mit zuckendem Leib und weinte
und zerbrach das Gefäß mit dem Nardenwasser, salbte seine Füße und
trocknete sie mit der Fluth ihrer Haare.
Es waren aber etliche von den Gästen, die wurden unwillig und
riefen:
„Was soll dieser Unrath?!“
Judas aber aus Kerijoth, des Meisters Jünger, verwunderte sich, da
er das Nardenwasser sah, und sagte:
„Welche Thorheit begehet diese? Man könnte diese Narde wohl ver-
kaufen um manches Goldstück und solches Geld den Armen geben!“
Jesus aber, der diese Rede hörte, wehrte ihnen und sprach:
„Sie that dieses aus Liebe. – Viel hat sie geliebet; ihr sind viele
Sünden vergeben. Und wahrlich, dies sag ich Euch!“ wandte er sich zu
ihnen, und seine Miene war streng und fast verächtlich: „Wo mein Wort
verkündet wird in aller Welt, da wird man von nun an auch dies sagen
zu ihrem Gedächtniß, was sie jetzt an mir gethan!“
Sie aber hob ihr Angesicht empor zu ihm, raffte sich auf und lief
von dannen...
WI.
Es war an einem Nachmittag. Jesus hatte in der Synagoge gelehrt
und stieg nun langsam die Gassen hinauf, die aus der Stadt in das
westliche Gebirge führten.
Er lenkte seine Wanderung gen Norden, wo er im rauheren, das
Gelände weithin überragenden Berggebiete die Lieblingsplätze seiner Ge-
dankeneinsamkeiten fand.
Ueber kleine klare Bäche, die aus den Bergen herab mit murmelndem
Gefälle dem See zueilten, durch die feierlichen Säulenhallen der Dattel-
haine, die die lachende Thalebene bestanden, durch das silbrige Graugrün
der Oliven- und Feigenplantagen, zwischen Orangen- und Limonengärten,
Weinbergen und der goldigen Herrlichkeit mannshoher Kornfelder hin, an
dunklen Sykomoren vorbei, stieg er bergan und erreichte eine unwirthsame
Hochebene. Blühendes Dorngestrüpp, von leuchtenden Lilien durchwachsen,
wucherte aus Geröll und niedrigem bleichen Rasen. Kurzstämmige Nebek-
bäume ragten vereinzelt mit ihren pflaumenartigen Früchten; riesiges
Oleanderbuschwerk, wohl zwanzig Fuß hoch und hundert Fuß im Umkreis,
wölbte die wundervolle Lieblichkeit ihrer Blumenpyramiden in die Frische
der klaren Berglüfte.

<"page35">

Diese Ebene stieg leise gegen eine Eichenwaldung hinan, die sich feier-

lich mit breitem Gürtel um den Berg herum zog.
Er durchwandelte ihre von Sonnenlichtern durchspielten grauen Dämmerungen, um über sie hinaus in die höheren, freien Regionen der Bergwelt zu gelangen.
Zwischen Geklipp und Geröll hin, gleißend unter den schrägen Strahlen der Nachmittagssonne, von gelbverbranntem Graswuchs und bunten Bergblumen umwachsen, stieg er den Berg hinauf durch diese Einsamkeit, die nichts belebte als das Flüstern der Höhenlüfte, der Schrei eines Adlers, der in den wolkenlos blauen Himmelstiefen hing, und das helle Murmeln der blitzenden Quellwasser.
Auf freier Berghöhe ragte neben einem Quell eine einsame Sykomore, mit breiter Krone Schatten spendend. Ein Stein lud zum Sitzen, und der Rabbi ließ sich nieder, von der Anstrengung seiner Wanderung zu rasten, und ließ seine Blicke schweifen.
Ueber den Gürtel der Eichen führte der Blick auf die fruchtprangende, von dem Netz gleißender Gewässer durchzogene, im Sonnenglast sich weitende gesegnete Thalebene. Im länglichen Viereck neigte sich die Stadt mit der Fluth ihrer weißen, flachen Dächer breit über den Hang hin bis dicht zum Spiegel des Sees hinab, in der Mitte überragt von dem Dach und den Colonnaden der Synagoge, dem Palast des Magistrates und des römischen Militärpräfecten, ein Mann, der dem Rabbi persönlich geneigt war, denn Jesus hatte ihm einen Angehörigen seines Hauses von einer Todkrankheit genesen lassen.
Unter der Stadt dehnte sich mit lachendem Dunkelblau gegen die weißen Häusermassen das mächtige Becken des Seees, drei Stunden breit bis hinüber zum östlichen Ufer mit seiner gewaltigen, übereinander gethürmten Bergwelt, die dicht bis zu seinem Spiegel heranreichte, sechs Wegstunden in die Länge, nach Süden hinab gegen Tiberias und Tarichia hin.
Mit trägem Lauf kam trübe der Jordan durch die nördliche Thalebene und mündete, weißen Schaum absetzend, in den See, in ihm die Farbe seines Gewässers wahrend.
Weit in den nördlichen Fernen aber ragten zur Linken das blaue Massiv des cederbestandenen Libanon, zur Rechten erhoben sich die weißen Schneehäupter des Hermon in die dunkelblauen Azurtiefen des syrischen Himmels.
Nach Süden zu zog sich ein lieblich grünes Hügelgelände mit üppigen Laubwäldern, mit sanften Biegungen die Ebene einrahmend, allmählich steiler ansteigend, gegen Tiberias hinab.
Sinnend ließ der Rabbi seine Blicke an diesen südlichen Regionen haften.
Im sonnigen Duft des Horizontes weitete sich Galiläa mit all seinen lachenden Ortschaften; bis nach Samaria führte der Blick. Und dort, weit

<"page36">

im fernsten Süden – sein Herz schlug höher – blaute Judäa, dort ahnte er Jerusalem. – Jerusalem!...
Dort lag die Bergweste Machärus, auf der der Vierfürst den Täufer festgesetzt hatte.
Vor einigen Tagen war ihm die Kunde gekommen, daß Johannes enthauptet sei.
Er, der herbe Eiferer, der ihm den Weg bereitet. Er, der das Wort gesprochen: „Ich habe Euch mit Wasser getauft; aber nach mir wird Einer kommen, der wird Euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.“
Er, dessen Schicksal auch das seine sein würde!
Noch aber war seine Stunde nicht gekommen.
Seine Blicke hafteten an dem Haus des römischen Präfecten; und er gedachte der Thermen und der Theater von Tiberias; er gedachte dieser römischen Zollwirthschaft und der Militärherrschaft, die das Land bedrückte, und gedachte der Hoffnungen seines Volkes.
Und er verweilte bei diesen Hoffnungen.
Als er die vierzig Tage in der Wüste gefastet hatte, da war eine Idee vor seinem Geiste aufgestiegen.
Die Messiashoffnungen seines Volkes! – Jener neue mächtige König, der die Herrschaft der Fremdlinge abschütteln, der alle Stämme Israels zu einer neuen Einheit zusammenfügen, der in neuer machtvoller Herrlichkeit den Gottesdienst Jehovahs errichten würde.
Aber Rom! – Rom und dies kleine Judäa, von Zwiespalt zerrissen, in Secten zerspalten, von Bruderhaß zerrüttet! –
Dies Judäa und – Rom!... Nein, sein Geist hatte höheren Flug genommen. Ganz Syrien schmachtete unter diesem Druck der mächtigen Fremdlinge, die sich den Erdkreis unterworfen; und vor seiner Seele war die Idee aufgestiegen, alle Semiten, von gemeinsamer Noth bedrückt, zu

einigen und das Werk der Befreiung zu vollbringen.
Doch gleißendes Blendwerk des Versuchers!...
Dies war die Macht und dies war das Reich dieser Welt und ihrer
Herrlichkeit.
Thöricht war diese Messiashoffnung seines armen Volkes. Nicht von
dieser Welt war sein Reich.
Ein Anderer war der eifernde Gott Abrahams und Mosis, ein Anderer
der Gott des Sohnes.
Er hatte die Lehren der großen Weisen von Hellas vernommen, und
sie waren in sein Herz gedrungen; tiefere Kunde noch hatte er vernommen,
als selbst diese Weisen zu künden gewußt von den letzten Dingen: uralte
Mysterien hatten sich zu ihm gefunden von Osten her, und die tiefen
milden Lehren des indischen Buddha waren ihm aufgegangen. Zeiten
wollten sich bereiten und ein neues Licht aufgehen dem Erdkreise; neu

<"page37">

wollte der waltende Geist der Welten sich den Völkern offenbaren; und er,
der Rabbi, hatte sich erkannt und seine Sendung.
Zertrümmert lagen die Religionen der Heiden; ein Anderer war der
blutige Zorngott der Väter geworden, er, den er Vater nannte. Tiefer
und heiliger, milder sah er sein Bild mit den Augen seines Geistes, und
die Welt war reif einer neuen Offenbarung und eines neuen Bundes.
Geboren war der Sohn, der die Menschen leiten sollte aus dem Zustand
der Knechtschaft zu dem der Kindschaft. Und er war der verheißene Sohn
und Mittler, verheißen in einem tieferen Sinne, als diese Blinden
träumten, deren Sinn am Jrdischen hing.
Und dies war es, diese tiefe mystische Einsicht in seine Gotteskind-
schaft, die das weltbezwingende Rom zwingen und beherrschen würde;
dieses tiefe, unerschütterliche Bewußtsein seiner gottgeeinten Persönlichkeit.
Dies war das Messiasthum, und dies würde der Sieg seines Volkes sein.
Wahrlich! kein Stein würde von diesem Tempel auf dem anderen
bleiben, den die Väter erbaut; denn die Zeiten waren gekommen, da man
den Vater anbeten würde im Geist und in der Wahrheit; und wo man
Ihn als Vater erkennen und preisen würde, da würde Ihm ein Tempel sein.
Dieses Volk mußte vergehen und zerstreut werden, auf daß es der Welt
obsiege und ein Träger würde des neuen Heiles der Völker und des Reiches
der Kindschaft, in der Alle gleich waren vor Ihm, Juden und Heiden.
O Er! – Ehe denn Moses war und Abraham, sie, die ihr Haupt
verhüllten vor dem Vater in Knechtschaft, war Er, der Sohn! – Ja, ehe
denn Adam war, war Er im Vater, mit seiner ewigen Bestimmung, eins
und gleich mit dem Vater, eins und gleich mit ihm in ewiger Kindschaft!
Und dies war das Reich der Himmel! Dies das Heil und das
ewige Leben, das alle Schrecknisse und Finsternisse des Todes überwand!
Wer an Ihn glaubte, den Sohn, und an diesen heiligen Geist seiner
Lehre, der würde hinfort ewig leben im Reich der Himmel und im Vater,
ob er gleich stürbe. Und die Seinen würden seine Stimme vernehmen,
und er würde sie kennen und ihnen das ewige Leben geben. Und nimmer-
mehr würden sie umkommen; Niemand würde sie ihm aus seiner Hand
reißen. Denn der Vater, der sie ihm gegeben, ist mächtiger als Alles.
Er aber und der Vater waren eins! – Er war das Licht der Welt, wer
ihm nachfolgte, würde fürder nicht wandeln in Finsterniß, sondern das
ewige Leben haben. Und wer den Willen seines Vaters that, der that
seinen Willen.
Und er sah die Herrschaft der Seinen, die des Vaters waren in ihm
und mit ihm, dem gottgeeinten Sohn.
Dieser Blick und diese Wahrheit aber waren nicht von dieser Welt
und waren nicht weltliche Macht und Herrlichkeit. Vor ihnen verblichen
die gleißenden Lockungen des Versuchers, vor ihm Macht und Herrlichkeit
dieser Welt, Prunk und Pracht irdischen Kaiserthums. Des Todes war

<"page38">

der Kaiser, todverfallen Prunk irdischer Gewalt: über Tod und Welt aber
war er, der gottgeeinte Sohn, mit seinem Tod offenbarend das Reich der
Himmel; er, dessen Reich die Unendlichkeiten der Himmel und Sphären im
Vater und im Geist...
Noch aber war seine Stunde nicht gekommen. Noch mußte er die
neue Botschaft seiner Kindschaft verkünden. Aber die Stunde nahte, die
Stunde seines Todes und seines Sieges. Schon war Juda seiner Lehre
voll, Phönicien und Syrien kannten ihn. Täglich mehrte sich die Zahl
derer, die ihn erkannten und an ihn glaubten; täglich wuchs die Schaar
seiner Jünger, wuchsen die Heerschaaren seines Geistes, die er hinaufführen
würde nach der Vaterstadt, damit der letzte Kampf gekämpft und der Sieg

des Heiles errungen werde; nicht weltlicher Herrlichkeit, sondern geistiger.
Eine stille kleine Schlacht würde geschlagen werden, größer doch und
bedeutsamer, als je eine geschlagen ward von den Vätern, da sie das Land
der Verheißung erobert, von irgend einem Perserkönig oder von den welt-
beherrschenden Imperatoren der stolzen Roma.
Und er sah im Geist Seine, des Sohnes Heerschaaren und Legionen.
Legionen und Heerschaaren: Denn er war in die Welt gekommen, das
Schwert zu bringen. Legionen und Heerschaaren, angethan mit den Waffen
des Geistes, die Kinder des Vaters und die Söhne des Reiches; unüber-
windlich wie der Wille des Einen, trunken von den letzten Dingen, die
Himmel aufgethan vor ihren entbundenen Augen.
Und in Ekstasen verloren vernahm er aus den heimlichen Stimmen
dieser abendlichen Bergöde, aus diesem blinkenden Gestein, aus dem ge-
breiteten Gelände der Fruchtthäler, aus Blumen und Bäumen, aus Quell-
geriesel und Windeswehen die Stimme des Einen und gewahrte Seine un-
endliche und einige Gestalt. Und dies Alles war die Stimme und die
Gedanken seiner, des Sohnes, Seele; und diese Stimme und diese Gedanken
seine und des Einen Zwiesprache mit sich selbst, sein großes heiliges Denken
und das Wirken Seiner ewigen Schicksale...
Einheit! Einheit! Einheit!...
Und er sah und war, was nimmermehr menschliches Wort sagen und
offenbaren kann; davon er ihnen da unten nicht reden durfte, denn in
Bildern und Gleichnissen; dessen das tiefste Wort je und je nichts, denn
Bild und Gleichniß sein konnte...
Doch siehe! Da wandelte ein Weib des Weges, durch den Abend,
zwischen Geröll und Gestein den rauhen Hang daher, auf ihn zu.
Verwundert hob der Rabbi seine Blicke, zu erkennen, wer in seine
Einsamkeiten dränge; und er erkannte Mirjam, die ihm die Füße gesalbet
beim Mahl des Pharisäers und sie mit ihrem Haar getrocknet...
Langsam, mit scheuen und zögernden Schritten, gebeugten Hauptes
kam sie näher. Ihr Gesicht war fahl, ihre Wangen eingesunken; in Schatten
dunkelten ihre Augen, schwer ging ihre Brust unter schlichtem Gewand.

<"page39">

Und also gesenkten Blickes, mit bebenden Gliedern blieb sie, entfernt
von ihm, stehen.
„Mirjam?“
Mild war der Klang seiner Stimme, denn er gewahrte, daß sie litt,
und erbarmte sich ihrer in seinem Herzen.
Ihre Seele aber strömte über beim Klang seiner Stimme, und
schluchzend stürzte sie zu seinen Füßen.
„Rabbuni!“
Ein Zucken ging über des Rabbi Gesicht. Seine Seele hatte sie ver-
standen aus der sehnenden und verzagten Tiefe dieses einen Wortes; und
sein kluger Sinn fühlte und erkannte das – Weib...
„Herr, verwirf Deine Tochter nicht vor Deinen Augen!“
Das Haupt seitwärts geneigt, das Gesicht mit dem Gewande ver-
hüllend, hatte sie's gestammelt..
Von ihrer Seele hatte sich das Wort und das stumme Bekenntniß
losgerungen, das Gewalt und Allmacht war über alle Verzagtheit ihres
Herzens, über alle Scheu und Bangniß vor ihm, dem großen Rabbi und
Wunderthäter, der sich den Sohn Jehovahs nannte, von dessen Ruf die
vier Provinzen und Syrien voll waren.
„Erhebe Dich, Mirjam!“ sagte der junge Rabbi leise. „Ich weiß,
daß Du mich liebst!“
„Meister, Du weißt es!“ flüsterte sie heiß, mit leuchtenden Augen,
die Arme gegen ihn gereckt.
Aber sinnend und schier verwundert hafteten seine Blicke an der
Gestalt des knieenden Weibes, und seine Seele erbebte von dem wunder-
samen Schauer dieses Mysteriums der Gnade, daß eine Sünderin Jung-
frau sei durch reine Liebe und siehe! lieblich tönte in seinem Ohr ihr
Wort und Bekenntniß.
Wie war dies nur?
Auch das Weib hatte einst sein gewaltiges Denken gestreift, da er die
vierzig Tage in der Wüste gerungen, und die Liebe wohl sein junges Herz
gerührt; noch nie aber war ihm die Gewalt ihres mächtiges Räthsels so
nahe getreten!...
Und er verstand, wie nur Er versteht; eins mit ihm in diesem Augen-
blick, verstand sie sich in Ihm. Sein mächtiger Wille aber und sein tieferes
Wissen, das seine Sendung kannte, wandelte dies Verstehen und diese Liebe
in Mitleid, und mit einem dunklen Lächeln sprach er dies Wort wissen-
der Liebe zu ihr und sich selbst:
„Mirjam, ich habe nichts mit dem Weibe!“

„O Herr! Verwirf nicht Deine Dienerin!“ flüsterte sie abgewandten
Blickes, mit stummem Flehen die Hände gegen ihn gerungen, aus der Pein
ihrer Sehnsucht. „Siehe, ich weiß, daß ich eine große Sünderin bin!
Aber sie sagen, daß ich schön sei und die Männer beglücke. Nimm fürlieb

<"page40">

mit der Armuth Deiner Magd. Verwirf Deine Dienerin nicht vor Deinen
Augen.“
Und wieder verhüllte sie ihr Haupt.
Er aber erhob sich schnell, von einer mächtigen Bewegung ergriffen,
beugte sich zu ihr und hob sie auf, denn die Noth und Schönheit des ent-
hüllten Weibes überwältigte seine Seele. Und mild sprach er zu ihr:
„Wie bist Du eine Sünderin, Mirjam, da Du mich liebst? Siehe,
wahrlich! Deine Sünden sind von Dir genommen, denn Du – liebst. –
Entschlage Dich dieser Vorwürfe.“
„Meister!“
„Mirjam?“
Aber sie schwieg, inbrünstig ihre dunklen Blicke in den Frieden seiner
stillen Augen gesenkt.
Der Rabbi lächelte.
Dann aber sagte er sanft:
„Mirjam, ich habe nichts mit dem Weibe.“
„Meister, ich hörte Dich, als Du in der Synagoge lehrtest: bist Du
nicht gekommen, Beide zu erlösen, Mann und Weib?“
Und wieder lächelte der Rabbi, denn er wunderte sich ihres klugen
Wortes.
„Ich bin gekommen, das Himmelreich zu verkünden, Beiden, Mann
und Weib, Mirjam.“
„Meister, lehre Deine Magd erkennen, was das Himmelreich sei,“
flüsterte Mirjam gesenkten Blickes.
„Ich bin nicht gekommen, um der irdischen Liebe willen, Mirjam
Darum sagte ich Dir, daß ich mit dem Weibe nichts zu schaffen habe,
sondern ich bin gekommen um der geistigen Liebe willen, daß die, die an
mein Wort glauben und mir nachfolgen, selig werden und das ewige Leben
haben; dieses aber ist das Himmelreich.“
„Herr, Deine Magd versteht nicht den Sinn Deiner Worte.“
„Mirjam, nein!“
Jesus lächelte. Und in ihrer Thorheit dünkte sie ihm lieblich wie ein
Mägdlein, und er sprach zu ihr:
„Tritt zu mir her, Mirjam.“
Und schnell trat sie zu ihm hin.
Er aber ergiff ihre Hand und blickte sie an lächelnden Mundes, wie
man sich über ein Kindlein freut.
Sie aber sank zu seinen Füßen; und ein Leuchten war auf ihrem Ge-
sicht, und ihr Auge haftete an seinem Angesicht.
Plötzlich aber sagte sie ihm:
„Herr, lehre Deine Magd erkennen, was das Himmelreich sei
Dann sagte er dunkel und lächelte:
„Die Liebe ist das Himmelreich, Mirjam!“
1“
n

<"page41">

„Meister, sagtest Du nicht, das ewige Leben sei das Himmelreich
und Deiner Lehre zu folgen?“
Und abermals freute er sich ihrer Klugheit und sagte:
„Das ewige Leben aber und meine Lehre sind die Liebe; wenn sie
nun das Himmelreich sind, so ist die Liebe das Himmelreich, und dies
Alles ist das Gleiche.“
„Meister, nicht ganz fass' ich Deine Worte.“
Aber ihr Auge leuchtete, und ruhig ging ihre Brust.
„Nein, Mirjam! Aber Tag und Stunde werden kommen, da Du
mich verstehen wirst.“
Sie aber sah ihn an und flüsterte:
„Rabbuni, Du bist herrlicher denn alle Männer! Ich weiß, daß Du
über allen Menschen bist; ich weiß, daß Du Wunder thust und der König
Meschicha bist! – Herr, o komme zu Deiner Magd und beglücke sie!
Er aber schwieg, und sein Angesicht ward ernst. Und abermals
sagte er:
„Ich sagte Dir, Mirjam, daß ich nichts mit dem Weibe habe.“
Und da sie zusammensank vor der Härte seines Wortes, fügte er hinzu:
„Gehe hin, ändere Deinen Wandel und suche Dir einen Mann, daß

er Dir einen Sohn zeuge, auf daß Du gerechtfertigt seiest vor den
Menschen.“
Sie aber senkte ihr Haupt, hart und trüb ward ihr Gesicht, und
sie sprach:
„Wer sollte Dich überwinden in seinem Herzen, den Du angeschaut!
– Ihrer Keiner ist wie Du!“
Und wieder reckte sie mit heißem Flehen ihre Hände gegen ihn
und rief:
„Rabbuni!“
Er aber blickte beiseit und sagte mit leiser Stimme:
„Verlaß mich, Mirjam!“
Da riß sie sich in die Höhe, hub sich von ihm und rannte mit hasten-
den Schritten von ihm weg den Pfad hinab...
WII.
Und wieder war der Rabbi allein.
Die Schleier der Nacht aber sanken auf das Gelände. Die Sterne
entfachten ihre Lichter im dunklen Blau des Himmels, und über den Ost-
bergen, an denen die letzten gelben und violetten Farben des Abends ver-
blichen waren, und die nun in blauem Dunkel lagen, erhob sich das silberne
Rund des Mondes.
Leise erbrausten die Eichenwälder in der großen Stille der herein-
brechenden Nacht. Wie gelöstes Silber breitete sich die endlose Fläche des

<"page42">

Sees, und auf dem weiten Gelände der Ebenen lagen die glastdurchwobenen
Nebel, durchflochten von dem gleißenden Aderwerk blinkender Gewässer.
Wie ein erhabener Traum aber schimmerten fern im Norden die ge-
waltigen Schneegipfel des Hermon und die blauen Cederwaldungen des
Libanon.
Unter dem rauschenden Gipfel der Sykomore saß der Rabbi in seiner
sinnenden Einsamkeit..
All' dieser erhabene Nachtfrieden: Dies war der Vater, der in ewigem
Wandel Urbeständige. Der Sohn aber lauschte, denn es dünkte ihm, als
wolle der Vater ihm ein uraltes neues Wort künden, ein Wort, das er,
der Sohn, noch nicht zu seinem Ende gedacht.
Verloren saß er und schier verwundert, lauschend dieser Unruhe, die
das Weib, das da eben von ihm gegangen, in seine Seele gesenkt; diese
Unruhe, die wie ein dunkles Raunen war und ein Wort, das ihm der
Vater noch enthüllen wollte.
Plötzlich aber hob er sein Haupt..
Aus den dunklen Eichenthälern, wo die Hirten die Nacht über bei
ihren Heerden weilten, tönte ein Lied die Höhe herauf.
Er kannte es. Es war der Wechselgesang zweier Liebenden; eines
jungen Hirten wohl und irgend eines Mägdleins, das wohl von der Stadt
her zu dem Geliebten hinaufstieg.
Sehnsucht lockte, und Gewißheit jauchzte, neckende Anmuth antwortete
aus den Gründen, zögernd, mit schelmischer Sprödigkeit, aber sich nähernd.
Lieblich däuchte dem jungen Meister dieser Gesang, und gern lauschte
er ihm, doch nicht ohne ein frommes Sinnen, das einem Staunen glich.
Noch nie hatte er so die Nähe des Weibes gespürt, als in dem
Augenblick, da Mirjam ihm gesagt, daß sie ihn liebe...
Und siehe! Alles, was ihn in dieser weiten, sternklaren Nachtstunde
umgab, ward dieser Gesang; und er war die Seele seiner Erscheinungen
nah und fern, und die sich enthüllende Mystik seines tiefsten, innersten
Sinnes.
Das Rauschen und Flüstern der Nachtwinde, die liebliche, erhabene,
trauliche und schreckliche Form der Dinge, das hehre Schimmern mond-
bestrahlter Firmen, das heilige Licht der Gestirne, ziehende Blumendüfte,
das Rieseln, Plätschern und Dröhnen nächtlicher Quellen und Bäche, das
Schluchzen der Nachtigallen im Buschwerk der Waldgründe, die Laute
schweifenden Nachtgethiers, der Mondglast der Fernen, Berg und Thal, die
majestätische Fläche des Sees, der Nachtfriede der Dächer tief unter ihm
tausend heimliche und offenbare Stimmen und Bewegungen: dies Alles war
der Vater; und dieses Lied in diesem Augenblick sein tiefster Wille und
seine offenbarende Stimme zu ihm herauf, dem Sohne, ihm offenbarend
den ewig wirkenden That- und Schöpfergrund. Seines, des Einen mystischen
Zwiespaltes.

<"page43">

Und der Sohn erschauerte in einem neuen, tiefen Wissen.
Pniel: das Angesicht Gottes! Enthüllt in diesen beiden Liebenden
und in ihrem Lied!...

Und er, der Sohn blickte durch dies Lied in den Abgrund der
Zeugungen und erblickte die ungeheure Entfaltung der Geburten und
Schicksale aus den Tiefen der ewig geeinten schöpferischen Zweiheit.
Und wieder sah er im Geist Mirjams Gestalt, wie sie dunkel durch
die Dämmerungen des Abends zu ihm geschritten kam. Und er gewahrte
ihre Schönheit, gewahrte das tiefe Leuchten ihres sehnenden, leidumschatteten
Auges, gewahrte ihre süße Noth und sah das Räthsel des Weibes...
Und ein wunderlicher Gedanke tauchte aus der süßen Müdigkeit seiner
Seele.
Welches war mehr: Einen zu erlösen oder die Völker des Erdkreises?
Und was bedeutete dies: den Erdkreis zu erlösen in sich selbst und in
Einem?!... Und welches war tiefster und letzter Sinn und tiefstes und
letztes Gebot der Liebe?...
Wohl kannte er seine Sendung, und der Wille des Vaters stand ent-
hüllt und klar vor seiner Seele: aber auch in diesem Lied der Liebenden
da unten in den Thaltiefen war die Macht eines nothwendigen Urgebotes;
und noch näher hatte es an sein Herz gerührt mit der zagen Sehnsucht
jenes jungen Weibes, das ihn vorhin verlassen. Und er erkannte und
fühlte die tiefste, heilige Würde dieses Gebotes.
Doch einzig war der Sohn gekommen, den Menschen das Reich der
Himmel und der Kindschaft zu verkünden und mit seinem Blute den neuen
Bund des Vaters und seiner Kinder zu besiegeln?
Und siehe! verwunderlich zauderte er in der Verwirrung eines holden
Zweifels: welches war das Gebot der Gebote, und welches das Eine,
Einzigste und Höchste?
Ergangen war an Adam dies Gebot, daß er die Geschlechter der
Menschen erzeuge mit Eva, dem seinem Leibe entnommenen, innigst ihm
gesellten Weibe; und des Sohnes mächtige Seele schaute in diesem Augen-
blicke die ganze Tiefe dieses Gebotes.
Denn dies war nicht allein eine Geburt des Fleisches, sondern es
war nicht minder eine Geburt des Geistes; dies war Sein langes Werden,
des Sohnes und geistigen Adams, der, aus ihm gezeugt und dem Weibe,
dennoch war, ehe denn selbst Adam war, im Vater und im ewig wirkenden
Geist, mit ihm gleich und identisch. Nicht vermochte er dies Beides von
einander zu scheiden, Fleisch und Geist. Er gewahrte ihre innerste und
nothwendigste Einheit und Verbundenheit.
Aber durch Adam war die Sünde in die Welt gekommen und der
Zwiespalt. Er hatte wider das Gebot des Vaters gehandelt, und dies
war Kains Brudermord und dies aller Fluch und aller Zorn des Vaters.

<"page44">

Und Er, der Sohn, ein geistiger Adam: war er nicht gekommen, den
Fluch der Sünde und Knechtschaft von den Menschen zu nehmen und ihnen
die Kindschaft zu bringen?
Die Sünde! Die Sünde!...
Doch nicht Sünde war, sondern Leid und Zwiespalt.
Zwiespalt im Einen! Zwiespalt der Einheit!...
Und noch einmal wollte es an ihn heran wie das Bangen der vierzig
Wüstentage. Und noch einmal auch Er im Zwiespalt!... Und das Weib
hatte ihm diesen Zwiespalt erregt! – Das Weib!...
Aber die Kraft seiner Bestimmung erwachte in ihm.
Ueberwindung! Und Ende! Einheit!... Das Reich der Himmel und
des überwundenen Zwiespaltes; das Reich der Endzeit, in dem man weder
freit noch sich freien läßt. Das Reich der vollendeten Einheit mit dem
Einen und dem Vater!...
Er, der Sünde Adams theilhaftig, ihr Träger, ihr heiliges Sühnopfer
und ihr Erlöser; er, Adams Sohn und der neue, wiedergeborene Adam,
der Sünder von Urbeginn, der Sohn des Zwiespaltes und sein erwählter
sühnender Einiger...
Und er breitete seine Arme in Verzückung, erschauernd in heiligen
Todeswonnen, schauend mit geistigen Augen das letzte Ende und die letzte
Erfüllung des Vaterwillens...
Das Ende! Das vollendete Reich der Himmel und der letzten Einheit!
Nein! Er hatte nichts mit dem Weibe!...
VIII.
Danach aber verfiel Mirjam in eine Krankheit, denn ihr Sinn konnte
sich des Rabbi nicht entschlagen; und so süß ihr jenes Wort gedäucht, das
er bei jenem Mahl gesagt, so hoffte sie doch nicht vor ihm zu bestehen; in-
sonderheit aber hatte sie seine Rede überwältigt, die er von der Ehe ge-
sprochen und von der Hurerei.
Zwar hatte er ihr gesagt, daß ihr viele Sünden vergeben seien; aber
nimmer würde sie ihm eigen werden, der also gesprochen von Mann und
Weib.

Und von da ab geschah es, daß die Teufel in sie fuhren und wirrten
ihren Sinn, daß sie von dieser Zeit an ärger lebte, denn zuvor.
Es hatte sich aber in der Stadt das Gerücht verbreitet von dem, was
sich bei dem Mahle des Pharisäers ereignet, und daß sie des Rabbi Füße
gesalbet und getrocknet mit den Haaren ihres Hauptes.
Und es begab sich, daß sie eines Nachts in der Schenke des Sealthiel
weilte und tanzte vor den Männern und des Rabbi vergaß in ihren Um-
armungen.
Nie aber hatte sie ihnen so schön gedünkt, als in dieser Zeit.

<"page45">

Und es geschah, daß Gamaliel, süßen Weines trunken, ausrief:
„Fürwahr! nimmer warst Du also des Liebesspieles kundig, Mirjam,
als seit Du dem Rabbi von Nazareth die Füße gesalbet! – Dennoch
aber leidet mich der Kummer, den Du um ihn trägst. Gieb es auf, seiner
zu begehren, und begieb Dich dieser Gedanken; denn wisse, er ist von der
Secte der Essener und verschnitten! Nimmer erhört er Deine Liebe!"
Und lachend und taumelnd von Weintrunkenheit nahte er ihr, sie zu
empfangen.
Sie aber, da sie dieses hörte, verlor sie die Farbe ihres Leibes, und
die Teufel fuhren in sie und warfen sie zu Boden, daß ihre Glieder zuckten
und ihr Mund schäumte. Und sie ward hinweggetragen und ihren
Dienerinnen überliefert.
Und diese Krankheit behielt sie, so daß sich alsbald in der Stadt das
Gerücht verbreitete, es seien sieben Teufel in sie gefahren, die sie quälten
bei Tag und Nacht. Und sie blieb in ihrem Hause und ging ferner nicht
mehr unter die Menschen und nahm nicht zu sich weder Speise noch Trank
und verlor die Schönheit und das Ansehen ihres Leibes; und ihr Angesicht
und Gebahren waren von da ab nicht mehr eines Menschen Angesicht und
Gebahren, also setzten die Teufel ihr zu, die in sie gefahren.
Da sie aber mit Liebkosungen und Verwünschungen des Rabbi Jesus
gedachte, beschlossen ihre Dienerinnen zu ihm zu gehen, daß er sie genesen
mache und ihr die Teufel austreibe, die in sie gefahren und sie also arg
peinigten.
Und sie gingen hin und sagten ihm, wie es um Mirjam stand.
Er aber verwunderte sich dessen nicht; denn er, der die Herzen der
Menschen kannte, kannte auch diese Verwirrung ihres Sinnes und hatte
dies Alles kommen sehen.
Er erbarmte sich ihrer aber in seinem Sinne und begab sich zu ihr,
daß er sie genesen mache und ihr die Teufel austreibe, die in sie gefahren.
IX.
Und es war um die Abendzeit, daß er zu ihr trat in ihr Gemach.
Ihr Gewand aber war zerrissen, ihr Haar zerrauft und ihr Angesicht
entstellt.
Da sie ihn aber kommen sah, erhob sie sich von ihrem Lager, und
die Teufel, die in ihr waren, brachen hervor und schmähten ihn, und
sie rief:
„Der Du Dich den Sohn Gottes heißest, gekommen, den Menschen
das Himmelreich zu künden, verflucht seiest Du vor allen Männern!
Denn nicht Gottes bist Du, sondern des Teufels und ein arger Zauberer,
der diese Krankheit über mich verhängt und diesen bösen Geistern hieß, daß
sie in mich führen und mich peinigten!"

<"page46">

Da er aber schwieg und sein Blick auf ihr weilte, da verhüllte sie
ihr Angesicht und weinte, denn ihr Geist lichtete sich, daß sie ihn erkannte.
Er aber trat zu ihr und rührte ihr Haupt, und die Teufel wichen
von ihr.
Und es war ein Schweigen zwischen ihnen, und ihr Weinen erfüllte
das Gemach.
Und abermals erkannte der Rabbi ihre Noth und erbarmte sich ihrer,
und er ließ sich bei ihr nieder, rührte ihre Hand und sprach:
„Liebst Du mich, Mirjam?"
Sie aber weinte und sprach:.
„Rabbuni, Du weißt Alles! Du weißt, daß ich Dich liebe."
Ihre Worte aber drangen in sein Herz, und er erkannte ihre große
Liebe und neigte sein Haupt und schwieg; denn er erbarmte sich ihrer, wie
wohl ein Mann sich eines Weibes erbarmt, und er sahe, daß sie schön war,
und die irdische Liebe rührte an sein Herz zu dieser Stunde, das, von
Menschen geboren, alles Menschliche fühlte und verstand. Und er erkannte,
daß ihre Liebe groß sei und rein, also wie sie vordem nie einen Mann
geliebet. – Und sie leidete ihn. Doch in der selbigen Stunde sah er in

das Dunkel ihres Begehrens, und es lichtete sich vor seinen Augen, und er
gewahrte ihre Sehnsucht nach dem Himmelreich, die sie selbst noch nicht
kannte, neigte sich zu ihr und sprach:
„Glaubst Du an mich, Mirjam?“
Und sie sah ihn an und sprach: „Rabbuni, ich glaube.“
Und abermals sprach er:
„Mirjam, glaubest Du, daß ich gekommen bin, das Himmelreich zu
verkünden?“
Und sie antwortete und sprach: „Rabbuni, Du sagest es, und ich glaube.“
Und wieder schwieg er, denn ihr Glaube drang zu seinem Herzen.
Danach aber sprach er: „So Du nun an mich glaubest, Mirjam! so
höre meine Worte und achte, was ich Dir sage. – Meine Tochter ist klug
und weise vor ihren Jahren, denn Gott hat sie die irdische Liebe erkennen
lassen. Wahrlich, ich sage Dir, und Du weißt es selbst, daß sie nicht
Gottes, sondern des Teufels ist; denn sie begehret nicht, was göttlich,
sondern was irdisch ist; sie begehret und recket sich mit trüber Brunst nach
dem, was eitel ist, und vergehet gleich einem Rauch und hinterlässet Zwie-
spalt und Bitterniß. Und siehe, fälschlich heißet man sie Liebe, denn sie
ist nicht Gottes; alle Liebe aber ist von Gott, und Gott ist die Liebe.
Möge meine Tochter von der irdischen Liebe in ihrem Frieden ruhen!“
Mirjam aber vernahm seine Worte, nicht aber faßte ihr Sinn dies,
was die Liebe sei, von der er sagte, daß sie Gottes, und sie fragte ihn
und sprach:
„Meister, lehre mich erkennen, was die Liebe sei.“

<"page47">

Er aber sprach: „Dies ist die Liebe, daß wir entsagen und dulden
um des Nächsten willen, und dies ist die Seligkeit und das Himmelreich.“
Sie aber sah beiseite, da er vom Entsagen sprach, und ihr Blick ward
hart, und die Teufel trübten ihren Sinn, und sie sprach:
„Meister, hat Gott es nicht also gesetzet, daß das Weib am Manne
und der Mann am Weibe hange, und hast Du nicht selbst dieses gesagt?“
Wieder aber wunderte er sich ihrer Klugheit. Doch er erkannte, daß
ihr Sinn noch an dem Irdischen hing, und sah die trübe Sehnsucht ihres
Herzens und sprach:
„Meine Tochter ist klug: und dies ist wahr, daß Gott also Eva zu
Adam fügte vordem und Adam zu Eva und that sie zusammen, auf daß
sie die Geschlechter der Menschen erzeugten.“
Und sie sprach: „Wie nun, Meister! Da Gott dies also gesetzet?“
Er aber sah sie an und sprach: „Sprich, Mirjam! Glaubest Du, daß
ich Gottes Sohn sei?“
Da verwirrte sich ihr Sinn, denn von seinem Angesicht ging ein
Leuchten aus und eine Milde, und er offenbarte sich ihr in dieser Stunde,
also, daß sie ihn erkannte und wußte, daß er nicht Theil habe an
irdischer Liebe.
Und sie senkte ihr Haupt und sprach: „Meister, ich glaube.“
Und er fuhr fort und sprach: „Vernimm also mein Wort und höre,
was ich sage! Ein Anderes war das Gebot, das Gott an Adam ergehen
ließ, und anders ist die Sendung und Bestimmung des Sohnes. Durch
jenen aber und das Weib, das Gott ihm zugefüget, kam die Sünde in
die Welt und der Zwiespalt, und der Zorn des Vaters senkte sich auf
die Menschen. Größer aber als Adam und über Sünde und Weibesliebe
ist der Sohn, der gekommen ist, dies Volk von dem Fluch der Sünde zu
erlösen, wie geschrieben steht. Dies aber ist die Sendung des Sohnes und
dieses die Liebe, mit der der Sohn liebet und keine andere. Also ist der
Wille, den der Vater ihm offenbart. – Es ist Dir noch nicht gegeben,
dies Wort ganz zu fassen; Zeit aber und Stunde werden kommen, da sein
Sinn Dir offenbar wird. – Darum entschlage Dich dieser Gedanken und
solcher Liebe, und folge mir im Glauben, bis daß Deine Stunde nahet
und Du Theil habest am Himmelreich. Denn siehe, es nahet ein Tag
und ein Gericht, mit dem Gott richten wird und der Sohn im Geist; und
es ist angebrochen ein Reich, da man weder freiet noch sich freien lässet,
und da nicht irdische Liebe regieret, sondern allein der endliche Wille des
Vaters; verborgen aber ist dieser Wille, der noch beim Vater ist und den
Niemand weiß, denn allein der Sohn im Geist. Bis dahin geziemet uns
nicht, nach irdischer Liebe zu trachten, sondern allein der geistigen Liebe zu
leben, mit der Gott die Menschen erlösen will, auf daß das Reich ge-
gründet werde auf Erden, in dem der Sohn wiederkommen wird, um
diesen noch verborgenen Willen des Vaters zu thun. Wer dies aber er-


<"page48">

fasset und glaubet an mich, der trachtet fürder nicht nach Irdischem, sondern
folget mir nach. – Darum schweige Dein Herz und erkenne mich und den,
der mich gesandt hat.“
Und sie sahe sein Angesicht leuchten als eines Engels Angesicht, und
ihr Herz ward beklommen, und wieder erkannte sie den Herrn, und sein
Frieden begann sich auf sie zu senken und seine Entsagung, mit der auch
Er entsaget, da er die vierzig Tage in der Wüste lebte, und die Teufel
wichen von da an von ihr.
Und wieder erhob er seine Stimme und fragte sie:
„Glaubst Du an mich, Mirjam?“
Und sie hob ihr Angesicht auf zu ihm und sprach: „Herr, ich glaube!“
Und wieder sprach er: „So laß Alles, was Du hast, und folge mir
nach. Denn siehe, die Stunde ist gekomunen, daß ich Galiläa verlasse und
wieder hinaufziehe gen Jerusalem, damit ich den Willen des Vaters voll-
bringe. Folge mir und vernimm meine Lehre.“
Und Mirjam ward seine Jüngerin von dieser Stunde an.
X.
Sie gesellte sich aber zu ihm mit anderen Weibern, die Jesu folgten
und in der Zahl der Jünger waren, als Johanna, das Weib Chusa, und
Susanna und die andere Maria und Andere, die dem Meister Handreichung
leisteten von ihrer Habe.
Und da sie also täglich bei ihm war, und sie mit ihm hinaufwanderte
durch Galiläa und Samaria gen Jerusalem, lehrte er sie den Vater kennen
und das Himmelreich; denn er liebte sie vor all' diesen Weibern um ihrer
Klugheit willen. Und sie vernahm sein Wort und seine Lehre, glaubte
und behielt sie in ihrem Herzen.
Und die Herrlichkeit des Vaters ging auf in ihrer Seele, und sie er-
kannte den Sohn je mehr und mehr und die Liebe, mit der er liebte, und
ihre Seele ward still in seinem Frieden.
Danach aber, als er sich seinen Feinden überantwortet hatte und er
erhöht war am Kreuz, sah sie sein Leiden und Sterben und war unter
den Weibern, die zum Grabe gingen, seinen Leib zu salben.
Und sie wußte, daß ihn der Tod nicht behalten, und bereitete sich auf
das Reich der Wiederkehr und das Ende der menschlichen Dinge mit der
neuen Gemeinde zu Jerusalem; und glaubte und erkannte die Liebe, die
über Zeit und Tod sich nach Gott recket und – Ihm und wartete der
letzten Dinge und Erfüllungen...
---.-

<"page49">
Johann von Mikulicz-Radecki.
Von
Georg Häeinbach.
– Breslau. –
). Wie moderne Chirurgie, deren Entwickelung im letzten Jahrhundert
eine ungeahnt glänzende gewesen ist, schreitet unaufhaltsam auf
AAC ihrem siegreichen und segenbringenden Zuge fort; in immer aus-
gedehnterem Umfange erschließt sie neue Wege zur Heilung von Krankheiten
lebenswichtigster Organe, mögen sie auch noch so schwer zugänglich sein;
mit stets wachsendem Erfolge strebt sie vor Allem nach dem Ziele hin, die
Gefahren, welche ihren Methoden so lange anhafteten, auf das geringste
Maß zu beschränken, d. h. besonders die Sicherheit der Wundheilung zu
garantiren.
An der Lösung dieser Hauptprobleme der heutigen Chirurgie zu
arbeiten ist der Stolz aller wissenschaftlichen Chirurgen unserer Zeit; gerade
die hervorragendsten unter ihnen in allen civilisirten Ländern vereinigen
ihre Anstrengungen und tragen einzelne Bausteine zu dem monumentalen
Gesammtwerk zusammen; nur einigen Wenigen ist es beschieden, allein für
ihren Theil einen gewaltigen Flügel dieses Baues zu errichten, und unter
diesen Großen ist an hervorragendster Stelle der Mann zu nennen, dessen
wohlgelungenes Portrait dem Leser am Eingang dieses Heftes entgegentritt,
und dessen Lebensbild in kurzen Strichen zu zeichnen ich auf den ehren-
vollen Auftrag der Redaction dieses Blattes hin mich unterfange: – Geheim-
rath Professor Johann von Mikulicz.
Väterlicherseits aus einer altpolnischen, mütterlicherseits aus der
preußischen Adelsfamilie von Damnitz entstammend, wurde Johann von
Mikulicz am 16. Mai 1850 zu Czernowitz (Bukowina) geboren, wo sein



<"page50">

Vater Beamter in österreichischen Diensten war. Seine Studien machte

er in Wien, und er hatte das Glück, gerade noch die Heroen der großen
Wiener medicinischen Schule, Rokitansky, Bamberger, Arlt, Brücke, Hyrtl,
Stricker, in den wichtigsten Disciplinen der Medicin – von der Chirurgie
sei zunächst abgesehen – zu seinen Lehrern zu zählen. Noch als junger
Student schwankte Mikulicz eine Zeit lang, ob er die Musik oder die
Medicin als Lebensberuf erwählen solle; er erzählt selbst, daß er in seinem
ersten Semester Vormittags den Secirsaal besuchte und Nachmittags sich
der Musik, speciell dem Clavierspiel widmete. Die Entscheidung erfolgte
schließlich im Sinne des Medicinstudiums. „Wer weiß, ob ich es in der
Musik zu etwas Ordentlichem gebracht hätte," äußerte er später; einer ihrer
begeistertsten Verehrer und feinsten Kenner ist er jedoch bis auf den heutigen
Tag geblieben.
Schon als Student in klinischen Semestern erblickte Mikulicz in der
Chirurgie sein höchstes Ideal, eine Neigung, welche gewiß ebenso sehr durch
die chirurgische Wissenschaft selbst, wie durch die Art des Unterrichts, den
er genoß, und vor Allem durch die Persönlichkeit seines Lehrers Billroth
genährt wurde. Indessen trat bei ihm das Studium der Chirurgie selbst
gegenüber demjenigen anderer Disciplinen, der Anatomie, Physiologie und
besonders der inneren Medicin zurück, weil er die Empfindung hatte, daß
man als Student wenig von der Chirurgie lernen könne. Mit dem Ein-
tritt des jungen Arztes in Billroths Klinik, April 1875, vollzog sich die
für seine Zukunft bedeutsamste Wandlung in seinem äußeren Lebensgange.
Billroth stand damals, in der Mitte und am Ende der siebziger Jahre,
wie er selbst schrieb, auf dem Höhepunkt seiner geistigen Kraft. Der Ein-
fluß, den diese als Mensch, Chirurg, Künstler in gleichem Maße gewaltige
Persönlichkeit auf alle mit ihm in nähere Berührung Tretenden ausübte, ist
Allen, die seine „Briefe" kennen, verständlich und mußte Jedem klar werden,
der auch nur einmal ihn zu sehen und kennen zu lernen das Glück hatte.
Ganz besonders mächtig mußte Billroth auf diejenigen seiner Assistenten
wirken, welche in seiner schaffensfreudigsten Lebensperiode mit und unter
ihm arbeiteten, noch dazu auf eine so empfängliche Natur wie Mikulicz,
welcher dem Meister außerdem persönlich durch den Verkehr in seinem Hause
nahe getreten ist.
Billroths Heim war das Centrum vieler geistig hervorragender, vor-
züglich aller künstlerisch, speciell musikalisch bedeutender Männer Wiens.
Hier lernte Mikulicz Brahms, Goldmark, Hanslick, Saint-Saëns u. A.
kennen, hier wurde er ein begeisterter Verehrer der Brahms'schen Muse, dessen
Werke er mit Billroth und auch mit Brahms vierhändig, zum Theil vom
Manuscript spielte.
Für die Ausbildung Mikuliczs zum Chirurgen war nicht etwa die
Bedeutung Billroths als technischer Meister allein oder auch nur in hervor-
ragendstem Maße von entscheidendem Einfluß, sondern in viel höherem

<"page51">

Grade dessen mit der althergebrachten Richtung brechende Auffassung des
Chirurgen als eines Arztes, welcher alle Disciplinen der medicinischen
Wissenschaft, besonders die allgemeine Pathologie und innere Medicin be-
herrschen müsse, um nicht blos ein routinirter Techniker, sondern ein
chirurgischer Arzt zu sein. Dementsprechend waren die Anforderungen,
welche Billroth an seine Assistenten stellte, außerordentliche, und mit Staunen
hören wir heute von dieser ungewöhnlich arbeitsreichen Zeit erzählen.
Im Jahre 1878 wurde Mikulicz nach 3/2 jähriger Thätigkeit als
„Operateur" – eine Stellung, die derjenigen unserer „Volontärärzte" entspricht
– an Nedopils Stelle Assistent; 1879 machte er eine halbjährige Studienreise
durch England, Frankreich und Deutschland, welche ganz speciell dem Studium
der damals neuen Lister'schen Wundbehandlungsmethode gewidmet war;
1880 habilitirte er sich als Privatdocent für Chirurgie in Wien und ver-
heirathete sich im December desselben Jahres. Seine Gemahlin theilte die
künstlerischen, besonders auch die musikalischen Neigungen ihres Gatten in
hohem Maße. Nach nur einjähriger Leitung der chirurgischen Abtheilung
an der allgemeinen Poliklinik in Wien wurde Mikulicz, dessen operative
Fähigkeiten und wissenschaftliche Leistungen schon allgemein geschätzt waren,
im October 1882 als ordentlicher Professor der Chirurgie nach Krakau
berufen.
Hier entfaltete der junge, erst 32jährige Professor bald eine von un-
gewöhnlichen Erfolgen gekrönte selbstständige wissenschaftliche und praktische
Thätigkeit; hier entstanden Jahr für Jahr eine Reihe bedeutender Arbeiten,
deren wichtigste alljährlich auf den Congressen der deutschen Gesellschaft für
Chirurgie unter dem Beifall der Versammlung vorgetragen wurden, unter
ihnen die bedeutendste, weil segensreichste, auf welche ich später noch zu
sprechen komme, aus dem Gebiet der Bauchchirurgie.
Kein Wunder daher, daß die Krakauer Universität Alles aufbot, um
ihr berühmtes Mitglied zur Ablehnung des ehrenvollen Rufes zu veranlassen,

welcher 1887 von Königsberg aus an ihn erging. Nicht zum wenigsten auf den Rath seines Lehrers Billroth übernahm jedoch Mikulicz im April 1887 die ordentliche Professur und Direction der chirurgischen Klinik in Königsberg, wo sich ihm die Aussicht bot, seine Kräfte einem wesentlich ausgedehnteren Wirkungskreis zu widmen. Wie erfolgreich sich Mikuliczs operative und wissenschaftliche Thätigkeit auch in seinem neuen Amte gestaltete, wie sehr sein Ansehen auch in den weitesten Kreisen seines neuen Vaterlandes stieg, beweist der Umstand, daß er schon nach nicht ganz dreijähriger Wirksamkeit in Königsberg beim Tode Richard von Volkmanns, eines der genialsten deutschen Chirurgen seiner Zeit, an erster Stelle zum Nachfolger für Halle von der Facultät ausersehen war. Aus hier nicht zu erörternden Gründen unterblieb die Ernennung, dagegen wurde Mikulicz im Februar desselben Jahres (1890) durch die Verleihung des Titels „Geheimer Medicinalrath“ und kurze Zeit darauf durch die Be-

<"page52">

rufung auf den Lehrstuhl der Chirurgie in Breslau ausgezeichnet, wo er seit fast 10 Jahren noch heute segensreich wirkt. Zweimal drohte im Jahre 1894 der Breslauer Universität sein Verlust; zunächst durch den Tod Billroths, als dessen Nachfolger er nach Czernys Ablehnung auf den Vorschlag der Facultät zunächst in Betracht kam; der Minister konnte jedoch seinen Weggang aus Krakau 1887 nicht vergessen, und so blieb einer der Wünsche, welche Billroth selbst betreffs der Person seines Nachfolgers geäußert hatte, unerfüllt. Den im Sommer desselben Jahres an ihn ergangenen Ruf nach Straßburg, wo Lückes Lehrstuhl verwaist war, lehnte Mikulicz ab.

2k 2: ::

Als chirurgischer Forscher ist Johann von Mikulicz unstreitig der vielseitigste unter den jetzt lebenden deutschen Chirurgen. Den größten Theil seiner schöpferischen Thätigkeit widmete er der Chirurgie des Verdauungsapparates; keinen Abschnitt desselben giebt es, dessen operative Inangriffnahme, wie auch Physiologie und Pathologie er nicht durch neue Entdeckungen gefördert hätte. Einer der vorzüglichsten Kenner der Mund- und Rachenkrankheiten, ist er zugleich der Schöpfer der directen Speiseröhren- und Magenbesichtigung, einer immer unentbehrlicher werdenden genialen Untersuchungsmethode, ist er ferner einer der ersten Magen- und Darmchirurgen der Welt, der anerkannte Meister der Bauchchirurgie, an deren heutiger Größe er nicht nur durch glänzende operative Leistungen und durch die Schöpfung neuer Operationsmethoden wesentlichen Antheil hat, sondern deren eine wesentliche Entwickelungsbedingung er durch sein schon oben erwähntes Meisterwerk, die „Tamponade der Bauchhöhle“, allein geschaffen hat. Tausende von Kranken verdanken bisher und tagtäglich dem „Mikulicztampon“ ihr Leben.

Ist dieser wichtige Abschnitt des großen Feldes der Chirurgie ihm vielleicht am meisten ans Herz gewachsen, so ist Mikulicz gleichwohl einer der verdienstvollsten Chirurgen auf einem Gebiete, dessen Bedeutung in unserer Wissenschaft eine noch ungleich weittragendere und allgemeinere ist, nämlich dem der Wundbehandlung und des Wundschutzes. Schon als junger Assistent einer der wirksamsten Verfechter der Einführung des Jodoforms, dieses von Mosetig-Moorhof entdeckten glänzendsten Wundheilmittels, welches die Chirurgie kennt, hat er auch später in Krakau und Königsberg die antiseptische Wundbehandlung durch eine Reihe bedeutender Arbeiten wesentlich gefördert, und in unseren Tagen, wo die Wundbehandlung und vor Allem die Fürsorge für eine ideale Heilung der frischen Operationswunden einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, ist er der hervorragendste Führer aller Derjenigen geworden, welche die ungestörte Wundheilung zu sichern, als eine der wichtigsten Aufgaben des Chirurgen erblicken und die Vervollkommnung der sogenannten „Asepsis“ rastlos und mit

<"page53">

eiserner Consequenz durchsetzen. Seine in dieser Hinsicht herrschenden Anschauungen und die auf seine Initiative entstandenen Einrichtungen seiner Klinik, speciell des neuerbauten Operationssaales, sind vorbildlich für die große Mehrzahl aller fortschreitenden Chirurgen nicht nur Deutschlands, sondern der civilisirten Welt. Die Breslauer chirurgische Klinik erfreut sich trotz der hierfür ungünstigen geographischen Lage der Stadt beständig des Besuches von Chirurgen des In- und Auslandes, welche zum Theil Wochen und Monate lang hier verweilen und, in liebenswürdigster Weise aufgenommen, Belehrung und Anregung finden.

Auch die Orthopädie, einer der jüngsten, aber kräftigsten Zweige des mächtigen Stammes der Chirurgie, sieht in Mikulicz mit Recht den verdienstvollen Förderer und von großem Interesse beseelten Anhänger. So

z. B. hat er in einer seiner ersten Arbeiten die Lehre von den Kniever-
krümmungen, vulgo „Bäckerbein“, durch eine bahnbrechende und noch heute
als mustergiltig angesehene Untersuchung neu fundirt, ferner die Kenntniß
von der angeborenen Hüftverrenkung in theoretischer und praktischer Hinsicht
wesentlich gefördert, ebenso die Lehre vom Schiefhals, von der Wirbelsäulen-
verkrümmung u. s. w. Desgleichen verdankt ihm die plastische Chirurgie,
deren Aufgabe die künstliche Wiederherstellung verloren gegangener Körper-
theile aus lebendigen Geweben ist, eine Reihe wesentlicher Fortschritte.
Nehmen wir hinzu seine Arbeiten über die Behandlung des Kropfes, der
Basedow'schen Krankheit, der chirurgischen Tuberculose, über Rückenmarks-
chirurgie, über allgemein pathologische Probleme, so ist hiermit immer erst
ein Theil seiner wissenschaftlichen Arbeit angedeutet. Eine Reihe einzelner
eigener Publicationen aus den verschiedensten Gebieten der Chirurgie wäre
noch zu erwähnen, ferner eine Unzahl von Abhandlungen seiner Assistenten,
deren Inhalt er größtentheils inspirirt hat, eine große Zahl von Doctor-
Dissertationen seiner Schüler zu nennen.
Berücksichtigt man endlich seine redactionelle Thätigkeit – Mikulicz
ist u. A. Mitherausgeber und Gründer einer der angesehensten wissen-
schaftlichen Zeitschriften, ferner eines soeben mit glänzendem Erfolge er-
scheinenden Handbuchs der Chirurgie, – seine belletristischen Arbeiten, so zeigt
wohl dieser naturgemäß nur kurze Ueberblick die Größe und Vielseitigkeit
der wissenschaftlichen Leistungen Mikuliczs.
:k 2k
2-
Die praktischen Functionen des Chirurgen gliedern sich bekanntlich in
eine Reihe von Leistungen, unter denen man gewöhnlich in den Kreisen
der Laien die speciell technische operative Fertigkeit als die wesentlichste be-
trachtet. Und doch bildet sie bei einem wahrhaft großen Chirurgen nur
eine der vielen, ich möchte sagen, eine selbstverständlich erforderliche, keines-
wegs aber die hauptsächlichste Bedingung seiner Größe. Peinlich gründ-
liche allgemein ärztliche Durchbildung auf der einen Seite, andererseits

<"page54">

Strenge und Festigkeit bei der Aufstellung der Anzeigen für jeden operativen
Eingriff sind Eigenschaften, welche in ungleich höherem Maße, als jene,
Cardinaltugenden des ausübenden Chirurgen sein müssen. Gerade in der
höchsten Ausbildung dieser soeben genannten Eigenschaften, auf welche ich
noch mit wenigen Worten eingehen möchte, erblicken wir die Bedeutung,
welche Mikulicz als praktischer Chirurg beansprucht.
Die Zeiten sind nicht fern, wo es eine stattliche Anzahl geschätzter
Chirurgen gab, die eigentlich nichts mehr als Kunsthandwerker waren,
allerdings mit meist großer, technischer Geschicklichkeit. Mit den Instrumenten
ihres Handwerks schnitten sie die entweder ihnen selbst offenbaren Schäden,
z. B. Geschwüre, Geschwülste u. A. weg, oder sie waren das ausführende
Werkzeug derjenigen, welche in diagnostischer und überhaupt ärztlicher Be-
ziehung ungleich höher standen, der „Inneren“. Im Vollgefühl dieser
ihrer tieferen Bildung konnten diese letzteren dann mit Recht sagen, sie
hätten die und jene Operation durch den Chirurgen „ausführen lassen“.
Demgegenüber hat Mikulicz, den Billroth'schen Traditionen folgend und sie
weiter ausbauend, gerade die Unerläßlichkeit einer vollkommenen medicini-
schen Ausbildung des Chirurgen stets auf das Entschiedenste betont und den
Grundsatz durchgeführt, daß der Chirurg unabhängig von jedem anderen
Arzt, seine eigenen Kranken zu untersuchen und selbstständig die Ent-
scheidung über die Frage und die Art der Operation zu treffen habe.
Dazu war es natürlich nothwendig, daß er nicht nur die Kenntnisse dazu
besitzen müsse, sondern es ergab sich ohne Weiteres die Consequenz, daß er
stets das kranke Individuum mit derselben Gründlichkeit zu untersuchen
verpflichtet sei, welche für den internen Arzt selbstverständlich war. Mit
größter Strenge wurde also in Mikuliczs Klinik die Untersuchung des ganzen
Organismus bei jedem Patienten, mochte er auch an einer noch so gering-
fügigen, anscheinend rein örtlichen Affection leiden, durchgeführt.
Damit stieg nicht nur das wissenschaftliche Niveau der chirurgischen
Disciplin ganz wesentlich, sondern es wurde vor Allem eine in praktischer
Hinsicht, d. h. für das Wohl der Kranken segensreiche Institution geschaffen.
Wie viele verborgene, nicht geahnte innere Leiden wurden so entdeckt, wie
oft die anscheinend ungefährliche Operation des „äußeren, chirurgischen“
Leidens zum Glück der Patienten abgelehnt!
Daß Mikulicz bei solchen Anschauungen den größten Werth darauf
legte, gerade in jenen schwierigsten Fällen von Erkrankung der inneren
Organe, des Gehirns, des Magens, des Darmes, der Leber u. s. w.,
welche zum Theil durch seine eigene Arbeit dem Wirkungskreise der Chirurgie
einverleibt wurden, auch selbstständig eine exacte Diagnose zu stellen, ist
einleuchtend, und so ist er nicht nur selbst einer der bedeutendsten

Diagnostiker innerer Krankheiten geworden, sondern er bemüht sich tagtäglich,
auch seine Schüler in dieser Richtung auszubilden.
In einem Zeitalter, wo wir gelernt haben, die Heilung unserer

<"page55">

Operationswunden fast ideal zu gestalten, ist es verständlich, daß manche
Chirurgen, gestützt auf diese Fortschritte unseres Könnens und auf ihre
eigene technische Fertigkeit bauend, die Grenzen, welche dem operativen Vor-
gehen gezogen sind, immer weiter hinauszuschieben bestrebt sind und, von dem
lebhaften Wunsche, auf jeden Fall zu helfen, beseelt, gelegentlich Operationen
ausführen, deren Berechtigung nach dem Untersuchungsbefund allein vielleicht
zweifelhaft ist, deren Größe wohl auch mitunter zu der Widerstandskraft des
kranken Organismus in einem Mißverhältniß steht. Mikulicz gehört dagegen zu
jenen großen Chirurgen, welche in dieser Hinsicht stets eine weise Mäßigung
üben und in der Selbstbeherrschung gerade mit Bezug auf operatives Vor-
gehen allen zum Muster dienen können. Den Ausdruck „eine Operation
riskiren" kennt er nicht, sondern er wägt in jedem zweifelhaften Falle
sorgsam die Gründe für und wider ab und trifft erst dann seine definitive
Entscheidung. Auch dann, wenn die Operation begonnen ist, die Durch-
führung des ursprünglichen Planes aber sich wider Erwarten als un-
zweckmäßig erweist, legt er das Messer aus der Hand und will lieber
dem dann allerdings meist unheilbaren Kranken das Leben so lange
wie möglich erhalten, als um jeden Preis ein technisches Meisterstück
vollenden.
Dabei sind Mikuliczs technische Fähigkeiten in einem ungewöhnlichen
Maße entwickelt; es vereinigen sich bei ihm eine große angeborene Veran-
lagung mit rastlosem Fleiße, den er schon als junger Assistent bewies.
So hat er z. B. gewisse Proceduren, welche typisch bei allen Operationen
wiederkehren und, hundertfach wiederholt, sehr zeitraubend sein können, wie
das Unterbinden blutender Gefäße, zu Haus stundenlang so oft geübt, bis
er darin eine erstaunliche Geschicklichkeit erlangte; seine Fingerbewegungen
sind hierbei so rasch, daß sie trotz immer und immer wiederholter Demonstra-
tion nicht genau zu verfolgen sind; erst bei erheblicher Verlangsamung
des Tempos – was in Cursen geschieht – kann man die einzelnen
Details wahrnehmen und nachprobiren. Ebenso wie diesen speciellen Act
beherrscht er auch alle übrigen gleich meisterhaft, vielleicht am vollendetsten
die Technik der Naht, besonders der Darmnaht. Jede seiner Bewegungen
beim Operiren ist zweckmäßig und rasch, dabei frei von jeder Hast; Kunst-
pausen existiren nicht. Hierzu gesellen sich bei Mikulicz Eigenschaften,
welche den großen Operateur noch weit mehr ausmachen als die soeben
erwähnte, nämlich eine ungemein entwickelte Orientirungsfähigkeit und Ent-
schlossenheit, welche gerade in den schwierigsten Fällen operativer Thätigkeit,
nämlich bei unerwarteten, weil ungewöhnlichen Befunden von größter Be-
deutung ist, sowie vor Allem größte Ruhe selbst in Momenten der höchsten
Gefahr. Solche kritische Augenblicke sind selten, aber sie kommen vor, in
denen das Leben des Kranken einzig und allein davon abhängt, daß der
Operateur sich augenblicklich orientirt, sofort seinen Operationsplan ent-
wirft, eventuell den bisherigen ändert und den neuen zur Ausführung

<"page56">

bringt. Gerade in diesen gefährlichen Lagen zeigt sich so recht die Größe
unseres Meisters.
Wie als Forscher ist Mikulicz auch als praktischer Chirurg von einer
ausgesprochenen Originalität. Nichts ist ihm ungewohnter als die sklavische
Nachahmung von Methoden Anderer, selbst wenn er deren Vorzüge mit
großer Anerkennung, ja sogar begeistert rühmt. Immer und überall sucht
er Verbesserungen vorzunehmen, Neues zu schaffen, vor Allem auch in der
operativen Technik individualisirend vorzugehen. So ist es erklärlich, daß
gar nicht selten in dem Augenblick, wo er ein neues, von anderer Seite
angegebenes Verfahren zum ersten Male nachprüfen will, unter seinen
Händen schon wieder eine neue, vervollkommnete Methode entsteht. Natür-
lich erstreckt sich das nämliche Bestreben besonders auf seine eigenen
Methoden und Leistungen; so z. B. auch auf sein Instrumentarium; der
größte Theil desselben ist original, theils von Mikulicz selbst erfunden,
theils von seinen durch ihn angeregten Assistenten angegeben, und immer
von Neuem werden auch hier Modificationen geschaffen, immer zweckmäßiger
und vollendeter das chirurgische Handwerkszeug gestaltet.
:: zk
2:
Alle die erwähnten Momente sind es gewiß in erster Reihe, welche
Mikuliczs Weltruhm geschaffen haben. Was ihm aber die begeisterte Liebe
und unendliche Verehrung seiner Patienten eintrug, das sind doch wohl in

erster Linie rein menschliche Eigenschaften, nämlich wahrste Humanität und
eine angeborene bestrickende Liebenswürdigkeit im Umgang mit einem jeden
seiner Kranken. Gerade der Chirurg ist ja aus ersichtlichen Gründen un-
gleich öfter als jeder andere Arzt in der Lage, seine Humanität zu be-
thätigen, sogar unter den schwierigsten Bedingungen, nämlich in Conflicten
mit anderen ärztlichen und ethischen Pflichten. Hier existiren keine Regeln
mehr, die als Richtschnur dienen; hier muß die Persönlichkeit des Einzelnen
selbst in jedem Falle von Neuem das Richtige empfinden. Und gerade auf
diesem Gebiete zeigt Mikulicz eine bewunderungswürdige Größe. Mit
welchem Takt vermeidet er in seinen klinischen Vorlesungen bei der Demonstra-
tion von Patienten jedes Wort, welches die häufig Schwerkranken den
Ernst der Gefahr und die wahre Natur ihres Leidens ahnen ließe, wie
überzeugend weiß er die Furcht und sogar die Todesangst seiner Kranken
zu zerstreuen, wie theilnahmsvoll sich in die Lage eines Jeden zu versetzen
und auch die psychischen Schmerzen wirksam zu bekämpfen. Selbst im Zu-
stande größter Abspannung und unter dem Druck gewaltiger Arbeitslast
kennt er seinen Patienten gegenüber kein ungeduldiges oder gar unfreund-
liches Wort, auch dann nicht, wenn, was gar nicht selten vorkommt, ihr
Verhalten ein solches förmlich herausfordert. Getreu dem im Doctoreid
enthaltenen Gelöbniß bringt er allen Kranken ohne jeden Unterschied die
gleiche Herzensgüte entgegen, auch jenen Armen, welche, jenseits der benach-

<"page57">

barten Grenze wohnend und durch kein allzu großes Maß humaner Behandlung
verwöhnt, in großer Zahl seine Hilfe suchen und häufig wohl durch übermäßige
Aengstlichkeit und nicht endende Fragen die Geduld des Langmüthigsten er-
schöpfen könnten. Was Wunder, wenn gerade diese, von Natur durch reiches
Dankbarkeitsgefühl ausgezeichneten Kranken ihn wie einen Gott verehren!
Als Lehrer hat Mikulicz in ganz eclatantem Maße das Erbe Bill-
roths angetreten, soweit wir wenigstens aus dem Vergleich seiner Lehr-
thätigkeit mit der von ihm selbst und Anderen wiederholt geschilderten Art
des Billroth'schen Unterrichts schließen können.
Auch Mikulicz stellt an die Aufmerksamkeit, Auffassungsgabe und eigene
Denkthätigkeit seiner Hörer große Anforderungen; das gilt besonders von
den jüngeren „klinischen Semestern“, welche, an systematische, im Einzelnen
genau vorbereitete und erschöpfende Vorträge von ihrer ersten Studienzeit
gewöhnt, bei ihm nicht die Gelegenheit finden, sich auf bequeme Art die
Kenntniß des ganzen Gebietes anzueignen oder vollends durch sorgfältiges
Nachschreiben sich eine in den Nöthen des Examens ausreichende Fundgrube
alles Wissenswerthen zu verschaffen. Mikulicz will in seinen Vorlesungen
nicht das Ziel erreichen, seinen Schülern die ganze Summe derjenigen
Thatsachen einzuschärfen, welche sie als Aerzte beherrschen müssen; er über-
läßt Vieles dem eigenen privaten Studium und bemüht sich, in der immer-
hin knapp bemessenen Unterrichtszeit den jungen Medicinern das zu bieten,
was der häusliche Fleiß ihnen selbst beim besten Willen nicht verschaffen
kann, daß sie nämlich medicinische Krankenbeobachtung und chirurgisch denken
lernen. – Wie sein großer Lehrer Billroth verarbeitet Mikulicz häufig erst
während des Sprechens die ihm vorliegende Materie von Neuem, impulsiv
geht er, nicht streng am Thema haftend, auf den, wenn auch falschen Ge-
dankengang seiner Schüler ein und leitet sie durch Anregung zu eigener
geistiger Thätigkeit auf die richtige Bahn. Seiner schon erwähnten hohen
Auffassung von der Chirurgie entsprechend, begnügt er sich nicht etwa mit
rein specialistisch chirurgischen Erörterungen, sondern sucht durch Hineinziehung
physiologischer, allgemein pathologischer und anderer Probleme immer wieder
die innigen Beziehungen der chirurgischen Disciplin zur allgemeinen ge-
sammten Medicin seinen Hörern vor Augen zu führen. Ueber ein glänzendes
Unterrichtsmaterial verfügend, ist Mikulicz nicht genöthigt, stets an den
demonstrirten Patienten. Alles über das betreffende Krankheitsbild erschöpfend
vorzutragen; häufig beschränkt er sich darauf, kurz das Besondere des vor-
liegenden Falles zu betonen und individualisirend nicht die Krankheit, sondern
speciell den Kranken zu besprechen. Dadurch gewinnt er die Möglichkeit,
seinen Hörern eine möglichst große Zahl von Patienten vorzuführen, und
fesselt alle ebensosehr durch die Originalität und den immer anregenden
Inhalt seines Vortrags wie durch die lebendige, von jeder akademischen
Kühle freie Form desselben wie durch die liebenswürdige Art des Verkehrs
mit den am Krankenbette stehenden Praktikanten. Daher erfreut sich seine

<"page58">

„Klinik“ der größten Beliebtheit bei den Studenten, eine Thatsache, die
einstimmig anerkannt und am einwandfreiesten durch den auffallend regel-
mäßigen Besuch seiner Vorlesungen bewiesen wird.
Im klinischen Dienst ist Mikulicz ein strenger, militärische Disciplin

fordernder Vorgesetzter seiner Assistenten, dessen Gedanken und Worte einzig
und allein dem Dienst, d. h. der Sorge um die Kranken, dem Unterricht,
der wissenschaftlichen Arbeit gelten. Eine Unterhaltung über persönliche
und private Verhältnisse eristirt hier für ihn nicht. Fast dieselben hohen
Anforderungen wie an sich selbst stellt er auch an seine Assistenten, von dem
Standpunkt ausgehend, daß nur durch Anspannung aller Kräfte das höchste
Ziel erreichbar ist. Ein stiller, aber ungemein scharfer Beobachter, beurtheilt
er die Person und die Leistungen eines Jeden mit einer häufig ungeahnten
Richtigkeit und Sicherheit und trifft demgemäß aus der Zahl der „Lehr-
linge“ die Auswahl derer, welche er zu seinen „Gesellen“ befördert. Wie
oft seufzen die als Neulinge in die Klinik eintretenden Aerzte unter der
Last und der Strenge des Dienstes; sehr bald aber sehen sie bei zunehmen-
dem Verständniß ein, daß gerade in einem chirurgischen und noch dazu in
einem Großbetriebe, wo allein 16 Aerzte thätig sind, nur durch eractes
Ineinandergreifen aller Factoren, durch unbedingte Subordination der
weniger Erfahrenen unter die Aelteren, durch vollständiges Zurückdrängen
der eigenen Persönlichkeit gegenüber dem Gesammtinteresse, wirklich Tüchtiges
geleistet werden kann. Als mehr denn vollwerthige Entschädigung für ihre
Arbeit genießen dafür seine Assistenten eine Schule, welche unübertroffen ist,
deren Berühmtheit eben so sehr wie die über kleinliche Gesichtspunkte weit
erhabene Toleranz des Chefs nicht nur aus den entferntesten Gauen
Deutschlands, sondern auch aus dem Ausland junge Aerzte zum Dienst-
eintritt in die Klinik in solcher Zahl veranlaßt, daß nur ein kleiner Theil
der Gesuche Berücksichtigung finden kann. Nirgends finden auch die jungen
Chirurgen eine so reichliche Gelegenheit, unter zuverlässiger Anleitung Opera-
tionen selbst auszuführen, nirgends wird die Liberalität überboten, mit
welcher Mikulicz seine Assistenten gerade in technischer Hinsicht fördert, in-
dem er sie gradatim fortschreiten und selbst die schwierigsten Operationen
unter seiner Leitung ausführen läßt.
Außerhalb des Dienstes ein nicht nur gütiger und bestrickend liebens-
würdiger, sondern von großem Interesse für das Wohl seiner Schüler beseelter
Chef, scheut Mikulicz keine Mühe, selbst nicht die Strapazen weiter Reisen, um
die fernere Zukunft der von ihm für würdig gehaltenen Assistenten zu sichern.
So kommt es, daß er voller Genugthuung eine stattliche Zahl seiner früheren
Schüler jetzt in der Stellung von Krankenhausdirectoren und Professoren
sieht und erst jüngst die Freude hatte, einen seiner hervorragendsten Schüler
als ordentlichen Professor der Chirurgie an der Stätte seiner eigenen
früheren Wirksamkeit auf das Herzlichste beglückwünschen zu können.
:k ::
::

<"page59">

Wer nach dieser, nur allzu summarischen Schilderung Mikuliczs als
Chirurg und Arzt der Meinung sein sollte, hiermit die Bedeutung dieses
Mannes auch nur im Wesentlichen kennen gelernt zu haben, wäre in einem
argen Irrthum befangen.
Mikulicz gehört zu jenen großen Männern, welche durchaus nicht in
ihrem ärztlichen und Lehrberuf, so sehr er auch den größten Theil ihrer
Kraft absorbirt, aufgehen, sondern er vermag es, mit einer ungewöhnlichen
Arbeitskraft ausgestattet, sich die Zeit abzumüßigen, um den anderen viel-
seitigen Interessen, die ihn leiten, zu dienen.
Im gesellschaftlichen Leben der Stadt steht er an hervorragendster
Stelle; er vereinigt, von seiner ihm geistig ebenbürtigen Gemahlin auf das
Wirksamste unterstützt, in seinem gastfreien Hause nicht nur die bedeutendsten
Männer der Wissenschaft, sondern zahlreiche auf den verschiedensten Gebieten
hervorragende Persönlichkeiten um sich, mit denen er in regem Austausch
vielfacher Anregungen lebt.
Ganz besonders ausgeprägt sind seine künstlerischen Neigungen, unter
denen, wie schon erwähnt wurde, die musikalischen in erster Reihe zu nennen
sind. Er selbst gehört zu den leitenden Männern des vornehmsten musikali-
schen Kunstinstituts Breslaus; sein Haus ist eines der wenigen musikalischen
Centren, wo einheimische und viele fremde Künstler, nicht nur gastfreundlich,
sondern verständnißinnig aufgenommen, zwanglos verkehren und sich mit
ihm, der als feinsinniger Interpret guter Musik berühmt ist, gelegentlich
zur Ausübung derselben vereinigen.
Ein leidenschaftlicher Naturfreund, bringt er die wenigen Stunden der
Erholung, die ihm vergönnt sind, im Kreise seiner Familie zu, sich im
Garten seiner städtischen oder ländlichen Villa an Spiel und Sport mit
naiver, kindlicher Freude und herzlicher Fröhlichkeit belustigend, ein nimmer-
müder und geduldiger Spielkamerad besonders seiner jüngsten Kinder.
In diesen schönen Stunden vergißt er wenigstens zeitweise die Sorgen
des Berufes, deren Größe und Last kein Laie ermessen kann.
Möge von den vielen und herzlichen Wünschen, welche dem hochwer-

ehrten und geliebten Manne erst jüngst, bei seinem fünfzigsten Geburtstage, von Freunden und treuen Schülern dargebracht wurden, nicht an letzter Stelle derjenige in Erfüllung gehen, daß die Zahl dieser Erholungsstunden, statt immer mehr verkürzt, vergrößert werde, damit er in ihnen noch Jahrzehnte lang immer von Neuem frische Kraft zur Ausübung seines segensreichen, zwar sehr schweren, aber unendlich schönen Berufes gewinne!
-<SS-

<"page60">

## Ein historisch interessanter Briefwechsel.

Von
AUA. Grunwald.
– Hamburg. –

Wie folgenden, bisher, soweit uns bekannt, noch nicht veröffentlichten Briefe sind zum Theil (wie die Briefe Arndts an Perthes und
--+< Jucho, die Notiz von H. S. Reimarus und der Brief Pestalozzis) der Campe'schen Autographensammlung, zum anderen Theil dem Briefwechsel Karl Villers' (in der Hamburger Stadtbibliothek) entnommen. Sie behandeln patriotische (so Arndts Briefe), pädagogische (Dohm, Humboldt, Reimarus, Pestalozzi), litterarhistorische (J. G. Müller, Reinhard, Benecke, Kästner) und culturgeschichtliche (Sieveking) Gegenstände. Bis auf die Stücke aus der Campe'schen Sammlung sind diese Briefe sämmtlich an Karl Villers (1765–1815) gerichtet, dessen eigenartige Rolle eines Vermittlers zwischen Deutschthum und Franzosenthum ihn zum Mittelpunkt aller ebendahin zielenden Bestrebungen in den beiden Nachbarländern machte, und dessen „Coup d'oeil sur les universités“, eine vom französischen Nationalinstitut gekrönte Preisschrift, und „Essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther“ in den weitesten Kreisen Beachtung fanden und auch in den folgenden Briefen wiederholt erwähnt werden.

Unter den weniger bekannten Briefschreibern ist Chr. Wilh. v. Dohm (1751–1829) zu nennen, der bis zum Tilsiter Frieden in preußischen, von da an in westfälischen Diensten stehende Staatsmann, ferner Reimarus d. J., der Sohn des bekannten Verfassers der „Wolfenbüttler Fragmente“, Arzt und Naturforscher zu Hamburg, außer durch einige Schriften philo-

<"page61">



sophischen und physikalischen Inhalts, durch seine Beziehungen zu Lichtenberg und M. Mendelssohn bekannt (siehe deren Briefwechsel); J. G. Müller, der Bruder des berühmten Geschichtsschreibers Joh. v. Müller, der Herausgeber der „Erinnerungen aus dem Leben J. G. v. Herders“; Karl Friedr. Reinhard, nach 1795 französischer Gesandter bei den Hansestädten, seit 1802 beim niedersächsischen Kreis mit seinem Sitz in Hamburg, dessen Briefwechsel mit Goethe weiteren Kreisen bekannt ist; Georg Friedrich Benecke (1762–1844), Professor zu Göttingen, der Erste, der über altdeutsche Litteratur akademische Vorlesungen hielt, und dessen in seinem hier veröffentlichten Brief geäußerter Wunsch durch die Rückerwerbung der Manesischen Handschrift (1888) thatsächlich zum Theil in Erfüllung gegangen ist, und Karl v. Sieveking (1787–1847), seit 1820 Syndikus zu Hamburg, spiritus rector der „Akademie zu Hamm“.

Die Hauptgegenstände dieser Briefe sind die Reform der Universitäten (Dohm, Humboldt, Reimarus d. J.), der Gymnasien (Reimarus d. Ae.), der Elementarschulen (Pestalozzi, Arndt); ferner das Leben und besonders die letzten Augenblicke Joh. v. Müllers (Müller, Reinhard), Herders Leben und Schaffen (Müller), die mittelhochdeutsche Minnepoesie (Benecke), „Du“ und „Sie“ im Deutschen und Französischen (Kästner), der Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Nationalcharakter (Sieveking).

### G. M. Arndt.

Greifswald, den 9. December 1802.
Herrn Perthes in Hamburg.

Ich habe ein Buch geschrieben unter der Ueberschrift Germanien und Europa, oder meistentheils geschrieben, welches mittelmäßig gedruckt in klein Octav etwa ein Alphabet betragen mag. Dieses Buch ist frei, aber nicht frech geschrieben, denn ich werde meinen Namen darunter setzen, und ich bin der Unterthan eines Monarchen; aber in Berlin, Wien und Leipzig möchte es schwerlich gedruckt werden können. Es enthält eine politisch-philosophische Ansicht der Bildung und Verbildung Europas und in dieser eine Erklärung oder wenigstens eine Wahrscheinlichmachung der neuesten Weltbegebenheiten und der französischen Revolution, wie sie gehen konnte und worin sie endigen mußte. Es enthält am Schluß meine Begriffe von einem Staate, vorzüglich an Deutschland und Frankreich gezeigt, und ein Urtheil über den Geist der Verwaltung Buonapartes; es enthält endlich politische und menschliche Hoffnungen, daß aus der Geistigkeit unserer Zeit, die auf der Erde keinen festen Boden hat, endlich ein Staat und eine Welt voll Gestalt und Seele hervorgehen werde. Ich halte das Buch seines Inhalts und seiner Darstellung

wegen nicht für schlecht, und ich glaube, ein ruhiges Urtheil darüber zu haben, weil es
ohne Liebe und Haß allein in Liebe des Ganzen gebohren ist. –
An Villers.
Greifswald, den 8. Juli 1810.
Verzeihen Sie mir, wackerer Mann, daß ich Sie mit diesen gedruckten Blättern
(„Erziehungsplan“ betitelt) behellige; Sie sind selbst schuld daran, auf mancherlei Art:
Doch davon kann die Bescheidenheit nicht sprechen. Ich werde eine kleine Aufforderung
in die Hamburger Zeitungen setzen und dabei auch Ihren Namen so weit mißbrauchen,
daß ich sage, man erfahre das Nähere bei Ihnen. Sollte sich jemand melden, so geben
Sie ihm diese Blätter und meinen Namen, daß er des Weiteren wegen sich an mich selbst

<"page62">

wende. Man sucht sich eine menschliche Thätigkeit, sei sie noch so klein: Der Kreis eines
ehrlichen Mannes, womit er in das Leben einrollen kann, wird täglich enger. Ein Ernst
ist mir es mit der Sache auch deswegen, weil ich selbst einen Buben habe, der bald er-
zogen werden muß. Sie beten noch wohl mit mir: Gott behüte uns vor Barbarei und
Despotenhudelei? Wir sind leider darin, aber unsere Enkel werden darin
hoffentlich nicht stecken bleiben.
Ihr
G. M. Arndt.
Herrn Doctor Jucho in Frankfurt.
... Ich war sogar von den Aeltesten der hiesigen Stadt zur Beiwohnung der
deutschen Versammlung in Frankfurt erkiest. Aber ich bin sehr alt (ich pilgere im
79. Lebensjahre) und den Strapazen von Sitzungen u. s. w. solcher Versammlungen nicht
mehr gewachsen.
Segne Gott den Rath und das Schaffen aller Wackeren zur Einigung und Stärkung
Deutschlands! Es hat mehr denn je Noth...
Bonn, den 27. des Lenzmonds 1848.
Dohm.
à Dresde, le 12 Sept. 1808.
Vous m'avez fait un présent précieux, Monsieur, en m'envoyant Votre Memoire
sur les Universités, dont je Vous dois temoigner ma reconnaissance. J'ai commencé
à le lire avec cet intérêt, que l'importance de la matière doit inspirer dans ce moment
à chacun qui aime et les lettres et sa patrie. Mais Votre manière de traiter votre
objet a augmenté encore de beaucoup cet intérêt. La cause la plus belle a trouvé
en Vous un defenseur, qui doit espérer d'autant plus de succès, qu'il donne des
idées claires et précises aux étrangers, qui n'avoient que des nations confuses et des
préjuges et qu'il instruiten même tems les indigènes. Permettez moi que je me
range dans le classe des ces derniers. Votre livre m'a fourni beaucoup des
matières de reflexions, il a rectifié et étendu mes propres idées. Je suis presque
partout d'accord avec les VÖtres. Cependant je vous avoue, que je crois nos
instituts encore perceptibles de grandes réformes et que selon moi on
devroit profiter du moment d'un changement universel de notre état
social, pour l'effectuer et pour rendre nos universités plus parfaites encore qu'elles
ont été jusqu'ici... Leur organisation intérieure est beaucoup plus l'effet du
hazard et d'un esprit qui appartenoit à un siècle bien différent du nötre, que
d'une sagesse legislature... Les plus importants de ces abus sont... la juris-
diction particulière accordée aux Universités selon les idées et mème selon les
besoins des tems de leur fondation et la liberté illimité laissée aux jeunes gens
tant par rapport à leurs études qu'à leur conduite morale. Honie, qui in struit
de jeunes gens et dont la subsistance est en grande partie dépendante,
de la faveur de ses élèves, n'en doit pas être le juge. Les occupations
minutieuses de ce dernier poste ne sont guère compatibles avec les recherches et
meditations d'un savant. Il faut sans doute aux jeunes étudians une discipline
particulière, une police paternelle. Mais des que leurs actions sont regardées
comme celles des autres membres de la société civile, – ils ne doivent pas avoir
d'autres juges que ceux-ci. L'unité de l'exercice de la justice est un des
plus grands avantages de la constitution française. Toute exception de
cette règle est un pas retrograde. Il ne fant pas faire renaitre l'idée bizarre, que
c'est un privilège, une exemtion, davoir un autre juge que nos concitoyens
(D. kommt auch auf Schleiermacher zurück.)

<"page63">

Wilh. Humboldt.
Monsieur..
Rien n'auroit pn m'être plus flatteur que la lettre pleine de bonté et
d'indulgence que Vous avez bien voulu m'ecrire, Monsieur, en date du 25 Mars
de cette année, mais qui ne m'est arrivée que hier. Il est assez singulier
qu'elle me trouve dans un moment oü je vais quitter la sphère d'activité dans
laquelle je travaillais jusqu' ici, et qui ne me laissera toujours des souvenirs
doux et intéressans. Vous aurez vu, Monsieur, par les papiers publics, que
le Roi a daigné me nommer Ministre à Vienne, je me rendrai vers le mois

de Septembre à mon nouveau poste, et compte partir en peu de semaines d'ici.
M. Rules m'était connu comme un savant extrèmement estimable, la manière
dont Vous parlez de lui, me le rend doublement intéressant, et il m'a été
précieux de savoir qu'il avait disposé d'accepter une place à cette Université ici.
C... (?) pendant le séjour que je fais encore ici, je prens encore part à
l'Organisation de l'Université, je ne manquerai pas de communiquer
son livre et le désir qu'il a, au Ministre Comte de Dohm, actuellement Chef du
Département de l' Instruction publique. Je doute, il est vrai, que le moment
présent permettra de faire quelque chose pour l'engager de suivre ici. Mais il
pourra se présenter des occasions dans la suite. Au reste il est certain que
l'Université ici era en activité en automne, on y travaille sans interruption.
Je suis, on ne peut pas plus, reconnaissant, Monsieur, du souvenir que
Vous m'avez bien voulu conserver de moi et de Me. de Humboldt. Je ne
manquerai pas de lui écrire de quelle manière obligeante Vous Vous rappelez son
dernier séjour à Paris. Elle sera probablement encore à Rome; mais si elle reçoit
la nouvelle de ma distinction actuelle à tous, elle se rendra maintenant en
duitant à Vienne
à Berlin, le 4 Juillet 1810. Humboldt.
H. S. Reimarus..
Die Jugend müßte billig vom 10. Jahre an in den Definitiones der vornehmsten
Begriffe durch die ganze Philosophie lernen, da ihnen die Merkmale der Definition in
einem oder zweyen Exempeln gezeigt werden müßten; aber mehr andere Exempel, jedoch
ohne Application auf die Definition, hinzugesetzt wären, daß sie dabey ihre Kräfte übten.
Diese deutlichen Begriffe würden mit den Jahren so fruchtbahr werden, daß die Knaben
von selbst sehen würden, welche Wahrheiten in diesen Begriffen steckten; auch würden sie
dadurch für irrige und falsche Begriffe bewahrt werden; mehrere Vortheile zu geschweigen.
Die Knaben, welche nicht zum Studiren gewidmet sind, müßten in der Schule von
den anderen separiret werden, daß sie nicht ihre Zeit unnütz verthun, und dagegen viel
Nützliches lernen könnten.
Reimarus d. J.
Hamburg, 7. September 1808.
„... Auch die englischen Universitäten (Orford und Cambridge) gleichen nur unseren
Gymnasien, lehren meistens nur Mathematik und Physik und vornehmlich Sprachen.
Edinburg aber scheint nach den holländischen Universitäten, sowie diese nach den deutschen,
gebildet zu sein, hat auch nicht die alte gezwungene Mönchseinrichtung.“
Pestalozzi.
An J. G. Greuves in Tübingen.
Iserten, Dezember 1822.
Lieber, theurer Freund!
Was ich immer geschrieben, dessen Publikation hindere ich auf keine Weise, sobald ich
glaube oder hoffen darf, daß es auf irgend einem Weg nützlich werden könne. Die Briefe,


<"page64">

die ich Ihnen geschrieben, sind unter Umständen, die mich in allen Rücksichten lebendig be-
wegten, geschrieben worden. Sie gingen von Herzen, und ich darf darum hoffen, daß sie
hie und da wieder zum Herzen gehen werden. Da ich indessen mich ihrer im Detail gar
nicht mehr erinnere, so habe ich doch Gründe, Sie zu bitten, mir, ehe Sie sie publizieren,
eine Kopie davon zuzuschicken, um allfällige Mißschreibungen zu verbessern, und etwa
ein Wort, das ich gerne hinzusetzte, beifügen zu können.
Ich freue mich, daß einige Freunde des Wahren und Guten sie einiger Aufmerksam-
keit werth halten.
Lieber Freund! Ich erinnere mich immer mit Dankbarkeit und Vergnügen an
Ihren Aufenthalt in unserer Mitte und an die viele Güte und Liebe, die Sie uns er-
wiesen haben. Mein Wirkungskreis ist seit einiger Zeit ruhiger als damals, und gewinnt
mitten unter den dauernden Unannehmlichkeiten meiner Verhältnisse, einen immer aus-
gedehnteren und gesegneteren Spielraum. Wir arbeiten mit unermüdeter Thätigkeit an
den praktischen Ausführungsmitteln der Idee der Elementarbildung, und ich freue mich,
daß unsere Bemühungen, diese Mittel immer mehr zu vereinfachen, ganz gewiß dahin
führen werden, dieselben in den Haushaltungen des Volkes allgemein brauchen zu können,
und dadurch die Kräfte, die in der Natur des häuslichen Lebens für die Erziehung liegen,
in einem hohen Grad zu verstärken und zu vermehren.
Lieber Freund! So ist sehr erhebend zu sagen, mit welcher Leichtigkeit und Sicher-
heit kleine Kinder in unserer Mitte, das, was ihnen elementarisch gut und genügsam ein-
geübt worden, andern Kindern richtig und genugthuend beizubringen, und sie zu eben dem
Grad der Vollendung ihrer Kenntnisse, zu der sie gelangt sind, zu führen im Stande sind.
Es ist nicht zu berechnen, zu welchen großen Folgen es für die Volksbildung hinführen
kann, wenn die Zahl der Menschen, die sich die praktischen Ausführungsmittel der Idee
der Elementarbildung in einem gewissen Grad der Vollendung eigen gemacht haben, mit
Beförderung vermehrt und zu einer bedeutenden Größe gebracht werden kann. Ich sage
es gewiß ohne Anmaßung und Selbstsucht, es ist wichtig, daß dieser Gegenstand noch bei
meinem Leben und unter meinen Augen so weit gefördert werde, als immer möglich,
Darum danke ich Ihnen auch von Herzen für Alles, was Sie bisher dafür gethan haben,

und bitte Sie dringend, forthin zur Beförderung dieser Angelegenheit mit Ihrer alten Liebe, Sorgfalt und Thätigkeit zu thun, was Ihnen immer möglich. Die zwei Kinder, die ich durch Ihre Empfehlung von Herrn Pfarrer Wigh empfangen, befriedigen uns in allen Rücksichten; ihr Geist erwacht, sie sind fromm, thätig, heiter und anhänglich, und erregen ausgezeichnete Hoffnungen. Ich danke der Vorsehung für ihr Dasein und fühle die Pflicht, nichts zu versäumen, was geeignet sein mag, die Hoffnungen der guten und edlen Pflegeltern, die sie mir anvertraut, zu erfüllen. – Sagen Sie uns doch, hat Herr Eschenmeyer meine Briefe an Sie gelesen? Und ist es sein Wunsch, daß dieselben in Verbindung mit den seinigen gedruckt werden? Ich wünsche sehr, sein näheres und he-stimmteres Urtheil über meine Bestrebungen für Volksbildung zu kennen. (Bis dahin eine fremde Hand.).

Adieu, lieber treuer Freund glauben Sie fest dauernd an die aufrichtige Liebe und Achtung, mit der ich auf immer sein werde Ihr Sie liebender Freund und Diener

Pestalozzi.

J. G. Müller.

Schaffhausen, 7. Januar 1808.

Unter den Manuskripten des seligen Herders, dessen Posthuma ich zum Theil herausgebe, fand ich einen Entwurf zur Beantwortung der Preisfrage*), durch welche

*) Gemeint ist Villers L'essai sur l'esprit et l'influence de la réformation de Luther etc. Paris. 1804.

<"page65">



Sie sich einen so dauernden Ruhm erworben haben. Er wollte also Ihr Mitbewerber werden! Aber es ist auch mehr nicht als Entwurf, Disposition; doch sehe ich, daß Sie über das Meiste ähnlich dachten.

Schaffhausen, 31. Januar 1808.

... Herder pflegte auf seinen einsamen Spaziergängen über dergleichen Gegenstände nachzudenken. – Zu Hause schrieb er sich flüchtig (in einer sehr abbrevierten Handschrift) den Gang seiner Ideen auf, zu etwaigem künftigen Gebrauch. Ich habe eine Menge Pläne und Entwürfe der Art von ihm in Verwahrung. Gewöhnlich, wenn er sie aus-arbeitete, gewannen sie eine ganz andere Gestalt, selbst die Disposition litt Veränderungen. Daß er bei dieser Skizze wirklich den Gedanken gehabt sie auszuarbeiten (wenn es die Lasten der Geschäfte, die man ihm aufbürdete, gestattet hätten), schließe ich daraus, daß er die Preisfrage selbst dazu schrieb. Aber Sie sehen, mein edler Freund, es ist eben nicht viel daraus zu machen, sie ist gar zu kurz und allgemein – thun Sie, was Sie wollen.

... Seine schönsten Pläne und Ideen blieben unausgeführt; man verbitterte ihm zu Weimar das Leben, lud ihm übermäßige Geschäfte auf, die ihm die Zeit raubten und jeder andre ebenso gut machen konnte – o lassen Sie mich diese Seite nicht be-rühren!

Er unterlag dem Verdruß zu einer Zeit, wo sich ihm eben in Dresden, an diesem edelgesinnten Hofe, eine unvergleichlich schönere Aussicht zeigte.

Schaffhausen, 6. September 1809.

In acht Tagen hoffe ich mit dem ganzen schriftlichen Nachlaß meines Bruders auch seinen Briefwechsel zu erhalten. Denn bis zum 18. August hielt man sie mir in Cassel zurück!... Was mein guter Bruder da (in Cassel) gelitten hat, ist unbeschreiblich! Er fiel endlich als Opfer seines wohlgemeinten Eifers, des Lebensmüde. Wohl ihm! Auf mich ist nun die ganze Last der Berichtigung seiner Oekonomie gefallen. Die Vocation nach Paris und Cassel im November 1807, die ungeheuren Kosten, die sie ihm, einem unbegüterten Privatgelehrten, veranlaßte, und die auf viele tausend Rthl. steigt – für welche er nie die allermindeste Entschädigung erhielt – ruinirten sein Ver-mögen, und schwerlich wird der Ertrag seines litterarischen Nachlasses hinreichen, seine Schulden zu tilgen – obwohl ich alles Mögliche thun will, damit Niemand einen Heller an ihm verliere...

Schaffhausen, 13. November 1809.

... Gleich Anfangs Juli haben mir die Schultheißen und einige andere Freunde von Bern sehr freundschaftliche Briefe geschrieben; und kürzlich hat mir der edle Herr von Millinen im Namen mehrerer Freunde ein Kapital von 20000 Berner Franken (= 13 300 Reichsgulden) à 3%o, auf mir gefällige Jahre zurückzuzahlen anerboten. Ueberhaupt ist die Theilnahme in der Schweiz groß und edel – wenngleich vielleicht hie und da Neider versteckt seyn mögen, oder politische Philister und Sektirer, die ihn nicht begriffen – aus dem waldechten Toggenburg, wo nicht einmal eine Stadt ist, hat man mir Beyträge zur Tilgung der Schulden offerirt. Hiesige Stadt hat (so genau man sonst die Finanzen zusammenhalten muß) auf eine Petition einiger zwanzig meist junger Männer die Bibliothek gekauft, die nun dieser Tage angelangt ist. Ich habe aber auch ein Opfer dazu gebracht. Der Schulden waren sehr viel, mehr, als ich Anfangs wußte – unter uns gesagt, gegen 14 000 Rthlr. Seit ich aber die Conti der Pariser Schneider und Brodeurs für seine Ordenskleider, die er ja machen lassen mußte, die Rechnungen für Postgeld in Cassel, im Jahre 1808 und 1809, denn er war auch für Amtsbriefe nicht postfrey, die sich monatlich gegen 300 Rthlr. beliefen, und andere Casseler Ausgaben unter seinen Schriften gefunden habe; seitdem begreife ich alles. Die Reise- und Trans-portkosten von Berlin nach Tübingen und zurück nach Cassel sind ungeheuer. Die Briefe (I. v. M.s.) machen mir manche Sorgen, da ich so viel treffliche und Demosthenisch-beredte Stellen weglassen muß, die jetzt noch nicht gedruckt werden dürfen... Sie

4*

<"page66">



sollten ihn erst persönlich gekannt haben. Er war gut wie ein Kind, zugleich voll un-
schuldigen Witzes und gar nicht sich hervordrängend, so daß den gemeinsten Leuten wohl
bei ihm war..

Schaffhausen, 3. December 1809.

Während der Versammlung am 5. Junius erhielt ich die Nachricht vom Tode
meines Bruders, und wenige Tage darauf ein rührendes und sehr theilnehmendes Schreiben
des Landamman d' Affry, im Namen und auf Befehl der Tagsatzung.

Heute ist das Krönungsfest zu Paris; ich wollte fast darauf wetten, es wird eine
neue Krönung geschehen sein! Die Wiederholung derjenigen, welche vor 1009 Jahren
am 25. Dezember zu Rom geschah.

Schaffhausen, 18. November 1813.

... Selbst vom höchsten Orte mußte mein Bruder 14 Tage vor seinem Tode vor dem
versammelten Hofe die Worte hören: „Die Gelehrten machen uns Thorheiten;
es sollen nur Soldaten und Ignoranten im Lande sein: Da lasse sich am
besten regieren!“

9. März 1814.

Rußland hat auf das bestimmteste den besten Willen für die Schweiz erklärt. Der
Kaiser hat es mir selbst so nachdrücklich, wie er immer spricht, gesagt, auch
seine geistreiche Schwester, die Großfürstin Catharine.

Reinhard (Vgl. Reinhards Briefe an Villers.)

Cassel, le 7 Juin 1809.

La lettre incluse, mon cher Willers, est restée entre mes mains, pareeque
l'occasion sur laquelle j'avais compté ne s'est point présentée; et vous connaissez
déjà le triste Postscriptum que je suis obligé d'y mettre! Notre ami Muller
n'est plus. Un conseiller d'Etat Français a prononcé un discours français sur
sa tombe!

Mais consolés vous; il a parlé comme un allemand.

Voules-vous savoir de quelle maladie il est mort? Il est mort d'une ésésipole,
causée par une promenade de soir à laquelle je l'avais engagé. La veille il avait
fait son testament et dans cette promenade, que je n'oublierai point, préoccupé
d'idées sombres, il n'avait parlé que de la mort. Nous allâmes voir le Ministre
de Hollande; M. d'Hogendorp arrivait de Visac pendant nous y étions; il nous raconta
la journée du 10, le siège qu'on allait soutenir, le bombardement que se préparait.
Le lendemain je regus une lettre de Jacobi qui me disait: Ich bin dahin!
Fragen Sie doch Müller, ob er auch dahin ist? Je lui communiquai cette lettre: le
billet par lequel il me répondit fut son dernier. Il est mort d'une maladie bilieuse,
il est mort de chagrin! Vous aurés pu en savoir les causes; vous ignorés peut-
être la dernière. Il ne convient pas au reste que se soit moi qui vous l'apprenne,
ni que vous discés que c'est moi qui vous écris qu' il est mort de chagrin. Nous
nous voyions tous les jours, surtout dans les derniers tems. Il trouvait quelque
consolation à étre avec moi; sa société était le principal agrément de mon séjour
à Cassel. Hélas, je ne pensais pas qu' il mourrait: je ne le mettais pas assés à
profit. Mais ce qui me charmait au point de me faire oublier que je me trouvais
à la source des connaissances et du savoir, c'était sa bonhommie d'enfant, c'était
cette innocence d'äme que je n'avais jamais trouvée dans un homme comme lui.
Je me laissais aller à un scortiment d'aise que j'ai rarement éprouvé: nous
causions, nous revions, nous nous entendions; et souvent nous ne nous disions pas
tout, parcequ'au milieu de la confiance intime que nous avions l'un pour l'autre,
nous respections réciproquement notre situation.

Souventil venait diner avec nous, en petit comité, comme il l'aimait. Alors
le vin du dessert ou le bischof le faisait épa... à tout le feu de son esprit

<"page67">



faiblissait en étineelles; sa gaieté devenait éloquante; sonérudition s'intonnait de
la ceinture des graces, ou bien son ame se montrait etil disait la vérité comme
il la courtait, comme ce l'avoit écrite.

Il laisse ses manuscrits, sa bibliothèque et ses dettes. Il parait que son
frère ne viendra point; sa présence serait bien nécessaire, car je prévois des in-
famies que j'empècherai si je le puis

Georg Friedrich Benecke.

Göttingen, März 20. 1810.

Erlauben Sie mir, mein hochverehrter Freund, daß ich Ihnen die beykommende Er-
gänzung der Sammlung von Minnesingern (Göttingische gelehrte Anzeigen. 45 Stück.
Den 19. März 1810) überreiche. Niemand hat sowohl in Beziehung auf den Inhalt als
auch in Beziehung auf den Herausgeber, gerechteren Anspruch darauf als Sie.
Sollten Sie Gelegenheit haben, in einem französischen Journale eine kurze Er-
wähnung dieser Minnelieder zu thun, so würden Sie mich in sofern recht sehr verbinden,
als mir dieses vielleicht beförderlich sein könnte, ein oder das andere deutsche
Manuskript aus französischen Bibliotheken zu erhalten.

Kästner.
Monsieur.
Parceque Vous aves trouvé digne de votre atention une de mes epigrammes,
en voici une autre sur le méme sujet. J'étois à Leipzig en société avec quelques
gens des lettres, chacun des nous procurait un livre de lecture qui circuloit durant
un mois et retournoit à son proprietaire. Un des membres s'appeloit Gasc, originaire
d'une famille refugiée après la revocation de l'Edit de Nantes, et gagnoit sa vie
à enseigner le français. Il nous envoyoit à l'ordinaire le Mercure de France, qu'il
lisoit avec les écoliers, mais qui n'étoit pas une lecture pour nous autres. Un
mois il s'avoisoit d'envoyer la pucelle. La dessus je le remercioi comme suit:
Was von der Jungfer und der H–
Alzirens Dichter ruchlos singt,
Daß Gasc uns das zu lesen bringt,
Damit verbüßt er zehn Mercure.
Jai eu une autre idée sur le méme ouvrage, que je n'ai jamais purimer.
O disoit sur la pucelle de Chapelain:
Illa Capellani dudum exspectata puella
Post longa in lucem tempora prodis anus.
La pauvre Jeanne d'Arc a été encore plus maltraitée de Voltaire que de
Chapelain.
Pendant la guerre de sept ans on chantoit à Paris:
Bateaux plats à rendre
Soldats à louer
Ministres à pendre
Generaux à rouer
O france le sexe femelle
Fit toujours ton destin
Ton bonheur vint d'une pucelle
Ton malheur d'une catin.
Je suis avec beaucoup d'estime
Monsieur le Vötre
Kaestner.
Le 3 du Janv. 1797.

<"page68">
52 – M. Grunwald in Hamburg. –
Auf einem Stück von six livres, l'an 11. de la Republique, sind die römischen
fasces oben mit der Freyheitsmütze. Nun ragt eigentlich aus den römischen fascibus das
Beil zum Enthaupten hervor. So bedeckt die Republik das Mordbeil mit der Freyheitsmütze.
7. März 1797.
... A propos d'Ozanam, je crois qu'il a eu une influence singulière dans
le langage allemand dans les mathematiques. Wolf dams ses livres allemands.
parle toujours à l'écolier, dans la seconde personne du pluriel.
Machet die Linie AB=AC, c'est qui n'est pas aussi poli dans l'allemand que
le français faites. J'ai toujours cru que Wolf qui s'est beaucaup servi d'Ozanam
et d'autres auteurs français à introduit ce gallicisme. Les sansculottes avoient
commencé à se toutoyer, mais je crois que cette nouveauté est arrivée à son terme
comme le sont beaucoup d'autres nouveautées republicaines.
Pour le reste le tu s'étant toujours conservé dans le langage poétique des
nations vivantes, il m'a paru singulier que Voltaire s'en est dispensé.
Pole immobile aux yeux silent dans nötre course
Foyés les chars glaçes des sept astres de l'ourse
Employés dans le cours de vos sangs mouvements
Deux cent siècles entiers au de là six mille ans.
J'ai taché de rendre cette politesse française en allemand
Und Sie, Herr Pol, fliehn langsam von dem Bäre
So höflich spricht mit Punkten nur Voltaire – –
9. Januar 1797.
Monsieur.
Je me trouve trop honoré de l'attention que vous donnés à mes bagatelles.
Lenom que je n'avais pas ecrit assez lisiblement est: de Gasc. Ce Mr. de Gasc
est mortil y a quelque ans à Brunsvic oü il étoit une espece de juge de la
Colonie françoise. Il étoit compagnon très agréable. Il avoit étudié à Halle,
oü il avoit commis quelques extravagances un jour de fête qui étoit celebré par les
Lutheriens, mais Tne pas par les Reformés. Le Prorecteur l'ayant fait citer le
reçut avec cette demande: „Sind Sie ein Christ? Il avoit repondu: Ja, ein refor-
mierter Christ.“ La dessus, je lui dis: Sie werden es wohl gemeynt haben, wie der
Franzose seyn: Officier reformé. Depuis cetems nous l'apellions: Le Chretien reformé.
Karl Sieveking.
... L'esprit allemand et l'esprit français, semblables à deux courbes, qui
souvent paroissent suivre la mème direction, souvent se croisent, peu différentes
à l'oeil moins scrutateur, ne montrent leur véritable inégalité qu'a celui qui
poursuivant leur nature saity trouver une loi constante à qui leur cours obéit.
Ayant saisi cette loi nous sommes en état de nominer la cause, pourquoisi

rarement les deux nations se comprennent mutuellement et de détermimer tous les
points oü leurs pensées nécessairement doivent se toucher ou dévier entre elles.
Vous paroissez vouloir comparer l'esprit des français à la parabole direction
commune à tout ce qui cherche la terre, qui quoique s'élévant insensiblement de
l'axe sur laquelle elle repose, s'en élève moins, plus elle s'alonge: tandis que
celui des allemands ressembleroit à l'hyperbole qui d'un elan moins terrestre, en
s'éloignant toujours de l'axe qu'elle quitte le moment mème de sa naissance,
paroit chercher une direction dont elle s'approche à l'infini en montant toujours,
quoique jamais elle ne puisse l'atteindre.
Les mèmes forces attractives et génératrices du mouvement se retrouvent
dans l'une et dans l'autre de ces deux lignes, mais des loix distinctes gouvernent
le changement successif de la proportion qu'elles tiennent ensemble.

<"page69">

Celle qui paroit prépondérer dans l'une est dévancée dans l'autre. Ce sont
la matière et l'idée qui se disputent l'homme.
... En comparant toute la masse d'idées dans les livres de Votre nation à celle
quise trouve dans ceux de la nötre on voit qu'elles ont prises des formes très
distinctes selon la nature de leur langue. Heureusement ou malheureusement peut-
être la nötre pense pour nous, tandis qu'en laissant aller les rènes à la vötre vous
n'arrivez qu' à des bouts rimés, des équivoques ou des calembourgs.
J' ose dire, qu'en général beaucoup de français ont plus d'esprit que leur
langue, tandis que peu d'allemands en ont autant que la leur.
Chez nous les mots sont des êtres vivans doués d'une force propagatrice,
chez Vous ce sont des pierres d'une regularité exacte et d'une politure rare.
C'est de cette difference que la plus grande partie de ce qui sépare Votre
litérature de la nötre a pris son origine.
Ecrire chez Vous, c'est faire une sorte de mosaique, chez nous c'est peindre.
La règle, le compas, tous les instrumens dont Vous pouvez Vous servir nous
manquent. Nous n'avons que notre idée et les couleurs, capables par des alliances
formées entre celle d'une infinité de nuances.
Chez nous il y a beaucoup à vaincre et le mérité est à proportion de la
peine. Quoiqu'on en dise l'assiduité dont on nous vante tant est plus générale
en France qu'en Allemagne. Là oü il faut une précision géométrique de brillantes
antithèses, une gaité claire et luisante rarement nous approchons de Vous. Aussi
ne peut on pas nier qu'avec un art admirable on a composé de ces particules
infiniment polies de la langue des tableaux entiers dont l'idée toujours présente à
l'artiste peu s'en faut malgré cette classique et lourde éternité paroit douée de vie
et de mouvement dans les agglomérations de versou de périodes.
Peut-être les allemands jusqu'à présent ont eu peu de peintres. Longtems,
occupés à faire de la mosaique avec les couleurs, dont nous ignorions le véritable
usage, pour imiter nos voisins puis tout ce qui chez d'autre nations s'étoit con-
servés de vieux tableaux, ceux qui ont eu le courage de consulter la nature sont
en beaucoup plus petit nombre que nos gazettes litéraires veulent le faire croire
et parcequ'il n'y avoit aucun point de ralliement leurs efforts épars ont formé
beaucoup d'imitateurs, mais peu d'élèves, comme le fasoient ces belles écoles d'Italie
qui de génération en génération laissoit à une rigoureux jeunesse ce qu'un long
exercise avoit amassé de règles utiles et de grandes vues. Aucun Raphaël chez
nous n'est sorti de l'attelier du Perugino.
On a droit de ce plaindre, car ceux qui en général parlent dans nos universités
ne sont pas nos peintres.
Göttingue, ce Samedi 6. Aoüt 1808.

<"page70">
Michail Mikiforowitsch Katkof.
Oon
E. AWAaschke.
– Breslau. –
it allen wahrhaft russischen Männern bin ich tief betrübt über
Ihren und unseren Verlust. Das mächtige Wort Ihres ver-
TI storbenen Gatten, beseelt von einem glühenden Patriotismus,
hat das russische Gefühl wieder erweckt und in Zeiten der Verwirrung die
gesunde Gesinnung wieder gekräftigt. Rußland wird seine Verdienste nicht
vergessen, und Alle vereinigen sich mit Ihnen in einem gemeinsamen Gebet
für die Ruhe seiner Seele." Solche Worte des Beileids richtete Kaiser
Alexander III. am 21. Juli a. St. 1887 an die Wittwe des zu Moskau
dahingeschiedenen Michail Nikiforowitsch Katkof. – Unbedingt eine höchst
eigenartige politische Erscheinung dieser Professor klassischer-humanistischer
Wissenschaft Michail Katkof, der dann als einfacher Publicist ein Viertel-
jahrhundert hindurch einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Geschicke
des gewaltigen Reiches ausgeübt hat, indem er der intime Rathgeber zweier
Kaiser gewesen.
Wie Katkof dazu gekommen ist, was ihn wohl dazu berechtigte, das

wird jedem Nichtrussen schwer verständlich erscheinen; man muß sich thatsächlich erst mit Rußland, seiner Bevölkerung und seinen Verhältnissen vertraut machen, um überhaupt die Möglichkeit einer solchen politischen Erscheinung, wie sie sich in Michail Katkof darstellt, einigermaßen begreiflich zu finden.
Sprache, Sitten, Einrichtungen haben aber so hohe Schranken zwischen Rußland und den Staaten des europäischen Westens aufgerichtet, daß gerade dieses ausgedehnteste Reich Europas mit der zahlreichsten Bevölkerung noch am wenigsten bekannt ist. Anatole Leroy Beaulieu, einer der genauesten

<"page71">

Kenner der russischen Verhältnisse, sagt darüber in seinem Werke „L'Empire des Tzars et les Russes“ (Paris 1889):
„Wie sollte ein Volk auch gleich verstanden werden, das sich selbst erst noch zu begreifen sucht, dessen Entwickelungsgang mitunter wohl sprungweise fortschreiten will, im Allgemeinen aber doch ein zögernder ist.“
„Das russische Reich ist ein Land der inneren Colonisation von ein- oder zweihundert Jahren und zugleich ein tausendjähriges Reich. Dieser Dualismus ist der Grundzug der Contraste, die uns überall, im Privatleben, im Charakter, im Staate entgegentreten, Contraste, die so häufig sind, daß sie geradezu zur Regel werden. Daher die Verschiedenartigkeit der über Rußland gefällten Urtheile, die in der Regel nur deshalb unrichtig sind, weil sie nur die eine Seite treffen. Dieser Dualismus, der alle Bedingungen des Lebens beherrscht, hat auf die materielle und politische, wie auf die moralische Entwickelung Rußlands unmittelbaren Einfluß.
Die Russen sind noch immer ein Volk in der Phase des Werdens, und zwar sowohl im moralischen, wie im materiellen Sinne. Rußland hat seine Mission noch lange nicht erfüllt...“
„Wir müssen uns in Bezug auf die sociale Entwickelung dieselbe Frage stellen, wie in Bezug auf den Boden und die Rasse. Worin ist Rußland europäisch, worin asiatisch, worin einfach slavisch und russisch? Haben die Jahrhunderte seiner langen Entwickelungsperiode dasselbe durch eine gleiche Erziehung zum europäischen Leben herangebildet, oder haben sie es zu einer eigenartigen, originalen, von Grund aus der westlichen Cultur verschiedenen vorbereitet?
„In den Augen der Sapadnisti und Parteigänger des Westens besitzt Rußland in seiner Vergangenheit und in seinen Traditionen nichts, was dasselbe von Europa trennte. Es hat keine eigene, wahrhaft originale, nationale, eingeborene Cultur, es ist einfach im Rückstande gegenüber seinen westlichen Nachbarn. Es ist ein Staat des Mittelalters geblieben; nichts aber steht dem entgegen, daß es sich die ganze Cultur vorgeschrittener Völker zu eigen machen, daß es für die germanisch-romanische Civilisation dasselbe werden kann, was die germanischen Völker einst für die römische Civilisation gewesen sind.“
„In den Augen der Slawophilen dagegen, sowie Vieler von gleichem Geiste inspirirter Patrioten ist Rußland von Grund aus von Europa verschieden. Es hat von seiner Vergangenheit eigenthümliche Institutionen überkommen und ist nach Ursprung, Erziehung, Culturelementen zu ganz anderer Bestimmung berufen. In der Art, in welcher dasselbe bevölkert, der russische Staat gegründet, das russische Land besetzt wurde, in der Auffassung von der Familie, von dem Eigenthum, von der Autorität besitzt Rußland die Grundbedingung einer neuen Civilisation, und zwar einer solchen von größerem Gleichgewicht, größerer Dauerbarkeit und größerer Harmonie, – einer Civilisation, die wesentlich befähigter zu unberechen-

<"page72">

barem Fortschritte ist, als die greisenhafte, sieche westliche, die bereits durch ihre inneren Conflicte mit Zersetzung bedroht ist.“
Zu dieser letzteren Partei gehörte schließlich Michail Katkof, wie er denn als Führer an der Spitze des Altrussenthums, – der National-Russen stand.
Was nun aber Katkofs politische Thätigkeit anbelangt, so äußerte sich dieselbe „öffentlich“ im Wesentlichen nur in den Leitartikeln der von ihm redigirten Moskauer Zeitung, während im Uebrigen seine politische Wirksamkeit sich gewissermaßen hinter den Coulissen abspielte, im intimen Gedankenaustausche mit seinem Souverän und in der Einflußnahme auf die obersten Staatsbeamten, denen er seine leitenden Gedanken mittheilte.
Fand Katkow hier Widerstand, so wußte er diesen in den meisten Fällen zu beseitigen. So war seinem Einflusse der Sturz des Unterrichtsministers Golodwin 1866 wesentlich zuzuschreiben, hatte er 1882 die Entlassung der Minister Loris-Melikof, Abasa und Miljutin durchgesetzt und durch seine Angriffe in der Moskauer Zeitung schließlich auch den Minister des Inneren

Ignatief gestürzt.
Dem Werdegange und der politischen Thätigkeit Katkofs, dieses eigen-
thümlichen, in Rußland so einflußreich gewesenen Mannes, etwas näher zu
treten, dürfte demnach wohl von Interesse sein.
Im Jahre 1818 zu Moskau geboren, entstammte Michail Katkof einer
kleinadligen russischen Familie. Seine akademische Bildung hatte er zunächst
auf der Universität seiner Vaterstadt, dann aber in Königsberg und in Berlin
erhalten. Auf letzterer Universität soll er ein eifriger Schüler Schellings
gewesen sein. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde Katkof dann als Professor
der Philosophie an der Universität zu Moskau angestellt, sah sich jedoch bereits
1849 in Folge der von dem Kaiser Nicolaus angeordneten Beschränkungen
der akademischen Lehrfreiheit zur Aufgabe seiner Stellung genöthigt.
Im Jahre 1856 begann er die Herausgabe des Journals „Russkij
Wjestnik", des russischen Boten, worin er die modernen Ideen des Liberalis-
mus und namentlich das englische Selfgovernment vertrat, zugleich aber
auch als Gegner der radicalen und socialistischen Partei sich erwies. Katkof
war es gelungen, die Erlaubniß zur selbstständigen Behandlung politischer
Fragen zu erhalten, während bis dahin die russische Presse sich damit be-
gnügen mußte, die politischen Nachrichten und Noten nachzudrucken, welche
in dem Privatelstwenny Wjestnik veröffentlicht worden waren; selbst die
militärischen Nachrichten, namentlich im Krimkriege, durften nur dem
„Russischen Invaliden" entlehnt und lediglich ohne jeden Commentar und
ohne jede daran geknüpfte Betrachtung wiedergegeben werden. Die erste
Nummer seines „Russischen Boten" weihte Katkof 1856, also bald nach
Schluß des Krimkrieges mit folgendem Artikel ein:
„Endlich hat dieses schreckliche Jahr 1855 seinen Umlauf beendet!
Wie viel wichtige Ereignisse, wie viel Trauriges, wie viel Seufzen und

<"page73">

vergossenes Blut hat es mit sich gebracht! Es wird in den Jahrbüchern
der Weltgeschichte stets ein denkwürdiges bleiben und sein Kampfgetöse einen
langandauernden Widerhall bei den Völkern und Reichen finden.
Möge die Vorsehung unser schönes Vaterland segnen, möge sie ihm seine
Leiden vergelten und seine Hoffnungen erfüllen. Möge sie ihm ihre Gnade
zuwenden bei den Prüfungen, welche dasselbe zu bestehen hat. Während
der tausend Jahre seines Daseins hat dasselbe schon viel erlitten, indem es
aber ergebungsvoll den Schmerz in seiner Brust verschloß und auf die
Vergütigung seiner Opfer verzichtete. Mögen ihm jedoch jetzt seine Opfer
und Leiden von ehemals angerechnet werden, auf daß sie ihm die Bürde
der gegenwärtigen Prüfungen erleichtern...
„Mit reiner und aufrichtiger Liebe richten wir unsere Blicke nach dem
Throne. Alles, was an Kraft und Begeisterung in uns vorhanden ist,
weihen wir unserem regierenden Herrn; freudig und mit ganzer Ergeben-
heit werden wir unter seinem Banner einer neuen Zukunft entgegenrücken,
wir werden mit dem vollen Vertrauen vorwärts marschiren, daß das Feld-
zeichen unseres Souveräns die Ehre, das Licht, und das wahre Wohl
unseres Vaterlandes bedeutet!"
Gegen Ende 1858 hielt es Katkof, jedenfalls pro domo, für angezeigt,
gegen das Berliner Preßbureau eifern zu sollen. In der „Chronik der
Gegenwart" seines Journals richtete er einen geharnischten Artikel gegen
die Maßnahme der preußischen Regierung, Journalisten zu erkaufen und
somit die Organe der öffentlichen Meinung zu bestechen.
„Die öffentliche Meinung zu verführen, die Ueberzeugung zu ver-
gewaltigen, was kann es Traurigeres geben, sowohl für die bürgerliche
Gesellschaft, als für die Regierung selbst? Warum hat man diese armen
Journale der Provinz irre geführt und vergewaltigt? Hat die Regierung
als Ersatz für die unvermeidlichen üblen Folgen, mit denen sie die Gesell-
schaft angesteckt, auch nur einen vorübergehenden Erfolg geerntet, als sie
mit aller Kraft ihres Ansehens das Verderbniß und eine unehrenhafte Lüge
in das geistige Gebiet hineingebracht hat? Wie könnte es ihr zur Freude
gereichen, daß die bürgerliche Gesellschaft aufhörte an die Aufrichtigkeit der
Meinungen zu glauben? Wie zur Genugthuung rücksichtlich der staats-
erhaltenden Principien, wenn das Volk sich daran gewöhnte, jedes zu seinem
Besten gesprochene Wort als eine eigennützige, verächtliche Täuschung zu
betrachten? Das sicherste Mittel, irgend ein Princip in der Ueberzeugung
der Menschen zu Grunde zu richten, die beste Gelegenheit, seine moralische
Kraft zu untergraben, ist sicherlich, dasselbe unter officiellen Schutz zu
nehmen... Eine Regierung, welche von wahrhaft guten Vorsätzen beseelt
ist, eine gewissenhafte und aufgeklärte Regierung kann nicht unempfindlich
sein für das Bedürfniß, eine unabhängige und freie Meinung zu hören
... Die Regierungen gehen aus derselben bürgerlichen Gesellschaft hervor,
sie haben von ihr gewisse Ideen und Begriffe empfangen, die ihre Stärke

<"page74">



und ihre Schwäche ausmachen, wenn sie zur Macht gelangen: warum sollten also von dieser Gesellschaft selbst, die sie hervorgebracht und gepflegt hat, nicht auch andere Ideen, andere Auffassungen ausgehen können? Warum könnten solche nicht auch andere Seiten der betreffenden Frage beleuchten, zum Nutzen der Gesammtheit, der Gesellschaft wie der Regierung? Möge die Regierung die Denker und die befähigten Leute aufsuchen und an sich heranziehen, das wäre sehr gut; sie sollte sie aber für die amtlichen Geschäfte suchen und nicht für die Litteratur; anderenfalls wird sie sich in ihrer Berechnung täuschen, wird deren Schwäche offenbaren, sich mit Schande bedecken und im hohen Grade nur zur geistigen Verderbniß, zum moralischen Verfall beitragen."

Dieser gehässige Angriff, obwohl nach Berlin gerichtet, erregte denn doch auch in Petersburg lebhaften Verdruß, wo man gerade im Begriff war, die Preßleitung zu organisiren, sie dem Ministerium des Inneren zu übertragen und sie einigermaßen nach preußischem Muster einzurichten. Es drohte dem „Russischen Boten" die Unterdrückung. Katkof wurde von der Censur beschuldigt, daß er constitutionelle Lehren verkündigte; anstatt sich aber dagegen zu vertheidigen, ging er selbst zum Angriff über. Sehr wohl eingeweiht in die Bestrebungen und geheimen Hoffnungen, welche die von Alexander II. inaugurirte neue Aera in gewissen höheren Kreisen hervorgerufen hatte, warf er die Beschuldigung auf seine Ankläger zurück. In einer bezüglichen Abhandlung legte er seine Auffassung dar von dem Russischen Staate und von der nothwendigen Rolle der öffentlichen Meinung in einer Autokratie.

„Wenn der „Russkij Wjestnik" sich den Vorwurf constitutioneller Tendenzen zugezogen hat, ist dies denn nicht gerade, weil ihm, wie er die gegenwärtige Lage Europas ansieht, diese Länder, wo auf den unerschütterlichen Grundlagen der Ordnung und Gesetzlichkeit sich segensreich und mächtig die persönliche und allgemeine Freiheit entwickelt, über diejenigen zu siegen scheinen, in denen die revolutionäre Lava sich noch nicht abgekühlt hat, wo in dem Schooß der bürgerlichen Gesellschaft noch der hitzige Kampf von unversöhnlichen Elementen statthat und wo, an Stelle des Gesetzes, das Joch einer militärischen Dictatur auf Allen lastet?... Wir sind überzeugt, daß mit der russischen Autokratie vollkommen vereinbar sind diese heilige Gesetzlichkeit, ohne welche die menschliche Gesellschaft nicht gedeihen kann, diese persönliche Freiheit, ohne die es unmöglich ist, menschenwürdig zu leben, endlich diese Art der allgemeinen Freiheit, welche nichts Anderes ist, als der bessere Ausdruck und die beste Probe für die Festigkeit der Ordnung in einem Lande und für die Standhaftigkeit der höheren Autorität Die öffentliche Meinung kann schwankend sein und verschiedene Schattirungen aufweisen, aber durch den Mund der Regierung spricht das Gesetz, welches einen unbedingten Gehorsam fordert, welches mit einer obligatorischen Gewalt ausgerüstet ist. Um in bestimmter Weise in

<"page75">



der Litteratur Einfluß ausüben zu können, müßte die Regierung gewissen Ideen Gesetzeskraft verleihen im Gegensatz zu anderen. Dies ist aber offenbar unmöglich, das hieße, das Volk jedes Lebens, jedes Geistes berauben, das hieße, jede Gedankenbewegung tödten..."

Der Conflict mit dem Ministerium erhöhte noch das Ansehen Katkofs; auch wußte dieser wohl, daß er mit seinen entwickelten Anschauungen dem Kaiser Alexander gleichsam aus der Seele gesprochen hatte.

Im Jahre 1861 pachtete Katkof die der Universität Moskau gehörige „Moskauer Zeitung" und übernahm auch die Redaction derselben. Mit diesem öffentlichen Organ leistete er damals seinem Vaterlande wirklich gute Dienste. Man kann sich schwer eine Vorstellung davon machen, welcher Sturm der Thorheit, ja des Wahnsinns gerade in den ersten Regierungsjahren Alexanders II. über das russische Volk dahin brauste. Als mit dem neuen Regime ein Schimmer von Freiheit dem nur oberflächlich gebildeten Volke zu leuchten schien, da rief dies eine merkwürdige Gährung hervor, und mit einem einzigen Sprunge stürzte sich ganz Rußland in ein geistiges Chaos, wo ihm geradezu der Untergang drohte. Der Neuerungswahnsinn, welcher sich der höchsten Regierungskreise bemächtigt hatte, verbreitete sich reißend schnell bis in das bescheidenste Provinzialstädtchen und richtete unglaubliche Verwirrung an.

Die Keime der Anarchie wurden bis in die entferntesten Gegenden des Reiches getragen. Alle Thorheiten, aller Wahnsinn, welche Europa im Laufe der Jahrhunderte beunruhigt, hatten plötzlich von dem primitiven Geiste der russischen Gesellschaft Besitz ergriffen. Alle die subversiven Ideen, welche jemals in verrückten Hirnen gespukt, hatten sich zu gleicher Zeit an den Ufern der Newa ein Stelldichein gegeben. Religion, Familie, Eigenthum,

Staat, Vaterland, Alles sollte dem Dämon der Revolution zum Opfer
gebracht werden, der von den Hohenpriestern der „Russischen Intelligentzia“
Reform genannt wurde. In dieser allgemeinen Verwirrung hörte man
auch noch auf die Stimme des „Kolokol“, auf das ultrarothe Blatt, das
Hertzen in seiner freiwilligen Verbannung in London redigirte. Die von
der „Glocke“ verkündeten Lehren basirten lediglich auf den communistischen
und socialistischen Ideen, welche bereits 1848 einmal glücklich überwunden
worden waren, und bestanden in einem Gemisch von Jacobinismus und
Anarchismus, wie es nur in einem wirren slawischen Hirn entstehen
konnte.
In London, umgeben von den Ueberbleibseln der europäischen
Revolution und beeinflußt von polnischen Verschwörern, welche im Eril ihre
unterirdische Maulwurfsarbeit fortsetzten, erfreute sich Hertzen trotzdem bei
der „russischen Intelligentzia“ eines um so größeren Vorzuges, als sein
Name in der Presse nicht genannt werden sollte. In ihren Augen war
Hertzen eine geheiligte Person, indem sich diese Leute selbst wohl für
Liberale hielten, während sie im Grunde genommen an demagogischem

<"page76">

Radicalismus. Alles übertrafen, was Europa bis dahin Böses gesehen
hatte. Rußland gewährte jetzt das wunderbare Schauspiel, daß der Mann,
welcher die russische Jugend revolutionirte, zur anarchistischen Propaganda
mit Eisen und Blut antrieb, sie zu Brandstiftungen anregte, daß dieser selbe
Mann es wagen durfte, sich an den Zaren mit Rathschlägen in der hohen
Politik zu wenden, und daß selbst Minister seine Ansichten hoch schätzten.
Katkof leistete also, wie bereits bemerkt, in diesem Falle einen
wirklich guten Dienst. Er unternahm es, diese verborgene Macht zu
bekämpfen, welche ein Volk dem Abgrunde entgegentrieb, das plötzlich aus
einer tiefen Lethargie erwacht war, um dann in eine Anwandlung von
Wahnsinn zu verfallen. Hertzen angreifen, hieß gleichzeitig dem russischen
Volke entgegentreten, das von der Stimme der Glocke geradezu hypnotisirt
schien. Der Feldzug, welchen Katkof in der Presse gegen Herzen eröffnete,
war jedoch entscheidend, und ganz Rußland hatte, für den Augenblick
wenigstens, sich von dem revolutionären Alp befreit, der auf ihm gelastet.
Die russische Presse hatte nicht gewagt, den ihrem Abgott hingeworfenen
Handschuh aufzunehmen, und sich damit begnügt, gegen die heftigen Aus-
drücke, deren sich Katkof bedient, bescheiden zu protestiren. Aber um das
Idol war es fortan geschehen, es war in Stücke gebrochen.
Katkof war jetzt eine journalistische Macht geworden, und er sollte bald
wieder Gelegenheit haben, sich als solche zu bethätigen, als 1863 die
polnische Revolution hereinbrach. Es ist nicht zu verkennen, daß diese eine
schwere Gefahr für Rußland brachte. Polen war seit mehreren Jahren
schon zu einem Centrum der Agitation geworden; die Insurrection organisirte
sich dort gleichsam am hellenlichten Tage. Die alten Revolutionäre von
1848 hielten den Augenblick jetzt für günstig, um in Polen und Ungarn
zunächst eine moralische, dann aber eine Insurrectionsbewegung zu erregen,
welche die Wiederaufrichtung des alten Polens und die Unabhängigkeit
Ungarns erzielen sollte. Dem sich vorbereitenden Unternehmen waren die
Sympathien und selbst die thatsächliche Beihilfe aller europäischen Revolutionäre
im Voraus gesichert.
Das kleine Lager russischer Emigrirter, welches sich um Hertzen
gebildet, hatte die Mitwirkung aller der fortgeschrittenen Elemente ver-
sprochen, welche sie noch immer in Rußland zu Gunsten der von
Alexander II. eingeführten liberalen Reformen zu rekrutiren im Begriff
W(NUCN.
Die Polen glaubten mit gewissem Recht, auf die Unterstützung,
wenigstens auf eine moralische, von Seiten der Tuilerien rechnen zu
können, diejenige des Palais Royal war ihnen bereits gewiß. Die in der
europäischen Gesellschaft herrschenden Ansichten schienen zu allen Hoffnungen
zu berechtigen; bekanntlich erfreute sich damals das Nationalitätsprincip, zu
dessen Apostel Napoleon III. sich gemacht hatte, besonderer Gunst. Der
russischen Herrschaft standen in Polen, jetzt wie früher, zwei Parteien

<"page77">

gegenüber, die in ihrer Feindschaft gegen das Zarenreich und die Fremd-
herrschaft zwar einig, im Uebrigen aber, sowohl in Beziehung auf die
gesellschaftlichen Zustände, die geschaffen werden sollten, als bezüglich der
Mittel, die man in Bewegung setzen wollte, um den Zweck zu erreichen,
vielfach gar sehr uneins waren. Die eine dieser Parteien unter Mieros-
lawski, in welcher der alte „polnische Reichstag zu Pferde“ auch jetzt noch
lebendig erschien, bestand zumeist aus dem kleinen armen Adel oder aus
Leuten von unsicherer Lebensstellung. Mieroslawski und die Anhänger der

kosmopolitischen Revolution hatten besondere Eile, die Insurrection aus-
brechen zu sehen, und drängten mit allen ihren Kräften darauf hin.
Die andere polnische Partei dagegen, die sogenannte Diplomaten-
Partei, welche aus dem vornehmen und reichen Adel bestand, in dem alten
Fürsten Adam Czartoryski ihr Oberhaupt verehrte und jetzt namentlich in
dem Marquis v. Wielopolski, dem Chef der Civilverwaltung in Polen,
ihren Vorkämpfer sah, wollte auf den Wegen einer vorherrschend diplomati-
schen Thätigkeit zum Ziele gelangen und Volksbewegungen dabei nur inso-
weit zu Hilfe nehmen, als dies geschehen konnte, ohne jenen bedenklichen
Elementen einen wirklichen Einfluß einzuräumen. Auch hielt man in diesen
Kreisen einen nachhaltigen Waffenerfolg zur Zeit nicht für wahrscheinlich, und
Wielopolski hoffte andererseits, der russischen Regierung, welche durch die in
Warschau plötzlich ausgebrochenen Unruhen ersichtlich in große Verlegenheit
gerathen war, durch geschicktes diplomatisches Vorgehen Vortheil auf Vortheil
abzugewinnen.
Die aufgeregte polnische Jugend warf sich indessen blindlings in die
Aufstandsbewegung hinein. Allerdings rechnete sie wohl dabei auf die
moralische Gesetzlosigkeit, welche seit der neuen Aera noch immer im
russischen Reiche herrschte. Die für die Russen noch unverständliche Lage,
in welche die Befreiung von 40 Millionen Leibeigener das Land versetzt
hatte, und der revolutionäre Wind, welcher selbst von Petersburg her
wehte, schien die kühnsten Hoffnungen der inneren Feinde des Landes zu
begünstigen. Die russische Intelligentzia war an den äußersten Grenzen des
Radicalismus angelangt, und Patriotismus erschien den russischen Neuliberalen
bereits als ein schimpfliches Merkmal der fast antediluvianischen Zeit
Nikolaus I.
Rußland hatte bereits seine „Vaterlandslosen“, und man konnte
deren bis in die höchsten officiellen Kreise hinein finden, während in dem
übrigen Europa diese Specialität der Socialisten noch unbekannt war. Der
fanatische Patriotismus der inmitten der russischen Bevölkerung lebenden
Polen trug auch mächtig dazu bei, diese Geistesrichtung unter den ver-
schiedenen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft, ja selbst bis in die Armee
hinein, noch zu fördern.
Ein ungeheures Netz von geheimen Gesellschaften war durch polnische
Agitatoren über die studirende Jugend sämmtlicher russischer Universitäten

<"page78">

ausgebreitet worden und hatte dieselbe darin verwickelt. Geheimnißvolle
Losungsworte verbreiteten sich, ohne daß man wußte, woher sie kamen,
mit Blitzesschnelle in allen Universitätscentren und riefen dort Unruhen,
Ausschreitungen, selbst ruchlose Attentate, wie Mord und Brandstiftungen,
hervor. Bald wußten die Verschwörer auch Anhänger unter den Polizei-
beamten, sowie in den Offizierscorps zu gewinnen. Die Behörden verloren
vollständig den Kopf, das Volk war zum Theil wie von Wahnsinn ergriffen.
So durften denn die Führer der Bewegung sowohl auf die Sympathien
der öffentlichen Meinung, wie auf den trostlosen Zustand der Regierung
rechnen. Die blutigen Gemetzel, mit welchen der polnische Aufstand
begann, die Ermordung von russischen Offizieren und Soldaten, welche in
den kleinen Ortschaften des Nachts überrascht worden waren, hätten die
Regierung sofort zum Einschreiten mit Waffengewalt veranlassen müssen.
Der hochherzige Kaiser Alexander II. wollte aber nicht die polnische Nation
entgelten lassen, was er nur für die Verirrungen einzelner ruchloser
Banden hielt.
Die Lage gestaltete sich für die russische Regierung noch schwieriger
durch den Eindruck, welchen die Ereignisse in Polen in dem westlichen
Europa machten. Der Chef des englischen Cabinets ließ durch seinen Ge-
sandten in Petersburg der russischen Regierung Vorstellungen machen und
sie auffordern, den Wünschen der Polen nachzugeben. Im französischen
Senat hielt Prinz Napoleon eine heftige Rede voller Beleidigungen gegen
die russische Regierung. Bald kam es mit Unterstützung der gesammten
europäischen Presse zu einem diplomatischen Feldzuge gegen Rußland. In
Petersburg wußte man nicht ein noch aus. Die Presse dort, einmüthig in
ihren Sympathien für den polnischen Aufstand, beobachtete eine zweideutige
Haltung. Das in französischer Sprache erscheinende „Journal de
St. Petersbourg“, das officielle Organ des Ministers des Auswärtigen,
brachte einen traurigen Artikel voller Entschuldigungen, indem es die für
die russische Regierung unheilvollen Umstände beklagte und mit der thörichten
Phrase schloß: „Die Gesetzlichkeit tödtet uns.“
Diese Redensart des officiellen Blattes veranlaßte Katkof zu einer
erbitterten Entgegnung, in der er die Regierung an das russische Ehrgefühl
erinnerte. „Nein, es ist nicht die Gesetzlichkeit, welche uns tödtet! werden
wir unserem französisch-russischen Publicisten sagen, der, man weiß nicht
weshalb, das Bedürfniß empfunden und sich ein Vergnügen daraus gemacht

hat, dieses Sprichwort zu citiren; im Gegentheil, die Gesetzlichkeit, in ihrem wahren und lebendigen Sinne verstanden, kann allein uns wieder aufrichten und uns vor allerlei Unglück schützen. Nein, die uns fehlende Festigkeit und unser Mangel an Unabhängigkeit, unsere Unsicherheit in Allem und selbst bezüglich unserer eigenen Existenz – das ist unser Unglück. Was ein Uebermaß von Gesetzlichkeit anbetrifft, so leiden wir bis zur gegenwärtigen Zeit daran noch nicht.“ Dieser Artikel vom 29. Januar 1863 war das

<"page79">



Vorspiel zu einem geistigen Waffengange, der das ganze Land erregte und unbestreitbar viel dazu beitrug, der Nation das Gefühl ihrer Kraft, dem Zaren das Vertrauen in sein Volk wiederzugeben.

Wenn die rusische Regierung sich zu dem energischen Entschlusse aufraffte, die polnische Insurrection mit Nachdruck zu bekämpfen, dann konnte die völlige Niederwerfung nur noch eine Frage der Zeit sein. Es kam aber darauf an, den Aufstand sobald als möglich zu bewältigen, denn unbedingt mußte Rußland auf eine Intervention der europäischen Westmächte gefaßt sein. Aus dieser Noth und Gefahr wurde Rußland entschieden durch Preußen gerettet. Dasselbe regte die russische Regierung nicht nur zum thatkräftigen Eingreifen an, sondern leistete auch thatsächlichen Beistand. In einer am 8. Februar 1863 abgeschlossenen Convention wurde die gegenseitige Unterstützung gegen die Rebellen längs der Grenze vereinbart. Dieses Vorgehen Preußens, dieser diplomatische Schachzug war, wie die Folgen lehrten, ein Meisterstück und eine verdienstvolle That Bismarcks.

Katkofs Bestreben ging also dahin, den russischen Nationalgeist aus seiner Lethargie aufzuwecken. Als Lord John Russel im englischen Parlament bezüglich der polnischen Frage die anmaßende Aeußerung gethan hatte: „Ich bitte Sie, Vertrauen zu der öffentlichen Meinung Europas zu haben, die selbst der Kaiser von Rußland trotz aller seiner Macht nicht vernachlässigen dürfte,“ setzte Katkof dieser öffentlichen Meinung das russische Volksbewußtsein entgegen, das niemals dem Fremden gestatten würde, über sein Schicksal zu entscheiden. „Wir werden dem Kriege nur durch das volle Bewußtsein von unserer Kraft vorbeugen können, durch den Glauben an die geschichtliche Bestimmung unseres Volkes; wir werden den Krieg nur verhindern durch unsern energischen Entschluß, niemals vor irgend einer Herausforderung zurückzuweichen.“ Von der Lage Rußlands beim Beginn des polnischen Aufstandes entwarf Katkof folgendes Bild: „Aufstand, Blutbad, geheimnißvolle politische Morde, Executionen, eine Entehrung, eine Schande, eine Demüthigung, wie sich Rußland nicht erinnert, jemals gesehen zu haben; der russische Name vor der ganzen Welt Beschimpfungen ausgesetzt, selbst die Eristenz des russischen Staates und Volkes in Frage gestellt; eine erstickende Atmosphäre wie beim Nahen eines Gewitters; die unsagbarsten Dinge möglich, die offenbare Wahrheit selbst aber der Wirklichkeit entkleidet erscheinend. Allen deuchte es leicht, die Regierung zu zwingen, Alles zu thun, was sie ihr vorschrieben, um die Grundlagen des Reiches zu untergraben. Die ernsthaftesten Männer, große Politiker, hohe Staatsbeamte glaubten uns durch die Komödie der feierlichen Erklärungen von ganz Europa und durch die nichtssagende Drohung mit einem europäischen Kriege täuschen zu können. Wir werden daran erinnern, daß man einerseits auf die Treulosigkeit unserer militärischen Jugend rechnete, und andererseits doch nicht ohne peinliche Beunruhigung in dieser Hinsicht war.



<"page80">



In Petersburg verheimlichten die hohen Kreise keineswegs ihre polnischen Sympathien; die Intelligentzia zollte den Erfolgen der Insurgenten ihren Beifall, und der Glaube an den Sieg der russischen Waffen war selbst am Hofe äußerst gering. Katkof sprach sich aber über die Polenfrage folgendermaßen aus:.

„Die Frage bezüglich Polens ist ebenso eine russische wie eine polnische Angelegenheit. Die polnische Frage ist stets auch die russische gewesen. Zwischen diesen beiden verwandten Nationen hat die Geschichte seit langer Zeit eine Schicksalsfrage über Leben und Tod aufgestellt. Diese beiden Staaten waren nicht blos zwei Rivalen, sie waren zwei Feinde, die nebeneinander nicht bestehen konnten und die bis zum Ende Feinde bleiben. Zwischen ihnen war nicht die Rede davon, zu wissen, wer den ersten Platz behaupten, oder der mächtigste sein würde; die Frage war nur festzustellen, wer von beiden fortbestehen würde. Ein unabhängiges Polen konnte sich mit einem Rußland, das im Besitz desselben, nicht einrichten. Vergleiche waren unmöglich: das eine oder das andere mußte auf die politische Unabhängigkeit verzichten, mußte aufhören, die Macht eines unabhängigen

Staates zu beanspruchen. Und es ist nicht Rußland, sondern Polen, welches
von Anfang an das Gefühl dieser Schicksalsfrage gehabt hat; dasselbe hat
zuerst diesen historischen Kampf begonnen; es hat eine Zeit gegeben, wo
Rußland verschwunden war, dann ist eine andere gekommen, wo Polen
aufhörte. Wird diese verhängnißvolle Frage stets ihre zwingende Gewalt
bewahren, oder sollte vielleicht eine Zeit kommen, wo an der Seite eines
mächtigen und starken Rußlands auch ein unabhängiges Polen bestehen und
gedeihen können wird? Man kann darüber in Stunden der Muße nach-
denken, aber im Augenblick der Entscheidung, inmitten des Streites ist es
natürlich, daß der Pole die polnische Sache, der Russe die russische Sache
vertheidigt. Möge der Pole gute oder schlechte Mittel anwenden, er ist
naturgemäß der Vertheidiger seiner Sache. Wenn nicht der Pole, wer
wird sich sonst damit befassen, Pole zu sein?... So sollte es den Anschein
haben. Aber das Schicksal ist nicht grausam bis zum Aeußersten gegen
Polen gewesen. Dasselbe hat Polen geschlagen, ihm aber auch eine besondere
Gunst zugebilligt: bei seinen Gegnern findet der Pole selbst in der Hitze
des Streites Verbündete, die bereit sind, ohne weitere Prüfung, auf alle
Bedingungen einzugehen. Auf russischer Seite findet er Leute, welche mit
rührender Hochherzigkeit bereit sind, ihm die Interessen ihres Vaterlandes,
die Unverletzlichkeit und die politische Bedeutsamkeit ihrer Nation zu opfern;
er findet Menschen, welche bereit sind, für die Ehre, ihm als gelehrige
Werkzeuge zu dienen, mit Begeisterung zu wiederholen. Alles, was die Feinde
des russischen Namens sagen, Alles, was die russische Sache entehren und
herabwürdigen kann, Alles, was die gegnerische Partei großzumachen und im
besten Lichte erscheinen zu lassen vermag, – Leute, welche bereit sind,
ebenso, wenn nicht mehr noch, polnisch zu sein, als die Polen selber."

<"page81">



Ueber das Princip der Nationalitäten schrieb Katkof: „Sprechet nicht
zu einem Engländer von dem Rechte der Nationalitäten in Indien, er wird
Euch für einen Narren halten, ebenso wie ein Franzose Euch als solchen
beurtheilen wird, wenn Ihr anfangen wolltet, zu ihm von dem Rechte der
Nationalitäten in Algier zu reden. Auch werdet Ihr nicht viel weiter
kommen, wenn Ihr Euch einfallen ließet, einen Engländer auf die Frage
der Wiederherstellung der celtischen Nationalität in Irland anzusprechen,
oder wenn Ihr einem Franzosen bemerkbar machen wolltet, daß dieselbe
Rasse in der Bretagne eine unabhängige Lage haben könnte. Vergeblich
würdet Ihr die Theorie von dem Rechte der Autonomie auseinandersetzen,
welches jede Nationalität besitzen sollte; Niemand würde Euch anhören,. und
man würde Euch erwidern, daß Ihr eine ganz unmögliche Sache unter-
stützet. Man würde Euch sagen, daß Ihr von Eurer Theorie eine ganz
ungereimte Anwendung machet, daß diese Theorie an und für sich gut ist,
aber durchaus nicht anwendbar auf die von Euch citirten Fälle, daß durch-
aus nicht eine jede Nationalität eine unabhängige politische Eristenz be-
anspruchen kann und daß, wenn in der That solche Ansprüche plötzlich er-
hoben werden sollten, die unsinnigste Verwirrung die Folge davon sein würde.
Man wird Euch sagen, daß Rechte allein nur diejenige Nationalität besitzt,
welche sie durch ihre Geschichte bewiesen hat uud welche sie zu wahren und
aufrecht zu erhalten weiß. Man wird Euch sagen, daß die Rechte nicht
auf einem Buchstaben beruhen, nicht auf einem Worte, nicht auf einer
Phrase, sondern in dem Thatsächlichen, auf den vorhandenen Zuständen und
Verhältnissen, auf dem durch die Lebenskraft bedingten Ganzen. Man
wird Euch sagen, daß die wirkliche thatkräftige Existenz nicht allein der beste,
sondern sogar der einzige Beweis für die thatsächlichen Rechte ist; was
schließlich die Sympathien und die Urtheile von außerhalb anbelangt, so
sind sie durchaus garnicht entscheidend, solange nicht dieser Beweis beigebracht
worden ist."

An die großen Massen des Volkes wendet sich aber Katkof, indem er
von dem Erwachen des öffentlichen Gewissens in den breiten Schichten der
Bevölkerung spricht. „Sie haben keine Versammlungen, halten keine Be-
sprechungen ab, schicken keine Adressen. Es sind dies einfache und un-
bekannte Leute. Es sind dies kleine Leute, arme Leute und von schlichtem
Verstand. Aber es sind dies Russen, und von fern haben sie in ihrer
Finsterniß, noch eher als die Leute an Ort und Stelle, als die aufgeklärten
und intelligenten Leute, die Sprecher, die Schriftsteller, die Führer –
von weit her haben sie den Ruf des Vaterlandes gehört und auf ihn, in
der Einfalt und Demuth ihres Herzens, mit einem stillen Gebet geantwortet.
Sie haben keine feierlichen Erklärungen abgegeben, sie haben nicht daran
gedacht, Aufsehen zu erregen; sie haben überhaupt von politischen Demonstra-
tionen noch nicht einmal reden gehört. Sie haben eine Zufluchtsstätte, wo
in ihnen das geistige Princip erwacht und spricht, dieser Zufluchtsort ist

<"page82">

der Tempel: dort wohnt ihre Politik, dort wohnt ihre Philosophie. Zu tausenden haben sie sich in den Tempeln vereinigt, um dort für die Seelenruhe der russischen Soldaten zu beten, welche in den Kämpfen gegen die polnischen Insurgenten getödtet worden sind, und um den Schutz des Himmels für die russischen Waffen anzurufen; sie vereinten sich dort, während unsere Feinde triumphirend den Mangel an jedem patriotischen Gefühl in unserer Gemeinschaft verkündeten und auf die Anzeichen von Verderbniß und Auflösung an deren Oberfläche hinwiesen."

Das wieder erwachte Nationalitätsgefühl that sich bald in allen Klassen der Bevölkerung kund. Der Ausgang der polnischen Insurrection täuschte auch die Voraussicht und die Aspirationen der inneren, wie der äußeren Feinde Rußlands. Als die Westmächte schließlich Mitte April 1863 mit ihrem Programm für die Behandlung Polens an Rußland herantraten, konnte dieses sie ruhig auf die einfache Thatsache verweisen, daß der Aufstand bereits niedergeworfen war.

Was Katkof damals für Rußland geleistet hat, ist auch im Auslande anerkannt worden. Nach seinem Tode erschien 1887 in der Hamburger Correspondenz eine Reihe von Artikeln unter der Aufschrift „M. N. Katkofs politische Laufbahn". Bezüglich der Rolle, welche Katkof 1863 gespielt hat, wird besonders hervorgehoben, daß in dieser Zeit der Verwirrung und der allgemeinen Entmuthigung die Moskauer Zeitung allein eine ruhige und unerschütterliche Haltung bewahrte. Mit einer von Tage zu Tage wachsenden Energie forderte sie die unbarmherzige Unterdrückung des Aufstandes und brachte es fertig, den verirrten Volksgeist wieder auf den rechten Weg zurückzuführen. Katkof allein zeigte sein Einverständniß mit der Ernennung des Generals Murawief zum Generalgouverneur von Wilna und billigte offen dessen unversöhnliche und blutige Energie. Katkof und der Metropolitan von Moskau ergriffen die Initiative zu einer nationalen Subscription, um Murawief ein Ehrengeschenk anzubieten; der Adel und die Geistlichkeit hießen das System des Generals gut, aber nur allein Katkof, der sich bereits auf der Höhe der Popularität und des Einflusses befand, hatte man es zu danken, daß der Großfürst Constantin und Wielopolski, die Vertheidiger der administrativen Unabhängigkeit Polens, von ihren Stellungen abberufen wurden. Auch allein nur durch die Unterstützung der Moskauer Zeitung fand Fürst Gortschakof die Möglichkeit, die von Oesterreich und den Westmächten vorgeschlagene Vermittelung zurückzuweisen. Er verdankte es Katkof, daß er durch das ganze russische Volk dabei unterstützt wurde; die Radicalen beobachteten Schweigen.

Mit dem Jahre 1863 war eine entschiedene Wendung in der politischen Stellungnahme Katkofs eingetreten; er wurde jetzt der Apostel des Altrussenthums – des Nationalrussenthums. Vornehmlich auf seine Thätigkeit waren die von der russischen Regierung unternommenen Versuche zur gewaltsamen Russificirung Polens und zur Unterdrückung des deutschen

<"page83">

Elements zurückzuführen. Außerdem verfocht er mit Professor Leontjef zusammen das klassische-humanistische Unterrichtssystem, er wollte die russische Jugend von der modernen Bildung Westeuropas möglichst fern gehalten wissen. Da die beiden Freunde bei dem damaligen Unterrichtsminister Golodwin nicht durchdrangen, begründeten sie 1865 ein Privat-Gymnasium zu Moskau, das Nikolaum, welches noch heute besteht. Nach dem Sturze Golodwins 1866 bewirkten Katkof und Leontjef eine vollständige Umgestaltung des Gymnasial-Lehrplanes zu Gunsten des Klassicismus. Das unter ihrer Mitwirkung zu Stande gekommene Gesetz wurde gegen den Widerspruch der übrigen Presse von dem Unterrichtsminister Graf Tolstoi durchgeführt.

Katkof hatte sich durch seine Thätigkeit von 1863 die Feindschaft aller derjenigen zugezogen, welche den Erfolg der polnischen Sache gewünscht. Die Radicalen der Intelligentzia und der Regierung, welche zum Schweigen verurtheilt waren, so lange die Kanonen sprachen, erhoben bald wieder ihr Haupt und machten sich mit frischen Kräften an ihr Werk, das russische Reich zu untergraben. Das von der Moskauer Zeitung für die Weichselprovinzen vorgeschlagene Pacificationssystem begegnete einer heftigen Opposition in den hohen Kreisen von Petersburg, wo die polnische Intrigue von Neuem Einfluß gewann. Auch die Organe des moskovitischen Slawophilismus zeigten sich als erbitterte Gegner der Moskauer Zeitung. Es war ein erbitterter Kampf entbrannt, der Jahre lang andauerte. Im März 1866 oeröffentlichte die Revue des deur Mondes einen Artikel: „Rußland unter dem Zaren Alexander II. Die russische Gesellschaft und Regierung seit der polnischen Insurrection". In diesem Aufsatz, der offenbar von Petersburg aus inspirirt und der darauf berechnet war, auf den Geist des Kaisers einzuwirken, wurde weder Katkof, noch sein politisches

System geschont. Gleichzeitig erschien im Journal des Dóbats eine Reihe
von Artikeln, welche in demselben Sinne verfaßt waren und in heftigen
Ausdrücken die Gefahren der altrussischen Politik Katkofs verkündeten.
Diese Aufsätze waren von St. Marc Girardin unterzeichnet, hatten aber
ihren intellectuellen Urheber an der Newa. Katkof nahm den Kampf aber-
mals auf, richtete aber seine Entgegnungen nicht an den Strohmann in
Paris, sondern an die Persönlichkeiten aus der russischen officiellen Welt,
die sich der ausländischen Presse bedienten, um die Regierung in Petersburg
zu bekämpfen. In einer Erwiderung, welche die Moskauer Zeitung im
März 1866 brachte, heißt es:
„Es sind ungefähr drei Jahrhunderte her, daß Rußland auch eine
unruhige Zeit durchzumachen hatte. Damals, wie heute, drohte ihm ver-
hängnißvoll die polnische Frage. Es ist eine gewisse Aehnlichkeit vorhanden
zwischen dem, was damals sich ereignete, und dem, was jetzt geschieht; ein
wesentlicher Unterschied besteht aber darin, daß damals die rohe Gewalt
eingriff und die Dinge demgemäß brutal behandelt wurden, während sie
sich gegenwärtig weniger fühlbar auf dem Gebiete des Gedankens abspielen,

<"page84">

wo die Thätigkeit der Verleumdung an die Stelle der Gewalt tritt. In
dieser alten Zeit waren die äußeren Feinde Herren der Hauptstadt Ruß-
lands, ihre Milizen verheerten das russische Gebiet, brandschatzten, raubten,
mordeten am hellen lichten Tage. Aber die äußeren Feinde bildeten in
den Augen unserer Vorfahren keineswegs die eigentliche Landplage. In
den Berichten jener Zeit begegnen wir dem sehr bezeichnenden Ausdrucke
„russische Spitzbuben“. Niemand befand sich zu jener Zeit im Zweifel
darüber, daß es Hausdiebe gab, oder wie man jetzt sagt, innere Feinde.
Die Verrätherei dachte nicht einmal daran, sich zu verbergen, und die russi-
schen Spitzbuben trieben ihr Handwerk, ohne zu irgend einer List ihre
Zuflucht zu nehmen, ohne erst Ausflüchte zu suchen.“
„Sicherlich haben wir in unserer gegenwärtigen Zeit auch unsere Haus-
diebe; jetzt wie einstens, und noch mehr als damals, liegt das ganze Uebel
an ihnen. In den letzten drei Jahren konnte man in der Oeffentlichkeit
Manöver beobachten, die mit unermüdlicher und systematischer Thätigkeit
fortgesetzt wurden. Vielleicht zu keiner Zeit und in keinem Lande hatte
man so viel Arglist angewendet und so sehr auf die menschliche Thorheit
gerechnet, als man dies bei uns seit drei Jahren gethan hat. Die Intrigue
ließ sich unter keinen Umständen entmuthigen, und wenngleich ihre Ver-
leumdungen eine nach der anderen aufgedeckt wurden, ermüdete sie nicht
und versolgte ihr Werk mit verdoppeltem Eifer. Als wenn gar nichts
wäre, erhob sie nach jeder Niederlage wieder ihr dreistes Angesicht und hielt
fest an ihrem Vertrauen auf den endlichen Erfolg.“
Der Minister des Inneren, Graf Valonief, ertheilte der Moskauer
Zeitung eine erste Warnung, Katkof verweigerte aber die Insertion der
behördlichen Note, nahm auch den Kampf mit dem Ministerium auf und
veröffentlichte am 3. April einen neuen Artikel.
„Von allen Seiten gehen uns Warnungen zu. Kaum hatten wir
diejenige der Revue des deux Mondes erhalten, welche die Unterschrift
des Herrn Charles de Mazade trug, als eine Petersburger Rundschau,
„der Comtemporain“, eine andere solche an uns gerichtet hat, gekennzeichnet
mit dem Anfangsbuchstaben J. Der erstere Artikel, den wir kürzlich zur
Kenntniß des Publicums gebracht haben, klagt uns an, die Elemente des
Umsturzes zu verbreiten, die Demokratie, den Socialismus und den Atheis-
mus; der zweite wirft uns vor, ein Mann des Servilismus zu sein,
Reactionär und Finsterling. Während wir uns in der grausamsten Ver-
legenheit befanden, indem wir nicht wußten, was wir glauben und welcher
Warnung wir unser Ohr leihen sollten, ist zu gelegener Zeit eine Ver-
warnung anderer Art an uns gelangt, der gegenüber der scherzhafte Ton
nicht mehr am Platze sein würde. Die Bemerkungen, welche uns auf einem
nicht officiellen Wege zugegangen sind, lassen uns die Freiheit, ihnen unsere
Aufmerksamkeit zu schenken oder nicht. Unmöglich ist es aber, denjenigen
Warnungen nicht Rechnung zu tragen, welche durch die Polizei kund gethan

<"page85">

werden. Sie verlangen ernsthafte Erklärungen, und wir beeilen uns sie
zu geben, mit dem aufrichtigsten Bedauern, daß man sie nicht von uns
verlangt hat, bevor man die Verwarnung in das Journal officiel einrücken
ließ. Wir erkühnen uns der Meinung zu sein, daß unsere Auseinander-
setzungen als befriedigende anerkannt worden wären und daß sie vielleicht
dieser Maßregel vorgebeugt hätten.“
Katkof zeigte außerdem an, daß er binnen Kurzem die Leitung seiner
Zeitung niederlegen würde, daß er sich gleichzeitig entschlossen hätte, die

Insertion der Warnung auch ferner zu verweigern und dafür die gesetzliche
Geldstrafe von täglich 25 Rubeln auf sich zu nehmen. Indem er schließlich
noch auf die Abfassung der Verwarnung zu sprechen kam, schrieb er: „Un-
geachtet aller Ehrerbietung, die den Persönlichkeiten der Regierung man
schuldig ist, können wir uns doch nicht als ihre getreuen Untergebenen be-
trachten, und wir sind durchaus nicht gehalten, uns nach den Anschauungen
und Interessen Dieses oder Jenes unter ihnen zu richten. Ueber den
Beamten der Regierung steht noch die höchste Autorität, der wir Alle einen
gleichen Gehorsam schulden; auf ihr beruht das Wesen der Staatsleitung,
an sie bindet uns unser Eid, ihre Interessen sind die Interessen des ganzen
Volkes.“ Der Minister des Innern richtete nun, ohne den Ablauf der
Frist von drei Monaten abzuwarten, welche das Gesetz dem Director eines
Journals zugestand, um sich der Veröffentlichuug einer ministeriellen Ver-
warnung zu entziehen, gegen Katkof, Schlag auf Schlag, eine zweite und
dritte Warnung, so daß dieser sich gezwungen sah, sofort auf seine Stellung
als Leiter der Moskauer Zeitung zu verzichten. Das öffentliche Organ
Katkofs war verloren, wenn nicht gerade noch vom Kaiser selbst Rettung
kam. Alexander II. hatte allerdings wohl die Leitartikel der Moskauer
Zeitung während des polnischen Aufstandes gelesen, und mehrere derselben
hatten einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht, doch kannte er kaum den
Verfasser derselben, und es war daher wohl nicht anzunehmen, daß er
diesen in der Auflehnung gegen einen Minister unterstützen würde, dem der
Beistand sämmtlicher hoher Kreise zu Petersburg gesichert war.
Ein glücklicher Zufall sollte jedoch Katkof zu Hilfe kommen. Im
Monat Mai besuchte der Kaiser die Umgegend von Moskau. Eine hohe
Persönlichkeit aus dem Gefolge des Zaren, die Katkof sehr wohlgesinnt war,
hatte mit ihm eine lange Unterredung über die betreffende Angelegenheit
und rieth ihm schließlich, direct an den Kaiser ein aufklärendes Bittgesuch
zu richten. Der Brief wurde vom Grafen Alexander Adlerberg, dem
Minister des kaiserlichen Hauses, dem Zaren überreicht und hatte unmittel-
baren Erfolg. Alexander II. befahl, die Warnungen zurückzuziehen und
Katkof wieder die Leitung der Moskauer Zeitung zu übertragen. Am
anderen Tage wurde Katkof in persönlicher Audienz vom Kaiser empfangen.
Das erstaunliche Resultat derselben war, daß Katkof die Ermächtigung er-
hielt, zu jeder Zeit direct an den Kaiser zu schreiben, um demselben, wenn

<"page86">

es erforderlich schiene, seine Ansichten über wichtige politische Fragen mit-
zutheilen. Es war dies ein Vorrecht von ungeheuerer Tragweite, das den
einfachen Publicisten thatsächlich zum Rathgeber des Souveräns erhob. So
kam es denn, daß Katkof ein Vierteljahrhundert lang einen ganz bedeutenden
Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten in Rußland auszu-
üben vermochte.
Nur wenn die persönlichen Gefühle und Neigungen Alexanders II. in
Frage kamen, konnte Katkof mit seinen Rathschlägen nicht durchdringen.
Der Zar hegte bekanntlich eine innige Freundschaft zu König Wilhelm I.
von Preußen, bewahrte diesem seinem Onkel außerdem eine unwandelbare
Dankbarkeit dafür, daß Preußen 1863 sich entschieden geweigert hatte, dem
Ansinnen Napoleons nachzugeben und sich den platonischen Freunden Polens
anzuschließen. Die Erkenntlichkeit Alexanders II. hatte sich bereits 1864
bewährt und machte sich auch 1866 wieder geltend, indem der Zar sowohl
gegen Dänemark, wie gegen den österreichischen Staat Preußen freie Hand
gelassen hatte. Die großen Erfolge der preußischen Armee in dem Kriege
von 1866 und der entscheidende Sieg bei Sadowa hatten allerdings den
Fürsten Gortschakof etwas stutzig gemacht.
Der russische Gesandte in Berlin, Herr von Oubril, wurde mit der
Erklärung beauftragt, daß jede Aenderung in der Verfassung der deutschen
Staaten, die nicht durch einen europäischen Congreß genehmigt worden wäre,
für Rußland ungiltig sein würde. König Wilhelm sandte aber im August
1866 den General von Manteuffel in besonderer Mission nach Petersburg,
und diesem gelang es, die Stellungnahme Rußlands wieder durchaus
günstig zu gestalten. Es war dem General von Manteuffel diese Aufgabe
wesentlich durch die Freundschaft und Bewunderung erleichtert worden, welche
Alexander II. für seinen als Sieger aus dem böhmischen Feldzuge heim-
kehrenden Onkel empfand.
Die durch Manteuffel 1866 mit der russischen Regierung abgeschlossene
Convention brachte für Rußland wohl nicht die Verbindlichkeit mit sich,
1870 eine wohlwollende Neutralität gegen Preußen zu beobachten, sie war
wohl mehr ein herzliches Einvernehmen, als ein Allianzvertrag, doch schon
die persönlichen Gefühle gegen seinen Onkel veranlaßten Kaiser Alexander,
auf die Nachricht von der seitens Frankreichs erfolgten Kriegserklärung an
König Wilhelm zu telegraphiren und ihm eine stricte Neutralität zu ver-
sprechen. Der Zar ging aber in seiner Freundschaft und Dankbarkeit noch

weiter, indem er erklärte, für Preußen Partei nehmen zu wollen, sobald
eine dritte Macht auf die Seite Frankreichs treten sollte.
Katkof dagegen glaubte, große Gefahren für das europäische Gleich-
gewicht voraussehen zu müssen, wenn Frankreich niedergeworfen würde.
Nach seiner Meinung würde die Hegemonie eines mächtigen deutschen
Reiches kein Gegengewicht im Osten finden, und das wäre für Rußland
die Isolirung mit allen ihren Gefahren.

<"page87">

Katkof wollte also die durch die Freundschaft des Zaren für seinen
Onkel dem Petersburger Cabinet auferlegte Neutralität nicht gutheißen und
eröffnete in der Moskauer Zeitung einen heftigen Feldzug zu Gunsten
Frankreichs. Die Haltung Katkofs während des französisch-deutschen Krieges
mißfiel aber dem Zaren durchaus, und des Letzteren Groll gegen seinen
sonstigen Rathgeber währte bis 1873 an. Auch die Dreikaiserzusammenkunft
in Berlin im September 1872 bekundete, daß die Beherrscher der drei
mächtigen Reiche in den großen Fragen der Politik einig waren, und daß
Rußland sowie Oesterreich die Errichtung des Deutschen Reiches und
Kaiserthums, Deutschlands Ansprüche auf eine große geschichtliche Zukunft
und den Gang der deutschen Reichspolitik guthießen, eine Thatsache, welche
unwillkürlich ihre Spitze gegen das kriegslustige Frankreich richtete.
In den folgenden Jahren wußte Katkof seinen Einfluß auf den Zaren
wiederzugewinnen, wobei ihm die Feinde des neuen Deutschen Reiches viel-
fach gute Dienste leisteten. Die Revancheartikel in den französischen
Zeitungen, namentlich der klerikalen Partei, verbunden mit den Beschlüssen
der französischen Nationalversammlung, bezüglich der Verstärkung des Heeres
und der Ermöglichung einer beschleunigten Mobilmachung, ferner die Nach-
richten über einen Umschwung in Oesterreich und Italien zu Gunsten des
Papstes, sodaß die Bildung eines katholischen Bundes von Frankreich,
Oesterreich, Italien und Belgien zum Schutze der Kirche gegen den neuen
„Attila“ herbeigeführt werden sollte, Alles dieses zusammengenommen, bewog
den Fürsten Bismarck im April 1875, der Welt kundzuthun, daß er nicht
gesonnen wäre, den Machinationen der Gegner unthätig zuzuschauen, bis sie
etwa ihren Plan verwirklicht hätten. Am 8. April erschien in der frei-
conservativen, dem Auswärtigen Amte nahestehenden Berliner „Post“ ein
Artikel mit der Ueberschrift „Ist der Krieg in Sicht?“ welcher die Pläne
und Gefahren darlegte und die Situation in die Worte zusammenfaßte:
„Der Krieg ist allerdings in Sicht, was aber nicht ausschließt, daß die
Wolke sich zerstreut.“ Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung bestätigte aber,
daß die französischen Maßregeln bezüglich der Reorganisation der Armee
einen beunruhigenden Charakter trügen, und Bismarck hatte schon 1873
geäußert, wenn Frankreich sich zum Revanchekrieg rüstete, würde man nicht
warten, bis seine Rüstungen vollendet und Allianzen gefunden wären.
Letztere sollte denn der Artikel der „Post“ durch seine Warnung verhindern,
und er leistete jedenfalls diesen Dienst. Dem Unbefangenen mußte die
Haltung des Fürsten Bismarck durchaus correct erscheinen. Frankreich und
die Ultramontanen thaten freilich sehr erstaunt und geberdeten sich als
gänzlich unschuldig und von reinster Friedensliebe beseelt. Die französische
und d'accord mit ihr die russische Presse stellten aber die Sache so dar, als
wenn in Berlin eine Kriegspartei existirte, welche auf Frankreichs voll-
ständigen Ruin ausginge. Auch die englische Regierung bemühte sich,
Deutschland als Friedensstörer darzustellen, der verhindert werden müßte,

<"page88">

von Neuem über das unschuldige, friedfertige Frankreich herzufallen. Lord
Derby leitete sogar Verhandlungen über eine gemeinsame Friedensmeditation
der neutralen Mächte ein, mit der man Deutschland zur Ruhe verweisen
wollte. Dieser Plan scheiterte aber an der entschiedenen Ablehnung Andrassys.
Kaiser Alexander nahm auf seiner Reise nach Ems im Mai 1875 in
Berlin Aufenthalt und bemühte sich, Deutschlands Besorgnisse zu be-
schwichtigen. Der in des Zaren Begleitung befindliche Fürst Gortschakof
fühlte sich aber veranlaßt, in einem officiellen Telegramm an die russischen
Botschafter die friedlichen Tendenzen in Berlin zu constatiren, was
jedenfalls soviel heißen sollte, als habe er Frankreich vor einem Kriege
bewahrt.
Die Sache war auch von der russischen und französischen Presse für
ihre Zwecke ausgebeutet worden. In neuester Zeit wurde sogar von einem
Freunde und Mitarbeiter Katkofs, von dem russisch-französischen Publicisten
Elie de Cyon ernstlich behauptet, Bismarck hätte sich für den ihm von
Gortschakof 1875 bereiteten Affront durch eine zweideutige Haltung in den
orientalischen Verwickelungen rächen wollen. Deutschland befand sich bei
Aufstellung der orientalischen Frage in der günstigen Lage, daß seine

Lebensinteressen nicht unmittelbar berührt wurden. Fürst Bismarck hatte
sich daher bemüht, das Einverständniß der drei Kaisermächte zu erhalten.
In der That war es ihm auch gelungen, ein Einvernehmen zwischen Rußland und Oesterreich herzustellen und noch am 10. Mai 1876 die beiden
Mächte in dem Berliner Memorandum zu vereinigen, welches die in der
Türkei nöthigen Reformen auf friedlichem Wege zu bewirken bestimmt war.
Die öffentliche Meinung in Deutschland war allerdings gegen Rußland
eingenommen. Man nannte dessen Verfahren bei der Anstiftung des
bulgarischen Aufstandes und bei der Unterstützung der Serben und
Montenegriner ein dem Völkerrechte widersprechendes, hielt außerdem durch
die panslawistische Agitation das Deutschthum und durch die Festsetzung der
Russen an der Donau die deutschen Handelsinteressen für ernstlich bedroht.
Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck neigten aber mehr zu Rußland,
das sich seit hundert Jahren, wenn auch oft als recht anmaßender, so doch
stets und besonders in dem letzten Jahrzehnt als ein sehr zuverlässiger und
nützlicher Freund erwiesen hatte. Diesen letzteren Umstand hob Bismarck
in seiner Reichstagsrede vom 5. December 1876 nachdrücklich hervor. Er
äußerte dabei, daß die Regierung bezüglich des Zweckes der bevorstehenden
Conferenz in Constantinopel vollständig einverstanden mit Rußland wäre
und daß Deutschland unter keinen Umständen aus seiner Neutralität
heraustreten würde. Dem Programm entsprechend, beobachtete auch der
deutsche Botschafter von Werther auf der Conferenz in Constantinopel eine
große Zurückhaltung.
Der bereits erwähnte Elie de Cyon behauptet nun in seinem Werke
„Histoire de l'Entente Franco-Russe 1886–1894 (Lausanne 1895)",

<"page89">

Bismarck habe aus Rancüne gegen Gortschakof Rußland durch seine Ränke
in den orientalischen Krieg getrieben. Zur Charakteristik des Herrn Elie
de Cyon sei hier bemerkt, daß derselbe früher Professor der Medicin an der
Militär-Akademie zu Petersburg gewesen, 1876 aber nach Frankreich ausgewandert war. Zu Paris schrieb er dann in französischen Zeitungen im
russischen Interesse, war außerdem auch Mitarbeiter an der Moskauer
Zeitung und an dem Russischen Boten Katkofs und wurde von diesem
Letzteren zweifellos als politischer Agent benutzt.
Elie de Cyon behauptet also, die Reise des Kaisers Franz Joseph nach
Dalmatien, die Agitation in Bosnien, die Anarchie in der Herzegowina,
das bekannte Memorandum des Grafen Andrassy, die Conferenzen in
Berlin, der serbische Krieg, das russische Ultimatum, dem aber nicht unmittelbar die Kriegserklärung folgte, dieses Alles wäre die Folge von
Bismarcks Machinationen gewesen. Bei den Conferenzen zu Constantinopel
hätte der deutsche Gesandte seiner geheimen Instruction gemäß darauf hingearbeitet, daß der Krieg von 1877 unvermeidlich wurde. Die mit jedem
Tage sich steigernde Auflösung des Ottomanischen Reiches hätte es für
Rußland durchaus erforderlich gemacht, einfach zu warten. Jedes active
Eingreifen konnte nur die im Absterben begriffene Türkei von Neuem
beleben und ihr die Unterstützung der Feinde Rußlands bringen. Die
Insurrection von Bosnien hätte aber dieser Politik des Temporisirens ein
Ende gemacht. Kaiser Alexander hätte die Erhaltung des Friedens so
dringend gewünscht, daß er selbst nach dem Fehlschlagen der Conferenzen
noch zögerte, den Degen zu ziehen. Bismarck hätte aber dazu gedrängt.
Auch die Ernennung des wenig befähigten Großfürsten Nicolaus zum
Generalissimus der russischen Armee wäre nur dem Einflusse Berlins zu
verdanken gewesen, ebenso wie die Berufung des ganz unfähigen alten
Generals Nepokoitchitzky als Generalstabschef. Elie de Cyon sagt dann am
Schluß seiner Betrachtungen über den nach seiner wunderlichen Auffassung
von Bismarck angezettelten orientalischen Krieg:
„Während der Feldzug von 1876–1877 gegen Rußland dem Deutschen
Reiche nicht einen einzigen Soldaten gekostet hat, ist das russische Reich geschwächt, gedemüthigt, zur Hälfte ruinirt daraus hervorgegangen, seine
Ziele sind auf's Unbestimmte hinausgeschoben worden, zwischen ihm und dem
ehemals mit ihm verbündeten Reiche der Habsburger ist ein unversöhnlicher
Antagonismus entstanden, und – damit der satanische Geist des Mephistopheles zu Varzin dabei auch die Genugthuung fand, die Grenzen der menschlichen Thorheit und Undankbarkeit sich erweitern zu sehen, – das im Jahre
1875 durch die hochherzige Intervention der russischen Regierung vor einer
Zerstückelung bewahrte Frankreich ist in Berlin zum Helfer bei den Ränken
des Kanzlers geworden und hat mitgewirkt, Rußland für seine Großmuth
zu bestrafen. Zehn Jahre sind dazu nothwendig gewesen, daß Katkof endlich
an Bismarck die von Rußland gegen den Urheber seiner Demüthigungen

<"page90">

angesammelte Schuld zahlen konnte, und er hat dies gethan, indem er
Frankreich zum zweiten Male vor einer deutschen Invasion rettete.“
Es ift aller dieser ebenso wunderbaren, wie gehässigen Expectorationen
hier Erwähnung geschehen, weil sie keineswegs blos als Phantastereien des
Publicisten Elie de Cyon zu nehmen sind. Des Letzteren politische An-
schauungen und Bestrebungen deckten sich, wenigstens äußerlich, vollständig
mit denen Katkofs, den er auch als seinen Herrn und Meister anerkannte.
Was also Elie de Cyon 1895 in seinem Buche uns sagt, dasselbe hat un-
zweifelhaft auch Katkof schon 1878 behauptet. Es sind diese boshaften
Bemerkungen und Verleumdungen außerdem auch insofern beachtenswerth,
als sie Zeugniß ablegen von dem tiefen Hasse gegen Deutschland und alles
Deutsche, der sich des Altrussenthums bemächtigt und den Katkof, man kann
sagen, mit Fanatismus genährt und geschürt hatte.
Schon seit 1876 hatte Katkof im Verein mit Elie de Cyon auf eine
gegenseitige Annäherung von Frankreich und Rußland hingearbeitet; er
wünschte zu diesem Zwecke die Erstarkung Frankreichs und demnach die
Wiederherstellung der Monarchie dort. Kaiser Alexander ließ sich aber durch
den Lärm über die Täuschungen, die der Berliner Congreß den National-
russen bereitet hatte, in seinen Gefühlen für den Kaiser Wilhelm nicht be-
irren. Thatsächlich war auch Deutschlands Haltung im orientalischen Kriege
den russischen Interessen entschieden zugute gekommen. Ohne die deutsche
Unterstützung würden Oesterreich und England noch bedeutenderen Wider-
stand entgegengesetzt haben. Auch hatte Fürst Bismarck auf dem Berliner
Congreß nach Möglichkeit für Rußlands Forderungen gewirkt.
Als aber im Sommer 1879 die Russen mit der vertragsmäßigen
Räumung Bulgariens zögerten, da sah sich allerdings die deutsche Regierung
genöthigt, eine bezügliche Mahnung Oesterreichs zu unterstützen. Es verletzte
dies den russischen Stolz auf das Empfindlichste. Russische Truppen wurden
an die Grenze vorgeschoben und ein General nach Paris gesandt, um mit
Frankreich engere Beziehungen anzuknüpfen; es entbrannte ein heftiger
Zeitungskrieg. Kaiser Wilhelm suchte durch eine persönliche Zusammenkunft
mit dem Zaren im September 1879 in Alexandrowo das gute Einvernehmen
wiederherzustellen. Angesichts der deutschfeindlichen Hetzereien der Pan-
slawisten und Altrussen sowie der Ränke der russischen Diplomatie bei ver-
schiedenen Mächten hielt Bismarck es jedoch für geboten, den Frieden durch
eine Allianz mit Oesterreich zu sichern und Rußland auf diese Weise in
seine Schranken zurückzuweisen. Anfangs October kam ein Vertheidigungs-
bündniß gegen Rußland zustande. In allen Phasen der orientalischen
Krisis vom montenegrinischen Kriege bis zum egyptischen Conflict gingen
nun Deutschland und Oesterreich Hand in Hand, und ihre feste Haltung
verfehlte auch den Eindruck auf Rußland nicht.
Nach der Ermordung des Kaisers Alexander II. bestieg in der Person
seines Sohnes Alexander III. wohl ein Feind deutschen Wesens den Thron.

<"page91">

Von national-russischer Gesinnung tief durchdrungen, war derselbe schon als
Zarewitsch davon überzeugt gewesen, welche Gefahren die Niederwerfung
Frankreichs und die Bildung eines mächtigen Militärstaates an den Grenzen
Rußlands für dieses bringen müßte. In dieser Hinsicht theilte er voll-
kommen die Ansichten Katkofs. Letzterer schrieb damals 1881 in der
Moskauer Zeitung: „Weshalb soll Rußland sich in den Dienst von Deutsch-
land stellen und ihm als Gewährsmann dienen, um zugleich Oesterreich die
Nachfolge in der Türkei zu überlassen. Man bildet sich in Berlin ein,
daß Rußland seine Vergeltung in der Unterstützung finden dürfte, welche
es von Deutschland in dem Kampfe gegen die revolutionäre Propaganda
erhalten wird. Aber die internationalen Maßnahmen gegen diese Pro-
paganda sind auch anderen Staaten als Rußland nothwendig. Sie sind
für Deutschland selbst durchaus nicht unnöthig. Läßt man nicht Rußland
den dürftigen Vorschlag von Windthorst zu theuer bezahlen? Suchen unsre
Freunde uns nicht einen zu hohen Preis für die Maßnahmen zu entreißen,
welche sie doch im Interesse ihrer eigenen Sicherheit vorschlagen? Ueber-
dies hat die österreichisch-ungarische Presse, die gesetzmäßige und selbst die
officiöse, von dem Ereigniß des 1/13. März (dem Morde Alexanders II.)
in so schamlosen Ausdrücken gesprochen wie die Pariser Communarden und
der deutsche Socialist Most – mit diesem Unterschiede jedoch, daß Most
in London und die Communarden in Paris vor die Tribunale gebracht
worden sind, während die ungarische Presse ungestraft ihrer Wuth hat
freien Lauf lassen können.“ Das Friedensbedürfniß des im Innern tief
erschütterten russischen Staates trieb aber auch Alexander III. dazu, trotz
der Hetzereien Katkofs die Freundschaft des alten Bundesgenossen aufzusuchen.
Am 9. September 1881 kam Kaiser Wilhelm mit Alexander in Danzig
zusammen..
Deutschlands Beziehungen zu Frankreich waren in den letzten Jahren

nicht gerade unfreundlich gewesen. Das Vorgehen des letzteren in Tunis
1881 wurde von Deutschland unterstützt. Ein dunkler Punkt für die Zukunft bestand indessen in den Bestrebungen des Kammerpräsidenten Gambetta, des leidenschaftlichen Vertreters der Revanche-Idee. Die Besorgniß vor der Kriegsgefahr wurde zwar vermindert, als das von ihm gebildete Ministerium schon im Januar 1882 gestürzt wurde, doch hetzte, als Oesterreich den Aufstand in der Herzegowina niederschlug, nun wieder die russische Presse zum Kriege gegen dieses Reich. An der russischen Westgrenze wurde stark gerüstet. Unruhige Persönlichkeiten, wie der Minister des Inneren Ignatief und General Skobelef, förderten in den leitenden Kreisen die Idee des russisch-französischen Bündnisses. Durch die Zustände im Innern des Reiches doch immer wieder zu einer friedlichen Politik zurückgedrängt, lenkte der Zar indessen bald ein. Der Nachfolger des verstorbenen Gortschakof wurde nicht Ignatief, sondern Giers. Ignatief ward noch im Juni 1882 entlassen; in demselben Jahre starben Skobelef und

<"page92">

Gambetta. Die Besuche des Ministers v. Giers in Varzin und Wien zeigten aber, daß die russische Regierung wieder die Hand zu neuem Einvernehmen bot. Ein wichtiges Ereigniß war auch der Beitritt Italiens zu dem deutsch-österreichischen Bündniß. Frankreich zeigte sich unter dem Ministerium Ferry durchaus friedlich und fand dafür in der egyptischen Frage Deutschlands Unterstützung; auch ließen Deutschland und Frankreich gemeinsam die Einladungen zur Congo-Conferenz ergehen.

Um nicht isolirt zu bleiben, kam Rußland ebenfalls der deutschen Politik entgegen, und es konnte 1884 am 3. September noch einmal eine Zusammenkunft der drei Kaiser, sowie ihrer leitenden Minister erfolgen. In Skierniewice wurde auch ein Allianz-Vertrag zwischen den drei Kaiserreichen abgeschlossen. Derselbe wurde aber gemäß Vereinbarung geheim gehalten, seine Stipulationen drangen erst 1886 in die Oeffentlichkeit. Im Wesentlichen bestimmte er, daß, wenn eine der drei Mächte zum Kriege gegen eine vierte gezwungen würde, die beiden anderen eine wohlwollende Neutralität für ihren Alliirten bewahren sollten, und daß im Falle eines Conflicts auf der Balkan-Halbinsel die drei Alliirten gehalten waren, die Interessen eines jeden von ihnen zu schützen..

Während der ersten Jahre der Regierungszeit Alexanders III. hatte die Verständigung der drei Kaiser in Katkof einen Gegner gehabt, der niemals sein Mißtrauen hinsichtlich dieser Alliirten verheimlichte. Wenn er jetzt eine veränderte Stellung einnahm, die Waffen momentan niederlegte, so geschah dies, wie Elie de Cyon angiebt, weil er erkannt hatte, daß die französische Politik, welche seit der Präponderanz der Republikaner, seit 1879, Rußland freundlich gesinnt gewesen, zur Zeit gänzlich voller Ergebenheit gegen den deutschen Kanzler war und auf Frankreich also nicht gerechnet werden konnte.

Ende März 1885 wurde aber das französische Ministerium Ferry gestürzt, und im September desselben Jahres erfolgte durch einen Staatsstreich die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien unter dem Fürsten Alexander. Indem sich die Bulgaren dadurch gleichzeitig von dem russischen Einflusse zu befreien suchten, war mit einem Male der gefährlichste Punkt der orientalischen Frage wieder bloßgelegt.

Katkof hielt jetzt den Zeitpunkt für gekommen, den Zaren für eine Entente mit Frankreich zn gewinnen. Nachdem Elie de Cyon den Feldzug durch seine Pariser Correspondenz für die Moskauer Zeitung eröffnet hatte, trat auch Katkof in den Kampf ein. Unterm 19./31. Juli schrieb er in der Moskauer Zeitung:

„Es ist die Rede von der Vereinigung dreier Minister in Kissingen. Aber bis jetzt sind nur zwei zusammengetroffen. Wir wissen nicht, ob der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten es für nothwendig halten wird, nach Kissingen zu gehen, um mit zu berathen, – wir hätten sagen sollen, um sich zu verneigen vor dem reizbaren Kanzler des Deutschen Reiches.

<"page93">

In der That, unsere Pilgerfahrten zu dem Fürsten Bismarck erinnern ein wenig zu sehr an die Reisen zu der goldenen Horde.“

„Wir wissen auch nicht, welche Besprechungen sich vorbereiten. Der deutsche Kanzler hat gleichzeitig mit dem Ruhm eine gewisse mystische Größe erworben. Man vermuthet seine Hand bei allen Ereignissen unserer Zeit, man glaubt ihm im Besitze eines Talisman, welcher alle Hindernisse beseitigt, alle Schlösser öffnet... Er regiert die Welt. Ist dem aber wirklich so? Ist es nicht die Einbildung, die diese Wunder schafft, und diese Stärke ist sie nicht eigentlich blos furchtbar gegenüber unserer Wahnvorstellung? Wenn wir von der Freundschaft zwischen Deutschland und Rußland sprechen, ist

nicht diese Freundschaft wohl mehr eine Nothwendigkeit für Deutschland als
ein Vortheil für Rußland?... Wenn die Begegnung der drei Minister
stattgehabt hätte, würde der Chef unserer Diplomatie dem Grafen Kalnoky
den Vortheil bestimmt haben können, welchen Deutschland aus seiner Freund-
schaft für Rußland hat ziehen müssen, ebenso wie die Nachtheile, welche
Oesterreich erlitten hat, indem es die russische Freundschaft ausnutzen ge-
konnt. Dankt Preußen in der That seine während des letzten Vierteljahr-
hunderts errungenen Erfolge einzig seinen eigenen Kräften? Ist denn die
Schöpfung des Deutschen Reiches ganz aus sich selbst geschehen? Sind denn
die hervorragende Stellung dieses Reiches, seine scheinbare Allmacht und
die wiederholten Erfolge des Wunderthäters, der sich an der Spitze seiner
Regierung befindet, nicht der Ertrag der freiwilligen Dienstbarkeit Ruß-
lands? Wenn Deutschland so hoch steht, ist dies nicht, weil es auf Ruß-
land gestiegen? Selbst jetzt würde es für Rußland hinreichen, seine Frei-
heit des Handelns wiederzunehmen, aufzuhören sich wegzuwerfen, um zu be-
wirken, daß der Schein der deutschen Allmacht verschwindet und dasselbe wieder
einen bescheideneren Rang unter den anderen Staaten einnimmt... Wozu
diese Allianzen, diese Concerte? Wenn man eine gemeinsame Action in Ab-
sicht hätte, ein großes und gefahrvolles Unternehmen, nothwendig im
Interesse beider Theile, ein solches Uebereinkommen mit einem gemeinschaft-
lichen Zweck in Aussicht könnte seine Daseinsberechtigung haben. Do ut
des. Aber wir wissen, daß überhaupt keine gemeinschaftliche Action in
Aussicht war, daß es sich nur um unser Einvernehmen mit Deutschland
handelte und durch seine Vermittlung (warum durchaus einen Vermittler?)
mit Oesterreich, um den europäischen Frieden sozusagen zu sichern. Welches
Bedürfniß haben wir in der That, den europäischen Frieden zu schützen?
Es genügt uns, den Frieden Rußlands im Kreise seiner Interessen zu
bewahren. Weshalb sollen wir die Gensdarmen des europäischen Friedens
sein? Wir sind überzeugt, daß man in unseren Worten eine Anspielung
auf eine französisch-russische Allianz wird sehen wollen, wir protestiren aber
gegen eine solche Auslegung. Wir wünschen, daß Rußland in ungezwungenen
wnd freundschaftlichen Beziehungen mit Deutschland bleibt, daß aber ein
ähnliches Verhältniß sich gleichermaßen mit anderen Nationen herstellt,

<"page94">

namentlich mit Frankreich, welches, was man auch sagen möge, mehr und
mehr eine seiner Macht würdige Stellung in Europa einnimmt. Aus welchem
Grunde sollten wir hadern, und was gehen uns seine inneren Angelegen-
heiten an?“

In den maßgebenden Kreisen Petersburgs billigte man den von der
Moskauer Zeitung eröffneten Angriff; man war überzeugt, daß der Kaiser
mit den Ausführungen seines bevollmächtigten Rathgebers einverstanden
war. Die Ereignisse in Sophia im August ließen auch bald keinen Zweifel
mehr aufkommen, und es schien fast, als wenn Katkof die Vorgänge dort
vorausgesehen hatte, als er seinen Artikel vom 19./31. Juli schrieb.

Das geradezu brutale Vorgehen Rußlands gegen den Fürsten Alexander,
den man ja durch gedungene Verschwörer gefangen nehmen ließ, erregte
einen Sturm der Entrüstung in Deutschland. Bismarck erklärte jedoch, daß
das Deutsche Reich um Bulgariens willen die Freundschaft Rußlands nicht
auf's Spiel setzen würde. Machtlos war der Reichskanzler aber freilich
gegen die russischen Verdächtigungen, daß Oesterreich in seiner Haltung
heimlich von der deutschen Regierung bestärkt würde.

In Frankreich hatte sich der Kriegsminister Boulanger in aller Hast
ans Werk gemacht, die Reorganisation des Heeres unter bedeutender Er-
höhung der Friedensstärke in kürzester Frist zu vollenden.

Die Antwort auf dieses Treiben war, daß die deutsche Regierung
dem Reichstage den Entwurf eines neuen Septennatgesetzes und der Ver-
mehrung der Friedenspräsenzstärke vorlegte.

Katkof in Moskau und Elie de Cyon in Paris waren. Beide, wie
1886 so auch 1887, eifrig beschäftigt, auf ein französisch-russisches Bündniß
hinzuarbeiten.

Katkof hatte jetzt außerdem dem deutschen Reichskanzler offen den
Krieg erklärt. Großes Aufsehen mußten namentlich die maßlosen Ausfälle
erregen, welche der russische Publicist in einem Artikel der Moskauer
Zeitung vom 16. Februar 1887 gegen den Fürsten Bismarck richtete.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hatte dem Blatte Katkofs
gegenüber sehr berechtigter Weise den Vorwurf erhoben, daß dasselbe die
Angaben des Englischen Blaubuches über Bulgarien gerade bezüglich des
Verhaltens Deutschlands in absichtlich entstellter Weise reproducirt. So
hätte diese russische Zeitung behauptet, daß, als England vorgeschlagen, die
Mächte zu einer directen und offenen Action zu Gunsten Battenbergs auf-
zufordern, Graf Herbert Bismarck im Wesentlichen geantwortet, wie der
kaiserliche Kanzler unter den gegebenen Umständen es nicht für opportun

halte, direct und offen zu handeln.
Der betreffende Bericht des englischen Gesandten zu Berlin lautet
aber in dem Blaubuche Seite 128 in deutscher Uebersetzung wörtlich:
„Der Reichskanzler könne jedoch Ew. Herrlichkeit nicht dazu rathen,
weitere Versuche zu machen, um die offene und aufrichtige Unterstützung

<"page95">

des Prinzen Alexander seitens der Großmächte zu erlangen, da er über-
zeugt sei, daß ein solcher Versuch keinen Erfolg haben würde. Fürst
Bismarck ist der Ansicht, daß, wenn schon die Großmächte den Prinzen
Alexander auf den bulgarischen Thron gesetzt haben, es ihnen doch keines-
wegs obliegt, vereinigt oder einzeln, Schritte zu thun, um ihn auch dort
zu erhalten...“
Nach einer sehr heftigen Polemik gegen die Norddeutsche Allgemeine
Zeitung sagt Katkof schließlich noch in dem beregten Artikel vom
16. Februar:
„Wir haben nachweisen gekonnt, daß die englische Regierung, frei
heraus feindlich gesinnt gegen Rußland, sich an den Verbündeten und
Freund dieses Letzteren gewendet hat, an die Persönlichkeit, welche
die Geschäfte eines ehrlichen Maklers versieht, und ihm vorgeschlagen hat,
Battenberg direct und offen, frei heraus und klar zu unterstützen. Es stand
nicht in Frage, dem Prinzen Alexander in allgemeiner Form zu helfen.
Das war schon eine in der Ausführung begriffene Sache. Die englische
Regierung wandte sich an unsern Verbündeten als an einen Anhänger ihrer
Ideen, indem sie ihn nur bat, ein öffentliches Aufsehen zu erregen, einen
diplomatischen Feldzug gegen Rußland hervorzurufen, in der Art desjenigen,
der 1863 stattfand. England war so überzeugt von dem guten Willen
unseres Alliirten, daß es gar nicht an die eigenthümliche Figur dachte,
welche dieser an der Spitze eines Feldzuges gegen Rußland nothwendig
gemacht hätte, noch an die Schwierigkeit dieser Rolle Frankreich gegenüber,
welches sich die ganze Zeit über abseits gehalten hatte und das aller Wahr-
scheinlichkeit nach einem solchen Kreuzzuge sich nicht angeschlossen haben würde.“
„Will man wissen, was ein ehrlicher Makler hätte antworten müssen,
selbst wenn er seine Freundschaft für Rußland bei Seite ließ? In einer
oder der anderen Form hätte er Folgendes sagen müssen:
„Es ist wahr, die Mächte haben den Prinzen Alexander auf den
Thron gesetzt, aber er hat ihr Vertrauen getäuscht. Er hat nicht nur die
durch sie eingerichtete legale Ordnung verletzt, sondern auch die Grundsätze
des internationalen Rechtes, indem er in der Art eines Räubers ein
fremdes Gebiet überfallen und sich desselben vermittelst eines Aufstandes
bemächtigt hat; und als die Mächte in ihrer Willfährigkeit für ihn der
Personalunion von Rumelien und dem Fürstenthum zugestimmt hatten, hat er
eigenmächtig die Personalunion in eine Realunion verwandelt; endlich hat
er im Orient Unruhen hervorgerufen, welche Blut haben fließen lassen, und
den europäischen Frieden in Gefahr gebracht, um den Ihr Euch so sehr
sorget. Wenn Ihr mich um meine Meinung fragt, rathe ich Euch, nicht
nur auf jeden Gedanken daran zu verzichten, Battenberg und den Batten-
bergismus zu unterstützen, eine jedenfalls unausführbare Sache, sondern
auch dieses Unternehmen als ein schlechtes, ungerechtes und gefährliches
völlig aufzugeben.“.


<"page96">

„Das wäre die Sprache, welche ein ehrlicher Makler hätte führen
sollen. Hat aber so unser Freund und Verbündeter gesprochen? Er hat
sich lediglich darauf beschränkt, zu erklären, daß nach seiner Ansicht die
Versuche, den Battenbergismus frei und offen zu unterstützen, nicht
glücken würden, ohne sich jedoch einer nicht officiellen Unterstützung zu
widersetzen, deren Muster wir in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung
selbst finden...“
„Es würde überflüssig und ohne Interesse sein, in der Norddeutschen
Allgemeinen Zeitung alle die Zweideutigkeiten hervorzuheben, alle die Ein-
flüsterungen, alle die Anleihen aus anderen deutschen Blättern, welche
ebenfalls mehr oder weniger im Dienste des Kanzlers zu Berlin sind. Ist
es erstaunlich, wenn die Pseudo-Regenten von Bulgarien sich stark gefühlt
haben, unterstützt wie sie waren durch die Ermunterungen des Marquis
Salisbury, des Grafen Robilant, des Grafen Kalnoky, denen hinter der
Scene, ganz leise, aber in sehr bezeichnender Weise, unser Freund und
Alliirter, der ehrliche und allgemeine Makler das Echo machte?“
Wie die national-russische Presse behauptete, versuchte die Petersburger
Diplomatie, ungeachtet ihrer anscheinenden Hinneigung zu der neuen politi-
schen Richtung, immer noch das russische Regime in das alte Geleise

zurückzuführen. Katkof war auch nicht ohne Besorgniß bezüglich des Erfolges der Maßnahmen Bismarcks. Um dem allen ein Ende zu machen, wünschte er sehnlichst, daß das stillschweigende Einvernehmen zwischen Rußland und Frankreich durch einen Vertrag besiegelt würde, müßte Rußland sich auch auf ein bloßes Defensivbündniß beschränken. Die Nothwendigkeit eines förmlichen Vertrages machte sich auch um so mehr geltend, als Italien seine Theilnahme an dem deutsch-österreichischen Bündniß erneuert hatte.

In seinem Leitartikel vom 3/15. März untersuchte Katkof die Bedingungen, unter denen sich dieses Ereigniß vollzogen hatte. Er führte die verschiedenen Gerüchte betreffs des neuen Vertrages auf folgende zwei mögliche Fälle zurück, welche die Haltung Italiens in einem Kriege zwischen Rußland und Oesterreich und andererseits in einem solchen zwischen Frankreich und Deutschland betrafen. Im ersteren Falle würde man Italien die Provinz Roveredo mit dem Trentino versprechen. Für eine Unterstützung Deutschlands in einem Kriege gegen Frankreich sollte dasselbe aber, den Angaben der „Tribuna“ zu Folge, Tunesien und Konstantine, nach der Meinung des „Diritto“ jedoch Nizza, Savoyen und einen Theil der Provence erhalten; falls dasselbe wünschte, Tripolis zu occupiren, würde man es auch hierin unterstützen. Nachdem Katkof noch die Kräfte in's Auge gefaßt hatte, über welche Italien im Kriegsfalle verfügen könnte, und zu dem Endergebniß gelangt war, wie im Grunde genommen, Italien wohl nicht gefährlich für Frankreich wäre und Letzteres daher mit Recht sich darauf stützte, daß ein neuer Krieg sich an der Mosel und dem Rhein

<"page97">



entscheiden würde, führt der russische Publicist in seinem Leitartikel wörtlich fort:

„... In dieser Periode des Ueberganges, als Frankreich in Gefahr sich befand, hat Rußland ihm eine wesentliche Unterstützung durch sein Veto geleistet. Dieses erkennen einstimmig alle französischen Journale ohne Parteiunterschied an. Man wird sich erinnern, daß schon im Jahre 1875 Rußland Frankreich vor entschiedener Vernichtung gerettet hat. Allein die Franzosen besorgen, daß sich in der Haltung Rußlands ein Wechsel vollziehen könnte. Nun gut, wenn sie um jeden Preis an der Annäherung an Rußland festhalten, sollten sie dem Kanzler, einem Manne von unerschöpflicher Erfindungskraft, nicht die Möglichkeit lassen, sich zwischen sie und Rußland zu schieben, sie sollten versuchen, sich dem Letzteren durch irgend ein ernstliches Mittel zu nähern; doch man bemerkt davon noch nichts. Man könnte doch thatsächlich nicht die Intervention des französischen Consuls zu Gunsten der bulgarischen Patrioten als einen Schritt zur ernstgemeinten Annäherung an Rußland betrachten...“

Anknüpfend an eine Notiz der Berliner Post Nr. 70, der zu Folge Fürst Bismarck am 10. März dem russischen Botschafter in Berlin einen Besuch gemacht und eine längere Conferenz mit demselben gehabt hätte, dann aber zum Abendthee in dem Salon der Gattin des Botschafters erschienen wäre, um der Gräfin zu ihrem Geburtstage seine herzlichsten Glückwünsche darzubringen, und der Staatssecretär Graf Herbert Bismarck den hohen russischen Weißen Adler-Orden erhalten hätte, fährt Katkof dann in seinem Leitartikel fort:

„Wie ist dieses Alles charakteristisch, – anzufangen mit dem Journal selbst, in dem die oben citirten Zeilen erschienen sind! Von den beiden Windhunden des Kanzlers ist die Post bestimmt derjenige, welcher immer das Geschäft gehabt hat, gegen Rußland zu bellen, während seine Schwester, die Norddeutsche Zeitung, ein diplomatisches Stillschweigen beobachtete; es ist dies das Journal, welches sich am Tage vorher noch in Ausdrücken voll giftiger Bosheit über Rußland und die bulgarischen Ereignisse äußerte. Und sehet, wie der Blumenstrauß wohl zusammengesetzt ist, um dem europäischen Publicum dargeboten zu werden: der Besuch des Kanzlers bei der Botschafterin am Geburtstage, die liebenswürdige Plauderei von einer halben Stunde mit den Damen, dann die Conferenz mit dem Botschafter, endlich der kurze Zeit vor dem neunzigjährigen Jubiläumsfeste des Kaisers Wilhelm dem Grafen Herbert verliehene Orden, – alles Dieses hatte mitzuspielen, und die „Beziehungen Rußlands mit Deutschland“ sind wie das Band, welches dies Alles zusammenhält. Merket, daß man den Franzosen die intimen Beziehungen des Kanzlers mit Rußland kund thut, zur selben Zeit, wo man Rußland zu verstehen giebt, daß derselbe Kanzler im Begriffe steht, mit den Franzosen einen Vergleich einzugehen und die Karte Europas zu verbessern. Man plaudert in liebenswürdiger Weise mit Rußland, man



<"page98">

verspricht behilflich zu sein, die mächtigen Mutkurof und Stambulof zur
Vernunft zu bringen, man verspricht selbst, Oesterreich zu bekriegen, –
und zu gleicher Zeit schließt man einen offensiven und defensiven Allianz-
Vertrag mit demselben Oesterreich und mit Italien, um Rußland zur
Vernunft zu bringen...“

Unterdessen war in Petersburg ein Zwischenfall eingetreten, der über
das russische Kaiserhaus beinahe ein schweres Unglück gebracht hätte. Am
1. März waren drei Studenten der Petersburger Universität festgenommen
worden, bei denen gefährliche Sprengapparate vorgefunden wurden und die
auch eingestanden, einer geheimen Gesellschaft anzugehören. Katkof schrieb
in der Moskauer Zeitung vom 4. März Folgendes darüber: „In diesem
Augenblick ist die europäische Krisis bis zum Aeußersten zugespitzt; eine neue
Gruppirung der Kräfte, ein vollständiger Frontwechsel vollzieht sich. Man
macht unglaubliche Anstrengungen, man nimmt seine Zuflucht zu geradezu
unmöglichen Mitteln, zu Intriguen, Hinterlisten, Lügen; man treibt die
Rüstungen bis zum Aeußersten, man erfindet alle Tage neue zerstörende
Kriegsmaschinen. Nun, ist denn das Hervorrufen von inneren Unruhen
nicht auch eine Kriegswaffe? Der Haß unter den Menschen, wie unter
den Völkern giebt die Mittel ein und begnügt sich nicht blos mit dem
offenen Kampfe. Zu unserer Zeit wird nicht allein mit Kanonen und
Bajonetten Krieg geführt. Die einfachen und ehrlichen Mittel genügen der
gegenwärtigen Politik nicht mehr. Dieselbe sucht die Umwege und benutzt
alle schwachen Seiten, alle verwundbaren Punkte des Gegners. Heut zu
Tage gestaltet sich die Politik bei den gewandten Leuten zu einer besonderen
Psychologie“...

„... In Rußland gab es im Laufe der letzten Jahre auch keinen
Schatten von Unordnungen, die an das blutige Gespenst der Revolution
erinnert hätten, welches vor sechs Jahren über dem Lande schwebte. So
viel aber die Beobachtung der Thatsachen uns zu lehren vermag, ist es
gerade, seitdem sich Gerüchte von Krieg, Allianzen und Neutralitäten ver-
breitet haben, seitdem die Furcht entstanden ist, Rußland wolle nicht mehr
zur Verfügung fremder Mächte stehen und wünsche eine Politik für sich zu
haben, entsprechend seiner Würde und seinen eigenen Interessen, – es ist
also gerade seit diesem Zeitpunkte, daß böse Symptome sich bei uns zu
zeigen begannen; daß man das Vorhandensein von diesen Cirkeln der Auto-
cultur wahrgenommen hat, wo die jungen Leute, angezogen zunächst durch
einen litterarischen Zeitvertreib, durch das Lesen gewisser Schriftsteller, dann
allmählich dazu gelangen, die verbotenen Schriften zu lesen, welche schließlich
den hauptsächlichsten Gegenstand ihrer Beschäftigungen, Urtheile und Ge-
spräche bilden“.

„Die Anzeichen einer schädlichen Propaganda, welche sich bis zu diesen
letzten Zeiten kund gethan hatten, schienen keinen beunruhigenden Charakter
zu zeigen, aber seit dem Ende des vergangenen Jahres hat die europäische

<"page99">



Krisis eine besondere Schärfe angenommen, und in dem Maße, als sie sich
zuspitzte, hat man in gewissen Ländern die Ueberspanntheit der Umsturz-
männer wachsen sehen. Die Länder, von denen wir sprechen, sind Ruß-
land und Frankreich. In diesem Letzteren findet sich eine Menge revolu-
tionärer Elemente; dort ist es erst nicht nöthig, sie künstlich zu erzeugen.
Der Stock von entzündlichen Stoffen liegt vollständig bereit, und man
braucht nur das Feuer daran zu legen. Abgesehen von einigen in ihrer
Thorheit verhärteten Fanatikern, solchen wie Felix Pyat, erlaubt sich aber
zur Zeit keiner von den Führern des französischen Radicalismus, die
revolutionären Leidenschaften aufzurühren und Unruhen in dem Lande zu
nähren. Alle Parteien vereinigen sich zu einem gemeinsamen öffentlichen
Werke. Dort vollzieht sich unter dem Einflusse des Patriotismus, welcher
sich des Landes bemächtigt hat, eine Wiedergeburt der Nation, eine Er-
neuerung, vielleicht heilsam und fruchtbar für die Zukunft. Da sehen wir
aber, wie zur selben Zeit, als ein Telegramm aus Petersburg uns an-
zeigt, daß Uebelgesinnte verhaftet worden sind, wir aus Paris die Neuig-
keit erhalten, daß in Frankreich die Anarchie wieder auferweckt worden ist,
und durch wen? Durch unsere liebenswürdigen Landsleute. Der be-
rüchtigte Kropotkin hat sich mit seinem Organ „Der Aufruhr“ von Genf
nach Paris begeben und sich mit unserer alten Bekanntschaft, der Rotte
„Welt und Freiheit“ verbündet... Man fragte sich jetzt, wem dienen
diese Condottieri? wer treibt sie an? Is fecit cui prodest.“

Am nächsten Tage, dem 5./17. März, kommt Katkof nochmals auf dieses
Thema zurück und schreibt:

„... In diesen Tagen ist in demselben Blatte (Politische Corre-
spondenz) ein Brief aus Berlin erschienen, ein in hohem Grade officiöser,
der von einem besonderen Correspondenten herrührt und die Ansichten der
leitenden Kreise dort zum Ausdruck bringt. Man ist in Berlin mißvergnügt

über das von der russischen Presse betreffs der Berliner Politik gezeigte
Mißtrauen. Der besondere Correspondent warnt Rußland, indem er ihm
großes Unheil ankündigt. Man wird dasselbe, wie er behauptet, durch
das Sinken seiner Werthe zu Grunde richten, und die russische Bevölkerung
wird auf ihre Kosten kennen lernen, was Alles für Unheil in den pan-
slawistischen Bestrebungen der Presse liegt. Es ist dies eine ernste Warnung.
Und wenn sie keinen Eindruck macht? „Wenn die öffentliche Meinung in
Rußland, fährt der besondere Correspondent fort, die Presse keine Ver-
nunft annehmen läßt, – nun, dann werden die Folgen nicht auf sich
warten lassen und werden sich Rußland in der allertraurigsten Weise offen-
baren.“ Womit droht denn der Berliner Politiker Rußland? Mit revolu-
tionären und antidynastischen Unruhen...“
„Dieser Brief ist aus Berlin vom 11. März neuen Stils datirt, was
dem 28. Februar alten Stils entspricht, er ist also schon an dem Tage
vor dem Ereigniß geschrieben worden, das vom „Regierungs-Boten“ ver-

<"page100">

kündet wurde. In Rußland bildete dieser Vorfall für alle Welt eine
Ueberraschung, in den leitenden Kreisen Berlins war man, wie Ihr sehet,
auf etwas Aehnliches gefaßt.“
„Und jetzt, post festum, erklären die Journale des Kanzlers sich
brüstend, daß die Entwickelung des russischen Nationalgefühls zur Revolution
führt. Woher die Moral: Rußland muß, um sich vor der Revolution zu
schützen, von dem Nationalgefühl, als von etwas Unheilvollem und
Revolutionärem, sich lossagen und sich zur Verfügung des deutschen Kanzlers
stellen. Also erstens: etwas Aehnliches, wie der Vorfall vom 1. März war
in Berlin vorausgesehen, und zweitens: man bedient sich jetzt dieses Vor-
falles als eines sehr bequemen Beweisgrundes, um Rußland eine Lehre zu
geben...“
Die Berliner National-Zeitung hatte jedenfalls sehr Recht, wenn sie
damals schrieb, Rußland sollte vor allen Dingen die Ruhe suchen, im
Aeußeren sowohl wie im Inneren. Die unaufhörliche Discussion der
nationalen, ökonomischen und religiösen Interessen, darin bestände das
System Katkofs, welches Rußland schon viel geschadet hätte und dessen
Gefahren sich alle Tage mehr zeigen.
Was aber Katkofs unqualificirbare Angriffe und Verdächtigungen der
deutschen Politik und des Fürsten Bismarck anbelangt, so hatte der deutsche
Kanzler das russische Auswärtige Amt darauf aufmerksam gemacht, und im
December 1886, wie im März 1887 war die russische Presse verwarnt
worden.
Auf die letzte Verwarnung entgegnete Katkof unterm 10./22. März:
„ Die Regierung thut sich durch Handlungen kund und nicht durch
Erörterungen und Meinungsäußerungen; sie giebt Gesetze heraus, verkündigt
Verfügungen, aber wir besitzen nichts, um die Ansichten der Regierung
kennen zu lernen. Die Persönlichkeiten, welche damit betraut sind, die
Regierungsacte zu vollziehen, können Meinungen haben; wenn diese mit
ihren Dienstverpflichtungen übereinstimmen, desto besser, wenn diese Ueber-
einstimmung aber nicht besteht, um so schlimmer. Wenn ein Minister die
Meinung ausdrückte, daß Rußland sich in seinen inneren Angelegenheiten
nach dem Gutachten der fremden Regierungen richten müßte, das würde
einfach einen sehr sonderbaren Geisteszustand dieses Ministers beweisen,
aber eine solche Ansicht würde nichts Regierungsmäßiges haben...“
Nachdem Katkof in demselben Artikel noch nachzuweisen gesucht, daß an
den Metzeleien in Rustschuk die deutschen diplomatischen Agenten schuldig
gewesen wären, fährt er fort:
„Man sagt, daß die neue Mittheilung des diplomatischen Departements
durch ein Schreiben des Fürsten Bismarck hervorgerufen worden sei. Der
Kanzler, welcher seine Journale Alles, was sie nur wollen, über Rußland
veröffentlichen läßt, sollte sich über Ansichtsäußerungen der russischen Presse
bezüglich der deutschen Consuln beklagen und drohen, diese Letzteren aus

<"page101">

Bulgarien abzuberufen? Nichts könnte den Interessen Rußlands dienlicher
sein, als die Ausführung dieser Drohung.“
Wie die Freunde und Anhänger Katkofs berichten, soll der Kaiser mit
des Letzteren heftigen Angriffen gegen Deutschland nicht einverstanden
gewesen sein. Gelegentlich einer Audienz, die Katkof beim Zaren Mitte
März gehabt, hätte der Monarch ihm befohlen, sich persönlich zu dem
Minister Giers zu verfügen, um diesem seine Verdachtsbeweise gegen die
deutsche Diplomatie zu unterbreiten und ihm zugleich die Gründe darzulegen,
welche für eine Annäherung an Frankreich sprächen. Die Anhänger
Katkofs können freilich dabei nicht ableugnen, daß Herr von Giers sich ent-

schieden geweigert hatte, diesen zu empfangen. Der Minister hatte dann
dem Zaren sehr entschieden erklärt, daß er bereit wäre, sich zurückzuziehen,
wenn er des Herrschers Vertrauen verloren hätte. Der Kaiser soll durch
die feste Haltung seines Ministers doch etwas aus der Fassung gebracht
gewesen sein und, überhaupt kein Freund von Personenwechseln, nur
geantwortet haben, er ernenne und entlasse die Minister, wenn er es für
nöthig halte, und erlaube nicht, daß sie sich ihren Moment wählten.
Richtig ist, daß Katkof noch immer einen sehr auffälligen und ebenso
nachtheiligen Einfluß auf den Zaren ausübte. So soll der englische Bot-
schafter in Petersburg, Sir Robert Morier, in einem unbewachten Momente,
nämlich nach einem guten Diner, seiner Verwunderung über die Verhältnisse
im Cabinet des Kaisers durch die Bemerkung Ausdruck gegeben haben: „Ich
habe soeben an meine Souveränin geschrieben und um die Ermächtigung
gebeten, mich in Moskau bei Katkof zu installiren; hier wissen wir nicht
mehr, mit wem wir Politik treiben sollen; Herr von Giers vertritt weder
die Meinungen des russischen Volkes, noch – wir haben eben den Beweis
davon gehabt – die Ansicht des Zaren; was stellt er also vor?“ So
ganz haltlos lagen die Dinge hier denn doch nicht, wie sie der in der
Weinlaune polternde Engländer darstellte. Trotz aller Hindernisse, die ihm
Katkof in den Weg legte, wußte Herr von Giers die russische Politik doch
immer wieder in das richtige Geleise zurückzuführen. –
Im April 1887 trat infolge des bekannten Falles Schnäbele wieder
eine größere Spannung in den Beziehungen zwischen Deutschland und
Frankreich ein; seitens des Letzteren, welches wieder in Ekstase gerathen
war, drohte sogar ein vollständiger Bruch. Katkof benutzte natürlich die
Gelegenheit, um wieder gegen Deutschland zu hetzen.
Die Intrigue, Rußland von Deutschland zu trennen und zu einem
Bündniß mit Frankreich zu führen, wurde von den Nationalrussen eifrig
weiter betrieben. Um Grund für neue Hetzereien zu haben, behaupteten
sie, daß sie dem Kaiser als Nihilisten verdächtigt worden wären. Katkof
schrieb am 29. April / 10. Mai folgenden Leitartikel:
„In kurzen, aber heftigen Entrefilets seines Journals, der Norddeutschen
Allgemeinen, fährt der deutsche Kanzler fort, mit Widerhaken versehene

<"page102">

Pfeile gegen die russische Diplomatie zu richten, welche doch hauptsächlich
nur schuldig ist, sich von ihm haben täuschen zu lassen und die Ergebenheit
für denselben bis zum Vergessen ihrer selbst getrieben zu haben. Er thut
dies in der Absicht, sich vor der russischen öffentlichen Meinung zu recht-
fertigen. Ist dies nicht eine vergebliche Arbeit? Wenn irgend Jemand in
Rußland sich noch über die Eigenschaften der Politik des Fürsten Bismarck
täuschte, so müssen diese erstaunlichen Ausfälle alle Zweifel beheben. Die
Beweise, welche ihn zu Boden drücken sollten, lassen den Berliner Staats-
mann unangefochten. Er hält es nicht einmal für nothwendig, die
Täuschung zu bemänteln. Er macht der russischen öffentlichen Meinung zur
Pflicht, ein offenbares Falsum als Wahrheit zu nehmen und seinem Worte
zu glauben, quia absurdum“... "
„Verblüffend ist die Dreistigkeit, mit welcher die Norddeutsche Allgemeine
Zeitung, sich an Rußland wendend, versichert, daß auch die Unruhen in
Bosnien durch russische Intrigue genährt worden sind. Wer weiß es nicht,
daß die Keime für die Unordnung in Bosnien und der Herzegowina durch
die berühmte Reise des Kaisers Franz Joseph in dem benachbarten
Dalmatien ausgestreut worden sind, und daß die Unruhen in Bosnien
1875 angefangen haben, bald nachdem Rußland den Schlag aufgehalten
hatte, mit welchem die kriegslustigen Deutschen Frankreich von Neuem
bedrohten? Der beste Beweis, daß die Unruhen in Bosnien nicht in der
russischen Politik lagen, sind die Anstrengungen, welche Graf Ignatief,
damals unser Gesandter in Constantinopel, machte, um diese Provinzen zu
beruhigen, ohne die europäische Frage aufzurühren. Dank seinem Ansehen
in Constantinopel und seinem Einfluß auf den Sultan Abdul Aziz brachte
unser Gesandter es zu Stande, ihn zur Annahme von Maßregeln zu
bewegen, welche der Agitation ein Ende gemacht haben würden. Unglück-
licherweise ließ Fürst Gortschakof sich durch unsere Freunde in Mitteleuropa
täuschen und, obgleich der Sultan bereit war, Alles zu thun, was Rußland
zu Gunsten der empörten Bevölkerungen verlangt hätte, rief er eine europäische
Action hervor und rührte die Orientfrage auf, entsprechend den Wünschen
derjenigen, welche gegen uns arbeiteten. Internationale consularische
Commission, Note des Grafen Andrassy – und siehe da, der ganze Orient
wurde dem Brande zur Beute, was unseren Freunden nöthig war. Oesterreich
hat viele Emissare nach Bosnien entsendet; aber von Rußland ist dort auch
nicht ein einziger „Emissär d'Aksakof“ hingegangen, was auch das Organ
des Fürsten Bismarck bezüglich dieses Letzteren erzählen möge. Die
sogenannte Partei Katkof ist ebenfalls dieser Angelegenheit vollständig fern

geblieben. Die Moskauer Zeitung beschränkte sich damals darauf, in fast
allen ihren Nummern inständigst zu bitten, daß man dieses grausame und
unedle diplomatische Spiel mit seinem Gefolge von Greueln, welche die
Welt schaudern machten, beenden möge. Wenn Rußland sich in der Noth-
wendigkeit befunden hat, den Degen zu ziehen, ist es dazu gerade durch das

<"page103">

europäische Concert gebracht worden, in welches unsere Freunde in Mittel-
europa kriegerischer Weise unsere Diplomatie hineingezogen hatten. Macht
man nicht dieselbe Sache jetzt noch?“ –
Zwischen Rußland und Frankreich war damals eine große Finanz-
operation in Vorbereitung, als deren hauptsächlichster Vermittler der schon
mehrfach erwähnte national-russische Agent Elie de Cyon in Paris thätig
war. Derselbe war zu diesem Zwecke auch zum Beamten im russischen
Finanzministerium ernannt worden. In der betreffenden Angelegenheit war
de Cyon auch in Berlin gewesen, um mit Bleichröder, welcher dem Syndikat
Rothschild angehörte, über die Convertirung der Pfandbriefe des russischen
Crédit Foncier Mutuel sich zu verständigen. Wie Elie de Cyon berichtet,
hätte Bleichröder gelegentlich eines Besuches am 13. Mai vorgeschlagen,
ihm als dem Freunde und Vertrauten Katkofs eine Audienz beim Reichs-
kanzler auszuwirken, um eine Klärung der politischen Situation zwischen
Bismarck und der öffentlichen Meinung Rußlands herbeizuführen. Elie de
Cyon will dieses Anerbieten Bleichröders abgelehnt, jedoch nicht haben ver-
hindern können, daß dieser ihn in ein langes politisches Gespräch hineinzog.
Als dann de Cyon seine Unterhaltung mit dem Berliner Finanzmann
Katkof brieflich mitgetheilt hatte, schrieb dieser unter'm 21. Mai zurück:
„Mit einem Schelm wie Bismarck muß man vermeiden in Berührung
zu kommen; er sucht sicherlich die russische Nationalpartei zu täuschen, wie
er unsere Diplomatie getäuscht hat, und Rußland wieder in seine Netze
zu ziehen. Lesen Sie, was er in der Nummer 226 der Norddeutschen
Allgemeinen Zeitung veröffentlicht hat; er hat die Dreistigkeit, meinen
Artikel (jedenfalls den vom 29. April) als eine Rückzugsbewegung auszu-
legen... Seit einiger Zeit bemüht er sich, die auf der Durchreise in
Berlin befindlichen Russen an sich heranzuziehen, um sie mit seinen ge-
wohnten Schelmenstreichen zu umgarnen. So hat er neulich den General
Kaulbars angelockt und ihn auch über die Mittel um Rath gefragt, die
russische öffentliche Meinung wieder für sich zu gewinnen. Der General
hat aber einfach geantwortet, daß er keineswegs beauftragt wäre, ihm Vor-
schläge zu machen.“
Inzwischen brach in Paris eine Ministerkrisis aus, und in den
Sturz des Ministeriums Goblet wurde auch Boulanger verwickelt. Damit
trat auch eine allmähliche Abnahme der Kriegsgefahr ein. Die Intriguen
der Partei Katkof gingen aber weiter. Die russische Botschaft in Paris
hatte sich schließlich doch veranlaßt gefühlt, über die Umtriebe des Elie de
Cyon in Paris nach Petersburg zu berichten. Katkof warnte de Cyon
telegraphisch vor der Gefahr, die ihm drohte, und schrieb außerdem am
21. Mai/2. Juni:
„Um die mittelst Telegraphen gesandten Nachrichten zu vervollständigen,
beeile ich mich, Ihnen die folgenden Details zu übermitteln: in den
officiellen Kreisen hat man dem Kaiser mitgetheilt, und zwar, indem man

<"page104">

es ihm als ganz bestimmte Thatsache hingestellt, daß Sie an Floquet einen
angeblich von mir geschriebenen Brief übergeben hätten, worin sich die Zu-
sicherung befände, daß seine Ernennung (zum Präsidenten des Conseils) in
Rußland mit Freude aufgenommen werden würde. Diese Beschuldigung
hat natürlich den gerechten Unwillen des Souveräns gegen diejenigen hervor-
gerufen, die verdächtig waren, die Kühnheit zu besitzen, sich in seine An-
gelegenheiten hineinzumischen. Die Verleumder, welche den Brief erfunden
und Ihnen seine Uebermittelung zugeschoben haben, rechneten offenbar darauf,
daß die Verleumdung ihren Opfern unbekannt bleiben und nur dazu
dienen würde, das Vertrauen des Herrschers in die Verleumdeten zu er-
schüttern. Glücklicher Weise ist dem aber nicht so gewesen, und die
Geschichte ist ausgeschwatzt worden. Meine politische Thätigkeit zeigt sich
nur in dem, was ich veröffentliche, oder in dem, was ich von Zeit zu
Zeit brieflich dem Souverän mittheile, ich habe also in nachdrücklichster
Weise erklären können, daß diese Verleumdung auch nicht einen Schein von
Wahrheit für sich hat, daß ich niemals, weder schriftlich noch persönlich,
über irgend welche politische Angelegenheiten Mittheilungen außerhalb der
oben angedeuteten Wege gemacht habe.“ – Von seinem intimen politischen
Briefwechsel mit Elie de Cyon und von den Instructionen, die er diesem
seinem Agenten für Paris ertheilt, hat Herr Katkof seinem kaiserlichen

Herrn und Gönner jedenfalls nichts gesagt. –
„Da man auch Sie in diese verleumderische Intrigue hineingebracht hat, sollten Sie, meine ich, Herrn Floquet auffordern, daß er die Verleumdung vereitele, ihn fragen, von woher solche Ungereimtheiten ausgehen können, – und ob er im Allgemeinen von diesem Gerüchte Kenntniß gehabt hat. Ich muß hinzufügen, daß die officiellen Kreise dasselbe als unbestreitbare Thatsache ausgeben. Ich rathe Ihnen auch, mit Rücksicht auf Ihre officielle Stellung sich nicht mehr in die öffentlichen Angelegenheiten hineinzumischen und in der Revue, die Sie leiten, außerordentlich vorsichtig zu sein. Ohne das könnten unsere Diplomaten, Gott weiß, was noch erfinden und als zweifellose Thatsachen denunciren, um dem ehrlichen Makler zu Gefallen zu sein und Rußland von Neuem als Remorqueur von Deutschland zu verwenden. Der General Bogdanowitsch ist schon ihren Verleumdungen zum Opfer gefallen (– thatsächlich wohl seiner Schrift l'Alliance franco-russe –) und vom Dienste ausgeschlossen worden. Beachten Sie wohl, daß die als eine unleugbare Thatsache ausgegebene Verleumdung gerade in dem Moment lancirt worden ist, wo die Männer der Politik in Berlin. Alles in Bewegung setzen, um aus Rußland wieder das gefügige Werkzeug Deutschlands zu machen...“
Das Schwinden der Kriegsgefahr von Seiten Frankreichs hatte jetzt die Aufmerksamkeit der deutschen Reichsregierung sich wieder mehr Rußland zuwenden lassen, von dessen durch Katkof und die deutschfeindliche nationalrussische Partei höchst nachtheilig beeinflußter inneren Politik ebenfalls eine

<"page105">

Schädigung der Interessen Deutschlands drohte. Es galt jetzt, Repressivmaßregeln gegen Rußland anzuwenden, weil dort eben dem Grundbesitze von Ausländern in den westlichen Provinzen ein geradezu vernichtender Schlag zu Theil geworden war. Die officiöse Presse mußte vor den russischen Staatspapieren warnen, von denen ein überaus großer Theil sich gerade in deutschen Händen befand. Es führte dies zu massenhaftem Verkaufe und schnellem Cursfalle dieser Papiere. Später verkündigte auch die Reichsbank, sowie die preußische Seehandlung, daß sie ferner keine russischen Werthe mehr beleihen würden. Durch alle diese Maßnahmen wurde die Absicht der Reichsregierung aber doch nicht völlig erreicht, denn als die ersten derselben erfolgten, war die oben erwähnte russisch-französische Finanzoperation bereits im vollen Gange und die erste Conversion der Pfandbriefe des Crédit Foncier Mutuel schon erfolgt.
Der Einfluß Katkofs beim Zaren sollte jetzt aber einen empfindlichen Stoß erleiden. Am 30. Mai war in dem französischen Blatte „Voltaire“ folgende Note erschienen:
„Die Ministerkrisis und die Eventualität eines Cabinets, dessen Präsidentschaft Herrn Floguet übertragen werden würde, haben das Gute gehabt, daß sie dem russischen Hofe die Gelegenheit geboten haben, klar und deutlich den Grad von Wichtigkeit zu zeigen, welche er der dem Präsidenten der Kammer zugeschriebenen „Jugendsünde“ beimißt. Die russische Presse ist einmüthig der Meinung, daß diese Erinnerung nicht ins Gewicht zu fallen hatte bei dem Entschlusse des Präsidenten der Republik. Wir haben gestern bezüglich dieses Umstandes einen Auszug aus der „Nowoje Wremja“ veröffentlicht, der nicht deutlicher sein kann. Mit Hilfe der Erklärungen dieses Journals sind wir im Stande, noch viel bedeutendere Nachrichten zu geben. Herr Katkof berichtet in einem Schreiben, das er nach Paris an eine hohe Persönlichkeit der diplomatischen Welt gerichtet hat, daß er bezüglich des Präsidenten der Kammer eine Unterhaltung mit dem Zaren gehabt und daß dieser Letztere erklärt hat, durchaus keine politische Wichtigkeit dem Vorkommniß beizulegen, das dem Herrn Floquet, ob mit Unrecht oder mit Recht, zugeschoben worden ist. Endlich wissen wir, daß ganz kürzlich der Kaiser Alexander III. sich über die Haltung der russischen Botschaft zu Paris hinsichtlich des Kammerpräsidenten unterrichtet hat und daß er seinem Vertreter empfohlen hat, für denselben alle Rücksichten zu nehmen, welche die hohe Stellung, welche er bekleidet, mit sich bringt.“ – Bekanntlich soll Floquet derjenige gewesen sein, der dem Kaiser Alexander II. bei seinem Besuche 1867 in Paris zugerufen haben soll: „Es lebe Polen.“
Die oben angeführte Note des „Voltaire“ war zur Kenntniß des Kaisers Alexander III. gelangt. Katkof erhielt einen strengen Verweis und fiel in Ungnade. Der Zar schlug es auch ab, die Erklärungen Katkofs entgegen zu nehmen. Elie de Cyon wollte zwar beweisen können, daß die

<"page106">

ganze Sache auf einem Complott beruhte, dessen Seele ein gewisser Catacazy, ein ehemaliger russischer Diplomat, gewesen sein sollte. Katkof

konnte aber von diesen Entlastungsbeweisen keinen Gebrauch mehr machen. Er war an einem Herzleiden, an welchem er schon seit längerer Zeit gelitten hatte, schwer erkrankt und starb am 1. August 1887 zu Moskau.
Mit Katkof hatte die national-russische Partei ihren eigentlichen Führer verloren. Gewiß von warmem Patriotismus beseelt, hatte Katkof seinem Vaterlande in Zeiten der inneren Gefahren unstreitig große Dienste geleistet, dann war er jedoch in eine extreme Richtung gerathen, die seine politische Wirksamkeit sich nicht mehr zu einer segensreichen gestalten ließ. Katkof war auch kein Staatsmann, dazu fehlte ihm schon der vorurtheilsfreie, weitschauende, vielumfassende Blick. Das Streben nach Verwirklichung seiner national-russischen Ideen, denen er mit wahrem Fanatismus anhing, konnte seinem Vaterlande kein Heil bringen. Die Regierung vermochte der altrussischen Partei in der engherzigsten Niederhaltung der fremden Nationalitäten noch immer nicht genug zu thun. In dieser Beziehung waren Katkof die freundschaftlichen Beziehungen der russischen Kaiser zum preußischen Königshause stets ein Dorn im Auge, da er die deutsche Cultur ebenso fürchtete wie haßte.
Als Mann von hoher wissenschaftlicher Bildung verkannte Katkof durchaus nicht die Bedeutung des Deutschthums für Rußland. Er wußte schon aus der Geschichte seines Vaterlandes, daß diese Bedeutung eine sehr große ist, und zwar nicht blos deshalb, weil Peter der Große seine Reformen mit besonderer Vorliebe für deutsches Wesen und unter der Beihilfe vieler Deutschen eingeführt hatte, nicht blos, weil es eine Periode in der russischen Geschichte gegeben hat, wo am Hofe der deutsche Einfluß allein herrschte und weil im bürgerlichen, wie im militärischen Staatsdienste Rußlands gerade Deutsche und in großer Zahl die hohen und höchsten Stellen bekleideten und sich hervorragende Verdienste erwarben, sondern auch weil überhaupt keine andere Nationalität, mittelbar und unmittelbar, soviel für die Bildung Rußlands nach jeder Richtung hin und auf jedem Gebiete gethan hat. Und als denkender Mann mußte Katkof sich sagen, daß in allem diesem noch nicht allein die Bedeutsamkeit des deutschen Elements in Rußlands liege. Er sah doch mit offenen Augen, wie das Centrum des deutschen Elements in Rußland, wie die Ostseeprovinzen noch immer andauernd die Quelle und der Ausfluß einer Cultur sind, die sich in allen Formen nach dem Innern des russischen Reiches ergießt, dort freilich nur langsam Verbreitung findet und selbst nicht selten versagt, im Großen und Ganzen aber noch immer, und mehr als die Cultur irgend einer anderen Nation, die Verbindung Rußlands mit dem übrigen Europa vermittelt.
Dabei mußte Katkof sich dessen bewußt sein, daß die Deutschen in den Ostseeprovinzen, ebenso wie ihre Stammesgenossen im Inneren Rußlands, die treuesten russischen Unterthanen sind. Aber „Rußland den Russen“,

<"page107">

von diesem engherzigen und einseitigen Standpunkte aus, glaubte Katkof sein Vaterland groß und glücklich machen zu können. –
Kaiser Alexander, der im Herbst 1887 Kopenhagen besucht hatte und auf der Rückreise sich zum Landwege genöthigt sah, entschloß sich jetzt, bei dieser Gelegenheit auch seinen Großonkel in Berlin wiederzusehen. Am 18. November traf der Zar dort ein. Bei einer Unterredung des Zaren mit Bismarck kam nun eine gefährliche Intrigue zu Tage, die von einer zum Kriege gegen Deutschland hetzenden Partei ausgegangen war. Der russische Kaiser wies dem Reichskanzler Schriftstücke vor, welche die Ehrlichkeit der deutschen Politik in der bulgarischen Frage auf das Schwerste compromittirten. Bismarck vermochte indessen in überzeugender Weise dieselben als Fälschungen darzulegen. Seine offene und entschiedene Rechtfertigung blieb nicht ohne Eindruck auf den Zaren, die russischen Truppenverstärkungen an der Grenze währten aber fort.
Alexander III., von seinem früheren Lehrer Pobiedonoszef für einen starren Absolutismus und in der Vorliebe für das Altrussenthum und dessen Begünstigung in Religion und Sitte erzogen, galt dann als Großfürst für einen Anhänger des Panslawismus und für einen Feind des Deutschthums sowie der deutschfreundlichen Politik seines Vaters, nahm indessen doch eine mehr vermittelnde Stellung ein. Als Kaiser zeigte er eine gewisse Hinneigung zu den Tendenzen der reactionären Moskauer Partei und schien sich an die Spitze aller fanatisch-national-russischen Elemente stellen zu wollen. Die Beziehungen zu den Höfen von Berlin und Wien waren demnach zuerst kalte und hatten sich erst dann besser gestaltet, als v. Giers zum Minister des Auswärtigen ernannt worden. Dem Rathe dieses Ministers folgend, suchte dann der Zar jedes gewaltsame Einschreiten in der äußeren Politik zu vermeiden und, trotz des Drängens der national-russischen Partei zum Kriege mit Deutschland, eine abwartende Stellung einzunehmen, um beim etwaigen Ausbruch eines europäischen Brandes das volle Gewicht seiner Macht in die Wagschale zu werfen. Eine Folge dieser Politik waren die

ununterbrochenen, mit größtem Eifer betriebenen Rüstungen.
Der Minister v. Giers war ein entschiedener Gegner aller national-russischen und panslawistischen Kriegsgelüste und wirkte in diesem Sinne in unerschütterlicher Consequenz mit Bismarck zusammen. Daß es Giers gelang, den Kaiser Alexander III. immer wieder für seine Politik zu gewinnen, trotz des Widerspruchs der national-russischen Partei und des bedeutenden Einflusses Katkofs beim Kaiser, das zeugt sicherlich von der großen Klugheit, Energie und Gewandtheit dieses Staatsmannes, dessen große Bedeutung und verdienstvolles Wirken für die Erhaltung des europäischen Friedens die öffentliche Meinung noch lange nicht genug gewürdigt hat.
Sein Kampf gegen den Einfluß Katkofs war ein umso schwierigerer, als dieser Letztere es für gut und zweckmäßig hielt, den hauptsächlichsten Theil seiner politischen Thätigkeit in unverantwortlicher Stellung hinter der

<"page108">

Scene auszuüben, wobei er sich namentlich der Intrigue in ausgiebigstem Maße bediente.
Auch die Russen hatten dem Minister v. Giers sehr viel zu verdanken; das Land wurde vor einem äußeren Kriege bewahrt, der bei den inneren Zuständen Rußlands ganz unabsehbare Folgen haben konnte, und andererseits war demnach das seit dem letzten Kriege gegen die Türkei schwer geschädigte Ansehen des Reiches in Europa entschieden gehoben worden.
In Deutschland ging damals ein großer Zug durch alle Handlungen der Regierung und riß schließlich auch die Parteien mit sich fort. Die von der Regierung geforderten sehr bedeutenden Geldmittel für militärische Zwecke wurden bereitwilligst zur Verfügung gestellt.
Den Abschluß der ganzen so spannungsvollen Zeitperiode bildete aber jene gewaltige Rede des Fürsten Bismarck, welche er am 6. Februar 1888 bei Gelegenheit der zweiten Lesung des neuen Wehrgesetzes im Reichstage hielt, und in welcher er zum Schluß sagte:
„Wir wollen nach wie vor den Frieden mit den Nachbarn, Frankreich gewährt uns bei diesen Bemühungen keine Sicherheit auf Erfolg, wenngleich ich nicht sagen will, daß es nicht helfe. Wir werden nie Händel suchen, wir werden Frankreich nie angreifen. Wir haben in den vielen kleinen Vorfällen, welche die Neigung unserer Nachbarn, zu spioniren und zu bestechen, verursacht hat, immer eine sehr gefällige und freundliche Beilegung herbeigeführt, weil ich es für ruchlos halten würde, um solcher Lappalien willen einen großen nationalen Krieg zu entzünden. Da heißt es, der Vernünftigere giebt nach. Ich nenne also vorzugsweise Rußland, und da habe ich dasselbe Vertrauen, wie vor einem Jahre. Um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland. Die russische öffentliche Meinung hat einem alten, mächtigen und zuverlässigen Freunde, der wir waren, die Thür gewiesen. Wir drängen uns nicht auf“
„Wir können durch Güte und Wohlwollen leicht zu Entschließungen bestimmt werden, vielleicht zu leicht, aber durch Drohungen gewiß nicht. Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!“
Diese Rede machte einen ungeheueren Eindruck, nicht nur im deutschen Reiche, sondern auch in ganz Europa. Im Reichstage wurde aber die neue Wehrgesetzvorlage anstandslos genehmigt, deren Ziel es war, daß Deutschland, auch ohne Bundesgenossen, nach Osten und nach Westen zugleich dem Gegner gewachsen dastehen sollte.
Bismarck hatte in seiner Rede vom 6. Februar 1888 in nur wenigen Sätzen mit einem Schlage auch das ganze Phrasenthum, alle die böswilligen Erfindungen und kleinlichen Angriffe vernichtet, mit denen der russische Politiker Katkof gegen den großen deutschen Staatsmann zu Felde gezogen war.

<"page109">
Frauenrechtlerinnen").
Oon
H. TDohm.
– Berlin. –
WE.
# Äh ergreife noch einmal das Wort zur Reaction in der Frauen-
FS Z bewegung, derjenigen Reaction, die dem linken Flügel der Bewegung gilt, und die innerhalb der Frauenbewegung selbst zum usdruck gelangt ist.
Feindseligkeiten von absoluten Gegnerinnen der Frauenfrage dürften uns nicht Wunder nehmen. Wenn Frauen, die als Mütter, Gattinnen und Hausfrauen ein volles Genügen finden, von ihrer Persönlichkeit, ihren Bedürfnissen ausgehend, sich den radicalen Frauenbestrebungen gegenüber feindlich verhalten, so haben sie, eben vermöge ihrer Persönlichkeit, eine gewisse Berechtigung für ihren Standpunkt, wir können ihn wenigstens verstehen.

Wenn aber freidenkende Schriftstellerinnen, die selbst der Enge des
Hausfrauenthums entschlüpft, im goldenen Licht der Freiheit athmen, sich mit
despotischer Heftigkeit gegen die Radicalen wenden, so machen sie sich einer
Undankbarkeit sondergleichen schuldig, da sie doch schon die Früchte ernten
von dem, was jene gesät, und wir haben das Recht, sie zurückzuweisen.
Die Angriffe unserer Widersacherinnen richten sich zumeist gegen die
Frauenrechtlerinnen, die man willkürlich von anderen Frauengruppen ab-
*) Wir bringen diesen Aufsatz unserer geschätzten Mitarbeiterin, der Ellen Keys viel-
besprochener Schrift gegenüber einen wesentlich anderen Standpunkt einnimmt, als J. Hutten
in ihrem im Decemberheft unserer Zeitschrift veröffentlichten Artikel, gerne zum Abdruck,
ohne uns damit zu den in ihm vertretenen Anschauungen zu bekennen. Wir benutzen diese
Gelegenheit, einem Wunsche des Herrn W. Grotjohann-Dohrn (in Charlottenburg)
Rechnung tragend, eine von ihm als Irrthum gekennzeichnete Angabe im Aufsatze von
J. Hutten (S. 367) zu berichtigen. Nach Herrn Grotjohann-Dohrn, der als seinen
Gewährsmann Dr. Nyström selbst bezeichnet, ist nämlich das Arbeiterinstitut in Stock-
holm nicht eine gemeinsame Schöpfung Ellen Keys und Dr. Nyströms, sondern allein der
Idee und der Initiative des Letzteren zu verdanken. D. R.

<"page110">

sondert, selbst wenn letztere in ihren Grundanschauungen und Endzielen mit
ihnen übereinstimmen.
Fast scheint es, als spräche bei dieser Antipathie das Wort „Frauen-
rechtlerinnen“ mit. Es schmeichelt sich nicht gerade in's Ohr. Warum
beseitigen wir nicht ein schlechtklingendes Wort, das noch dazu von unseren
Gegnern ersonnen ist, und das einen etwas ironischen, nörglerischen Bei-
geschmack hat!
Die Bezeichnung „Radicale“ oder „äußerste Linke“ dürfte genügen.
Radical heißt wurzelhaft nud bezeichnet am besten das Wollen und Handeln
jener streitbaren Frauen, die die Art an die Wurzel der Uebel legen.
Viele Denkträge aber sind zufrieden, wenn sie mit einem Wort einen
Begriff unter Dach und Fach gebracht haben. Der Begriff ist hier ein
Frauentypus von abstoßender äußerer und innerer Vermännlichung.
Was die äußere Vermännlichung betrifft, so muß ich allerdings zu-
geben, daß zwei bis drei unter den Berliner Radicalen kurzgeschorenes
Haar tragen, aber aufrichtig gesagt, ich habe diese Frisur mehr auf weibliche
Koketterie (sie steht ihnen sehr nett) zurückgeführt, als auf den Drang,
Männer werden zu wollen. Als die Männer früherer Jahrhunderte ihre
Haare lang trugen, dachte man nicht daran, sie um dessentwillen der Weibisch-
keit zu zeihen. Und soll man ihnen ihre Jaquets, Crawatten, Chemisettes
männlichen Schnittes als Schuld anrechnen? Aber sie folgen damit einfach
der Mode, an der alle anderen Damen, auch die von der Frauenfrage
gänzlich Unangekränkelten, participiren. Ja, die eleganten Weltdamen sind
ihnen in der Vermännlichung der Tracht noch um eine Nasenlänge voraus,
indem sie sich der Spazierstöcke bedienen, die ich bei den Frauenrechtlerinnen
noch nicht wahrgenommen habe. Altmodische Gegner fügen wohl zur Ver-
vollständigung des Bildes noch Aeltlichkeit, ein Organ, das zum Kreischen
neigt, einen Kneifer und eine spitze, schnüfflige Nase hinzu.
Und der Radicalen Seelenabnormität, ihre innere Vermännlichung?
Draufgängerischen Thatendrang sagt man ihnen nach, geistiges Akrobaten-
thum, viel Ellenbogen, Haare auf den Zähnen. Man wirft ihnen vor, daß
sie Männer werden wollen, daß sie in dem heiligen, weiblichen Beruf der
Mutter eine Entwürdigung der Frau sähen, daß sie antireligiös wären.
(So? und erstreben nicht nur das Amt der Seelsorgerin, sondern üben es
auch in Amerika schon aus.) Jedes Weib – heißt es – sei durch einen
Broderwerb an's Cölibat gebunden. Ich staune immer über den Muth,
mit dem man die offenkundigsten Thatsachen (hier die Thatsache, daß ein
großer Theil der erwerbenden Frauen Gattinnen und Mütter sind) einfach
wegescamotirt, bei Lesern oder Hörern vollendete Unkenntniß der actuellen
Verhältnisse voraussetzend. Die Einen behaupten, die Radicalen wollten
die Familie vernichten und die freie Liebe einführen, Andere im Gegentheil
schieben ihnen die Absicht unter, die Liebe mit Stumpf und Stiel auszu-
rotten und was des Unsinns mehr ist.

<"page111">

Daß einzelne prononcirte Persönlichkeiten in der Agitation für Frauen-
rechte Antipathien erregen, ist sicher, aber völlig gleichgültig. Die Frauen-
frage ist doch keine Personenfrage. Und warum sollen denn gerade diese
Ruferinnen im Streit vorzugsweise Sylphiden, Madonnen, Aeolsharfen sein?
Wer mauerfeste Vorurtheile stürzen will, bläst nicht Schalmeien, wenn es
auch nicht gerade Posaunen zu sein brauchen! Wohl möglich, daß der frisch-
gährende Most der jungen Freiheit einigen Heißspornen zu Kopfe steigt und
ihnen etwas Geharnischtes giebt. (Geharnischt war auch Minerva, un-

beschadet ihrer Göttlichkeit.)
Auch unter den Nurhausfrauen kommen – und zwar recht häufig –
Exemplare ausbündiger Kraftmeierei vor. Mancher Eheherr weiß ein Lied
davon zu singen.
Ich kenne unter den Kämpferinnen für Frauenrechte auch Frauen von
holdester weiblicher Anmuth. Und alle Mittelstufen giebt's auch. Zahme
und Wilde giebt's, die Zahmen aber herrschen vor, noch viel zu sehr.
Und überhaupt, wie verschwindend klein ist die Zahl dieser tapfer
Vorwärtsdrängenden gegenüber der ganzen, großen Frauenwelt.
Hauptsächlich ist es wohl das Vereinswesen, das den Antipathien gegen
die Frauenrechtlerinnen zu Grunde liegt; es sind die gelegentlichen geistigen
Raufereien in den Vereinen, die persönlichen Disharmonien, die ab und zu
wie Hagelschauer, oder sonst ein Schauer, unter ihnen niedergehen.
Erst seit so kurzer Zeit sind Frauen in der öffentlichen Agitation thätig.
Ist es zu verwundern, daß es ihnen hin und wieder noch an Disciplin
und Selbstbeherrschung, an strenger Sachlichkeit und Unpersönlichkeit fehlt?
Daß sie aneinander zu wenig oder zu viel Kritik üben und noch ab und
zu an Stich- und Schlagworten hängen bleiben?
Haben die Socialisten im Reichstag nicht auch Jahre gebraucht, ehe
sie sich der sentimentalen und drohenden Apostrophirungen, der Stich- und
Schlagwörter enthielten?
Es ist wohl noch kaum einer Frau eingefallen, ihr Geschlecht für ein
dem männlichen überlegenes zu halten, warum ist man denn so geärgert,
überrascht, daß die Frauen sich nicht vortheilhafter von den Männern ab-
heben, daß sie in denselben Situationen dieselben allzumenschlichen Quali-
täten bekunden? Ist es nicht ein Geschlechtsgrößenwahn, wenn wir erwarten,
daß sie als Sterne am Himmel der Menschheit die Männer in der Oeffentlich-
keit ethisch überstrahlen sollen?.
Das heftige, heiße Gebahren steht aber den Frauen nicht zu Gesicht?
Ach, den Männern steht es auch nicht zu Gesicht. Wir sind nur an
ihre Rauf- und Kampflust längst gewöhnt..
Können im Ernst unsere Gegnerinnen glauben, daß die in der Oeffent-
lichkeit agitirenden Frauen, die von der Tribüne herab, die mit Petitionen
und Resolutionen, Propaganda für die Frauenrechte machen, nicht nur über-
flüssig sind, sondern sogar eine Gefahr für die Förderung der Frauen-


<"page112">

bewegung bedeuten, daß bei dieser Frage von unermeßlicher Tragweite, wo
es sich darum handelt, Denkgewohnheiten von Jahrtausenden zu beseitigen,
die zahme Propaganda durch ästhetische oder ethische Theekränzchen, durch
Saloncauserien oder poetisirende und ethisirende Essays genügten? Daß
sie es im Ernst glauben, werden wir später sehen.
Ich habe kurz skizzirt, was man so im Allgemeinen den Radicalen zum
Vorwurf macht, und wende mich nun zu den speciellen Anklagen, insofern
sie von Frauen, die in der Frauenbewegung stehen, erhoben worden sind.
Ich wähle wieder zur Unterlage meiner Vertheidigung der Linken die
Schrift „Mißbrauchte Frauenkraft“. Indem ich Ellen Keys Anschauungs-
weise kennzeichne, treffe ich zugleich die ihrer Gesinnungsgenossinnen. Jch
wähle Ellen Key, weil sie die gefährlichste unserer Gegnerinnen ist, denn mit
Erstaunen habe ich wahrgenommeu, daß selbst Frauen radicaler Denkart
dieser Hohenpriesterin der Phrase huldigen. „Alles Gutgesagte wird ge-
glaubt,“ sagt Nietzsche, und da Goethe dasselbe fast mit denselben Worten
sagt, wird es wohl wahr sein.
Ellen Key lancirt nicht gewöhnliche Phrasen, die nur durch schöne
Klangwirkung blenden und bestechen. Ihre Phrasen kommen als Gedanken
verkleidet, sie winken als Ethos aus der Höhe mit Palmen, sie haben Flügel,
in Aether getauchte, oder in Sonnengold flimmernde. Sie kränzt sie wohl
auch mit Rosen und flicht Passionsblumen hinein. Mit einem Wort: sie
sehen ungeheuer nach etwas aus – nicht immer zwar. Und das ist das
Bestechendste und Verwirrendste an der Verfasserin der „Mißbrauchten
Frauenkraft“, daß sie hier und da in das süße Gebimmel flammende
Leuchtkugeln wirft, echte Gedanken, Gedanken von kühnem Radicalismus,
die, wenn auch nicht neu, doch durch ihre hymnische Form beinah als neu
wirken. Und Leuchtkugeln haben es an sich, daß man vor ihrem Glanz
des dämmernden Dunkels in der Umgegend nicht gewahr wird.
Das Motto ihrer Schrift heißt: „Des Weibes Geschichte ist Liebe.“
Liebe für die ganze Menschheit? gewiß, das heißt mit Ausnahme der
Frauenrechtlerinnen, die zu vernichten sie „den Eid Hannibals“ geschworen hat.
Aus dem Sündenregister, das sie der gefährlichen Rotte der Un-
weiber vorhält, greife ich das Wesentliche heraus.
S. 22. „Die Frauenrechtlerinnen wollen, die Frauen sollen männ-
licher, energischer erzogen werden, um ganz und gar in ihrer Arbeit auf-

gehen zu können.“
Haben die Radicalen wirklich diese Forderung gestellt, so betheilige ich
mich an dem von Ellen Key geschworenen Eid Hannibals.
„Man hört von ihnen (man? wer? ich nicht) die Aeußerung, das
Cölibat sei der würdigste Zustand für die Frau... es sei ein Rest von
niedrigen Instincten, wenn sie es nicht vorzieht, sich zu einem Intelligenz-
wesen zu entwickeln, statt zu einem Geschlechtswesen, falls sich nicht. Beides
vereinen läßt.“

<"page113">

Ja, da eben liegt der Hase im Pfeffer. Diese Emancipirten glauben
nämlich sammt und sonders, daß sich Beides vereinen läßt.
Und was ist denn das: ein Nurintelligenzwesen? giebt es das?
Werden bei geistigen Arbeiten die Empfindungsnerven ausgeschaltet, wird
den Gefühlen ein Riegel vorgeschoben, und das Gehirn functionirt maschinen-
artig? Ein Hegel, ein Schelling, ein Fichte und andere große Denker, ob
sie ihre Ideen nicht in entzückten Schauern empfangen, in Schmerz und Lust
geboren, mit ihrem Herzblut genährt haben? Und mit einem so begeisterten
Gemüthsantheil, daß die instinctive Mutterliebe grob daneben erscheint?
Und gerade die Studien sind es, die wissenschaftlichen Bethätigungen
– zu denen die Radicalen das Weibsvolk so gefährlich anstiften sollen –
die Ellen Key ein Dorn im Auge sind.
S. 22. „Quält sie sich ab, die Höhe des Mannes zu erreichen, muß
sie als Weib zu Grunde gehen.“
Nie wenn ich ein Buch schrieb, habe ich daran gedacht (und das gilt
wohl auch von allen anderen Schriftstellerinnen, Künstlerinnen u. s. w.)
die höchste Höhe des Mannes erreichen zu wollen. Ich dachte nicht einmal
daran, die höchste Höhe der Frau erreichen zu wollen, etwa eine George
Sand oder George Elliot. Und war ich je von einem Ehrgeiz besessen, so
war es der, meine eigene höchste Höhe erreichen zu wollen.
Ellen Key hat aber nun einmal die fixe Idee, berufsmäßig arbeitende
Frauen für Ikarusse zu halten, die ihre Wachsflügel an männlichen
Sonnen zu schmelzen bestimmt sind.
Ihr selbst ist eine wissenschaftliche Ausbildung in reichem Maß ver-
gönnt gewesen. Hat sie persönlich erfahren, daß die Anstrengung eine so
unerhörte und eine so unfruchtbare war? Und die Seligkeit des Erkennens
ist ihr nicht aufgegangen? Und ist sie es, woher nimmt sie die beispiel-
lose Lieblosigkeit, ihre Geschlechtsgenossinnen von diesem nieversiegenden Quell
reinster, höchster Freuden (Spinoza fühlte sich als Erkennender göttlich) aus-
schließen zu wollen!
Die Verfeinerung des Familienlebens soll ihre Culturaufgabe sein.
Ja, giebt es denn etwas, das den Menschen mehr humanisirt, mehr ver-
feinert als wissenschaftliches Erkennen, als Reife und Geübtheit des Denkens?
Und was uns selbst am meisten humanisirt, wird mit zwingender Noth-
wendigkeit auf unsere Familie zurückwirken. Die Kinder sind die Erben
ihrer Mütter.
„Um der Studien willen wurde das unendlich wichtige Studium des
Lebens der Frauen als Geschlechtswesen vernachlässigt.“ Und was ist denn
das für ein Studium des Frauenlebens als Geschlechtswesen, das sie den
Frauen anempfiehlt, aber nicht näher definirt? Physiologie, Psychologie,
Anatomie?
Sollte nicht die Natur auf diesem Gebiet eine ausreichende Lehr-
meisterin sein, wenn man sie nur freier walten ließe!


<"page114">

Das geschlechtliche Moment, die erotischen Gefühle nicht berücksichtigt
zu haben, klagt sie die Frauenrechtlerinnen an.
Ja, durften denn die Frauen in den Zeitaltern vor den Emancipations-
bestrebungen (die erst seit wenigen Jahrzehnten datiren) ihrer Geschlechtlich-
keit freien Lauf lassen?
Ich denke schon wieder umgekehrt, daß gerade die Radicalen, indem
sie der Frau zur ökonomischen Selbstständigkeit verhelfen, ihr auch die Ehe
leichter zugänglich machen. Sie sind es, die der Frau das Recht zu lieben
erobern wollten. Haben wirklich – was noch zu beweisen wäre – die
Ehen in den letzten zwei Decennien abgenommen, so würde ich das den
Männern zur Last legen, denen zwar nicht der Liebestrieb – o nein –
wohl aber der Ehetrieb häufig abhanden kommt.
Das Dilemma, in das Ellen Key bei der Ehefrage geräth, wäre ja
recht amüsant, wenn ihre flimmernde, aalglatte Art, der es so ganz an
geistiger Sauberkeit fehlt, nicht Logik und Wahrheitssinn beleidigten. Wenn
allmählich – sagt sie (S. 22) die echt weiblichen Wesensbestimmungen

(Mütterlichkeit und Heim) durch die äußeren Arbeitsinteressen abgeschwächt
werden sollten, so kann das schicksalsschwer in Bezug auf das Glück der
Ehe werden."
Auf derselben Seite aber glaubt sie an eine Zukunft, in der kein
einziges Mitglied der Gesellschaft sich der Arbeitspflicht mehr entziehen darf
„die Frau bedarf der Arbeit zu ihrer allseitig intellectuellen und ethischen
Entwicklung"... S. 23: „Die zur Arbeit untaugliche Frau geräth immer
in irgend ein erniedrigendes Abhängigkeitsverhältniß, und das erniedrigendste
ist die Ehe aufgefaßt als Versorgung. Dank der Möglichkeit, ihr Brod
selbst zu verdienen, sündigen sie jetzt seltener dadurch, daß sie eine Ehe gegen
ihr innerstes Wesen eingehen. Auf der anderen Seite freilich treten sie
dann oft mit einer durch das Brodstudium unterdrückten Weiblichkeit in die
Ehe, und sie kann doch nur durch die Ganzheit und Fülle ihrer Hingabe –
das Glück der Ehe schaffen."
Da haben die Frauen nun die Qual der Wahl: Entweder – sie
schreiten, um der Versorgung willen – gegen ihr innerstes Wesen –
beruflos, aber mit völliger Conservirung ihrer Weiblichkeit zur Ehe, oder –
sie verscherzen durch Berufsarbeit die Ganzheit und Fülle der Hingabe –
das Glück der Ehe. – Ein circolovizioso, eine Spiegelfechterei (die Hölle
schenke ich ihr diesmal noch) mit einem Wort: „ein ungeheueres Dilemma."
Das Sündenregister der Radicalen ist noch lange nicht erschöpft.
Immer düsterer ballt es sich über dem von den Frauenrechtlerinnen be-
drohten Weibe zusammen: Sogar „das Intelligenz-Niveau sinkt unter ihrer
Herrschaft". (Auf einer anderen Seite war sie der Meinung, daß mit der
Steigerung des Intelligenzlebens das Gefühlsniveau der Frau sänke.
Gedächtniß schwach)

<"page115">



S. 54 geht sogar unter dem Einfluß der Radicalen der weibliche
Körper in die Brüche: „Daß bei intensiven Studien und Sport der
Frauenkörper seinen eigenen Charakter verliert und einen männlichen an-
nimmt – wäre dann die Regel."
Sie erinnert warnend an die totale Entartung des Familienlebens
während der römischen Kaiserzeit.
Ja – hätten die alten Römerinnen einem tüchtigen Beruf obgelegen,
so würde es mit der sittlichen Entartung gute Wege gehabt haben. Die
Entartung entsprang ja im Gegentheil der übermächtig gewordenen Erotik,
und es ist gerade die Bekämpfung der erotischen Gefühle, die sie den
Radicalen zum Vorwurf macht. –
Und siehe – schon zuckt der Blitz der Rache nieder, mit dem die
Natur die Unnatur dieser – sie murmelt etwas von Hermaphroditen
– tödtlich trifft. Das Menschengeschlecht stirbt aus – Erduntergang.
Nämlich wenn diese Emancipirten ihr Ziel – die intellectuelle Ebenbürtig-
keit mit dem Manne erreichten, so – „fordert die Logik dieses Zugeständ-
nisses, daß das Aussterben die schließliche Folge sein würde."
Schauderhafte Perspective! Bei Männern ist es natürlich ganz anders,
– was ein grelles Licht auf die Verschiedenheit der Geschlechter wirft – die
bleiben – wahrscheinlich nach einem heiligen Naturgesetz – auch wenn
sie immerzu Werke ersten Ranges schaffen, in der Antheilnahme an den
Freuden des Lebens sehr mobil und hüten sich, zu denen zu gehören, die
„ohne Weib, Wein, Gesang Narren bleiben lebenslang." Da hätten wir
ja gleich den Luther selbst als Beispiel.
So ganz anders als Ellen Key denkt, ist es aber doch bei den Frauen nicht.
Wir Hausfrauen erfahren es, zu unserem Leidwesen, alle Tage, wie
unsere Köchinnen, Kinderfräuleins – letztere bei den nervenanstrengendsten,
erstere bei den zeitraubendsten Berufsarbeiten, unentwegt hinter der Erotik
her sind. Ich kenne Telephonistinnen, Lehrerinnen, Buchhalterinnen –
eine Verkümmerung ihres Liebeslebens habe ich bei keiner einzigen wahr-
genommen. Wie? und gerade ernste Studien sollten einen so gefühls-
mörderischen Einfluß üben und Asketen züchten!
Wolzogen in seinem Buch „Das dritte Geschlecht" – es wird von
aller Welt gelesen – schleudert Bannflüche gegen das dritte Geschlecht: „die
verwässerten Mannesseelen, die an der Cultur mitbauen wollen und die
ungesunden Emancipationsbestrebungen groß ziehen."
Aber, o Wunder (oder vielleicht gar nicht o Wunder), seine Ansichten
und die Gestalten, die sie illustriren sollen, decken sich nicht nur nicht,
sondern im Gegentheil, sie stehen im schroffen Widerspruch zu einander.
Seine Mitglieder des dritten Geschlechts sind sammt und sonders verliebt
wie die Kätzchen, von der Medicinstudentin bis zu der reizenden kleinen
Modehändlerin, die nicht nur die entzückendsten Costüme, sondern nebenbei
auch das „Neue Kind" ereirt, das Kind, bei dem „la recherche de la

<"page116">

paternité“ nicht stattfindet. Und die Erklärung für die Auflehnung dieser
Drittgeschlechtlichen gegen die Tendenz ihres Schöpfers, über den sie sich
hinter seinem Rücken lustig zu machen scheinen?
Wolzogen – er sagt es selbst – kann nur nach lebenden Modellen
arbeiten, und er hat eben keine Modelle zu seinem dritten Geschlecht auf-
getrieben. Und der Dichtergenius läßt sich nicht auf Allotria ein.
Freilich – für witzige Köpfe ist ein solches drittes Geschlecht (Nietzsche
nennt nicht die Emancipirten, sondern die „kleinen Frauen“ das dritte
Geschlecht) ein gefundenes Fressen. Wer es bezweifelt, der hätte das Ent-
zücken sehen sollen, das kürzlich der Einfall eines humoristischen Blattes bei
den Lesern erregte: Ein Damenkaffeekränzchen. Eins der Mitglieder fehlt.
Wo ist es? „Das Ferkel hat sich verlobt.“ Es heißt: „qui mange du
pape en meurt.“ Ich habe bis jetzt noch immer gefunden: auch wer
vom Weibe ißt – (das heißt gegen seine Freiwerdung wirkt) stirbt daran
nicht gerade, aber seine Intelligenz kriegt ein Loch, von Schopenhauer
bis zu Strindberg herunter.
Ellen Key glaubt selbst nicht recht an das Aussterben des Menschen-
geschlechts, aber nur deshalb nicht, weil die Frauenrechtlerinnen ihr Ziel
nicht erreichen werden. Wo die Noth am größten, ist Gottes Hilfe (Ellen Key
sitzt zu seiner Rechten und hilft mit) am nächsten. Das Düster lichtet sich,
und Seite 55 spannt sie den Regenbogen über die weibliche Menschheit aus.
„Diese Intelligenzperiode wird vorübergehen, und ein Frauenideal wird zur
Geltung kommen, gleich der kuhäugigen Hera des Homers, mit ganz
niedriger Stirn, aber mit der Nahrung für einen Herakles in ihrem
schwellenden Busen.“
Wer wird denn nun aber in diesem seligen Zeitalter der so sehr nahr-
haften Mutter den kleinen Herakles schenken? Der Mann mit den von
der Geistesarbeit entkräfteten Muskeln? Oder sind zur Gebärung des
Herakles die durch keines Gedankens Blässe angekränkelten zärtlichen Gefühle
des Weibes ausreichend?
Gelt! Ellen Key ist eine begeisterte Antifrauenrechtlerin!
I wo! Ich trete den Beweis dafür an, daß sie – ihren Hannibal-
Eid auf die leichte Achsel nehmend – gelegentlich mit Pauken und
Trompeten in's Lager ihrer Feindinnen abschwenkt.
Seite 1 lesen wir Schwarz auf Weiß: „Kein denkender Mensch
zweifelt daran, daß um die Wende des nächsten Jahrhunderts. Alles er-
rungen sein wird, was die Vorkämpfer der Frauensache fordern“ (Na also!)
nämlich: das Recht der vollen individuellen Entwickelung, der vollen gesetz-
lichen Gleichstellung mit dem Manne, die volle Erwerbsfreiheit u. s. w.
(Hört! hört! Und das sagt, ohne mit der Wimper zu zucken, dieselbe
Frau, die – auf einer anderen Seite natürlich – der Meinung ist, daß
Berufsthätigkeit das Weib in der Frau ersticke.)

<"page117">

Und Seite 64: „Sie muß dieselbe Möglichkeit haben wie der Mann,
sich mit Leidenschaft und Erfolg jedem Angriff auf ihre besondere Gestaltungs-
art zu widersetzen.“ Aber Ellen Key! Ellen Key! Sie hat doch gerade zu
begründen versucht – natürlich auf einer anderen Seite – daß die
Natur mit allen Frauen dasselbe beabsichtigt, indem sie ihnen die Fürsorge
für die Kinder und ihre Erziehung als Lebensaufgabe schon in die Wiege legte.
Auch das Stimmrecht fordert sie für die Frauen, und Seite 64
steigert sie sich sogar zu einem begeisterten Aufruf im Nietzschestil zu Gunsten
der radicalsten Forderungen. Willkommen sind ihr im Frauenthum die
„glühenden Flammen der großen Leidenschaft, die alle conventionelle Form
zu Asche verbrennt. – – Große leuchtende Verzückungen... Wir
brauchen den dionysischen Rausch und die apollinische Klarheit (als spräche
Nietzsche), die dämonische Kraft, die eins ist mit der Schöpferkraft, (Herr
Gott, da dürfen sie mit einem Mal die Schöpferkraft kriegen, die sie ihnen
vorher – auf einer anderen Seite natürlich – gänzlich abgesprochen hat)
.. wir brauchen die große Rücksichtslosigkeit mit ihren Rauchwolken und
ihrer Sturmglocke... Wir brauchen den großen Glauben und den großen
Zweifel, die große Liebe und den großen Haß“... Wie? auch der Haß
des Weibes wird gebraucht, und das in einer Schrift mit dem Motto:
„Des Weibes Geschichte ist Liebe“?
Und Seite 41 verfällt sie gar einem rothen Radicalismus in der
Frauenfrage. Sie wirft dem Weibe vor, daß es nicht seinen eigenen
wilden Weg gegangen, den Weg der Revolte gegen all das Böse in der
Gesellschaft (warum muß denn das ein wilder Weg sein?). Staunend
lesen wir, daß die Welt sich bisher gleich geblieben ist (ist sie das wirklich?),
weil die Frauen sich als Nullen hinter einer männlichen Ziffer aufreihten.
Wie? und darum ist die Welt sich gleich geblieben, trotz all der großen
Ideen, Entdeckungen, Erfindungen, die einzig und allein vom Manne aus-

gingen! und trotzdem das Weib, wie sie meint, auf geistigem Gebiet nur
die Handlangerin des Mannes sein kann?
„Mögen die Frauen jetzt also vereint (während die Frauenrechtlerinnen
zur Strafe in der Ecke stehen müssen) gegen den Seelenmord der Schule,
gegen den Massenmord, gegen die Menschenopfer des jetzigen Productions-
systems revoltiren!“
Was? revoltiren? wo denn? wie denn? in der Kinderstube? Wo
bleiben denn die Kinder – deren Pflegen und Erziehung Daseinszweck des
Weibes sein soll – während ihre Mütter den wilden Weg der Revolte
gehen?.
Seite 70 ist nach ihrer tiefen Ueberzeugung das einzige (das einzige!
hört!), dessen die Frauensache bedarf, um aus allen Schiefheiten herauszu-
wachsen, der neue Gedanke, daß man ganz einfach „den Schwerpunkt
seiner Beweisführung (sie verlegt öfter ihre Schwerpunkte) auf das verlegt,
was die Frauen schon für die Cultur gethan haben“.

<"page118">

„Dann nämlich gewinnen wir die für unser Selbstgefühl erlösende
Gewißheit: daß wir in der That ganz ebenso große Werthe in die Cultur
eingesetzt haben wie der Mann, wenn auch von anderer Art. Und aus
diesem Selbstgefühl wird eine strahlende Siegesgewißheit, eine unbezwing-
liche Freimüthigkeit (sonderbar diese unbezwingliche Freimüthigkeit) hervor-
gehen. Dann werden die Frauen mit stolzer Zuversicht dem Manne sagen:
„Unser Einsatz in die Culturarbeit ist die Humanisirung des Gefühls
gewesen.“
Wenn der Mann es nur glaubt, daß die Humanisirung, trotz Christus
und anderer großer Ethiker, Frauenmonopol gewesen ist.
Neu mag dieser Gedanke von der rückwärts schauenden strahlenden
Siegesgewißheit sein; daß er alle Schiefheiten in der Frauensache beseitigen
wird, glaube ich nicht.
„Die Frau – frohlockt sie – ist glücklicher Weise ein unendlich viel
Tieferes, Reicheres, Herrlicheres und Furchtbareres (Na – die Selbst-
behauptung durch Selbsthingabe – ihr Daseinszweck nach Ellen Key – ist
doch nicht gar so furchtbar), als die Frauenrechtlerinnen es ahnen.“
Darum „écrasez l'infame“ – das Frauenrechtlerthum – das sich
des Weibes „furchtbarer“ Herrlichkeit widersetzt.
Wie erlangt nun aber das weibliche Geschlecht ohne diese streitbaren
Frauen all die Rechte, die auch Ellen Key fordert? Sehr einfach. Sie
sagt es uns: „Es gilt zuerst bei der Frauenfrage das durch das innerste
Gesetz des Wesens Nothwendige zu suchen, dann kommt all das Andere
(Freiheit und Rechte) später von selber hinzu“... „Mit inniger Ueber-
zeugung und beharrlicher Ausdauer“ soll die Frau dem Manne ihre Wünsche
vortragen, und er wird ihr Gehör schenken, und „sie wird schließlich Alles
gewinnen, was sie wünscht.“
Glaube ich nicht. Zum Liebhaben dieser Kinderglaube, daß Einem die
gebratenen Tauben von selbst in den Mund fliegen werden.
Das durch das innerste Gesetz ihres Wesens Nothwendige – nach
Ellen Key Mütterlichkeit und Familienleben – ist ja schon seit Jahr-
tausenden gefunden worden, und nichts ist anders geworden und von selbst
gekommen; und erst als die Vorkämpferinnen der Frauenfrage, diese an-
geblich innersten Gesetze nicht anerkennend, die alten Satzungen durch-
brechend, außerhalb des Familienkreises ihre Stimmen erhoben, ist manches
anders geworden, aber noch lange nicht anders genug. Sie sind es, die
den Frauen die Universitäten, Werkstätten, Akademien, Bureaus erstritten
haben, oder zu erstreiten im Begriff sind. Sie sind am Werk, ihnen das
Stimmrecht zu erobern. Und erst wenn alle diese erstrebten Rechte That-
sache geworden sind, wird alles Andere sich von selbst ergeben.
Fassen wir zum Schluß noch einmal kurz zusammen, worin sich die
Radicalen von den Gegnerinnen à la Ellen Key unterscheiden. Beide
Frauengruppen fordern dieselben Bildungsmöglichkeiten, dieselben Rechte und

<"page119">

Freiheiten, wie sie das Gesetz dem Manne Gewährleistet. Die Repräsen-
tantinnen der Reaction verlangen diese Rechte aber nur – entweder zur
privaten Daseinslust der Frau, oder in so weit sie ihrer Mütterlichkeit zu
Gute kommen. Und sie knüpfen daran die Bedingung, daß der Gebrauch
der Freiheit ihre weiblichen Eigenthümlichkeiten nicht schädige, welche
Schädigung bei einem Broderwerb zu fürchten sei.
Die Radicalen fordern alle Freiheiteu und Rechte unbedingt und un-
eingeschränkt, in der Meinung, daß aus lauter Bischens (ein bischen Frei-
heit, ein bischen Beruf) doch nur etwas An- und Zusammengeflicktes wird,
und ihr Hauptgesichtspunkt dabei ist die ökonomische Selbstständigkeit der

Frau, ohne welche ihrer Meinung nach (es ist auch die meine) alle übrigen Rechte illusorisch sind. Solche bedingten Rechte erinnern an ein chinesisches Gesetz, das ich in einer meiner Schriften schon einmal citirt habe. „Die Frau ist berechtigt zu gehen und zu kommen, wohin sie will. Ohne Schuhwerk aber darf sie nicht ausgehen. Jedwedem Schuhmacher wird verboten, Schuhwerk an eine Frau zu verkaufen."

Die Frauenwelt ist zu ihrer Versorgung auf die Ehe oder den eigenen Broderwerb angewiesen. Was soll z. B. der Frau die Freiheit, eine unglückliche Ehe ohne jede Schwierigkeit lösen zu dürfen, wenn sie nach der Scheidung verhungern kann und nebenbei noch ihrer socialen Stellung verlustig geht? Was nützt ihr die Freiheit, zu studiren, wenn sie ihre Studien für ihre Existenz nicht verwerthen kann! Für ihr Seelenleben mögen sie auch ohne Anstellung von höchstem Werth sein. Der Mensch lebt zwar nicht von Brod allein, aber ohne Brod geht es auch nicht.

Für die begabte Fernseherin Key ist „der bedeutungsvolle Zug am Schluß des Jahrhunderts: die Rückkehr zum eigenen (weiblichen) Ich, zur Urnatur, zu dem Großen, Geheimnißvollen, das unsere Lebensquelle ist." Ob dieser schöne Satz zu den Leuchtkugeln gehört? oder – nicht?

Darauf, wie Ellen Key ihren Eid Hannibals, den sie zur Vernichtung der Frauenrechtlerinnen geschworen hat, einlösen wird, dürfen wir gespannt sein.

Wir fürchten uns aber nicht vor dem schwarzen Mann, und wir bleiben dabei und schreiben es frohgemuth auf unsere Fahne: „Wir brauchen nicht zu sein, was wir nicht sein wollen, und wir wollen nicht sein, was wir nicht sein können."

<"page120">

S

.. S-

«-

# Die neueste Litteratur über Theodor Körner.

Von

Adolph tohut.

– Berlin. –

YAYas schöne Wort Goethes, daß „die Deutschen immer gegen früh dahingeschiedene gute Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen ÄF haben," ist wohl in erster Linie mit Rücksicht auf den so jungen, in der Maienblüthe seines Lebens für das Vaterland gefallenen Sänger und Helden Theodor Körner ausgesprochen worden. Dieser gehört zu jenen frühwerblichenen idealen Geistern, um deren Andenken die Sage und Legende einen Strahlenkranz gewoben haben. Wir machen diese Wahrnehmung bei zahlreichen Dichtern der Weltlitteratur, bei diesen Blumen, gebrochen, ehe der Sturm der Welt sie entblättert; so z. B. bei Alexander Petöfi, Robert Burns, Shelley, Lord Byron, Alfred de Musset, Hölty und vielen anderen gewaltigen Poeten, deren Werke die Litterarhistoriker sowohl wie das Publicum mit dem wehmüthigen Empfinden aus der Hand legen, daß ihre Verfasser bei längerem Leben die Dichtkunst noch mit vielen bleibenderen und herrlicheren Schöpfungen bereichert hätten. Speciell ist dies der Fall bei den patriotischen Dichtern, welche es verstanden haben, durch ihre feurigen, vaterländischen Gesänge den Grund der Menschheit aufzurühren, und die nicht allein mit der „Leyer", sondern auch mit dem Schwerte ruhmreich gekämpft haben. Eine solche fromme und schöne Legende gereicht dem Volke, welches seine Todten ehrt, selbst zur Ehre, und wir sind die Letzten, welche gewillt sind, den Strahlenkranz des Ruhmes solcher früh

<"page121">



von der Sense des Todes gemähten Genies zu zerpflücken. Es lebt in der Poesie des Volkes das Bestreben, Helden nicht allein auf dem Schlachtfelde, sondern auch in der Dichtung zu besitzen, und man wird es daher nur zu begreiflich finden, wenn bei diesen Lieblingen der Götter Alles verklärt und verschönt erscheint, und daß junge Dichter, welche vielversprechend waren, und deren beste Werke erst geschrieben werden sollten, in die erste Reihe unserer poetischen Geister erhoben wurden.

Das geschah bald nach dem Tode Theodor Körners und geschieht wohl auch heute noch, besonders wenn es sich um ein Vorbild für unsere heranwachsende Jugend handelt. In Werken für die reifere Jugend nimmt es sich sehr hübsch aus, wenn Menschen geschildert und verherrlicht werden, welche sammt und sonders Ritter ohne Furcht und Tadel, unfehlbare, reine Charaktere und vollendete Genies waren. Ganz anders ist das aber der Fall, wenn es sich darum handelt, das schwere und verantwortungsvolle Amt des Kritikers und Litterarhistorikers zu üben. Da darf man keine Schönfärberei treiben, sondern man muß Licht und Schatten gerecht vertheilen und die Stellung, welche die betreffende Persönlichkeit im Leben

und in der Litteratur einnimmt, mit größter Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit präcisiren.
Besonders wenn der Litterarhistoriker mehr als dreiviertel Jahrhundert nach dem Ableben des betreffenden Dichters an die Arbeit geht, muß er bestrebt sein, sich von allen Vorurtheilen und hergebrachten Meinungen zu emancipiren und dem Volke geben, was des Volkes, aber auch der Wahrheit, was der Wahrheit ist.
Als ich anläßlich des 100jährigen Geburtstages Theodor Körners, zum 23. September 1891, mein Werk*) über ihn herausgab, war ich bemüht, obschon eine Säcularschrist in einem wärmeren Tone gehalten werden muß, als es sonst bei litterarischen Arbeiten der Fall zu sein pflegt, hier und da das Kritikeramt zu üben. Dasselbe that auch Gotthold Kreyenberg, dessen Schrift einige Monate nach der meinigen erschien*), namentlich aber Friedrich Latendorf in mehreren Artikeln, welche in der Berliner „Gegenwart“ veröffentlicht wurden. Man hätte nun denken sollen, daß der fleißige Sammler und ursprüngliche Sprachlehrer Emil Peschel, der Director des Körner-Museums in Dresden, wenn er nach diesen Vorarbeiten und 84 Jahre nach dem Tode Theodor Körners an ein biographisches Werk über seinen Helden geht, uns ein Buch liefern würde, welches die Bezeichnung einer litterarhistorischen und kritischen Schrift verdient, und worin nicht Wahrheit und Dichtung, sondern ausschließlich Wahrheit, soweit dies im menschlichen Vermögen liegt, zu Tage treten würde. Aber

*) Theodor Körner, sein Leben und seine Dichtungen. Von Dr. Adolf Kohnt, 1891. Berlin, Karl Georgi, 2. Auflage, 1892, X. Seite 319.
*) Dresden, 1892, Verlag von L. Ehlermann, Seite 63.

<"page122">



statt dessen hat Herr Peschel ein großes, zweibändiges Werk*) herausgegeben, dessen wesentlicher Vorzug die schönen Illustrationen sind, welche nach den Originalen, die sich zumeist im Körnermuseum befinden, gemacht sind. Hätten sich die beiden Verfasser, welche diese Compagniearbeit lieferten, darauf beschränkt, ihrem Werke den Titel zu geben: „Für die patriotische Jugend geschrieben,“ so hätten wir garnichts gegen die Veröffentlichung dieses voluminösen Buches einzuwenden, denn unter der Flagge der Vaterlandsliebe segelt ja heuzutage manches Problematische. Wir wollen nicht darüber rechten, welche Mittel erlaubt und nicht erlaubt sind, um den Patriotismus zu erhöhen, aber wenn der Besitzer der Haarlocke Schillers, des Soldatenmantels Körners und des Rasirmessers Goethes dadurch die Berechtigung zu haben glaubt, ein abschließendes, wahrhaft kritisches Werk zu schreiben, so müssen wir dagegen auf's Entschiedenste protestiren und ihm zurufen, was einst Gladstone Oesterreich zugerufen: „hands off!“
Eigenthümlicherweise haben die beiden Herren, welche einen so regen Sammeleifer in Bezug auf Alles, was Theodor Körner betrifft, entfalten, die über ihn geschriebene neuere Litteratur vornehm ignorirt. Die Sammlung von Büchern scheint eben nicht in ihr Ressort zu gehören. In dem Vorwort ihres Werkes machen sie nur eine einzige Ausnahme, indem sie eine Festgabe erwähnen, nämlich die von Rudolf Brockhaus aus dem Schatze seiner Autographensammlung herausgegebenen Briefe Theodor Körners, der Seinen und ihres Kreises; daneben wird noch Fritz Jonas erwähnt, der aber nicht über Theodor Körner, sondern über dessen Vater Christian Gottfried Körner geschrieben. Für die Herren existiren nur jene Werke, welche vor einem Menschenalter erschienen sind, so die Lebensbeschreibungen Körners von A. Wendt (1815–16), von Friedrich Wilhelm Lehmann (1819), Friedrich Erhardt (1821), von N. Hadermann (1848), A. Wolff (1858) und Friedrich Brasch (1861), wobei ich bemerken will, daß fast alle diese Biographien nur Versuche sind und einen so geringen Umfang haben, daß deren wissenschaftlich-litterarisch-kritischer Werth fast null ist.
Mit großer Aengstlichkeit vermeiden aber die beiden Verfasser, auf die genannten Vorarbeiten von Kreyenberg und Latendorf und mir hinzuweisen, denn hätten sie dieses gethan, so wäre die Herausgabe eines neuen Werkes vielleicht überflüssig gewesen, und die Herren Peschel und Wildenow hätten sich darauf beschränken müssen, ein prächtiges Bilderbuch über das Leben Körners zu verfassen, welches sich unter den zahlreichen anderen Bilderbüchern auf dem Weihnachtstisch und den Schulbibliotheken recht hübsch ausgenommen hätte..

*) E. Peschel und E. Wildenow, Theodor Körner und die Seinen, 2 Bände, 1. Band Seite 401, 2. Band Seite 271, mit vielen Abbildungen, Facsimiles und Karten. Leipzig, 1897, E. A. Seemann.

<"page123">



Noch schlimmer sind die Unterlassungssünden des Dioskurenpaares.

Das vornehme Ignoriren hat ja manchmal was für sich, wenn es sich aber um bedeutende Schrift- und Actenstücke handelt, die zum ersten Male veröffentlicht wurden, und die für das Leben und das Dichten Theodor Körners und der Seinen von hohem Werth und hoher Bedeutung sind, so ist diese Methode hier sehr wenig angebracht. Von all den neuen und wichtigen Documenten, welche ich im Anfang meines Buches – von Seite 263 bis Seite 319 – mitzutheilen in der glücklichen Lage war, ist absolut nichts benutzt worden, und dieses handschriftliche Material, welches ich den Archiven der königlichen Bibliotheken zu Berlin und Dresden und anderen Autographenschätzen entnommen habe, mußte verwendet werden, selbst auf die Gefahr hin, daß dadurch die Leser darauf aufmerksam gemacht wurden, daß es einen gewissen Adolph Kohut giebt, der bereits 6 Jahre vorher ein erschöpfendes biographisches Werk über Theodor Körner geschrieben hat. Es mußte benutzt werden, selbst auf die Gefahr hin, daß Peschel und Wildenow die Bemerkung riskirten, daß diese Mittheilungen zwar von Werth seien, das Buch aber sonst gar nichts tauge. Ich muß mich darüber um so mehr wundern, als der Herr Hofrath Dr. Peschel, der Director des Körnermuseums, ein früherer Pädagoge, den in 25 Auflagen verbreiteten Leitfaden der deutschen Litteraturgeschichte von Kluge, worin mein Buch über Theodor Körner eingehend citirt und benutzt und als erschöpfende Quelle über den Dichter hingestellt wird, gewiß gelesen hat. Ich muß mich um so mehr darüber wundern, da ich, wie ich mit Freuden hier hervorhebe, vor Jahren in zahlreichen Zeitungsnotizen und Artikeln auf Wunsch Peschels, und auch meinem eigenen Triebe folgend, auf die Bedeutung des Körnermuseums hingewiesen und, wenn ich mich nicht sehr irre, ihm auch die Mittheilung gemacht habe, daß ich ein Werk über Körner schreibe, beziehungsweise geschrieben habe.

In dem Peschel-Wildenow'schen Bilderbuch fehlt vor Allem das von mir zum ersten Male mitgetheilte Gedicht Theodor Körners, „Der dankbare Nabob“, welches sich in keiner der Gedichtsammlungen des Poeten befindet, was um so bedauerlicher ist, als die humoristische Ader des tragisch angelegten Dichters sich nirgends in so herzerquickender Weise kundgiebt, wie hier.

Von Antonie Adamberger, der Braut Theodor Körners, wird lang und breit gesprochen, es wird so manches von ihr citirt und erwähnt, aber von dem höchst interessanten und bedeutsamen gemeinschaftlichen Brief des Dichters und seiner Braut an die Mutter Theodor Körners, an Frau Minna Körner, die ich aus der Handschriftenabtheilung der königlichen Bibliothek zu Berlin publicirte, wird mit deutscher Gründlichkeit geschwiegen, was um so mehr auffallen muß, als meines Wissens bisher kein einziger Brief aus der Brautzeit Antoniens an die Mutter Theodor Körners veröffentlicht wurde, da diese nach dem Tode ihres Sohnes, aus Gründen, die

<"page124">



ich hier nicht weiter erläutern will, sämmtliche Briefe ihrer Schwiegertochter in spe vernichtet hat.

Die an Theodor Körner von dessen Eltern, seiner Schwester Emma und seiner Tante Doris Stock aus der Freiberger Zeit gerichteten Zuschriften sind unbenutzt geblieben, obschon die Berichte aus jener Periode vielfach lückenhaft sind. Daß diese gleichfalls aus der königlichen Bibliothek zu Berlin von mir gehobenen Handschriften ein bedeutsamer Beitrag zur Litteraturgeschichte sind, mag der Leser aus verschiedenen litterarischen und kritischen Bemerkungen der Mutter Körners ersehen, welche sich nicht allein über die Dichtungen ihres Sohnes, sondern auch anderer Zeitgenossen in oft origineller und interessanter Weise äußert.

Als Probe dieser Bemerkungen mag nur die nachstehende hier angegeben werden. Frau Minna Körner schreibt ihrem Sohn aus Dresden, den 20. November 1810, über den „Weinalmanach“ u. a.:

„Endlich haben wir den „Weinalmanach“ zu Gesicht bekommen, und ich finde bei Weitem die beiden Trinklieder von Theodor Körner am besten, nicht etwa, weil es mein lieber Sohn ist, der die Lieder singt, sondern weil so wahre Jugendkraft darinnen liegt und herrscht.“

In demselben Brief finden wir eine bedeutsame litterar-historische Bemerkung der Mutter über die Quelle, aus welcher Schiller den Stoff zu seinem „Taucher“ geschöpft hat; dieselbe lautet:

„Dieser Tage las ich eine Reise durch Spanien. Der Verfasser hält sich viel bei der Bibliothek vom Eskurial auf, wo ein Schatz von maurischen Manuskripten sein soll. Er giebt einige Ansichten von manchem interessanten Werke davon... Ueberhaupt waren in dieser Reise eine Menge Anekdoten, er erzählt die Geschichte von einem Taucher. Er war ein sicilianischer Fischer, mit Namen Nicolaus, der den Beinamen Pesce Colus hatte; er übte sich von Jugend auf im Schwimmen und wurde in dieser Kunst so einzig, daß er theils aus Neigung, theils aus Nothwendigkeit getrieben wurde, Austern- und Korallenfischer zu werden. In weniger Zeit war das Meer sein natürliches Element, er sank in

seine Tiefe ein und durchlief, sagt der Erzähler, seine Oberfläche mit der Schnelligkeit eines Fisches. Wenn er einmal einen ganzen Tag auf der Erde war, so litt er sehr an Brustschmerzen, er befand sich nur wohl in der Mitte der Fluthen, selbst bei Seesturm, man gebrauchte ihn als Kurier von einem Port zum andern und von dem festen Lande zu den benachbarten Inseln. Friedrich, König von Neapel, war neugierig, die Charybde kennen zu lernen, schlug dem Pesce Colus vor, ihn zu untersuchen, und um seine Kurage zu reizen, warf er einen goldenen Becher hinein, als ein Geschenk für Pesce Colus. Der kühne Schwimmer stürzte sich in die Fluthen und kam nach dreiviertel Stunden wieder, den Becher in der Hand; er erzählte dem König, was er da gesehen hatte; aber Friedrich, nicht durch diese Erzählung befriedigt, warf noch einen Becher hinunter. Pesce Colus wollte durchaus nicht wieder hinein, erschreckt durch die Gefahren, die er schon erfahren hatte; der König versprach ihm noch eine große Summe in Gold, wenn er es wagen wollte. Dieser überwand seinen Widerwillen, stürzte sich hinein und ward nie wieder gesehen. Dies hat gewiß Schiller den Stoff zum Taucher gegeben.“

Durch diesen Briefwechsel lernen wir erst den Einfluß kennen, den Minna Körner auf die Phantasie ihres Sohnes ausübte, und erfahren, daß er der mütterlichen Anregung viel zu verdanken hatte. Sie erzählte ihm z. B. eine Gespenstergeschichte aus alten Zeiten, welche sich in dem Dom

<"page125">



von Weimar abgespielt habe und welche von der lebhaften Einbildungskraft Frau Minna Körners ein beredtes Zeugniß ablegt..

Wie man ein solch werthvolles Document zur Beurtheilung des Dichters Theodor Körner nicht anführen konnte, ist mir ganz unverständlich. Das Peschel-Wildenow'sche Werk enthält so manche Urtheile über Theodor Körner, und so hätte es garnicht geschadet, wenn es auch die aus der Handschriftenabtheilung der Kgl. Bibliothek zu Dresden von mir veröffentlichten ungedruckten 10 Briefe der Eltern Körners an C. A. Böttiger benutzt hätte; umsomehr als dieselben für den geistigen und poetischen Bildungsgang des Heldensängers von außerordentlichem Werth sind. Es ist das um so unerfindlicher, als darin auch eine recht reiche Ausbeute für den Patriotismus vorhanden ist. Besonders reizend und rührend zugleich sind die Briefe, welche die Mutter Körners nach dem Ableben ihrer beiden Kinder Theodor und Emma an ihren verehrten Freund Böttiger richtete, nicht minder auch durch die Fülle der darin niedergelegten Mittheilungen über die Kulturgeschichte Berlins in den ersten zwei Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts. Als Probe des köstlichen Inhalts mag nur auszugsweise das nachfolgende Schreiben aus Berlin, den 18. Juni 1816, hier mitgetheilt werden:

„Wir befinden uns körperlich wohl. Was unser Gemüth bekümmert, wird auf Erden nicht heilen. Könnte es uns auf der Welt noch an einem Ort gefallen, so müßte es hier sein. Denn man ist sehr gütig, zuvorkommend und freundlich gegen uns. Meines Mannes Dienstverhältnisse sind äußerst angenehm, und für seine Liebhabereien findet er hier eine größere Befriedigung als in Dresden. Man hat die Wahl unter einer Menge gebildeter Männer und Frauen, die freilich nur allein die große Stadt versammelt. Musikgenuß kann man beinahe täglich hier in großer Vollkommenheit haben, wenn man die Concerte immer besuchen will, wo sich die ausgezeichneten Virtuosen immer hören lassen. Das Theater vervollkommnet sich durch Wolffs ausgezeichnete Talente, durch der Milder und der Seidler ihren Gesang. Durch die zurückgekommenen und angekauften Gemälde wird ein neuer Genuß für die Berliner geweckt. Die Vorliebe des Königs für Bildhauerei giebt uns in der Zukunft eine Zahl schöner Kunstwerke. Sie kennen nichts von Rauchs Schätzen plastischer Kunst und kennen ihn nur durch Schadow. Fürst Radziwill*) hat die Idee gehabt, aus dem Faust alles, was episch ist, zu komponiren, das andere wird gelesen; die Komposition ist was Vollendetes – und hat viel Liebe, die man nicht bei einem französisch erzogenen Componisten erwarten sollte. Nicht weil es die Composition eines Prinzen ist, ist es gut, sondern es ist

*) Anton Heinrich Fürst von Radziwill, vermählt mit der Prinzessin Louise Friederike, einer Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen, erwarb sich bekanntlich durch seine Composition zu Goethes Faust einen geachteten Namen.

<"page126">



gut, weil es gut ist. Gewöhnlich wird Faust von einem Schauspieler deklamirt oder gelesen und der Mephistopheles vom Prinzen Karl von Mecklenburg, Schwager des Königs, unübertreffbar. Gestern hat Wolff den Faust gelesen. In den Chören singt alles was singen kann, selbst die Kgl. Prinzessinnen. Gewöhnlich ist der größte Theil in der Kgl. Singakademie da, die das ganze ausführt. Prinzeß Louise ist so freundlich, recht viel Menschen, an denen sie Kunstsinn ahnet, daran theilnehmen zu lassen.“

Auch die aus der Handschriftenabtheilung der Kgl. Bibliothek zu

Dresden von mir mitgetheilten zahlreichen ungedruckten Briefe der Eltern
und Schwester Körners an Verwandte, z. B. an Onkel und Tante Ayrer
und dann an verschiedene andere Personen, durften nicht unbeachtet
bleiben. Wie bedeutsam ist nicht z. B. der an Friedrich Schlegel ge-
richtete Brief des Vaters Körners, aus Teplitz, den 28. Mai 1813,
worin er seine Flucht aus Dresden nach dem böhmischen Badeorte vor den
Franzosen schildert. Dort befindet sich u. A. auch der nachstehende be-
merkenswerthe Ausspruch über die politische Stellung Goethes: „Goethe
sehe ich oft, aber über das, was mich jetzt am meisten interessirt, läßt sich
mit ihm nicht sprechen. Er ist zu kalt für den Zweck, um zu hoffen. Jede
Entbehrung und Unruhe ist ihm daher ein zu kostbares Opfer. Um seine
und vieler anderer Leute höhere Weisheit beneide ich Niemanden."
Mit Recht wird in dem Peschel-Wildenow'schen Werke der edle und
hochgebildete Vater Körners, der treue Freund und Wohlthäter Schillers,
im günstigsten Licht gezeigt, und deshalb ist es doppelt zu bedauern, daß
hier der von mir aus der Handschriftenabtheilung der Kgl. Bibliothek zu
Berlin zum ersten Mal veröffentlichten ungedruckten Abhandlung Körners
über „Freimauerei" nicht Erwähnung gethan wird.
Dieselbe ist ganz und gar im Geiste Schillers, Kants und der Auf-
klärungsphilosophie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ge-
schrieben und enthält manche wahrhaft goldene Worte, welche für alle Zeit
ihre Bedeutung haben. In der Periode der größten politischen Zerrissenheit
Deutschlands schrieb Christian Gottfried Körner das schöne Wort: „In der
deutschen Loge zeige sich besonders ein Streben, die rühmlichen Charakter-
züge unserer Vorfahren: Biederkeit, Treue, Gerechtigkeit, stille Kraft, Achtung
gegen die Frauen, Ernst und Würde unverfälscht zu erhalten, die zerstückelte
deutsche Nation finde in der Freimauerei ein Band der Vereinigung und
lerne sich eines gemeinschaftlichen Vaterlandes freuen. Aber der Patriotis-
mus muß nie in Engherzigkeit ausarten. Der Freimaurerbund ist bestimmt,
Männer von Verdienst aus allen Völkern der Erde einander zu nähern und
allen Nationalvorurtheilen entgegenzuarbeiten."
Gehen wir nun jetzt auf den Kern und den Inhalt des neuesten
Werkes über Körner ein, so ist vor Allem die Begeisterung zu rühmen,
womit die Verfasser ihren Gegenstand behandeln, wobei nur zu beklagen ist,
daß bei den dichterischen Schwächen und Mängeln Körners ein Auge zu-

<"page127">

gedrückt wird. Durch das ganze zweibändige Werk zieht sich wie ein rother
Faden das Bestreben hindurch, die Bedeutung des Dichters von „Leyer und
Schwert" zu überschätzen und ihn in seinem Streben und Ringen schon als
einen fertigen und vollkommenen Dichter hinzustellen. Man vergesse doch
nicht, daß schon zu Lebzeiten des Poeten mancher nüchterne und kritische
Geist Verwahrung gegen diese Uebertreibung eingelegt hatte. Theodors
eigener Pathe, Graf Gessler, spöttelte über das verzogene Muttersöhnchen:
„Unser Karlchen, jetzt Theodorchen", und die Gattin Friedrich Schlegels,
Dorothea Mendelssohn, die Tochter Moses Medelssohns, machte die bos-
hafte Bemerkung: „In Wien heißt er allgemein der zweite Schiller, sie
meinten ihn damit sehr zu ehren, eigentlich aber geben sie ihm diesen Bei-
namen, weil ihnen Schiller ganz natürlich bei seinen Dramen einfallen muß
und er aus lauter Reminiszenzen von Schiller besteht. Auch liest er nichts
als Schiller und kennt außer Kotzebue keinen andern Dichter als höchstens
Werner, den er sehr beneidet um gewisse Gruseligkeiten, die ihm noch immer
nicht so recht gelingen wollen." Nur hier und da wird eine schwache kritische
Bemerkung riskirt, z. B. bei „Zriny", wo, wie die Verfasser eingestehen,
Schiller „überschillert" wird, wir hätten aber erwartet, daß die Autoren
entschieden die Phantastereien Friedrich Försters zurückgewiesen hätten, die
zuerst die „Gegenwart" – Berlin 1890, Nr. 39 – aufgedeckt hat und
welche auch ich in meinem Werke über Körner (Seite 317) angedeutet habe.
Das Andenken an Theodor Körner ist gerade von solchen Menschen am schwersten
geschädigt und gekränkt worden, die es treu zu hüten am meisten verpflichtet ge-
wesen wären. Wenn der Vater Körners an den hinterlassenen Dichtungen
seines Sohnes Aenderungen sich gestattete, die weder historisch berechtigt noch
ästhetisch zulässig waren, so können wir dies zwar auch nicht billigen,
aber wir wollen deshalb mit Christian Theodor Körner nicht zu strenge in's
Gericht gehen, da ihn nur edle Motive leiteten und er in bester Absicht
gehandelt hat. Schlimmer ist es aber, daß ein Jugendfreund und Kampf-
genosse Theodors, Friedrich Förster, geradezu absichtlich die Thatsachen ver-
dreht und Wahrheit und Dichtung in unverantwortlicher Weise zusammen-
braut, wobei sich seine eigene grenzenlose Eitelkeit in widerlicher Weise breit
macht, indem überall sein Bestreben hervorleuchtet, seinen Namen mit dem-
jenigen des Dichters unzertrennlich zu verbinden, auch dort, wo er garnicht
hin gehörte. Friedrich Latendorf hat z. B. nachgewiesen, daß Körner von
dem Tode des Großvaters seiner Braut seinen Eltern eingehende Mittheilung

macht und den Brief mit folgenden bedeutsamen Worten schließt: „Es rückt
ein großer Augenblick des Lebens heran. Seid überzeugt, Ihr findet mich
Eurer nicht unwürdig, was auch die Prüfung gelte.“ Eltern und Freunde
des Hauses deuteten diese Worte auf die aus der Verschiedenheit der
Religion des Brautpaares – Antonie Adamberger war katholisch und
Theodor protestantisch – in seiner Umgebung etwa bevorstehenden Conflicte,
denen der Vater mit einem trostreichen Zuspruch am 1. Februar 1813 im


<"page128">

Voraus begegnet. Försters ahnungsvoller Geist aber hat schon zwei Tage
vor Abfassung dieses Schreibens in der Seele des Dichters die obigen Worte
im Voraus gelesen und sie auf den Entschluß gedeutet, an dem euro-
päischen Waffengang persönlich theilzunehmen – das ist eine spiritistische
Leistung ersten Ranges! Man muß sich deshalb hüten, den unzuverlässigen
Förster als Gewährsmann zu citiren, und der Litteraturhistoriker mußte
vor Allem diesem Biographen gegenüber das größte Mißtrauen hegen. Die
Verfasser hätten nur so weit Förster folgen dürfen, als dessen Mittheilungen
auch von anderer einwandsfreier Seite beglaubigt werden.
Auch sonst leidet das Körner-Wildenow'sche Werk an manchem Gebrest,
indem es nur selten die scharfe kritische Sonde anlegt; so vermissen wir
z. B. eine klare Darlegung der Gründe, welche Theodor Körner veranlaßten,
seiner mütterlichen Freundin Henriette v. Pereira in Wien öfter zu
schreiben als seiner Braut Toni Adamberger. Wir vermissen ferner die
Gründe der Mißstimmung der Mutter Körners gegen die genannte Braut,
welche so mächtig war, daß Frau Minna, wie schon erwähnt, sogar die Briefe
Tonis nach dem Tode ihres Sohnes vernichtete. Es wäre eine schöne Auf-
gabe des Biographen gewesen, die Widersprüche, welche sich im Verhalten der
Mutter Toni Adamberger gegenüber persönlich und brieflich kund gaben, zu
lösen bezw. auf das richtige Maß zurückzuführen. Während nämlich Frau
Minna Körner an ihren mecklenburgischen Freund Ludwig Wichelt einmal
schrieb, daß Toni /2 Jahr nach dem Tode Theodors vom Theater abge-
gangen und bald darauf den Inspector des Königlichen Museums in Wien,
Arneth, geheirathet habe, was der Grund ihrer, Minna Körners, Abneigung
gegen sie gewesen sei, wobei sie meint: „Mir war es zu früh, dies hat mich
gegen sie erkaltet,“ steht es fest, daß Toni erst 4 Jahre nach dem Tode
Theodors von der Bühne abgegangen und 2 Tage darauf den Ritter von
Arneth geheirathet hat. Thatsächlich hat Toni Adamberger, eine der poetischsten
Künstlerinnen Wiens in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, ihren
Bräutigam im Herzen stets betrauert und ihn unaussprechlich geliebt. Selbst
die Mutter hat in den Briefen an Ludwig Wichelt eingestanden, daß „sie
(Antonie) sich die Achtung und Anerkennung einer tugendhaften Frau er-
halten.“ Daß sie ihren Bräutigam tief betrauert hat, geht schon zur Genüge
aus folgender Stelle ihrer eigenen Aufzeichnungen hervor, die nicht etwa un-
mittelbar nach der Katastrophe des Todes Körners am 26. August 1813
tagebuchartig niedergeschrieben, sondern im 67. Lebensjahre zu Papier ge-
bracht wurden, nachdem Antonie bereits jahrzehntelang glücklich verheirathet
war und mehrere Kinder hatte. Welche Unmittelbarkeit und Tiefe der
Empfindung spricht nicht aus nachstehenden Zeilen:
„Als Theodor zu Tode getroffen, hatte er mein Bild, von Lieder
gemalt, auf der Brust, einen Ring mit einem kleinen Herzen von mir am
Finger, meine Briefe in der Tasche. Unbeschreiblich ist die Wirkung des
Beifalls, weit unbeschreiblicher aber noch die des Mitgefühls eines ganzen

<"page129">

Publicums. Mit zerrissenem Herzen vor einem überfüllten lauschenden
Hause jubeln zu müssen über die Siege, welche dem eigenen Gemüthe das
größte und schwerste Opfer auferlegt hatten, und nicht blos zu ahnen,
sondern zu wissen und zu hören, wie diese ganze Menge den unendlichen
Jammer versteht, welcher im tiefsten Innern aufschreit, das ist und bleibt
unsagbar und kann unmöglich beschrieben werden. Das ist nicht ein
glühendes Eisen ins Wasser geworfen, es ist glühendes Erz, geschmolzen
und zermalmt, woraus ein Schild geschnitzt würde gegen alle nachkommen-
den moralischen Leiden“*).
Immerhin enthält das neueste Werk über Theodor Körner und die
Seinen manch schätzbares Material, welches einem zukünftigen Biographen
des Dichters von Werth und Nutzen sein kann, wenn er den Muth hat,
gegen den Strom der Legendenbildung zu schwimmen, das reichhaltige
Material zu sichten und kritisch zu prüfen und uns das Leben und Dichten
Theodor Körners und die Stellung desselben in der National- wie in der
Weltlitteratur so darzustellen, wie es in Wirklichkeit war, nicht aber wie
es sich in der sagenspinnenden Phantasie der Verehrer des Heldensängers

in alter und neuer Zeit und in den Tendenzmärchen von gewissenlosen
Geschichtsklitterern à la Förster gestaltet hat.
Der Director des Körner-Museums würde sich den Dank aller Körner-
freunde erwerben, wenn er diesen zukünftigen Biographen des Heldenjünglings
se seines schönen Instituts zu diesem Zweck zur Verfügung stellen
wollte.
*) Vergl. in Westermanns Monatsheften – März 1892 – den Artikel von Gotthold
reyenberg: „Theodor Körners Mutter“, wobei der Verfasser in durchaus wissenschaftlich-
itterarischer Weise mein Buch fleißig citirt und meine Forschungen gewissenhaft benutzt.
S*

<"page130">
Meine Sehnsucht.
Don
Paleska Comašczewski.
– Breslau. –
Woher sie kam? Ich weiß es nicht.
Doch sie war da, brachte Wärme und Licht –
Und mich fror so sehr,
Und die Macht war schwarz.
I.
Ein kleiner Vogel kam sie durch die Luft.
Auf ihren Schwingen lag ein feuchter Schimmer.
Aus Sonnenhöh'n sich senkend erdenwärts
Durchmaß ein Meer sie voller Licht und Duft,
So kam sie oft, so kam sie immer –
Und stahl sich in mein Herz.
– – Von meinem Herzblut ist sie groß geworden;
Die Schwingen wuchsen ihr zu Adlerslänge.
Mun krallt sie in die wunde Brust die Fänge –
Weh! –
Die ich liebe, wird mich morden.
II.
Ein schönes Weib ist sie zu mir geschlichen,
Hat sich auf mein Lager gesetzt –
Blieb bei mir, bis die Sterne entwichen;
Wies mir den Weg nach hohen Zielen,
Schenkte ein Schloß mir mit hohem Thurm,
Lehrte mit bunten Träumen mich spielen.

<"page131">

Sie war mir Geliebte, war treu und beständig,
Hab' nicht mehr einer Andern begehrt;
Sie hielt meine Seele jung und lebendig.
Vom Berge herab ist ein Riese gekommen,
Der zerschlug mein Schloß. Da erschrak der Traum
Und ist entflohn im endlosen Raum –
– Und hat meine Seele mitgenommen.
III.
Spät Abends noch klopft es an meine Thür.
„Wer da?“ – „Gut Freund! O öffne mir.“
Jch öffne. Es fällt des Mondes Strahl
Auf ein Angesicht so blaß und fahl.
Hab’ lange – lange hineingeschaut,
Fand keinen Zug, der mir vertraut.
– Ein Bettelweib. – „Was willst Du? Sprich!“
„'s ist finster draußen, ich fürchte mich.
Es ist so kalt, ich brauche es warm.
Mich quält der Hunger, ich bin so arm.“
„Auch ich hab' kein Oel, kein Holz glimmt im Herd.
Kahl ist meine Kammer, das Spind geleert.“ –
– Die Bettlerin hockt auf morscher Bank:
„So muß ich sterben, bin müde und krank.
Doch eh' mich der Tod mag bezwingen,
Will ich dem Leben singen.
Und sie sang wie ein Mädchen von sechszehn Jahr
Und wuchs aus den Lumpen, trug ein Krönlein im Haar,
--
Sie sang traute Jugendlieder...
– „Frau Sehnsucht, jetzt kenn' ich Dich wieder.“

<"page132">
Aus dem lateinischen Viertel“).

Skizzen von der Universität.
Von
August ZStrindberg.
Autorisirte Uebersetzung von Siegfried Robert Magel.

Das Opfer.
(Ein Lebensbild)

YA Wer Vater besaß einen Hof in Upland: früher war er Bauer gewesen, jetzt aber war er Grundbesitzer. Er genoß ein außerordentliches ÄT Vertrauen im Orte, war Bevollmächtigter seiner Gemeinde und Wahlmann für den Reichstag. Mit einem Wort: ein geachteter Mann, streng rechtlich, ehrenhaft und makellos, ein trefflicher Bürger. Im Uebrigen war er ein sehr thörichter Mensch, aber das war ein Geburtsfehler, den Keiner an ihm tadeln durfte, nur daß er für seinen Sohn sehr unbehaglich war, denn dieser mußte es büßen.

*) Die hier zum ersten Male in deutscher Sprache veröffentlichten Skizzen, die demnächst im gleichen Verlage in Buchform erscheinen werden, entstammen dem Buche „Från Fjerdingen och Svartbäcken“ (Vom lateinischen Viertel), das, vor einem Vierteljahrhundert erschienen, den Namen Strindbergs in ganz Schweden berühmt machte. Strindberg legte darin das Ergebniß seiner akademischen Sturm- und Drangzeit nieder und zeigte darin bereits alle Eigenthümlichkeiten, die ihn später in so hohem Grade auszeichneten. Der dumpfe Pessimismus, der über all diesen Studenten liegt, die unter einem unsichtbaren Druck, einer Wahnidee, oder den socialen und Familienverhältnissen leiden, hat später die Oberhand bekommen und die Werke Strindbergs weltberüchtigt gemacht. Der Kampf gegen die Lebenslüge, den Strindberg zeitlebens geführt hat, bricht schon hier los. Was aber später verloren gegangen ist, was wir in den großen Werken des Dichters schmerzlich vermissen, ist der wahrhaft erguickende Humor, die Zartheit und Feinheit des Empfindens, sind endlich die warmen Gemüthstöne, die der Dichter hier zum ersten und letzten Male anschlägt. Und gerade darin liegt der Reiz dieses kleinen Meisterwerkes, daß sich von der Düsterkeit des bittersten Sarkasmus, des tiefsten Ernstes schalkhafte Lichter des Humors und gemüthliche weichere Farben in wahrhaft herzerquickender Frische abheben. D. Uebersetzer.

<"page133">


Im Hause war eine Schaar Kinder. Die Einkünfte wuchsen aber nicht in der gleichen Proportion wie die Kinderzahl, daher mußte man sich einschränken, was dem Vater nicht sehr behagte.

Er liebte ostindische Taschentücher und wollte echtes Silber auf seinen Meerschaumpfeifen haben. Er glaubte, seine Frau dürfe nicht in Halbseide gehen, weil die Frau des Geschworenen in echter ging. Wenn er diese seine Wünsche bedroht sah, ließ er es an den Knaben aus und ließ sie schlecht gekleidet gehen. Als sie dann erwachsen waren, mußten sie verdienen, und schließlich bestellte er mit ihrer Hilfe den Garten. Das war ein gutes Geschäft, denn er gab ihnen nur die Kost dafür.

Kein Mensch unterschob ihm ein schlechtes Motiv. Alle beglückwünschten die ausgezeichneten Eltern zu den artigen und fleißigen Kindern, die scheu und zitternd vor Hunger, immer so höflich grüßten. Sie bekamen sehr wenig Essen; „so ist es gesund,“ sagte der Vater, welcher immer für alle seine schlechten Handlungen achtunggebietende Gründe hatte. Sie bekamen elende Kleider: „Kinder sollen abgehärtet werden,“ sagte der ehrenwerthe Vater; sie bekamen keine Erziehung, sondern Arbeit wie Knechte und Mägde: „Kinder sollen arbeiten lernen!“ Und das Volk sagte: „Welch treffliche Erziehung! Hoffärtig ist er nicht, obleich er in die Höhe gekommen ist, denn seine Kinder läßt er wie Knechte und Mägde gehen.“

Wenn sie gewußt hätten, wie hoffärtig er war. Es gährte in ihm, daß er die Ueberlegenheit des armen Pfäffleins anerkennen mußte, das er im Gemeinderathe immer zu reizen suchte, das ihn aber auf eine so humane Art schlug, indem es einfach aus seinem Vorrathe von Kenntnissen factische Aufklärungen gab. Das wurmte ihn in seinem leidenschaftlichen Herzen, da er erkannte, es gebe noch Etwas, das für Geld nicht zu haben sei; er, der mit seinem steigenden Wohlstand Achtung, Ehre, Ruf, Ansehen erwarb, konnte doch den Abgrund nicht füllen, welcher zwischen ihm und dem Pfarrer lag. Der Priester gebrauchte Ausdrücke, die er nicht verstand; der Priester konnte das Ende dreier Gedanken so verknüpfen und zusammenziehen, daß es wie ein Fallstrick für den Verstand aussah; es war sicher ein feineres Rad in des Priesters Mechanik, außerdem (und das war das Aergste) hatte der Priester eines Sonntags ein paar Buchstaben ausgemerzt, welche ihm unnöthig in's Protokoll gekommen waren. Genug: er haßte ihn mit der ganzen Kraft, die von Pflug und Dreschflegel abgehärtete Nerven entwickeln konnten.

Eines Abends musterte er seine Kinderschaar und wählte mit seinem Vaterblick den schwächsten unter den Knaben aus. Er nahm ihn wie von ungefähr auf die Seite und erzählte ihm von Upsala, von der Studentenfahne, dem Gesang, den weißen Mützen u. dgl. Darauf gab er dem

Sohne die Erlaubniß zum Studium. „Aber," sagte er, „Du bist ein
armer Bursche und mußt Dich selbst fortbringen; ich kann für Dich Nichts
thun, sondern Du mußt wie andere arme Knaben Dir mit Conditionen

<"page134">

helfen; wenn Du in einem vornehmen Hause Hofmeister wirst, so kann
Dein Glück gemacht sein; man hat schon dergleichen erlebt!"
2k zk
::
Der Knabe kam in die Schule und war fleißig. Wenn die Kameraden
frei waren, so ging er und gab Lectionen bei jüngeren, und das war nicht
angenehm; seine eigenen Lectionen präparirte er in der Nacht. Den geringen
Verdienst nahm der Vater an sich und kaufte ihm – die abgelegten
Kleider der älteren Brüder – „man muß das Geld im Haus behalten,"
sagte er.
Inzwischen durchlebte er seine Jugend unter Noth und Kampf, aber
mit festem Muthe, denn er glaubte an seine Zukunft. Wenn ich erst Student
sein werde! war der Gedanke, der ihn aufrecht erhielt. Und er wurde Student!
Er sprang vom Prüfungssaal herab nnd kaufte für sein letztes Geld eine
weiße Mütze; und dann ging er zur Stadt hinaus, um nach Hause zu
seinen Eltern zu kommen; er hatte vier Meilen zu gehen, allein es war
ein Frühlingsabend!
Er ging den langen, schrecklichen Vaksalaweg, und er erschien ihm
schön; er sang und sprach und schrie, um sich Luft zu machen, denn er
hatte ja Keinen, um sich auszusprechen; er hatte die Sonne hinter sich und
sah seinen Schatten immer länger werden; als er sich aber umwandte, lag
die Stadt noch immer hinter ihm, mit der Carolina, dem Schlosse und der
Domkirche; einmal, einmal oben bei der Vaksala-Kirche, hatte er sie aus
dem Gesicht verloren, aber sie tauchte wieder auf. Als die Sonne unter-
ging und die Lerchen draußen auf dem unendlichen Acker schwiegen, fühlte
er sich müde; er hatte aber kein Geld. Er setzte den Weg fort und spürte
Hunger; aber er ging weiter; er sang nicht mehr, jedoch er dachte daran,
wie fröhlich die Mutter und die Schwestern beim Anblicke seiner weißen
Mütze sein würden. Da begann es unter seinen Füßen zu knistern, denn
es fror auf dem noch feuchten Weg. Da faßte er Muth und betrat eine
Hütte. Hier saßen drei Bauernknechte auf einer Ofenbank und rauchten
Pfeifen.
„Erlauben Sie, können die Herren mir ein wenig Milch geben und
mich übernachten lassen?"
Die drei Herren guckten einander an, sagten aber Nichts.
Er wiederholte sein Anliegen.
„Nein!" lautete endlich die freundliche Antwort, und die Drei ver-
sanken wieder in dieselbe stumme – erstaunte Unbeweglichkeit.
Er ging; als er auf die Straße hinaus kam, wandte er sich um;
da lagen die drei Herren mit den Nasen auf der Scheibe und grinsten.
Im nächsten Hause wurde er freundlicher empfangen und ausgiebig
bewirthet, ungeachtet seiner ausdrücklichen Erklärung, daß er kein Geld habe.
„Haha, die reichen Lundmarks sind nicht ohne, die!"

<"page135">

Die Leute kannten seinen Vater, seinen reichen Vater. Das gab ihm
zu denken! Er legte sich in ein weiches Bett und schlief so gut, nur daß
er träumte, er sitze in der Schule und solle geprüft werden. Und als er
in der kleinen Stube erwachte, war die Sonne schon auf, und sein erster
Blick fiel auf die weiße Mütze, welche am Fenster hing, und das rosen-
rothe Seidenfutter leuchtete durch den weißen Sammt, und das sah so schön
und lustig gleichzeitig aus. Und er betrachtete seine ärmlichen Kleider,
welche am Uhrkasten hingen, sah auf die abgetragenen Stiefel, und da
schämte er sich; denn er gedachte der Worte des Herrn.
Gerade ging die Thüre auf, und eine Magd trat ein, ging auf seine
Stiefel zu und trug sie hinaus, sie zu bürsten. Darauf hörte er gedämpftes
Gekicher in der Küche drinnen. Er wurde vor Kummer und Scham roth.
Als er dann aufstand und Kaffee bekam, nahm er Abschied und er-
neuerte seine Erklärung und Entschuldigung. Der Mann versicherte, daß
er Nichts fordere, aber wolle er dem Mädchen Etwas geben.
Das war ein schwerer Weg über die Schwelle!
Wie er draußen war, hörte er durch das offene Fenster:
„Gerade so schmutzig wie sein Vater! Daß er so wenig Ehrgefühl hat
sondern wie ein Bettler daherkommt!"
Da ging er hinauf auf den Waldhügel am Wege und schluchzte; er
wußte nicht: aus Kummer, Sorge oder Scham; aber er erkannte, daß er
eine schwere innerliche Wunde empfangen hatte, und daß sein Blut ver-

giftet sei, denn böse und ungesunde Gedanken kamen ihm. Er versuchte
zu analysiren; er fand, daß die Demüthigung selbst nicht so übergroß war,
denn diese Schule hatte er durch seine Conditionen durchgemacht; er hatte auf
dem Kutschbock gesessen, war „Er“ genannt worden, er hatte als Weihnachts-
geschenke Strümpfe und andere nützliche Dinge bekommen, man hatte ihm,
wenn er den vierten Mann in Préférence und Tarok machen mußte, nach-
her sein Geld zurück gegeben; dergleichen war ihm geläufig. Nein, das war
etwas Anderes, Etwas, das tiefer lag; er glaubte das Vertrauen zu seinem
Vater verloren zu haben, der ihm immer als Ideal für Ehre, Wahrheit
und Redlichkeit vorschwebte.
Wie oft hatte er ihn nicht sagen gehört, es gebe nichts so Verächt-
liches, wie die Lüge; er hasse Nichts so sehr, wie die Unredlichkeit u. s. w.
Aber er wurde bald wieder fröhlich, als er sich der Heimat näherte;
er dachte daran, wie die Geschwister und die Mutter auf der Veranda
stehen und ihm entgegenwinken würden, wenn er auf der großen Landstraße
käme; und dann würden ihm die Schwestern entgegenhüpfen mit Bello auf
den Fersen – der Augenblick sollte ihm Alles wiedergeben!
:: ::
::
Es war ein Sonntag, Vormittag zwischen zehn und elf, als er die
letzte Hecke hinter sich hatte und seine Heimat zu Gesicht bekam. Er sah

<"page136">

kein menschliches Wesen auf der Veranda oder davor. Er suchte durch Ge-
sang die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber vergeblich!
Er trat durch das Vorhaus, immer singend, in's Haus und ging durch
die Kinderstube und das Knabenzimmer, ohne einen Menschen zu treffen;
er kam in die Küche – keine Magd; schließlich trat er in den Saal, immerzu
die „Sängerfahne“ trällernd; da wurde er von einem donnernden: „Stille!“
empfangen.
Er befand sich mitten unter der Familie und dem Gesinde, dem die
Mutter eine Predigt vorlas. Es trat eine Pause in der Vorlesung ein,
aber blos einen Augenblick, dann ein Blick vom Vater, und die Mutter
wendete ihre Augen vom Sohne fort und setzte die Vorlesung fort.
Die nächste halbe Stunde war fürchterlich; zwei Stimmungen hatten
einander gebrochen, und auch das Vertrauen war dahin.
Es wurde ihm durch und durch kalt und verdrießlich zu Muthe. Nach
der Predigt führte der Vater den Sohn mit sich spazieren. Man nahm
von ungefähr den Weg zur Kirche und langte, gerade als der Gottesdienst
zu Ende war, bei der Pforte an..
Der Vater empfing die Glückwünsche der Kirchenleute und schien ganz
verklärt. Da kam der Priester.
„Grüß Gott, Pastor, nun werden Sie einen Hilfsprediger bekommen.“
Der Pastor beglückwünschte den Sohn und dankte für die angebotene Hilfe,
jedoch fragte er, ob der Sohn sich schon so fest für seinen Beruf ent-
schieden habe.
„Beruf?“ sagte der Vater, „das wird nicht so strenge genommen
werden; man sieht so viel Leute, welche Priester werden!“
Sie folgten zum Pfarrhofe; der Sohn war bald mit dem Pfarrer in
einem Gespräche, an dem der Vater nicht theilnahm, denn er wußte nicht,
um was es sich drehte.
Als sie zum Pfarrhofe kamen, bat der Wirth sie, einzutreten, aber
der Vater sagte plötzlich: „Nein, danke!“ zog den Sohn mit sich fort
und ging.
Sie gingen lange still nebeneinander.
„Endlich sagte der Vater:
„Ich glaubte, es sei nicht würdig, daß Du Priester wirst!“
„Habe ich das jemals beabsichtigt?“
„Hast Du nicht?“
„Nein, ich habe nicht den Beruf dazu!“
„Ja so, aber ich will, daß Du das wirst!“
b „Ich meine, ich werde, was ich will, solange ich meine Studien selbst
ezahle –“
Der Vater dachte eine Stunde lang nach.
„Wenn ich Dich im Studium unterstütze, wirst Du dann Priester?“
Er faßte des Sohnes Hand und sah ihn an.

<"page137">

„Wegen des Vortheils doch nicht!“
„Wenn ich Dich bitte!“.
„Nein! Ich bin nicht reinen Bekenntnisses.“
„Das bin ich auch nicht,“ tröstete der Vater, aber es half nicht. Die

Unterredung war aus. Eine merkliche Veränderung war in diesen Stunden
mit dem Vater vor sich gegangen.
Er hatte es mit seinem Sohne zu thun gehabt, wie früher mit dem
Priester, aber seine Eitelkeit war größer.
Das Resultat waren Unterhandlungen, welche an dem festen Entschlusse
des Sohnes scheiterten, nicht gegen sein Gewissen die Verkündigung einer
Lehre zu unternehmen, an die er nicht selbst voll und ganz glaubte. Die
Mutter wurde mit ihren Bitten in's Treffen geschickt, aber Nichts half!
Da wies der Vater dem Sohne die Thür. Durch den alten Lehrer be-
am er eine Sommercondition, und mit seinen Ersparnissen reiste er zum
Herbste nach Upsala und begann auf den Doctor zu studiren.
2k ::
2:
Am Ende des ersten Semesters war er sich durchaus klar darüber, daß
ein Examen eigentlich eine ökonomische Frage sei, daß die wichtigste Person
der Universität der Quästor, und daß das Gerede von eisernem Willen,
Fleiß u. dgl. Unsinn sei. Da gab es eine Menge unvermuthete Ausgaben:
Inscriptionsgebühr, Losung, Beitrag für die Landsmannschaft („Nation"),
Collegien und Bücher. Ein einziges Lexikon kostete die gleiche Summe, mit
der er ein ganzes Semester lang zu leben gedachte, er lebte sehr sparsam.
Er wohnte drinnen bei kinderbesitzenden Arbeitsleuten. Die Mutter schickte
heimlich jede Woche eine Flasche Milch, welche er außen im Dachboden unter
einem Balken bewahrte; wenn es kalt war, mußte er gelegentlich ein Loch
in die Flasche hauen, um seinen Vorrath herauszunehmen.
Das ging noch an; daß er sich die Hände verkühlte, ging auch an;
daß er von der schlechten Kost schwach und elend wurde, auch; denn das
schadete Alles nicht seiner Seele; es war etwas Anderes, was dies vermochte.
Er konnte den Beitrag an die Landsmannschaft nicht bezahlen; man
wollte ihn durch allgemeine Abstimmung in der Landsmannschaft davon be-
freien. Er stand vorn im Zimmer, als sie seinen Namen verlasen.
Ein Landsmann verlangte das Wort, und als er den Ansuchenden
nicht zugegen fand, erklärte er, nur niedrige Gewinnsucht könne dieses An-
suchen dictiren, da sein Vater als – gelinde gesagt – wohlhabender
Mann bekannt sei..
Bei der Abstimmung wurde sein Ansuchen, vom Semesterbeitrag befreit
zu sein, mit drei Stimmen Mehrheit bewilligt.
Er zog sich nun ganz zurück und stieß die wenigen Kameraden, welche
früher mit ihm verkehrt hatten, durch seine Undankbarkeit von sich.
:k ::
2:

<"page138">

Es wurde Frühling, und es war ein Walpurgismeßabend. Die
Studenten sammelten sich gewöhnlich am Abend vorher auf dem Markt,
um mit den Fahnen und mit Gesang zum Schloßberg hinaufzuziehen.
Er hatte einen Marsch gemacht, um sich warm zu halten, und kam
gerade zum Carolinahom, als er den langen Zug gegen sich herankommen sah.
Er wurde bleich, er wurde roth und wollte seinen Weg fortsetzen, aber er
wäre doch so gern dabei gewesen; er hatte ja die Berechtigung dazu! Aber
dann dachte er an damals in der Landmannsschaft, und da erbleichte
er – er hatte ja keinerlei Berechtigung. Nun zogen sie an ihm vorüber;
er glaubte, daß alle die weißen Mützen ihn ansähen; er selbst hatte keine
reine Mütze, sondern trug einen Hut, und das kam ihm auch zu. Er
folgte doch nach und ließ sich im Volkshaufen stoßen; er stand mit den
anderen Zuschauern draußen auf dem Hügel; immer näher drängte er zu
den Sängern; er erkannte wieder die alten Schulkameraden; aber er wagte
sich nicht vor. Nun erklang es: „Der Lenz ist gekommen", so jubelfrisch,
und die Feuer brannten rings am Horizont. Hier hatte er im vorigen
Jahre als Kathedralist gestanden und träumte in diesem Augenblick, daß er
auch werde dabei sein dürfen, und das stand so lebhaft vor ihm, daß er
sich vergaß und mit seiner Singstimme einfiel.
„Ah, halt Dein Maul, wenn die Studenten singen," rief ein Geselle
und knuffte ihn in die Seite. Nun hatte er die Bestätigung, daß er kein
Student war.
Er wollte später heimgehen, aber er ging dennoch in die Stadt, um
dem Gesang zuzuhören und den fröhlichen Aufzug zu sehen. Es leuchtete
in allen Nationskneipen; er gedachte einen Augenblick in die seine hinauf-
zugehen, aber das kostete Geld, und wenn er das auch gehabt hätte,
hätte er es doch nicht gewagt. Man würde zischeln, meinte der Narr: „Hat
er dazu Geld?"
Er fühlte, daß er an jenem Abend auf gutem Wege war, ein schlechter
Mensch zu werden. Er war ganz sicher, daß in der ganzen, großen
Studentengemeinde kein einziger an diesem Abend so unglücklich war wie

er, und doch gab es manche, die ärmer waren. Es lag ein Makel auf
ihm, und dazu ein solcher, den – das wußte er – die Jugend niemals
verzeiht. Und er war doch unschuldig. Es wäre ihm eine Linderung ge-
wesen, wäre er schuldig, meinte er.
Als er heimkam und durch das Zimmer der Arbeiterleute ging, saß
die ganze Familie bei einem wohlgedeckten Tisch und aß.
„Herrgott, ist der Magister nicht aus? Wir glaubten, wir würden
ihn vor morgen früh nicht zu sehen bekommen.“
Und nun wurde ihm vorerzählt, wie lustig es zuzugehen pflege, wie
die ganze Stadt die Nacht über auf sei, und wie am Morgen bei Sonnen-
aufgang die Studenten zum Schloßbrunnen gehen. Und wie lustig es
morgen am 1. Mai werden solle!

<"page139">

Er ging auf sein Zimmer und öffnete das Fenster. „Sing von des
Burschen glücklichstem Tag“, hörte er. – „Keine Stürme mehr“. „Keine
Stürme, keine Stürme“, wiederholten die Bässe, um die Sache glaublicher zu
machen, aber er wurde so böse, denn er liebte noch die Wahrheit, und er
bekam eine ganze Menge böser Gedanken von den Dichtern, „diesen Betrügern
der Menschheit,“ meinte er.
Er ging zu Bett, hörte die Arbeiterkinder das Abendgebet lesen und
schlief in der vollen Ueberzeugung ein, daß er ein Ausgestoßener sei.
2k ::
2k
Acht Tage später wollte er in das Nationsheim, um einen
Anschlag von einem erledigten Stipendium à 15 Thaler zu lesen. Er
wählte die erste Nachmittagsstunde, weil er da sicher war, im Local Keinen
zu finden.
Er fand das Vorzimmer voll von Röcken; er ging durch den Lese-
raum und sah die Thür zum Saal geschlossen, hörte aber eine laute
Stimme. Er horchte.
„Meine Herren, da die X-Landsmannschaft heut die Ehre und Freude
genießt, daß ihr Inspector ihren einfachen Tisch mit seiner Anwesenheit
ziert, ist das für uns ein um so lieberer Anlaß, ihn zu begrüßen –“
Er guckte durch das Schlüsselloch und sah einen langen Tisch, gedeckt
mit Lichtern, Weingläsern und Blumen. In der Mitte stand der Curator, das
Champagnerglas in der Hand, dem Inspector der Landsmannschaft, Professor X,
zugewendet, – und ich bitte Sie im Namen aller meiner Landsleute hier-
mit, einen Anerkennungsschluck entgegenzunehmen für das unermüdliche
Wohlwollen, womit Sie, Herr Professor, stets unsere Landsmannschaft um-
faßt haben, einen Glückwunsch für den Nestor unserer Wissenschaft, die
Zierde unserer Universität, welche den alten Namen der X-länder zu neuen
Ehren gebracht hat. Es lebe der Inspector der 3.-Landsmannschaft!“
„Hoch, hoch, hoch, hoch!“ fiel die Landsmannschaft ein, und die
Fanfaren schmetterten.
Er mußte die Fortsetzung hören und setzte sich bei der Thür nieder:
Es wurde an ein Glas geklopft, und dann trat Todtenstille ein.
„Meine Herren Landsleute! – Ich habe nicht viel zu sagen!
Die unverdiente Ehre, die mir zu Theil geworden ist, da Sie mich
in Ihre glänzende Tafelrunde eingeladen haben, hat mich außerordentlich
gefreut. Es ist gut für einen alten Mann, sich bei der Jugend beliebt
zu sehen, und um so werthvoller ist es, als diese Jugend im selben
Geburtsland geboren und aufgezogen ist, ja, meine jungen Freunde!
Das Band, das unsichtbare Band, welches Personen, die im selben
Geburtsland geboren und aufgezogen sind, verknüpft, ist wahrlich eigenartig;
man fühlt sich als Kinder derselben Mutter, und man liebt einander wie
wahrhafte Verwandte. Die Landsmannschaft ist für mich immer wie ein

<"page140">

theurer Verwandter gewesen, und trotz der geringen Berührung unter-
einander, habe ich Euch doch Alle liebgewonnen, und ich kenne Euch Alle;
es giebt Keinen von Euch, welcher mir nicht am Herzen liegt. Ist es denn
menschenmöglich, daß wir uns so selten sehen? Wohl! Aber ich sehe Euch,
ich sehe mit meinem wachsamen Auge, denn ich liebe Euch!
Wißt Ihr, meine jungen Freunde, ich sage so mitunter für mich hin:
„Gott lasse die X-Landsmannschaft niemals die Stunde bereuen, da sie mich
zu dieser verantwortlichen Stellung –“
Er sprang in's Vorzimmer, um sich Luft zu machen, und kehrte sodann
zum Schlüsselloch zurück.
Der Inspector stand noch immer da, das Glas in der Hand, Thränen
in den Augen und sprach:
„– zu Hause, meine jungen Freunde, lernen wir nur Gutes kennen,

zu Hause ist unsere glücklichste Zeit. Wie viel liegt nicht in dem einzigen
Wort: zu Hause! Und Ihr habt Alle ein glückliches Heim: ich weiß es.
Aber dafür sollt Ihr auch dankbar sein. Denkt an den Vater, der für
Euch arbeitet und robotet und die Last und Hitze des Tages trägt; für
Euch arbeitet er, denn warum sollte er für sich selbst arbeiten –"
Er trollte sich und begegnete auf der Treppe dem Wachtmeister mit
Faß und Flaschen..
Er kam sich wie ein Uebergeschnappter vor. Alle Menschen schienen
ihm zu lügen; die Studenten in ihrem Gesang, der Curator, der Inspector
in seiner Rede. Aber das Aergste war, daß sie bestimmt an das glaubten,
was sie sagten; der Inspector weinte ja! Oder war das die Kohlensäure?
Demnach waren sie irregeleitet! Er hatte ja nachgerade gefunden, daß sich
in Wahrheit Alles mit dem, was von den Menschen gesagt wurde, im
geraden Gegensatz befand.
Keineswegs hatte der Inspector der Landsmannschaft irgend ein Wohl-
wollen bewiesen, keineswegs war er irgend ein Nestor der Wissenschaft, er
wurde ja für eine große Mittelmäßigkeit angesehen; keineswegs kannte der
Inspector alle Landsleute, er, der sie nur ein einziges Mal im Jahr (am
Frühjahrsmittag) sah; und das Wort: „zu Hause" weckte in ihm die aller-
unbehaglichsten Vorstellungen, und sein Vater, der arbeitete keineswegs für
den Sohn – das war ja durch und durch verlogen!
Am Abend schrieb er an den Vater die Mittheilung, er wolle nun
Priester werden, denn er habe in gewissen Dingen seine Ansichten geändert.
:: ::
2:
Zwei Jahre später hatte er seine Entlassungsprüfung gemacht und
stand vor der Praxis.
Seine Lebensweise hat wie sein Aeußeres gewisse Veränderungen
durchgemacht. Er hat einen geistigen Kampf durchlebt, der nun abgeschlossen
ist. Sein Gesicht ist etwas ältlich; die Nase mehr vorspringend und

<"page141">

markirt; die Gesichtshaut fest, gelblich, mit zwei dunklen Schatten statt des
Bartes; gewisse Muskeln um den Mund (die buccinatoria) beweglicher
und entwickelter, gleichsam immer auf dem Sprung; die Blicke unzugäng-
lich; wenn man ihm in die Augen sieht, kann er die Pupillen zusammen-
ziehen, so daß man einen Blinden zu sehen glaubt; so hat er das kleine,
dunkle Sehloch verwahrt, wo die Seele ausstrahlt; die Stirn ist höher,
aber man sieht den Platz des früheren Haarbodens; die Hände sind weiß,
aber er ist fett geworden.
Seine Studien bestehen in Homiletik und Katechetik.
Wenn er auf dem Katheder steht und extemporirt, ist er ein guter
Redner; aber man hört mehr einen Exegeten, als einen Prediger.
Die Katechetik ist ihm widerwärtig, aber er mußte, und er ist sehr
pflichttreu. Er bekommt jeden Morgen um 6 Uhr drei von den schlechtesten
Knaben von der Prinzenschule zu sich; diese sollen später während des Tages
durch Beantwortung einer gewissen Anzahl von katechetischen Fragen die
Probe für die Geschicklichkeit des Lehrers ablegen; die Kinder wollten
nicht zur Unzeit aufstehen, deshalb waren sie säumig und widerspenstig;
aber da sie arm waren, fanden sie Gefallen an Hellern.. Das wußte der
junge Menschenkenner, und deshalb gebrauchte er dieses gewöhnliche und
zulässige Mittel.
Seine zwei Zwischenjahre waren nicht angenehm gewesen; er hatte
natürlich mit seinen Collegen verkehrt, aber sie waren nicht angenehm,
diese jungen Leute, denn sie waren ungebildet, meinte er, und außer-
dem hatten sie ein wachsames Auge auf ihn und verkehrten bei einem
Professor.
Etwas schwer hatte er sich auch in den tyrannischen Ton gefunden,
welchen die Lehrer gegen ihn anschlugen, und die Anrede „Du" erschien
ihm in der Schule wie etwas Erniedrigendes; es wirkte so vernichtend,
daß er mitunter glaubte, es sei ein Irrthum, daß er sich aus den
Knabenjahren emporgearbeitet habe; er zweifelte überhaupt an aller Ent-
wicklung.
Der Kampf war schwer gewesen! Er hatte seine erste Periode im
Zweifel beschlossen, damals, als er Priester zu werden sich entschied; aber er
ging mit seiner Sache nicht unter, sondern er veränderte sich zu absoluter
Stumpfheit.
Er wollte unter allen Umständen Christ werden, aber er konnte nicht;
er wollte sich durch Kasteiung, durch selbstverschuldete Schmerzen prüfen,
aber er bekam keine Ekstase. Er schlug einmal ein gedrucktes Placat an
seine Wand mit „Komm zu Jesu!" darauf. Gewiß empfand er ein wenig Scham
deswegen, aber das war so wenig gegen das, was er früher erlitten hatte.
Da nahm er das Placat wieder herunter.

:: 2:
2:

<"page142">

Er predigte in der Domkirche im Beisein der Eltern und Geschwister.
Der Vater erwartete ihn im Kreuzgang und küßte ihn. Die Mutter weinte
und die Geschwister auch. Er war wie gewöhnlich still und kalt.
Als seine Zeit vorüber war, bekam er die Comministratur im heimischen
Kirchspiel.
Nun war er sehr beliebt bei seinen Pfarrkindern, angesehen als ge-
schickter und ehrenwerther Mann, und das war er; die fremden Leute aber
von der Stadt, die ihn in der Kirche hörten, sagten, er sei „todt“.
Mit dem Vater stand er sehr gut; an Sonnabenden spielten sie Brett
und aßen an Sonntagen zusammen zu Mittag.
Ein hoffnungsvoller Jüngling.
Aeußerst lebhaft ging es auf der Bude zu; der Obmann hatte aus
der Theatergarderobe eine Fahne entlehnt und sollte darum einen Flor hängen.
In der Bibliothek repetirten die Sänger: „Ich gehe zum Tode“; schwarz
gekleidete Landsleute saßen an den Wänden herum, lasen Zeitungen und
rauchten Cigarren; der gute Aufwärter brachte einen großen Cypressenkranz
mit langem weißen Seidenband herein, auf dem mit Goldbuchstaben ein-
gepreßt war: „Von den Kameraden!“ Es hatte einen Wortwechsel gegeben,
ob nicht stehen solle: „Von der Landsmannschaft“, und man war bei Obigem
geblieben.
Nun bimmelte vom Kirchthurme die Studentenglocke, man hörte, wie
drinnen noch einmal der Tactstock auf das Pult schlug und die ersten Bässe
erinnerte, die Fermaten auszuhalten. Der Ordner trug weiße Handschuhe
herbei; der Fahnenträger band sich seinen Gürtel fest, die Zeitungsleser
erhoben sich und griffen nach ihren Ueberröcken. Der Gesang verstummte,
und die Mannschaft marschirte zur Gartengasse ab, um den hellsten Kopf
und den besten Kameraden des Bundes zu bestatten.
Es war ein kalter Januarnachmittag; noch stand die Sonne einige
Minuten über dem Horizont.
Im Trauerhause war große Betrübniß, denn der einzige Sohn war
todt. Vater, Mutter, zwei kleine Schwestern... die Thränen waren ver-
siegt, und ein trüber Hauch lag über dem Hause.
Der Zug ging nach dem Friedhofe; es waren 32 Grade unter Null,
die Bäume waren bereift, und die Sonne glühte schon ganz oben in den
Wipfeln, unten am Boden lag bereits Dämmerung; die buschigen Bäume
warfen blaue Schatten über die Gräber; die Dompfaffen jagten einander,
und dünner Schnee fiel; der ganze Friedhof war ein einziges weißes
Tuch mit einigen Buckeln da und dort; denn es war dichter Schnee
gefallen.

<"page143">

Der Zug hielt, der Gesang ging großartig, die Predigt ebenso. Hierauf
hielt der junge Priester eine Rede:
„Dieser Jüngling hatte, nach menschlichem Ermessen, eine große Zu-
kunft vor sich; er war von edler Geburt; seine fromme Mutter ist durch
ihre Wohlthätigkeit in der ganzen Stadt bekannt, besonders für die
Magdalenaheim genannte Schutzstiftung; er war eine vornehme Natur, be-
liebt bei den Kameraden, von den Lehrern geschätzt, sowohl wegen seines
außergewöhnlichen Wissens, als wegen seines Fleißes, durch die er es auf
seiner wissenschaftlichen, ehrenvollen Laufbahn noch hätte weit bringen
können.
Aber nun fand auch Gott Gefallen an diesem Jüngling, und deshalb
schlug er ihn und nahm ihn zu sich, denn Gott schlägt bekanntlich, die er
am meisten liebt; und auch seine Mutter und seinen Vater habe er lieb,
und darum habe er auch sie geschlagen, und der Redner hoffte, daß ihnen
das recht nahe gegangen sei, auf daß sie mit sich zu Rathe gingen und
einsähen, welche Sünder sie seien, und daß sie ihrer Sünden wegen ge-
schlagen worden seien. Waren sie vielleicht keine Sünder? Sicherlich!
Allesammt sind wir Sünder, sagt die Schrift, und verdienen nur Tod und
Verdammniß.“
Hier verfiel die Mutter in einen Weinkrampf. Dadurch aufgemuntert,
fuhr der 27jährige Prediger fort und ging nun dazu über, „die Zukunft
des hoffnungsvollen Jünglings jenseits des Grabes“ zu beleuchten. Der
Gegenstand war gewiß heikel, aber die Wahrheit sollte an den Tag.
„Mutter!“ rief eine schrille Kinderstimme, so verzweifelt, so thränen-
erstickt, daß der Redner verstummte.
Die Mutter lag ohnmächtig in des Vaters Armen.
Da ging es wie ein elektrischer Schlag durch die junge Schaar; es

klang, als ob man den Schritt wechsle, die Fahne machte eine Schwenkung,
streifte einen Ast, und eine Schneemasse entlud sich auf den kahlen Scheitel
des jungen Priesters.
Da funkelte es in seinen eisgrauen Augen, denn er war unwissend
genug, an eine Bedeutung des Schneefalles zu glauben, und über seine
harten Züge flog eine flammende Röthe. Er fuhr fort; sein Athem kam
wie ein weißer Rauch aus seinem Munde, und sein Bart war vom Froste
bethaut. Er schlug nun in seiner Rede eine Volte und gedachte aus dem
offenen Grabe einige Lehren für die Jugend zu ernten: „Dieser Jüngling
war mit einem scharfen Verstande begabt und hatte sich der weltlichen
Weisheit, die man Naturwissenschaft nennt, zugewendet. Die Gefahr lag
auf der Hand...“
Der Redner, der Einzige, welcher sich warm zu halten Gelegenheit
hatte, merkte erst jetzt, daß die Kälte zunahm, und die kleinen Kinder, seit
die Mutter wieder bei sich war, vor Frost zitterten.


<"page144">

Er beschränkte sich deshalb darauf, die jungen Leute vor der weltlichen
Weisheit zu warnen, die zum Verderben führe, und empfahl ihnen das
wahre, geoffenbarte Wort, das zu Christus führt.
Die Sonne war untergegangen; die Sterne gingen auf. Todtenstille
lag über der ganzen Natur; der Leichenzug wand sich zwischen den hohen
Schneewehen hindurch, und der Schnee knisterte und knirschte unter den
Füßen.
An der Spitze aber ging die Fahne, nicht mehr in Trauer, denn der
schwarze Trauerflor war blendend weiß geworden; Friedensengel hatten
darüber gehaucht, Todesengel die Schwingen entfaltet.
2k 2:
::
Nachdem die Kameraden des Verstorbenen am Abend ihre Ansicht
über die Zukunft des Todten in einigen trefflichen Gesängen dargelegt
hatten, versammelten sich einige nähere Freunde des jungen dahingegangenen
Doctors im Zimmer des Amanuensis neben dem Hörsaale für patho-
logische Anatomie.
Bei einer ausgezeichneten Tricoche und starken Havannas wurde der
verflossene Nachmittag besprochen,
„Denkt, wenn er scheintodt gewesen wäre und gehört hätte, was von
ihm gesprochen wurde,“ bemerkte ein junger, geistreicher Mediciner.
„Unmöglich, wir haben das Gehirn des prächtigen Jungen unseren
Sammlungen einverleibt! Wollt Ihr es sehen?“
„Nein, um Gottes Willen,“ rief man im Chore.
„Das war ein Schatz ohne Gleichen; es wog circa 1600 g. – Ihr
wißt, daß das Cuviers 1700 wog –; die graue Substanz überwog so
entschieden – das war kein Hühnerhirn, wie Ihr die Ehre habt zu wissen.“
„Es war, wie Du sagst, eine Meningitis, die der schönen Geschichte
ein Ende machte?“
„Ja und zwar eine vollständige; innerhalb der pia mater war die
ganze Membran zerstört...“
„Jetzt hör' mal auf!“
„Bist Du empfindlich!“
Als sie zum Souper gingen und den großen Saal passirten, blieb der
Amanuensis stehen und wies auf einen leeren Tisch zur Rechten, wo ein
ältlicher Mann bediente.
Auf dem Tische lag noch das Messer, auf dem gestickten Tuche, mit
einem gekrönten Namenszuge gemärkt.
„Hier saß er zuletzt, alter Tönnes, ehe der schwarze Mann kam und
ihn mitnahm,“ sagte er.
Sie soupirten lange und tranken viel; dann begleitete die Gesellschaft
den Amanuensis. Als sie ein Stück der Gartengasse gegangen waren,
hörte das Knirschen des Schnees plötzlich auf; der Weg war schwarz und

<"page145">

weich, und sie spürten einen Duft von Tannenreisig. Sie waren vor dem
Trauerhause, dessen Fenster glänzten:
„Nun sitzt seine Mutter drin und weint,“ bemerkte Einer.
„Wie könnt es anders sein?“
„Hm!“
Der pathologische Amanuensis blieb immerwährend still; als sie zu seiner
Thüre kamen, ließ er die Gesellschaft nicht eher los, als bis er sie überredet
hatte, sich zu ihm zu begeben, denn er wohnte zufällig im ganzen Hause
allein. Zum Glücke fragte ihn Keiner, ob er sich etwa im Dunkeln fürchte,

denn er war sehr gewaltthätiger Gemüthsart, wenn er gegessen hatte.
9*

<"page146">
-
Illustrirte Bibliographie.
Das Thierleben der Erde. Von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert.
Berlin, Martin Oldenbourg.
An thierkundlichen Werken, die wissenschaftliche Gründlichkeit mit gemeinverständlicher
und anregender Darstellung vereinigen, fehlt es nicht. Daß neben ihnen noch Raum für
ein Werk geblieben ist, das mit dem populärsten und verbreitetsten dieser Art, dem
Brehm'schen Thierleben, in Wettbewerb treten darf, wird Jedem einleuchten, der von dem
Unternehmen der Herren Haacke und Wilhelm Kuhnert im Bunde mit der Verlags-
handlung Martin Oldenbourg in Berlin Kenntniß nimmt. Zwar liegt zur Stunde
von diesem Werke nicht mehr vor als die erste Lieferung und der Prospect; aber die in
denselben entwickelten und zum Theil bereits in praxi bewährten Intentionen, der Grund-
gedanke, nach welchem der Plan des Ganzen entworfen wurde, ist für ein volksthümliches
Werk dieses Gebietes ebenso neu wie glücklich, so daß die Existenzberechtigung und
-fähigkeit des neuen Unternehmens von vorn herein nicht zweifelhaft erscheint. Und die
Namen des durch verschiedene ebenso wissenschaftlich wie formell hervorragende Werke
bekannt gewordenen Dr. Haacke und des als einer unserer trefflichsten Thiermaler bekannten
Ä se erwecken für die glückliche Ausführung des Planes das günstigste
Vorurtheil.
Die unterscheidende Eigenart des Werkes besteht in der Gliederung des Stoffes,
indem nicht irgend ein künstliches zoologisches System zu Grunde gelegt, sondern die geo-
graphische Anordnung gewählt wurde. Ein Princip, das in dem litterarischen Schaffen
eine so ungeheure Bedeutung erlangt hat, ist hier in gewissem Sinne für die zoologische
Wissenschaft nutzbar gemacht worden: das des „Milieus“, wie der Deutsche zu sagen pflegt.
Die Thierwelt wird „in ihrer natürlichen Umgebung, im Rahmen ihrer heimatlichen
Zusammengehörigkeit“ vorgeführt, wobei die unserer eigenen engeren Heimat vorzugsweise
berücksichtigt wird. Mag für den streng wissenschaftlichen Fachmann diese Methode manche
Bedenken haben, so läßt sich andererseits nicht verkennen, daß sie für ein volksthümliches
Werk manche Vortheile bietet; vor Allem giebt sie in weit höherem Maße die Möglichkeit
einer auch schriftstellerisch hervorragenden und fesselnden Leistung, als es bei einer in dem
Rahmen eines wissenschaftlichen Systems sich haltenden Arbeit der Fall sein kann, die durch
eine stellenweise unvermeidliche Trockenheit, durch den doctrinären Charakter den Laien nicht
zugleich ästhetisch so zu befriedigen vermag. Ein fernerer Vortheilergiebt sich daraus, daß man
hier ungezwungen den Laien vom Vertrauten, Bekannten zum Fremden, Seltsamen; vom Nahen
Ä Ferneren und Fernsten allmählich führen kann; während bei den künstlichen Systemen
as Alltägliche und das Ungewohnte, das Nahe und Ferne oft dicht neben einander rückt.
Ob andererseits der Verfasser der Schwierigkeiten und Nachtheile, die seiner Eintheilungs-

<"page147">

methode, die z. B. leicht zu Wiederholungen, zum Zurückgreifen auf bereits an anderer Stelle
Gesagtes Anlaß giebt, ganz Herr werden wird, muß abgewartet werden. Der erste Band wird
die Thierwelt Europas, der zweite die Asiens, Amerikas und Australiens, der dritte die
Afrikas, die Haus- Meeres- und Schmarotzerthiere behandeln; eine systematische Uebersicht
des Thierreichs wird das Werk abschließen. Die „mitteleuropäische Thierwelt“ eröffnet
Baummarder. (Mustela martes.)
Aus: Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert: „Das Thierleben der Erde“.
Berlin, Martin Oldenbourg.
das Werk; in der vorliegenden ersten Lieferung wird mit der Schilderung des „Thierlebens
der Wälder, Baumpflanzungen und Gebüsche“ begonnen. Nach einer knappen allgemeinen
Einleitung werden uns erst die Hufthiere der mitteleuropäischen Wälder: die Hirscharten
- Reh, dessen Liebesleben eine eingehende anziehende Darstellung findet, Edelhirsch,
Damhirsch – und das Wildschwein, der einzige Vertreter der „schweineartigen
Paarzeher“, im Speciellen der Familie der Schweine in Europa, vorgeführt. Es folgen

<"page148">

die Nagethiere, soweit sie Waldbewohner sind: Eichhörnchen, die Bilche (Siebenschläfer,
Gartenschläfer, Haselmaus); die Leporidae (Kaninchen) und die Mäuse (Waldmaus, Brand-
maus, Waldwühlmaus). Von dem dritten Abschnitt über die Raubthiere enthält die
erste Lieferung den Anfang, der Allgemeines über die Raubthiere, im Besonderen über
die Familie der Katzen (Felidae) bringt. – Aus dem Walde werden wir auf das
Feld, des Weiteren an Fluß- und Weiherufer geführt werden; sodann werden wir die
Wasserfreunde unter den Thieren des Binnenlandes, endlich die eigentlichen Wasserthiere
kennen lernen u. s. w.
Der Künstler, der das Werk mit 620 Textabbildungen und 120 farbigen Tafelbildern
schmücken wird, hat seine Aufgabe, soweit aus der ersten Lieferung ersichtlich, in ähn-

<"page149">

Elefanten-Schildkröte.
Aus: Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert: „Das Thierleben der Erde“.
Berlin, Martin Oldenbourg.
(Testudo elephantina.)

lichem Sinne aufgefaßt, wie der Gelehrte. Auch er zeigt das Thier in seiner natürlichen Umgebung und in charakteristischer Haltung, in „Action“; nicht, wie häufig der Fall, sozusagen künstlich gestellt, damit die sämmtlichen Merkmale gut in's Auge fallen; er hat nicht als Docent mit dem Stift, sondern als Künstler und Naturfreund seine Aufgabe angefaßt; und so wird er auch Beiden Befriedigung gewähren. Das Werk soll vollständig 40 Lieferungen zu je 1,00 Mk. umfassen. Wir werden gelegentlich auf das Unternehmen zurückkommen.

Bibliographische Motizen.

Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse. Von Dr. Karl Walcker. Göttingen, Franz Wunder.

Der durch mehrere Werke auf geschichtlichem und staatswissenschaftlichem Gebiete bekannte Verfasser bespricht an der Hand rein geschichtlicher Thatsachen, die gegenwärtig in Oesterreich stark in Fluß gerathene protestantische (Los-von-Rom-) Bewegung und zwar im Hinblick auf das hierbei in Betracht kommende Staatsinteresse. In lehrreicher Weise beleuchtet er den in Oesterreich in gewissen Kreisen seit 1866 und besonders nach 1870/71 aufgetretenen deutschen Irredentismus in seinen Bestrebungen nach Vereinigung mit Preußen-Deutschland. Unter Erwägung der bezgl. Verhältnisse in anderen Staaten kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß das politische Ideal der deutschen Irredentisten Oesterreichs jedoch im höchsten Grade in erster

<"page150">


Linie der Geschichte und den Culturinteressen sowie auch der eigenen Standhaftigkeit und Selbsthilfe widerspricht.

Vor 1866 gab es allerdings auch in Oesterreich und in Deutschland ultramontane Politiker, welche die deutsche Einheit unter katholischen österreichischen Kaisern herbeigeführt haben wollten. –

Des Weiteren führt der Verfasser einzelne Schriften an, in denen für eine Theilung Oesterreichs. Ungarns plaidirt wird, und unterzieht dieselben einer kurzen Kritik. In besonderen Capiteln bespricht er „die vier letzten Jahrhunderte der österreichischen Geschichte in ihren Beziehungen zur heutigen evangelischen Bewegung, die evangelische Bewegung in Oesterreich und die Einwände gegen dieselbe, die wohlwollende Neutralität des Staates gegenüber der evangelischen Bewegung als eine Forderung des Reichsinteresses, die Mittel zur Förderung des österreichischen Protestantismus und schließlich die Aussichten des Katholicismus und des Protestantismus in Oesterreich und in der übrigen Culturwelt“.

Beachtenswerth sind die Vorschläge des Verfassers, die der evangelischen und unter entsprechender Modification der altkatholischen Bewegung in Oesterreich förderlich wären. Wer sich für diese ganze hochwichtige Bewegung in unserem Nachbarreiche interessirt, dem sei die Lectüre der vorliegenden Schrift hiermit empfohlen. K.

Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographi-

schen Quellen. Von Richard Weltrich.
Erster Band. Stuttgart 1899. J. G.
Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Wiederholt ist in „Nord und Süd“ auf diese in ihrer Art einzige Schiller-Biographie aufmerksam gemacht worden, deren erster Band nunmehr, 900 Seiten umfassend, vollendet vorliegt. Sie geht in der Erzählung von Schillers Leben bis zur Flucht nach Mannheim, erstreckt sich also nur wenig über das erste öffentliche litterarische Auftreten des Dichters. Man kann daraus einen Schluß ziehen auf den Umfang des ganzen Werkes, wenn es – was sehr zu wünschen ist – in der bisherigen ausführlichen Weise fortgesetzt wird.

Von verschiedenen Seiten ist der Verfasser ob seiner zahlreichen Digressionen getadelt worden, unter denen die Popularität seines Werkes zu leiden haben wird. Wir können in diesen Tadel nicht einstimmen. Weltrichs Werk, das von einer ganzen Anzahl kleiner Schiller-Biographien in unerhörter Weise geplündert worden ist, muß mit anderem Maßstabe gemessen werden als seine Concurrenten. Sein „Schiller“ wird niemals in der Weise populär werden können wie andere minderwerthige Darstellungen des Werdeganges unseres Dichters, weil er sich die Aufgabe stellt, bei aller Klarheit und Eleganz der Darstellung doch auch den höchsten, wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen und in der Entwicklung eines der hervorragendsten Geister aller Zeiten zugleich ein umfassendes Bild der Zeit selbst, in der er gelebt und gewirkt hat, zu bieten. Er mußte ferner, um nachzuweisen, wie sich der Dichter gerade in seiner Eigenart entwickelt hat, mitunter weit ausholen und auch auf die Besonderheiten des Volksstammes, dem er angehört, näher eingehen.

Da ergaben sich denn so meisterhafte Excurse wie die Darstellung der ethnographischen Verhältnisse Süddeutschlands. „Die Charakteristik des schwäbischen Stammes“, sagt Weltrich, „nicht allzu dürftig zu halten, ist um des Dichters willen, mit dem wir uns beschäftigen, eine unerläßliche Aufgabe; die vorliegende Biographie möchte aber überhaupt auf Art und Erscheinen des deutschen Volksthums, wo immer ein Anlaß gegeben ist, Bezug nehmen.“

So ist denn überall, wo der Verfasser ein tieferes Eingehen auf Verhältnisse und Dinge, die dem oberflächlichen Beobachter nicht unbedingt zur Sache zu gehören scheinen, für nothwendig erachtet, dem wissenschaftlichen Bedürfniß Genüge gethan, ganz abgesehen davon, daß dergleichen Excurse an sich von höchstem Interesse und dauerndem Werth sind.

Wir können nur wünschen, daß dieses wunderbar groß und tief angelegte Werk, wie es sich uns in seinem ersten Band darstellt, in derselben Weise zu Ende geführt werde. Dann wird Schiller nicht nur ein monumentum aere perennius, sondern auch wir Deutschen ein biographisches Meisterwerk besitzen, um das uns andere civilisirte Nationen beneiden können. –e.

Zur hygienischen Bilanz des 19. Jahrhunderts. 1. Folge, 1. Heft. – Kneipp, Prießnitz, Oertel. Heraus mit der

Wahrheit!! – Nothwendige Ergänzung
der Prießnitz-Schriften von Philo vom
Walde (Reinelt). Von Karl Arthur
Tannert. Neiße, Graveur (Gustav
Neumann). –
Wie schon aus der Ueberschrift und aus
dem vorliegenden, mitten im Satz aufhören-
den 1. Heft zu ersehen, handelt es sich

<"page151">

um Ausfechtung einer Meinungsverschieden-
heit zwischen Philo vom Walde und dem
Verfasser. Ersterer hat in einem zur
100 jährigen Wiederkehr des Geburtstages
von Prießnitz verfaßten Jubiläumsbuche, nach
Ansicht des Verfassers, den verstorbenen
Pfarrer Kneipp zum Gegenstande gehässigster
Angriffe gemacht und mit seinem Buche nur
den Zweck verfolgt, dem Namen Prießnitz
auf Kosten seiner Vor- und Mitarbeiter
um jeden Preis die Suprematie auf dem
Gebiete der Wasserheilkunde zu verschaffen.
In diesem Jubiläumsbuche hat u. A. Philo
vom Walde hervorgehoben, daß Kneipp,
dieser absonderliche Wasserpfarrer, ein un-
dankbarer Schüler von Prießnitz gewesen
sei und seine Kenntniß der Wasserheilkunde
nicht aus dem Siegmund Hahn'schen, sondern
aus dem von Theodor Hahn verlegten
Buche geschöpft habe, das einen Schüler
von Prießnitz, Namens Rauße, zum Ver-
fasser hat. Es habe somit Kneipp indirect
von Prießnitz das Wasserheilverfahren näher
kennen gelernt. Da auch sonst Philo
vom Walde bezgl. Kneipp und seines Heil-
verfahrens gerade kein Blatt vor den Mund
nimmt, ist der Verfasser als enragirter
Anhänger und Vertheidiger Kneipps ge-
waltig in Harnisch versetzt worden und geht
allerdings in für eine sachliche Polemik zu
scharfen Ausdrücken mit Philo vom Walde
in's Gericht. Daß Letzterer als katholischer
Volksschullehrer es gewagt hat, mit solchen
Waffen „einen der verdienstvollsten katholi-
schen Pfarrer" zu bekämpfen, das mag
wohl hauptsächlich den Unwillen des Ver-
fassers hervorgerufen haben. Es sei hier
eines Buches Erwähnung gethan: „Die
Kneipp'sche Kur im Licht der Naturheilkunde,
herausgegeben von der Wasserheilanstalt
Brunnthal" (Berlin, Hugo Steinitz), in
welchem merkwürdig übereinstimmende
Stellen aus dem Kneipp'schen Buche:
„Meine Wasserkur" und dem viel älteren
Werke des Hofrath Steinbacher: „Natur-
heilverfahren I. Bd. (Augsburg, Schlosser)
nachgewiesen werden. Kneipp wird eben
wohl nicht bei dem Siegmund Hahn'schen
Buche stehen geblieben sein, sondern wird
später auch andere Werke über die Wasser-
kur nachgelesen und aus diesen Quellen ge-
schöpft haben. Darin wäre doch auch weiter
nichts zu finden. Ohne im Uebrigen
näher auf das Kneipp'sche Verfahren einzu-
gehen, wofür hier nicht der Ort ist, sei
jedoch hervorgehoben, daß Kneipp auf dem
Gebiet des doch schon vor langer Zeit her
bekannten, im Alterthum wurzelnden Wasser-
heilverfahrens weder ein Entdecker noch
Mehrer ärztlichen Könnens gewesen ist.
Was er verstanden hat, war eine gewaltige
Propaganda für die Wasserheilkunde zu

machen, wobei seine Stellung als katholischer Pfarrer, seine nach außen getragene Unfehlbarkeit und sein suggestiver Einfluß ihm stark zu Hilfe kamen. Deshalb aber einen solchen Federkrieg zu entfachen, wie er in dem vorliegenden Heft enthalten ist, scheint uns doch nicht nöthig gewesen zu sein.
K

Das dritte Geschlecht. Roman von Ernst von Wolzogen. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. Berlin, Rich. Eckstein Nachf. H. Krüger.

Ob die 20000 Exemplare des Büchleins, die, nach einer Bemerkung auf dem Titelblatt unseres Exemplares, gedruckt worden, auch verkauft sind? Uns würde es nicht wundern! Das ist eine litterarische Schöpfung, die litterarisch nicht zu rangiren ist; der Autor nennt sein Buch einen „Roman", das ist aber eben so parodistisch gemeint, wie sehr Vieles in dessen Inhalt. „Das dritte Geschlecht" ist vom Anfang bis zum Ende eine Zeitdichtung; actuelle Fragen und der verbreitetste Geschmack werden hier geistreich ventilirt und ausgiebigst befriedigt. Neben dem Humor blüht die Parodie; neben der Lascivität eine warme Innerlichkeit; neben der Caricatur das poetisch angehauchte Genrebild – kurz: schlagt das Büchlein auf, wo Ihr wollt; wo Ihr es anpackt, ist es interessant! – Das „dritte Geschlecht" nennt Ernst von Wolzogen jene Frauen, die ihre bisherige culturelle und sociale Stellung einfach negiren; die aufhören wollen Weib zu sein und nun doch einmal Männer nicht sind! Schalkhaft läßt der Autor errathen, daß die meisten dieser Damen, die ihr Geschlecht mit pathologischer Energie zu verleugnen sich bestreben, aus einem Punkte zu curiren wären! – Sicher, das Buch ist der Uebertreibungen voll; aber diese bilden doch wohl nur den Deckmantel für sehr ernste Wahrheiten, echt sittliche Weltanschauungen – und sollen jene nur schmackhafter machen. – Das Büchlein ist mit oft recht graziös, oft recht boshaft gezeichnetem Bild-Schmuck in modernster Manier geziert. A. W.

Wilhelm Kraft. Novelle von Paul Schüler. Breslau, Schles. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Der Autor hat sich ein interessantes Thema gewählt und hat es in ergreifender psychologischer Vertiefung behandelt. In Wahrheit: der Fluch, daß wir Enkel sind,



wird weit übertroffen von dem Verhängniß, das oft genug über die Söhne bedeutender Väter hereinbricht, von denen man verlangt, daß sie fortsetzen, wenn nicht übertreffen sollen, das Werk ihrer Väter! Und für das Genie gilt doch nun einmal weder der volksthümliche Satz von dem Apfel, der nicht weit vom Stamm fällt, noch die wissenschaftliche Hypothese von der hereditären Belastung; die Culturgeschichte aller Zeiten und aller Völker kennt sehr wenige Beispiele, daß Genie wieder Genie erzeugt! – Der Held der Schüler'schen Novelle „Wilhelm Kraft" ist der Sohn eines sehr berühmten

Professors der Physik, dem seine Wissenschaft bedeutende Fortschritte verdankte, und, wie er den Namen seines Vaters geerbt, so sollte der Sohn auch dessen Genie besitzen, und besonders die eigene Mutter erwartete das mit großer Bestimmtheit und bildete sich ein, in jeder Bethätigung des jungen Wilhelm Kraft den Beginn einer genialen Wirksamkeit zu erkennen! Den Sohn peinigte die Sehnsucht der Mutter; die Voraussetzung seiner ganzen Umgebung, die ihm kein eigentliches Ich zugestand, sondern immer nur den Nachfolger seines Vaters zu erkennen wünschte, verbitterte ihn tief; das Mädchen, dem er sein Herz geschenkt, war auch nur um den Preis der Berühmtheit zu erringen, – und Wilhelm Kraft der Jüngere war doch in Wahrheit nur ein Durchschnittsmensch, und noch dazu sehr bald einer mit durch geistige Ueberanstrengung und den Druck seines Lebensfluches gründlich zerrütteten Nerven! So wurde Wilhelm Kraft erst zum Fälscher, dann weiter zum Schurken, und endlich brach sein müder Geist unter den Qualen des Gewissens gänzlich zusammen – er wurde wahnsinnig! Paul Schüler erzählt seine Geschichte mit crassen Effecten; in einer epischen Schwungkraft werden sowohl die fortlaufende Handlung, als ihre Episoden uns dargestellt, die zweifellos eine starke dichterische Begabung des Autors verräth; wir sind selten einmal von einer an sich einfachen Geschichte so lebhaft gefesselt und dann so tief erschüttert gewesen! Warum aber der Autor sich nicht allein auf seine dichterische Kraft verlassen, warum er neben seinen frei und plastisch geschaffenen Gestalten von Mark und Blut und interessirender Individualität auch eine solch verbrauchte Figur, wie den Privatdocenten Dr. Aaron, der später Dr. Baron hieß, nothwendig zu haben glaubte, ist uns unerfindlich. Jedenfalls verschimpfirt dieser längst bekannte Possenmensch die dichterisch sowohl als psychologisch sehr hochstehende Novelle. A. W..

## Uebersicht der Wichtigsten Weitschriften-Aufsätze

Kritik.

von Ernst Weiland-Lübeck.

Abkürzungen: B. u. W. = Bühne und Welt. – D. Re. = Deutsche Revue. – D. Ru. = Deutsche Rundschau. – G. = Gesellschaft. – I. L. = Internationale Litteraturberichte. – Kr. = – Ku. = Kunstwart. – Kultur. – L. E. = Das litterarische Echo. – N. = Nation. – N. D. TRu. = Neue Deutsche Rundschau. – N. u. = Nord und Süd. – R. U. = Reclams UniverSlum. – T. = Türmer. – V. & Kl. M. = Velhagen & Klasings Monatshefte. – W. Ru. = Wiener Rundschau. – Z. = Zukunft – Z. f. B. = Zeitschrift für Bücherfreunde. – Zeit.

Bettelwesen in Grossstädten, Das. Von E. Münsterberg. D. Ru. 1900. 8.

Briefwechsel, Ein historisch interessanter. Von M. Grunwald. N. u. S. 1900. Jul.

Buonarotti, Michel Angelo. Von A. Jüngst. Kultur I. 5.

Canterbury. Von A. Hornung. R. U. 1900. 19.

Demokratie und Kaiserthum. Von Th. Barth. N. 1900. 31.

Ditters von Dittersdorf, Carl. (2. November 1739 bis 24. October 1799.) Von C. KrebS. D. Ru. 1900. 8.

Erasmus als Satiriker. Von J. Bruns. D. Ru. 1900. 8.

Europäische Rivalität in Persien und die

deutsche Bagdadbahn. Von H. Vambéry.
D. Ru. 1900. 8.
Frauenrechtlerinnen. Von H. Dohm. N. u.
S. 190), Jill.
Frauenwahlrecht. Von E. Ichenhäuser. Kr. 188.
Goethe und Ramberg. Von A. Mirius. V. u.
Kl. M. 1900. Mai.
Goethe-Bund, Der. Von Th. Barth. N. 1900. 32.
– Was kann der G. thun ? Ku. 1900. 16.
Go°°°°rren. Von R. M. Meyer. L. E.
1900. 15.
Hainer Amalie. Von A. Kohut. B. u. W.
. 16.
Hartmann, E. v.
G. 1900. April II.
Her Wilhelm. Von G. Ziegler. G. 1900.
Mai II.
Heyse, Paul. Erinnerungen a. P. H. Von
L. Marholm. Kultur 1900. 5.
Jakobowski, Ludwig. Von R. Steiner. N.
1900. 31.
Ibsens Brand. Von H. Türck. B. u. W. II. 16.
Ibsen. Zum dritten Male Ibsens Epilog. Von
H. Türck. B. u. W. II. 15.
Italienische Litteratur, Wiedergeburt d.
I. L. Von G. Lipparini. Zeit 291.
Ka° Ä Wilhelmshöhe. V. u. Kl. M.
900. Mai.
Spiritismus. Von A. Seidl.

<"page153">

Katkof, Michail Nikiforowitsch.
E. Maschke. N. u. S. 1900. Juli.
Kaulbach, F. A. von. Von A. Rosenberg.
V. & Kl. M. 1900. Mai.
Kooperation und persönliche Freiheit,
Von F. Laufskötter. G. 1900. April II.
Kunst und Kunstsalons in Berlin. Von
H. Rosenberger. Z. 1900. 31.
Lex Heinze, Fleischbeschau und Flotten-
vorlage. Von Th. Barth. N. 1900. 33.
Lex Heinze. Die Kunstparagraphen a. L. H.
Ku. 1900. 14.
(Liliencron) Das Problem unserer Dichtung
# Äorie und Praxis. Von P. Berghof.
r. 188.
Mikulicz-Radecki, Johann v. Von G. Rein-
bach. N. n. S. 1900. Juli.
Von J. Hart.
Moral des Künstlers, Die.
L. E. 1900. 16.
Mörikes Briefwechsel, Aus. Von R. Krauss.
L. E. 1900. 16.
Multatuli. Von K. Federn. Zeit 293.
Museum Moreau in Paris. Von H. Frantz.
W. RU. IV. 10.
Musik. Aus der Berliner Musikwelt. Von
L. Schmidt. B. u. W. II. 15.
Nietzsches Wiederkunft des Gleichen. Von
P. Mongré. Zeit 292.
Passionsspiele, Zur Gesch. der –. Von E. v.
Thomassin. W. Ru. IV. 10.
Philosophie und Dichtung. Von K. Joël.
N. D. Ru. 1900. 5.
Port°Äaleri. Von Heinr. Pud0r. W. RU.
. 10.
WOIl
Religion. Das Entwicklungsgesetz der R. und
deren Zukunft. Von H. Schell. T. 1900. 8.
Rodin in der Pariser Weltausstellung.
Von B. Petzold. Zeit 294.
Romantische Strömungen im deutschen

Geistesleben. N. 1900. 30.
Rosetti, Dante Gabriel, als Maler. Von
B. Rüttenauer. N. 1900. 32.
Rumänische Litteratur. Von G. Adam. L. E.
1900. 1).
(Saar, Ferdinand von.) Ein Meister der No-
velle. Von R. Schaukal. L. E. 1900. 16.
Shakespeare in Frankreich. Von Blenner-
haSSet. D. Ru. 1900. 8.
sp° ablaum in Wien, Das. B. u. W.
Symbolismus in der Litteratur, Der. G.
1900. Mai II.
Theater. Das Theater in Bern. Die letzte
Wintersaison d. alten B. Th. von M. Bühler.
B. ll. W. II. 16.
– Von den Berliner Theatern. XV. XVI. Von
H. Stümcke. B. u. W. II. 15. 16.
– Von den Wiener Theatern. III. Die
y-Theater Von A. Lindner. B. u. W.
. 1).
Viccini. Ein Rivale Glucks. Von R. Wallaschek.
Zeit 293.
Vogl, Heinrich. Von O. Merz. B. u. W. II. 16.
Wagner-Litteratur. Aus der humoristi-
schen. Von Erich Kloss. B. u. W. II. 16.
Wittgenstein. Briefe der Fürstin W. Von
A. von Schorn. N. D. Ru. 1900. 5.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Halbmonatschrift für
die moderne Roman- und Novellenlitteratur
des Auslands. Zehnter Jahrgang. 1900.
Heft 4–9. Stuttgart, Deutsche Verlags-An-
Stalt.
Bardi, Rachel, Most.
Wilhelm Friedrich.
, Dr. Hans, Italienischer Schenkenführer.
Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung.
Beer, Theodor, Aus Natur und Kunst. Ge-
sammelte Feuilletons. Dresden, E. Pierson.
um, Hans, Heitere Erzählungen aus dem
Leben. Berlin, Gebrüder Paetel.
Boeck, Kurt, Dr., Indische Gletscherfahrten.
Reisen und Erlebnisse im Himalaja. Reich
illustrirt. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Bormann, Edwin, Der Lucretia-Beweis. Ein
Beitrag zur Bacon-Shakespeare-
Mit 3 Facsimile-Tafeln. Leipzig,
Edwin Bormanns Selbstverlag.
Bulcke, Carl, Triebsand. Roman.
Carl Reissner.
Driesmanns, Heinrich, Moritz von Egidy.
Sein Leben und Wirken. I. und II. Band.
Dresden, E. Piersons Verlag.
Durch ganz Italien. Sammlung von 2000
Photographien italienischer Ansichten, Kunst-
schätze und Volkstypen, Prachtalbum in
Grossfolio-Querformat, vollständig in 30
Lieferungen à 1 Mk. Lieferung III–VIII.
Berlin, Werner Verlag.
n, Georg, Else, ein Liederreigen. Dres-
den, E. Piers0n.
chsen, Erich, Verborgene Schuld. Novellen.
Mit einer Composition von Victor von Woi-
kowsky-Biedau. Dresden, E. Pierson.
Gedichte. Leipzig,
Dresden,
Falckenberg, Otto, Das Buch von der Lex
Heinze. Ein Culturdocument aus dem
Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts. Mit
Buchschmuck von A. Oppenheim. Leipzig,
Commissionsverlag Von L. Staackmann.
Fedorow, Adolf, Lebenshunger. Modernes
Drama in drei Acten. Dresden, Heinrich
Minden.

Fred, W., Die Präraphaeliten. Eine Episode
englischer Kunst. Mit 6 Illustrationen.
(Ueber Kunst der Neuzeit. 4. Heft.) Strass-
burg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).
Frey, Justus, Gesammelte Dichtungen. Heraus-
gegeben von seinem Sohne. Mit dem Bild-
niSSe des Dichters. (Bibliothek deutscher
Schriftsteller aus Böhmen. 10. Band.) Prag,
J. G. Calve'sche Hof- u. Univ.-Buchhdlg.
Gerber, Dr. P. H., Goethes Beziehungen zur
Medicin. Ein populärer Vortrag, erweitert,
mit Litteratur und Anmerkungen, versehen,
nebst Goethes Geburts- und Todesanzeige.
Berlin, S. Karger.
Gerling, Fr. Wilh, Prinz Siddhartha, der
Buddha. Episch-dramatische Handlung in
5 Acten. Berlin, A. Hoffmanns Verlag.
Gnade, Elisabeth, Nordlicht. Roman. Dres-
den, Carl Reissner.
Grabowsky, Adolf, Sehnsucht. Ein Menschen-
buch. Buchschmuck von Franz Stassen.
Berlin, Fischer & Franke.
Gystrow, Ernst, Die Sociologie des Genies.
Ä Verlag der Socialistischen Monats-
hefte.
Haacke, Wilhelm, und Wilhelm Kuhnert,
Ärhjjrj“j
620 Textillustrationen und 120 chromotypogra-
phischen Tafeln. 1. Lieferung. Berlin, Mar-
tin Oldenbourg.

<"page154">

Muther, Richard, Geschichte der Malerei
III V. (Sammlung Göschen.) Leipzig,
G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.
Orlow, R., Der Deutsche in Paris 1900.
(Stengels Reise-Bibliothek, Band I.) Dresden,
Stengel & Co.
Ostwald, Hans, Vagabonden. Berlin, Bruno
und H'aul Cassirer.
Philippi. Adolf, Die Kunst der Nachblüthe
in Italien und Spanien. Mit 152 Abbildungen
im Text. (Kunstgeschichtliche Einzeldar-
stellungen von Adolf Philippi. Vierter
Band.) Leipzig. E. A. Seemann.
Pollak, Emil, Französischer Sprachführer.
Conversations-Wörterbuch. 3. verbess. Aufl.
Leipzig, Bibliogr. Institut.
Poritzky, J. E., Julien Offray de Lamettrie.
Sein Leben und seine Werke. Berlin,
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Promber, Otto, Herzmuscheln. Sinngedichte.
Leipzig, Ludwig Hamann.
Reich, Dr. Emil, Henrik Ibsens Dramen.
Zwanzig Vorlesungen gehalten an der Uni-
versität Wien. Dritte vermehrte Auflage.
Dresden, E. Piersons Verlag.
Riat, Georges, Paris. Eine Geschichte seiner
Kunstdenkmäler vom Alterthurn bis auf
unsere Tage. Mit 177 Abbildungen und
vielen Vignetten. (Berühmte Kunststätten
No. 6.) Leipzig. E. A. Seemann.
Sachs, Erich, Ein Lebensmorgen. Skizzen.
Berlin, E. Ebering:
Steiner, Dr. Rudolf, Lyrik der Gegenwart.
Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag
Suse, Theodor, Gärten der Träume. In
Memoriam und andere Verse. Berlin,
A. Asher & C0.
Thomas, Emil, Die letzten zwanzig Jahre
deutscher Litteraturgeschichte (1880–1900).
Inn Abriss dargestellt. 2. durchgesehene
Auflage (4.–8. Tausend). Leipzig, Walther

Fiedler.
Ughetti, Professor, G. B., Zwischen Aerzten
und Clienten. innerungen eines alten
Arztes. Autorisirte Uebersetzung von Dr.
Giovanni Galli. Mit einem offenen Brief
von Prof. Mantegazza. Zweite Auflage.
Wien, Wilhelm Braumüller.
Vierzigster Jahresbericht über den Stand
und die Wirksamkeit der deutschen
Schiller-Stiftung. Ausgegeben durch den
Verwaltungsrath. Vorort Weimar, März
19){}.
Weiss, Dr. Karl, Hohentwiel und Ekkehard in
Geschichte, Sage und Dichtung. 1. Lieferung.
St. Gallen, Wien & Frey, Verlagsanstalt
Merkur.
Weisse, Fr. Heinrich, Meeres- und Lebens-
wellen. Gedichte. Zweite Sainuulung. Leip-
zig, Wilhelm Friedrich.
Westermanns illustrirte deutsche Monats-
hefte für dss gesammte geistige Leben
der Gegenwart. 44. Ä Heft 523.
524. Braunschweig, George Westermann.
Wüscher-Becchi, H., Italienische Städtesagen
und Legenden. Nach alten Quellen neu
erzählt. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Hamerling, Robert, Eutychia oder die Wege
zur Glückseligkeit. Lyrisch-didaktisches
Gedicht. Nach der Widmungs-Handschrift
neu herausgegeben und eingeleitet von
Dr. Max Vanosa. (Allgemeine Bücherei.
Herausg. von der österreichischen Leo-Ge-
sellschaft. Neue Folge I.) Stuttgart, Jos.
Roth'sche Verlagsbuchhandlung.
Heine, Anselm, Auf der Schwelle. Studien
und Erzählungen. Berlin, Gebr. Paetel.
Hertel, Johannes, Indische Gedichte. Aus
dem SallScrit übertragen. Stuttgart,
J. i Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m.
b. H.
Hochstetter, S., Bis die Hand sinkt. Roman.
Dresden, Carl Reissner.
Hoffmann, Hans, Irrende Mutterliebe. Zwei
Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.
Holm, Curt, Tota mulier! Tragikomödie in
einem Act. Dresdell, E. PierS011.
Jensen, Wilhelm, Nacht- und Tagesspuk. Zwei
Sonnernovellen. Dresden, Carl Reissner.
Keben, Georg, Die Eselsbrücken der Sittlich-
keit. Eine Antwort der Antiphilister. Ber-
lin, G. Minuth.
Kieser, Thilo, Ostara. Ein Sang aus dem
Iinthale. Dresden, Bleyl & Kaemmerer
(0 Schanbach).
Küsel, Dr. Eduard, Die Königin Luise in
ihren Briefen. Eine Mitgabe für unsere
Schüler. Wissenschaftliche Beilage zum
Osterprogramm. Leipzig, B. G. Teubner.
Lagerlöf, Selma. Astrid. Autorisirte Ueber-
tragung aus dem Schwedischen von Francis
Maro. (Allgemeine Bücherei. Herausgegeben
Yon der österreichischen Leo-Gesellschaft.
Neue Folge 2) Stuttgart, Jos. Roth'sche
Verlagsbuchhandlung.
Laverrenz, Victor von, Deutschland zur
Set.. Lieferung 1–3. Berlin, Herm.
J. Meidinger.
Lie Otto, Zur Analysis der Wirklichkeit.
Eine Erörterung der Grundprobleme der
Philosophie. Dritte, verbesserte und ver-
mehrte Auflage. Strassburg, Karl
J. Trübner.
Lublinski, S. Neu-Deutschland. Fünf Essays.
Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Marcus, Hugo, Das Frühlingsglück. Die
Geschichte einer ersten Liebe. Dresden,
E. Piersons Verlag.
Mark, Siegfried, König Saul. Historisches
Trauerspiel in einen Vorspiele und drei
Acten. Bielitz. Adolf Hohn.
Meinhardt, Adalbert, Allerleirauh. Berlln,
Gebrüder Paetel.
Monographien zur Weltgeschichte in Ver-
bindung mit Anderen herausg. v. Prof. Ed.
Heyck. X. Die Blüthezeit des Pharaonen-
reichs. Von Prof. Dr. G. Steindorf. Mit
3 Kunstbeilagen, 140 Abbildungen und einer
Karte. Bielefeld, Velhagen & Klasing.
Muret-Sanders encyklopädisches Wörter-
buch der englischen und deutschen
Sprache. Glosse Ausgabe. Mit Angabe der
AUSS rache nach dem phonetischen System
der Methode Toussaint-Längenscheidt. Lfg. 16.
Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuch-
handlung.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


<"page157">
Wachruhm.
ren
Lea Hilder:
– Frankfurt a..
--------
-
# #, für Michelangelo oder Lions. für
Beethoven und noch so'n paar, fr die t°. sg
3 lohnt!".
„Was – gel°hnt?"
aupt zu –"
Das Lete verklang in einem und then emurmel, das in ein
tedrüftes H°sten ausging. Der junge Bieter wandte sich weder
seiner Arbeit zu, einer kolossalen Finalinselt. Hank, fast mager, und
en°h kraftvoll. Von Hof und dem grauweien Himmel fielen weiße
.
Lite: hrein und glänzten auf dem feuchten Ton der State, auf den
°hnaen Wangen des schwärmerisch zurückgemorfenen Kopfes, der nie in
denkbarer Begeisterung und Seligkeit den Bick emporr-tete. Bei ein
Scra mer doch Einfachheit und ein großartig unbekümmer R...
H°r. Die Brust war vorgedruckt, geweitet in einen gert.
z°ge, die recte Hand, die einen Hammer unschloß, a.
zi: Seite hingepreßt; an der linken arbeitete der Küns :
üer Natur geformten Gypsgus, der improvisrt an ei:...
e-ten Stehleiter mit einem Bindfaden bei.. :
arbeitete ruckweise, heftig; jede Bewegung drücke :.
ats. Auch Qual, auch Zwang, – die aer°r:.
i;rer Schwäche widerstrebenden Körperlicet I :...
errend und lang; der Arbeitende sank de-n: :eat
eier Holzbock vor seiner Arbeit, von der er t° : : , obwo
-

<"page159">
Wachruhm.
Von
Teo Hildeck.
– Frankfurt a./M. –
a, für Michelangelo oder Lionardo oder Goethe – auch für
Beethoven und noch so'n paar, für die hat sich's wenigstens ge-
D-4-M lohnt!"
„Was – gelohnt?"
„Na, zu leben natürlich. Zu leben und zu arbeiten und sich über-
haupt zu –"
Das Letzte verklang in einem undeutlichen Gemurmel, das in ein
unterdrücktes Husten ausging. Der junge Bildhauer wandte sich wieder

seiner Arbeit zu, einer kolossalen Jünglingsgestalt, schlank, fast mager, und dennoch kraftvoll. Vom Hof und dem grauweißen Himmel fielen weiße Lichter herein und glänzten auf dem feuchten Thon der Statue, auf den schmalen Wangen des schwärmerisch zurückgeworfenen Kopfes, der wie in dankbarer Begeisterung und Seligkeit den Blick emporrichtete. Bei allem Schwung war doch Einfachheit und ein großartig unbekümmerter Realismus darin. Die Brust war vorgedrückt, geweitet in einem gewaltigen Athem-zuge, die rechte Hand, die einen Hammer umschloß, auf einen Felsblock zur Seite hingepreßt; an der linken arbeitete der Künstler noch, nach einem über Natur geformten Gypsguß, der improvisirt an einer breitspurig hin-gestellten Stehleiter mit einem Bindfaden befestigt war. Der Bildhauer arbeitete ruckweise, heftig; jede Bewegung drückte concentrirte Leidenschaft aus. Auch Qual, auch Zwang, – die gewaltsame Ueberwindung einer in ihrer Schwäche widerstrebenden Körperlichkeit. Jetzt kam ein Hustenanfall, erschütternd und lang; der Arbeitende sank darunter zusammen, kauerte auf einem Holzbock vor seiner Arbeit, von der er kein Auge verwandte, obwohl



<"page160">

er hustete, als sollte der letzte Athem aus dem feinen, mageren Körper herausfahren.

„Herrgott, Edrik, Du hustest ja wieder!“ sagte der Andere tiefsinnig aus der linken Mundecke heraus. In der rechten hing die kurze Pfeife. Dann erhob er sich, ging nach einem Tischchen, wo eine Caraffe mit Gläsern stand, und brachte dem Freunde ein Glas Wasser. Der nahm es dankbar nickend und stürzte es in einem Zuge hinunter.

„Siehst Du,“ fuhr der Andere fort, „wie Du Dich caput arbeitest! Wie kann man nur so verrückt schanzen!“

„Schubitzle,“ sagte der, den Jener Edrik genannt hatte, – er hieß übrigens anders – „Schubitzle,“ sagte er zwischen dem Husten, „Du bist ein Schafsköpfle.“

Diese Kritik machte auf Schubitz offenbar nicht den mindesten Eindruck. Er hockte sich auf eine Stufe der Stehleiter, so daß der Gypsarm ihm gerade über dem Scheitel hing, und strich über den chinesenhaft herab-hängenden Schnurrbart, der das graugelbliche fettige Gesicht zierte. Nach-denklich rieb er sodann auf einigen getrockneten Farbflecken herum, die sein Rockaufschlag als einzige äußere Merkmale seines Künstlerberufes aufwies.

„Was hast Du nun davon,“ sagte er, „wenn Du wieder krank wirst, wie letzten Monat, und daliegst und überhaupt nichts thun kannst! Oder gar wenn Du – ich meine, wenn Du Dich noch kränker machst, als das letzte Mal?“

„Wenn ich eines seligen Todes versterbe, willst Du sagen,“ versetzte Edrik mit einem Seitenblick, erhob sich langsam und fing wieder an, die Hand seiner Statue zu bearbeiten. „Dann hab' ich meine Arbeit wenigstens fertig. Etwas Besseres kann ich nicht – kann ich nun einmal nicht.“

Ein Weilchen arbeitete er schweigend. Dann hub er wieder an:

„Die letzte Krankheit hatte ihr Gutes. Da hatte ich meine Arbeit drei Wochen lang nicht gesehen. Und wie ich wieder davor stand, da war sie wie die Arbeit eines Anderen. Alle ihre Fehler sprangen heraus – die konnte ich frisch verbessern... Und nicht nur die Fehler sah ich.. Herrgott, hatte ich eine Riesenfreude an dem Dings! Im Leben hätte ich nicht geglaubt, daß ich soviel könnte...“

Ein schönes brennendes Roth schoß ihm plötzlich die Wangen und Schläfen herauf. Ueber das schmale junge Gesicht flog ein rasches be-schämtes Lächeln.

„Du – das ist mir nur so herausgefahren, das brauchst Du keinem ... Unsinn, das sagst Du ja auch nicht wieder. Das sind so die paar glückseligen Momente, in denen man 'mal an sich glaubt –“

„Brauchst Dich gar nicht zu entschuldigen,“ sagte Schubitz und paffte ein paar blaue Wolken aus der Mundecke. „Daß Du mal so was sagst – das kann ich wohl verstehen. Warum solltest Du allein denn nicht merken, daß Du was kannst?! Du hast ja ebenso klare Augen im Kopfe,

<"page161">

wie wir Anderen. Bei Dir ist es überhaupt nur eine Frage der Zeit, daß Du der große Mann bist.“

Der junge Bildhauer blickte mit brennenden Augen nach dem Freunde zur Seite. In seinem flächig und edel gebildeten Gesicht kam und ging die Farbe. Plötzlich legte er mit einem hörbaren Schlag die Modellir-

hölzer auf die Drehscheibe und fing an, im Atelier herumzugehen, hierhin
und dahin. Dann nahm er die Spritze und befeuchtete sein Werk. Endlich
ergriff er ein Thonklümpchen, und während er es unruhig zwischen den
Fingern knetete, setzte er sich wieder auf den Hocker.
„Zeit – Zeit!“ sagte er ein wenig heiser. „Ich habe aber keine
Zeit! Ich bin nicht wie Ihr Anderen – gesund und voll Zukunft! Was
ich arbeiten kann und will, das muß gleich sein, sofort, mit aller An-
spannung.“ Die Stimme zitterte ihm. „Und wenn ich Erfolg haben soll,
muß es auch bald sein – bald! Verstehst Du denn das nicht, Schubitz?
Versteht Ihr Alle das nicht? Das letzte bischen Leben will ich aus mir
herausarbeiten, um etwas zu hinterlassen, das Werth hat... Aber dann
muß ich auch wissen, daß sie es einsehen... Gott, Gott – soll ich denn
so sterben, so hoffnungslos?“
Die letzten Worte brachen in verzweifelter Leidenschaft aus ihm her-
vor. Er bog sich ganz zusammen und schlang die Arme um den Kopf,
als wolle er ihn zwischen die Kniee herabziehen. Der ganze zusammen-
gekrümmte Körper wurde von einem lautlosen Weinen erschüttert, das endlich
in ein Husten überging. Der Gequälte richtete sich auf und hielt sich die
Brust mit beiden Händen.
„Das brennt – wie die Hölle,“ murmelte er.
Schubitz war aufgestanden und in kummervoller Verlegenheit an den
Freund herangetreten. Mit der einen Hand hielt er die Pfeife, mit der
anderen strich er auf Edriks Rücken herum, als ob er ihn massiren wolle.
„No – no – Jungchen – Jungchen! Heulen könnte man –
wahrhaftig – heulen, wie ein altes Weib!“
Und nach kurzer Pause:
„Guck, da hatte nun der Kreuß diesen Menschen eingefangen, diesen
Berichterstatter von der „Neuzeit“. Der Kerl hatte Stein und Bein ge-
schworen, etwas über Dich loszulassen, einen ganzen Specialartikel, über
die im Kunstverein ausgestellten Sachen – und so. Und dann wollte er
auch in Dein Atelier kommen und sich – „die Lebensfreudigkeit“ ansehen.
Gestern trafen wir ihn im „Pfau“, und er behauptet, er hätte einen
Artikel geschrieben, sehr schön, aber seine Zeitung habe ihm den bis auf
den kleinen Satz zusammengestrichen, der heute zwischen den kurzen Mit-
theilungen stand. Hast Du'n gelesen?“
Edrik nickte und zuckte geringschätzig die Achseln.
„Zwischen der Nachricht von den Drillingen und dem durchgegangenen
Cassier!“ sagte er sich aufrichtend. Seine Stimme war noch ohne Klang.

<"page162">

Schubitz athmete auf, als er draußen Stimmen hörte und dann ein
Klopfen an der Thür.
„Die Jungens!“ raunte er Edrik zu, der sich sogleich erhob.
Und die „Jungens“ kamen herein. Drei junge Leute, die mit ihren
fröhlichen Stimmen das Atelier erfüllten, zwei Maler und ein Zeichner.
Sie liefen in dem großen, fast quadraten Raume umher und plauderten
durcheinander von Menschen und Ereignissen. Edrik wurde es schwer, hier
und da dem Gespräche zu folgen. In der Brust brannte es immer
heftiger – er wußte schon, was das zu bedeuten hatte. Und in alles
körperliche Weh hinein tönte der Nachklang seines Schmerzensausbruches,
den er so gern in sein Inneres zurückgeschlossen hätte. Das brauchte
Niemand zu wissen, wie es innerlich um ihn stand, auch der gute Schubitz
nicht. Und nun er das tausend Mal Gedachte dennoch ausgesprochen hatte,
kamen ihm seine eigenen Worte zurück und schlugen auf ihn ein; ein furcht-
bares Selbstmitleid wollte ihn würgen... Gott, Gott – soll ich denn
so sterben, so hoffnungslos! Von diesen Worten konnte er nicht mehr los.
Und er sprach aufs Gerathewohl, antwortete auf irgend eine Frage, die gar
nicht an ihn gerichtet war, nur um sein eigenes Herz nicht ächzen zu hören.
Holldegen stand, seine überlangen Beine gespreizt, vor der Statue und
blickte vor Vergnügen schnalzend an ihr empor.
„Das soll Dir mal Einer nachmachen! Da steckt Größe drin –
Donnerwetter! Die reine Renaissance! Ja, so was von Kraft und
Noblesse, das kann man gar nicht modern nennen. Der Teufel hole die
ganze Moderne! Solltest mal Deine Concurrenten sehen, den Geiringer
z. B. – so ein zuckersüßes Püppchen hat er dahin gestellt, das Einen an-
himmelt und dabei eine Flamme auf der bloßen Hand tanzen läßt – zum
Radschlagen! Ueberhaupt, weißt Du, Edrik, Du bist ein kühner Knabe,
daß Du „die“ Lebensfreudigkeit als einen Mann darstellst; die Anderen
halten sich sämmtlich an den Artikel –“
„Und so Einer kriegt dann aus grammatikalischen Gründen den Preis!“
höhnte Kühlhardt, der Zeichner, und strich sein pariserisches Spitzbärtchen.
„So'n Zuckerbäcker! Bande! Bande!“ wüthete Wohr und stampfte
mit seinen Riesenfüßen auf.

„Nun hast Du ja die Hand schon wieder geändert!"
„Ja. Es ist ein Kreuz mit der linken Hand –"
„Ach was, wenn Du nur 'mal zufrieden mit Dir wärest! Das ist
schon mehr Krankheit bei Dir, Edrik."
„Bei mir ist Alles Krankheit," sagte er bitter.
„Püh! Püh! Immer langsam voran! Weißt Du, heute bringt der
Kreuß den Tintenknaben von der Neuzeit" mit. Er ist verdrießlich, daß
sie ihm in der Redaction die Notiz über Dich so zusammengestrichen haben,
und will sich bei Dir entschuldigen. Wenn der vor Deiner „Lebensfreudig-
keit nicht auf den Rücken fällt, soll ihn der Wauwau beißen!"

<"page163">

Schubitz hatte den Collegen Wohr beim Rockknopf und erklärte ihm in
seiner naiven Begeisterung das neue Werk des Freundes, als sei der Riese
noch niemals in Edriks Atelier gewesen. Der blickte ihm unter seinen
buschigen Augenbrauen mit wüthendem Humor in's Gesicht.
„Bist bald fertig, Du Protz?" fragte er endlich grollend.
„Warum, Protz?"
„Na, weil Du Dein Bild verkauft hast –"
„Wa– was hab' ich?" fragte Schubitz und blieb mit offenem
Munde stehen.
Nun sprachen Alle auf ihn ein. Und schließlich erfuhr er, daß seit
heute Nachmittag an seinem im Kunstverein ausgestellten Bilde „Susanna
im Bade" – nämlich eine in einen See steigende Kuh – ein Zettel mit
dem Vermerk „Verkauft" befestigt sei.
Schubitz schien ganz tiefsinnig werden zu wollen. Er wandelte langsam
im Atelier auf und ab, bald kopfschüttelnd, bald vor sich hinnickend. Es
war eine ungeheure stille Verwunderung in seinem gemüthlichen Gesicht, so
daß die Uebrigen ihn nicht ansehen konnten, ohne zu lachen. Edrik freute
sich so herzlich, daß er einen Augenblick seine Schmerzen vergaß und mit
seinem alten, liebenswürdigen Lächeln und ausgestreckten Händen auf
Schubitz losschritt. Der ließ sich die Hand drücken und nahm den Freund
sofort beim Rockknopf.
„Weißt Du – es ist vielleicht kein so ganz schlechtes Bild," sagte er
geheimnißvoll. „Immerhin ist es vielleicht besser, als das Baumann'sche
Thierstück, das daneben hängt... Und es hatte noch nicht einmal einen
guten Platz..."
Plötzlich ließ er Edriks Knopf fahren und kehrte zu Wohr zurück.
„Wer ist denn eigentlich der Narr gewesen, der das Bild gekauft hat?"
„Ich fragte den Secretär deswegen... Es wäre ein fremder Herr,
der mit dem englischen Consul da war."
„Ah!" Schubitz strahlte. Dann trat er wieder zu Edrik.
„Du – wenn ich nun erst in England eingeführt bin – Du bist
der Erste, den ich dort populär mache!"
„Haha – Schubitzle als Mäcen!"
„Schubitz da Medici!"
„Gelt, Schubitzle, mich bringst Du an den englischen Hof?"
„Wie hoch hast Du denn Deine Susanna ausgezeichnet?"
„Sechshundert Mark."
„Was –! Verdirbt Einem dies Unthier die Preise! Warum nicht
gleich noch was zuzahlen?!" Wohr tobte im Atelier umher, so daß einige
der Gypsabgüsse auf den Borten, die sich zweireihig hoch oben an den
Wänden hinzogen, ein bedrohliches dumpfes Getrommel hören ließen.
Es wurde ein wenig dämmerig. Die Gypsköpfe da droben hoben sich
kaum noch von der Wand ab; sie schienen durchsichtig zu werden, zart mit

<"page164">

ihrem hellen Hintergrund zu verschmelzen. Edrik blickte ein wenig besorgt
hinauf in das zunehmende Abendgrau; er zog Kühlhardt mit sich auf ein
Wachstuchsopha, das nicht weit vom Fenster hinter dem Tischchen stand.
„Wann wollte Kreuß mit dem Redacteur kommen? Es wird dunkel."
„Jeden Augenblick muß er kommen. Wir sollten ihn hier erwarten."
„Es wird dunkel," wiederholte Edrik beklommen und blickte nach seiner
Statue. „Versteht er etwas?"
„Er hat Gefühl," sagte Kühlhardt, „er kann sich begeistern."
„Aber ob er sich für mich wird begeistern können?!" Edrik schüttelte
zweifelnd den Kopf. „Und ob er es in seiner Zeitung so wird sagen
können, daß es die Anderen mitergreift? Daß sie kommen und sehen
wollen?"
„Hergott! Edrik, wie bist Du nur heute! Wir müssen Alle unsere
Zeit abwarten. Denk' doch, wie es dem Kreuß ging – kaum besser als
Dir. Und jetzt hat das Nationalmuseum seinen „sterbenden Achill" an-

gekauft, und er erstickt fast in Portraitbüsten."
„Kreuß ist gesund... Da fühl' 'mal!"
Er nahm des Freundes Hand und schob sie unter seine Weste. Durch
das weiche Hemd hindurch fühlte Kühlhardt das Brennen und wilde Pul-
siren in Edriks kranker Brust.
„Donnerwetter –! Junge, leg' Dich 'mal sofort hin! Ich mache Dir
kalte Umschläge –"
„Nein, laß jetzt. Ich möchte hören, was der Journalist sagt."
„Sofort – sofort legst Du Dich hin! Schubitz –"
Edrik legte ihm die Hand auf den Mund. „Um Gotteswillen,"
raunte er leidenschaftlich, „sei mir jetzt nicht entgegen! Ich weiß, was ich
thue – ich will nachher – Alles, was Du willst – laß mich jetzt –"
Er preßte das Taschentuch gegen den Mund und schien gewaltsam das
Husten zu unterdrücken. Seine Rechte drückte krampfhaft Kühlhardts Hand,
als halte und kräftige er sich an ihm.
„Wenn ich – wieder krank werden sollte," brachte er endlich, immer
mit dem Husten kämpfend, hervor – „versprich mir, daß Ihr mir den
Gypsabguß besorgen wollt, so daß mein Modell zeitig zur Concurrenz ab-
geliefert wird. Der Kreuß kennt den ganzen Zauber, der kennt auch den
betreffenden Arbeiter –"
„Krank werden –! Du bist selbst schuld, wenn Du krank wirst! Leg'
Dich hin – sofort! Sei kein Frosch – hörst Du? Verrückter Kunde!"
„Und sollte ich vielleicht gar – huitt! – um die Ecke gehen –"
„Nun hör' aber auf!" rief Kühlhardt, seinen Kummer unter einem
scheinbaren Aerger versteckend.
„Nein, hör' doch! Ich muß mich schließlich gegen irgend Jemand aus-
sprechen. Schubitz ist gar zu weich –"
„Meinst Du vielleicht, ich wäre von Syenit?"

<"page165">

„Du bist ein überlegener und überlegter Mensch – mit Dir kann
man immerhin ein ernsthaftes Wort reden. Und Schubitz ist so selig über
den Bilderverkauf – den kann ich wahrhaftig nicht haranguiren. Thu'
das Deine, daß ich nicht ganz vergessen werde – ich bitte Dich, ich
- ich –"
Er war ganz außer sich. Er rüttelte an Kühlhardts Arm.
„Sieh, das ist mir der fürchterlichste Gedanke, daß ich im Tode eben
so unbekannt bleiben sollte, wie im Leben. Aber gegen den Todten hört
ja der Neid und die Gleichgiltigkeit oft auf – nicht wahr? Die Leute
sind dann gerecht – aus Mitleid, und weil man ihnen nicht mehr auf
die Füße treten kann... Höre, versuch, eine Auction meiner Werke zu
machen, oder irgend so etwas, was die Menschen aufmerksam macht. Dann
kommen vielleicht ein paar, die etwas verstehen, und die Freude an meinen
Sachen haben... Das wäre mir ein so tröstlicher Gedanke... Willst
Du es mir versprechen?"
„Alles – Alles, was Du willst – bist Du nun zufrieden, Du Toll-
kopf?" Er that noch immer zornig, aber Edrik hörte wohl, wie dem
Freunde die Worte so schwer aus gepreßter Kehle kamen. „Da Du nun
mal diesen sentimentalen Raptus hast – da ist meine Hand. Wenn
etwas so – Unvorschriftsmäßiges passiren sollte, so würde ich nicht ruhen
noch rasten, bis Du Deine öffentliche Anerkennung hast. Aber das ist ja
Alles Unsinn – paß auf, wie wir noch 'mal zusammen über diese Stunde
lachen werden – Du als der hochberühmte Kunstbrahmine, der sich nur so
gelegentlich zu mir simplem Mauerblümchen herabläßt –"
„Jawohl! Jawohl!" Edrik lächelte wehmüthig und drückte dem Freunde
dankbar wieder und wieder die Hand. Dann wandte er lauschend den Kopf
gegen die Thür und erhob sich, so schnell er vermochte.
„Ich glaube, da kommen sie," sagte er mit verhaltener Erregung.
„Wenn ich nur nicht immer wieder diese tollen Hoffnungen hätte! Es
kommt ja doch nichts danach –"
Indem traten die Erwarteten ein. Sie brachten einen jungen holländi-
schen Sänger mit, groß, blond und bartlos, mit eingedrückter Nase, der
soeben in der kaum eröffneten Concertsaison seine ersten Triumphe feierte.
Er verbeugte sich sehr hübsch, daß ihm das hoch aufgekämmte Haar wie ein
Weizenbüschel in die Stirn nickte, drückte Bekannten und Unbekannten die
Hände, blickte verblüfft nach der in der beginnenden Dämmerung mächtig,
fast drohend aufragenden Statue empor und sagte: „Sehr schön! sehr schön!"
worauf er den ihm wohlbekannten Holldegen bei Seite nahm und von
seinen Concerten und Anerbietungen erzählte.
Kreuß, brünett und effectvoll, führte den jungen Journalisten seinem
Collegen zu. Die Herren begrüßten einander, und der Schriftsteller brachte
sein Bedauern über die Verkürzung seiner Notiz in der Zeitung vor.

<"page166">



„Aber es schadet nichts,“ setzte er hinzu. „Wenn ich bei nächster Gelegenheit einen größeren Artikel über Sie schreibe, so erinnert sich vielleicht das Publicum, Ihrem Namen schon einmal begegnet zu sein, und liest den Auffatz um so aufmerksamer. Außerdem hatte ich ja nur erst Weniges von Ihnen gesehen –“

„Schade, daß es nun schon etwas dämmerig ist,“ konnte Edrik sich nicht enthalten zu bemerken. „Ich fürchte, Sie haben wenig Eindruck.“

„Von Ihrem neuen Werk doch wohl nicht,“ meinte der Journalist und blickte respectvoll zu der gewaltigen Jünglingsgestalt empor, die noch genügend Licht vom Fenster aus erhielt, um ihre wundervollen Proportionen zur Geltung zu bringen. Jetzt, da die übrigen Arbeiten Edriks, die an den Wänden und in den Winkeln aufgestellt waren, sich in ihrem todten Gypsweiß gleichsam ins Wesenlose zu verflüchtigen schienen, trat die riesige Thonfigur wunderbar körperhaft hervor, und nahe, wie sie den Anschauenden stand, wirkte sie fast erdrückend großartig. Die weißlichen Glanzlichter auf dem emporgerichteten Gesicht, auf Schultern, Brust und Armen gaben dem feuchten Thon ein eigenes Leben. Die geweitete Brust schien noch höher zu schwellen, das lebenselige Gesicht sich bis zum Lächeln zu verklären. Alles, was Größe, Jugend, Liebe, Arbeit, Erfolg heißt, schien Gestalt gewonnen zu haben, im höchsten Rausche des Lebens, in der seligsten Lust des Seins hinaufzujauchzen.

Das Alles empfand der junge Schriftsteller vor dem frischen Werke. Er fühlte es in dem Erschauern, mit dem nur Größe und Schönheit uns berühren, und dieser Schauer vertiefte sich noch nach einem Blick in des Künstlers schmales Gesicht, wo ein paar unheimliche rothe Flecken brannten. Denn er sah, daß die feuerfarbene Blüthe dieses Talentes aus einem Strauch hervorbrach, dessen Mark nahezu verzehrt war.

Unwillkurlich trat er ganz nahe zu Edrik heran. „Lassen Sie sich's nicht anfechten, daß ich so einsilbig bleibe,“ sagte er mit einem guten Lächeln. „Wir Leute von der Feder sind ja meist nur gescheidt, wenn wir ein weißes Blatt Papier vor uns haben. Ich hoffe, Sie werden zufriedener mit mir sein, wenn Sie meine Freude an Ihrer Arbeit erst gedruckt vor sich sehen.“

„Wann wollen Sie es schreiben? Wann kann es gedruckt sein?“ fragte Edrik rasch und dringend.

Unangenehm berührt blickte der Journalist ihn an. Daß der junge Mann aber auch so gar kein Hehl aus seiner Ungeduld machte, sich öffentlich gelobt zu sehen! Er verrieth doch allzu aufrichtig, daß der neue Bekannte ihm nur Mittel zum Zweck war. Das wirkte stark ernüchternd.

„Ich zweifle, ob es zulässig ist, vor der Concurrenzausstellung etwas über Ihr neues Werk zu veröffentlichen,“ sagte er kühler. „Ich kann ja natürlich darauf hindeuten, wenn ich über meinen Besuch in Ihrem Atelier

<"page167">



schreibe – aber ich müßte erst einmal Ihre übrigen Arbeiten sehen. Und dazu reicht heut das Tageslicht nicht mehr aus.“

„Aber – ich kann ja die Lampe anzünden... Freilich – wie Tageslicht ist das nicht –“

„Allerdings nicht. Und ich möchte Ihnen doch auf jeden Fall volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich komme bald wieder – in den nächsten Tagen.“

„Morgen!“ bat Edrik nach der Hand des Fremden greifend. Wie sein Griff brannte! Und diese Angst in den grauen Augen, die übergroß aus dem schmalen, durchsichtigen Gesicht herausflammten! Selten hatte der Schriftsteller einen so starken, anziehenden und zugleich fast unheimlichen Eindruck von einer ihm neu entgegentretenden Persönlichkeit empfangen. Diesem qualvollen Drängen gegenüber fühlte er die peinlichste Verlegenheit; er wünschte sich bald loszumachen und nicht allzu schnell wiederzukommen.

„Auf morgen kann ich mich nun gerade nicht verpflichten... Aber auf bald... Sicher!“ fügte er hinzu, als er das Feuer in Edriks Augen verlöschen und einem Ausdruck von Hoffnungslosigkeit Platz machen sah.

Edrik stand einen Augenblick stumm. Dann erst kam ihm das Unbeherrschte seines Benehmens zum Bewußtsein. Nochmals drückte er dem Journalisten die Hand und versuchte zu lächeln.

„Es ist so gütig von Ihnen; Kreuß sagt mir, daß Ihr Urtheil werthvoll sei – ich darf gewiß sehr stolz sein... Ich hoffe auch, nicht nur von Ihrem Beruf, sondern mehr noch von Ihrer Persönlichkeit zu profitiren.“

Er sagte das mit Wärme, denn der Besucher gefiel ihm. Der aber nahm diese Worte nicht für viel mehr als eine Phrase und beantwortete sie nur mit einem verbindlichen Lächeln.

Kreuß war inzwischen nervös im Atelier umhergelaufen, zerrte an
seinem schön aufgekämmten Schnurrbart und fand die ganze Geschichte
„fatzkemäßig“, wie er im Vorübergehen Kühlhardt zuraunte. Den guten
Schubitz, der sich in seiner tiefen, beglückten Verwunderung über seinen
Bilderverkauf an seinen Rockknopf gehängt und ihm geheimnißvoll von dem
großen Ereigniß erzählt hatte, schob er mit etwas ungeduldigem Lächeln
von sich.
„Ja – jawohl! Gratulire! „Susanna im Bade?“ Natürlich, machen
wir ja Alle. Bei Dir verwandelt sich so 'was natürlich in Rindfleisch...
Na, he – noch nicht fertig, Edrik? Laß Dich nur ordentlich interviewen!“
Schubitz hatte sich etwas gekränkt zurückgezogen, kletterte nun auf die
Leiter und zündete die riesige Petroleumlampe an, die unter der Decke
hing. Die neuen Bekannten betrachteten einander jetzt nochmals. Sie
nahmen auf dem Wachstuchsopha Platz, und der Journalist zog sein Notiz-
buch hervor.
„Ja – wenn Sie mir vielleicht die Hauptereignisse Ihres Lebens
mittheilen wollten – Ihren Entwickelungsgang –“


Edrik erröthete und lächelte. Das kam ihm drollig vor.
„Davon ist nicht viel zu sagen. Ich wurde vor achtundzwanzig Jahren
in Königsberg geboren – mein Vater war Kammermusiker... Dann
ging ich nach München und Paris – zu C. und F. – und dann kam
ich hierher – vor fünf Jahren. Erlebt habe ich nichts, außer –“
Er wurde dunkelroth und sagte hastig, wie gleichgiltig, ohne den
Anderen anzublicken: „Ich bin der Letzte von meiner Familie... Sie
sind Alle gestorben, Vater, Mutter und acht Geschwister – Alle an – der
Krankheit –“
Mit einer leichten, fast verstohlenen Bewegung deutete er auf seine
Brust. Dem Hörer ging langsam ein Schauder über den Körper; er fühlte
sich erbleichen. Und doch war es ihm, dem Gesunden, als ob ihm Jemand
ein schauriges Märchen erzähle – als läge das, was ihm der Andere in
scheinbarer Ruhe mittheilte, weit ab von allen Wirklichkeiten. Auch das
unterdrückte Husten des neben ihm Sitzenden machte nicht den Eindruck
gegenwärtiger Gefahr, obwohl es mit der Begleitung jener Worte eine
schicksalvolle Bedeutung gewann; dem blühenden Manne war das nur wie
das leise Donnern eines in weiter Ferne niedergehenden Gewitters.
„Na, Edrik, – wieder erkältet?“ rief Kreuß sich nähernd. „Schade
– ich wollte Euch Alle mitnehmen in's Café Renaissance. Nach dem
Theater kommen die Reyers hin. Außerdem giebt es da heute prima
Austern... Nein, Du kannst nicht? Na, da sei nicht böse, wenn wir
gehen. – Holla – wer geht mit in's Café Renaissance?“ rief er, sich
gegen die Uebrigen wendend. „Du, Kühlhardt?“
„Jch!“ sagte Wohr.
Kreuß verzog ein wenig das Gesicht. Mit Wohr sich öffentlich zu
zeigen – damit war keine Ehre einzulegen.
„Du, Kühlhardt?“ fragte er nochmals.
„Vielleicht später.“
„Ich gehe mit,“ sagte der Holländer. „Kann ich so gehe? Oder
muß ich meine Smoking anziehe?“
Schubitz lachte tief in der Kehle. Was für komische Menschen es gab!
Uebrigens wollte er nicht mit, wie er Holldegen leise zu verstehen gab. Er
hatte sich ein wenig über Kreuß geärgert; überhaupt – dem war das Glück
nicht gut bekommen. Es war ihm etwas von einem „Snob“ angeflogen,
manchmal wenigstens; und so launisch und herrisch wie er war! Sicher
würde er auch jetzt den Journalisten nicht mitgebracht haben, wenn Edrik
gesund wäre. So spielte er auch einmal den Großmüthigen. Im Grunde
hätte er schon viel früher etwas für Edrik thun können. Das war so
seine, Schubitzens, unmaßgebliche Meinung – nichts für ungut!
„Bist gar nicht so dumm, Schubitzle!“ sagte Holldegen nickend.
„Jeder hat 'mal seine lichten Momente,“ meinte Schubitz mit seinem
Schalksgesicht.


Er blickte nach Edrik, der gegen den Thürpfosten gelehnt stand, während
die Sechs gingen. Es war kein Zweifel – Edrik fühlte sich sehr schlecht;
nur mit Mühe schien er sich aufrecht zu halten. Die Anderen kannten ihn
nicht so genau; aber ihm, Schubitz, entging kein Anzeichen. Er mußte
sofort zu Bett, sobald die Uebrigen fort waren, und er wollte einstweilen
bei ihm bleiben, ihm vielleicht kalte Umschläge auf die Brust machen.
Darin war er in den drei Jahren, daß sie in einem Hause lebten, so ge-
schickt geworden, wie eine barmherzige Schwester. –

„Ihr Freund ist ein genialer Mensch – wirklich, ein riesig genialer
Mensch!“ sagte der Journalist, kaum daß er die Atelierthür hinter sich zu-
gezogen hatte. „Es ist viel, Temperament und seelische Tiefe zugleich zu
haben. In der Persönlichkeit selbst wirkt es bei ihm fast als ein Zuviel.“
„Ach Gott – na!“ machte Kreuß. „Ja, gewiß, er kann 'was. Ob-
wohl er nicht so künstlerisch sicher ist, wie Sie glauben. Da quängelt er
an der linken Hand herum... Ich habe ihm gesagt, er soll sie im höchsten
Jubel hinauflangen lassen. Aber er will nicht. Er sagt, das würde zu
superlativisch wirken, und das mag er nicht. Als ob in dem Begriff
„Lebensfreudigkeit“ nicht ein superlativisches Empfinden läge, das garnicht
machtvoll genug betont werden kann!“
„Ich finde, er hat das richtige Gefühl,“ sagte Kühlhardt. „Der
zurückgeworfene Kopf und die geweitete Brust sagt alles das, was gesagt
werden muß. Der Arm soll in der Aufwärtsbewegung sein, aber nicht
schon oben. Das wäre so viel wie Schmalz auf Speck streichen.“
Die Anderen mischten sich hinein, für und wider. Sie stolperten
über den langen, mangelhaft beleuchteten Hof, der von Hämmern und
sausenden Rädern dröhnte. Wohr fluchte über jedes Stückchen Holz, das
im Wege lag; dazwischen hielt der Sänger einen Excurs über holländische
Reinlichkeit im Vergleich zu deutscher Nachlässigkeit. Die Uebrigen sprachen
von Kunst.
Plötzlich hinter ihnen ein Ruf – fast ein Schreien:
„Kühlhardt! Kühlhardt! Holldegen – um Gotteswillen!“
Erschrocken blieben sie stehen. Schubitz kam barhaupt hinter ihnen
drein gekeucht.
„Um Gotteswillen – er stirbt! Edrik stirbt! Ich weiß mir nicht zu
helfen! Lauf Einer zum Arzt – da der Doctor – Herrgott, wie heißt
er gleich – er soll eine Wärterin mitbringen. Es ist viel schlimmer als
neulich, das sagte der Arzt schon das letzte Mal: wenn es wieder käme,
wär' Alles aus – er müßte sich schonen... Und nun hat er sich caput
gearbeitet –“
Die Stimme brach ihm. Holldegen mit seinen langen Beinen war
schon verschwunden; er kannte Edriks Arzt. Mit einem kurzen „Adieu“
war zugleich Kühlhardt nach dem Atelier zurückgeeilt; die Uebrigen standen
erschüttert da und boten sich zur Hilfe an, ohne sich vom Flecke zu rühren.

<"page170">

„Nein – geht nur, wenn Kühlhardt da ist – das genügt. Geht
nur – ich muß wieder zu ihm –“
Auch Schubitz verschwand in der Dunkelheit.
„Achott – srecklich!“ sagte der Holländer. „Aber wenn wir niet
helfe könne, so wolle wir laufe.“
Der Journalist hatte Kreuß beim Arm gepackt. „Wollen wir nicht
zurück?“ sagte er mit zitternder Stimme.
Kreuß, stark erschüttert, stand einen Augenblick nachdenkend.
„Sie nicht,“ sagte er dann. „Aber ich. Ich will ihm seine Statue
anfeuchten und einschlagen und ihn wegen des Abgypsens beruhigen. Dann
kriegt er vielleicht wenigstens ein bischen Gemüthsruhe... Ruysmans –
Wohr – ich bitte Euch, geht mit dem Doctor in's „Renaissance“. Ich
bringe Euch Nachricht, sobald der Arzt sich ausgesprochen hat.“
Er drückte den Dreien die Hände und eilte hinter Kühlhardt und
Schubitz her in's Atelier zurück.
Still und gedrückt gingen die Uebrigen davon. Nur hin und wieder
wechselten sie ein kurzes Wort, bis Wohr den Muth hatte, von Edrik zu
sprechen. Im Café saßen sie hinter ihren Gläsern und blickten von Zeit
zu Zeit nach der Uhr. Dem Journalisten begann es spät zu werden; er
mußte noch in die Redaction wegen der letzten Depeschen. Aber er hatte
keine Ruhe, zu gehen, bevor er Kreuß gesprochen. Seine Theilnahme war
zu heftig erregt; das ganze Erlebniß: die kurze, eindrucksvolle Bekanntschaft
mit einem starken Künstler und Menschen, und Schlag auf Schlag
dessen schwere Krankheit, vielleicht sein Tod, nur wenige Minuten nachdem
er ihn verlassen – ergriff ihn gewaltsam, schien ihm etwas Bedeutendes
und unheimlich Großes. Mit einem Schauder dachte er daran, wie der
Unglückliche sich in seiner Gegenwart zusammengenommen, wie er bis zum
letzten Augenblicke gegen den Anfall der furchtbaren Krankheit gekämpft.
Dazwischen schob der Holländer ihm irgend ein Blatt zu, eine Notiz, die
er lesen, eine Zeichnung, die er sehen sollte. Dann kam irgend ein Be-
kannter von einem der anderen Tische herüber, schwatzte und lachte und
brachte ihn momentan auf andere Gedanken. Wohr erzählte abermals von
Edrik, Einzelnes über seinen Charakter, seine Art, sich zu geben, seinen
leidenschaftlichen Durst nach Anerkennung. Er meinte, eine starke Stimme
wolle eben auch einen starken Widerhall hören. Er sprach Alles in einem
gedämpften Tone, der mit seiner sonstigen Heftigkeit contrastirte und einen

Eindruck machte, als spräche er bereits von einem Todten. Sie hatten ja Alle gewußt, daß er die Dreißig nicht erreichen würde, und er selbst hatte es gefühlt, da war kein Zweifel. Daher dieses Arbeitsfieber. Ein Jammer, ein Jammer war es um einen so begabten Jungen.
Wie denn sein Verhältniß zu den Frauen gewesen sei.
O – da hatte er große Ansprüche gemacht. Zu Anfang einer Bekannschaft war er zuweilen Feuer und Flamme gewesen; aber dann war

<"page171">

er sofort wieder kühl geworden, oft geradezu abstoßend. Er hatte immer etwas Besonderes gesucht; Kühlhardt habe oft behauptet, Edrik warte auf die große Leidenschaft. Jedenfalls sei er für Tändelei und anspruchsloses Amüsement nicht zu haben gewesen.
Der Holländer fing dazwischen an, von den Reyers zu sprechen, einem Künstlerehepaar. Er war Sänger und sie Schauspielerin, Beide am Theater angestellt. Der Journalist fing an, sehr unruhig zu werden. Noch zehn Minuten – dann mußte er in die Redaction – es war der letzte Termin. Es war bald neun Uhr Abends, und er wollte im Bureau nicht mit dem Theaterkritiker zusammentreffen, mit dem er böse war; außerdem hatte der Feuilleton-Chef ihn auf neun Uhr hinbestellt; es lag etwas Wichtiges zu bereden vor.
Der Kellner half ihm bereits in den Ueberrock, als Kreuß endlich erschien, bleich und mit nervös zuckenden Augenbrauen. Wohr und der Journalist gingen ihm schnell entgegen, und er zog sie sofort mit sich aus dem Local, während der Holländer, der ihn nicht hatte kommen sehen, am Tisch eines seiner Bekannten zurückblieb.
Es war herbstlich kühl und feucht draußen. Unter den Laternen glänzte das nasse Pflaster, auf dem die letzten zertretenen Blätter der Ahornbäume vergingen.
„Sie haben Ihrer Zeitung gleich etwas Neues zu melden," sagte er rauh. „Der Arzt sagt, er überlebe die Nacht nicht... Was soll ich Euch da schreckliche Beschreibungen machen! Ein Elend ist es... Sorgen Sie für einen schönen Nachruf, Doctor; der arme Kerl hat es verdient... Er war doch ein ganzer Künstler –"
Wohr markirte ein Räuspern, um eine Art Schluchzen zu verdecken, das ihm die Kehle zerkrampfte. Er wußte, daß Kreuß nicht immer so gerecht gegen Edriks Talent gewesen war, besonders wenn die Anderen es so hoch erhoben hatten; und das drückte ihn jetzt, das wollte er in diesem Augenblicke am liebsten vor sich selbst und vor den Freunden verwischen.
„Gott im Himmel," sagte der Schriftsteller niedergeschmettert, „Gott im Himmel!"
Also aus, wirklich aus! Und vor wenigen Stunden hatte er noch mit ihm gesprochen, hatte die heiße Hand gedrückt, die nun vielleicht schon im Erkalten war!
„Alle die Ehren soll er haben, nach denen er so sehnsüchtig war!" murmelte Kreuß zwischen den Zähnen, mehr zu sich, als zu den beiden Anderen, zwischen denen er mit raschen Schritten dahinging. „Ich laufe in die übrigen Redactionen. Sie sollen ein Hallelujah singen, daß so ein Talent existirte. Sie sollen sich die Füße ablaufen, um seine Sachen zu sehen. Der Kunstverein soll eine Separatausstellung machen. Ich will sie schon zwiebeln, daß sie die Zähne von einander thun und Hymnen brüllen,

<"page172">

die Schlafmützen... Das Grab soll man vor lauter Lorbeeren nicht sehen können – das schwör' ich!"
„Da ist ein Postamt... Könnte man es nicht so'n paar Zeitungen gleich telephoniren?" fragte Wohr, durch Kreuß' Leidenschaft fortgerissen.
„Ja, das ist wahr. Ich gehe da hinein."
„Ich muß in mein Bureau. Adieu, lieber Kreuß, – Sie sollen mit mir zufrieden sein. Adieu, Herr Wohr!"
Sie trennten sich. Die beiden Künstler betraten das Postamt; der Journalist eilte seiner Redaction zu, mit tief bewegter Seele. Ja, er wollte schreiben, wie kein Anderer. Morgen sollte die Stadt es wissen und dann die ganze Welt, wer ihr gestorben war. Die Tragödie des unbekannten Genies wollte er schreiben, des Feuergeistes, der alle Kräfte anspannt, um das, wovon seine glühende Seele voll ist, hinauszurufen in eine Welt, die ihm nicht antwortet, die kein Echo hat für ihn. Und die Stimme wird heiser vom vergeblichen Rufen, die Brust, aus der sie sich emporringt, stöhnt nach Athem, und im letzten verzweifelten Ruf springt das arme, einsame Herz...
Wer Ohren hat, der soll hören – wer eine Seele hat, dem soll sie erbeben. So hat er nie geschrieben, wie er heute schreiben wird...

2k 2:
2k
Während der Nacht noch hatte der Nebel sich vollends gesenkt, und
die Sterne waren hervorgekommen, wundersam blank, wie frisch geputzt.
Schubitz hatte es schon um drei Uhr Nachts bemerkt, da er den Arzt
und Kühlhardt hinausbegleitet hatte, und so wunderte er sich nicht, daß
ihm, als er auf dem Wachstuchsopha in Edriks Atelier erwachte und sich
fröstelnd schüttelte, ein Streifchen herbstliche Morgensonne in die blinzelnden
Augen schien. Rasch richtete er sich empor und horchte nach dem Neben-
zimmer, zu dem vom Atelier ein paar Stufen emporführten. Dort war
Alles still. Aber es war doch irgend ein Geräusch gewesen, von dem er
erwacht er! Ja, richtig, es hatte leise an die vom Hofe hereinführende
Eingangsthür geklopft, und jetzt hörte er auch den leise kreischenden Ton
des sich bewegenden Thürdrückers. Er hatte Nachts natürlich zugeschlossen.
Während er zur Thür ging, zog er die Uhr. Halb neun – alle Wetter!
Solch eine miserable Schlafratze – nach solchen Aufregungen – eine
Schande – wahrhaftig!
Vorsichtig, um möglichst wenig Geräusch zu machen, drehte er den
Schlüssel herum. Sofort gab die Thür dem von außen kommenden Drucke
nach, so daß der Einlaß Begehrende mit mehr Eile als Grazie über die
Schwelle stolperte und fast gefallen wäre. Es war Kreuß, übernächtig und
bleich, wiewohl mit der üblichen Sorgfalt gekleidet, einen Pack Zeitungen
Unter dem Arm.

<"page173">

„Ich suchte Dich oben in Deiner Bude," sagte er mit unterdrückter
Stimme. „Wann war – war es – zu Ende? Kam er noch einmal
zum Bewußtsein?"
Schubitz ließ einige Secunden verstreichen, bevor er antwortete. Er
zerrte an seinem Schnurrbart, der trübseliger als je herabhing, nagte die
Oberlippe und sagte schließlich fast verlegen:
„Ja – die Sache ist die... Er ist so jung, weißt Du, da wehrt
sich die Natur möglichst lange... Es kann noch ein paar Tage dauern,
sagt der Arzt."
Es klang fast entschuldigend.
Kreuß' Augen öffneten sich so weit, daß das Weiße über dem schwarzen
Augapfel erschien, und sein Gesicht wurde grünweiß. Schubitz schien es,
als wanke er; er faßte ihm schnell unter dem Arm und führte ihn nach
dem Wachstuchsopha, dessen Polster noch die Beulen aufwies, die er ihm
während seines Morgenschlafes beigebracht hatte.
„Du willst doch nicht sagen, daß er – noch lebt?" brachte Kreuß
über die erblaßten, zitternden Lippen.
„Ja, sicher lebt er noch. Sonst wäre die Pflegeschwester heraus-
gekommen und hätte mich gerufen. Es ist so still da, – wahrscheinlich
schläft er noch. Der Arzt war selbst ganz starr, als der Anfall nachließ,
und nach dem Blutverlust sich Schlaf einstellte. Natürlich – Hoffnung ist
keine. Aus dem Bette kommt er nicht mehr lebendig heraus..."
Seine Stimme zitterte; er zog ein roth und gelb bedrucktes riesiges
Taschentuch hervor und schnäuzte sich möglichst leise.
Kreuß saß wie gelähmt. Der Ausdruck des Entsetzens in seinem
schönen, sinnlichen Gesicht, das jede Gemüthsregung gleich deutlich wider-
spiegelte, machte dem einer großen Erschlaffung Platz. Er ließ den Kopf
gegen die Sophalehne zurücksinken und schloß einen Moment die Augen. Ohne
sie zu öffnen, reichte er Schubitz das Zeitungspacket hin und sagte müde:
„Da sind die Nekrologe!"
Schubitz nahm das Dargereichte zögernd in Empfang und dachte einen
Augenblick über die Bedeutung des Wortes „Nekrologe" nach. Dann
öffnete er das erste beste Blatt, und sein erster Blick fiel auf die Rubrik
„Kunst und Wissenschaft" unter dem Strich. Da stand zu lesen: Tod
eines hiesigen Künstlers. Eine der glänzendsten Erscheinungen unserer
jugendlichen Künstlerschaft, der achtundzwanzigjährige Bildhauer Heinrich
Allmuth, in seinem Freundeskreise unter dem Namen Edrik bekannt, ist in
der vergangenen Nacht einem heimtückischen Leiden erlegen. In weiteren
Kreisen noch kaum genannt, hat der hochbegabte Künstler es nicht mehr er-
lebt, für die machtvolle Intensität seines Schaffens, seiner bedeutenden
Persönlichkeit das Echo zu finden, das –"
Schubitz blickte nach Kreuß, der erschlafft in der Sophaecke lehnte, und
schüttelte den Kopf.


<"page174">

„Die Größe seiner künstlerischen Individualität tritt, wie man uns

sagt, am eindruckvollsten, in der Figur der „Lebensfreudigkeit“ hervor, die,
im Thonmodell glücklicherweise bereits vollendet, zur Theilnahme an der
bekannten, für den ersten December ausgeschriebenen Concurrenz bestimmt ist.“
Schubitz legte die Zeitung still bei Seite und nahm das zweite Blatt
zur Hand. Es war die „Neuzeit“. Ein großer Artikel, ein ganzer Aufsatz
nahm sämmtliche acht Spalten unter dem Strich ein. Seine Ueberschrift
war: „Edrik †“.
Eine Gestalt war geschildert, eine genialische, weitstrebende und gewaltig
empfindende Persönlichkeit. Schon vor dem Knaben schwebt in Feuer-
träumen der Genius des Ruhmes, groß, lockend, mit jenem Lächeln, das
verzaubert und verführt. Aufwärts, aufwärts schwebt er und winkt, und den
Blick nach oben gerichtet, strebt der Bezauberte hinterdrein, über Felsen
und Klüfte, über steinige Felder, wo sein Blut seine Spur bezeichnet.
Weiter, weiter hinauf! Alle bleiben hinter ihm zurück; selbst den Blicken
der Welt da drunten ist seine Bahn zu schwindelig, und der Himmel droben
blendet ihre Fledermausaugen. Er ruft – und sie hören nicht. Und ihm
bangt da droben so allein; wenn er eine neue Höhe erklommen hat und
jauchzend seine Mütze schwingt, so antwortet ihm nichts! Wie er sich nach
Menschen sehnt, die seine Höhe mit ihm genießen, die ihm folgen auf seiner
Bahn! Vielleicht ist er noch nicht hoch genug? Vielleicht, wenn er den
allerhöchsten Gipfel erklommen hat, und der Blick auf die ganze Weite
ringsum sich öffnet – vielleicht dann erblicken sie ihn hoch oben und
kommen ihm nach? Weiter also, immer noch weiter! Aber seine Kräfte
verlassen ihn. Auf ihm liegt die Bürde einer furchtbaren Erbschaft; auf
seinem Wege hat er Todte gefunden, die einst unter der gleichen Last zu-
sammengebrochen sind – die Leichen der Seinen. Und auch diese Er-
innerung lastet auf den schwachen Schultern, auch diese muß er mit-
schleppen auf seinem steilen Aufstieg... Vor ihm liegt die Höhe. Gleich
– gleich ist er oben – gleich öffnet sich der unendliche Blick in die Runde.
Gleich müssen sie ihn sehen, wie er droben steht, werden sie ihm zujauchzen,
eine drängende Schaar, wachsend mit jeder Secunde; lauter und lauter
schwillt ihr Jubelgeschrei an –
Und in diesem Augenblick taumelt er. Schon oft glaubte er zusammen-
zusinken; aber mit aller Kraft hat er sich immer wieder emporgehoben.
Nun ist diese Kraft zu Ende. Die Höhe hat er erklommen; aber der Ruf,
der Jenen drunten ein Zeichen sein soll, ist zugleich sein Todesschrei...
Eine mächtige Erschütterung schien dem Schreiber dieser Worte die
Feder in die Hand gedrückt zu haben. Es war wie ein Ausbruch von Be-
wunderung, Mitleid und Entrüstung, und selbst in den ruhiger gehaltenen
biographischen Daten und Anekdoten, die sich dieser phantastischen Einleitung
anschlossen, bebte ein Theil dieser Empfindungen. Edrik todt! Ein
Durstiger verschmachtet vor der umgitterten Quelle, deren Wächter schlafen!

<"page175">

Schließlich eine Beschreibung des Ateliers, eine flüchtige Betrachtung
der hinterlassenen Werke des Künstlers, und als letztes die großartige Gestalt
der „Lebensfreudigkeit“. Hier schwang sich der Stil des Autors wiederum
zur Poesie empor. Wie eine Hymne klang der Aufsatz mit der begeisterungs-
heißen Schilderung dieser Wunderschöpfung aus.
„Hm!“ machte Schubitz und wiederholte die vorsichtige Handhabung
seines Taschentuches, das er auch wie beiläufig über die Augen führte.
Kreuß gab sich einen Ruck und richtete sich auf.
„Was denn nun – um Himmels willen?“ fragte er leise, während
er die Hand nach dem Zeitungspackete ausstreckte. „Gieb doch! Die
beiden anderen kannst Du ein andermal lesen. Die übrigen Blätter kommen
sämmtlich nach, theils Mittags, theils Abends. Ein ganzes Feuerwerk von
Huldigungen... Wie kann man denn da widerrufen?! Mir steht der
Verstand still. Gieb doch!“
Er zerrte an den Zeitungen, die Schubitz fest in der Hand behielt.
„Wenn er wohl genug ist, zeig' ich ihm das,“ sagte er bedächtig.
Kreuß fuhr auf. „Bist Du verrückt?“
„Ach, was – verrückt! Das kannst Du ihm wahrhaftig gönnen.
Er weiß ganz genau, daß es mit ihm vorbei ist. Und wenn er das liest,
ist er wenigstens einmal so recht von Herzen glücklich gewesen. Denk nur
'mal d'rüber nach!“
Kreuß war aufgesprungen und mit den Händen in den Taschen ein
paar Mal auf- und abgegangen. Schubitz folgte ihm mit den Augen.
„Ja – in Deinen Augen bin ich ja nur ein dummer Kerl,“ fuhr er
fort, während der Aerger von gestern in einer ganz schwachen Auflage noch
einmal in ihm auflebte. „Bei mir verwandelt sich Alles in Rindfleisch –
ich weiß wohl. Bin auch nix Besonderes vielleicht. Aber Edrik kenn' ich.
Den kenn' ich.“.
„Ach was –!“ machte Kreuß ein wenig verlegen. „Du bist ein

ordentlicher Kerl – das weiß ich ganz gut, wenn ich auch 'mal 'n faulen
Witz mache. Aber – das – mit den Zeitungen... Hör' 'mal –
wenn ihn dann die Aufregung umbringt – gerade Du bist so Einer, der
sich das nie verzeiht.“
„Ich würd' es mir nicht verzeihen, ihn so sterben zu lassen – ohne
daß er dies gesehen hat. Das mit der falschen Todesnachricht – da
macht man einen Ulk d'raus. Das kann man ihm schon beibringen –
laß mich nur!“
Kreuß war vor der Thonstatue stehen geblieben, die er selbst gestern
Abend in Tücher eingeschlagen hatte. Sie waren trocken geworden.
Mechanisch tauchte er die Spritze in den noch halb gefüllten Wasserkübel,
ging um die Statue herum und feuchtete sie an.
„Die müssen wir auch bald auswickeln,“ sagte er nach einer Weile.
„Auf dieses Zeitungshalloh wird das Volk schon kommen, wie die Fische


<"page176">

nach dem Köder.“ Er sah sich um. „Und die übrigen Arbeiten ein bischen
effectvoll gruppiren. Dazu hat er nie Chic gehabt.“
„Nee – sich in Scene setzen – wenn er das gekonnt hätte, wär' er
früher dran gekommen. Nur leise! Ich helfe! Sag mir nur, was ich
thun soll.“
„Hm... Wir müßten ein bischen Zeugs zum Drapiren haben.
Und wenn wir was für den Geschmack der lieben Menge thun wollen,
könnten ein paar Palmen und dergleichen nicht schaden...“
„Allerlei hübsche Stoffe hab' ich oben in meinem Atelier,“ sagte
Schubitz. „Und was so – Grünzeugs anbetrifft –: unserer Wirthin ihr
Mann ist Gärtner. Da schic' ich den kleinen Bengel in die Gärtnerei –
der kann was bestellen.“
„Famos! Na, dann nur los. Hol' Deinen Kram herunter, wir
suchen das Passende aus. Und schick' den Jungen fort. Von elf Uhr an
steh ich für nichts!“
:: :: 2:
Die Sonne war weiter um das Haus gewandert. Jetzt fiel, als
Ankündigung ihres Kommens, ein heller Reflex ins Krankenzimmer.
Zwischen Traum und Wachen hatte der Kranke gelegen, tödtlich schwach
von dem furchtbaren Blutverlust. Was war das Kalte nur, was auf seiner
Brust lag? Gestern hatte es doch so gebrannt... Eine riesige kalte Hand
lag jetzt da, die Hand eines übermenschlich großen Wesens, ruhig und
kühlend. Er sah den Handrücken und alle fünf Finger, riesenhaft und doch
edel gebildet, ganz nahe vor seinen Augen, fühlte sie mit leichtem, wohligem
Druck auf seiner Brust... Nein, es war ja gar keine Hand! Eine
Schlange war es, zusammengeringelt lag sie da, er fühlte die Kälte ihres
glatten Körpers bis ins Herz hinunter...
Rufen! Schreien! Nehmt mir doch das Ungeheuer fort – nehmt mir
die Schlange fort – nehmt –
„Nicht reden, Herr Edrik!“ Jemand beugt sich über ihn, etwas
Kaltes gleitet über seine trockenen Lippen – ein Eisstückchen und Milch.
Mit großen Augen blickt er in das ruhige, nicht mehr junge Frauengesicht
empor, das so dicht über dem seinen ist, und dann sucht er auf seiner
Brust nach der Schlange... Ach, das muß ein Traum gewesen sein!
Schlange –! Das ist ja ein Eisbeutel! Und so hell ist es im Zimmer!
Nebenan im Atelier muß jetzt die Sonne stehen. Das ist doch hübsch, daß
die Sonne scheint. Wenn er nur nicht wieder krank wäre! Diesmal ist
es ganz schlimm, das weiß er. Diesmal kommt er nicht mehr auf. Und
er möchte doch so gern wenigstens erst seine Concurrenzarbeit abliefern.
Das Gypsen – diese gräßliche Gypsklexerei – ob ihm das wohl Kreuß
zu Gefallen thut? Es ist viel verlangt, und Kreuß ist so launisch. Manch-
mal zweifelt er wirklich an seiner Freundschaft...

<"page177">

Wenn nur Schubitz da wäre! Da lassen sie ihn nun mit dieser
fremden Person allein, die ihn Herr Edrik nennt; jedenfalls weiß sie nicht,
daß er einen anderen Namen hat...
Und was ist das nur nebenan für ein Gemurmel? Er soll nicht
sprechen – das ist wirklich zum Verzweifeln. Es scheinen Leute in seinem
Atelier zu sein. Und solch ein sonderbares Rücken und Schieben – Herr-
gott, wenn sie ihm nur nichts an seinen Sachen verderben!
Ob der Fremde von gestern wohl wirklich etwas schreibt? Er wollte
ja erst wiederkommen und die übrigen Werke sehen... Das kennt man
schon. Das thut solch ein Zeitungsmann nicht – der hat keine Zeit.
Zuerst sind sie Feuer und Flamme und versprechen das Blaue vom Himmel

herunter... Keine Hoffnung! Und draußen ist doch Sonnenschein! Ja
draußen – nur nicht bei ihm. Ueberall scheint sie, die große liebreiche
Mutter, und sie ist nicht schuld, wenn ihr die Menschen den Eingang ver-
bauen mit hohen grauen Mauern. Sonne! Sonne – ich will in der
Sonne sterben!
Da – jetzt ist die Pflegeschwester an der Thür. Sie öffnet sie –
Gott – was ist das? Immer noch Traum? Dort ist ja das Atelier
– nein, es ist nicht mehr da – was haben sie gemacht – und wer sind
alle diese Leute?
Mitten in einem mächtigen breiten Sonnenstreifen, der dreist und un-
gehemmt in's Atelierfenster fällt, steht eine ganz junge, ganz schlanke weib-
liche Gestalt, genau im Profil, und blickt aufmerksam nach der Richtung
hin, wo, wie er weiß, seine „Lebensfreudigkeit“ steht. Sie ist in ein
mildes Blaugrau gekleidet und hat ein Matrosenhütchen auf, unter dem
ein üppiger, fast spitz zulaufender rothbrauner Haarknoten aus einem Ge-
kräusel sonnwergoldeter Härchen sich vordrängt. Der Teint leuchtet wie
durchsonnter Alabaster. Das reine, etwas kecke Profil zeigt einen ehrfürchtig
bewegten Ausdruck. Hinter ihr sieht er noch andere Fremde sich bewegen.
Ein Gemurmel unterdrückter Stimmen; dann die von Kreuß, unverkennbar
mit dem leichten Zungenanstoß: „Sehen, gnädiges Fräulein – diesen
höchsten Lebensausdruck in der Haltung – in den Zügen –“
Und zugleich ein Stück Mannsärmel und eine weisende Hand, die
Kreuß gehört, vor dem Thürausschnitt, über dem Häubchen der Pflege-
schwester, die leise hinausspricht. Dahinter aber ein großer Lorbeerbaum
und ein Stück seiner Dejanira, die offenbar garnicht an ihrem Platz steht,
und ein Streifchen von dem herrlichen Brocatstoff, den Schubitz sonst immer
so sorglich in einer seiner Atelierschubladen aufbewahrt. Und da hinten
noch irgend etwas; er sieht allerdings nur eine gypserne Schnurrbartspitze
– also die Porträtbüste Holldegens, die er einmal in einem lustigen
Stündchen in Eile zusammenknetete, und die deshalb so lebens- und humor-
voll gerathen ist –

<"page178">

Hat Schubitz den Verstand verloren? Und wo kommen die fremden
Leute her, die da blitzschnell, wie es ihm scheint, an dem Thürspalt vorüber-
schwirren? Eine ältere Dame, sehr vornehm, scheint dem bezaubernden
jungen Mädchen ein wenig zu gleichen, zu der sein Blick immer wieder
zurückkehrt. Du süße, reine, leuchtende Jugend – Du edelste Frische!
Geh nicht – geh nicht fort! Und jetzt öffnet sich der feine Mund, und
eine selbst in ihrer Gedämpftheit noch helle, liebliche Stimme sagt: „Wenn
ich ihn doch gekannt hätte –! Nicht wahr, Mama – wenn wir doch den
großen Künstler gekannt hätten!“
Und eine etwas tiefere weibliche Stimme antwortet: „Ja – das ist
zu traurig! Warum haben Sie ihn uns eigentlich nie gebracht, lieber
Herr Kreuß?“
Licht – Licht! Das ganze Atelier ist golden. Von wem sprechen
sie? Von einem Todten? Hat der Tod noch Träume – solche Gold-
träume wie diesen?
Der große Künstler! Dieses goldene Kind hat ihn einen großen
Künstler genannt, ja, ihn – wen sonst?
Und nun tritt Schubitz in den Thürspalt und zieht die Thür hinter
sich zu. Der Sonnenglanz ist verschwunden, das Paradies und sein schönster
Engel ist wie nicht gewesen..
„Nicht sprechen, nicht sprechen, Herr Edrik!“ warnt die Pflegerin von
Neuem, als sie den gespannten Gesichtsausdruck ihres Kranken bemerkt.
Er bewegt ein wenig die Hand, die auf der Bettdecke liegt; sie weist
nach der Thür.
Schubitz nickt beruhigend. Er beginnt allerlei Geberden zu machen,
augenscheinlich in dem Wahn, daß auch ihm das Reden verboten sei.
„Sie dürfen schon was sagen, Herr Schumann!“ lächelte die Schwester.
„Schubitz!“ verbessert er entschuldigend und weist, um sich zu legi-
timiren, auf eines seiner Werke, das an der grün-grau gestrichenen Wand
hängt: einen unendlich sanft und dumm dreinblickenden Kuhkopf mit einer
verblüffend weichen, feuchten Schnauze. Die Schwester, die den Zusammen-
hang nicht gleich faßt, blickt etwas verwundert und nicht ohne ein ver-
bissenes Lachen darein.
Schubitz setzt sich an des Freundes Bett, streichelt ihm die magere
Hand und zieht sodann ein Packet Zeitungen aus der Tasche.
„Ja – nun wundert sich unser kleiner Edrik!“ beginnt er halblaut,
in einem Tone, als spräche er mit einem Baby. „Ist 'ne komische Sache
– he? Hast Du die Leute gesehen? Und die dollen Veranstaltungen?
Ja, stell' Dir nur vor: Kreuß hat einen dollen Streich ausgeheckt, so'n
verrücktes Huhn! Nimmt die Gelegenheit wahr, daß Du nicht so ganz

wohl bist, und läuft gestern Abend in alle Zeitungen und meldet – Na, rathe 'mal, was! Meldet, Du wärest hin, futsch – einfach dotgestorben! Hast Du je etwas so Hirnverbranntes gehört? Aber die Idee war

<"page179">

glänzend. Alle Zeitungen haben plötzlich die riesigsten Entzückungsschreie über Dich ausgestoßen, und wir haben das Atelier geschmückt, wie eine königliche Sammlung, und führen da nun die Leute drin spazieren. Die fallen natürlich Alle auf den Rücken vor Staunen, daß so was in unserer lieben Stadt existirt, ohne daß sie bisher etwas davon geschnuppert haben, Na, was sagst Du nu, Männeken? Wenn Du wieder aufstehst, bist Du ein berühmter Mann. Freue Dich, Junge! Ich könnte an der Wand in die Höhe vor Vergnügen!"

Was dem guten Schubitz da plötzlich über beide Wangen lief und, ehe er noch das herrliche rothgelbe Taschentuch gezogen hatte, auf die Weste tropfte, konnten allerdings Freudenthränen sein. Es stand nicht daran geschrieben, ob sie aus dem Quell der Freude oder aus dem des Kummers kamen. Schnell mußte das Rothgelbe die Spuren verwischen, und dazu murmelte er: „Thränen muß man lachen – wahrhaftig, Thränen!"

Aber als er den Blick auf den Freund zu richten wagte, blickten dessen große Augen ihn so dankbar und wissend an, daß er sich schnell mit den Zeitungen zu thun machte. Aber doch mußte er wieder und wieder hin- blicken. Denn eine stille Verklärung breitete sich über das durchsichtige Gesicht, eine große, selige Verwunderung. Eine der auf dem Bette liegenden Hände öffnete sich verlangend und umschloß die schnell und verlegen dar- gereichte des Malers mit schwachem feuchten Druck..

War denn das nicht ein Traum? Konnte das wahr sein? Wieder sah Edrik im Geiste die frische, feine Mädchenerscheinung vor sich, die in seinem durchsonnten Atelier, zwischen seinen Bildwerken stand. Sie war ihm wie eine Verkörperung der reinen, wundervollen Freude, die wie eine neue Schwäche nun zugleich als eine unbekannte Kraft zu ihm kam, über ihn hinströmte, ihn durchdrang. Freudenthränen –? Die hatte er auch, echtere als der Freund, dessen Schmerz er so deutlich empfand. Seine Augen füllten sich, zu beiden Seiten lief ihm das Glück feucht über die Schläfen auf das Kissen.

Er schloß die nassen Lider und hörte, was Schubitz ihm vorlas.

Wie, man kannte ihn? Man wußte, daß er gelebt hatte, daß er ein Künstler war, bei dem Hand und Seele eins ist? Man erzählte von seinen Werken, man beklagte bitter seinen frühen Heimgang, seine Ent- täuschungen – man machte leidenschaftlich auf ihn aufmerksam – man forderte, daß man dem Todten die Schuld abtrage, die man dem Lebenden nicht gezahlt. Man kannte seinen heißen Durst nach Verständniß und An- erkennung! Wie war das möglich? Wer hatte ihm so in die Träume hinein gespäht? Eine tiefe Scham kam über ihn, die Scham dessen, der tausend Augen auf seine nackte Seele gerichtet sieht. Aber sie quälte ihn nur eine Secunde. Es war ja der Tod, der ernst und rein, mit einer großen Bewegung die hüllenden Tücher von seinem Innern gezogen und mit ruhiger Hand daraufhin deutete. Der Tod, den er gefürchtet als den

<"page180">

Mäher unreifen Korns, war sein Freund! Ja, das ist wahr – er hatte immer Glück in seinen Freundschaften gehabt.

Es gab bessere Leser als Schubitz, der weder eine modulationsfähige Stimme hatte, noch mit Fremdwörtern und seltenen Ausdrücken auf dem besten Fuße stand. Aber von keinem Anderen hätte er diese Worte hören mögen. Und diese Augen, mit denen bei einer besonders eindrucksvollen Stelle der Leser aufblickte, um den Effect auf den Hörer zu beobachten! Dieser Triumph in seinen Mienen! Dies plötzliche Abbrechen der Stimme, dem ein Räuspern, ein Schlucken, eine Entfaltung der rothgelben Fahne nebst dazugehörigem Tuschblasen folgte! Der stille, bleiche Kranke genoß Alles das wie ein Feinschmecker. Das Lächeln wich nicht mehr von den hohlen Zügen. Es war zu schön, zu göttlich schön; es war wie die Küsse eines geliebten Mundes, der sich ihm bis zu dieser Stunde versagt hatte, um ihn nun reicher, als er je geahnt, zu belohnen.

Jetzt, da es Abschied nahm, schenkte sich ihm das Leben.

Er hatte keine Bitterkeit mehr für diesen Gedanken. Höheres gab es ja nicht, als diesen Augenblick; und ob solch ein Augenblick fünfzig Jahre oder eine Stunde dauert – ist das nicht gleich? Nur wissen, warum man gelebt hat, – nur wissen, daß das Beste in uns unsere Athemkraft über- dauert, – nur ein Gesicht gesehen zu haben, wie jenes süße Mädchen- gesicht, leuchtend im Widerschein dessen, was er selbst gefühlt im besten, heiligsten Schaffensaugenblick.

Wohl war es ein Schmerz, sich vorzustellen, wie er, ein Genesener,
durch eine Menge schreitet, die ihm mit ehrfurchtsvollen Augen folgt; be-
wundernde Worte zu hören, die auf ihn und sein Schaffen hinweisen. Eine
große Sehnsucht lag in solch einer Vorstellung, und er blickte wehmüthig zu
ihr hinüber. Freilich, da würden auch neue Enttäuschungen nicht ausbleiben,
Neid, Intriguen. Er hatte so oft in diese Häßlichkeiten hineingeblickt, er
wußte, dergleichen war bei einem erfolgreichen Künstler unvermeidlich, –
wenn es ihm auch blos ein lebloser Gedanke blieb; denn in diesem
Momente konnte er sich nicht vergegenwärtigen, daß ihm irgend Jemand
Uebles würde erweisen können. Dem Glücklichen erschienen alle Menschen
gut, harmlos, aufrichtig, wohlwollend...
Und immer wieder ein neuer Artikel...
Schubitz war beim vierten Blatte angelangt, als Kreuß plötzlich seinen
dunklen Kopf in die Thür streckte und dann langsam und leise hereinschlich.
Er trug einen prächtigen Lorbeerkranz mit einer weißen Atlasschleife in der
Hand, legte ihn auf das Bett und schien sich in lautlosem Lachen zu
krümmen, indem er sich die Seiten hielt. Sein Spiel war so natürlich,
daß Schubitz im ersten Augenblick völlig erschrocken war. Was – wußte
dieser verteufelte Damenliebling nicht mehr, wo er sich befand? Hatte er
sich so in seine Rolle hineingelebt, daß er das Ganze wirklich nur für
einen Ulk nahm? Und dann ärgerte sich Schubitz, daß Kreuß that, als

<"page181">

sehe er die geöffnete Hand des Kranken nicht, die sich sehnte, die seine zu
drücken. Er fürchtete sich vor der feuchten Leidenshand...
„Ist das nun nicht zum Schwachlachen?“ prustete er halb flüsternd.
„Sie schicken schon Kränze! Hier den schönsten muß ich Dir doch zeigen,
Edrik. Guck mal, das reine Wagenrad – wie für die Reyer, wenn sie
die Judith spielt. Was sagst Du denn zu dem ganzen Einfall? Hab
ich nicht manchmal ganz gute Ideen? Palmenzweige sind auch schon da.
Was meinst Du? Schwester, sehen Sie doch mal zu, was er will; verstehe
seine Zeichensprache nicht!“
Die Schwester, nicht ohne einen wohlgefälligen Blick auf die fesselnde
Erscheinung des genialen Elegants zu werfen, beugte sich über den Kranken,
indem sie die Gelegenheit benutzte, ihm mit besonders zierlicher Geschicklich-
keit etwas Eismilch einzuflößen.
„Nun – was denn, Herr Edrik? Den Kranz wollen Sie? Noch
näher? Aha, der kräftige Lorbeergeruch thut Ihnen gut! Noch etwas?
Was denn –? Ah, jetzt versteh ich: auch die übrigen Kränze, – auch
die Palmzweige – nicht wahr?“
Kreuß blieb mit einem halb verlegenen, halb ermuthigenden Lächeln
am Bette stehen, während die beiden Anderen in's Atelier gingen, um die
bisher angekommenen Kränze und Zweige zu holen. Den bittenden Augen
und Fingerbewegungen Edriks folgend, breiteten sie die ganze Herrlichkeit
auf und neben dem Krankenlager aus. Zu beiden Seiten neben das Kissen
wurden die langen, schmalen Palmzweige gelegt, die größeren, schweren
Kränze an die Bettstelle gelehnt. Auf der Decke selbst lagen einige kleinere
Kränze; Edriks Hände berührten die harten, kühlen Lorbeerblätter, deren
kräftiger Duft sich durch das Zimmer verbreitete. Edrik athmete ihn an-
dächtig ein; mit ernstem, rührendem Lächeln lag er inmitten der grünen
Gaben und feierte in stillem Glück sein eigenes Todesfest.
Der Arzt kam und ließ ihn gewähren.
Im Atelier dauerte das Kommen und Gehen fort. Edrik hörte es.
Seine Freunde gingen aus und ein; auch Holldegen, auch Kühlhardt, auch
Wohr. Jeder wußte etwas Gutes zu erzählen. Kreuß holte die Mittags-
blätter und las vor.
Es war wie Glockenläuten. Edrik hörte den ehernen Klang des
Ruhmes. Er sah auf dem Fußboden einen flimmernden Streifen, den die
Sonne malte, er sah ihn wachsen, sich langsam zu einem goldenen Viereck
ausdehnen, das einen zarten Reflex durch die ganze Kammer verbreitete. Er
verklärte den von Schubitz gemalten Kuhkopf an der Wand, und die blanken
Lorbeern und Palmen glänzten in dem feinen Licht.
Neue Kränze kamen. Er wollte sie alle sehen, alle um sich haben.
Der Duft nahm zu. Den Lebenden benahm er fast den Athem – der
Sterbende berauschte sich in ihm.

<"page182">

Gegen Abend starb er. Das Letzte, das die vergehenden Sinne auf-
nahmen, war dieser starke betäubende Lorbeerduft.
Die Freunde umstanden das Bett. Die Thür nach dem Atelier war
weit geöffnet, und der Duft der Lorbeeren zog in den großen, kühlen
Raum hinaus, wo die Werke des jungen Meisters standen, lebensstärker

als ihr Schöpfer.
Inmitten ragte riesenhaft der Genius der Lebensfreudigkeit auf und
hob sein seliges Gesicht dem Lichte entgegen, das sich schmeichelnd um die
schmalen Wangen, um Brust und Schultern legte, wie ein Versprechen der
Ewigkeit.

<"page183">
FDP
%3.%
KI-
G #

# Joseph Lauff.

## Ein litterarisches Portrait.

Von
tarl Pagenstecher.
– Wiesbaden. –

sie rechte Durchschnittsbildung des neuerdings so berühmt ge-
N wordenen deutschen Normalmenschen, sonst auch Philister genannt,
$ besteht bekanntlich darin, von sehr vielen Dingen etwas gehört
zu haben, von sehr wenigen etwas wirklich zu wissen. Und so giebt es
denn kaum einen Staatsbürger im weiten deutschen Reich, der nicht, wenn der
Name Joseph Lauff genannt wird, fix und fertig sein Urtheil über diesen
schlimmsten aller Hofpoeten abgeben kann, das sein Leibblatt, sei es nun
irgend eine Tageszeitung oder die humoristischen Organe, Lustige Blätter,
Ulk oder gar der höchst pikante Simplicissimus, ihm so mundgerecht dar-
boten. Sittliche Entrüstung über die tenzendiöse höfische Geschichtsfälschung
oder schlimme ästhetische Sünden alternirt da in wohlthuender Abwechslung
mit den neuesten Witzeleien, die so trefflich am Biertische zu verwerthen
sind. So hat es denn die Macht der Presse glücklich fertig gebracht, in einer
selbst in unseren Tagen einzig dastehenden Weise das Bild eines echten,
sangesfrohen, aus unwiderstehlichem inneren Drange schaffenden Poeten von
ursprünglicher Begabung, die immer reiner in aufsteigendem Streben sich
offenbart, auf's Häßlichste zu entstellen und systematisch die öffentliche
Meinung zu fälschen. Was der Dichter früher geschaffen, was Kritik und
Publikum freudig und vorurtheilslos einst begrüßten, war nach seinem
ersten Hohenzollerndrama mit einem Male vergessen oder absichtlich ignorirt,
man sprach nur höhnisch von dem Offizier, der durch kaiserlichen Befehl
von der Artillerie zur Poesie abkommandirt sei und mit militärischer Sub-

<"page184">

ordination diese Abschwenkung vollzog. Einer der Wenigen, die es noch
wagten, dem künstlich durch Lüge und Unkenntniß erzeugten Entrüstungs-
sturme unerschrocken. Trotz zu bieten, der bekannte Romanschriftsteller Max
Kretzer, erzählt in einer kleinen Abhandlung über „Parteikritik“ einen Fall,
der typisch ist für die ganze Art dieses Kampfes. Er befand sich in
Gesellschaft dreier Journalisten, die eine sich bietende Gelegenheit sofort
wahrnahmen, gegen den „Hoftheaterdichter“ in Wiesbaden mit kolossaler
Beredsamkeit zu Felde zu ziehen. „Als ich sie in's Gebet nahm, mußten
alle Drei gestehen, keine Zeile von Lauff gelesen zu haben. Und die
Herren wurden sehr still, als ich sie auf die Werke näher aufmerksam
machte. Einer von ihnen war sogar so naiv, sein Erstaunen in die Worte
zu kleiden: „Also er hat schon mehr geschrieben?“ Der Gute hatte nur
den „Burggraf“ gesehen, vom „Eisenzahn“ gehört, und so war die „Opposition“
in ihm fertig geworden. Dieses „mehr geschrieben“ ist bezeichnend für
einen Theil der ganzen Gattung, weil er die ganze Denkfaulheit jener
Dummköpfe enthüllt, die sich berufen fühlen, die öffentliche Meinung zu
machen, oder sagen wir lieber: in ihrem Dienste das Publicum zu be-
lügen.“ So weit Kretzer in derber, aber ehrlicher Entrüstung. Unbeirrt
aber um all' das hetzende Geschrei da draußen geht der Dichter ruhig seine
eigenen Bahnen, die seine Dichterart ihm vorschreibt; wohl leidet er
manchmal unter den immer sich erneuernden boshaften Angriffen der Presse,
denn er ist keine phlegmatisch unempfindliche Natur, aber er sagt sich doch,
daß er die schönste Rache nehmen kann an seinen Gegnern mit neuen
Schöpfungen, die auch den Uebelwollenden seine kraftvolle poetische Eigenart
darthun müssen. Und irren wir nicht, so ist die Zeit nahe, wo das all-
gemeine Urtheil in seiner maßlosen Uebertreibung einer ruhigeren Würdigung
seines Talentes weichen wird.
Einen geistreichen Biographen hat Joseph Lauff bereits voriges Jahr
gefunden in Dr. Adalbert Schröter, dem formgewandten Uebersetzer
Byrons und der alten Minnesinger. Aber so sehr das Büchlein des
Wiesbadener Bibliothekars Jedem zu empfehlen ist, der sich über des
Dichters Leben und Werke Raths erholen will, eine objective Würdigung
seiner Dichtungen giebt es doch nicht. Nicht als ob es allzu panegyrisch

gefärbt wäre – im Gegentheil, der Dichter muß sich selbst recht herben
Tadel gefallen lassen, aber die subjective Eigenart des Verfassers macht
sich gar zu sehr breit, und Lauff, der nie einer litterarischen oder politischen
Partei angehörte, wird hier gegen den verhaßten Naturalismus und die
Moderne überhaupt in künstlich geschaffenem Gegensatze ausgespielt. Schröter
hat es einst fertig gebracht, die ungefügen Langzeilen unseres deutschen
Nibelungenliedes in zarte, untadelig gebaute Ottaverimen umzugießen, und
so zeigt er auch in seiner Lauffbiographie manch seltsame Schrulle.
Trotzdem ist das Buch anziehend durch seinen warmen Ton und viele
werthvolle Mittheilungen über den Werdegang unseres Dichters.

<"page185">

Joseph Lauff ist ein Kölner Kind. Dort, in der rheinischen Metropole
wurde er am 16. November 1855 geboren. Noch jetzt lebt in Köln sein
Vater, Justizrath Lauff, als rüstiger Greis, erblindet, aber voll höchster
geistiger Lebensfrische, der Nestor der rheinischen Notare, der noch bei den
Vorarbeiten zum neuen bürgerlichen Gesetzbuche in hervorragender Weise
thätig war. Die ersten Jugendjahre verlebte der Knabe in Calkar am
Niederrheine, der Geburtsstadt des ritterlichen Seydlitz, deren Preise sein
erstes Epos gewidmet ist. Dann aber ging es zum Gymnasialstudium nach
Münster; es wurde tüchtig gearbeitet, aber auch viel poetisch geschwärmt,
und eine Fülle neuer Eindrücke aus Natur und Geschichte nahm das
empfängliche Gemüth des Jünglings auf, um sie treu zu bewahren und
in seinen Dichtungen zu nutzen. Schon damals entstanden eine Menge
von Gedichten und Dramen, wahllos in jugendlicher Begeisterung hin-
geworfen, unreif übertrieben, aber auch wieder oft genug schon deutlich eine
eigene Individualität verrathend. Jetzt ruhen sie wohlgeordnet im Pulte
des Dichters, um gelegentlich beim Glase Wein wieder hervorgeholt und
schonungslos kritisirt zu werden. Die beste Lehrmeisterin aber war ihm
die Natur selbst. Stundenlang streifte er umher in der alten Stadt mit
ihren historischen Erinnerungen, wie in der Umgebung, indem er mit vollen,
frischen Sinnen die eigenthümlichen, nicht Jedem sich enthüllenden Reize der
niederdeutschen Landschaftsbilder in sich aufnahm. Keine Bildung der
Natur blieb ihm fremd, er sah mit dem scharf unterscheidenden Auge des
Naturforschers jede Einzelheit, aber er erfaßte zugleich als Künstler die
Gesammtstimmung. Daher denn die liebevolle Treue, das meisterliche
Colorit seiner späteren Landschaftsschilderungen. Aber das Wort genügte
ihm nicht, um alles das wiederzugeben, was in seinem Innern lebte. Von
Jugend auf ist er zugleich bildender Künstler gewesen, und was er so schuf,
das verräth, wie Kenner versichern, einen inneren Beruf, der nichts von
dilettantischem Anempfinden erkennen läßt. Zahlreiche Zeichnungen und
Aquarelle von seiner Hand schmücken die Wände seines Heims, eine selbst-
modellirte Büste des alten Lügenhelden Münchhausen grinst humoristisch vom
Schrank hernieder, und wie einst Schiller in den Pausen seiner dichterischen
Thätigkeit „Rößl“ malen mußte, so zeichnet sich Lauff die originellsten
Karten mit Feder und Tusche, deren barocker Humor in den jüngsten Tagen
sich auch in die Oeffentlichkeit wagte und in seiner flotten und sicheren
Stilisirung verdienten Beifall errang..
Bei so ausgesprochenen künstlerischen Neigungen schien die Lebensbahn
des Jünglings vorgezeichnet. Aber es sollte anders kommen. Im
Jahre 1877 widmete er sich, nachdem er trotz aller poetischen und künstleri-
schen Allotria das Abiturientenexamen glücklich bestanden, der militärischen
Laufbahn, aus innerer Neigung; denn seine glückliche Frohnatur gestattete
ihm wohl, mit voller Kraft seine Berufspflichten auf's Treuste zu
erfüllen, um dann Abends am Schreibtische dem freien Dienste der Muse

<"page186">

sich hinzugeben. Welche Charakterfestigkeit und energische Selbstzucht zu
solcher consequenten Ausnützung des Daseins gehört, kann nur der ermessen,
der weiß, welche Anspannung des Körpers und Geistes heutzutage der
Offiziersstand mit all seinem äußeren Glanze fordert. Daß der junge
Artillerielieutenant bald eine so reiche schöpferische Thätigkeit entfalten
konnte, ermöglichte ihm vor Allem sein junges Familienglück. Im
Jahre 1882 vermählte er sich mit Josefine Hospelt, der Tochter eines
hochverdienten Großindustriellen der Stadt Köln, und hatte so eine treue
Gefährtin gefunden, die seiner dichterischen Thätigkeit mit liebevollem Ver-
ständnisse zu folgen verstand. Von 1882 bis 1890 lebte er im fernen
Osten, in Thorn, um dann wieder als Hauptmann nach seiner Vaterstadt
zurückzukehren, während bereits sein Name in der litterarischen Welt einen
guten Klang besaß.
Mit einem farbenreichen Epos „Jan von Calker, ein Sang vom
Niederrhein,“ war der junge Dichter zuerst an die Oeffentlichkeit getreten.

Die Begeisterung für die alte deutsche Kunst, die Johann Steevens, sein Calkerer Landsmann und Tizians bester Schüler, so achtunggebietend vertrat, wie für die Poesie der heimischen Natur ließ ihn diese Dichtung schaffen, die wie bei jedem Anfänger, fremde Motive noch unverbunden neben Eigenstes stellt. Wer diese fließenden Trochäen im Scheffel'schen Stile durchliest, mit ihrer feuchtfröhlichen Vagantenpoesie, den humoristischen Versen des Pinsels Schmiridus, der hier als allzunaher Verwandter des Katers Hidigeigei mit seiner beschaulichen Moral die Ereignisse begleitet, der mag wohl nur den gewandten Epigonen erkennen, eine Natur etwa wie Julius Wolff oder Baumbach. Aber neben solchen durch die Lectüre dem Dichter vermittelten Elementen finden sich ganz individuelle, persönliche, die Anfänge eines eigenartigen Stiles, der Niemand anders angehört.
Alles Landschaftliche zunächst ist mit einer Intimität geschildert, deren eracte Beobachtung geradezu an ganz moderne, naturalistische Technik erinnert, nur daß hier über all dem wahren Detail die Hauptsache nicht vergessen wird, die poetische Stimmung als rechter Hintergrund für die Schöpfungen der freien Phantasie. Und ebenso verrathen die üppigen, gluthvollen Schilderungen der venezianischen Liebesscenen den Meister; so berauschend ist das Colorit dieser Partieen, daß die Darstellung des deutschen Gemüths daneben verblaßt und sentimental erscheint. Vielleicht mag Hamerling, dessen Epen der Münsterer Gymnasiast schon mit Begeisterung las, hier eingewirkt haben, trotzdem ist Lauff'sche Eigenart unverkennbar; auch später liebt der Dichter eine leidenschaftliche Erotik, bisweilen auch da, wo der Charakter des Werkes sie nicht verlangte. Nicht ganz einwandsfrei ist die psychologische Motivirung der Handlung; unverständlich erscheint uns die fast herzlose Strenge der Geliebten, die einen im Sinnenrausche begangenen Fehltritt unbarmherzig verdammt, während ein büßendes Leben die Schuld bereits sühnte, die Kirche den Reuigen absolvirte, und so



den Tod des Helden verschuldet. Verzweifelnd stürzt sich in wilder Sturmmacht Jan von Calker vom Thurme des Rathhauses herab, ein tragischer Ausgang, den der Dichter später milderte, um im letzten Augenblicke die Liebenden zu vereinen, ohne dadurch die Discrepanz ganz heben zu können.
Noch fehlt es ferner dem Epos an rechter Prägnanz der Charakteristik, das bequeme, oft saloppe Trompeterversmaß verleitet von selbst zu einer gewissen Redseligkeit und färbt die Sprache zu gleichmäßig rhetorisch auf Kosten der individuellen Stimmung. So schildert der Held, wenn er dem Bischof die Geschichte seiner Verführung berichtet, ganz so farbenreich mit all dem Bilderschmucke, wie der Dichter selbst bei der Darstellung jenes Momentes; das furchtbar zerstörte Gemüth des unglücklichen Malers verbot selbstverständlich solche Objectivität. Auch der biedere Schmiridus, der so köstlich von seiner Vergangenheit zu erzählen weiß, wo er einst noch auf feister Hinterschwarte der Wildsau saß, fällt gar sehr aus der Rolle, wenn er Liebesleid und Lust des Meisters Johann besingt. Das sind Eigenheiten, die auch in späteren Werken des Dichters mehr oder weniger wiederkehren, um allmählich zum größten Theile vor Allem durch die Uebung in knapper, charakteristischer Prosaschilderung überwunden zu werden.
Ein herrliches Buch nennt Max Kretzer diese lebenswarme Schöpfung: „Tizianische Farbensymphonie mit Rubens'schem Sinnenreiz, deutscher Traumabend mit italienischer Wollustnacht, die Tragödie des deutschen Gemüths, das Epos von der deutschen Scholle, die wir Alle mit uns herumtragen, in so fremdländische Gewandung wir uns auch stecken mögen“. Wir können dieses begeisterte Lob wohl mitfühlen und im Ganzen unterschreiben, wenn wir auch glauben, daß der warmherzige Verehrer des Dichters, der gerade in diesem Werke ihn zuerst kennen lernte, hier ein geistiges Moment in das Epos hineinlegt, das so klar doch wohl nicht zur Erscheinung kommt.
Jedenfalls aber mußte die Dichtung jedem berufenen Beurtheiler ein gottbegnadetes Talent offenbaren, das nur aus fremden Fesseln sich zu befreien hatte, um ganz mit eigener, unmittelbarer Kraft zu wirken.
Einen gewaltigen Stoff wählte sich der Dichter zu seinem zweiten Werke: „Der Helfensteiner, ein Sang aus dem Bauernkriege“. Jene entsetzensvolle Gräuelscene, voll wildester, maßlos entfesselter Leidenschaften, die Goethe uns in seinem Götz, besonders der ersten Fassung, mit so unerbittlicher Realistik schildert, die Niedermetzelung des Grafen von Helfenstein nach der Eroberung von Weinsberg, bildet den Abschluß der Dichtung, aber sie gab dem Epos nicht den Charakter, das nicht die gewaltige Bewegung der empörten Massen in den Mittelpunkt stellt, die tieferen Ursachen der erschütternden Tragödie ergründen will, sondern ganz im Sinne einer freundlicheren Romantik den Grafen zum Helden einer Liebesgeschichte macht und sein furchtbares Ende zum Theil aus der Rache und Eifersucht eines tief gekränkten Weibes hervorgehen läßt, jener Scharfrichterstochter, die der ge-

<"page188">

fangene Helfensteiner auf sein Schloß entführte, um sie dann über der schönen Tochter des Kaisers, die er im Bade belauschte, zu vergessen. Ja, der erste Gesang giebt eine lustige Schelmenweise zum Vorspiel der düsteren Tragödie: Kreuzwendedich, der Thürmer, und Gottlieb Tutt, des Schlosses Schalksnarr, ergötzen sich an köstlichem Wein und noch köstlicheren Schwänken. Eine Fülle von Gesichtern und Geschehnissen in glänzender, farbenprächtiger Schilderung findet sich in dem Epos, die Verse rauschen stolz und volltönend einher, nur schade, daß der rechte Stil fehlt, um das, was als Handlung wahrhaft erschüttern muß, auch mit den dichterischen Mitteln gleich erschütternd darzustellen. Der spanische Trochäus, so ganz am Platze bei behaglicher Weinseligkeit, paßt nun einmal absolut nicht, um die verzerrte Wuth eines entmenschten Bauernhaufens charakteristisch darzustellen. Das Historische tritt zurück vor dem Persönlichen und wird zur an sich wirkungsvollen, aber doch nebensächlichen Staffage; alle Einzelbilder sind voll dichterischen Reizes und oft berauschender coloristischer Wirkung, aber es fehlt die einheitliche Gesammtstimmung, die Lauff selbst jetzt in der Periode seiner künstlerischen Reife dem Werke verliehen haben würde. Die Dichtung trug dem Verfasser das verständige Lob des greisen Prälaten K. Gerok ein, der sie einen kräftigen und poetischen Wurf nannte, nach Form und Gehalt vielen Productionen der neueren Butzenscheibenlyrik und.Romantik entschieden überlegen. Sehr anerkennend urtheilte auch Heinrich Bulthaupt, der im Ganzen aber mit Recht das Gedicht als einen vielversprechenden Wechsel für die Zukunft ansah.

Der aber wurde bald eingelöst. Lauffs nächstes Werk offenbarte einen gewaltigen Fortschritt des Dichters, nach der Seite kraftvoller Charakteristik hin. Wieder beflügelte heimatliche Stimmung die Phantasie. Er schlug die alten Chroniken der Stadt Köln auf, eine Heldengeschichte ganz einziger Art, wie kein anderes Gemeinwesen sie aufzuweisen hat, vollkühner Kämpfe der freiheitstrotzigen Städter gegen den Bischof, den Stadtherrn, dann wieder der Zünfte gegen die alten Geschlechter; er kannte die denkwürdigen Stätten so genau, wo einst die gewappneten Gestalten des Mittelalters einherwandelten. Und so sang er sein „Lied aus verklungenen Tagen“: die Overstolzin..

Sein Bestes legte er in diesem Sange nieder, den er dem verehrten Vater seiner Gattin widmete. In einer prachtvollen Vision beschwört der Dichter die Schatten der Vorzeit herauf, die stolzen, herrischen Geschlechter, die Helden der Richerzeche, die einst auf Worringens Feldern den Bischof besiegt, die lieblichen Mädchen und Frauen im Schmuck der bauschigen Gewänder, die streitbaren Genossen der Zünfte und Gilden, die Geistesritter der kölnischen Hochschule, Scholaren und Magister im langen Talar. Und was die schwungvolle Einleitung verspricht, das hält die Dichtung, in ihrem blühenden Leben ein farbenreiches Bild des alten Köln, wie es bis dahin Niemand geschaffen. Heitere Scenen aus dem rheinischen Volks-

<"page189">

leben wechseln ab mit tragischen Momenten von düsterem Colorit, aber diesmal ist die Einheit des Stiles mehr gewahrt, und auch der feuchtfröhliche Humor der Studentenschaar giebt keinen fremden Klang in dieser dichterischen Symphonie. Meister Heinrich, der Anatom und viel gepriesene Rector der Hochschule, liebt die schöne Overstolzin Anna Margareth, aber von Anfang an ahnen wir ein düsteres Verhängniß, das diese Liebe bedroht, und endlich enthüllt es der stolze Geschlechter, vom Antoniusfeuer auf's Sterbebett geworfen: Heinrich ist sein eigner Sohn, Bruder und Schwester lieben sich, und in den Wellen des Rheins findet das leidvolle Paar ein Ende.

Von dem Scheffel'schen Trochäus hat sich diesmal Lauff ganz frei gemacht, um im freien Spiel der Jamben, bald reimlos, bald gereimt, sich ungehindert zu ergehen. So ist er auch in der Form jetzt mehr er selbst als je. Mit souveräner Meisterschaft beherrscht er die Rhythmen und Reime, schier unerschöpflich ist der Bilderreichthum seiner Sprache, kühn und originell, wenn auch oft über manche Regel sich unbefangen hinwegsetzend. Lieder aller Art sind durch das Werk zerstreut nach alter romantischer Sitte, schwärmerische Sehnsuchtslaute Anna Margarethas, die schlafwandelnd ihre Liebe in stiller Nacht offenbart, ein fröhliches Studentenlied, vor Allem aber die kraftvollen Gesänge Goswins, des starken Schmiedes, der am stolzen Ritter Hardefust das furchtbare Strafgericht mit dem glühenden Hammer vollzieht, um dann auf der Wallfahrt nach Rom von der Lawine verschüttet zu werden. Und wenn vielleicht etwas stillos der Dichter die mitleidslose Tragik des Ausgangs ähnlich wie im Helfensteiner durch lieblichere Töne zu mildern versucht, wenn er manchmal allzu redselig wird oder sich in antiquarische

Einzelheiten verliert, wir wollen nicht mit ihm rechten, wo er so viel
Schönes und Herrliches verschwenderisch uns spendet. Mit Recht urtheilt
Lauffs oben erwähnter Biograph, daß in der Overstolzin der Charakter der
Lauff'schen Darstellungsart bereits in sich abgeschlossen erscheint. „Dieser
Reichthum an Rhythmen und Reimen, an Farben und Tönen konnte sich
nur auf Gefahr seiner Wirkung erhöhen: der fernere Gewinn, der an-
zustreben blieb, war weises Haus- und Maßhalten, eine strengere Oekonomie
und schärfere Präcision und Continuität.“
Allzusehr überwog in Lauffs poetischem Stil oft bis jetzt die Lust an klang-
voller Rede, an üppiger Fülle der dichterischen Bilder oder declamatorischem
Pathos. Das Schaffen in ungebundener Rede konnte ihm hier zur heil-
samen Selbstzucht werden. Nicht von Anfang an freilich ist das zu er-
kennen. In seinem ersten Roman: „Die Hexe, eine Regensburger
Geschichte aus dem sechzehnten Jahrhundert“, hat er sich vielleicht wahlloser
als sonst durch Klang und Colorit berauschen lassen; der Stil schwankt
zwischen prosaischer und poetischer Diction; noch ist die gebundene Rede ihm
die natürlichste Sprache seines Inneren, poetische Wortfügung, architectonische
Harmonie der Sätze bleiben ihm Bedürfniß. Viele Schilderungen könnte


<"page190">

man mit wenig Aenderung in Verse umschreiben. Das ist an sich nicht zu
tadeln; wo es der Sinn verlangt, in Momenten großer Erregung, auf den
Höhepunkten der Empfindung lassen sich mit solch dithyrambischem Schwung
der Sprache die höchsten Wirkungen erreichen, oft aber wünscht man sich
eine einfachere, ruhigere Diction, die beständige Stilisirung wird zur quälen-
den Manier, selbst zum Schwulst. Und solche stilistische Ueberhitzung hindert
dann leicht den Dichter, auch die Situation psychologisch zu vertiefen. Aber
doch ist das Alles wieder so hinreißend in seiner Art durch die absolute
Naivität, mit der der Dichter sich den stürmisch andrängenden Eindrücken
seiner Phantasie überläßt. Alles Erklügelte, Erdachte liegt ihm fern; wohl
finden sich eine Menge antiquarischer Einzelheiten in seinen Romanen, die
vom eingehendsten Studium zeugen, aber jede Einzelnotiz wird gleich zur
dichterischen Empfindung, zur stimmungsvollen Farbe.
Auch in der „Here“ ist es nicht die Fabel an sich, die so anziehend
wirkt, sondern die virtuose, packende Darstellung der Umwelt. Die Er-
findung selbst hält sich nicht immer von romantischer Convention frei. Im
ersten Theile bildet den Mittelpunkt die Liebe der schönen Regensburger
Patricierstochter Alfradis zu Sebastian, dem fahrenden Gaukler, den sie
aus unwürdiger Knechtschaft erlöst, um ihn dann nochmals aus Klosterbanden
für sich zu gewinnen. Dann aber naht das furchtbare Gespenst des
Hexenwahns (hier für die Zeit zu Beginn des schmalkadischen Krieges etwas
anachronistisch); und mit meisterhafter Stimmungskunst schildert uns der
Dichter, wie es heranzieht, unheimlich wie auf Fledermausflügeln; ihm
verfällt auch Alfradis, die in ihrer Leidenschaft den Geliebten vor allem
Volke zurückriß vom feierlichen Klostergelübde, bis als milder Richter
Karl V. Gnade und Frieden bringt. So endet das Werk in etwas opern-
haftem Ausklang; von den historischen Zügen Karls, des großen Realpolitikers,
ist wenig übrig geblieben; der gestrenge Sohn der Kirche verdammt, ganz
entgegen seinem geschichtlichen Charakter, Fanatismus und Aberglaube;
Lauff sah in ihm den Vertreter des Reichsgedankens, und nichts als
Rebellen und Aufrührer sind ihm hier, wie in dem späteren Werke „Die
Hauptmannsfrau“, die Häupter des gegnerischen Bundes. Wie aber lebt
Alles, was um diese Geschehnisse herum sich drängt und bewegt, sein eigenes,
sprühendes Leben! Das fahrende Volk der Gaukler, das Bürgerleben der
alten Reichsstadt, klösterliche Strenge und mild urtheilender religiöser Sinn,
das Innere des Judenhauses, wo Mordje Maimones schlau und gerecht
seinen Erwerb mehrt, endlich die entsetzliche Verfinsterung der Gemüther
durch fanatischen Wahnwitz, wie zieht das Alles so greifbar vor unserem
geistigen Auge vorüber! Und diese Stimmungsbilder sind es, die dem
Werke vor Allem seinen künstlerischen Werth verleihen.
Von den Eindrücken seines Aufenthaltes an unserer östlichen Grenzmark
kündet des Dichters viertes Epos, das er „seiner lieben Frau“ zu Weihnachten
1892 widmete: „Klaus Störtebecker, ein Norderlied“. Lust und

<"page191">

Schrecken des Nordmannes, die alte Macht der stolzen Hansastädte, besang
sein Lied von dem sagenberühmten Seeräuber, dem Vitalienbruder, den
seine freischaffende Phantasie noch mehr als die Sage selbst mit allen
Schauern der Romantik umgab. Er machte ihn zum Sohne des fliegenden
Holländers, des gespenstischen Geistercapitäns, der nun Klaus mit über-
irdischem Schutze zur Seite steht. So ragt schon in die Fischeridylle des

ersten Actes die Geisterwelt unheimlich hinein, und am gewaltigsten weiß
der Dichter die geheimnißvollen Mächte zu beschwören, als Klaus mit seiner
Geliebten im Gewittersturm einherreitet. Da wird der fliegende Holländer
zu Wodan, dem Sturmesgott, dem wilden Jäger, und trotz der Anklänge
an Schillers Glocke stehen wir im Banne einer echten Romantik. Ganz
auffallend heben sich andere Theile der Dichtung von solchem Hochfluge der
Phantasie ab. Fast scheint es, als ob sie invita Minerva geschrieben seien.
Wenn Klaus mit Hilla, dem sanften Bürgerstöchterlein von Danzig, liebelt,
und dann, ach so leicht und dumm, von Roskilde, der schönen Patricierin,
sich bestricken läßt, so verliert er viel von unserem Interesse. Dann wieder
findet man an anderen Stellen des Liedes störende Unebenheiten der Form,
sprachliche Incorrectheit, prosaische Wendungen, ja Trivialitäten, die gar
unsanft den Leser aus der Stimmung reißen. Aber so ist des Dichters
Art: so leicht und mühelos strömen ihm die Verse zu, daß er ohne langes
Bedenken auch mattere Stellen niederschreibt, um sich den Fluß der In-
spiration nicht stören zu lassen, und vieles von solch kleinen Unebenheiten
könnte eine revidirte Ausgabe der Dichtung beseitigen. Zum Glück ent-
spricht der Schlußgesang, des Störtebeckers Selbstvernichtung mit dem treu-
losen Weibe, wieder durchaus dem großen Zuge des Ganzen.
Die Hexe ist nicht die einzige Prosadichtung Lauffs geblieben. Für
einige Jahre wandte er sich nun ganz dem historischen Romane zu, und es
entstand zunächst 1894 das zweibändige Werk „Regina coeli, eine
Geschichte aus dem Abfall der Niederlande“. Es reizte ihn hier, ein holdes
Märchen mit den gewaltigsten geschichtlichen Ereignissen unlösbar zu ver-
binden, den Zauber romantischer Poesie in den herben Realismus blutiger
Kämpfe hineinzutragen. Er selbst erzählt uns, wie das Bild der schönen
Godiva ihm vor die Seele trat, eine stumme Bitte im tiefblauen Auge.
„Ich verstand sie! Feder, Tintenfaß und blüthenweiß Papier standen
bereit und waren mir Helfer. In wenigen Monden lag der stumme,
seelenvolle Blick verkörpert auf Mappe und Schreibtisch.“ Aus ferner
angelsächsischer Vorzeit nahm er die rührende Legende von Lady Godivas
Liebesthat und verpflanzte sie nach Flandern in das helle Licht der Ge-
schichte, in eine Zeit, deren herrliche Freiheitsthaten Jeder kennt. Frei-
müthig gesteht der Dichter die Sünde ein, die er gegen den Geist der
Historie beging: er that sie mit Absicht, dem Herrenrechte des romantischen
Poeten folgend, wie einst Arnim, der ältere Romantiker. Und so ist es
nur natürlich, wenn wir genau den Augenblick fühlen, wo die reale Welt


<"page192">

mit ihrem Causalzusammenhange aufhört und das freie Reich des Märchens
beginnt, das nur schöne Bilder, nicht Ueberlegung und Verstand kennt.
Als die Abgesandten der Stadt Antwerpen nach heldenmüthiger Ver-
theidigung endlich im Lager Alessandro Farneses erscheinen, will der Herzog
hart sein und doch milde, er will eine Klausel entwerfen, wie sie kein
Feldherr erdacht und kein Pergament sie gebucht hält. Ein ehrsames Weib
oder züchtige Jungfrau soll sich bewegen lassen, auf gesatteltem Pferde, aber
sonder Gewandung und nackt die besten Straßen der Stadt zu durchreiten,
dann werden alle Freiheiten und Rechte der Zeit unangetastet bleiben.
Einer Sultanslaune zu Liebe sollte hier der stolze Sieger den ganzen Erfolg
des Kampfes auf's Spiel setzen, er sollte es thun im Glauben, nie werde
sich ein solches Weib finden! Glaube das, wer's kann. Ganz ebenso giebt
Schillers Geßler den barocken Befehl des Apfelschusses, ganz ebenso aber
kann im Epos wie im Drama keine Kunst des Dichters motiviren, was
eben einer ganz anderen Welt angehört. Etwas Anderes ist es, wenn im
Romane zu bedeutungsvoller Stunde die Glocken des Domes von selbst er-
klingen und Sprache gewinnen, vor Allem Regina coeli selbst, die Himmels-
königin, das Meisterwerk Gerhards de Wau, des Künstlers, der Godivas
Liebe gewann. Hier ist nur poetische Symbolik, keine Lösung des inneren
Zusammenhanges, und gerne erfreut man sich an diesem schönen Zuge.
Auch im Uebrigen gelingt es nicht immer, das überlieferte Godivamotiv ohne
Gewaltsamkeit der Legende entsprechend durchzuführen, die Intrigue, die
Gerhard als heimlichen Lauscher verdächtigte, erscheint etwas unwahrschein-
lich, und doch, mag hier die volle künstlerische Einheit nicht erreicht sein,
Regina coeli bleibt doch ein herrliches Buch, weitab von jenen künstlich
erquälten archäologischen Romanen, die mit wenig Poesie und viel Gelehr-
samkeit die alten Zeiten uns erneuern wollen. Hier aber pulsirt glühendes
Leben, ein leidenschaftliches Miterleben des Dichters, fortreißend von An-
fang bis zu Ende. Wie versteht es der preußische Offizier, das kriegerische
Treiben jener Tage zu schildern, das heiße Ringen um die höchsten Güter
der Menschheit, dem auch des Dichters ganze Sympathie gehört! Daneben
eine Fülle der prächtigsten Einzelgestalten, derbe Zünftler und ernste
Patricier, an ihrer Spitze Godivas Vater, Philipp Marnix von

St. Aldegonde, der Freund des großen Schweigers und Bürgermeister von
Antwerpen. Durch einen ganz originellen, burlesken Humor wird uns der
Vertreter des bösen Princips Klas Kistemaker, der geneverselige Bas,
interessant gemacht, eine Figur, die unter anderem Namen auch in späteren
Werken Lauffs wieder auftaucht.
Binnen Jahresfrist bereits war ein neuer Roman von Lauff vollendet,
diesmal ein Meisterwerk, das nur mit dem Höchsten zu vergleichen ist, das
unsere Zeit auf dem Gebiete historischer Kunst hervorgebracht hat. „Die
Hauptmannsfrau, ein Todtentanz aus dem sechzehnten Jahrhundert“.
Als souveräner Herrscher waltet hier der Dichter im Reiche des Dämoni-

<"page193">

schen und Furchtbaren; wieder verbindet er, wie im Störtebecker, die
Schauer des Geisterreichs mit den Geschicken der Menschen, nur weit stil-
voller und gestaltungskräftiger. Ahnungen und Träume gewinnen lebende
Gestalt, wie bei E. T. A. Hoffmann, dem Geisterseher der Romantik, und
doch wirkt das Schaurige, Unbestimmte nur auf die Stimmung ein, die
Charaktere bleiben in ihrem Wesen unangetastet, die Geschehnisse klar und
verständlich. Den Tod selbst führt er in der Dichtung als handelnde
Person ein; wie er ihn aus Holbein oder aus Rethels genialen Zeichnungen
kannte, so trabt Meister Grielach auf mausfarbenem, hinkendem Klepper
nach Ingolstadt zu Kaiser Karls Heere, mit todfahlem Antlitz, den Rock
verbrämt wie mit Husarenschnüren. Als geschickter Arzt giebt sich dort die
unheimliche Gestalt zu erkennen, ganz wie in jenem Volksmärchen; oft
naht er als Erlöser, dann wieder als furchtbarer Rächer des Unrechts, als
personificirtes Schicksal, der Tod von Basel. Eigenthümlich, wie hier der
romantische Dichter sich mit ganz modernen Bestrebungen berührt. Zeit-
genössische Dramatiker haben in den letzten Jahren gern, nach Maeterlincks
Art, die Gestalt des Todes auch auf der Bühne zu grausigem Leben er-
weckt, und doch blieb dies meist ein Experiment, das Theater beschränkt
allzuenge die Phantasie, schwer gewöhnt sich der Zuschauer an den Gedanken,
daß der weiß geschminkte Schauspieler, noch dazu, wenn er im Gesellschafts-
anzuge auftritt, einen Dämon bedeuten soll, und nur in Hauptmanns
„Hannele“ greift uns das stille, schaurige Bild so recht ins Innerste. Im Epos
aber folgen wir willig der schweifenden Imagination des Dichters, der die
Gestalt zudem in der Naivität des Volksglaubens erhielt. Zu diesem das
ganze Werk durchziehenden Leitmotive kommt dann ein Conflict von herber
Realistik, so craß in seiner Stofflichkeit, daß nur die reine Dichternatur Lauffs
ihm das Peinliche nehmen konnte, die geheimnißvolle Entehrung der Haupt-
mannsfrau im Walde, während der nächtliche Kampf tobte. Was nun in
der Seele des Gatten vorgeht, das Entsetzen über die Unthat, der Kampf
der Liebe mit dem Abscheu, Verstoßung und Wiedervereinigung, das verräth
auch ein Seelenstudium, wie es bis dahin der Dichter nicht kannte.
Alles das wird wieder umrahmt von den meisterlichsten Schilderungen
des Landsknechtslebens, wie sie so mannigfaltig und farbenreich eben nur
Lauff zu geben vermochte, und neben den erschütterndsten Scenen fehlt auch
der Humor nicht in der Gestalt des wackeren Zeugmeisters Kylander
Berlinchen mit seinen feuerspeienden Aposteln; mit sichtlichem Behagen hat
der Artillerist Lauff sich hier ergehen können.
Vielleicht nicht ganz auf gleicher Höhe steht der Roman „Der Mönch
von Sanct Sebald“ (1896). Das Grausige, das auch hier die
Handlung durchzieht, vor Allem in der Gestalt der fanatischen Geißlerin
Ursula Tausendschön, die in wahnsinnigem Hasse endlich dem greisen Raths-
herrn mit dem Nagel die Stirne durchbohrt, wirkt manchmal verzerrt, die
Gluth der Liebesscenen entfernt sich in ihrem verzückten Wesen zu sehr von

<"page194">

echter Natur und Innigkeit, dafür ist alles Historische mit großartiger
Treue erschaut und wiedergegeben. Der Dichter, selbst Katholik, läßt seinen
Helden mit heiligem Zorne gegen die Verderbniß des Klerus eifern und
sein Leben für seine Ueberzeugung opfern; daß aber nun der Mönch sich
von Luther lossagt, als dieser die letzte Brücke zwischen sich und der kirch-
lichen Vergangenheit abgebrochen, und bewußt zwischen den beiden Parteien
seine Selbstständigkeit sich bewahrt, ist ein feiner Zug und durchaus ge-
schichtlich, denn gerade in den süddeutschen Reichsstädten regten sich damals
vermittelnde Tendenzen, die im Zusammenhange mit älteren Reformbe-
strebungen leidenschaftlich opponirten, aber auch Luther nicht in Allem
folgten. Situationsschilderungen von reicher Fülle der Erfindung machen
ferner den Roman zu einer wahrhaft werthwollen dichterischen Gabe, die
das verdammende Verdict Schröters nicht verdient, allerdings auch nicht das
unkritisch übertriebene Lob eines schwäbischen Beurtheilers, das Lauffs
Biograph anführt. Daß gerade dieser Roman, ein Zeugniß so schöner

geschichtlicher Objectivität, dem Dichter die schärfsten Angriffe seitens der
ultramontanen Presse, ja sogar persönliche Unannehmlichkeiten zuzog, mag
nur nebenbei erwähnt werden.

Mit reifer Kraft kehrte nun Lauff zum Versepos zurück. Er ergriff
den biblischen Stoff, der ihm schon in seinem Romane „Die Hexe“ als
flüchtig vorüberhuschende Episode erschienen war, von Johannes dem Täufer
und dem schönen Weibe des Herodes Antipas, der „Herodias“. Was
in der Schrift selbst nicht stand und auch nicht bei Josephus, dem Geschichts-
schreiber, das hatte schon Heine zwischen den Zeilen gelesen, daß die ver-
schmähte Liebe der buhlerischen Fürstin dem Propheten den Tod bereitete,
und ganz ähnlich gestaltete etwa gleichzeitig mit unserem Dichter der erfolg-
reichste der modernen Dramatiker, Hermann Sudermann, die alte Mär
in seiner meist mit Unrecht so gering geschätzten Johannestragödie. Nicht
sein bedeutendstes, wohl aber sein glänzendstes Werk hat Lauff in der
Herodias geschaffen. Schon oft hatte er erotische Scenen von leidenschaft-
licher Sinnlichkeit dargestellt, noch nie aber so brennend heiße Farben ge-
funden wie diesmal, und die orientalische Landschaft, die er nie gesehen,
preist er in Versen von traumhafter Schönheit. Er versucht nicht, die ewige
welthistorische Bedeutung jener Zeiten uns zu offenbaren, wenn auch der
Täufer als zürnender Bußprediger uns erscheint, und Jesus milde Gestalt
im Hintergrunde vorüberwandelt, er gab das Bild, wie er es innerlich er-
schaute, die sündige Liebe der Königin, die nach des Sehers Prophezeiung
im Täufer des Messias sah, die zugleich ihm, dem kraftvollen Manne, an-
gehören und seinen Thron als Herrscherin theilen wollte. Mit einem ge-
waltigen Nachtstücke endet das Lied: Herodias stürzt im Wahnsinn sich von
den Felsen zu Machärus herab, und lieber vermißten wir das Nachwort des
Dichters nach dieser erschütternden Katastrophe. Daß im Einzelnen manch
störende Wendungen in der Sprache noch sich verbessern ließen, darf doch

<"page195">



nicht verschwiegen bleiben. Auch in seiner äußeren Gestalt trat das Buch
als Kunstwerk in die Welt, und Otto Eckmanns Buchschmuck illustrirte
congenial die üppige Pracht dieser Verse.

Lauffs Ruf als Epiker war bereits fest begründet, als er im Jahre
1893 zuerst die dramatische Laufbahn einschlug. Seine fünfactige
Tragödie „Ines da Castro“ wurde in des Dichters Heimathstadt Köln unter
begeisterten Huldigungen aufgeführt. Aber es war doch ein Augenblicks-
erfolg; bei allem Glanz der poetischen Diction und mancher wirkungsvollen
Situation ist das Drama doch nur ein gewandtes Epigonenwerk im her-
gebrachten Jambenstil, ohne individuellere Züge, und nur der letzte Act
mit der grausigen Scene, wo der König der todten, im vollen Herrscher-
schmuck auf dem Throne sitzenden Geliebten als Leiche huldigen läßt, trägt
das Gepräge Lauff'scher Eigenart.

Nun aber wurde dem Dichter, der schon durch sein erstes Epos dem
Thronerben des deutschen Reiches einst wohlbekannt wurde, der Auftrag zu
Theil, die ritterliche Gestalt jenes Burggrafen Friedrich III., der einst so
selbstlos dem Habsburger die Krone verschaffte, zum Helden eines histori-
schen Dramas zu machen. Ein Festspiel sollte sein Schauspiel „Der Burg-
graf“ werden, mit der Absicht, im Spiegel alter Zeiten den Bund der
Fürsten und Völker zu feiern, der heute Deutschland und Oesterreich ver-
eint, und diese Absicht muß man berücksichtigen, will man dem Werke
gerecht werden, das mehr, als es die Objectivität des Kunstwerks sonst
erlaubte, deutlich auf die Gegenwart hinweist, freilich aber auch hier nur
thut, was einst Schiller ganz unbekümmert sich gestattete. Mit der Dar-
stellung edler Selbstentäußerung aber und ritterlicher Gefühle allein ließ
sich kein Drama schaffen, und so mußten die spärlichen geschichtlichen
Notizen ergänzt werden durch die eigene Erfindung des Dichters, um
einen dramatischen Conflict zu erhalten. So entstand die Gestalt der
ränkevollen Kaiserwittwe Beatrix von Falkenstein, die mit dämonischem
Ehrgeiz das große Werk des Zollern zu vernichten strebte. Ihr Wesen
ist nicht frei von abenteuerlicher Romantik mit geheimnißvoller Blutschuld
und Geistererscheinung, aber doch ist ihr Charakter sehr geschickt mit der
historischen Handlung verknüpft, und der Dichter wußte ihr große Accente
der Leidenschaft zu verleihen. Vor Allem aber war es ihm gegeben, mit
wärmstem Pathos und einer Sprache, die in ihrer Kraft und Frische
von allem Conventionellen weit abliegt, die Noth des Vaterlandes und
seine Rettung zu schildern und in einem mächtigen scenischen Bilde, der
Kaiserwahl, die ganze nationale Bedeutung seiner Schöpfung zu concentriren.
Wer nur irgendwie diese Ereignisse mitzuleben verstand und hier die Sym-
bolisirung auch der nationalen Sehnsucht unseres Jahrhunderts erblickte, der
mußte aufs Tiefste erschüttert werden von der feierlichen Wucht dieser Wahl-
scene, die zu imposanter Massenwirkung sich steigerte. Bei allen Schwächen
des Werkes, die aus der Natur der Aufgabe resultirten, war doch für jeden

<"page196">



objectiven Beurtheiler die dramatische Begabung des Dichters unzweifelhaft erwiesen. Freilich für die weisen Theoretiker der Modernen, die, wie jüngst noch sogar Sudermann, das historische Drama überhaupt zu den Todten werfen, war der Dichter von selbst abgethan, ebenso für alle pseudodemokratischen Organe, die eine willkommene Gelegenheit benutzten, um unter der heuchlerischen Maske künstlerischer Tugendwächterei ihre Bosheiten zugleich indirect nach einer anderen Stelle zu richten. Und so ließ der Entrüstungssturm, der nach den Wiesbadener Festspielen von 1897 sich erhob, vorläufig das ruhige Urtheil ungehört verhallen.

Ehe nun der Dichter von Neuem all' den häßlichen Angriffen der kritischen Meute sich aussetzte, erschienen zwei neue Gaben seines Talentes, so rein und geläutert an Inhalt und Form, daß sie wohl Vielen die Augen hätten öffnen können über des Dichters echte Art, wenn nicht vielfach gerade Blätter, die früher in allen Tonarten das Lob der Lauff'schen Epik sangen, jetzt schamhaft geschwiegen hätten, um sich nicht durch eine Anerkennung des berüchtigten Hohenzollerndichters zu compromittiren. In seinem Romane „Im Rosenhag“ zauberte er wieder die Vergangenheit des alten Köln uns vor wie einst in der „Overstolzin“. Meister Stefan Lochners Madonna in der Rosenlaube, eines der rührendsten Werke der Altkölner Schule, hatte es ihm angethan mit seiner unschuldsvollen Jungfrauengestalt und den lieblichen Engelsköpfchen; und so sah er im Geiste den Meister, wie er sein Werk schuf als Abbild der Geliebten, die, einem ungeliebten Manne vermählt, den Jugendfreund wiederfindet, um dann nach furchtbarem Leid, unschuldig verurtheilt und im Rheine versenkt, von treuer Hand gerettet und mit dem Meister vereint zu werden. Schlichter und einfacher als sonst ist diese rührende Geschichte erzählt, theilweise als schmerzliche Rückerinnerung Meister Stephans, oft glaubt man die zarten Weisen aus romantischer Frühzeit zu vernehmen, wie sie Novalis eigen waren, dann wieder folgen realistischere Scenen, mit visionärer Kraft der Anschauung ausgemalt, so besonders die letzte Gerichtsverhandlung mit all ihren Schrecken, im strengen, formelhaften Stile jener Zeit, den Lauff so ganz beherrscht.

Der böse Dämon des Werkes ist Quirinus Karpaunus, der Schreiber vom Sionthal, eine groteske Gestalt von diabolischem Humor, das Vorbild zu Maximilian Porkeles, dem Pamphletisten im „Eisenzahn“. Das schöne Werk ist Georg von Hülsen gewidmet, dem Wiesbadener Intendanten, der ihm durch gemeinsames Streben Freund geworden.

Zu Weihnachten 1898 aber veröffentlichte Lauff unter dem Titel „Advent“ zwei kleine Weihnachtsgeschichten in Versen, die ihn auf der Höhe seiner Meisterschaft zeigen. Zum ersten Mal wendet er sich in der ersten Versnovelle einem Probleme aus der Gegenwart zu, und so innig und einfach ist die Seelenschilderung in diesem Sange, wie wir sie nie dem farbenfrohen Coloristen zutrauen würden. Ein Kind rettet seine Mutter vor schwerer Versuchung durch den Jugendgeliebten, dies das einfache Motiv,

<"page197">



das ohne alle Sinnlichkeit, rein und ruhig gestaltet ist. Und der furchtbare Hexenwahn, den er einst mit so entsetzlicher Deutlichkeit in seinem Romane geschildert, bildet jetzt in der zweiten Dichtung nur den wohlthätig verhüllten Hintergrund inniger Familienscenen, deren stille Trauer durch leisen Trost verklärt wird. Ein Dichter, der solche Töne fand, verdiente selbst bei einem ganz verfehlten Werk mit Achtung behandelt zu werden; wer aber von alle denen, die ihre wohlfeilen Witze gegen den „Eisenzahn“ richteten, gab sich wohl die Mühe, erst wenigstens diese neuesten Schöpfungen des Dichters durchzulesen?

Am 25. Juli 1898 schenkte der Kaiser seinem Lieblingsdichter die Muße zu fernerer poetischer Thätigkeit. Unter Beförderung zum Major wurde Lauff der Abschied aus der Armee gewährt und ihm die Stelle eines Dramaturgen am Wiesbadener Hoftheater übertragen.

Im Frühling 1899 aber ging, wieder mit allem nur denkbaren Pomp der Ausstattung und Darstellung, der „Eisenzahn“ über die Bühne. Treuer als in seinem ersten Drama durfte hier der Dichter die Geschichte nacherzählen, die uns von den Kämpfen Kurfürst Friedrichs II. gegen die widerspenstigen Städte, von der Unterwerfung Berlins unter den Willen des Landesherrn berichtet. Und den immer wieder erneuten Vorwürfen gegenüber, daß der Dichter, der das höhere Recht des Fürsten so scharf betonte, hier die Geschichte fälschte, muß auch hier vor Allem gesagt werden, daß er nur das emphatisch aussprach, was in den Ereignissen selbst immanent lebte: das Recht der Gesammtheit, das der Herrscher vertritt, steht höher als das noch so verbriefte Recht einer besonderen Interessengemeinschaft, ein Gedanke, dem auch Wilibald Aleris in seinem „Roland von Berlin“

Ausdruck verlieh. Die künstlerische Sympathie des Dichters aber steht
doch auf Seiten Bernd Rykes, des trotzigen Freiheitskämpfers, der vom
Roland erschlagen wird, für den er stritt, wenn auch Lauff allzuhart und
anachronistisch ihn als Rebellen bezeichnet und in einer etwas theatralischen
Scene von der Mutter verfluchen läßt. Fremder bleibt uns der Kurfürst,
mehr die Verkörperung einer Idee, der Racheengel mit dem Schwert der
Gerechtigkeit, aus hoher Wolke redend. Akademische Glätte aber kann man
sicher dem Werke nicht vorwerfen mit seiner stürmischen, schwertklirrenden
Rhetorik und der mächtigen Steigerung seiner Massenscenen.
Eine Fülle von dramatischen Entwürfen und Fragmenten hat der
Dichter in seinem Pulte liegen, vor Allem drängt es ihn jetzt, auch die
großen socialen Probleme der Gegenwart dichterisch zu erfassen und zugleich
die alten westfälischen Jugenderinnerungen im Sinne echter Heimatskunst
zu verwerthen. Als eine Vorstudie zu solch größeren Unternehmungen ist
das unheimliche Nachtstück „Rüschhaus“ zu betrachten, das in diesem
Winter zuerst in Wiesbaden aufgeführt wurde, ein tragischer Conflict im
Innern einer heruntergekommenen westfälischen Adelsfamilie, der zum
Brudermorde führt, Alles mit grauenhafter Anschaulichkeit dargestellt und

<"page198">

von erschütternder Wirkung besonders durch die Verwerthung des alten
Gespensterglaubens. Die Personen reden eine eigene stammelnde Sprache
mit biblischen Reminiscenzen, ungefüge und unbeholfen, aber hier die rechte
Aeußerung ihres Charakters.
Zu gleicher Zeit aber errang der Dichter den ersten ganz unbestrittenen
Theatererfolg bei Publicum und Kritik mit seinem Einacter „Vorwärts“,
der auf Axel Delmars Anregung entstand und einen Theil jener bekannten
zur Jahrhundertwende gedichteten Dramen bildet. Wie hier der alte Blücher
wettert und zankt in seiner ganzen derben Rücksichtslosigkeit, um dann dem
Ganzen zu Liebe seinen Zorn zu bezwingen, das ist mit so unmittelbarer
Frische und kräftigem Humor geschildert, daß Jeder seine herzliche Freude
hatte und die Berliner hell aufjubelten.
Als Lyriker ist Lauff bis jetzt nur mit einem kleinen Bändchen Ge-
dichte hervorgetreten, die unter dem Titel „Lauf' in's Land“, wie alle
Werke des Dichters bei Albert Ahn in Köln erschienen. Das Werthvollste
darin sind die prächtigen Schelmenlieder, die meist im Volkston gehalten
und sangbar, von urwüchsigem Behagen erfüllt sind, wie nur die besten
Scheffel'schen Gedichte. Und die Zahl dieser kleinen Dinger, die er sich
selbst und Anderen zur Freude gelegentlich niederschrieb, ist unterdessen
noch gewachsen; zwei Exemplare dieser Gattung, wie alle ihre Genossen
etwas derb und locker, sind in diesem Heft als Proben Lauff'schen Humors
mitgetheilt, wie sie hingeworfen wurden, inspirirt durch die losen Geister
des Weines, den Hufnagel, der allbekannte Poetenwirth zu Aßmannshausen,
in der Krone so trefflich schenkt.
Jener Einleitungsgesang aber aus Lauffs neuem, noch unveröffent-
lichten Epos möge zeigen, welche gewaltigen Gesichter der Dichter in diesem
Werke uns offenbaren wird, das sein ganzes poetisches Vermögen in con-
centrirter Kraft darstellt. Vielleicht wird, wenn im nächsten Frühjahr sein
drittes Hohenzollerndrama „Der große Kurfürst“ erscheint, dies Epos dem
Dichter die Wege zu vorurtheilsfreierer Würdigung geebnet haben.
So steht jetzt Lauff auf der Sonnenhöhe seiner Kunst, der ganz zu
leben ihm ein günstiges Geschick verstattet, noch hat er nicht sein letztes
Wort gesprochen, und Großes dürfen wir von ihm, dem rastlos Strebenden,
dem jetzt in seiner Muße der Gesichtskreis so mächtig erweitert wurde, er-
warten. Nie hat er einer litterarischen Partei angehört oder irgend einer
ästhetischen Theorie Einfluß auf sein Schaffen verstattet; so mußte ihm der
Beifall der Massen noch fehlen, aber wie Jeder, der unbekümmert dem
eigenen Genius folgt, treu an der Läuterung seiner poetischen Natur
arbeitend, wird auch er allmählich seine Stunde finden.

<"page199">

Joseph Lauff.
TDie Geiszlerin*).
Eine Wormser Geschichte.
I. Mene Tekel.
Ein Crucifix im tiefen Sande –
Und rings kein Knospen und kein Blühn;
Vereinzelt nur am Straßenrande
Der Preißelbeeren fahles Grün.
Im weiten Rund und in der Nähe
Kein Blätterwehn, kein Vogelschrei;
Lautlos fliegt selbst die Nebelkrähe

Am morschen Crucifix vorbei.
Schon will die Macht die Flore hissen,
Die dämmernd sie im Westen flicht,
Und nur wie feurige Coulissen
Steht tief im West das Abendlicht.
Auf's gelbe Licht am Himmelsbogen,
Gleich wie von stillem Graun umhegt,
Ist purpurblau und scharf umzogen
Der Schattenriß von Worms gelegt,
Ein scharfer Riß nach Höh' und Breite,
Mit Lichtern kümmerlich geziert – –
Doch Einer steht am morschen Scheite,
Der düstern Auges auf ihn stiert.
*) Einleitungsgesang aus dem soeben vollendeten Epos des Dichters, das noch in diesem Jahre bei Albert Ahn in Köln erscheinen soll und uns nach der alten Reichsstadt Worms versetzt, um von der Zeit des schwarzen Todes, der fanatischen Flagellantenzüge und Judenverfolgungen ein farbenreiches Bild zu entrollen.

<"page200">

Dämonisch und in tiefem Sinnen,
Die Arme auf der Brust verschränkt,
Läßt er vom Dunkel sich umspinnen,
Das Kinn auf's Manteltuch gesenkt –
Sein faltig Kleid, die niedre Gogel,
Die ihm die Stirne fest umschmiegt,
So düster wie der schwarze Vogel,
Der ihm zu Häupten sich gewiegt. –
Jetzt huscht der Machtwind von der Haide
Mit lindem Säuseln, lindem Weh'n –
Und unter'm aufgebauschten Kleide
Läßt sich ein seltsam Schnürwerk seh'n,
Von schwarzen Streifen unterbrochen
Erscheint's dort weiß und blankgewetzt,
Als wären auergelegte Knochen
Dem dunklen Leibrock aufgesetzt.
Er aber harrt im Windsgesäuse
Mit unerschütterlicher Ruh'
Und deckt das beinerne Gehäuse
Mit seinem Mantel wieder zu.
Und wie er so den Wind betrogen,
Hat er sich dicht an's Kreuz gedrängt,
Wo seine Fiedel mit dem Bogen
Vom Bildstock des Erlösers hängt.
Ein Griff – ein kurzes Saitenschwirren –
Ein nadelscharfer Bogenstrich –!
Der wie der Schrei von einem Irren
Von der belebten Geige wich.
Dann capriolen seine Finger
Und meistern, wie es ihm gefällt,
Als wären vier der besten Springer
Auf's tolle Instrument gestellt.
Ein fieberhaftes Tongedränge,
Von einem kranken Hirn verseucht –!
Als würden wahnsinnwüste Klänge
Vom niedren Geigenbrett gescheucht.
Der Wind, der kurz zuvor die Schwingen
Moch legte um den Fiedelmann,
Hält bei dem grausenhaften Klingen
Vor Schrecken seinen Odem an.
Der Bogenstrich erstarrt die Lande –
Todt Alles für Gesicht und Ohr;
Mur seitwärts dort vom Straßenrande
Hebt langsam sich ein Weib empor.
Vom Boden und den kurzen Binsen,
Hat sie dem Spieler sich gesellt,
Derweil ein fürchterliches Grinsen

<"page201">

Ihr krankes Angesicht entstellt.
Mur Fetzen ihre Glieder decken,
Das Haar gesträhnt und schwarz und dicht,

Und der Verwesung braune Flecken
Beleben schaurig ihr Gesicht.
Sie kennt die Welt seit langen Jahren,
Der Menschheit grausiges Gespiel;
Sie ist durch's Inderreich gefahren
Und weilte gern am alten Mil.
Am liebsten kauert sie im Sande,
Von Sonnenfunken übersprüht,
Wenn unter'm heißen Wüstenbrande
Der heil'ge Stein von Mekka glüht.
Dort, wo die rothen Flammen lodern,
Wo hundert Karawanen geh'n
Und abertausend Leichen modern,
Die nicht die Kaaba mehr geseh'n,
Hier saß sie aufgehöhltem Steine,
Bis sie die Meere überflog
Und dann gen Worms am grünen Rheine
Selbander mit dem Geiger zog. –
Jetzt steht sie ragend ihm zur Seite,
Den kranken Leib dem seinen nah,
Und über die gedehnte Weite
Hallt ihr Gelächter „Ha–ha–ha!“ –
Doch unaufhaltsam, hoch im Blauen,
Die Haidenacht spinnt Flor bei Flor,
Sie zwinkert düster mit den Brauen
Und hebt den stillen Mond empor.
Noch kriecht er hin im weiten Raume,
Ein Flecken nur, ein halber Strich;
Doch schon am tiefgehängten Saume
Verbrämen scheu die Wolken sich.
Im Silberglanz die Fernen triefen –
Nur kurze Weile noch – und dann:
Gespenstisch schwebt aus dunklen Tiefen
Der bleiche Waller himmelan.
Er strebt empor zu lichten Reihen
Geheimnißvoll auf zarten Schuh'n
Und läßt, ein Kleinod ohne Gleichen,
Sein Bild am blauen Schilde ruh'n.
Und jenseits der beglänzten Haide,
Vom fernen Himmel überthront,
Liegt wie ein steinernes Geschmeide
Die alte Reichsstadt unter'm Mond. –
Ein Griff – ein Strich – – ! – Vom Licht umflogen
Der Spielmann zeigt sein blank Gebiß

<"page202">

Und deutet mit dem Fiedelbogen
Auf den gestreckten Schattenriß.
Sie sieht's und thät ihm fröhlich winken,
Sie nickt ihm zu und gafft und gafft,
Wobei er prüfend mit der Linken
Die lockern Fiedelsaiten strafft.
Dann grinst er auf zum stillen Wächter –
Sie schürzt ihr faltiges Gewand
Und dann mit schallendem Gelächter
Geht's „Klipperklapper“ über'n Sand.
Das ist ein Walzen auf und nieder
Im Haideland, im fahlen Schein;
Ein Knistern geht durch ihre Glieder,
Als knackte trockenes Gebein.
Zur Linken bald und bald zur Rechten,
Sie tanzen, winden sich und dreh'n,
Daß Hungerkraut und Haideflechten
Geängstigt auf vom Boden seh'n.
Der arme Kiebitz hebt die Flügel,
Vom Mest gescheucht beim Walzerschritt,
Und ruft von dem erflog'nen Hügel
Aus Pfriem und Ginster sein: „Kiwitt“.
Von droben lichtert's stetig heller –
Der Fiedelbogen hat nicht Ruh' –
Mit „Hopsassa“ geht's immer schneller
Der mondbeglänzten Reichsstadt zu.

Vorüber! – – lachend tanzt es weiter,
Und Sumpf und Ried wird überbrückt;
Schon sind als ständige Begleiter
Gekappte Weiden nah gerückt.
Schier bis auf Splint und Kern gespalten,
Mit Schopf und Zopf und Alermelstumpf,
Seh'n die verdächtigen Gestalten
Kopfüber in den blanken Sumpf.
Die rütteln, schütteln ihre Leiber,
Wie so vorüberwalzt das Paar,
Und dehnen sich wie Nebelweiber
Im Borkenkleid und Ruthenhaar. –
Dann Wiesentrift und Ackerschollen,
Vom Pflug und Sämann wohlbestellt,
Und ihre grünen Wogen rollen
Die jungen Aehren über's Feld. –
Jetzt geht es auf gebahnten Wegen;
Es grüßen. Anger, Busch und Strauch;
Aus den umfriedeten Gehegen
Hebt kräuselnd sich der Feuerrauch.

<"page203">

Doch wie sie nun vorüberschleifen
Am Bauerngut, am Käthnerhaus,
Da löschen bei des Windes Pfeifen
Geheimnißvoll die Lichter aus.
Und die gesellig sich vereinten
Mach harter Frohn zum kargen Brod,
Die rufen nach dem Dreigeeinten
In ihrer tiefen Angst und Moth.
Der Knecht im Stall bei seinen Gäulen
Steht zitternd an den Raufen da;
Den Hunden selbst vergeht das Heulen
Bei diesem gellen „Ha–ha–ha!“ –
Der breite Heerweg ist gewonnen –
Hier nimmt der Rheinstrom seinen Lauf;
Von eitel Silber übersponnen,
Steigt Worms mit seinen Zinnen auf.
Da sind mit Pech und Warzennasen
So viele Thürme ausgesprengt,
Gleichwie auf grünem Kirchhofrasen
Sich Kreuzlein neben Kreuzlein drängt.
Schon grüßt der Wall mit hohen Schanzen,
Es winkt die ragende Bastei –
Vorüber – –! – und mit hellem Tanzen
Geht's an der Landwehr auch vorbei.
Am Speierthörlein auf der Brücken,
Und sonder Strumpf und sonder Schuh,
Da holpert's wie auf schweren Krücken
Dem nahen Pförtnerhause zu.
Das alte Stadtthor kommt in's Wanken,
Der Riegel klirrt und springt sodann,
Als pochte bei den Chorthurmplanken
Das Geigenmenetekel an.
Gehoben wie von Geisterhänden
Das Gatter steigt, und fern und nah,
Gespenstisch tönt von allen Enden
Das lästerliche Ha–ha–ha!“ –
Und frei die Bahn – –! –
Es flieh'n die Wachen –
Schon weht der faltige Talar,
Im Wechseltanz mit schrillem Lachen
Maht sich das fürchterliche Paar.
Sie tanzen ein, die fremden Gäste –
Ein Tanz, der's Blut erstarren läßt,
Sie tanzen ein in Worms, der Veste:
Der Tod mit seinem Weib – der Pest.

<"page204">

Feins JWDüllerin, TPu ZStolze.
Es gingen zwei vor Chau und Tag
Mit Stutz und Busch zu Holze

Und sangen dort am Birkenschlag:
Feins Müllerin, Du Stolze,
Dein Mann sitzt noch beim Kandelbier,
D'rum gieb uns lobesam Quartier,
Feins Müllerin, Du Stolze!
Und sitzt mein Mann beim vollen Krug,
So mag er sitzen bleiben;
Ich kann die Grillen mir genug
Moch anderswo vertreiben. –
Sie huschte aus dem Bett herfür
Und schlich vor des Gesellen Thür –
Feins Müllerin, Du Stolze!
Ein Mauserich dicht nebenan,
Der so zum Zeitvertreibchen
Die rosarothen Pfötchen spann
Um's schmucke Mauseweibchen,
Der raschelte im Haberstroh
Und schmunzelte: Ei, ei – so, so,
Feins Müllerin, Du Stolze!
Sie pochte an mit aller Kraft,
Das Hemdchen straff gezogen;
Der Kerl verschnarchte Glück und Gunst,
Daß sich die Balken bogen,
Und wie sie stand, und wie er schlief,
Der Kauz am Fenster höhnisch rief:
Feins Müllerin, Du Stolze!
Und wie sie nun von hinnen schlich
Auf leisen Zehenspitzen,
Sah sie den grauen Mauserich
Im Stroh und Häcksel sitzen.
Und salomonisch rief er aus:
Ein Kerl wie ich ist rar im Haus –
Feins Müllerin, Du Stolze!
SF 2)
*/.-
> A

<"page205">

Bur irone.
Zu Aßmannshausen an dem Rhein,
Im Schank zur goldenen Krone,
Da sollen so viel Geister sein
Wie Blüthen an rankender Bohne.
Und wie ein braves Spatzenherz
Sich sehnt nach jungen Schoten,
So trieb es mich auch kronenwärts
Zum Aßmannshäuser Rothen –
Ach könnt' ich doch immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!
Der erste Kobold kam im Frack
Und brachte zwei Forellen,
Die, roth punktirt wie Siegellack,
Sich sonst im Wasser schnellen,
Der zweite Geist kam dick und kurz
Mit Schlüsselbund und Taschen
Und zog den Kork im Lederschurz
Von drei petschirten Flaschen. –
Ach könnt' ich doch immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!
Der Mond ging auf, – ich aber saß
Als Letzter von den Gästen,
Da kam der Wirth mit seinem Glas
Und brachte von dem Besten.
Mit diesem Geist, wie Alles schlief,
Hei! – wie ich poculirte,
Bis ihn die brave Hausfrau rief
Und ihn in's Bett citirte.
Ach könnt' ich doch immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!
Zu Aßmannshausen schlug die Uhr,
Sie rief die zwölfte Stunde,
Da stieg auf vierter Geisterspur
Die Stromfei aus dem Grunde.

Die zog mich gleich an ihre Brust
Und meinte dann verwegen:
„Wir wollen hier in stiller Lust
Der heimlichen Minne pflegen. –
Ach könntest Du immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!
Jch aber sprach mit Recht und Fug:
„Mein Wasserfräulein, mit Nichten!


<"page206">

Am Landstorch hab' ich schon genug,
Und muß auf den Rheinstorch verzichten.“
Da fuhr empor das schöne Weib
Und wurde stromwärts getrieben:
Jch aber trotz Rheinwein und Frauenleib
Bin keusch wie Joseph geblieben.
Ach könnt' ich doch immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!
Jch habe noch in selber Macht
Den Tintenkrug genommen
Und treulich zu Papier gebracht,
Was Geister mir gekommen. –
Und der euch dieses Liedchen sang
Auf rheinweinfeuchtem Chrome,
Ist hoffentlich sein Leben lang
Willkommen in der „Krone“.
Ach könnt' ich doch immer am lieben Rhein
Zu Aßmannshausen beim Kronenwirth sein!

<"page207">

## Reisebilder aus Spanien.

Don
A. Wäogalla von Bieberstein.
– Breslau. –

as Interesse an dem althistorischen Lande, dessen Herrschaft sich
West-Gothen, Carthager, Römer, Spanier und Mauren Jahr-
AC hunderte lang streitig machten und das bereits unter Trajan,
Hadrian und Marc Aurel, wie die mächtigen Ruinen Meridas, Tarragonas,
Sagunts und Italicas noch heute beweisen, eine Blüthezeit genoß, die nur
durch die unter der maurischen Herrschaft der Omajaden und Nasriden in
den Chalifaten von Cordova und Granada übertroffen ward, wurde in
neuester Zeit durch den patriotischen Aufschwung lebhaft angeregt, mit dem
sich, ungeachtet der weit überlegenen Machtmittel der Union und allerdings
nicht ohne starke Ueberschätzung der eigenen Kräfte, das Land des Cid,
Karls V. und der Vertheidiger Sarragossas und Geronas, dem übermächtigen
Angreifer seiner Colonien entgegenstellte, um die letzten noch sehr bedeuten-
den Reste des Colonialbesitzes des spanisch habsburgischen Weltreichs vor
seiner Habgier zu schützen.

Eine Reise durch Spanien versprach daher im Frühjahr 1898 einen
besonderen Reiz, in welchem überdies der Congreß für Hygiene und Demo-
graphie seinen Mitgliedern, zu denen wir zählten, wenn auch nur un-
bedeutende und umständlich zu erlangende Erleichterungen des Bahnverkehrs,
so doch mannigfaltige festliche Veranstaltungen bot, in denen sich spanisches
Leben und Wissenschaft und spanische Gastfreundschaft nebst dem ganzen
Pomp der spanischen Kirche, da der Congreß in die Osterzeit fiel, zu ent-
falten vermochten.

Zwei Wege bieten sich, wenn man von der Seereise von einem nord-
oder südeuropäischen Hafen absieht, für die Bewohner des östlichen Continents,
um nach Spanien zu gelangen, das von der Fluth der Touristen auch



<"page208">

nicht annähernd so berührt wird wie Italien, die Schweiz, Griechenland
oder Schottland oder in neuester Zeit Schweden und Norwegen, und unter
denen nur Engländer und Amerikaner in namhafter Anzahl auftreten. Es
sind die Linien Berlin–Köln–Paris–Jrun im Norden, oder Berlin–
Frankfurt a./M.–Genf–Nimes–Port Bou im Süden.

Durch gut anschließende Schnellzüge verhältnißmäßig rasch zur spanischen

Grenze befördert, ändert sich von dort ab die Schnelligkeit und der Comfort
der Züge in sehr empfindlicher Weise, und man bemerkt zuerst, daß man
sich in einem Lande befindet, das in der Entwickelung der Verkehrsmittel
ein halbes Jahrhundert zurück ist. Von Schlaf- und Restaurationswagen
ist auf den spanischen Eisenbahnen, mit Ausnahme einiger ganz vereinzelter
Züge, nicht die Rede, Schnellzüge sind sehr spärlich vorhanden, und auch
diese von weit geringerer Geschwindigkeit als die des übrigen Europas, und
die Fahrzeiten der übrigen Züge sind außerordentlich langsam, sodaß eine
Bahnfahrt von 12 bis 14 Stunden in Spanien als keine lange gilt.
Die Anschlüsse sind äußerst mangelhaft, und man bleibt zuweilen mitten
in der Nacht an Kreuzungspunkten mehrere Stunden aus dem einfachen
Grunde liegen, um nicht zu früh am Morgen am Bestimmungsort anzu-
kommen, da, wie uns z. B. der Stationschef in Valencia versicherte, man
dem Stationspersonal nicht zumuthen könne, so früh schon auf den Beinen
zu sein. Namentlich in Begleitung von Damen empfiehlt es sich dringend,
nur erster Klasse zu reisen, und gilt dies überhaupt für Alle, die einige
Ansprüche auf Reisecomfort machen, da die zweite und dritte Klasse nur
von Personen der niederen Volksschichten benutzt wird. Bahnrestaurants
sind selten, und auf manchen Strecken ist es geboten, sich Mundvorrath mit-
zunehmen, da es außer Wasser und Orangen auf den Stationen keine Er-
frischungen giebt.
Wenn man mit einem der comfortabelst ausgestatteten Erpreßzüge des
Continents, dem von Paris nach Jrun, die lachenden Gefilde der Touraine
mit ihren eleganten Schlössern des Landadels und sorgfältigen Bodencultur
passirt und später die öden, mit niedrigen Fichten bestandenen Haiden der
Landes des südwestlichen Frankreichs durcheilt hat, der Weg, den die meisten
Besucher Spaniens zur Hinfahrt wählen, gelangt man an den Fuß des
durchschnittlich 15 Meilen breiten, mächtigen Gebirgswalls der Pyrenäen
und erhält den unmittelbaren Eindruck von der ungeheuren Schranke, welche
die Halbinsel auch zu Lande vom übrigen Europa trennt, und die, wenn
auch bei dem Vorprall der Mauren unter dem Emir Abderrahman und
später unter Karl dem Großen, sodann unter Karl V., Philipp II. und IV.
und anderen Herrschern und in der neueren Zeit durch die Franzosen
mehrfach überschritten, einen wichtigen Factor der Erhaltung des National-
charakters und des noch heute bestehenden Abschlusses Spaniens vom übrigen
Europa bildet. Die Vegetation und das Klima sind hier im April die-
jenigen des Mai und Juni in Mitteleuropa, doch überwiegt der Laubwald

<"page210">

erhaltenen. Nach über achtstündiger Fahrt gelangt man nach Burgos, der
Hauptstadt Alt-Castiliens, der Stadt des Cid.
Die am Flüßchen Arlanzon gelegene Stadt wird von der berühmten
Kathedrale und einem alten, zum Theil noch erhaltenen Castell auf einer
Höhe überragt, und ihr Dom und die Erinnerungen an den Cid bilden
ihr Hauptinteresse für den Besucher. Die der besten Zeit der Gotik an-
gehörende 1221 gegründete Kathedrale wurde im Laufe von dreihundert
Jahren vollendet, ein deutscher Baumeister, Johann von Köln, erbaute die
Thürme der Hauptfaçade, der marmorartige weiße Kalkstein ihres Bau-
materials hat im Laufe der Zeit eine hellgelbliche Färbung angenommen,
die in den beiden herrlichen, durchbrochenes gotisches Laubwerk tragenden
Thürmen prächtig wirkt. Charakteristisch für den äußeren Eindruck des
Doms ist das majestätische Oktogon, das sich, mit Statuen und Thürmchen
geschmückt, über dem Schiff der Kirche erhebt, und den gewaltigen, auf vier-
zehn Pfeilern ruhenden fünfzig Meter hohen Kuppelbau des Doms um-
schließt. Die Façade und Portale des Baues sind, mit gotischen, byzan-
tinischen und maurischen Ornamenten verziert, von größter Wirkung. Die
Wirkung des überaus prächtigen Inneren aber wird durch die in alle
Dome Spaniens hineingebaute Capilla Major, ungeachtet des Reichthumes
ihres Hochaltars und ihrer vorzüglichen Reliefbilder, sowie durch den zwar
imposanten und außerordentlich reich geschnitzten Chor beeinträchtigt. Von
unvergleichlichem Reichthum und Pracht der Ausstattung sind die fünfzehn
Capellen im Innern der Kathedrale mit den Grabdenkmälern des Con-
destabel Velasco, Grafen von Haro und seiner Gemahlin Donna Mencias
de Mendoza, sowie des Bischofs Alonso de Cartagena, des Gründers der
Kathedrale. Marmor-, Gold- und andere prächtige Ornamente sind bei
ihnen in verschwenderischster Weise benutzt, und die Sala Capitular weist
eine prächtige Artesonadodecke auf; werthvolle Bilder, darunter das des
Papstes Alexander VI. Borgia, der vor seiner Papstwahl Kanonicus an
der Kathedrale von Burgos war, ein schöner Andrea del Sarto und ein
Sebastiano del Piombo schmücken das Innere, und die Escalera dorada,
eine herrliche Marmortreppe mit vergoldetem Geländer, führt aus ihm zur
prächtigen Puerta de la Coronera. Man begreift, daß nur der Besitz der
Schätze der neuen Welt die beispiellos prächtige Ausstattung dieser Kathedrale

wie auch derjenigen des übrigen Spaniens durchzuführen gestattete. Als
Merkwürdigkeit zeigt man ferner in einer der Capellen den echten Koffer
(el baul) des Cid, den der streitbare spanische Nationalheld den Burgoser
Juden, Rachel und Vidos, anstatt mit seinem Silberzeuge und Kleinoden,
mit Sand gefüllt, für ein Darlehn von 600 Mark Pfand übergab, ihn
jedoch später wieder richtig einlöste. An Don Rodrigo de Vivar, den Cid,
vom arabischen „Sidi“ oder „Said“, d. h. Herr, erinnert ein Standbild
desselben auf dem alterthümlichen Thor des Arco de Santa Maria an der
Hauptbrücke des Arlanzon, das ihn als kräftigen, breitschultrigen, ge-

<"page211">



wappneten Ritter neben dem Bischof Lain Calvo, Fernan Gonzales und
Karl V. darstellt, ferner die Fundamente seines Wohnhauses, des „Solar
des Cid“, am Westausgange der Stadt und seine in einem kostbaren Schrein
unter Glas verwahrten Gebeine im Rathhause von Burgos. Zwar hatte
der Cid, als er in seinem von ihm eroberten Königreich Valencia 1099
starb, selbst bestimmt: „Nach San Pedro de Cardena soll man meinen
Leichnam bringen,“ allein dieses, etwa eine Meile von Burgos gelegene
Kloster birgt heute nur die sterblichen Reste seiner Gemahlin Ximene.
Wenn die Zeit es gestattet, so widme man in Burgos den prächtigen
altcastilischen Adelspalästen der Casa de Cordon aus dem fünfzehnten und
der Casa de Miranda aus dem sechzehnten Jahrhundert, sowie dem Castell
mit schöner Aussicht, den Kirchen Santa Agueda, in der König Alfons VI.
dem Cid drei Mal schwören mußte, daß er am Tode seines Bruders König
Sancho unschuldig sei, ferner San Esteban und San Gil, sowie dem könig-
lichen Kloster de la Huelgas, mit dessen interessanten Königsgräbern und
der Cartuja von Miraflores mit ihren schönen Grabmälern einen Besuch
und vergesse die schönen Promenaden des Espolon viejo und nuevo und
des Paseo de la Quinta nicht. Den Abend bringt man in Burgos, das
ein nur mäßiges Theater und außer einem Stiercircus keine sonstigen Ver-
gnügungsorte besitzt, am besten im Hotel zu und verabsäume nicht, sich für
die Hochebene von Castilien und für Madrid, Neu-Castilien und Nordspanien
überhaupt, für den Monat April mit warmem Unterzeuge zu versehen;
denn Abende und Nächte sind dort bis spät in den Mai noch recht kalt,
und der spanische Caballero erscheint noch in diesem Monat sehr oft in
seinen nationalen Radmantel, die Capa, bis über den Mund gehüllt, der
einzige Rest der Nationaltracht, nebst der Mantilla, der noch von den
höheren Ständen getragen zu werden pflegt. Weder in Burgos noch in
San Sebastian war das Mindeste von kriegerischer Erregung oder Getreibe
der Bevölkerung oder der Truppen zu bemerken. Alles ging seinen Gang
wie im tiefsten Frieden, und selbst das Militär hielt eben so spärliche
Uebungen ab, wie dies in Spanien bei ihm immer der Fall ist.
Von Burgos führte uns die Bahn durch die einförmige, reizlose
Plateaulandschaft über Valladolid nach Avila, ungeheure Getreidefelder mit
spärlichen Wohnsitzen bedecken dieselbe ganz so wie im Osten Alt-Castilien,
und nur der undurchlässigen Lehmschicht unter der Humusoberfläche ver-
dankt die im Sommer und Herbst völlig regenlose Gegend ihre Fruchtbarkeit
an Getreide, da jene das völlige Entweichen der Feuchtigkeit des Nieder-
schlages des Frühjahrs und Winters verhindert.
Wenn Burgos als eine interessante Stadt bezeichnet werden muß, so
gilt dies weder nach seiner Lage noch der Bauart der Kunstdenkmäler und
Kirchen, ungeachtet seiner nicht unbedeutenden historischen Vergangenheit, für
Valladolid. Zwar von fast doppelter Einwohnerzahl, 59000 Seelen, wie
Burgos und früher Lieblingssitz der katholischen Könige Ferdinand von

<"page212">



Aragonien und Isabella von Castilien, und selbst unter Philipp II. vorüber-
gehend Residenz der spanischen Weltmonarchie und ehemaliger Sitz eines
maurischen Statthalters und als solcher Balad-Walid genannt, hat Valla-
dolid heute nur noch Bedeutung als Handelsstadt, Universität, Sitz der
Provinzialbehörden und eines Erzbischofs. Von den Kirchen ist nur Santa
Maria la Antigua sehenswerth, die von dem berühmten spanischen Bau-
meister Juan de Herrera begonnene, jedoch unvollendet gebliebene Kathedrale
dagegen nicht, hingegen die beiden Collegien von Santa Cruz und San
Gregorio im plateresken, bezw. spätgotischen Stil, mit maurischer Or-
namentik und Artenosadodecke, mit in ersterem einem Museum mit vortreff-
lichen Holzbildwerken von Alonso de Berruguete, Juan de Juni und
Gregorio Hernandez. Ferner die Façade der Kirche San Pablo, die Casa
de Colon, das Haus, in dem Columbus starb, und kaum der aus dem
siebzehnten Jahrhundert stammende Palacio Real, jedoch der hübsche Park
des Campo Grande.
Die Hotelunterkunft in Burgos und Valladolid ist gut, wenn man

die ersten Hotels wählt, jedoch entspricht sie keineswegs modernen Anforderungen an Comfort in Bezug auf Fahrstuhl, elektrisches Licht und Bedienung; dagegen sind die Preise, da sie den Tischwein einschließen, billig, man ist jedoch verpflichtet, den Betrag für alle Mahlzeiten, auch wenn sie nicht im Hotel eingenommen werden, zu zahlen. Der Wein kostet in Spanien, dem vielleicht weinreichsten Lande der Welt, dessen alljährlicher Weinexport allein nach Frankreich über 120 Millionen Pesetas beträgt, so gut wie nichts und steht à discretion in Caraffen, nicht selten in zwei Sorten auf dem Tisch; allein das Klima macht zu jedem compendiösen Genusse desselben nicht geneigt, und sehr bald mischt ihn der Fremde eben so wie der Einheimische mit gewöhnlichem Trink- oder Mineralwasser. Die spanischen Biere sind durchweg sehr mäßig und unbekömmlich, und nur in den großen Städten findet sich echtes, jedoch wenig gepflegtes Münchener Bier, dagegen in den ersten Hotels fast überall Ale und Porter. Die spanische Küche ist in den Hotels der französischen ähnlich, jedoch etwas weichlich und viel Saffran, Oliven und nicht immer wohlschmeckende Fische, Muscheln °c. verwendend. Auf besondere culinarische Genüsse ist daher in Spanien nicht zu rechnen, es sei denn die edlen Weine namentlich von Jerez und Malaga und die große Anzahl und Abwechselung der Erfrischungsgetränke in der heißen Zeit, wie die des Agráz, der Horchata de chufas, des Agua de cébada, des Azahar, eines Aufgusses auf Orangenblüthen, und vieler anderen, von denen manche noch aus der Maurenzeit stammen.
Von Valladolid hat man die Wahl der Linie über Avila oder über Segovia nach Madrid. Die letztere ist in Anbetracht Segovias, mit seiner herrlichen Lage, seinem Alcazar, seinen römischen Bauwerken, darunter der berühmte, noch erhaltene Aquäduct, seiner Fülle mittelalterlicher Kirchen und Paläste im spanischen Burgenstil, einer der ältesten und interessantesten



castilischen Städte, vielleicht vorzuziehen; allein der Anschluß der Züge paßt über Avila besser; überdies läßt sich von Madrid aus ein Ausflug nach Segovia mit dem Besuch des königlichen Lustschlosses la Granja gut verbinden. Die Fahrt auf beiden Linien ist bis zur Sierra Guadarrama reizlos, und nur das Passiren des Duero, südlich Valladolids, und des malerischen, jedoch zum Theil in Trümmern liegenden Castillo de la Mota, des Lieblingsschlosses Isabellas der Katholischen, sowie namentlich Avila, bieten besonderes Interesse.
Avila in seiner ähnlich der von Segovia und Toledo ungemein festen Lage auf einer nach drei Seiten hin steil abfallenden Anhöhe macht mit seiner heut 900 Jahre alten rings um die Stadt völlig erhaltenen mächtigen Ringmauer mit 85 stattlichen Thürmen den vollständigen Eindruck einer Feste des Mittelalters. Seine zu den hervorragendsten romanischen Bauten in Spanien gehörenden Kirchen, namentlich die Kathedralen San Pedro und San Vincente machen die Stadt nebst ihrer Lage sehr sehenswerth. Wer aber wollte alle interessanten Städte Spaniens eingehend besichtigen, ohne darauf die erforderliche nur sehr selten zu Gebote stehende Zeit von einer ganzen Reihe von Monaten zu verwenden?
Von Avila östlich führt uns die Bahn in vielfachen Windungen, Tunnels und Viaducten durch eine öde, wilde Gebirgslandschaft zur Sierra de Malagon, dem Bindegliede zwischen der Sierra Guadarrama und der Sierra de Grédos, und dann mit herrlichem Blick auf das mit Oelbäumen und Weinpflanzungen bedeckte Alberche-Thal, am Schloß des Herzogs von Medina Sidonia bei Las Navas del Marquez vorbei, durch weite Steineichen- und Pinienwaldungen über Wildbäche durch viele Tunnels nach Escorial. Mit lebhafter Spannung erwartet man das Erscheinen des aus der Geschichte Philipps II. so berühmten Klosterpalastes, von dem aus der nächst Karl V. mächtigste Herrscher Spaniens die Geschicke der habsburgisch-spanischen Weltmonarchie leitete. Der Eindruck des gewaltigen, von hohen Thürmen überragten Gebäudecomplexes, des größten Klosters der Welt, bleibt hinter den Erwartungen nicht zurück. In einsamer, öder, nur mit Cistus- und Steineichengestrüpp durchsetzter Feldlandschaft ganz ebenso wie Madrid allein auf das Machtwort des Monarchen aus dem Nichts erstanden, verkörpert das Escorial den Höhepunkt der weltlichen und kirchlichen Machtepoche Spaniens. Allein sein Besuch empfiehlt sich mit größerer Muße von Madrid aus, um in Ruhe einen Tag der Besichtigung seiner umfassenden Sehenswürdigkeiten widmen zu können. Doch der Zug führt uns weiter durch die steppen- und haideartige, nur hie und da mit Getreidefeldern und Weinpflanzungen bedeckte castilische Ebene, und am Morgen um acht Uhr von Valladolid aufgebrochen, gelangen wir um vier Uhr Nachmittags nach Madrid, der Metropole, und neben Barcelona, Sevilla, Valencia und Malaga einzigen Großstadt Spaniens. Bald umfängt uns das Getümmel der Droschken, Hotelomnibusse, Maulthier bespannter Wagen und lasten-

<"page214">

tragender Esel und ihrer Treiber, und durch belebte, von hohen ell-
getünchten, balcon- und öfters palmengeschmückten Häusern eingej ßte
Straßen gelangen wir rasch in eins der ersten Hotels, das de Roma, ein
palaisartiges, elegantes Gebäude mit palmengeziertem Vorhof in der (alle
del Caballero de Gräçia unweit der Puerta del Sol, der Calle de
Alcalà und des Prado, den Hauptverkehrsadern der Hauptstadt.
Zur baldigen Orientirung empfiehlt sich wie in allen großen Stäten
eine Rundfahrt im Wagen, und bald durchmessen wir die Puerta del ( ol,
den centralsten und belebtesten Platz Madrids mit den größten Hotels und
Cafés, dem Unterrichtsministerium und dem Gebäude des Crédit Lyonnais.
Hier bilden sich unaufhörlich dichte Gruppen, die den zahlreichen Zeitungs-
verkäufern, die mit dem Rufe: „El Heraldo, El Imperial etc.“ – die
Menge durcheilen, die neuesten Zeitungen abkaufen und sofort lebhaft iber
die Nachrichten vom Kriegsschauplatz unter einander debattiren. Auf der
Puerta del Sol liegt noch heute ein politischer Hauch, sie bildete fast sets
den Ausgangspunkt politischer Bewegungen und Pronunciamentos von
der Zeit derjenigen der Communeros gegen Karl V. an.
Unser Weg führte uns über die Calle de Arsenal zum Platz Isa-
bellas II. am königlichen Theater vorbei über die mit prächtigen Garten-
anlagen und dem vortrefflichen Reiterstandbilde Philipps IV. geschmückte
Plaza de Oriente nach dem mächtigen Palacio Real, der Kathedrale, am
General-Capitanat vorüber über die Plaza Mayor, auf welcher Jahr-
hunderte lang die Autodafés in Gegenwart des gesammten Hofes statt-
fanden, durch die Calle de Atocha nach dem Prado und seiner Fortsetzung,
dem Paseo de Recoletes, und dem Park von Buen Retiro, den eleganten
Promenaden von Madrid, wo wir gerade zum Beginn des Corsos auf dem
Paseo de la Castellana eintreffen. Eine lange Reihe fast durchgehends höchst
eleganter Equipagen mit tadellos livrirten Dienern und von weit größerem
Luxus der Ausstattung wie diejenigen Berlins und mit Herren und Damen
in den ausgewähltesten Pariser Toiletten besetzt, fährt hier, vielfach von
Reitern in Civil oder Uniform auf meistens hervorragend schönen andalusi-
schen Pferden begleitet, 1 bis 1/2 Stunden auf und ab, sich mit den
Bekannten gegenseitig grüßend, unterhaltend und mit kritischem Auge jede
Erscheinung, namentlich eine neue, musternd. Es gehört zum guten Ton
in Madrid und anderen spanischen Städten, in eigener Equipage auf dem
Corso zu erscheinen, und wer zur ersten Gesellschaft zählen will, macht die
Sitte mit, wenn auch das heimische Palais im Innern vielleicht stark ver-
nachlässigt und die Haushaltung dürftig ist. Allein auf dem Corso muß
die gesellschaftliche Stellung durch Eleganz der Equipagé, Toiletten und
Dienerschaft behauptet werden, wenn man nicht social abdanken will. Mit
Anbruch der Dunkelheit verschwindet die elegante Welt, denn es ist Zeit
zur Comida, der spanischen Hauptmahlzeit, die in Nordspanien um 8 Uhr,
in Südspanien um 7 Uhr stattfindet. Ein dichter Strom von Menschen

<"page215">

wälzt sich durch die Calle de Alcala nach der Stadt zurück, und das Leben
in den Restaurants und eine Stunde später dasjenige vor und in den
Theatern und Cafés beginnt. Wir kehren zum Hotel zurück, machen rasch
Toilette und begeben uns an die von zahlreichen Congreßmitgliedern besetzte
Table d'hôte, wo bald die Camareros den vinotinto und blanco serviren.
Rioja und Val de Peñas sind die üblichsten Marken, beide gut, aber etwas
schwer und besser mit Wasser verdünnt. Wir finden spanische, französische,
englische Aerzte und Männer der Wissenschaft an der Tabl d'hôte, einen
italienischen Militärchefarzt in voller Uniform und zum liebenswürdigen
Nachbar einen Bezirksarzt von Arles sowie den wohlbeleibten Physikus aus
Malmö wieder, den wir bereits 1895 in Konstantinopel beim Congreß
kennen lernten, und den munteren englischen Doctor, der auf dem uns von
dort nach Athen führenden Dampfer die griechischen Zwischendeckspassagiere
im Mondlicht des ägäischen Meeres ihre National-Tänze aufführen ließ.
Bald ist Alles in lebhafter Unterhaltung und tauscht Erinnerungen an
frühere Congresse und Reiseerlebnisse aus. Angenehm vergeht so der Abend,
allein die nach der Reise Ruhebedürftigen ziehen sich nicht allzuspät zurück.
Madrid steht wie alle Großstädte nicht sehr früh auf, und nachdem
die ersten Stunden des regen Marktverkehrs, der in der Markthalle der
Plaza de la Cebáda nicht uninteressant zu beobachten ist, vorüber, wird
es, mit Ausnahme der Puerta del Sol, still auf den Straßen und Plätzen,
und erst um die Zeit vor und nach dem Almuerzo, dem zweiten mittag-
tischartigen Frühstück, beleben sich dieselben wieder und ganz besonders am
Spätnachmittage und Abends, wo Madrid, was den Glanz und die Be-
wegung modernen Lebens betrifft, sowohl München und Dresden, wie selbst
Brüssel und Wien, letzteres mit Ausnahme der Hochsaison, übertrifft.

Allerdings werden Paris, Berlin und London in dieser Hinsicht auch nicht
annähernd von ihm erreicht; allein für eine Hauptstadt von nur 500 000
Einwohnern ist der Verkehr ein sehr lebhafter.
Obgleich Spanien nächst Italien das Land ist, welches die herrlichsten
Dome aufweist, so besitzt Madrid, selbst das Panteon von San Francisco nicht
ausgenommen, keine einzige Kirche von besonders hervorragender Architektur,
und nur die im Bau begriffene Cathedrale de Nuestra Señora de la Almudena
verspricht vielleicht ein solcher zu werden. Jedoch ist das Innere der Kirchen
fast überall prächtig und sehenswerth. An monumentalen Bauten ist jeden-
falls der imposanteste das königliche Palais, auf hoher Terrasse am Thalrand
des Manzanares gelegen, mit herrlichem Blick auf die Sierra Guadarrama;
zu Füßen der schöne Schloßgarten des Campo del Moro, wo der Almoravide
Ali Ibn Jusuf 1109 bei der Belagerung des Alcazars des alten Castells
Madschrit, von dem Madrid den Namen erhielt, sein Lager aufgeschlagen
hatte. Gegenüber liegt der hübsche Park der Real Cases del Campo,
ferner sind zu nennen: das Nationalmuseum und die Bibliothek, die
spanische Bank und die Börse, die Gemäldegalerie am Prado, das Artillerie-

<"page216">

museum, der Justizpalast, die Cortes und das Museum der Reproductionen,
und der Torre de los Lujanes, in welchem Franz I. nach seiner Gefangen-
nahme bei Pavia eine Zeit gefangen gehalten wurde. Madrid ist reich an
Standbildern, die besten derselben sind die erwähnten Reiterstatuen Philipps III.
und IV. und bemerkenswerth diejenigen des Cervantes, Murillos, Isabellas
der Katholischen und des Columbus. Am schönsten aber, nach Lage und
Ausführung, ist unstreitig das Marmormonument der „Dos de Mayo“,
der beiden heldenmüthigen Führer des Aufstandes vom 2. Mai 1808 gegen
die Franzosen, und fernere prächtige Zierden des Prado bilden die Monu-
mentalbrunnen der Fuentes de Cibele, de Apolo und de Neptuno,
sämmtlich aus dem 18. Jahrhundert herrührend. Es muß auffallen, daß
in Madrid, und unseres Wissens in ganz Spanien, mit Ausnahme des
auf dem Arco de Santo Maria in Burgos befindlichen, künstlerisch ganz
unbedeutenden Standbildes, sich keine einzige namhafte Statue des National-
helden Cid vorfindet. In Valencia existirt nur eine Plaza del Cid,
jedoch ohne Standbild desselben. An alten Adelspalästen weist Madrid
noch einige interessante auf, so den des Herzogs von Abrantes, den
Palacio de Mugra und den von Pastrana, den einst die Fürstin Eboli
bewohnte, vor dessen Pforte der Nebenbuhler ihres Geliebten Antonio Perez,
Juan Escobedo, der Secretär Don Juans d'Austria, am 12. März 1578
ermordet und von wo sie, von Philipp II. persönlich überwacht, nach dem
Schlosse Pinto abgeführt wurde, woselbst sie drei Jahre eingekerkert blieb.
Wenn man die Sehenswürdigkeiten Madrids nach ihrer Bedeutung
und dem Interesse, welche sie erregen, in eine gewisse Abwägung gegen-
einander bringen will, so ist nebst dem eigenartigen Charakter des Lebens
und Verkehrs und der Gesammtanlage der Hauptstadt die Gemäldegalerie
des Prado unbedingt in erster Linie zu nennen, deren unvergleichliche
Schätze an Werken des Velasquez, Murillos, Riberas, Goyas, Tizians,
Rafaels, Tintorettos, Veroneses, Tiepolos, Nicolas Poussins, Claude-
Lorrains und der flämischen Schule 2c. durch zahlreiche Stiche und Photo-
graphien bekannt sind. Wie mächtig dieselben jedoch in ihrer fast unver-
änderten Farbenpracht und in herrlichen Räumen aufgestellt wirken, kann
man sich kaum vorstellen, und die Sammlung von über 2000 Werken macht
einen ebenso bedeutenden und werthvollen Eindruck wie diejenigen des
Louvre und von Florenz und übertrifft diejenigen der Dresdener Galerie.
Der bereits beanspruchte Raum verbietet uns, auch nur ganz flüchtig auf
die einzelnen Säle und Werke einzugehen, und müssen wir dies der Autopsie
und den kunstgeschichtlichen Werken über Spanien überlassen.
Nächst der Prado-Galerie ist die Rüstkammer und Waffensammlung
der Armeria am königlichen Schloß vom höchsten geschichtlichen Interesse.
Die Paraderüstungen und Feldharnische Karls V., Philipps II., III. und IV.
sowie Don Juans d'Austria, Alexander Farneses, die bei Pavia erbeuteten
Waffen Franz I., maurische und türkische Trophäen, westgotische Geschmeide

<"page217">

aus der Zeit des Königs Receswinth, Knabenharnische der Infanten, das
Stechzeug und Jagdgeräth spanischer Fürsten, die Schwerter des Gran
Capitan Gonzalo de Cordova, des Fernan Cortes und die Tizona des
Cid, sämmtlich in künstlerisch vollendeter Ausführung von den ersten Waffen-
schmieden ihrer Zeit hergestellt, vermögen den Beschauer stundenlang zu
fesseln. An sonstigen hervorragenden Sehenswürdigkeiten sind noch zu
nennen: das archäologische Nationalmuseum, eine ungemein reichhaltige

Sammlung, das neue Kunstmuseum mit zahlreichen Werken der neuen spanischen Schule, die Schloßkapelle im königlichen Palast und für Militärs das Artillerie- und das Marinemuseum, sodann der Hofmarstall und die Hofwagenburg. Außerdem der schöne Park des Buen Retiro mit seiner bedeutenden geschichtlichen Vergangenheit, dem der Minister Philipps IV., der Herzog von Olivares, seine heutige Gestalt verlieh, und endlich die Plaza de Toros ein mächtiger 14 000 Zuschauer fassender, amphitheatralischer, moderner Kolossalbau maurischen Stils.
Die nationale Volksbelustigung Spaniens, die Stiergefechte, nehmen auch in der Landeshauptstadt eine allererste Rolle ein, und alle großen wie selbst mittleren Städte haben ihre Stierkämpfe und ihren Stiercircus. In Madrid finden im Frühjahr und Sommer jeden Sonntag Stiergefechte statt, und diese Belustigung ist dort so typisch wie bei uns die Concerte.
Wir müssen es uns versagen, auf den Verlauf der überdies vielfach beschriebenen Stiergefechte näher einzugehen, und erwähnen nur, daß Andalusien die meisten Stiere wie Stierkämpfer liefert und daß jede Quadrilla eine Genossenschaft derselben bildet, bei der das Jahreseinkommen der einzelnen Mitglieder je 8000–15000 Pesetas, das des Spada oder Matador jedoch 80–150 000 Pesetas beträgt, ja der berühmte La Guerrita hatte in einem Jahre, in dem er allerdings 225 Stiere erlegte, einen Gewinn von 380 000 Pesetas und war Villenbesitzer bei Escorial. Der Aufzug der in der spanischen Nationaltracht ungemein reich costümirten Quadrillas mit den berittenen Alquazils in altspanischer Tracht an der Spitze, in den von vielen Tausenden Zuschauern bis in die obersten Reihen dicht besetzten mit eleganten Damentoiletten in den Logen brillirenden Circus, macht einen überaus prächtigen Eindruck, und der Beginn des Kampfes, im Moment, wo der Stier in die Arena gelassen wird, ist für den Neuling besonders spannend. Allein wir müssen gestehen, daß der Verlauf des Kampfes selbst insofern unseren Erwartungen nicht entsprach, als manche der Stiere, obgleich Prachtexemplare ihrer Gattung, nicht besonders kampflustig waren und alle erst durch zum Theil sehr grausame Mittel zur höchsten Wuth gereizt werden mußten. Auch sind die Bewegungen des Stieres im Ganzen schwerfällig und anscheinend langsam und lassen die beständige Todesgefahr, in der die Kämpfer schweben, weit geringer erscheinen, wie sie es thatsächlich im höchsten Maße ist, so daß alle Mitglieder der Quadrillas sich aufgefordert fühlen, vor dem Stiergefecht das Abendmahl zu nehmen. Aber

<"page218">

bewunderungswürdig ist die Eleganz und die Sicherheit, mit der der Spada oder Matador, nachdem der Stier von den Banderilleros und Picadores genügend gereizt ist, demselben die Estocada, den Todesstoß, von rechts durch den Nacken ins Herz giebt, oder den Stier in die Degenklinge rennen läßt. Man hat die Grausamkeit der Stiergefechte vielfach scharf verurtheilt, allein noch heute hetzt man in anderen Ländern den Keiler, den Hasen und den Fuchs mit der Meute, bis der erstere, von deren Bissen zerfleischt, vom Jäger abgefangen wird und somit dieselbe Estocada erhält wie der Stier. Allerdings sind die dem Stiere ins Fleisch des Nackens eingestoßenen Widerhaken der Bandilleros, die bei trägen Stieren Feuerwerkskörper in deren blutenden Wunden entzünden, ein höchst grausames Reizmittel, allein der Schluß und Hauptakt des Stiergefechts ist im Wesentlichen derselbe, dem er beim Schlächter unterliegt. Von auffallender Schönheit sind die Erscheinungen der Stierkämpfer, durchgängig sehr kräftige und muskulöse Gestalten von fast römischem Typhus. Die spanische Männerwelt ist überhaupt schöner als die der Frauen, die, zwar durch prächtiges, fast stets dunkelbrünettes Haar und feurige schwarze Augen, sowie durch elegante jedoch meist sehr schmächtige Figuren ausgezeichnet, von nicht selten kränklichem Aussehen und blasser Gesichtsfarbe sind, die andeutet, daß sie sich wenig im Freien bewegen und den größten Theil des Tages, namentlich in der heißen Jahreszeit, in ihren Häusern und Patios unthätig auf der Chaiselongue zubringen und, die unteren Klassen ausgenommen, erst gegen Abend zum Corso ins Freie kommen und jedem Sport des weiblichen Geschlechts der nordischen Nationen völlig abhold sind.
Wir dürfen Madrid nicht verlassen, ohne der Landplage des Bettelns in Spanien zu gedenken, die schon in Burgos an der Kathedrale und den übrigen Sehenswürdigkeiten uns auffiel und die sich auch in der Hauptstadt, wenn auch verhältnißmäßig weniger, dagegen im Süden, namentlich in Granada, äußerst lästig fühlbar macht. Man vermag ihr nur durch das Opfer einiger Centimos und ruhiges Ablehnen weiterer Gaben zu begegnen.
Madrid bietet Anlaß zu mehreren hochinteressanten Ausflügen in die weitere Umgebung, und zwar sind die lohnendsten derselben der nach dem Escorial, nach Toledo, ferner nach Aranjuez und, wenn auf der Hinfahrt noch nicht unternommen, der nach Segovia und La Granja.
Der Ausflug nach dem Escorial ist per Bahn bequem in einem Tage

durchzuführen, und von der freundlich gelegenen Station aus führt uns dort
haltendes Fuhrwerk an den Jardines del Principe verbei, in wenigen Minuten
nach dem berühmten Klosterpalast. Derselbe imponirt mehr durch seine
Mächtigkeit, seine majestätische Höhe und Dimensionen wie durch Schönheit,
er macht mit seinen gewaltigen grauen Granitmauern einen düsteren, festungs-
artigen Eindruck. Die weiten Hallen des Klosters, seine 16 Höfe, seine
über 20 deutsche Meilen langen Corridore und dieselben umgebenden großen
Plätze sind verödet, und die wenigen Augustinermönche, sowie das von ihnen

<"page219">

geleitete Collegium im nördlichen Flügel verschwinden bei den ungeheuren
Dimensionen völlig. Ein Vierteljahrhundert wurde von Philipp II. und
Juan de Herrera, nach des Königs eigenen Angaben und unter dessen
Aufsicht, am Escorial gebaut, zu dem Bautista de Toledo die Vorarbeiten
leitete, und 16./2 Millionen Pesetas, eine in heutiger Zeit etwa 50 Mil-
lionen entsprechende Summe, darauf verwandt. Das in ihm enthaltene
Pantheon der spanischen Herrscher wurde erst unter Philipp IV. vollendet.
Der Escorial bildet in seiner gesammten Anordnung und Gestalt das
charakteristische Monument der Regierung Philipps II., in dem sowohl die
unbedingte Herrschaft der katholischen Kirche wie die Idee der absoluten
Monarchie und des spanisch-habsburgischen Weltreichs verkörpert sind.
Unter den inneren Sehenswürdigkeiten des Escorial sind der imposante,
dem ursprünglichen Plane der Peterskirche nachgebildete 90 m hohe
Kuppelbau der Kirche mit ihren prächtigen Fresken und der Capilla
Nayor und ihren Marmorsäulen und vergoldeten Statuen, ferner das
Pantheon der Herrscher Spaniens und der Infanten mit seinem wenn auch
überladenen Marmor- und Goldschmuck besonders bemerkenswerth. Ferner
die Capitelsäle mit einer vortrefflichen Gemäldesammlung, namentlich großer
italienischer Meister und einem berühmten Velasquez, die Bibliothek mit
zahlreichen höchst kostbaren Werken und guten Portraits Philipps II.,
Karls V. und einiger anderen spanischer Herrscher und vielen Handschriften.
Ein bedeutendes Interesse beanspruchen die wenigen höchst einfachen Räume,
in denen Philipp II. wohnte und die in der That an Klosterzellen erinnern;
von hier aus begab er sich täglich zur Messe und den Andachten der
Mönche und nahm durch eine geheime Thür Zutritt zu seinem Sitz unter
ihnen in der Südwestecke des oberen Chors. Hier erhielt er die Nachricht
vom Siege bei Lepanto und befahl er, ohne sein Gebet zu unterbrechen, nach
dem Gottesdienste das Te Deum für denselben, und hier starb er mit
dem Blick auf den Hochaltar mit dem Crucifix Karls V. in der Hand.
Seine Nachfolger bauten den Nordosttheil des Escorial zu einem prächtigen
Palaste aus, der namentlich durch seine herrlichen spanischen und vlämischen
Gobelinteppiche nach Goya und anderen, sowie durch seinen freskengeschmückten
Schlachtensaal und die von Karl IV. unter einem Aufwand von 7 Mil-
lionen geschaffenen, mit feinem Holz getäfelten Zimmer sehenswerth ist. Den
Abschluß des Besuches des Escorial bildet derjenige der in den Jardines
del Principe gelegenen Casita, eines äußerst prächtigen, Ende des 18. Jahr-
hunderts für den Prinzen Karl errichteten ländlichen Palais, das im
Innern sehr reich mit Marmor, Gemälden, Elfenbeinschnitzereien und werth-
vollen Porzellanen ausgeschmückt ist. Man kann mehrere Tage mit der
eingehenden Besichtigung der Sehenswürdigkeiten des Escorials zubringen,
allein die uns nur verfügbare Zeit mahnte uns zum Aufbruch, und in
1*/2 Stunden bringt uns die Bahn durch die Haideflächen der kastilischen
Ebene vom Fuß der Sierra Guadarrama nach Madrid zurück. Unterwegs

<"page220">

erfuhren wir, daß General Weyler unlängst den Augustinern im Escorial
einen Besuch abgestattet habe, um dabei mit dem Carlistenführer Mella
ungestört eine Conferenz abzuhalten, wobei sich der Letztere vergeblich be-
mühte, den berühmten General auf die Seite der Carlisten zu ziehen.
Wir erreichten Madrid rechtzeitig zur Comida und zum Theater, verschoben
den Besuch desselben jedoch auf einen anderen Abend.
Madrid besitzt neun Theater, darunter das elegante Teatro Real
für 2400 Zuschauer; allein das spanische Theater hat seine Blüthezeit seit
lange hinter sich; noch giebt man zwar die klassischen Stücke und –
Vaudevilles und die Singspiele der Zarzuelas; aber die Bühne ist im
Verfall, die Darsteller in alter Schablone befangen und mit wenigen Aus-
nahmen, wie Maria Guerrero und Diaz de Mendoza, die bei uns im
letzten Winter gehört wurden, mittelmäßig, obgleich der Spanier ganz
hervorragende natürliche Anlagen für die Bühne besitzt. Die schöne Sprache,
die freie, natürliche gute Haltung sind ihm angeboren, aber die ganze An-
lage der spanischen Bühne wie ihre Tradition sind mangelhaft, und es
fehlt an einheitlicher stetiger Fortentwicklung des Dramas, sowie an der

erforderlichen Disciplin der Schauspieler, die meist die Wirkung des Ensemble zu Gunsten des Hervortretens ihrer eigenen Rolle preisgeben. Der kurze Aufschwung, den das Theater unter Isabella II. nahm, ist raschem Niedergang gewichen, und nur das Teatro Real und dessen Bühne sowie das Teatro español unter der Leitung der Familie Guerrero leisten, die ersteren allerdings in einem sehr beschränkten Repertoire, noch recht Gutes. Fremde Operetten und Vaudevilles drängen die charakteristisch spanischen Singspiele der Zarzuelas mehr und mehr in den Hintergrund. Allein der Genuß, ein spanisches Stück zu sehen oder eine spanische Oper zu hören, ist für den, der die Sprache nicht beherrscht, selbstverständlich nur ein halber und empfiehlt sich daher nur, um auch nach dieser Seite hin spanisches Leben und Kunst sowie die spanische Gesellschaft und ihre Celebritäten in großer Toilette kennen zu lernen.

Unser nächster Ausflug galt dem sowohl durch Schillers Don Carlos, wie namentlich durch die erzwungene Abdankung Karls IV. und seines Ministers Godoy, des Principe de la Paz, berühmt gewordenen Aranjuez, der schön am Tajo gelegenen früheren Sommerresidenz des Hofes. An Stelle des Jagdschlosses, welches hier Karl V. errichtete und Philipp II. erneuerte, steht heut, nachdem Brände dasselbe wiederholt zerstörten, ein mächtiger, von Philipp V. im Stile Ludwigs XIV. errichteter Bau, mit herrlichem Treppenhaus, prächtigen Sälen, schönen Corridoren und einer interessanten Nachahmung eines Raumes der Alhambra, einem chinesischen Cabinet und einigen bemerkenswerthen Gemälden; allein das Palais macht, obgleich noch von Alfons VII. wiederholt bewohnt, keinen besonders wohnlichen Eindruck, und auch die an sich schönen Gärten lassen die rechte Pflege vermissen. Der vom Tajo umflossene Park der „Isla“ ist, zum Theil im Rococostil mit

<"page221">



vielen Wasserkünsten angelegt, und durch die herrliche Platanenallee des „Salon de los Reyes Catholicos“, die ihren Namen den Sommeraufenthalten Isabellas der Katholischen in Aranjuez verdankt, bemerkenswerth. Der sich östlich anschließende Garten oder Park des „Jardin del Principe“ ist berühmt durch seine riesigen Platanen und Ulmen, sowie seine Nachtigallen und die Casa de Labrador, ein 1830 im Trianonstil erbautes, völlig modernes Lustschloß Karls IV., dessen prächtiges Innere mit seiner Sculpturengalerie, seinen Vasen, Seidentapeten, Gemälden, Musikwerken, Marmorornamenten und Mosaikböden sehenswerth ist. Allein der Hauch der Verlassenheit liegt über dem nur von Hausofficianten bewohnten Aranjuez, dessen schöne Tage mit dem glänzenden Leben, welches der spanische Hof hier verbreitete, in der That heut vorüber sind. Nichtsdestoweniger kehrten wir befriedigt von dem Besuch der historischen Stätte nach Madrid zurück.

Wer in Madrid nicht auf längere Zeit verweilt und von dort, wie die meisten Besucher, den Weg nach dem Süden nimmt, thut gut, den Ausflug nach Toledo auf der Fahrt nach Cordova zu unternehmen, um nicht denselben Weg drei Mal zurücklegen zu müssen. In ganz Spanien läßt sich kein größerer Contrast zwischen zwei größeren Städten finden, wie derjenige zwischen dem im Allgemeinen völlig modernen und räumlich imposant angelegten, von Leben pulsirenden Madrid und Toledo, der ihrer Bauart nach völlig maurischen Stadt, dort breite, verkehrsreiche Straßen, prächtige Promenaden und Gärten, hier auf hohem, gewaltigem, vom Tajo auf drei Seiten umströmten Felsplateau ein Gewirr von engen, gewundenen Straßen mit hohen Häusern mit spärlichen Fenstern, die gegen den Wind, der das Plateau bestreicht, und gegen die Strahlen der Gluthsonne Spaniens Schutz bieten und das häusliche Leben auf dem maurischen Hof des Patio concentriren; düster und abgeschlossen sind diese Häuser, festungs- und klosterartig. Die mächtige westgotische Stadtmauer König Wambas umschließt noch heute die uralte Stadt; aus der römischen Zeit finden sich Ueberreste in der Vorstadt Covachueles, sowie die des Circus maximus der nahen Tajoebene der „Veja baja“. Die maurische Zeit ist dagegen an monumentalen Bauten in den Fundamenten des Alcazar, in der herrlichen Puerta del Sol, der Puerta Visagra, der Synagoge, dem Palacio de Galiana u. s. w. vertreten. Die für frühere Zeiten unvergleichlich feste Lage von Toledo auf einem fast quadratischen Felsplateau von vier Kilometern Umfang, auf drei Seiten vom Tajo umflossen, und auf der vierten ebenfalls steil zur Ebene abfallend, sowie seine geographische Position im Herzen Spaniens am schiffbaren Tajo, bestimmten Toledo schon früh zum politischen und kirchlichen Centrum Spaniens, dessen Hauptstadt es bis zur Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war, und der an der Stelle eines römischen, später von den Westgoten benutzten Castells errichtete Alcazar diente als Residenz. Häufig durch Brand zerstört, aber immer wieder aufgebaut und in allen Façaden erhalten, wird der immer noch sehr stattliche

<"page222">



Alcazar heute als Kadettenanstalt benutzt, und in seinem herrlichen Patio mit doppelten korinthischen Säulengängen erinnert eine schöne Bronzegruppe an Karl V., der den Palast vergrößerte, als Sieger von Tunis. Toledo ist noch heute der Sitz des Primas von Spanien, der früher hier über einen Clerus von 160 Geistlichen verfügte. Seine zahlreichen, herrlichen Kirchen entstammen der spanischen Zeit, nnd Toledo bildet somit den architectonischen Krystallisationspunkt der Baukunst der vier großen Bauperioden, auf welche Spanien zurückblickt. Unter seinen monumentalen Bauten ist die in frühgotischem, nordfranzösischem Stil gehaltene Kathedrale die am meisten hervorragende. An Schönheit des äußeren Baus giebt sie der Kathedrale von Burgos nichts nach und übertrifft sie an Majestät und an Pracht der Glasgemälde der Fenster und ähnelt ihr an Reichthum und Schönheit der Kapellen, des Chores, der Capilla Mayor, den Silleria und der Sala Capitular. Sehr bemerkenswerth ist auch hier der gartengeschmückte Hof des Claustro mit seinen herrlichen gotischen Kreuzgängen. Es würde uns zu weit führen, auf eine Beschreibung der Kathedrale sowie der interessanten Kirchen von San Juan de los Reyes, Santa Maria la Blanca, der Synagoge del Transitor und der Moschee el Cristo de la Luz einzugehen. Bemerkenswerth ist, daß in der Capilla Mozarabe der Kathedrale noch täglich Vormittags Gottesdienst nach westgotischem Ritus stattfindet, der sich vom lateinischen in zahlreichen Punkten unterscheidet.

Toledo ist für den Fremden keine Stadt des Vergnügens, da es nur ein mäßiges Theater und einen Stiercircus besitzt, sondern lediglich eine solche des historischen Interesses. Seine einzige Promenade ist die um die Stadtmauer mit schönem Blick auf die Vega und die Terrasse des an der Stelle von König Wambas Palast gelegenen „Miradero“, der eine weite Umsicht auch über die Vega hinaus auf die sonnenverbrannte orientalische Einödenlandschaft bietet, welche Toledo in weitem Umkreise umgiebt. Noch existirt die berühmte toledanische Waffenfabrikation, jedoch fast lediglich in moderner für die Armee bestimmter Gestalt, jedoch finden sich in den Magazinen der Calle del Commercio auch schöne Klingen, Messer, Dolche, Papiermesser u. s. w. In Toledo werden alle Sehenswürdigkeiten zu Fuß besichtigt, da Wagen und Equipagen in dem Gewirr der engen Straßen nicht zu benutzen und keine Droschken zu haben sind, und nur zu Fahrten in die Umgebung bedient man sich derselben. Toledo besitzt bei einer Einwohnerzahl von nur 18000 Seelen, gegen früher, wie man sagt, 200000, nur ein gutes Hotel, die ganz im maurischen Stil prächtig gebaute Fonda de Castilla, bei der es sich jedoch, wie bei allen spanischen Hotels, ganz besonders empfiehlt, vorher mit dem Wirth den Pensionspreis zu vereinbaren.

Wer von Toledo nach dem Süden Spaniens strebt und den Abstecher nach Lissabon auf spätere Zeit verschiebt, den führt der Bahnzug durch die unabsehbaren Einöden der Mancha, deren an sich guter Boden derartig mit

<"page223">



Steinen und hie und da mit Eichenbüschen bedeckt ist, daß seine Cultur nur streckenweise möglich ist. Wir passiren bei Campo de Criptana die Windmühlen, gegen welche Cervantes den Angriff des Don Quichote verlegt, und bei Argamasilla angeblich den Geburts- und Sterbeort des ingeniösen Ritters; darauf den berühmten Weinbauort Val de Peñas mit seinen Rebenhügeln, und alsdann langsam über haideartige Strecken zur Sierra Morena aufsteigend den Paß von Despeñaperros in zahlreichen Tunnels und tief eingeschnittenen wild romantischen Schluchten mit zum Theil herrlichen Ausblicken nach rückwärts und befinden uns bald, die Minenstadt Linares westlich lassend, im östlichen Hügellande Andalusiens. Wie mit einem Zauberschlage wechselt die Vegetation, üppige Olivenwaldungen, reicher Feldblumenflor und vielfacher Weinbau treten auf, Agaven und Aloen sprießen neben den Schienengleisen und auf den Feldern, und die nach einem soeben herabgegangenen Gewitter prächtigen purpurnen und violetten Farbentöne des Abendhimmels beleuchten die herrliche südliche Landschaft, und blühende Orangenhaine senden ihre vom linden, feuchten Abendwinde getragenen Düfte durch die Fenster des Coupés. Dieser erste landschaftliche Eindruck Andalusiens blieb daher nicht hinter unseren Erwartungen zurück. Spät in der Nacht erst erreichen wir nach fünfzehnstündiger Fahrt Cordova, werden von dem überfüllten Hotel Suizo abgewiesen und müssen mit einer echt spanischen Fonda, der Fonda Espanola am Paseo des Gran Capitan vorlieb nehmen, wo wir jedoch freundliche Aufnahme und Alles gut finden.

Nach Cordova kommt man mit weit größeren Erwartungen, wie der heute noch nicht im Entferntesten mehr seiner früheren gewaltigen Bedeutung und Ausdehnung entsprechende Ort zu befriedigen vermag. Zwar ist noch

immer die Lage Cordovas am Fuß der dasselbe überragenden gleichnamigen
Sierra und am Guadalquivir schön, und die Bogen der maurisch-römischen
Brücke über denselben von malerischer Wirkung, allein im Uebrigen ist die,
wenn auch 50000 Einwohner zählende Stadt heute eine gefallene Größe,
ohne Verkehr und Leben, mit niedrigen Häusern, engen Straßen und Plätzen
und keinem einzigen bedeutenden monumentalen Bauwerk, außer der
Kathedrale und etwa dem Alcazar und der Guadalquivirbrücke. Der Contrast
mit seiner glänzenden Vergangenheit ist um so größer, als die Stadt vor
900 Jahren bekanntlich nicht nur der Mittelpunkt des maurischen Spaniens
unter den Omajaden, sondern auch eine weltberühmte Pflanzstätte der
Wissenschaften bildete, die von Studirenden des ganzen Abendlandes auf-
gesucht wurde, und als ihr Reichthum gewaltig und ihre öffentlichen Bäder,
Bauten und Bewässerungsanlagen unvergleichlich waren. Heute ist außer
den erwähnten Bauwerken von alledem nur die Erinnerung geblieben, sowie
die an seine berühmten Söhne, die beiden Seneca, und manche hervorragende
arabische und jüdische Gelehrte, die Spanier de Mena und de Cespédes und
an den großen Capitan Gonzalos de Cordova. In der Kathedrale aber,


<"page224">

der Hauptmoschee der Mauren in ganz Spanien nnd der größten mauri-
schen Moschee der Welt nach der Kaaba, haben sich die Omajaden ein un-
vergängliches Denkmal gesetzt, dessen Schönheit von keinem anderen religiösen
Bau der Araber übertroffen wird. Dieselbe zeigt sich jedoch, mit Ausnahme
einiger Portale, nur im Innern des Baues, während seine Umfassung von
einer einförmigen, zinnengekrönten, bis sechzig Fuß hohen Mauer gebildet
wird, die der Moschee einen castellartigen Charakter verleiht.
Von unvergleichlicher Wirkung sind dagegen die Hallen des Inneren,
die von einem Säulenwalde von 850 Marmor-, Porphyr- und anderen
Säulen getragen, von herrlichen bunten Glasfenstern, durch die das Sonnen-
licht gedämpft hereinfluthet, erhellt werden, und die nicht sowohl in der
auch in sie störend hineingebauten Capilla Mayor, sondern vielmehr in dem
prächtigen maurischen Heiligthum des „Mihrab“ mit seiner Marmorkuppel,
seinen Säulenbogen und herrlichen Mosaiken ihren künstlerischen Glanzpunkt
besitzen.
Die Kathedrale ist reich an Capellen, jedoch arm an Kunstschätzen, und
ihre einst prachtvolle Artesonadodecke fast überall durch kahle Gewölbe ersetzt.
Von ganz eigenartiger Schönheit sind ihr prächtiger Vorhof, der „Patio de
los Naranjas“ oder Orangenhof, in welchem stattliche früchtetragende
Orangenbäume und Palmen sich über frischem Rasenteppich wölben, das
Wasser von fünf schönen Brunnen rauscht, und der unverkennbar an den
Orient erinnert, Bettler umlagern den mit alleinstehendem stattlichen Glocken-
thurm des Hernan Ruiz gezierten Ausgang der Moschee und werden mit
einigen Centimos befriedigt. Wir verlassen das bedeutendste maurische
Bauwerk Spaniens nebst der Alhambra und dem Alcazar von Sevilla,
widmen dem schönen moosbewachsenen Monumentalbrunnen des Triunfo
und dem dorischen Triumphbogen des Herrera einen Blick und wenden uns
zu dem gewaltigen Gebäudecomplex des Alcazar mit seinen Thürmen und
Resten der einstigen Burg der Chalifen von Cordova und seinem herrlichen,
in der üppig blühenden Flora Andalusiens prangenden, von frischen Fontainen
und Wasserläufen bewässerten bäderreichen Garten, in welchem uns dort
beschäftigte andalusische Mädchen Blumen darbieten. Ein Gang über die
römisch-maurische Brücke bis zum arabischen Brückenkopf, Calahorra, mit
schönem Blick auf die Kathedrale und die dahinter liegende Sierra de
Cordova und die maurischen Mühlen im Guadalquivir beendet unsere Be-
sichtigung der Stadt, da unsere verfügbare Zeit die Besichtigung der minder
sehenswerthen Kirchen, des unbedeutenden Museums sowie das Unternehmen
der verschiedenen landschaftlich lohnenden Ausflüge nicht gestattet.
Von Cordova führt unser Weg mit der Bahn nach Sevilla, das bei
ziemlich frühem Aufbruch Nachmittags erreicht wird. Die reich cultivirte
Sierra de Cordova mit ihren Olivenpflanzungen und malerisch gelegenen
blendend weißen Gehöften bleibt bald rechts hinter uns, und wir durchmessen
zunächst die heute hier öde Campina des Guadalauivirthales, an die sich

<"page225">

jedoch bald wieder üppige Felder mit südlicher Vegetation, sowie Orangen-
und Olivenanpflanzungen, anschließen. Nicht selten bilden eine hübsche
Dorf- oder Stadtkirche oder die bethürmten Ruinen eines maurischen Schlosses,
wie Almodovar, Sete Fillas u. a. die pittoreske Staffage der Landschaft,
welche an schweren Pflügen ziehende Stiere, Maulthiere mit ländlichen
Fahrzeugen, Landleute und Eseltreiber mit ihren korbbeladenen Thieren er-
gänzen. Die Getreidefelder werden üppiger, die Olivenpflanzungen zahl-

reicher und der Flor der Feldblumen farbenprächtiger, da in der Ferne
taucht am Horizont die „Giralda“, das Wahrzeichen Sevillas, vor uns auf.
Bald finden wir, am Bahnhof angelangt, unter dem Geschrei der Cocheros
und zeitungverkaufender Mozos den Omnibus des Hotels de Paris, und
derselbe bringt uns rasch über die platanenbestandene, ungemein belebte
Rabida-Promenade und einige hübsche Straßen nach dem freundlichen Plaza
Pacifico, wo Don Pedro, ein geborener Baleare von Menorca, der fließend
deutsch spricht, uns am Hotel empfängt. Aus der kleinstädtischen Stille
Cordovas sind wir in das bunte, beständig fluctuirende Leben der andalusi-
schen Hauptstadt versetzt, zahlreiche Reisende kommen und gehen, zwar ist
die ihrer Kirchenfeste und Aufzüge halber berühmte Osterwoche, die Settimana
Santa, bereits vorüber, allein noch sind alle Hotels überfüllt, eine meri-
kanische Millionärin, die aus Paris mit großer Gesellschaft eintraf, hat
dreizehn Zimmer in unserem Hotel besetzt, giebt dort Bälle und Diners,
und die sie begleitenden Caballeros erscheinen des Morgens im elegantesten
Pariser Sportsmancostüme und tummeln sich zu Pferde auf der Promenade
der Delicias am Guadalquivir. Ihre Gefährtin macht drei Mal täglich
brillante Toilette und regt damit die übrigen Damen im Hotel zur Nach-
ahmung an. Vornehme spanische Familien statten in wappengeschmückten
Equipagen im Hotel Besuch ab, und in dem gegenüberliegenden noch be-
deutenderen Hotel de Madrid ist kein Zimmer mehr zu haben und sind
die Pensionspreise auf 30 Pesetas pro Tag gestiegen. Wir finden in
einer Dependenz des Hotel de Paris bei einem Möbelhändler Unter-
kommen, wo die Wände mit heute sehr werthvollen Möbeln im Empire-
und Rococostil, sowie mit Gemälden spanischer Heiligen bedeckt sind. Zum
ersten Mal sind wir bei der südlichen Lage des Ortes am Abend genöthigt,
die Fenster vor dem Lichtanzünden zu schließen, damit die Mosquitos nicht
in's Zimmer dringen, und die „Mosquiteros“ vor dem Schlafengehen am
Bett zusammenzuziehen. Nichtsdestoweniger finden einige der lästigen Insecten
ihren Weg zu unserer Epidermis, und ein den folgenden Tag hindurch fühl-
barer Stich belehrt uns über die Undichtigkeit spanischer Gazegewebe.
Am anderen Morgen sind wir früh auf, und unser erster Weg gilt
auch hier der Kathedrale, einem der großartigsten und schönsten Dome der
Welt. Sevilla bietet an hervorragenden Monumentalbauten und sonstigen
Sehenswürdigkeiten unvergleichlich mehr wie Cordova; allein sein Hauptreiz
liegt in dem glänzenden Leben und Verkehr der über 140000 Einwohner

<"page226">



zählenden reichen Agrar- und Seehandelsstadt. Seeschiffe kommen hierher
von Jeres und Cadir den Guadalquivir herauf und werden, wie schon
zur Maurenzeit, unweit des Torre del Oro entfrachtet und befrachtet.
Das Land bringt die Producte Andalusiens, Wein, Oliven, Getreide,
Orangen und Korkholz hierher, und ein reges Verkehrsleben herrscht be-
ständig. In der Hauptgeschäftsader, der Calle de Sierpes, wogt der
Menschenstrom so dicht wie in der Kalverstraat in Amsterdam und in der
Toledostraße in Neapel, und zur Zeit der Kirchenfeste, der Feria und der
Velades und Romerias oder Kirchweihen, ist die Stadt namentlich mit
Landleuten überfüllt, und der schöne Typus des andalusischen Volksschlages,
eine Mischung überwiegend maurischen, spanisch-gotischen und römischen
Blutes, wird durch wahre Prachtexemplare beider Geschlechter in den Majos
und Majas in ihrer malerischen Nationaltracht repräsentirt. Sevilla ist eine
Stadt der Leichtlebigkeit und des Vergnügens mit seinen besonders be-
rühmten Corridas, den Stiergefechten, seinen Pferderennen, Hahnenkämpfen
und Velodroms, seinen Volksfesten, seinen Salones cantantes mit ihren
Sängerinnen und Tänzerinnen mit Guitarren und Castañetten, und mit
seinen maurischen Liedern und Tänzen seiner Zigeuner in der Vorstadt
Triana. Das Innere der Stadt macht mit seinen zahlreichen, geräumigen,
mit Palmen, Orangen und Platanen bepflanzten Plätzen, seinen, wenn auch
häufig engen und krummen Straßen und ihren hellen, höchst sauber ge-
haltenen balconverzierten Häusern, sowie deren marmorgepflasterten, blumen-
geschmückten, stets offenen Patios und den herrlichen Promenaden der
Delicias und des Parque Maria Louisa am Guadalquivir, sowie des
Paseo del Pino, der Marina und anderen, einen ungemein heiteren,
freundlichen Eindruck, und die Bevölkerung ist gegen den Fremden weit
liebenswürdiger und entgegenkommender wie die stolzen, zurückhaltenden
Castilianer.
Der Charakter der Spanier, wie er sich im Mittelalter entwickelte
und noch heute ihr Erbtheil ist, repräsentirt persönliche Würde und Eigen-
liebe. Der Spanier liebt, mit Ausnahme des rührigen Cataloniers und
Basken, keine Aufregung und erhitzt sich nicht über Kaufen und Verkaufen,
und seiner ganzen geistigen Veranlagung haftet etwas Orientalisches, sowohl
in der Ruhe wie in der Erregung an. Er liebt das Ceremoniell und den
Prunk, ist jedoch tolerant gegen Nachlässigkeit und Verschwendung. Er ist

mit Spanien zufrieden, wie es ist: „Quien dice España dice todo“ –
und hegt keine ungeduldigen Wünsche nach dem Getriebe moderner Verbesserungen. Er giebt wenig auf Dynastien, dagegen sehr viel auf Persönlichkeit. Sein Urtheil ist schwer vorauszusehen und sein Festhalten an demselben so hartnäckig wie seine Anhänglichkeit an die einzige Religion, die er der Beachtung eines Caballero werth hält. Diese charakteristischen Eigenschaften finden sich auf jeder Seite der Geschichte Spaniens, und noch heute im Verkehr mit den Spaniern und in der Geschichte Don Quichotes.


Das hervorragendste monumentale Bauwerk Sevillas ist unstreitig die Kathedrale, ein gewaltiger, herrlicher, gotischer Bau mit einer Fülle von Kunstschätzen, in welchem unlängst die Ueberreste des Columbus mit spanischem Pomp unweit seines Sohnes, des Schöpfers der berühmten Bibliothek der Kathedrale, beigesetzt wurden. Die herrlichen Portale, Altäre, Glasgemälde, der Chor, die Capilla Mayor und die übrigen Capellen gleichen an Pracht und Reichthum denen der Kathedrale von Burgos, und ihr Bilderschmuck übertrifft mit seinen Murillos, Pachecos, Cespedes, Campañas u. a. den ihrigen ungemein. Störend beeinträchtigen die mächtige Wirkung des Inneren die Holzgerüste, die zum Schutz der durch Erdbeben gefährdeten Gewölbe aufgeführt wurden und für die Wiederherstellungsarbeiten des Mauerwerks dienen. Ein herrlicher noch aus der maurischen Almohadenzeit stammender Orangenhof ist der Kathedrale nördlich vorgelagert und mit vielem christlichen Beiwerk verziert. In ihm wurde in früheren Jahrhunderten häufig gepredigt. An seiner Südostseite erhebt sich der berühmte maurische Thurm der „Giralda“, der frühere Alminar, der nur in ihm und im Orangenhof erhaltenen ehemaligen Moschee. Seine heutige Spitze mit der von einer vier Meter hohen weiblichen Figur gebildeten Wetterfahne des „Giraldillo“ ist spanischen Ursprungs. Die Aussicht vom Thurm auf Sevilla und die andalusische Ebene ist eine herrliche.
Unser nächster Gang galt dem der Kathedrale nahe gelegenen berühmten „Alcazar“, der, wenn auch bis auf einige Reste an Stelle des früheren maurischen Palastes getreten, so doch von christlichen, maurischen Baumeistern größtentheils aus maurischem Material erbaut und zum Theil im Mudejarstil gehalten ist und in seinem Innern einen außerordentlich prächtigen und imposanten Eindruck macht. Seit über sechs Jahrhunderten und noch heute Residenz der Herrscher Spaniens, wurde der Alcazar von ihnen vielfach ausgebaut und vergrößert und noch in neuester Zeit restaurirt. Die herrliche Farbenpracht seiner Mosaiken, Fayencen und Azulejos übertrifft die bräunlichen Töne der Alhambra weit, und einzelne herrliche Artesonadodecken erinnern an dieselbe. Das prächtige Innere mit seinen säulengeschmückten Hallen, Höfen und Gärten steht zu dem unschönen, festungsartigen Mauerwerk seiner Umfassung allerdings in grellem Contrast. Verbürgte historische Erinnerungen an Peter den Grausamen, Maria de Padilla, Karl V., Philipp II., IV., V. und Ferdinand VI. haften an den Räumen und Gärten, und mit der Besichtigung der letzteren mit ihren herrlichen, alten Orangenbäumen und Palmen, ihren Bädern und Wasserkünsten, beenden wir den Besuch des Alcazar. An anderen Sehenswürdigkeiten Sevillas sind das Provinzialmuseum mit der Akademie der schönen Künste, der Gemäldegalerie mit ihren zahlreichen Murillos und anderer berühmter spanischer Meister und der archäologischen Abtheilung besonders bemerkenswerth, ferner die „Casa de Pilatos“, angeblich eine Nachahmung des Hauses Pilatus in Jerusalem, im arabischen Barokstil, sodann das Rathhaus mit seinen histori-


schen Erinnerungen, das Innere der Universitätskirche, und die berühmte Murillogalerie des Hospital de la Caridad, endlich das Sterbehaus Murillos, die Aussichtplattform am Prado de San Sebastian und die Vorstadt Triana, und allenfalls die mehrere Tausend Arbeiterinnen beschäftigende königliche Tabaksfabrik. Auf die interessanten Ausflüge von Sevilla aus, namentlich nach Italica und seinen römischen Bauwerken, ist man bei beschränkter Zeit zu verzichten genöthigt, und wir begnügten uns am letzten Tage unseres Aufenthaltes mit einem Besuch des berühmten Stiercircus der Stadt.
Von Sevilla führt der Weg nach dem Ende April im frischesten Grün prangenden Süden Spaniens per Dampfboot auf dem Guadalquivir oder per Bahn nach Cadir, dem nächst Carthagena besten und jedenfalls geräumigsten und mit seinen Arsenalen wichtigsten Kriegshafen Spaniens. Der letztere Weg ist seiner Kürze und landschaftlichen Abwechselung halber unbedingt vorzuziehen. Man berührt auf ihm das weinreiche Jeres de la Frontera und andere interessante Orte und umfährt in weitem Bogen die von zahlreichen Ortschaften und Ansiedlungen überragte prächtige Bucht von

Cadix, während der andere Weg durch die öden Sumpfsteppen der „Marismas“ führt.
Cadir, das Flottenarsenal und der zweite Handelshafen Spaniens,
hat eine geradezu unvergleichliche Lage von größerer landschaftlicher Schönheit
wie diejenige Gibraltars und ist von ähnlicher Unangreifbarkeit. An der
Spitze einer schmalen Landzunge, die sich 1/2 deutsche Meilen weit ins
Meer erstreckt, gelegen, erhebt sich die 62000 Einwohner zählende Stadt
auf einem mächtigen Muschelkalkfelsen, der das Meer etwa sechzig Fuß
überragt, mit ihrer blendend weißen Häusermasse aus der hier tiefblauen
Fluth des atlantischen Oceans und macht, von fern vom Meere oder der
gleichnamigen Bai aus gesehen, den Eindruck einer Silberschale, mit der
sie in Spanien oft verglichen wird. Nach der Beschießung durch Lord
Esser 1596 wieder völlig neu aufgebaut, hat Cadix heut das Ansehen einer
völlig modernen Stadt. Alle Häuser sind von blendender Weiße, durchgängig an allen Fenstern mit Balconen und vielfach mit „Miraderos“, den
maurischen Aussichtsthürmen auf den flachen Dächern geziert, von denen
der zum Signaldienst für die fremden Schiffe dienende „Torre de Vigia“
den imposantesten bildet, und eine herrliche Rundschau auf den Ocean und
die Bai von Cadix, sowie die Küste von Rota bis Medina-Sidonia gestattet. Die bei dem begrenzten Bauraum sehr hohen Häuser entbehren
allerdings der malerischen „Patios“ der übrigen andalusischen Städte; sind
jedoch in Treppen und Fluren verschwenderisch mit italienischem Marmor
ausgestattet.
Die Straßen der Stadt sind schmal, sehr sauber und wie die aller
spanischen Hafenstädte in den Stunden außer der heißen Tageszeit sehr
belebt. Ganz besonders gilt das für den auf der Ostseite an der äußeren

<"page229">

Bai gelegenen Hafen, wo stets zahlreiche Dampfer aller Nationen liegen
und ihre Waarenfracht löschen oder einnehmen. Wagen giebt es in Cadir
fast gar nicht, und der Straßenlärm fehlt daher. An der Westseite der
Stadt liegen unmittelbar hinter den mächtigen Befestigungen die herrlichen
Anlagen des Parque Genoves und der Alameda de Apodaca mit hochstämmigen Palmen und sonstigen tropischen Gewächsen und reichem Blumenflor, in welchen Abends die Militärmusik spielt; in unmittelbarer Nähe
dieser tropischen Pflanzenpracht aber lagern gewaltige Haufen aller Arten
für die Vertheidigung der Stadt bestimmter Geschosse. Ein Rundgang auf
der gewaltigen, die Stadt umgebenden, schroff zum Meer abfallenden Festungmauer der „Muralla Real“ und deren Bastionen, von so gewaltiger Breite
und Mächtigkeit, daß stellenweise Wagen auf ihr fahren könnten, belohnt
sich durch den prächtigen Ausblick, den er auf den Ocean und die Küste
gewährt, ungemein, und wen militärische Studien nach Cadir führen, der
kann sie hier völlig ungestört machen und gegen hundert Geschütze, die hier
offen auf dem Mauerwall stehen, einzeln nach Gattung und Caliber zählen.
Allerdings sind es durchweg nur gußeiserne oder bronzene Vorderlader, und
nur sehr wenige lange Kruppgeschützrohre ragten an den wichtigsten Punkten
über die Umwallung hinaus. An einzelnen Kasematteneindeckungen wurde
zur Zeit unseres Besuchs im Hinblick auf den Krieg, jedoch ziemlich lässig
gearbeitet; im Uebrigen aber bemerkte man, obgleich die Stadt als einer
eventuellen Beschießung durch amerikanische Kriegsschiffe ausgesetzt gelten
konnte, auch hier nicht das Mindeste von kriegerischem Leben oder Vorbereitungen, es war denn der dumpfe Donner der ab und zu am Festlande fallenden Schüsse der mit Schießübungen beschäftigten spanischen
Artillerie.
Wenn auch nicht so stark wie derjenige Barcelonas, des ersten Handelshafen Spaniens, so ist doch der Verkehr von Cadir ein sehr bedeutender.
Von hier aus existiren regelmäßige Dampferverbindungen mit dem afrikanischen Tanger, mit Gibraltar, Malaga, Lissabon, London, Barcelona, Marseille, Santander und Bilbao, sowie den Guadalquivir hinauf nach Sevilla.
Cadix ist ferner der Hauptausgangspunkt für alle spanischen Linien nach
Central- und Südamerika, nach den canarischen Inseln, nach Westafrika
und Manila. Von Cadir aus ging nach der Entdeckung Amerikas der berühmte „Camino de la Plata“, der „Silberweg“ über Sevilla, Carpio,
Adamuz, Conquista und Ciudad-Real nach Madrid, und gelangten auf ihm
die Schätze der Silberflotten nach der Hauptstadt.
Cadix ist phönizischen Ursprungs, und das Zinn und der Bernstein
des Nordens fanden in ihm schon früh ihren Stapelplatz. Die Carthager
eroberten von hier aus ganz Spanien. Von den Römern nach fast zweihundertjährigem Besitz besiegt, ging ihr Feldherr Majo mit den Trümmern
des karthagischen Heeres in die Heimat zurück. Die Römer erkannten bald
die strategische, maritime und commercielle Wichtigkeit von „Gadir“ und

<"page230">

legten hier große Schiffswerften an, und Cäsar verlieh den Gaditanern das römische Bürgerrecht. Zur Zeit des Augustus war Gades eine der bedeutendsten Städte des römischen Reiches, und bedeutender Luxus entfaltete sich in ihm.

Im Mittelalter verliert „Gadix“ unter den Arabern fast alle Bedeutung, und sein abermaliger gewaltiger Aufschwung datirt erst von der Entdeckung Amerikas, und noch 1770 übertraf es an Reichthum London und betrug seine Gold- und Silbereinfuhr aus der neuen Welt jährlich 125 Millionen Pesetas. Der Abfall der amerikanischen Colonien und spätere Kriege ruinirten Cadix vollkommen, und erst in neuerer Zeit hob es sich unter dem Regime der in ihm proclamirten liberalen Constitution zu neuer Blüthe. Wir verfehlten nicht, nach einem Rundgange um die mächtigen Mauern der Stadt, ihrer guten Gemäldegalerie, ihrem Stiercircus und ihren Theatern, sowie der inneren den Kriegsschiffen größten Tiefgangs zugänglichen Bucht, dem befestigten Marinearsenal von Carraca und den bedeutenden Schiffswerften und Docks der spanischen Handels- und Kriegsmarine während unseres mehrtägigen Aufenthaltes einen Besuch abzustatten. Die von Natur sehr starke, jedoch mangelhaft armirte, im Hinblick auf den damals bevorstehenden Angriff der Amerikaner besonders interessante Festung ist nur vom Lande aus zu nehmen und auch dort durch zahlreiche Forts und die Befestigungen von Carraca und San Fernando geschützt. Mit dem Besitz der nur 4 km entfernten Halbinsel Trocadero steht und fällt, wenn angegriffen, Cadix. Auch kann dem enggebauten Platz ein Bombardement aus schweren Schiffsgeschützen, die sich ihm bis auf 2–3 km zu nähern vermögen, gefährlich werden.

Der Aufenthalt in Cadix ist bei dessen äußerst mildem, feucht warmem Klima an den Athmungsorganen Leidenden zu empfehlen; allerdings sind Trinkwasser und Canalisation schlecht. Die Hötels sind jedoch gut und das am Plaza de la Constitution gelegene Hotel de Cadiz in dem wir abstiegen, erwies sich, da sein eigenthümliches, patioartiges Treppenhaus eine nicht unwerthvolle Gemäldegallerie alter Meister enthielt, als von besonderem Interesse. Mit Barcelona, Antwerpen oder Hamburg ist Cadix allerdings nicht zu vergleichen; allein es ist eine regsame, wieder lebhaft aufblühende Hafen- und Handelsstadt und eine der malerischst gelegenen und belebtesten Städte der Südküste Spaniens.

Von Cadir bieten sich, wenn man von einem mehrtägige See- oder Bahnfahrt erfordernden Abstecher nach Lissabon absieht, drei Wege, um nach Gibraltar zu gelangen. Der 10stündige Seeweg, der 15stündige mit der Diligence und der eben so lange Umweg mit der Bahn über Bobadilla. Wir gaben jedoch, mit Rücksicht auf die Reisegesellschaft, die wir getroffen, die Fahrt nach Gibraltar auf und wandten uns direct über Bobadilla, dem interessantesten Punkte des südlichen Spaniens, Granada zu. Bis Utrera passirten wir von der Hinfahrt uns bekanntes Gelände und alsdann

<"page231">


einförmige, mit Zwergpalmen, Aloen und Cacteen bestandene Haideflächen. Erst von Marghena ab wurde die Landschaft fruchtbarer und durch die hohen und hübschgelegenen Städte Marghena und Osuña mit ihren alten Palästen interessanter, mehr aber noch hinter Bobadilla, wo sie den Nordfluß der Sierra Abdalajis mit dem historisch merkwürdigen Antequera und die reich angebaute Thalniederung von Archidona passirt. Allein bald erreicht man die öde Hochebene, die die Wasserscheide zwischen dem Quadalhorce und dem Genil bildet und erst unweit Loja die fruchtbare Vega des Genil. Hier häufen sich die Erinnerungen an die Maurenzeit. Sowohl Loja wie Antequera besitzen die Reste alter Maurenburgen; Beide sperrten nebst der auf hoher Felsterrasse überaus malerisch gelegenen Veste Alhama den von Mauren und Spaniern in heißen Kämpfen viel umstrittenen Zugang zu Granada und bildeten die im Volksliede verherrlichten Schlüssel des Königreichs. Kurz vor Loja erblickt man zum ersten Male die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada, die sich vom tiefblauen Himmel silbern schimmernd abheben. Unweit Illora am Südfuß der Sierra Parapanda öffnet sich die herrliche Vega von Granada, ein inmitten der baumlosen, öden sie rings umgebende Gebirge im üppigsten Grün prangender Garten, und man erblickt schon von Weitem die Thürme Granadas und den hoch über die neue Stadt aufragenden altmaurischen Stadttheil des Albaicin und darüber die mächtige Kette der Sierra Nevada.

Wer Granada und Alhambra in der richtigen Stimmung und guter Orientirung besuchen will, muß Washington Irvings „Tales of the Alhambra“ gelesen haben und wird damit in den vollen Zauber der maurischen Welt zu ihrer nächst der Cordovas herrlichsten Blüthezeit unter den Nasriden, versetzt, die in Baukunst und Kunstgewerbe jene noch übertraf. Noch heute sind in Granada der rein maurische Stadt-

theil des Albaicin, der der Falkenbesitzer, d. h. des maurischen Adels, und
die neue Burg Alcazaba mit dem Alhambra-Palast und die Torres Vermejas
auf dem Monte Mauror von dem östlichen und nordwestlichen rein spani-
schen Theil der Stadt mehr oder weniger scharf unterschieden, während die
in Folge der Vertreibung der maurischen Bewohner Antequeras, Valencias,
Cordovas, Jaens und Sevillas nebst anderen entstandenen Quartiere:
Antequerela, Mauror und Churra, welche die Einwohnerzahl der Stadt auf
angeblich 500000 Seelen brachten, eine Mischung maurischen und spanischen
Ursprungs zeigen.
Wohl baute Spanien fast zwei Jahrhunderte hindurch an seinem
Siegesdenkmal, der Kathedrale Granadas, dem schönsten kirchlichen
Renaissancebau des Landes, allein derselbe verschwindet, ungeachtet der
Pracht seiner Säulen, Façaden, Portale und Altäre, seiner Capilla Mayor
und anderen Capellen und seines imposanten Thurmes, sowie der herrlichen
Marmorgrabdenkmäler Ferdinands von Aragonien und Isabellas von
Castilien und der Eltern Karls des Fünften, gegenüber der unvergleichlichen

<"page232">

Lage des gewaltigen Burg- und Schloßcomplexes der Alhambra auf
mächtigem Burghügel, im Nord-Osten der Stadt gelegen, umrauscht von herr-
lichen Platanen und Ulmen und von den Wassern des Darro und seiner
die Alhambra durchströmenden Leitung. Weit über zwei Jahrhunderte bauten
die Herrscher Granadas an den verschiedenen Theilen der heut sechshundert
Jahr stehenden Burg und ihren Palästen, und Mohamed V., 1354–91, gilt
als Schöpfer der meisten ihrer Prachtbauten. Den Namen Al-hamra oder
Rothe Stadt erhielt sie von dem braunrothen Gestein ihres Baumaterials.
Man betritt den Bereich der Alhambra von der Stadt durch die
Puerta de las Granadas, ein säulengeschmückter Triumphbogen mit dem
Wappen Karls V. an der Stelle des früheren maurischen Thors von
Alanjar, in der Mitte der Befestigungsmauer gelegen, die die Alcazaba mit
den Torres Vermejas verband, und der herrliche von den Wassern des
Darro durchrieselte, mit zahlreichen monumentalen Brunnen gezierte schattige
hochstämmige Ulmenwald der Alameda der Alhambra umfängt uns.
Wir wenden uns auf der alten Burgstraße, der „Cuesta empedrada“
zum Eingangsthor und Thurm, dem „Bib Charea“ oder Thor des Ge-
setzes. Der hufeisenförmige äußere Thorbogen mit dem Wahrzeichen einer
Hand mit ausgestreckten Fingern zur Abwehr gegen alles Böse und der
Schlüssel über dem inneren Thor bilden charakteristische Zeichen ihres
maurischen Ursprunges. An dem einfachen, nur durch die eingebaute schöne
Puerta del Vino bemerkenswerthen Wohnsitze des Conservators der
Alhambra, Contreras, vorbei, gelangt man, die Mauerumfassung der Alcazaba
links lassend, auf den mit Myrtenhecken bepflanzten Cisternen-Platz und
befindet sich vor dem prächtigen, jedoch unvollendeten Renaissance-Palaste
Karls des Fünften, der ungeachtet seiner herrlichen Portale und Façaden
und seines Säulenhofes ohne Dach, wie eine schöne fremdartige Ruine in
die der Architectur nach völlig verschiedene Umgebung hineinragt..
Zu seiner Linken liegt der eigentliche Alhambra-Palast mit unschein-
baren braunen festungsartigen Umfassungsmauern und nach außen hin hier
ohne jede Wirkung. Ein durch nichts bemerkenswerther Eingang führt uns
in den Myrtenhof, den Hauptraum des Comares-Palastes, den zweit-
ältesten Theil der im Laufe der Zeit an einander gereihten Paläste,
während der älteste in den Gebäuden um den Patio del Meruar bestand,
und das heute nur Gärten einschließende Quarto de Machuca sich nebst
dem Generalife als Sommerresidenz und später die den Löwenhof um-
gebenden Gebäude sich als Winterresidenz einreihten. Mit dem Myrten-
hofe betritt man wie mit einem Zauberschlage die wunderbare orientalische
Welt der inneren Alhambra. Die Hallen und Säulengänge mit ihren
unendlich mannigfaltigen herrlichen Filigranstuck. Ornamenten, mit ihrer
Kleinkunst an Bögen, Decken und Nischen sind unerreichte Muster orienta-
lischer Baukunst. Sie sind nicht hoch und mehr zierlich, allein in diesen
Rahmen passen die Farbenpracht orientalischer Costüme und orientalische

<"page233">

Gestalten und das schöne myrtenumgebene Wasserbecken, hier kamen
orientalischer Prunk und Ueppigkeit zur vollsten Geltung. Die prächtige
kuppelförmige Holzdecke des Saales ist erhalten und zeigt eine außerordent-
liche Abwechselung der Muster und der Bearbeitung und noch Reste der
früheren Farbenpracht. Vom Myrtenhofe gelangen wir durch die Sala de
la Barca und ihr prächtiges zweites Portal in den Saal der Gesandten,
das Werk Jusufs I., den Thronsaal. Derselbe ragt durch zwei Stockwerke
und wird von einer schönen Holzkuppel überwölbt. In ihm wurden die
Gesandten empfangen, und seine in roth und schwarz gehaltene Ornamentik

ist noch reicher, als die des Myrtenhofes, und seine säulengetragenen
Fenster gestatten die herrlichste Aussicht auf die Stadt, den Albaicin und
das Darrothal. Wir wenden uns durch die Sala de los Mocarabes mit
reichem Renaissancetonnengewölbe und Resten der prächtigen roth blau
und goldenen Wanddecoration nach der zweiten Perle der Alhambra, dem Löwen-
hof. Eine herrliche Säulenhalle von weit über 100 Säulen umgiebt den marmor-
gepflasterten Raum, in dessen Mitte der berühmte Löwenbrunnen, ein von Löwen
getragenes Becken, steht, dessen Wasser sowie die der acht Marmorbrunnen
in den Seitengalerien des Hofes an hohen Festtagen laufen. Die durch-
brochenen Stuckornamente des Löwenhofes sind von außerordentlicher Schön-
heit und Zierlichkeit und die Gesammtwirkung eine unvergleichlich prächtige.
An den Löwenhof schließt sich der herrliche Saal der Abencerragen an,
in welchem angeblich ein Theil der Mitglieder dieses mit den Zegris sich
am Hofe des Königs Mulei Abul Hasan die Herrschaft streitig machenden
Adelsgeschlechtes auf dessen Befehl ermordet wurde, und zwar, wie heute
als sicher angenommen wird, nicht wegen eines Liebesverhältnisses ihres
Oberhauptes Hamet mit der Gattin Boabdils, sondern weil sie die Partei
der Königin Aischa gegen deren Gemahl, Mulei Abul Hasan, und seine
Nebengemahlin Thuraija ergriffen, da Erbfolge und Leben der Söhne
Aischas, Boabdil und Jusuf, gefährdet schienen. Noch werden die braun-
rothen Flecken des in der Mitte des Saales befindlichen Marmorbeckens
der Sage nach dem Blute der Abencerragen zugeschrieben. Der Saal ist
durch sein schönes, durch zwei Stockwerke hindurch ragendes Stalaktitgewölbe
und seine anliegenden Nischen und prächtige Thür und Ornamentik sowie
sein aus zahlreichen Fenstern magisch wirkendes Licht sehr bemerkenswerth.
An Pracht der Ausstattung wird er jedoch durch den ihm anliegenden Saal
der „beiden Schwestern" übertroffen, der nebst den ihn umgebenen Gemächern
für die Winterwohnung der Königin und ihrer Familie gilt.
Wir müssen es uns versagen, auf die zahlreichen übrigen besonderen
Sehenswürdigkeiten der Alhambra, den Mirador, den Patio de Darara, die
Sala de la Justicia, die Bilder der Herrscher Granadas, den Mexuar und
den Peinador de la Reina und die jetzt mit Gartenanlagen ausgefüllte Burg
der Alcazaba einzugehen und heben nur noch die prächtige Aussicht vom
Thurm der Vela und dem Jardin de los Adarves hervor. Der Besuch

<"page234">

des nahegelegenen Sommerpalastes des Generalife, mit seinem kleinen,
aber herrlichen maurischen Park, seinen uralten Cypressen, Myrten,
Orangen, Terrassen, Grotten, Wasserkünsten, Marmorbrunnen und Bassins,
seinen Säulenhallen und schönen Portalen, jedoch unbedeutendem Inneren,
erfordert einen besonderen Vor- oder Nachmittag und ist namentlich auch
durch seine herrliche Aussicht lohnend. Liebhaber finden Gelegenheit, sich im
Garten des Generalife in echt maurischen Costümen photographiren zu
lassen und damit eine besondere Erinnerung nach Hause nehmen zu können.
Die übrigen Sehenswürdigkeiten Granadas treten, die Kathedrale nicht
ausgenommen, gegen die der Alhambra sehr zurück, aber sie sind, darunter
besonders die schöne Promenade am Genil, sowie einige Kirchen, die
Cartuja mit ihrer überaus prächtigen Sakristei, die Grabkirche des
Gonzales de Cordova, die Villa Cuarto Real de San Domingo und
die Aussicht von den Torres Vermejas und namentlich die von San
Nicolas höchst bemerkenswerth. Für ihre Besichtigung und die von Granada
aus zu unternehmenden Ausflüge empfiehlt es sich, ein Hotel im Inneren
der Stadt, etwa dasjenige der Alameda zu wählen, während alle die, die
die Alhambra eingehender studiren wollen, die unmittelbar an deren Fuß
schön im Park gelegenen Hotels Washington Irving und Siete Suelos
vorziehen werden.
Wer von Granada aus, wie üblich, die landschaftlich schönste Tour
Spaniens, die an der Küste des Mittelmeers, einzuschlagen beabsichtigt,
muß sich darüber entscheiden, ob er in westlicher Richtung die Bahn
nach Malaga oder Gibraltar benutzen und von dort per Dampfer, vielleicht
nach einem Abstecher nach Tanger, nach Carthagena oder einem anderen
an der Bahn liegenden Hafen der Südküste gehen will. Der Bahnanschluß
nach Osten, nach Baza, fehlt nämlich hier auf einer 12 Meilen breiten
Strecke, was für den Südspanien Bereisenden höchst lästig ist. Die meisten
selbst neuesten Karten Spaniens sind an dieser Stelle falsch und enthalten
eine Bahnlinie von Granada nach Guadir, die gar nicht existirt. Für
das Einschlagen des directen Weges nach Osten ist es daher das Kürzeste,
von Granada ab die Diligence zu benutzen, die in 14 – 15 stündiger Fahrt
von dort nach Baza geht. Der Weg führt auf nur im Ganzen leidlicher,
vielfach an schwindelnden Abgründen, ohne jeden Schutz hinlaufender und
mehrere Gebirgswasser ohne Brücke durchschneidender Straße durch die
größten und wild romantischsten Gebirgseinöden Spaniens, in denen oft
meilenweit keine Ansiedelung zu erblicken ist. Die hier mit Maulthieren

berittenen allein Reisenden sind mit Pistolen bewaffnet, und der alle zwei
Meilen stationirte Guardia Municipal-Doppelposten mit seinen Mauser-
gewehren erweist sich als eine unbedingte Nothwendigkeit. Schon die mit
Maulthieren bespannte, höchst unsaubere, staubbedeckte Diligence mit ihrem
räuberartig aussehenden Personal des Mayorals oder Kutscher und seines
„Mozo“ macht auf uns einen verdächtigen Eindruck, und nur der Umstand,

<"page235">

daß wir mit einem kaiserlich und königlich österreichischen Regierungsbaurath
und Mitglied der Drauregulirungscommission, sowie einem jungen Advocaten
aus Pest und einem echt spanischen Don aus Granada, der zu Jedermanns
Ueberraschung von Granada auf dem Umwege über Baza nach Madrid
fährt, die Reise zurücklegen, läßt uns dieselbe weniger bedenklich erscheinen,
wie in allein gemiethetem, überdies sehr kostspieligem Wagen. Man lernt
überdies bei dieser Fahrt diejenige Art des Reisens kennen, wie sie früher
in Spanien die allein übliche war, und die den Besucher des schönen
Landes jedenfalls genauer mit demselben und seiner Bevölkerung Bekannt-
schaft machen läßt als die Eisenbahnfahrt. Vom ersten Anziehen der Maul-
thiere ab wird die Fahrt im flottesten Trabe zurückgelegt und nur bei
steilen Wegestellen nothgedrungen in Schritt gefallen. Es ist erstaunlich,
was die Maulthiere, die erst halbwegs in Guadix nach einer Fahrt von
sieben deutschen Meilen gewechselt werden, leisten.
Allerdings schwirrt ihnen beständig die lange Peitsche des Mayorals
um die Ohren, und der mit nie ermüdender Ausdauer einen großen Theil
des Weges neben dem Wagen herlaufende Mozo stößt ihnen, um sie anzu-
treiben, unaufhörlich einen spitzen Stock in die Weichen. Nur der nie er-
lahmenden Energie dieser Antriebe gelingt es, die Thiere in beständiger
scharfer Gangart zu erhalten, und mit völliger Sicherheit führen sie das
schwere Gefährt die schärfsten Zickzack-Biegungen des Weges an vielen
hundert Fuß tiefen Abgründen entlang. Die Gegend, die wir passiren,
bietet noch ganz dasselbe völlig unveränderte Bild wie zu der Zeit, als die
Sultanin Aischa ihre Söhne Boabdil und Jusuf und sich selbst aus
einem Fenster des Comares. Thurmes hinabließ und mit ihnen nach
Guadix floh und Boabdil dort zum Könige proclamirte. An die Mauren-
zeit erinnern dort mehr noch wie anderwärts die beiden Städte Guadir
und Baza, beide mit einer völlig maurischen Alcazaba und größtentheils
von maurischer Bauart. Sie bilden mit der fruchtbaren Hoya de Baza
Oasen in dieser Fels- und Geröllwüste, in denen die spärliche Bevölkerung
stellenweise noch in Höhlen wohnt. Eine echt spanische Fonda, fern von
allem Comfort eines Hotels, empfängt uns Abends 10 Uhr in Baza; allein
ein leidliches Nachtmahl und guter Keres entschädigen uns für die
Strapazen der vierzehnstündigen Diligencefahrt. Am nächsten Morgen führt
uns die Bahn über die Sierra de Baza und durch das malerische von
hohen Berggipfeln und einzelnen Burgruinen überragte Almanzorathal über
das prächtig gelegene Lorca mit maurischer Burg und Stadtmauer in die
Huerta von Murcia, die vegetationsüppigste, zugleich aber auch heißeste und
von den Gluth-Winden der Sahara erreichte Gegend Spaniens. Orangen,
Citronen und Dattelpalmenwaldungen erinnern hier an die Nachbarschaft
des heißen Continents, und nur den großartigen Bewässerungsanlagen der
Araber verdankt die Huerta ihren Reichthum an Früchten und Platanen,
Maulbeer- und Feigenbäumen sowie an Gemüsen und Blumen. Noch war

<"page236">

es nicht die Zeit der unerträglichen Hitzenebel, der „Calinas“, die im
Sommer die Landschaft bleiern überlagern, sondern sie prangte in der
vollsten Frische des Frühlings. Man fühlt hier im Anblick der Palmen
und der nach Typus und Gewohnheiten noch völlig maurischen Bevölkerung
die Nähe Afrikas lebhaft und erwartet jeden Augenblick, aus den weißen,
mit flachen Azulejosdächern gedeckten, von Palmen beschatteten, von kühlen
Brunnen umrauschten ländlichen Gehöften gebräunte Araber im weißen
Burnus heraustreten zu sehen.
Murcia ist sehenswerth durch seine Lage, seinen halbmaurischen
Charakter, seine Kathedrale und schönen Promenaden, die Trachten der
Landbewohner und seine Ausflüge, allein unsere Zeit gestattete uns seinen
Besuch nicht. Durch Orangen- und australische Gummibaumwaldungen,
an Trümmern von Maurenburgen vorüber, überragt von den in satten
braunen und violetten Farbentönen malerisch schimmernden Höhen und selt-
sam geformten Gipfeln der „Muelas“ der Sierra de Orihuela, an dem freund-
lichen gleichnamigen Orte mit dem schön gelegenen palastartigen Seminar
de San Miguel vorbei, führt uns die Bahn durch die Orangen, Cacteen,
Agaven und üppig stehenden Weizenfelder der Huerta der Segura nach der
Palmenhuerta von Crevillente am Fuß der gleichnamigen Sierra und

endlich durch den herrlichen, über 70 Fuß hohen mächtigen Palmenwald von Elche, den berühmtesten und größten Spaniens und von hier durch weite Gerstenfelder und Olivenpflanzungen zum blauen mittelländischen Meer nach dem wichtigen altrömischen, später maurischen Hafen von Alicante. Die schöne Lage der Stadt am Meere mit geräumigem belebten Hafen, überragt von dem mächtigen Schloßberge und Castell von Santa Barbara, und ihre herrlichen Palmenalleen am Strande machen einen halb- bis eintägigen Aufenthalt lohnend. Die Bahnverbindung von hier nach Valencia ist schlecht, und man bleibt mitten in der Nacht zwei Stunden auf der Kreuzungsstation La Encina liegen. Man verliert jedoch an dem während der Nacht passirten Vilanapothal mit seinen Ramblas und wenigen alten Schlössern und mit spärlichen Huertas wechselnder Oede, sowie an der öden Landschaft bis Fuente la Higuera nicht viel, und die bei Jativa, der Heimat der Borgias und Riberas, fruchtbarer werdende Landschaft mit diesem malerisch gelegenen Ort, mit seinen beiden Felsenburgen und seinem spanisch-maurischen durch fürstliche Gefangene berühmten Castell passirt man bei Tage, und bald umgeben uns die Reis- und Weizenfelder der überaus fruchtbaren, reichbewässerten Huerta von Valencia mit ihren Orangen-, Aprikosen-, Mandel- und Maulbeerbäumen. Die Ortschaften und sonstigen Ansiedelungen sind hier zahlreich und jeder Zoll des rothbraunen Bodens seit der Maurenzeit emsig cultivirt, während die Bevölkerung noch heute den Charakter der mozarabischen trägt, Volkstrachten jedoch immer seltener werden. Schon von Weitem tauchen die prächtigen Azulejoskuppeln Valencias, namentlich die der gewaltigen Kathedrale, am Horizont auf, und bald führt

<"page237">



uns eine flotte Tartana, ein zweirädriges überdecktes Fahrzeug, durch das Gewirr der volkreichen Straßen der altmaurischen Königsstadt nach dem Hôtel de Roma am Platz von Villarosa. Auch in Valencia, wo Fuhr-
werk in größter Auswahl zur Verfügung steht, ist eine Rundfahrt durch und um die Stadt das beste Mittel, um sich über sie und ihre Sehens-
würdigkeiten vorläufig zu orientiren. Dieselbe führt uns zuerst zum Platze an der Kathedrale, dann zum belebten Hauptmarkt, zur Straße San Vincente, mit ihrer Fülle von Läden und dem Ueberreste der alten mauri-
schen Stadtmauer, sodann zu der hübschen Promenade und dem alten Stadtthor der Torres de Serranos an den Ufern der Thuria.

Valencia, mit seinen 170000 Bewohnern die drittgrößte Stadt Spaniens und eine sehr belebte, Seehandel und den Vertrieb der ländlichen Producte betreibende Provinzialhauptstadt und Sitz vieler Behörden, ist nicht nur durch seine historischen Sehenswürdigkeiten, sondern auch als einer der Mittelpunkte der modernen spanischen Malerei von Bedeutung. Den Charakter einer Seestadt besitzt es, obgleich nur 4 km vom Meere gelegen, nicht; allein sein Wein-, Orangen-, Rosinen- und Palmenhandel ist be-
trächtlich. Landschaftlich nicht gerade von besonders schöner Lage, wirkt Valencia mehr durch seine historischen Merkwürdigkeiten und seinen regen Verkehr anziehend. Unter den ersteren nimmt die stattliche Kathedrale mit ihrer achteckigen Kuppel und gotischem Glockenthurm die hervorragendste Stelle ein. Von ihm aus bietet sich eine prachtvolle Rundschau auf die Huerta von Valencia mit den sie umschließenden Bergen, und zwar im Norden bis zur Höhe von Sagunt, im Süden über die Albufera hinaus bis zu der Berggruppe nördlich Alicantes. Hier herrschte der Cid, nachdem er Valencia den Almorawiden entrissen, vier Jahre als Gebieter des König-
reichs, hier zeigte er von dem Thurme der damals an Stelle der Kathedrale stehenden Moschee seiner Gattin und seinen Töchtern sein Gebiet, hier starb er und wurde, wie die spanischen Balladen, eine wichtige Geschichtsquelle für Spanien, melden, auf seinem Schlachtroß Babieça, von Ximene, die die Stadt gegen die Mauren nicht zu halten vermochte, nach San Pedro de Cardena geführt. Im Innern der in ihrer Wirkung durch eine Gyps-
verkleidung sehr beeinträchtigten Kathedrale ist besonders die Sala Capitular mit ihren Bildern bemerkenswerth. Vor ihrem Nordportal tagt allwöchent-
lich einmal das altmaurische Wassergerichtstribunal, das aus Landleuten besteht und Verstöße gegen die für die Felder der Huerta wichtige Be-
wässerungsordnung mit Wasserentziehung bestraft. Von monumentalen Bauten Valencias sind ferner der Palast der Audiencia mit dem früheren Sitzungssaale der Cortes Valencias, sowie die Torres de Serranos, ein mittelalterlicher fester Thorbau mit Zinnen, zu nennen. Ferner die Seiden-
börse, ein mittelgotischer Bau aus dem 15. Jahrhundert, mit herrlichem säulengetragenen Saal und prächtigen Façaden, sowie der im Barokstil ge-
haltene Palast des Marquis de Dos Aguas; besonders bemerkenswerth ist



<"page238">

die Gemäldegalerie des Provinzialgemälde-Museums mit einer Anzahl moderner Bilder von dem grellen Colorit und den excentrischen Sujets der modernen spanischen Malerei und mit über anderthalb tausend alten Bildern, die namentlich die Schule von Valencia repräsentiren. An Ausflügen ist ein solcher nach der großen fisch- und wasservögelreichen Lagune der Albufera, dem beliebten Wasserjagdgebiet der Valencianer lohnend, ferner nach den Azulejosfabriken von Manises und der Mosaikfabrik in Meliana, weniger jedoch nach dem Hafen des Grao und nach Burjazot mit seinen maurischen Getreidebehältern. Unstreitig mehr aber derjenige nach Sagunt und den landschaftlich herrlich gelegenen Küstenorten Gandia und Denia.

Von Valencia führt die Bahn durch die fruchtbaren Gefilde der Huerta mit ihren Orangenpflanzungen, Weizenfeldern und Palmen an einzelnen malerisch gelegenen Klöstern und Burgruinen vorüber, mit gelegentlichem herrlichen Ausblick auf das tiefblaue ruhige Meer, nach dem durch seine achtmonatliche glänzende Vertheidigung gegen Hannibal berühmten Sagunt, früher eine reiche Handelsstadt, heute ein kleiner unbedeutender Ort, jedoch mit seinem auf drei Seiten schroff abfallenden Berggipfel und Castell, ungemein malerisch gelegen und durch seine von Römern, Spaniern und Franzosen abwechselnd verstärkten Mauern und Thürme altiberischer Befestigungen und seine vortrefflich erhaltene Citadelle und herrliche Aussicht auf die Küste und das Meer von hohem Interesse. Der Eindruck, den die alte noch heute imposante Feste mit ihren altersgrauen Mauern und Thürmen macht, deren früher strategisch ungemein wichtige Lage die nördliche Küstenstraße nach Valencia völlig beherrschte, ist ein gewaltiger, und noch lange weilt der Blick bei der Weiterfahrt auf diesem stummen Zeugen iberischer, karthagischer und römischer Kämpfe.

Noch führt unser Weg durch fruchtbare, dorfreiche Ebenen mit schönem Blick auf die Sierra de Espadan und auf das Meer; dann bei Villareal durch Orangenhaine und Palmenwälder über den Canal von Castellon, ein Wunderwerk arabischer Wasserbaukunst, durch die prächtige Huerta de Villareal, die sich plötzlich vor Castellon de la Plana in eine, von zahlreichen Ramblas zerrissene Steinwüste verwandelt. Hinter Castellon wird die von malerischen Gebirgszügen umrahmte Landschaft wieder herrlich, der Duft der Orangenblüthen stärker und der Bau und die Lage und Umgebung der Ortschaften von Benicasim ab immer pittoresker. Maurische Burgen krönen hier und da die Berggipfel, und die alte kleine Feste Penniscola badet ihre Mauern wie zur Zeit ihrer Gebieter, der Ordensritter von Montesa, der Nachfolger der Templer, im Meer. Bei Tortosa, am Ebro, den man auf mächtiger Brücke passirt, eröffnet sich dann ein prächtiger Ausblick von fast alpinem Charakter in das wildromantische Ebrothal.

Bald hinter Tortosa, an der spanischen Ponienteküste, wird die Gegend öde und haideartig, und bringt nur Wachholder, Zwergpalmen, Thymian und Eriken hervor. Das Küstengebirge ist hier kahl und die Ramblas,

<"page239">



die die Bahn passirt, zahlreich; erst bei Tarragona treten Fruchtbarkeit und landschaftlicher Reiz wieder hervor.

Tarragona, in schöner Lage, mit großem Hafen, einst die Hauptstadt der römischen Provinz Spanien, mit angeblich über 1 Million Einwohnern, ist durch seine römischen Alterthümer, und zwar namentlich den unweit gelegenen Aquäduct, ferner das angebliche Grabmal der Scipionen und diejenigen seines archäologischen Museums und durch cypklopische Mauerreste und seine spät romanische Kathedrale bemerkenswerth. Im Uebrigen entbehrt jedoch der heute nur kleine Ort, dessen Hafenverkehr unbedeutend ist, des regen Getriebes der meisten Küstenplätze Südspaniens.

Wir verlassen Tarragona in östlicher Richtung und eilen vom Grabmale der Scipionen mit umfassender Aussicht auf das Meer und Tarragona, an dem römischen Triumphbogen des Portal de Bara vorüber am aloebedeckten Meeresstrande hin. Wir passiren den beträchtlichen Handelsplatz Villanueva und die berühmten Weinberge von Sitges und gelangen dann über die Einöde der Costas de Garat durch wein- und olivenbepflanztes Hügelland zu der fruchtbaren, vom Llobregat reich bewässerten Campina de Barcelona und erreichen nach Passirung des Llobregat die volkreiche, belebte, erste Industrie- und Handelsstadt Spaniens, Barcelona, die zweitgrößte und die reichste des Landes.

Der in rascher Fortentwickelung begriffene wichtige Handelsplatz mit seinem über eine Quadratmeile bedeckenden und von 500000 Bewohnern bewohnten Häusermeer, seinen Fabriken und seinen sonstigen zahlreichen industriellen Etablissements besitzt einen ganz anderen Charakter als sämmtliche übrigen Städte Spaniens. Die Thatkraft, Intelligenz und Ausdauer der hier in Handel, Industrie und Gewerbe ganz aufgehenden Catalonier stehen in lebhaftem Contrast zu der Ruhe und Gelassenheit des nur Ackerbau treibenden Castiliers und zur Trägheit und Leichtlebigkeit des

Andalusiers und haben in Barcelona ein immer mächtiger aufstrebendes Industrie- und Handelscentrum geschaffen, das ebenso wie die gleiche Regsamkeit in den sehr betriebsamen baskischen Provinzen an die Möglichkeit einer Wiedergeburt Spaniens glauben lassen könnte. Barcelona liefert halb Spanien die Producte seiner Textilindustrie, seiner Eisen-, Papier- und Seifenfabrikation sowie Spitzen- und Mantillenbesätze. An Ackerland verhältnißmäßig nicht reich, ist das gebirgige Catalonien mit seinen Nutzhölzern und seinen Wasserkräften auf die Industrie und durch seine guten Häfen von Alters her auf die Handelsschifffahrt angewiesen und leistet auf diesen Gebieten Hervorragendes. Die Hauptstraße der inneren Stadt, die Rambla, eine prächtige platanenbestandene Promenade, erinnert uns mit dem beständig auf ihr wogenden dichten Menschenstrom an die belebtesten Squares von London und an die Pariser Boulevards. Hier liegen die vortrefflichen ersten Hotels, deren Marmortreppen, Säle und palmengeschmückte Lichthöfe denen der ersten Großstädte nichts nachgeben, hier


<"page240">

stehen die Kiosks der Zeitungsverkäufer und durcheilen ihre Austräger die Menge, hier stehen die beiden bedeutendsten Theater, an deren beständig von der Menge umlagerten Thoren die Depeschen vom Kriegsschauplatz angeschlagen sind. Hier entwickelt sich Vormittags ein sehr belebter herrlicher Blumenmarkt und befinden sich die elegantesten Cafés, Clubs und Magazine. Auf der Rambla und der mit Läden noch reicher ausgestatteten Calle de San Fernando und der palmen- und arcadengeschmückten Plaza Real ist es ein Vergnügen zu flaniren und den unaufhörlich fluthenden Menschenstrom und die Erzeugnisse spanischer noch über einen Schatz brasilianischer Diamanten verfügender Juwelierkunst, sowie Fächer-, Mantillen- und Spitzenindustrie zu betrachten. Noch reicheres Leben und Verkehr entwickelt sich an dem stets mit Schiffen gefüllten Hafen und der ihm anliegenden, von herrlichen Palmen überschatteten Promenade des Paseo de Colon, mit dem an die Vendôme-Säule erinnernden, gegen 200 Fuß hohen Monument des Columbus. Sein Standbild weist mit dem ausgestreckten Arme nach Westen, nach dem Seewege zu dem Lande, von welchem Spanien, in Folge des unglücklichen Krieges, die sterblichen Reste seines größten Seefahrers unlängst wieder nach der Heimat zurückzuholen genöthigt war. So erinnern überall in Spanien Monumente und monumentale Gebäude an die große Vergangenheit des einst die halbe bekannte Welt beherrschenden Reiches, und die Bedingungen wenigstens für die wirthschaftliche Wiedergeburt desselben: unvergleichlich günstige maritime Lage und Klima, reiche Bodenproducte und ungemessene, noch ungehobene montane Schätze sind in Fülle vorhanden. Allein gegenüber der apathischen Genügsamkeit der Bevölkerung der meisten anderen Provinzen begreift man das Drängen der Catalonier und Basken nach regionaler Selbstverwaltung und Decentralisation der Regierung, ein Streben, das schon im sechzehnten Jahrhundert in dem von Toledo ausgegangenen, von Karl V. niedergeschlagenen Aufstand der Comuneros seinen Ausdruck gefunden hatte.

Zu den hervorragendsten modernen Sehenswürdigkeiten Barcelonas gehört unstreitig der an Stelle der alten Citadelle neu angelegte Park mit seinen herrlichen Alleen, Blumenbeeten, Wasserbassins, seinem Palmen- und Gewächshaus, seiner archäologischen Sammlung, seinem Palais und dem prächtigen vergoldeten Monumentalwerke über der Cascade des Parks, einer Aurora mit Quadriga. An monumentalen Bauten bildet auch in Barcelona die mächtige, vom Ende des 12. bis Mitte des 15. Jahrhunderts erbaute gotische Kathedrale das hervorragendste Werk, das durch die Großartigkeit seiner Dimensionen und seiner herrlichen Glasmalereien im Innern bemerkenswerth ist. Seine Portale und Reliefs des Trascoro, ferner sein schöner, mit Palmen und Akazien bepflanzter Hof mit prächtigem Kreuzgang und hübschem Wasserbassin und Springbrunnen, mit der Reiterstatue des heiligen Georg, sowie seine Grabdenkmäler fesseln das Interesse des Besuchers lebhaft. Nächst der Kathedrale sind bemerkenswerth der Renaissance-

<"page241">

s°
gg.
K.-
bau der Casa de la Disputation, mit schöner gotischer Façade, prächtigen Kreuzgängen und Orangenhof, der den Provinzialbehörden und Deputirten als Sitz dient und sehr bemerkenswerthe Gemälde und eine prächtige Capelle enthält. Ferner die Casa Consistorial mit marmornen historischen Portraitstatuen, schönem Patio und Artesonadodecke und einem herrlichen Altarbilde. Endlich der gewaltige gotische Bau der Kirche Santa Maria del Mar und

das moderne Palais der Justiz. Wer das Bild der belebtesten Stadt
Spaniens mit einem Blick umfassen und sich einprägen will, dem empfiehlt
sich die per Wagen auszuführende Besteigung des am Südende der Stadt
gelegenen über 500 Fuß hohen Mont Juich, mit mächtigem Castell und herr-
lichem Ausblick über die Stadt, auf das Meer, nach dem Montseny und
bis zu den Gipfeln der Pyrenäen. An weiteren Ausflügen von Barcelona
ist derjenige nach dem Montserrat, dem Monsalwatsch der Gralsage, dem
herrlichst gelegenen Kloster Spaniens mit prächtiger Aussicht vom Miradero
de los Monjes auf das Llobregatthal und die Pyrenäen und vom Gipfel
des Turo de San Jeronimo aus auf ganz Catalonien von höchstem Interesse.
Allein man kann nicht alles Sehenswerthe in Spanien mit einem Male um-
fassen, und die hier endende, in der Heimat dagegen beginnende schöne Zeit
des Frühjahrs mahnt uns zur Rückkehr. Wir verlassen Barcelona, den
Seeweg nach Südfrankreich, der keinen Ausblick ins Land gestattet, ver-
meidend, mit der Bahn, und rasch führt uns der Zug durch die reich-
angebaute, mit Fabriken und Landhäusern bedeckte Umgebung Barcelonas nach
dem Thale der Tordera und von dort an den malerischen, mit Schnee
bedeckten Höhen des Montseny, an alten Burgen und Klöstern, pittoresk
gelegenen Felsennestern und Befestigungen vorbei, durch Pinienwälder über
das amphitheatralisch gelegene, durch seine geschichtliche Vergangenheit und
namentlich seine Vertheidigung von 1809 berühmte Gerona zu den Abhängen der
Pyrenäen, mit herrlichem Ausblick auf deren Gipfel. Spät am Abend erreichen
wir Port Bou, die Grenzstation, und verlassen damit das schöne Spanien.
Der bereits von uns beanspruchte Raum verbietet uns, unsere
specielleren Studien über den Carlismus, die Wehrmacht Spaniens und
über seine Geselligkeit hier anzufügen. Wir beabsichtigten nur Reisebilder
und Skizzen der bemerkenswerthesten von uns passirten Städte und Sehens-
würdigkeiten der Halbinsel zu bieten, uns dessen wohl bewußt, daß eine
sehr bedeutende reiche Litteratur und sehr gründliche, zum Theil auf mehr-
- jährigem Aufenthalt beruhende Studien, wie diejenigen G. Diercks,
A. v. Schacks, M. Willkomms, E. Hübners, Lorinsers, C. Justus, L. Passarges,
Dr. F. Pöppings, Hackländers und vieler Anderer, allein deutscherseits,
- ganz abgesehen von den Ausländern, nähere Aufschlüsse über das interessante
Land ergeben. Möge es uns jedoch gelungen sein, das Interesse des Lesers
auch mit den dargebotenen Augenblicksbildern, die ganz davon Abstand
nehmen, auf die vielen Schattenseiten der inneren Zustände Spaniens ein-
zugehen, für einen Moment zu fesseln.

<"page242">

## Aberglauben und Zauberei.

Eine völkerpsychologische Skizze.

Von
Ch. Achelis.
– Bremen. –

wischen den Bedürfnissen des Gemüthes und den Ergebnissen
menschlicher Wissenschaft ist ein alter, nie geschlichteter Zwist.
ÄM Jene hohen Träume des Herzens aufzugeben, die den Zusammen-
hang der Welt anders und schöner gestaltet wissen möchten, als der un-
befangene Blick der Beobachtung sie zu sehen vermag: diese Entsagung ist
zu allen Zeiten als der Anfang jeglicher Einsicht gefordert worden. Und
gewiß ist das, was man so gern als höhere Ansicht der Dinge dem gemeinen
Erkennen gegenüberstellt, am häufigsten doch nur eine sehnsüchtige Ahnung,
wohl kundig der Schranken, denen sie entfliehen, aber nur wenig des Zieles,
das sie erreichen möchte. Denn aus dem besten Theile unseres Wesens
entsprungen, empfangen doch jene Ansichten ihre bestimmtere Färbung von
sehr verschiedenartigen Einflüssen. Gewöhnt an mancherlei Zweifel und
Nachgedanken über die Schicksale des Lebens und über den Inhalt eines
doch immer beschränkten Erfahrungskreises, verleugnen sie weder die Ein-
drücke überlieferter Bildung und augenblicklicher Zeitrichtungen, noch sind
sie selbst unabhängig von dem natürlichen Wechsel der Stimmungen, die
andere sind in der Jugend, andere nach der Ansammlnng mannigfaltiger
Erfahrungen. Man kann nicht ernstlich hoffen, daß eine so unklare und
unruhige Bewegung des Gemüthes den Zusammenhang der Dinge richtiger
zeichnen werde, als die besonnene Untersuchung, mit der in der Wissenschaft
das Allen gemeinsame Denken beschäftigt ist. Dürfen wir dem menschlichen
Herzen nicht gebieten, seine sehnsüchtigen Fragen zu unterdrücken, so wird
es gleichwohl ihre Beantwortung als eine nebenher reifende Frucht jener
Erkenntniß erwarten müssen, die nicht von denselben Fragen, sondern von

<"page243">



leidenschaftsloseren und darum klareren Anfängen ausging. Wir haben
diese Ausführung Lotzes, mit der er seine feinsinnigen Betrachtungen im
Mikrokosmus einleitet, aus dem Grunde an die Spitze unserer Erörterung

gesetzt, weil darin mit besonderer Klarheit die beiden Pole unseres geistigen
Lebens, Wissen und Glauben, einander gegenübertreten.
Je mehr die ursprüngliche ungetrübte Naivetät in der Wahrnehmung
kritischer Nüchternheit und skeptischem Mißtrauen Platz macht, je weiter sich
das Gebiet des klaren, verständnißmäßigen Begreifens ausdehnt, desto mehr
schwindet die Macht und Bedeutung phantasievoller Auffassung der Natur
und menschlichen Umgebung. In scharf sentimentaler Beleuchtung hat
Schiller bekanntlich in den „Göttern Griechenlands“ diesen unaufhaltsamen
Sieg der mechanischen Naturwissenschaft gegenüber der animistischen mytho-
logischen Naturbeseelung beklagt – es wiederholt sich im Uebrigen bei allen
intellectuell veranlagten Menschen derselbe psychologische Proceß mit un-
widerstehlicher Nothwendigkeit, und es fragt sich schließlich nur, wie weit
das Wunder als des Glaubens liebstes Kind noch geduldet wird. Trotz-
dem wäre es eine Täuschung, die auch schon durch einen oberflächlichen
Blick auf die Gegenwart beseitigt wird, wenn man sich einreden wollte, daß
eben zu Folge des angedeuteten geistigen Fortschrittes, der Aufklärung, um
das beliebte Wort des vorigen Jahrhunderts zu wiederholen, abergläubische
Vorstellungen völlig ihren Boden innerhalb unserer gesellschaftlichen Kreise
verloren hätten. Daß das Volk in seinen niederen Schichten noch un-
entwegt an uralten Ueberlieferungen und Wahnideen trotz Schule und
aller anderweitiger Bildungsmittel festhält, ist eine allgemein zugestandene
Thatsache, die noch dazu neuerdings durch die dankenswerthen Unter-
suchungen der eifrig nachspürenden Folkloristen nach allen Seiten hin ihre
Bestätigung findet. Und doch können wir uns noch, selbst wenn wir über-
zeugungstreue und beflissene Jünger der Wissenschaft und Kritik sind, in
unbewachten Augenblicken auf völlig magischen Anschauungen und Voraus-
setzungen ertappen. Das hat ganz humoristisch, sachlich aber durchaus zu-
treffend, der erfahrene Reisende und Kenner der Naturvölker, K. v. d. Steinen
mit folgenden Worten beleuchtet: Man pflegt sich das Zaubern und Heren
der Naturvölker als eine Kunst vorzustellen, die uns ganz fern liegt. Geht
man jedoch von dem Wesen ihrer Kunst aus, so ist nichts gewöhnlicher
auch im Leben des Culturmenschen, als das Hexen, freilich ein un-
systematisches laienhaftes Hexen. Wer träumt, hert. Er ist nicht an den
Ort und die Gestalt gebunden und ist zu beliebigen Leistungen mit jeder
Person oder Sache befähigt. Lebhafte Spiele der Einbildungskraft sind
nur quantitativ, nicht qualitativ vom Traumwesen unterschieden. Wer
das Bild der Geliebten küßt, bereitet sich zum Hexen vor. Wer seinem
fern weilenden Schatz durch die Luft einen Kuß zuwirft, macht sich der
Hexerei schon dringend verdächtig; denn es steht zu befürchten, daß er glaubt,
der süße Hauch erreiche die Adresse und werde dort empfunden. Wer

<"page244">



aber, wie der große Zauberer Goethe, seinem Freund Eckermann erklärt:
ich habe in meinen Jugendjahren Fälle genug erlebt, wo auf einsamen
Spaziergängen ein mächtiges Verlangen nach einem geliebten Mädchen
mich überfiel, und ich so lange an sie dachte, bis sie mir wirklich entgegen-
kam, der hert nach allen Regeln der Kunst. Vollständig im Bann der
echten Hererei steht, wer auch nur eine Secunde lang, wenn ihm die Ohren
klingen, sich der Ueberzeugung hingiebt, daß man Gutes oder Schlechtes
von ihm gesprochen habe, oder wer sich von seinem Freunde den Daumen
halten läßt, damit ihm irgend etwas gelinge, oder wer seinen Wünschen
die Kraft zutraut, den Ablauf angenehmer oder unangenehmer Geschehnisse
zu beeinflussen. (Unter d. Naturvölkern Centralbrasiliens S. 339.)
Wenn wir in der folgenden Darstellung uns in der Hauptsache an
das vortreffliche Werk von Alfr. Lehmann, Aberglaube und Zauberei
(Stuttgart, J. Enke 1898) anschließen, so werden wir doch später uns eine
Ergänzung nach der ethnologischen und psychologischen Seite hin gestatten.
Zunächst handelt es sich um eine geschichtliche Orientirung über den weit-
schichtigen Stoff, der in der That bei allen Culturvölkern eine große Rolle
gespielt hat. Durfte doch noch ein so verstandesklarer Kopf wie Lessing in
seiner erbarmungslos nüchternen Zeit schreiben: Der Same, an Gespenster
zu glauben, liegt in uns Allen, und in denjenigen am häufigsten, für die
der Dichter vornehmlich dichtet. Es kommt nur auf seine Kunst an, diesen
Samen zum Keimen zu bringen, nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen
für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er
diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was
wir wollen, im Theater müssen wir glauben, was er will.
Jede geschichtliche Darlegung muß bei den Chaldäern anfangen, weil
wir hier in der That den ältesten Spuren dämonologischer Anschauungen,
soweit wir eben den landläufigen chronologischen Rahmen festhalten, begegnen;
außerdem ist hier der Zusammenhang mit Persien und Griechenland un-
zweideutig nachweisbar. Wir finden ganz wie bei den Naturvölkern einen
consequenten Geisterglauben, die ganze Natur ist diesen freundlichen und

schadenbringenden Wesen unterthan, Mißwachs, Krankheit, Tod ist ihr
Werk, und es gilt somit für den Menschen, durch Beschwörungen sich ihre
Gunst zu erkaufen. Diese Magie, im Lauf der Zeit zu einer Technik aus-
gebildet, ist aber Sache berufsmäßiger Künstler, da sie eben die Leistungs-
fähigkeit des Laien bei Weitem übersteigt. Ja, so sehr tritt schon die
Arbeitstheilung in ihre Rechte, daß wir drei Klassen unterscheiden können:
die eigentlichen Beschwörer, die Aerzte und die Zauberpriester, zu denen
sich dann noch die Astrologen und Wahrsager gesellten. Es ist überall ein
und derselbe Grundgedanke maßgebend, die Wirksamkeit des bösen Geistes
durch entsprechende Gegenmaßregeln zu bannen, (wobei auch schon Amulette
und Talismane ihren Dienst verrichten), so daß sich ganz von selbst der
bekannte, noch in das Christenthum übernommene Kampf zwischen weißer

<"page245">

und schwarzer, zwischen göttlicher und teuflischer oder dämonischer Magie
entwickelt. Eine ganz besondere Bedeutung beanspruchen die astrologischen
Studien, und zwar auch völkerpsychologisch deshalb, weil es uns augen-
scheinlich zum Bewußtsein bringt, wie eng verschwistert ursprünglich, d. h.
auf den Anfangsstufen geistiger Entwicklung, Wissenschaft und Religion,
resp. Aberglauben ist. So genau manche Beobachtungen auch sind, so ist
andererseits doch immer wieder die rein praktische Verwendung ausschlag-
gebend, mit ihrer Hilfe die Zukunft zu enträthseln; die Constellationen der
Himmelskörper sind für den Verlauf des menschlichen Daseins bedeutungs-
voll – ein Gedanke, den ja selbst ein Keppler nicht abstreifen konnte.
Auch die Traumdeutung gehört hierhin, wie uns die Geschichte Davids
genugsam bezeugt. Diese chaldäischen Vorstellungen und Operationen ge-
langten durch die Vermittlung der Meder zu den anfangs durch den Ein-
fluß Zoroasters widerstrebenden Persern, und dann (besonders durch
Alexander d. Gr.) nach Griechenland, wo im Uebrigen auch eine ursprüng-
liche, wenn gleich in der Idealwelt Homers in den Hintergrund gedrängte
Weissagekunst blühte.
Nur einen vollgiltigen Beleg unverfälschter Zauberei, jedes Naturvolkes
würdig, können wir in dieser die volksthümlichen älteren Elemente vielfach
verdunkelnden Darstellung noch ausfindig machen, das ist die bekannte
Todtenbeschwörnng des Odysseus, wo bezeichnender Weise das Blut, dieser
„ganz besondere Saft", eine bedeutsame Rolle spielt. Im Uebrigen wurde
Vogelflug, Tagewählen u. s. w. geübt, und nach der Befruchtung mit den
eigentlichen chaldäischen Geheimwissenschaften kam bei ihnen das ganze Un-
wesen der Zauberei, Taschenspieler und Gaukler auf – meist ein Zeichen
sinkender, in Zersetzung begriffener Cultur. Auch die sehr reiche römische
Mantik ruht (schon um der Beziehung zu Etrurien willen) auf denselben
oder doch ähnlichen psychologischen Grundlagen, aus denen das priesterliche
System bei den Chaldäern erwachsen ist; die Deutung von wunderbaren
Ereignissen, die Beobachtung von Blitz, Eingeweiden der Opferthiere, Vogel-
flug und Vogelstimmen 2c. wiederholt sich im vollen Umfang. Trotz alles
officiellen Monotheismus fehlt gleichfalls den Hebräern nicht Zauberei und
Dämonenbeschwörung, die freilich stets als ein Abfall vom wahren Gott ge-
kennzeichnet sind; aber die Unterredung mit der Hexe von Endor und
andere volksthümliche Ueberlieferungen lassen uns einen Blick in diesen
tiefen fetischistischen Untergrund thun. Nach dem Exil blühte bei ihnen die
chaldäische Beschwörungskunst in üppigstem Flor, die Speculation suchte
zwischen der heimischen Religion und jener Dämonologie thunlichst zu ver-
mitteln. Sehr entscheidend sind für das Abendland sodann (durch die Ver-
mittlung der Araber) die Aegypter geworden, deren Magie in unmittelbarem
Zusammenhange mit ihrer Religion stand. Ganz besonders handelt es sich
darum, der den Körper verlassenden Seele das Geschick im Jenseits zu er-
leichtern, und zwar wird (wiederum ein ganz landläufiger fetischistischer Ge-

<"page246">

danke) geradezu durch die priesterlich sanctionirte Magie die betreffende
Gottheit, an die man sich um Hilfe wendet, auf dem Wege eines juristisch
rechtmäßig abgeschlossenen Vertrages zu der erwünschten Gegenleistung ge-
zwungen. Es läßt sich deshalb wohl verstehen, wenn die Priester diese
Geheimnisse des Todtenbuches eifersüchtig wahrten und keinem Unbefugten
einen Einblick in diese werthvollen Documente gestatteten. Ebenso gelangte
im Nilthal die Astrologie zu hoher Blüthe, und Ptolemäus, der Vater des
bis zu Copernicus herrschenden Dogunas, vertritt auch mit voller Ent-
schiedenheit den mystischen Gedanken der Abhängigkeit des Menschen vom
Lauf und Stand der Gestirne. Die Lehre des Horoskops, die Schicksals-
bestimmung bei der Geburt des Kindes und späterhin, hat hier eine ganz
systematische Entwicklung gefunden. Endlich haben die Aegypter noch einen
großen Einfluß auf die Alchemie ausgeübt (Hermes Trismegistos gilt der

Ueberlieferung nach für ihren Vater) – schon die Papyrusrollen enthalten derartige Erörterungen, – wenn auch erst die Araber, vor Allem der im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebende Geber oder eigentlich Dschafar, eine wirkliche Theorie von der Zusammensetzung der Metalle aufstellten. Auch haben sich die Araber sehr eifrig mit Astrologie beschäftigt, so daß ihre Manuscripte (vielfach in lateinischen Uebersetzungen) in Europa verbreitet waren. Die Verknüpfung einheimischer und maurischer Cultur, die wir besonders dem genialen Friedrich II. verdanken, – er berief verschiedene berühmte arabische Gelehrte und Künstler an seinen Hof, – hat im 13. Jahrhundert eine seltsame Epoche astrologischer und magischer Studien in unserem Erdtheil hervorgerufen, so daß geradezu alle, oder doch die meisten genialen Denker jener Zeit zugleich Zauberer waren.

Während im Mittelalter bis zum Schluß des 13. Jahrhunderts die Möglichkeit dämonologischer Wahnideen schon aus dem Grunde nicht aufkommen konnte, weil geradezu von der Kirche officiell der Glaube an böse Geister verfolgt und verboten wurde (im sog. Ancyranischen Kanon Episcopi), entstand durch den berühmten Philosophen Thomas von Aquino ein völliger Umschwung, der (höchst wahrscheinlich unter dem Einfluß der oben geschilderten maurischen Magie) nachdrücklich die Wirksamkeit des Teufels auf schwache und sündige Gemüther und die Beeinflussung der Natur durch die Dämonen (selbstredend unter göttlicher Zulassung) vertrat. Die allzeit bereiten Gehilfen aber des Bösen sind die Heren, die sich willig ihm ergeben haben und nun in seinem Dienst stehen, als höllische Heerschaaren ihres unterirdischen Gebieters, und so entsteht, unter Anknüpfung zugleich an mancherlei ursprüngliche volksthümliche Anschauungen, jene Blüthezeit eines blutgierigen, scheußlichen Wahnwitzes, der Europa mehr Menschen gekostet hat, als alle gleichzeitigen Kriege zusammen. Mit Schaudern und Ingrimm wendet sich der Blick von dieser gräuelvollen Entartung des Menschengeschlechts ab, von dieser entsetzlichen Krankheit und Verirrung, die man in der That mehr unter einem pathologischen Gesichtspunkt auffassen dürfte. Mit Recht er-

<"page247">



klärt Lehmann: Der Mensch ist kaum jemals, weder früher, noch später, den dämonischen Mächten in einem so hohen Grade preisgegeben, als während der Blüthezeit des Hexenwesens. Nicht nur waren zahlreiche Schaaren von Dämonen darauf bedacht, Schaden an Gesundheit, Leben und Gut anzurichten, sondern dieselben hatten auch unter den Menschen viele willige Diener, deren Hauptaufgabe es ist, ihre Mitmenschen zu plagen. Diesen zerstörenden und verderbenbringenden Wesen gegenüber war der Mensch ohnmächtig, weil die Dämonen, sowie ihre Gehilfinnen, die Hexen, das vermochten, was kein Mensch sonst auszuführen oder zu verhindern im Stande war. Wenn die Menschen aber ganz hilflos dastanden, solange sie auf ihre natürlichen Hilfsmittel angewiesen waren, was Wunder, wenn sie zu übernatürlichen Mitteln griffen, um überhaupt auf der Welt existiren zu können?

Da die Zahl und die Stärke dieser Mittel aber nothwendiger Weise in einem entsprechenden Verhältniß zu den Gefahren stehen mußte, die sie abwehren sollten, wird es leicht begreiflich, daß die Magie nie zuvor eine solche Rolle in allen menschlichen Verhältnissen gespielt hat, aus dem einfachen Grunde, weil das Eingreifen der Dämonen in das menschliche Leben früher nie solchen Umfang erreicht hatte. In erster Linie war natürlich die Kirche dazu berufen, sich der Frauen anzunehmen und ihnen gegen den Teufel und seine Diener beizustehen. Daher entwickelte sich jetzt die kirchliche Magie zu einer bis dahin unbekannten Höhe. Indessen genügte dies offenbar nicht. Der Mensch konnte ja jeden Augenblick einem hinterlistigen Angriff einer Hexe ausgesetzt sein, der Priester oder ein anderer Diener der Kirche war nicht immer bei der Hand, um den Angriff abzuwehren, folglich mußte das Volk selbst über magische Mittel verfügen können, um das Böse abzuwehren. So erreichte auch die Magie eine schwindelnde Höhe zu jener Zeit.

Es ist übrigens beachtenswerth, daß Schweden erst durch seine Mitleidenschaft am dreißigjährigen Kriege von dieser unheimlichen Seuche heimgesucht wurde und daß die Reformation überhaupt keineswegs dem Unwesen ein Ende machte: Vielmehr ging die radicale Beseitigung erst von der Wissenschaft aus, welche die Haltlosigkeit des landläufigen Dogmas nachwies und damit den gefährlichen Wahn seines natürlichen Nährbodens beraubte, insbesondere von Agrippa von Nettesheim (Anfang des 16. Jahrhunderts), dem Holländer reformirten Prediger Dr. Bekker, dem deutschen Juristen Thomasius u. A. Auch hier ist die Naturwissenschaft die Vertreterin echter Aufklärung, die Siegerin im Kampf mit den Mächten der Finsterniß oder, weniger theologisch ausgedrückt, mit der eigenen Thorheit und Phantastik. Aber noch 1740 loderten die Flammen eines Scheiterhaufens in Oesterreich gen Himmel, und in weniger aufgeklärten Gegenden Europas (z. B. in

einigen russischen Districten) wuchert der uralte Hexenglaube, wie neuere
Ermittelungen ergeben haben, mit ungeschwächter Kraft unter einer dünnen

<"page248">

Culturschicht weiter fort, um bei gegebenen Anlässen wieder hervorzu-
brechen.
Der Aberglaube hat aber nicht nur die Religion erobert, sondern auch
die Wissenschaft wenigstens zu bezwingen gesucht, und dafür liefert der
moderne Spiritismus einen nur allzu traurigen Beleg. Diese pseudo-
wissenschaftlichen oder, wie sie bezeichnend genannt werden, occultistischen
Versuche reichen jedoch tief hinein in ältere Perioden unserer Geschichte, ja
bis hinein in die Naturvölker, die dazu, wie jeder Ethnologe weiß, die
schlagendsten Parallelen liefern können. In erster Linie gehört hierhin die
seltsame Zahlenmystik der Kabbala, deren Unklarheit und scheinbare
Gedankentiefe den Europäern im 13. Jahrhundert nicht wenig imponirte.
Diese Zahlensymbolik, die selbstredend auch nicht einen Schatten von ver-
ständiger Begründung für sich in Anspruch nehmen kann, vielmehr einen
bunten Tummelplatz absurdesten Blödsinnes darstellt, verwandelt sich dann
ganz naturgemäß zum Zahlenzauber, der überall seine willigen Opfer findet.
Eine besondere Bedeutung hat diese Vorstellung in der Philosophia occulta
des erst schon erwähnten Agrippa von Nettesheim gewonnen, der eben den
Mysticismus seines übernatürlichen Ursprungs entkleiden und die Magie
zu einer wirklichen Wissenschaft erheben wollte, indem er die Physik des
Aristoteles, die Astronomie des Ptolemäus, die Philosophie der Neuplatoniker
und die Kabbala der Juden zu einem freilich wunderlichen Ganzen zu-
sammenfügte. Deshalb hatte seine Weltanschauung einen relativ langen
Bestand, nämlich bis die Grundlagen derselben, die Physik des Aristoteles,
die Astronomie des Ptolemäus unter den wuchtigen Stößen eines Copernicus,
Galilei und Kepler zusammenbrachen. Die eigentliche Stätte aber dieser
Vorstellungen finden wir im modernen Spiritismus, der mit seinen Vor-
läufern in Swedenborg, der Seherin von Prevorst u. A. seinen Ausgangs-
punkt und systematische Organisation gefunden hat. Wie haben wir uns
den Ursprung derselben und seine historische Entwickelung (von besonderen
psychologischen Gründen noch abgesehen) zu denken? Darauf antworten
wir mit Wundt folgendermaßen: Wenn Jemand die Frage aufwürfe, wie
eine Mythologie sich ausnehmen möchte, die nicht in einer grauen, vor-
historischen Vergangenheit und in der Geschichte der Völkerentwickelung,
sondern mitten im Licht der Geschichte, unter modernen Culturverhältnissen
und unbeeinflußt von historischen Traditionen entstände, so würde wohl Jeder
zu einer solchen Frage den Kopf schütteln. Nun, die amerikanische Nation
hat dies Problem gelöst, und diese Lösung ist der Spiritismus. Seine
Entwickelung ist in Aller Erinnerung; in diese Entwickelung haben traditionell
überkommene Vorstellungen sichtlich in so geringem Maße eingewirkt, daß
die Anklänge, die sich finden, großentheils eben sowohl auf gemeinsame
psychologische Entstehungsbedingungen, wie auf eine directe Uebertragung
zurückgeführt werden können. Die ersten Regungen des Spiritismus gehen
auf die vor etwa fünfzig Jahren von der Neuen Welt aus sich epidemisch

<"page249">

über Europa verbreitenden Erscheinungen des Tischrückens zurück. Daran
reihten sich die Manifestationen der Klopfgeister. Nun entstand die Vor-
stellung, daß bestimmte Menschen, die sogenannten Medien, in einen
intimeren Rapport mit den Geistern zu treten vermöchten. Zugleich wurde
jetzt erst in bestimmterer Weise die Ansicht ausgebildet, daß die Geister, die
auf verschiedenen Wegen – mündlich, schriftlich oder gar mittelst eigens
erfundener Instrumente – ihre Gedanken den Medien mittheilten, ver-
storbenen Menschen angehörten. Endlich behauptete man, daß die Geister
gelegentlich – in einer ihrem einstigen Körper gleichenden leiblichen Hülle
erscheinen könnten, und hieran reihten sich schließlich Mittheilungen der
Geister und Medien über das Jenseits und die Schicksale der Seele nach
dem Tode. Betrachten wir diese ganze Entwickelung vom Standpunkte des
Mythologen, so ist dieselbe vor Allem dadurch merkwürdig, daß sie als die
vollständige Umkehrung der Mythenentwickelung historischer Völker erscheint.
Während diese um so farbenreicher und phantasievoller ist, je weiter wir
sie zurück verfolgen, um dann allmählich zu versiegen und endlich in unver-
standenen Resten im Volksaberglauben weiter zu leben, sehen wir umgekehrt
jene mythologische Neubildung von einer allverbreiteten, aber schon ab-
geblaßten Form des Volksaberglaubens, von dem Gespensterglauben aus-
gehen, der noch dazu anfänglich in seiner phantasielosen Form, in der des
Klopfgeistes, auftritt. Daraus entwickeln sich Rudimente eines Ahnencultus,
und an letzteren schließen sich endlich, freilich nicht ohne die Mitwirkung
classisch gebildeter Geister, denen die Vorbilder hellenischer und germanischer

Mythologie nicht ganz unbekannt geblieben sein dürften, ein Cyclus mythologischer Vorstellungen, die sich auf das jenseitige Leben beziehen. Wie in dieser seiner ganzen Entwickelung, so ist der Spiritismus aber auch darin eine abnorme, von den verwickelten Culturbedingungen, unter denen er entstanden, beeinflußte Erscheinung, daß er in allen seinen Entwickelungsphasen die Tendenz besitzt, sich in ein wissenschaftliches Gewand zu hüllen. Schon für die Erscheinungen des Tischrückens nahm man wunderbare Naturkräfte in Anspruch, die meistens mit dem animalischen Magnetismus in Beziehung gebracht wurden. Im weiteren Fortgange wurde in den Psychographen und anderen Vorrichtungen zu Gunsten der Medien und Geister die wissenschaftliche Technik in Anspruch genommen. Zugleich entwickelte sich unter der Führung von Jackson Davis und Allan Kardec, der beiden Häupter spiritistischer Sekten, eine reiche, noch immer im Wachsen begriffene Litteratur, welche den Anspruch erhebt, für eine wissenschaftliche gehalten zu werden. (Essays S. 320). Wir können uns hier begreiflicher Weise nicht auf eine eingehende Schilderung der verschiedenen Phasen einlassen, welche der moderne Spiritismus durchgemacht hat, bis er auch Physiker und Philosophen in seinen Bannkreis gezogen, ebenso wenig wie auf einen Bericht über die unendlich verschiedenen Versuche, die Geisterwelt mit unserer Erfahrungssphäre in näheren Zusammenhang zu bringen, auf die stets wieder

<"page250">

nach allen Triumphen sich unfehlbar einstellenden Entlarvungen – das letzte bedeutsame Fiasco betraf die überaus geschickte Italienerin Eusapia Paladino, deren Treiben 1895 in Cambridge enthüllt wurde –, sondern wir begnügen uns mit dem einfachen Hinweis darauf, daß dieser ganzen Bewegung nicht zum Wenigsten religiöse Motive eine ungeahnte Verbreitung verschafft haben, was namentlich anschaulich an der Reincarnations-Lehre des französischen Spiritisten hervortritt. Eine fortschreitende Wiedergeburt des Menschen läutert die Seele von allen irdischen Schlacken, bis sie als reiner Geist die höchste Seligkeit genießt. Die Religion erhält durch die übernatürliche Offenbarung, welche uns durch die Geister zu Theil wird, angeblich die sicherste Stütze und den verläßlichsten Schutz gegen den Alles unterhöhlenden Skepticismus.

Wenn wir uns nach dieser geschichtlichen Skizze, die begreiflicher Weise nur die allgemeinen Grundzüge des großen Gebietes umfassen konnte, zu unserer zweiten wichtigeren Aufgabe wenden, nämlich durch eine psychologische Untersuchung die treibenden Motive dieser Bewegung zu ergründen, so müssen wir eine nicht unwesentliche Bemerkung vorausschicken. Es wäre ungerecht und unkritisch zugleich, nach Art der Aufklärungsphilosophie des vorigen Jahrhunderts alle spiritistischen Erscheinungen und Vorstellungen kurzer Hand mit dem wohlfeilen Ausspruch: Lug und Trug, Schwindel und Verrücktheit abzufertigen; denn es gilt ja gerade herauszubringen, wie derartige Anschauungen entstehen konnten und mußten, die sich aller Wissenschaft zum Trotz bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Lehmann sagt mit Recht: Einerseits muß es Phänomene geben, die zum Glauben an die Existenz höherer Wesen oder geheimer Kräfte führen, andererseits muß man auch wirklich etwas durch die magischen Operationen erreichen können. Denn wenn diese niemals zu dem gewünschten Resultat führen würden, so müßte der Glaube an sie doch zuletzt abnehmen; im Sturze würden sie aber die Theorien mit sich zu Fall bringen. Ja, diese würden im Laufe der Zeit schon längst verschwunden sein, wenn sie thatsächlich nichts Anderes als Phantasiegebilde wären, weder begründet in bestimmten Beobachtungen, noch gestützt und bestätigt durch die magischen Operationen. Die Geschichte des Aberglaubens selbst zeigt uns deutlich, daß das das Schicksal jeder unbegründeten Theorie ist. Jede Annahme, die zuerst wohl auf gewissen Erfahrungen zu beruhen schien, ist doch zuletzt verschwunden, wenn die Erfahrungen nicht länger für die Richtigkeit der Annahme sprachen. (S. 314.)

Wir müssen somit in erster Linie uns die Frage vorlegen, wo haben wir die behaupteten höheren, magischen Kräfte zu suchen, deren Wirkungen, wie es heißt, die räthselhaften Vorgänge darstellen? Die Antwort kann, wollen wir die Lösung nicht ad Kalendas graecas verschieben, nicht zweifelhaft sein: im Menschen selbst, nicht etwa in der äußeren Natur. Das lehrt uns schon ein Blick auf die Zauberer und Medicinmänner der Naturvölker. Soviel man auch hier auf die Rechnung der Technik und Uebung setzen

<"page251">

will, so bleibt doch als ausschlaggebender Factor die individuelle psychische Anlage des Betreffenden übrig. Ueberall und durchweg sind es Personen von einem äußerst feinen, erregbaren Nervensystem, vielfach auch zu Visionen und Hallucinationen geneigt, kurz pathologisch veranlagt, die in Betracht kommen. Tanz, Musik, Suggestionen, Narkosen, Hypnosen 2c. sind

die üblichen sich immerfort wiederholenden Mittel für die Operationen der Zauberpriester und Schamanen, die zum Theil auch jetzt noch nicht ihre Bedeutung eingebüßt haben. Wollen wir also unser Problem wirklich psychologisch erfassen und lösen, so müssen wir von diesem empirischen Ansatzpunkt ausgehen und dann sehen, in wie weit vielleicht gewisse Fehler in der objectiv richtigen Wahrnehmung und Auffassung der fraglichen Erscheinungen verhängnißvoll für die endgiltige Bestimmung der etwaigen Ergebnisse und Wirkungen werden können.

Es ist zunächst sehr befremdlich, daß bei allen Geistererscheinungen der subjective Glaube, man könnte fast sagen, das ungeschmälerte ehrliche Vertrauen in ihre Realität die maßgebende Voraussetzung bildet. Immer nur der „Gläubige“ sieht die Geister, schreibt unser Gewährsmann. Es gehört also stets Glaube dazu; unter der Macht der Glaubens und der Erwartung sind aber die Hallucinationen so gut wie unvermeidlich. Die Ostjaken und Tungusen sehen, wie die Geister den Schamanen verlassen; die Spiritisten sehen die Geister in Gegenwart des Mediums; im Alterthum und Mittelalter sahen die Leute, wie die Geister aus den Besessenen wichen, wenn die Beschwörer oder Priester sie austrieben. Es wird geradezu bei älteren Verfassern behauptet, daß die Geister beim Ausfahren gesehen worden sind oder sichtbare Zeichen ihrer Nähe gegeben haben. So werden die Geister denn auch in den alten religiösen Malereien, wo die Austreibung eines Teufels ein sehr beliebtes Motiv ist, als beflügelte Gestalten, die aus dem Munde des Besessenen ausfahren, dargestellt. Aber weshalb sieht der europäische Reisende nicht die sibirischen Geister, welche alle Anderen, die in der Jurte versammelt sind, doch wahrnehmen? Weshalb sieht der kritische Forscher keine Geister in den spiritistischen Sitzungen, außer, wenn das Medium selbst in einer entsprechenden Vertheilung die Rolle des Geistes spielt? Besessene endlich finden wir ja noch in unseren Tagen; es sind unglückliche Kranke, Hystero-Epileptiker, deren Behandlung jetzt dem Priester genommen und auf den Irrenarzt übergegangen ist – nachdem man, wie Tylor ironisch bemerkt, den Nutzen des Bromcalium erkannt hat. Aber weshalb sehen unsere Psychiater niemals die fliehenden Teufel, wenn sie diese Patienten von ihren Anfällen heilen? Hierauf giebt es nur eine Antwort: Man sieht keine Geister, weil keine zu sehen sind; nur wer an sie glaubt und ihre Anwesenheit erwartet, kann erreichen, sich eine Hallucination in dieser Beziehung vorzusuggeriren. (S. 472.)

Aber auch von dieser Dosis persönlicher Voreingenommenheit abgesehen, machen sich allerlei Beobachtungsfehler bemerkbar, welche für die Auffassung

<"page252">



und Erklärung der angeblich unerschütterlichen Thatsachen erschwerend in's Gewicht fallen. Es ist freilich bekannt, daß gerade die Spiritisten, um den Anschein objectiver Realität zu gewinnen, vielfach wissenschaftliche Forscher zur Antheilnahme an ihren Sitzungen auffordern; aber meist ist dies Gesuch mit so eigenthümlichen Bedingungen verknüpft, daß dabei eine unbefangene kritische Controle so gut wie ausgeschlossen erscheint. Außerdem wird ein eventuell ungünstiges Ergebniß mit erstaunlicher Geschicklichkeit todtgeschwiegen. Welche Täuschungen bei dieser anscheinend ganz unanfechtbaren Erfahrung mitunter laufen, möge nur der Hinweis auf die vor mehr als hundert Jahren durch eine Commission der französischen Akademie angestellten Untersuchungen veranschaulichen (der u. A. auch Lavoisier angehörte), welche mit voller Evidenz zeigte, daß erregbare Personen, wie sie zu den Versuchen der Magnetiseure verwendet zu werden pflegen, in genau dieselben Zustände gerathen, falls sie nur glauben, vom Magnetiseur behandelt zu werden, indem man ihnen z. B. die Ueberzeugung beibringt, daß der Magnetiseur hinter einer Tapetenwand verborgen sei, während umgekehrt die wirkliche Anwendung des Magnetismus sie garnicht afficirt, wenn sie nichts von dem Vorgang vorher wissen. Von diesen Fehlerquellen der Beobachtung seien ferner namhaft gemacht Erregung und Erwartung, die namentlich aus begreiflichen Gründen hier verhängnißvoll auftreten, Gemüthsbewegung, Befangenheit, Sympathie mit anomalen, außergewöhnlichen Erscheinungen. Die Beschreibung von seltsamen wunderbaren Thieren und Fabelwesen (z. B. des sog. Seemönchs, des Einhorns u. s. w.), oder der Kometen gehört in diesen Bereich der abergläubischen Wissenschaft, die ihre Armuth mit phantastischen sogenannten „Beobachtungen“ verhüllte. Vor allen Dingen aber kommen die für die Entwicklung der Dämonologie, ja des Seelenbegriffes überhaupt so wichtigen Träume in Betracht. Die Seele verläßt nach der gewöhnlichen Anschauung während des Schlafes den Körper und erlebt die mannigfachsten Erscheinungen, die der naive, noch nicht kritisch geschulte Mensch für objectiv real hält. In diesen Traumbildern spiegelt sich die Weltanschauung und Erfahrung des Naturmenschen mit unzweideutiger Klarheit wieder, seine persönliche Umgebung und dann auch seine unmittelbaren Vorfahren erscheinen als zauber-

kräftige Geister, eben deshalb, weil sie ja nicht an die lästigen Schranken
von Raum und Zeit gebunden sind, die sich uns armen Erdenbürgern immer-
dar fühlbar machen. In dieiem fruchtbaren Nährboden findet die ge-
staltungskräftige Phantasie, wie sich denken läßt, eine unendlich freie Ent-
faltung, Gespenster, Geisterglaube, bald etwas optimistischer, bald eingetaucht
in die dunkelsten Farben und gräuelvoll verzerrt, wuchern hier üppig auf.
Die Annalen der Völkerkunde sind gerade in dieser Beziehung außerordentlich
reichhaltig. Daß die Träume dann für die Mantik, für die Vorher-
bestimmung der Zukunft ebenfalls ein erwünschtes Material darboten, wurde
früher schon angedeutet; es wäre aber auch hier ein gewisses Mißtrauen,

<"page253">



gegen die angebliche Statistik der Erfüllungen am Platze, die man ge-
legentlich triumphirend anführt. Denn erstlich fehlt in der Bilanz die
ganze Summe der fehlgeschlagenen Prophezeiungen, sodann wird mit rührender
Einfalt irgend eine zufällig spätere Begebenheit, bei der man sich dann
nachträglich eines früheren Traumes erinnert, diesem Traume auf das
Conto gesetzt, der damit natürlich in dem überirdischen Lichte einer Weis-
sagung erscheint. Es ist von selbst klar, daß erst der böse Mensch diese
Combination veranstaltet, die dann gläubigen Gemüthern als Walten des
Schicksals vor die zerknirschte Seele gebracht wird. Weitere Quellen für
die Erklärung des Aberglaubens erschließen sich uns in den Hallucinationen,
in der Hypnose, in der Hysterie und der Ekstase resp. Besessenheit, wo
überall das normale Bewußtsein getrübt ist, ev. sogar so sehr, daß eine
völlige Vertauschung der Persönlichkeit des geistigen Lebens stattfinden kann;
das normale empirische Ich ist ganz verschwunden und ein anderes dafür
an die Stelle getreten, die Souverainetät des Jch in dem unheimlichen
Triebwerk eines psychischen Mechanismus zu Grunde gegangen. Wir
müssen uns auf einige besonders charakteristische Formen und Fälle be-
schränken. Daß die normale Suggestibilität, d. h. die Empfänglichkeit des
Nervensystems für psychischstarke Reize, für die Heilkunde insonderheit eine
wichtige Rolle gespielt habe, immerfort spielt, dürfte bekannt sein, und der
oft angeführte Satz, daß der Patient Vertrauen haben müsse zum Arzt,
drückt diese Thatsache nur in etwas verschleierter Form aus. Alle Curen
und Operationen der Schamanen, alle Amuletten, Talismane, Reliquien,
Sympathiemittel gehören in diesen Rahmen; bei Epidemien ist die
Suggestion übrigens immer bedeutungsvoll. Die eigentliche Hypnose aber
füllt unter dem Namen Mesmerismus ein eigenes und nicht sehr kleines
Capitel in der Medicin aus; freilich nahmen die vielberufenen Wunderthaten
Mesmers bald ein klägliches Ende, als sich die Regierung ins Mittel legte,
aber die Grundidee des animalischen Magnetismus blieb in der Hypnose
ungeschwächt. Da das Jch eine Coordination von Bewußtseinszuständen ist
und deshelb stetigen Schwankungen unterworfen, (somit weit entfernt von
der unberührten Majestät einer unwandelbaren Substanz, wie die Metaphysiker
uns glauben machen wollen), so kann diese Continuität, welche eigentlich
die letzte festeste Grundlage unserer Persönlichkeit ist, auch dem gemäß durch
Störungen unterbrochen, ja schlimmstenfalls vernichtet werden (vgl. die werth-
vollen Arbeiten Ribots, Die Persönlichkeit, Der Wille, Berlin, G. Reimer,
1893 u. 94). Das Doppelbewußtsein, das Verschwinden der Persön-
lichkeit bei den Mystikern, die Charaktervertauschung und andere Zersetzungen
unseres Organismus mehr, intellectuelle Störungen und Lähmungen des
Willens zugleich, – von der eigentlichen Verrücktheit noch garnicht zu reden
– sind mehr oder minder wichtige Belege für die Entwicklung der Dämon0-
logie; je nach der dogmatischen Stellung war natürlich der den Menschen
einnehmende Geist ein böser, schadenbringender Teufel oder die allumfassende



<"page254">



kosmische Macht, welche das irrende und strebende Individuum in seinen
Schooß aufnimmt. Die psychologische Wurzel für die Entstehung und Fort-
bildung der Anschauung liegt klar zu Tage; geht dem gewöhnlichen Menschen
die Kenntniß und das Verständniß des psycho-physischen Mechanismus
vollständig ab, in dem sich unser Leben bewegt, fehlt ihm ferner der Begriff
naturwissenschaftlicher Gesetze, steht er vielmehr genau genommen noch auf
der uralten unausrottbaren Basis animistischer oder wenn man will fetisch-
hafter Weltauffassung, so kann er naturgemäß in all diesen seine Phantasie und
Denken gleichmäßig aufregenden Vorgängen nur Handlungen irgend welcher seine
Existenz unmittelbar und nach freiem Gutdünken beeinflussender Wesen sehen.
Namentlich gilt das von der Ekstase und der Epilepsie, bei welcher letzteren
ganz besonders die dämonologische Wahnidee wieder hervorbrechen mußte.
In diesem Sinne darf man sogar behaupten, daß der Aberglaube ein
integrirender Bestandtheil der menschlichen Natur und Entwickelung ist und

daß es somit fraglich erscheinen könne, ob er überhaupt jemals wieder vollständig rerschwindet. Im Uebrigen dürfen wir wohl constatiren, daß die verschiedenen normalen und anomalen seelischen Thätigkeiten unter Hinzunahme des die ganze Welt mit den Geschöpfen der Phantasie bevölkernden Animismus die hauptsächlichsten Formen des Aberglaubens erklären. Dazu kommt aber noch als unterstützendes Mittel die geschickte Anwendung physikalischer Vorgänge, die sich die Zauberer, Gaukler, Taschenspieler und Professoren der höheren Magie aller Zeiten und Völker nicht haben entgehen lassen. Selbstredend ist die Technik allmählich immer mehr verfeinert. Ursprüglich waren die Kunstgriffe natürlich, schreibt Lehmann, sehr plump und einfach, weil man über keine feineren Mittel verfügte. Das ist z. B. der Fall mit den verschiedenen Methoden, welche die Zauberer in der griechischen Verfallsperiode anwandten, um die leuchtende Gestalt Hekates hervorzuzaubern. In einzelnen nordischen Sagen wird erwähnt, daß gewisse Götzenbilder lebendig waren, und es geht aus den Schilderungen deutlich hervor, daß Menschen in diesen Holzbildern verborgen gewesen sind, welche im gegebenen Augenblick die Rolle des Gottes spielten. Auch die christliche Kirche hat sich nicht gescheut, ähnliche Mittel zu benutzen, wenn diese in späteren Zeiten auch etwas kunstvoller gewesen sind; durch Sprachrohre und ähnliche Einrichtungen hat man verstanden, große Wirkungen in den Kirchen zu erzielen, indem man die Gottheit direct zur versammelten Gemeinde reden ließ. Es kommt uns wohl merkwürdig vor, daß solche Gaukelei in der Kirche hat Eingang finden können; aber schließlich ist das nicht anstößiger als das Kunststück, welches man noch in unserem Jahrhundert unter dem Namen des Wunders mit dem Blute des heiligen Januarius angestellt hat. Daß die gelehrten Magier des Mittelalters ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse dazu benutzt haben, um dem Volk zu imponiren, ist wohl über allen Zweifel erhaben. Es würde naiv sein, zu glauben, daß das Streben dieser Männer, künstliche Automaten in menschlicher Gestalt zu construiren,



nur von einem Drange nach einer passenden Beschäftigung in ihren Mußestunden hervorgerufen sein sollte, ohne jeglichen Hintergedanken an die Wirkung, die eine solche sich selbst bewegende Statue auf die unwissende Mitwelt ausüben würde. Noch zu Galileis Zeit scheinen verschiedene Forscher mehr im Dienste der Magie, der Taschenspielerei als der strengen Wissenschaft gearbeitet zu haben. Selbst in unseren Tagen wird die Taschenspielerei in ihren verschiedensten Formen vielfach zu betrügerischen Zwecken gebraucht. Die physikalischen Medien und die Materialisationsmedien der Spiritisten sind zum größten Theil Taschenspieler, die es für vortheilhafter ansahen, auf den Aberglauben der Leute zu speculiren, als ihren Kunststücken den rechten Namen zu geben. Das halbwissenschaftliche theosophische System einer Mme. Bernatzky endlich wurde ebenfalls mit Hilfe der Taschenspielerei zu einer religiösen Doctrin, die allerdings zahlreiche begeisterte Anhänger gefunden hat, erhoben (S. 538). Daß dies Moment auch sehr erheblich für den Spiritismus in Betracht kommt, wurde früher schon erwähnt; namentlich haben die sich stets wiederholenden Entlarvungen zu seiner Discreditirung geführt und ihn, genau genommen, um sein wissenschaftliches Ansehen gebracht. Natürlich soll nicht die logische Möglichkeit geleugnet werden, daß es noch unbekannte Kräfte giebt, aber erstlich ist es nach unserem jetzigen Stande der wissenschaftlichen Forschung und Erkenntniß nicht sehr wahrscheinlich, und zweitens ist der angebliche Beweis für ihre Wirksamkeit bislang jedenfalls noch nicht gebracht. Vor allen Dingen ist die damit erhoffte Consolidirung religiöser oder wohl gar ethischer Fragen durch den hypothetisch hergestellten Zusammenhang mit der jenseitigen Welt von vornherein abzuweisen, und nüchterne Wissenschaft sowohl als unbefangener religiöser Glaube sind sich in dieser principiellen Ablehnung glücklicherweise eins.

Ehe wir das Ergebniß unserer Untersuchung ziehen, nämlich aus der theilsgeschichtlichen, theils kritischen Betrachtung eine begriffliche Bestimmung des Aberglaubens und der Zauberei zu versuchen, möge es uns gestattet sein, noch einmal im Fluge uns den ungeheuren Umfang beider Gebiete, die im Völkerleben und deshalb auch im individuellen Dasein eine öfter unterschätzte Rolle gespielt haben, zu vergegenwärtigen. Schon die ersten kümmerlichen Bemühungen, einen Einblick in den eigentlichen, dem gewöhnlichen Menschen verborgenen Zusammenhang der Dinge zu erhalten, sind bezeichnender Weise auch zu einer Theorie verwerthet, der Aberglaube hat von Anfang an bis auf unsere Zeit hin sich immerfort bemüht, eine wissenschaftliche Doctrin zu werden. Ja, es ist nicht blos bei sporadischen verstreuten abergläubischen Meinungen geblieben, wie in der Alchemie oder in der Heilkunde der Wundärzte des 15. und 16. Jahrhunderts, sondern es haben sich, begünstigt durch mancherlei culturhistorische Einflüsse, geradezu abergläubische Wissenschaften entwickelt, wie die Nekromantie, die Mantik oder auch die Astrologie. Grundlegend ist die Annahme von dem Walten

übersinnlicher Kräfte, welche den gewöhnlichen Naturlauf hemmen und zum


<"page256">

Stillstand bringen, und darin stimmt der Aberglaube mit dem Mysticismus
überein; aber eigenthümlich ist die unmittelbare praktische Beziehung zum
Leben und Treiben des Menschen selbst, das Wunder, die Aufhebung des
Causalitätsgesetzes hat stets diesen Zweck. Andererseits sind selbstredend
nicht alle Irrthümer als solche abergläubisch, so Lavaters Physiognomik bei
aller mystischen Anlage ihres Urhebers oder Galls Phrenologie; denn hier
fehlt eben die charakteristische Vermischung des Uebersinnlichen mit dem Er-
fahrungswissen. Der Aberglaube ist durch und durch egoistisch, nie (wenigstens
nicht zunächst) von rein wissenschaftlichen, uneigennützigen Motiven beherrscht,
und eben aus diesem Grunde gehört als organisches Glied die Zauberei zu
ihm. Fast alle Wissenschaften aber haben im Lauf der Zeit unter seiner
Knechtschaft gestanden – abermals ein bezeichnender psychologischer Zug für
die Unverbesserlichkeit und Unverwüstlichkeit des tief in der menschlichen
Natur eingewurzelten Hanges zum Aberglauben, – von der ernsten,
nüchternen Mathematik an, die häufiger, als man denken sollte, gleichsam
als naturgemäßer Ausgleich zu intensiven Verstandesoperationen dem mysti-
schen Halbdunkel sich zugeneigt hat, durch die verschiedenen Phasen philo-
sophischer Weltbetrachtung hindurch, die allerdings mehr den Mysticismus
pflegte, bis zu derjenigen Wissenschaft, die trotz ihres hervorragend empiri-
schen Charakters von ihren ersten tastenden Versuchen bei den Naturvölkern
an bis in unsere hochgelobte Gegenwart abergläubische Vorstellungen (viel-
leicht, wollen wir zu ihrer Ehre annehmen, wider ihren Willen) begünstigt
hat, bis zur Heilkunst. Der Grund dieses Zusammenhanges ist eben nicht
schwer zu errathen: In beiden Fällen handelt es sich um die Realisirung
eines mit allen Kräften ersehnten Gutes, um die Erfüllung eines dringen-
den Wunsches; daher der weite Umfang der Heilmittel und Kuren, den
der Volksaberglaube, noch lange, ehe er Stellung nimmt zur Wissenschaft,
in dieser Beziehung beansprucht. In der That hat sich auch stets, und,
wenn man berufenen Zeugen und competenten Beobachtern trauen kann,
sogar jetzt noch die Ausbeutung des Aberglaubens hier am ergiebigsten er-
wiesen. Sehen wir von dem nicht an die Oberfläche tretenden Strom
dieses Volksaberglaubens ab, der aber trotzdem, oder eigentlich wäre es
besser zu sagen, gerade deshalb unerschöpflich seine Fluthen weiter wälzt,
so bleibt für die Gegenwart in der Hauptsache der Spiritismus über, als
ein durchaus ernsthafter Versuch, eine Wissenschaft des Uebersinnlichen zu
construiren.
Was ist nun Aberglauben? Aberglauben ist ein rückständiges Element
in der Religion oder, nach Tylor'schem Ausdruck, ein religiöses Ueberbleibsel,
das mit der zeitigen Weltanschauung und der naturwissenschaftlichen Er-
klärung der Dinge in Widerspruch steht. Aus diesem religiösen Ursprung
erklärt sich die wichtige Beziehung des Aberglaubens zur Zauberei; wie jede
Religion letzten Endes auf Realisirung übersinnlicher Ideale beruht, (sei
es durch seine mystische Versenkung in die übernatürliche Welt, sei es durch

<"page257">

mehr ethische Beschränkung auf das Diesseits), so will auch der Aberglaube
entgegen dem normalen Verlauf der Dinge durch besondere, deshalb nur
den Priestern oder anderen Eingeweihten geläufige Mittel, solchen persön-
lichen Wünschen der begehrlichen Menschen gerecht werden. Es versteht
sich somit von selbst, daß zu Folge der fortschreitenden Entwicklung völlig
anerkannte religiöse Anschauungen, sagen wir kurz, Dogmen zum Aberglauben
degenerirt sind, da sie der schärferen Kritik späterer Geschlechter nicht Stand
halten konnten. Wo dann der nagende Zweifel noch gründlicher aufräumt,
da verlieren die abergläubischen Vorstellungen noch mehr Terrain, sie büßen
die Fühlung mit dem unmittelbaren Leben ein und werden so ein Bestand-
theil des Märchens, wo im Gegensatz zu der bisherigen ausschlaggebenden
praktischen Geltung und Bedeutung die Phantasie allein in ihr Recht ein-
tritt. Der ursprüngliche religiöse Untergrund ist völlig durch eine freie,
poetische Behandlung überwuchert, und nur Kundigeren wird dieser tiefere,
besonders die ganze Thierwelt betreffende Zusammenhang klar. Der öfter
angenommene Unterschied zwischen Wunder und Zauberei ist u. E. hinfällig,
da er rein dogmatischer Natur ist; derjenige Vorgang, den die rechtgläubige
Ansicht sich nur mit Hilfe eines besonderen durch göttliche Veranstaltung
geschehenen Wunders erklären kann, muß ihr in einer etwaigen Nachahmung
von unberufener Seite selbstverständlich als Teufelswerk erscheinen – daher
der bekannte, die ganze Religionsgeschichte durchziehende Kampf zwischen der
weißen und schwarzen Magie. Dieser Standpunkt war für die christlichen
Missionare so unausweichlich, daß sie z. B. bei der für sie freilich äußerst

fatalen Wahrnehmung, daß die peruanischen Taufformeln eine verblüffende
Aehnlichkeit mit ihren eigenen aufwiesen, jene einfach als Teufelswerk verurtheilten. Schon das alte Testament hat mit unzweideutiger Schärfe dies
Verhältniß in der bedenklichen Rivalität der ägyptischen Priester mit Moses
klargestellt – es ist übrigens höchst wahrscheinlich, daß die Aegypter umgekehrt den hebräischen Wundermann als bösen Zauberer und Gaukler betrachtet haben, es kommt in der That nur auf den persönlichen Gesichtspunkt an. Culturhistorisch am bekanntesten ist die fundamentale Wandelung,
welche die alten arischen Gottheiten im Bewußtsein der Iranier durchgemacht haben, hier wurden sie einfach zu devas d. h. zu bösen, feindlichen Dämonen, Repräsentanten der Sünde und des Todes. Unsere
eigene Confession liefert, wie Lehmann ausführt, gleichfalls dazu einen
drastischen Beleg: Die Kirchenväter der ersten christlichen Jahrhunderte
glaubten an Dämonen; dieser Glaube war ein Satz der Kirchenlehre; aber
auf der anderen Seite behaupteten sie, daß die Dämonen einem wahren
Christen nicht schaden könnten, so daß von ihrer Seite nichts zu befürchten
wäre. Tausend Jahre später hatte die Kirche entweder ein Stück gesunden
Menschenverstandes verloren, oder die Religiosität war bedeutend geringer
geworden; jedenfalls war eine recht wesentliche Veränderung im Verhältniß
zu den Dämonen eingetreten. Die Kirche lehrte jetzt, daß ein Jeder, der

<"page258">



es wolle, sich dem Teufel verschreiben könne, wodurch er eine Macht bekomme, mit Hilfe von kleinen Teufeln eine Menge von Streichen auszuführen, sich selber zum Nutzen und dem Nächsten zum Schaden. Die
Kirche behauptete dies Dogma so strenge, daß ein Jeder, der dessen Richtigkeit bezweifelte, sofort in den Verdacht kam, selbst mit dem Teufel im
Bunde zu stehen, und folglich der Tortur und dem Scheiterhaufen verfallen
war. Selbst Luther bestritt diesen Aberglauben nicht, so daß die Lehre,
wenn auch mit wesentlichen Aenderungen, in die protestantische Kirche überging. Die Reformation selbst führte daher nicht die geringste Veränderung
in dem Hexenwesen herbei, das noch anderthalb Jahrhunderte lang in Europa
fortwüthete, bis die siegreich durchdringenden Naturwissenschaften endlich, wenn
auch langsam, die Menschen zur Vernunft brachten. Damit verlor sich das
Dogma von der Teufelsverschreibung in der christlichen Kirche. Aber Thatsache ist es, daß diese ganze Lehre, die für uns als der widerlichste Aberglaube dasteht, einmal ein wesentlicher Theil der Religion gewesen ist.
(S. 5.) Und was ergiebt dies, so fragen wir im Anschluß daran, für
die Zukunft? Wird es der immer weiter vordringenden, in alle versteckten
Schlupfwinkel hineinleuchtenden Wissenschaft unserer Tage gelingen, diesen
unheimlichen Sprößling des menschlichen Geistes mit der Wurzel auszurotten? Es ist immer mißlich, Prophezeiungen zu wagen, am bedenklichsten aber auf diesem Grenzgebiet, wo sich religiöse Wahnideen mit pathologischen und psychiatrischen Erscheinungen zusammenfinden; die nachhaltige
Kraft und Unerschütterlichkeit der Vorurtheile überhaupt, des Blödsinns, der
sich immer aufs Neue im Wege einer unheimlichen generatio aequivoca
erzeugt, ist u. E. nicht hoch genug anzuschlagen. Sagt doch auch der große
Menschenkenner Goethe: „Der Aberglaube gehört zum Wesen des Menschen"
(Sprüche Nr. 35). Vielleicht hat der erfahrene Wundt Recht, wenn er
erklärt: „Der gewöhnliche Irrthum läßt sich belehren; der Aberglaube trotzt
allen Einwänden, und ist er irgendwo genöthigt, eine verlorene Position
aufzugeben, so ist er sofort bereit, eine neue dafür einzunehmen. Dann
würde es aber auch ein chimärisches Hoffen sein, zu meinen, der Aberglaube
würde jemals durch die Wissenschaft völlig vernichtet werden. Nichts ist
mehr geeignet, diese Hoffnung zu widerlegen, als gerade die Erscheinung
des wissenschaftlichen Aberglaubens. Die Wissenschaft, indem sie dem vielköpfigen Ungeheuer ein Haupt abschlägt, muß es geschehen lassen, daß ihm
an anderer Stelle ein neues wächst, das noch dazu scheinbar ihr eigenes
Gesicht trägt. Ebenso, wie wir vielleicht von den furchtbaren Pestepidemien
früherer Zeiten verschont bleiben werden, ebenso mögen wir uns auch der
Hoffnung hingeben, daß die wirkliche Erkenntniß immer im Uebergewicht
bleibe über das abergläubische Scheinwissen, und daß die zunehmende Cultur
des Geistes den Aberglauben mildere Formen annehmen lasse, in denen er
für die Sittlichkeit und öffentliche Wohlfahrt minder gefährlich ist. Doch
der Aberglaube selbst wird, wie der Schmerz und die Krankheit, nur mit

<"page259">



den Menschen von der Erde verschwinden. (Essays S. 341.) Diese Sachlage ist, wie wir hinzufügen möchten, deshalb um so schlimmer, weil hier
leider letzten Endes nicht die Waffen der reinen Wissenschaft den Ausschlag geben; es gilt, Probleme zu zergliedern, an welche sich mit ganzer
Zähigkeit das Gefühl und Gemüth der Menschen geklammert hat, wo also

gegen Fanatismus und Gemüthsbefangenheit kühle Verstandesgründe ohnmächtig sind. Freilich sind theoretisch die Grenzen zwischen objectiver Wissenschaft, zwischen inductiver Erfahrung und andererseits zwischen dem weiten Bereich des Glaubens, zwischen der übersinnlichen Welt klar abgesteckt, aber im einzelnen Menschen verschieben sich diese Marken je nach individueller Anlage und besonderen Erlebnissen ganz unvergleichbar; es wird immer somit einen Rest ungelöster Streitfragen der Weltanschauung geben, innerhalb welches ziemlich unbestimmbaren Spielraumes die Phantasie, um nicht zu sagen, Phantastik die Logik meistert – von der Begehrlichkeit des menschlichen Herzens und schlechten moralischen Regungen noch ganz abgesehen. Daß wir trotzdem den Kampf mit dieser finsteren, culturfeindlichen Macht nicht aufgeben dürfen, versteht sich von selbst; denn darüber wird unter Unbefangenen wohl kaum ein Zweifel aufkommen können, daß der Aberglauben, sei er auch in welcher Gestalt er sich zeigen möge, weder unsere Erkenntniß vertieft noch unsere Sittlichkeit bereichert. Jenes nicht, weil er allen anerkannten wissenschaftlichen Principien zuwiderläuft und eine angebliche höhere Weltanschauung uns vorspiegelt, dies nicht, weil er nicht zum Wenigsten darauf ausgeht, nicht vermöge persönlicher Anstrengung und unentwegter Arbeit, sondern durch rein egoistische Ausnutzung besonderer Chancen dem Einzelnen im Kampf um's Dasein ungeahnte Vortheile zu verschaffen; Religion und Eigennutz verwickeln sich hier zu einem widerlichen Gemisch, und deshalb muß consequenter Weise nicht nur der nüchterne Denker, sondern auch jeder wahrhaft religiöse Mensch den Aberglauben als einen ethisch höchst gefährlichen Auswuchs verdammen.

<"page260">

## Die Ursache des Lachens.

Von

Fr. Lubinstein. +.

achen und Weinen sind bekanntlich Vorzüge des Menschen, kein WS Thier vermag diese Erscheinungen hervorzubringen. Um so *-F°° wunderbarer ist es, daß bisher eine allgemein angenommene psychologische Analyse dieser Phänomene nicht vorliegt. Nach einer Uebersicht über die bisher gangbaren Ansichten will ich eine neue Theorie, wenigstens über die Ursache des Lachens hier entwickeln.

„Lachen,“ sagt Hegel in seinen ästhetischen Schriften, „ist ein Beweis, daß wir klug genug sind, den Gegensatz zu begreifen und ihn zu bemerken.“ Nach L. Dumont wird das Lachen durch den Conflict von zwei sich widersprechenden Gedanken in unserem Geist verursacht und so ein Zusammenstoß veranlaßt. In der „Revue des Deux Mondes“ wird der Versuch gemacht, festzustellen, was uns in Handlungen und Worten amüsirt: Man findet die Aufwendung einer großen Kraft zur Fortbewegung eines Gegenstandes, der sich als eine Kleinigkeit erweist, spaßhaft, wenn zum Beispiel ein Mann seine ganze Stärke ausübt, um eine Thür gewalthätig zu öffnen, die der leisesten Berührung nachgiebt, oder wenn der Clown im Circus seine ganze Kraft zeigt, eine Kanonenkugel zu tragen, die, wie uns bekannt ist, aus Papiermaché besteht. Die Worte und Ausdrücke, die wir als witzig und komisch betrachten, stellen sich uns zuerst in einem Sinne dar und mit Beziehungen, die uns seltsam und entlegen erscheinen, dann finden wir aber, daß sie auch eine ganz natürliche, sogar einfache Auslegung besitzen. Unsere natürliche Ueberraschung bei dieser Entdeckung drückt sich durch Lachen aus. In den Scenen der Theaterstücke werden diese doppelten Auslegungen und

<"page261">



nur augenblicklichen Uebergänge der Gefühle künstlich vorbereitet, und der Erfolg eines Stückes hängt von der Geschicklichkeit und Wahrscheinlichkeit ab, mit denen sie gemacht werden. Das Lachen wird durch verschiedene Umstände begünstigt, als ein Beweis guten physischen Befindens, von Kindheit und Jugend, großer Freude über Erfolge, Schwungkraft, die man nach dem Entrinnen aus Gefahr empfindet, und lustiger Stimmung. Je mehr eine Sache uns gleichzeitig als ungewöhnlich und andererseits wieder als vertraut erscheint, desto mehr reizt sie zum Lachen; je weniger der Gegensatz hervortritt, desto geringer ist unser Vergnügen..

Alle drei Definitionen, die von Hegel, die von Dumont sowie die in der „Revue des Deux Mondes“ gegebene kommen nahe an die Wahrheit heran, ohne sie aber zu treffen. Man kann das Wesen des menschlichen Gelächters füglich nicht ohne Physiologie begreifen. Vor den Augen der Functionenlehre des menschlichen Körpers stellt sich das Lachen nach Professor Landois dar als kurze, schnellerfolgende Ausathmungstöne durch die meist zu hellen Tönen gespannten, bald genäherten, bald von einander entfernten Stimmbänder hindurch, unter charakteristischen, unarticulirten Lauten im Kehlkopfe mit Erzitterung des weichen Gaumens. Der Mund steht dabei meist offen, durch Muskelwirkung sind die Mundwinkel gehoben und verleihen

dadurch dem Gesicht den charakteristischen Zug. Das Lachen wird meistens
unwillkürlich erregt, durch Vorstellungen oder an sich schwache, durch Wieder-
holung (Kitzeln) zu erheblicher Stärke summirte Empfindungsreize. Wegen
dieses unwillkürlichen Ursprungs ist das Lachen auch nur bis zu einem
gewissen Grade durch den Willen zu unterdrücken. Bekannt sind die mit
dem Namen „Herausplatzen“ bezeichneten explosionsartigen Ausathmungs-
stöße, wenn der Wille den Lachreiz nicht länger zu compensiren vermag.
Will man das Lachen willkürlich unterdrücken, so preßt man den Mund zu
und hält den Athem an, auch durch schmerzhafte Reize von Empfindungs-
nerven (Beißen auf die Zunge) kann der Lachreiz überboten, d. h. unter-
drückt werden. Die heftigen Exspirationsstöße können zu Störungen der
Blutcirculation und zu Stauungsvorgängen in der rechten Herzkammer
Anlaß geben. Das Herz wird mit Blut überfüllt, an die Brustwand an-
gepreßt und drückt dadurch auf den in Frage kommenden, zwischen den
Rippen verlaufenden Nervenstamm, was subjectiv als Herzstechen, Brust-
schmerz empfunden wird. Kürzlich beschrieb ein Arzt in Berlin krankhafte
Veränderungen, die sich bei einem kräftigen, gut entwickelten dreizehnjährigen
Mädchen in Folge übermäßigen Lachens eingestellt hatten. Plötzlich ver-
wandelte sich das anhaltende, heftige, fast krampfhafte Lachen in ein schmerz-
haftes Stöhnen und Weinen. Das Kind hatte zuerst Stiche in der Brust
und namentlich in der Herzgegend, denen Zuckungen folgten. Die Anfälle
wiederholten sich auch am nächsten Tage in gewissen Abständen, gingen aber
rasch vorüber. Dann erschienen sie seltener, blieben erst einige Wochen,
später mehrere Monate fort, schließlich blieben sie gänzlich fort, und das Herz

<"page262">

arbeitete wieder ganz normal. Der Arzt erklärte sich die Erscheinungen als
auf Reizung und Lähmung eines wichtigen Herznerven beruhend. Auch der
Herzmuskel selbst sollte durch die häufigen Attacken alterirt sein und durch
gelegentliche Zustände plötzlicher Erschlaffung zu den erwähnten Anfällen geführt
haben. Wenn auch noch nicht alle Einzelheiten dieser Erklärung als end-
giltige anzusehen sind, so sieht man doch, daß man sich wirklich, wie die
Redensart lautet, krank lachen kann.

Wir können damit feststellen, daß das Lachen auf einem starken psychi-
schen Reiz beruht, so stark, daß er sich gelegentlich durch heftige Symptome
als Krankheitsreiz erweist, wie starke Kälte oder Hitze, Druck, Stoß, Schlag 2c.
Wir können sicher sein, daß diese starke Reizwirkung der psychischen lacken-
erregenden Vorstellung noch andere Wirkungen im Körper erzeugt als die
heftige Exspiration, nur fällt diese am meisten in die Augen. Wir dürfen
sicher sein, auch an Puls und Temperatur Veränderungen im Sinne ge-
steigerter Thätigkeit als Folgen des Lachreizes zu entdecken, sobald wir nur
erst die Aufmerksamkeit darauf richten, die Athmungsthätigkeit ist eben die
fundamentalste Thätigkeit des lebenden Protoplasmas. Das Lachen erlangt
dadurch eine bisher wenig beachtete physiologische und hygienische
Wichtigkeit. Es wirkt wie Turnen und Abhärtung, d. h. es stellt eine
Gewöhnung an stärkere Reize dar, eine verbesserte Anpassung, es erhöht
somit die Gesundheit. Gesundsein heißt aber den Bedingungen und Reizen
unserer Umgebung angepaßt sein. Daß das Lachen gesund sei, ist beim
Volke seit langer Zeit sprichwörtlich, läßt sich aber, wie wir eben sahen,
auch wissenschaftlich begründen.

In den bisherigen Erklärungen des Lachens, die alle von Nicht-
Medicinern herrühren, ist immer die Rede von einem Gegensatz, Conflict,
Widerspruch, Zusammenstoß. Dies ist insoweit richtig, als es sich bei den
Dingen, welche die Lachlust erregen, stets um zwei Elemente handelt, die
aber nicht im Gegensatz oder Conflict miteinander stehen, sondern die in
unserem Geiste verglichen werden. Dabei ergiebt sich eine starke
Differenz der Vorstellungen, die als Lachreiz wirkt, Lachen
erregt. Alle Reize beruhen auf Differenz, der Lichtreiz auf Differenz des
Hellen und Dunklen, der Temperaturreiz auf dem Unterschied von Warm
und Kalt, der Neid auf der beobachteten Differenz zwischen unserem ge-
sellschaftlichen oder pecuniären oder sonstigem Standard und dem eines
Anderen. Kleine Differenzen wirken als geringer Reiz, große als starker
Reiz, doch bestehen Grenzen nach oben und unten. Zwischen diesen Grenzen
liegt das, was ich als individuelle Reizbreite bezeichnet habe. Der Reiz,
welcher wirken soll, darf nicht unter eine bestimmte Größe (Reizschwelle)
sinken. Ueberstarke Reize wirken krankheitserregend, selbst todbringend, so
z. B. Freude oder Schrecken, die als starke psychische Reize aufzufassen sind.
Zwischen wirksamem Reiz und der individuellen Reizbreite besteht ein be-
stimmtes Verhältniß, so daß ein Reiz, der für den Einen wirksam ist, es

<"page263">

für eine größere Reizbreite noch lange nicht ist. Um ein Beispiel zu ge-

brauchen, so sind hundert Mark für einen armen Teufel ein starker Reiz,
diese oder jene Arbeit zu übernehmen, für einen reichen Mann dagegen
kommt diese Summe garnicht in Betracht, liegt unterhalb seiner Reizschwelle.
Darin liegt auch der Grund enthalten, warum, je höher wir in einer Be-
ziehung steigen, immer stärkere Anreize erforderlich sind, um uns in Be-
wegung zu setzen.

Wenden wir unsere Erklärung des Lachens auf die in der „Revue
des Deux Mondes“ angeführten Beispiele an, so ist die Aufwendung einer
großen Kraft zur Fortbewegung eines Gegenstandes, der sich als eine
Kleinigkeit erweist, durch den Vergleich dieser Kraft mit der geringen Last
geeignet, einen starken psychischen Reiz zu produciren. Dieser psychische Reiz
muß ausgehen von den höchsten Darstellungscentren im Gehirn, die nur
dem Menschen eigen sind. So wird erklärlich, warum das Thier nicht lacht,
nicht lachen kann, da ihm diese Partien der Hirnrinde fehlen. Von der
Hirnrinde pflanzt sich dieser Reiz in das sogenannte Mittelhirn zum Athem-
centrum fort und löst die stoßweise Erspiration des Lachens aus. Wer mit
hundert Mann Rußland erobern wollte, wäre lächerlich durch den Vergleich
der Größe des Reiches mit den zu seiner Eroberung aufgebotenen winzigen
Machtmitteln.

Don Quichottes Kampf gegen die Windmühlen wirkt lächerlich aus
dem gleichen Grunde. Das Lachen, das ein Witz erregt, ist von etwas
complicirterer Entstehung, immer aber läßt es sich auf irgend eine ver-
gleichende Vorstellungsthätigkeit zurückführen. Ein Witz steht im Range
einer wissenschaftlichen Entdeckung, er spürt verborgene Beziehungen zwischen
Dingen auf, Beziehungen, an welche bisher Niemand gedacht hat. Der
Vergleich zwischen dem neuaufgedeckten Sinn und dem ursprünglichen und
der Unterschied, der sich hier ergiebt, ist es, der Lachen erregt. Darum
läuft der Witz so häufig darauf hinaus, Worten von hoher Be-
deutung einen frivolen Sinn unterzulegen. Schiller klagte bekannt-
lich: Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen! Wenn wir sagen:
„Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten“ und meinen damit Betrunkene;
und weiter: „Nimm, ich kann sie nicht verdienen, Deine Krone, nimm sie
hin“ und überreichen dabei eine Krone Reichswährung, oder citiren: – –
„und ich glaubt, ich trüg ihn nie,“ wobei wir einen Waschkorb auf die
Schulter heben, so liegt der Lachreiz hier in der Differenz zwischen dem
edlen ursprünglichen Sinn der Worte und der banalen Wendung, die ihnen
gegeben worden ist. Die Beobachtung, die sich in den Worten ausdrückt,
vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, ist eine physiologisch
durchaus richtige. Begriffe wie „groß“ und „erhaben“ stellen Reize auf
unser seelisches Vorstellungsvermögen, unseren „inneren Sinn“, unser
„geistiges Auge“ vor, die im Verhältniß der Steigerung zu einander stehen.
Wird der Reiz über die Stufe des Erhabenen hinaus gesteigert, so wirkt

<"page264">



er als Lachreiz. Wir müssen also annehmen, daß einer jeden von diesen
Bezeichnungen eine individuell jedes Mal genau bestimmte und durch Ge-
wohnheit erprobte Reizhöhe entspricht. Es gelten also mit Nothwendigkeit
Personen, Dinge und Handlungen dem Einen als erhaben, die dem
Anderen als lächerlich erscheinen und seiner Natur nach erscheinen müssen,
denn hier handelt es sich um Gesetze und nicht um Willkür. Man kann
sagen, wo das Verständniß aufhört, fängt das Gelächter an, der Spott ist
nur eine andere Form des Eingeständnisses, daß man nicht mehr zu folgen
vermag*). Die Menschen ahnen nicht, daß sie mit dem, was sie verspotten
und verhöhnen, zugleich bis auf den Punkt genau die Grenze ihres Witzes
dem Wissenden bezeichnen. Das Erhabene ist eben noch verständlich, das
Lächerliche nicht mehr!

Man unterscheidet psychologisch stimulirende und deprimirende Affecte.
Zu den ersten gehört Zorn, Wuth, Freude, zu den letzten: Furcht, Angst,
Freude, Kummer. Nach dem oben Gesagten ist ohne Weiteres klar, daß
das Lachen eine Begleiterscheinung stimulirender Affecte ist.

Auch eine gewisse teleologische Bedeutung läßt sich dem Lachen und den
Lachen erregenden Vorstellungen nicht absprechen. Das Lachen scheint uns
darauf aufmerksam zu machen, daß wir auf Vorstellungen gestoßen sind,
die eben beginnen, über unseren geistigen Horizont, unsere bisherige Reiz-
breite hinauszugehen, wenn auch in etwas anderem Sinne, als wie es
Hamlet ausdrückt. Dennoch haben wir es auch hierbei zu thun:
„With thoughts beyond the reaches of our souls.“

Bemerkenswerth ist, daß auch an erwähnter Stelle von diesen Ge-
danken, die „über den Bereich unserer Seele hinausliegen“, gesagt wird,
daß sie uns „schütteln“ (so horribly toshake our disposition), gerade
wie man sich „vor Lachen schüttelt“. Das Lachen ist also eine Warnung,
auf dem betretenen Gebiete weiter zu gehen, und hierin sehe ich seine
teleologische Bedeutung für den menschlichen Organismus.

Eine andere Bedeutung als die eben erörterte, hat das Lachen als Ausdrucksbewegung. Wir sprechen oft von einem vielsagenden, von einem diplomatischen, von einem verheißungsvollen, cynischen, teuflischen 2c. Lächeln und Lachen, ohne uns klar zu machen, wie sehr alle diese Formen der Muskelaction dem psychischen Ausdruck dienen, wenn er entweder das gesprochene Wort ergänzt oder ersetzt. Unsere heutige abstracte Wortsprache ist nämlich als Ausdrucksmittel noch ziemlich jung. Fragen wir einen Neapolitaner nach einem Preise, so wird er kaum antworten, ohne daß seine Finger nicht mindestens die Einer in die Luft schreiben. Ein Blick, ein Nicken, ein Wink, ja selbst ein Fußtritt dient als Ausdrucksbewegung, wenn die allgemeine Landstraße der Wortsprache zufällig gesperrt ist.

*) Vergl. Goethe: Wir sind es gewöhnt, daß die Menschen verhöhnen, was sie nicht verstehen!

<"page265">



Ich konnte ihr kein Wörtchen sagen,<br>
Zu viele Lauscher waren wach,<br>
Den Blick nur konnt' ich schüchtern fragen,<br>
Und wohl verstand ich, was er sprach.

Wir Alle beherrschen diese Sprache. Der Taubstumme greift auf diese gröberen Muskelbewegungen zurück, denn sie sind das Primitive. Als man die Hieroglyphen erfand, war die Sprache nicht so reich an Worten wie heute. Man verfügte nur über relativ wenige Wurzelworte und vervollständigte deren mannigfaltige Bedeutung durch Ausdrucksbewegungen, Zeichen. Die Urworte oder Wurzelworte konnten daher ohne Schaden für das wechselseitige Verständniß einen Begriff und zugleich sein Gegentheil bezeichnen, wie dies K. Abel überzeugend dargethan hat. Interessant ist, daß in der „guten Gesellschaft“ der vorgeschrittensten Culturvölker jede Zeichensprache, das Winken und Raunen sowie die gesticulirende Lebhaftigkeit verpönt sind und nur die abstracte Wortsprache als Verkehrsmittel gestattet ist. Diese Anschauung entspricht durchaus der ethnologischen Entwicklung der Sprache und der Schrift, die immer weniger sinnlich und immer abstracter geworden sind und noch werden. Die peruanische „Schrift“ bestand in kunstvollen Knoten, Chinesen, Mexicaner und Indianer hatten und haben eine reine Bilderschrift. Wenn Geisteskranke ihre Schrift verlernen, so fallen sie, wie Lombroso nachweist, in die Bilderschrift zurück! Die hieroglyphische Schrift ist ein Gemisch aus Bildern und abstracten Lautbezeichnungen, d. h. Worten. Unsere moderne Schriftsprache hat die Bilder vollständig verbannt, ist rein abstract geworden. Warum hat nun die Innervation, die sonst Augen, Hände, Füße zu Ausdrucksbewegungen verwandelte, im Laufe der Culturentwicklung sich für gewöhnlich auf die Musculatur der Zunge und des Kehlkopfs geworfen? Ich suche die Erklärung hierfür in dem Umstand, daß diese Innervation deshalb vortheilhafter ist, weil sie zwei Sinne afficirt, den Gehörs- und den Gesichtssinn beim Hörer, und beim Sprechenden den Gehörssinn und das Muskelgefühl für den Kehlkopf, während die Zeichensprache nur ein einziges Sinnorgan, das Auge, afficirt.

Indem erfordert die Innervation der kleinen Kehlkopfmuskeln nur geringe Innervation- (d. h. Nerven-) Kraft, die der gröberen Körpermusculatur weit mehr. Es kommt also hierin die Kräfte sparende Oekonomie des Organismus zur Geltung. Treten dieser Oekonomie Hemmungen entgegen, so tritt rückwärtsschreitend die nächstfeinere Muskelgruppe für die Ausdrucksbewegungen ein. Das ist die dünne mimische Musculatur des Gesichts, speciell des Mundes (Verziehen des Mundes beim Lachen) und der Augen, dann folgt die grobe Musculatur des Nackens (Kopfnickens), diejenige der Finger und Hände und endlich die Beinmusculatur. Es geht dabei ganz gesetzmäßig her, etwa wie bei den vom Gesicht und Kopf zu den Armen und Beinen absteigenden Krämpfen. Daß das gesprochene Wort

<"page266">



auch gesehen wird, lehren uns einmal Wendungen der Sprache wie: An seinem Munde hängen, das Wort von den Lippen ablesen, sodann aber ganz deutlich die Fähigkeit vieler Taubstummen, die Worte aus den Lippenbewegungen zu entnehmen. Offenbar tritt diese Fähigkeit beim gewöhnlichen Hören soweit zurück, daß wir ihrer fast vergessen und erst auf sie zurückgreifen, wenn das Hören mit den Ohren versagt.

Ganz dem Vorigen entsprechend verlangt auch das Lachen und die sonstige mimische Ausdrucksbewegung eine stärkere Innervation als die gewöhnliche Kehlkopfsprache. Diese stärkere Innervation wird erzeugt durch die schon erwähnte Hemmung der gewohnten Bahn des Ausdrucks. Am Widerstande wachsen eben physiologische und organische Kräfte innerhalb gewisser Grenzen. So auch hier, wir treffen, wie man

sieht, wieder auf das Gesetz, von dem wir im Anfang ausgingen, daß nämlich
zur Bewegung der Lachmuskeln stärkere psychische Reize erforderlich sind,
als die gewöhnlichen und üblichen. Wir lenken, wie der griechische Wagen-
lenker, in unsere erste Spur. Das Lachen hat demnach die Bedeutung einer
Art Ventil für überstarke psychische Spannungen.
Hiermit ist die Rolle des Lachens im seelischen Haushalt des Menschen
hinreichend charakterisirt. Für ein werthvolles und wissenschaftlich neues
Ergebniß dieser Untersuchungen halte ich die Feststellung, daß gewisse psychische
Reize auf die niederen Gehirncentren so wirken, als kämen sie von außen.
Da wir nun aber durch millionenfache Gewohnheit gelernt haben, die
Ursache aller Reize in der Außenwelt zu suchen, so verstehen wir jetzt, wie
innere Reize, wenn sie sehr lebhaft sind, objectiv werden und als Illusionen
und Hallucinationen nach außen verlegt werden können.

<"page267">

Aus dem lateinischen Viertel").

Skizzen von der Universität.

Von

August ZStrindberg.

Autorisirte Uebersetzung von Siegfried Robert Magel.

Primus und Ultimus.

\\er Garten der Ostgothen war am Nachmittage des 2. Juni dieses
Jahres sehr nobel, denn es sollte das Promotionsfest gefeiert
++. werden. Der Gärtner hatte die Wege harken und alles alte
Laub vom Vorjahre wegräumen lassen; er hatte mit eigener Hand Narcissen
und Tulpen aufgestellt, die noch in voller Blüthe prangten, und die halbe
Nation hatte Tags vorher die Beete aufgegraben. In einer Laube von
blühenden Fliederbüschen war ein Tisch mit leichten Erfrischungen für die
Damen gedeckt; daneben ein anderer mit etwas solideren Waaren für die
Candidaten und Sänger. Zwei Lorbeerbäume waren rom Botanischen
heruntergeholt worden, um dem Feste der Jugend, das Tags darauf gefeiert
werden sollte, ihren Tribut zu zollen.
Von den Frauenzimmern waren einige jung, andere älter; es
waren entweder Schwestern, Bräute oder Mütter, aber heute waren sie
Alle schön.
Es lag über der kleinen Gesellschaft eine solche gedämpfte Friedens-
stimmung, wie sie sich nach der Beendigung einer langen, mühevollen Arbeit
einzustellen pflegt; alle Unruhe war dahin, der Sieg war errungen; man
wartete nur auf die Belohnung.
Unter den jungen Männern waren es zwei, die vor allen Anderen die
Aufmerksamkeit auf sich zogen: das waren selbstverständlich Primus und
Ultimus.
Primus war ein schlanker, hochgewachsener Jüngling von tadellosem
Aeußeren; die Brust war hochgewölbt und machte gar nicht den Eindruck,

*) S. Heft 280.

<"page268">



als wäre sie lange über den Schreibtisch gebückt gewesen; die Schultern
ganz gehörig breit; die feinen Hände mit Fingern von normalster
Schönheitsproportion zeugten von einer Rasse, die generationenlang in
keinem Zweige Leibesarbeit verrichtet hatte; man konnte nach dem Augen-
maße sagen, daß der Fuß genau eine Hauptlänge im Profil ausmache, und
sein hoher Rist war niemals unter den Tritten einer niedergetretenen Schuh-
sohle eingesunken.
Mit einem Worte, er war eine vollkommene, makellose Erscheinung,
und außerdem hatte er das erste Zeugniß.
Nicht eine Spur von Falten war zwischen seinen Gesichtsmuskeln zu
sehen, da sie von einer dünnen Fettschichte geschützt waren, die trotz der
starken Hirnarbeit niemals in Anspruch genommen zu werden brauchte, denn
ihr Eigenthümer war reich und gehörte einem reichen Kaufmannshause an.
Er hatte in den letzten Tagen in glänzender Weise eine ausgezeichnete Ab-
handlung: Les différentes époques de la Poésie Provençale jusqu'à
la mort de Louis le Débonnaire vertheidigt.
Er trug sein Haupt hoch, war heiter und offen, den Damen gegenüber
artig und chevaleresk gleich einem Artusritter, und wie er nun vor seiner
Braut auf die Knie fiel, um den Lorbeerkranz zu probiren, da war das
eine Scene aus einem Cour d'amour. Er hatte sich diese Auszeichnung
nicht gekauft, er hatte dafür gearbeitet, er hätte ja Hof und Hausfrau um
vier Jahre früher erwerben können, aber er wollte das nicht, und weil er
reich war, hatte er noch höhere Anforderungen an sich gestellt, als an die
Anderen; denn er hatte sich seine Kenntnisse theurer erworben. Aber vier
Jahre waren lang, und er hatte seine Ritterzeit mit Ehren bestanden.
Ultimus, das Haupt einer armen Lehensmännerfamilie, war dreißig

Jahre alt, hatte feine Gesichtszüge, bleiche Haut und dunkles Haar; er war
einfach, aber äußerst sorgfältig, fast peinlich gekleidet; seine Kleider trugen
leise Anzeichen von allzu fleißigem Gebrauche der Bürste; er sah froh aus,
doch nicht ruhig, denn hie und da zogen dunkle Wolken über seine
Stirne. Er hatte nur seine Schwester bei sich, da er sonst keine Angehörigen
hatte. Sie hatte schon seinen Kranz gebunden, nicht allzu sorgfältig, und
war nun eifrig in der Conversation mit den anderen unverlobten
Candidaten begriffen, unter welchen sie durch ihre angenehme Art und
ihre äußerst geschmackvolle und elegante Toilette ein gewisses Auf-
sehen machte,
Der Bruder warf gelegentlich einen sorglichen Blick auf die Schwester;
er war zehn Jahre älter als sie, er hatte sie als kleines Kind gewiegt und
war ihre einzige Stütze gewesen – da kann man sich denken! Das war
eine ganz dunkle Geschichte, leider nicht ganz originell, aber er hatte still
geduldet, und dafür verdiente er Ehre!
Er hatte zusehen müssen, wie reisende Kaufleute sich die Wälder rings um
sein Heim erhandelten, er hatte gesehen, wie dieselben Kaufleute seine alte

<"page269">

väterliche Wohnstätte bei der Versteigerung erstanden, wie sie die Thürme, die
im Nürnberger Stil alle vier Ecken des alten Renaissanceschlosses geziert hatten,
abrissen und dieses weiß anstreichen ließen, und er hatte sich einmal vor-
genommen, einmal im Leben – wieder einmal in den Besitz des alten Gutes
zu kommen und es in seinen früheren Zustand zu setzen. Aber da er ein kluger
Mann war und die Bestrebungen der Zeit verstand, fand er den einzig
möglichen Ausweg in der Arbeit, erleichterte sich die Arbeit durch theoretische
Kenntnisse, um so zu Capital zu kommen – und dann! Er hatte deshalb
die Naturwissenschaften gewählt und hatte über „Die Zurückführung der
Phenylsäure auf die Formel $C_{12} H_5$“ disputirt.
Die Schwester verstand den Bruder nicht recht; sie wollte, er solle,
wie sein Vater es gewesen war, Offizier werden; sie wollte, er solle seinem
Stande gemäß leben, was ihr eine alte Tante beigebracht hatte, aber der
Bruder antwortete nur mit einem Kuß auf ihre Stirne und sah aufmerksam
darauf, daß der geliebten Schwester Nichts mangle; er hatte ihr auch
seine Abhandlung dedicirt, und das gefiel ihr recht gut; aber sie konnte es
nicht unterlassen, über den Titel zu lächeln, und das machte den Bruder
böse. Sie war der Braut des Primus neidisch, welche die französischen
Verse aus seiner Abhandlung ablesen und begeisterte Zuhörer finden konnte.
Das $C_{12} H_5$ da schien ihr so komisch, und das sagte sie nun laut; des-
halb war der Bruder verdrießlich, aber das war er sonst auch.
Jetzt begann die Stimmung einen munteren Charakter zu bekommen;
Gesänge und Reden lösten einander ab, und Ultimus wurde ersucht, seine
Rede an die Frauen zu wiederholen, die er morgen in der Kirche vortragen
sollte. Da er niemals Verse schrieb, so hatte er den Primus ersuchen
müssen, dessen lateinische Rede an die Eltern, Lehrer und Sachwalter er
ihm dafür wieder aufsetzte. Er sollte gerade beginnen, als der Nations-
wachtmeister herbei kam und ihm Etwas ins Ohr flüsterte; er wurde etwas
bleicher als sonst, bat um Entschuldigung und ging zur Gassenthür hinunter.
Da stand ein Bursche und wartete auf ihn; er bat um Verzeihung, daß
er ungelegen komme, aber er habe einen Auftrag vom Kämmerer der
Bank, daß der Wechsel des Doctors, der wahrscheinlich vergessen worden
sei, heute fällig sei, und daß die Bank erwartete, daß die Sache bis
morgen Mittag um 12 geordnet würde.
„Der ist nicht früher, als übermorgen fällig, wenn die vier Monate
um sind!“
„Da steht 120 Tage, und die zwei letzten hatten 31!“ – – –
„Bestellen Sie, daß ich kommen werde!“.
Er kehrte zur Gesellschaft zurück, fast verzweifelt, aber er mußte an
der Unterhaltung theilnehmen; man war gerade bei einem gemeinsamen
Souper mit einleitendem Tanze, bis es endlich 11 Uhr wurde und
man sich trennte.
:: 2x
-k


<"page270">

Punkt sechs Uhr war Primus am folgenden Morgen auf den
Beinen, nahm ein Bad, bestieg sein Pferd und ritt auf die Stockholmer-
straße.
Er war heiter wie eine Lerche und ließ das Pferd zuweilen im
Schritte gehen, um dabei seine Rede zu repetiren, und er declamirte
Latein für die Tannen, so daß es im Walde widerhallte. Um sieben Uhr

begannen die Kanonen auf dem Schloßberge zu spielen; da warf er sein
Pferd herum und ritt heim, um Toilette zu machen.
Ultimus hatte eine schwere Nacht gehabt. Er wußte, daß er blos die
Hand auszustrecken brauchte, um von Primus neue Bürgschaft zu bekommen,
denn er lieh sich niemals Geld aus; er hätte das auch gerne übermorgen
gethan, aber nicht heute – um seiner Schwester willen! Er hätte den
Primus ermordet, wenn er ihn hätte beim Abendball einen einzigen scheelen
Blick auf seiner Schwester elegante Kleidung werfen gesehen. Er befand
sich in einer Situation, die nur eine mißgünstige höhere Macht erfinden
kann; sein ganzes mit so großer Kunst aufgeführtes Finanzgebäude drohte
gerade jetzt, da er sich am Eingange einer neuen Bahn sah, zusammen-
zustürzen! Unter seinen Erwägungen verging die Zeit, und um 8 Uhr
sollte er auf dem Sammelplatze sein. Er kam hin, und er ging in die
Kirche und saß auf dem Ehrenplatze neben Primus.
Die Cantate wurde zu Ende gespielt; der Promotor sprach von der
Stellung der Mathematik zu den übrigen Wissenschaften unserer Tage;
er warf einen flüchtigen Blick auf die neuesten Forschungsresultate; er er-
wähnte mit einigen Worten Cauchys Unterscheidung der Wurzeln für die
synektischen Functionen einer Variablen, kam zu den planen Enveloppen der
Curven und zu singulären Solutionen und verstieg sich zur Widerlegung
von Clairvaults und Eulers veralteten Theorien. Ultimus folgte eine
Stunde lang, aber seine Gedanken liefen auf den schmalen Dreiviertel-
colonnen hinauf und auf dem anderen Seitenbogen herunter; da fielen ihm
Prechts gewaltige Figuren auf dem Tabernakel in die Augen, und er
fühlte sie auf seiner Brust herumtrampeln; er versuchte neue Erklärungen
der Kragsteine im Chorgang, aber seine Gedanken liefen in der Runde wie
auf einer kleinen Papierscheibe; er versuchte in die Menge zu sehen, aber
er glaubte lauter Kämmerer und Cassiere zu sehen. Schließlich mußte
er hinauf, der Promotor hatte gesagt, daß sie nun am Eingang zu der
Wissenschaft herrlichem Tempel seien, und gab ihnen hiemit die Erlaubniß,
einzutreten.
Seine Gedanken drehten sich um eine Schwefelsäurefabrik, aber er fühlte
einen Kranz auf seinen Kopf legen, und ein Schuß ging los.
„Vale, praeclarissime Doctor" – er hörte nur ein vale, ein vale
für alle seine Hoffnungen und Entwürfe! Er bekam ein Pergament in die
Hand, mit Namensfertigungen darunter; er merkte, daß sie „unbeglaubigt"
W(NLeN.

<"page271">

Primus hatte seine Rede gehalten. Nun trat Ultimus vor, zitternd
und bleich und las die Verse herunter.
Er sprach vom Weibe; wie sie in allen Lebenslagen des Mannes
Stütze sei, als Mutter, als Schwester, – dabei erhob sich sein Blick zur
Mittelgalerie, und als er seiner Schwester warme Blicke sah, wurde er
stark – und als Braut. Nun schlug es zwölf – die fatale Uhr! Seine
Rede war aus, die Kanonen donnerten, die Orgel spielte, und die Glocken
läuteten.
Seines Lebens schönster Tag war verdorben; er, der ein Andenken
so dringend brauchte, um sich daran zu wärmen und zu stärken, er bekam
es nicht.
2k ::
2:
Acht Tage später, ehe noch der Lorbeerkranz verwelkt war, war er in
einen ganz anderen Tempel eingetreten, als ihm der Promotor eröffnet
hatte; er war als Chemiker in einer Porzellanfabrik angestellt – er war
Arbeiter. Am ersten Tage kam es ihm schwer an, Punkt sieben zu der
großen Pforte hineinzuwandern, die nur gegen Vorweisung einer Marke ge-
öffnet wurde, in Gemeinschaft mit diesen stillen, argwöhnischen Menschen.
Aber als er das Laboratorium betrat und die surrenden Drehscheiben
über seinem Haupte hörte, die rollenden Wagen, die knarrenden Winden,
die Commandorufe des Werkmeisters, da erschien es ihm hier friedlicher,
als im alten Chemieinstitut zwischen den Spielen und Bübereien der Medi-
ciner; er empfand nun erst, was die Andacht der Arbeit sei. Wenn er
in's Atelier kam, wo junge Mädchen an langen Tischen saßen und Porzellan
malten, und ihren Ernst, ihren unermüdlichen Fleiß sah, der weder von
Geschrei noch vom Lärm gestört wurde, fiel ein wenig das Vorurtheil, das
er in seinen Vorstellungen von der Welt hegte; im nächsten Augenblick aber
war ihm fast ängstlich zu Muth, denn er stand ja mit diesen gleich, nur
daß er der Erste war, was ihm sogar zweifelhaft vorkam! Er sollte die
Zubereitung der Farben anordnen, mit denen diese malen sollten, sie waren
Künstler gegen ihn, er sollte das Kaolin analysiren, ehe es der Arbeiter
formte, er sollte die Schmelzbarkeit der Smalte untersuchen, ehe das Gut
in den Ofen gesetzt wurde – er war ja blos ein Hilfsarbeiter! Aber er

hatte ein unsägliches Bedürfniß, etwas mehr zu sein, er hielt das für seine
Pflicht! Er studirte die Nächte und Sonntage hindurch in seinem Labora-
torium, um seine Entdeckung zu machen; er sah, daß es in seinem Fache
Einiges gab, das hier zu Lande noch nicht hergestellt worden war und auch
draußen nicht. Er unterzog das Sèvreporzellan den schärfsten Analysen,
um demselben seine Geheimnisse zu entlocken; er mußte diese leuchtenden
Farben entdecken, die sich im Feuer nicht veränderten; einmal war er der
Entdeckung auf der Spur, er kannte den Einfluß des Chlor auf Kobalt-
verbindungen ganz genau; er wußte, wie diese unter verschiedenen Temperatur-
17*

<"page272">

graden die Farbe verändern. Es erübrigte nur, diese Farben in den ver-
schiedenen Stadien zu fixiren – um eine ganze Scala zu bekommen, mit
der man hantiren könnte; diese resultatlosen Versuche verschlangen Monate!
Und die waren nicht angenehm!
Er kam mit sehr viel Leuten in Berührung, aber es konnte sich kein
Verhältniß entwickeln, denn man stand unter anderen Voraussetzungen.
Der Principal war reich und ungebildet, darum fühlte er sich gleichzeitig
untergeben und überlegen; das ließ sich nicht genau entscheiden.
Die Herren im Comptoir waren ganz gute Leute, aber sie schmeichelten
ihm und bedauerten ihn, und das Letztere war demüthigend. Sie staunten
so oft, wie man es in einer schmutzigen Blouse aushalten und Schmieren
kochen könne, wenn man Doctor und Edelmann sei! Und gerade das hörte
er nicht gerne. Versuchte er während seiner Rastpromenaden in dem ge-
schlossenen Fabrikhofe mit einem Arbeiter zu sprechen, wurde ihm immer
mißtrauischer begegnet; war er auch in der Blouse, so verriethen doch die
weißen Hände die Taube unter den Dohlen. Da verwünschte er es, daß er
einen adeligen Namen hatte!
Einmal hörte er ein paar Arbeiter im Thorwege von ihm reden:
„Das ist doch, – daß sich unsere Adeligen auf eine solche Weise geben.“
„Ah, bist ruhig! er thät's nicht, wenn er nicht müßt.“
„Glaubst Du?“ erwiderte der Erste mit Augenzwinkern.
„Kannst Dich drauf verlassen, thät' sich sonst nicht so gemein mit uns
Anderen machen!“
„Aber er ist ein bescheidener Mann.“
„Dank ihm dafür; er hat den Hochmuth innerlich, der Lump, wenn
er 'n auch nicht zeigt.“
Er kehrte in sein stilles Gemach zurück und heizte zum hundertsten
Male seinen Reverberirofen. Er sah, wie die Smalte im Tiegel die licht-
rothe Färbung annahm, so rosig wie seine schönsten Träume; er sah, wie
sie blau wurde, blau wie ein Frühlingshimmel – er wollte sie fixiren,
aber da erbleichte sie und wurde gräulich, wie das Auge eines Säufers.
Eines Tages fand er in einem Filter, der einige Tage lang gestanden
hatte, einige Krystalle angeschossen. Er betrachtete sie durch das Mikroskop
und kannte sie nicht; er wußte, welche Reagenzien er verwendet hatte; sie
mußten also unrein gewesen sein. Er unterwarf seine Krystalle den schärfsten
Analysen; er wiederholte dies mehrmals, aber kam zu keinem Resultate.
Da zuckte es wie ein Blitz vor seinen Augen; er stand an der Schwelle der
Unsterblichkeit, er hatte einen neuen Grundstoff entdeckt! Er sprang aus
dem Atelier heraus und wollte es den Mädchen erzählen, aber in der
Thüre drehte er sich um, ging zu den Drechslern und fragte, wieviel Uhr
es sei, dann hinunter ins Magazin und sah die Preiscourante durch, dann
zurück in sein Zimmer, wo er sich athemlos auf sein Sopha warf und
fünf Minuten lang von Sinnen war!

<"page273">

Vierzehn Tage lang lebte er in einem fieberischen Zustande; dann
aber hatte er seine Abhandlung fertig, und mit einer Probe seines neuen
Körpers, dem er den Namen Ptyren gab, sandte er dieselbe an die
Akademie der Wissenschaften.
2: 2:
::
Primus hatte seine Hochzeit auf den Herbst verschoben, da er zuerst
eine Studienreise nach Italien machen wollte, um die letzte Hand an seine
Bildung zu legen. Mancher hatte den Aufschub unmotivirt gefunden, und
die Braut, die gerne mitgefahren wäre, nicht minder; aber er war ent-
schlossen. Einige riethen ihm wieder sehr eine Reise an, da man zu be-
merken glaubte, daß der junge Doctor nach der Promotion eine merkliche
Veränderung erlitten habe, man sagte sogar, er sei durch das viele Lernen
etwas verschroben und glaubte, die Auslandsreise werde ihm gut thun.
Er reiste – einsam. Er betrachtete nicht besonders viel Museen, denn

von denen hatte er früher für die Prüfung gelernt, und er wollte seine
schönen Gedanken von den anerkannten großen Kunstwerken behalten, sondern
er zog einsame Reisen durch die Apenninen vor und lebte in der Natur
ein Hirtenleben; und Alles war neu für ihn. Er fand die Bäume so
groß und so schön in der Zeichnung, daß er einen ganzen Vormittag liegen
und sie bewundern konnte, denn sein Auge hatte sich an der Buchdrucker
kleinen, kleinen, gleichförmigen scharfen Lettern müde gesehen.
Auf seinen Wanderungen machte er eine neue und, wie er glaubte,
ganz interessante Bekanntschaft – mit seiner eigenen Person. So lange
hatte er mit den Gedanken und Ansichten Anderer gearbeitet, daß er allmählich
seine eigenen vergaß. Er fand eine gewisse Ursprünglichkeit in ihnen, und
sie kamen ihm weit wärmer vor, als die Anderer. Da dachte er über sein
vergangenes Leben nach und fand es so sonnig wie möglich, allzu sonnig.
Alle seine heimlichsten Wünsche waren erfüllt worden, alle seine Vorsätze
waren geglückt; immer hatte er seinen Willen durchgesetzt, niemals eine
Sorge gehabt. Er kam sich dabei unfrei vor; das Glück tyrannisirte ihn!
Das Glück verfolgte ihn! Er fürchtete die Hand des Schicksals über sich
und glaubte der Erste zu sein, der das Unglück des Polykrates begriff.
Außerdem hatte das Leben ihm Nichts mehr zu bieten; er wußte sein
Schicksal, er wußte, daß er mit 45 Jahren einen wissenschaftlichen Ruf
haben konnte; er wußte, daß er dadurch Ehrenstellen erreichen konnte; er
hatte schon das schönste und beste Weib – in einem Jahre konnte sie
vielleicht häßlich, kränklich, vielleicht nicht einmal mehr gut sein. Das zu
ertragen fehlte ihm der Muth, denn er fühlte, daß er seine Kräfte nicht
für dergleichen geübt hatte, und andererseits: wenn es sich nicht so verhielte,
so stand er wieder auf dem alten Platze mit seinem ewigen Glück, seinem
tödtlichen Glück! Dazwischen wunderte er sich wieder darüber, daß er kein
Heimweh spüre.



Da ihn diese Gedanken unruhig machten, reiste er nach Rom und ver-
kehrte mit Künstlern und jungen Ausländern von den Gesandtschaften. Hier
wurde ein tolles Leben geführt, und es belustigte ihn zuweilen.
Der besprochene Zeitpunkt seiner Heimreise war vorüber, und er hatte
schon ein Erinnerungsschreiben bekommen. Er verlangte vierzehn Tage
Aufschub. Er war gerade in Neapel.
Eines Abends war er bei einem russischen Attaché geladen, der eine
Villa am Golfe besaß, knapp eine Meile südlich vom Vesuv.
Es war ein glänzendes Fest, da gab es feurige Weine und schwarze
Augen; er tanzte viel und war ganz besonders lustig. In Gesellschaft
einiger Intimen verließ er den Salon, um im Parke zu promeniren. Sie
nahmen den Weg hinauf zu einer hohen Landspitze, die gerade hinaus in's
Meer sprang und auf der sich eine Aussicht befand. Die Sonne war
untergegangen, und der Abendhimmel war schon dunkel, so daß die Sterne
roth und groß durch die erwärmte Luft glühten. Die Aussicht war so
frei und großartig, als man wünschen konnte; gerade aus zwischen Capri
und Ischia lag das offene Meer; im Norden hinter dem Vesuv war blos
noch das Alpha des großen Bären sichtbar, aber im Zenith hatten sie
Perseus, Cepheus, Andromeda und Cassiopeia. Sie gingen weit hinaus
bis zum Gipfel der Klippe, sodaß sie unter sich die ganze Wasserfläche
hatten, die, ruhig wie ein Spiegel, den ganzen Theil der Sternkarte, der
im Zenithe lag, wiedergab..
Es machte einen herrlichen Eindruck auf ihn, den Himmel zu seinen
Füßen zu sehen, und er begann zu schwärmen. Er neigte sich über die
Brüstung und stierte nieder in die Tiefe.
„Seht Ihr, so nahe haben die Sünder wohl niemals die Möglichkeit,
in den Himmel zu kommen, gehabt; das Eine ist sicher, ich bin reich, und
eher wird ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen... Nein, das ist nicht
so! Was habe ich verbrochen, daß ich so reich wurde und so glücklich, daß
ich nicht dorthin kommen soll? Ich erbte die Sünden; es giebt da Erbsünden,
und ich glaubte nicht daran! Aber Perseus, der wurde von Danae in einem
goldenen Regen geboren, und ich sehe ihn dennoch da unten; da unten,
jawohl! Aber der Himmel ist ja da oben, da muß das da unten das
Andere sein!“
In diesem Augenblicke fiel ein Stern gerade vom Zenithe aus; er sah
nur den Reflex im Wasser und erschrak über den lichten Punkt, der von
tief unten auf ihn zuzukommen schien. Mit einem Schrei war er auf
der Barriere.
„Ich komme,“ rief er aus und stürzte sich kopfüber in den dunklen
Spiegel, der zersprang und sich in eine funkelnde Cascade verwandelte. Er
erschien gleich darauf auf der Oberfläche und legte sich, die Sterne be-
trachtend, ruhig auf den Rücken, bis ein Boot kam und ihn aufnahm.

<"page275">

„Ich bin so glücklich," war die einzige Aeußerung, als er in das
Irrenhaus in Neapel geführt wurde.
2: zk
::
Ultimus hatte seine Abhandlung mit der Erklärung zurückbekommen,
daß dieselbe „Entdeckung" ein paar Jahre früher gemacht worden sei und
daß der unbestimmbare Körper sich unter dem Spektroskop als Oxalsäure
entpuppt habe.
Diese Nachricht hätte ihm sicher sein Leben verbittert, wenn er nicht
gleichzeitig erfahren hätte, daß sich seine Schwester mit einem wohlhabenden
Manne verlobt habe, und daß er dem zufolge von jeder quälenden Sorge
für sie befreit sei.
Da er nun alleinstand und frei war, konnte er nicht umhin, sich in
gewissem Grade ruhig und einmal sogar ein wenig wohl zu fühlen. Er
überlegte, ob sich dieses Behagen nicht zu einem dauernden machen ließe;
was ihn beunruhigte und verfolgte, war sein Gelöbniß, den Namen und
den Glanz der Familie wieder herzustellen. Aber Keiner hatte das Gelübde
gehört, welches er nur sich selbst geleistet hatte; er fand, daß sich seine
Mißgeschicke von dem einzigen Umstande ableiteten, daß er den Nullpunkt
auf seinem Glücksthermometer zu hoch angesetzt hatte; es blieb nur übrig,
ihn herunterzusetzen, und er würde glücklich werden. Persönlich war er nicht
ehrgeizig, also ließ sich das ganz leicht machen.
Er begann in Ruhe seine Lebensstellung zu betrachten und fand sie
erträglich. Er bewohnte drei nette Zimmer, hatte einen ordentlichen
Tisch, so große Einkünfte, daß er sich Nichts zu versagen brauchte, und in
seinem kleinen Staat hatte er den höchsten Rang inne.
Er hatte beschlossen, weiter keine Entdeckungen zu machen, uud übte
sich täglich in der Resignation.
Daraus ergab sich, daß er nun ohne Fieber arbeitete und siehe, er sah
ganze Reihen von Thatsachen, die ihm früher in seiner Unruhe miteinander
verschmolzen waren, klarer; nun fand er mit Leichtigkeit eine neue Ver-
besserung in der Arbeitsmethode nach der anderen, und es gelang ihm sogar,
eine „Entdeckung" zu machen, welche die Waaren seiner Fabrik auf dem
Markte gesuchter machte. Früher hatte er im Futur gelebt, darum blieb
Alles imperfect; nun lebte er ganz in der Gegenwart, und darum hatte er
stets einen festen Boden unter sich, um sich darauf zu stützen, ehe er einen
Schritt vorwärts that. Die errungene Ruhe verlieh seiner Person und
seinem ganzen Auftreten eine vertrauenerweckende Sicherheit, und er wurde
oft in wichtigen Fragen der Gesellschaft zu Rathe gezogen.
Nach einem Jahre hatte er zwei Actien der Fabrik gekauft, und bei
der letzten Actionärversammlung ist er zum Ersatzrevisor gewählt worden.
„Der Mann bringt es noch weit," sagte Einer gelegentlich. Selbst
glaubte er nicht daran, denn er wußte aus Erfahrung, wie wenig
eigene Arbeit vermag.

<"page276">

Eine Volksbelustigung.
Angenagelt! So lautete das lakonische Telegramm, das er im Mai
18.. von Upsala erhielt.
In Uebersetzung hieß das: Dein Name wurde auf dem schwarzen
Brett vor dem Decanat, Eisenbrückengasse 7, 2. Stock angenagelt; wenn
Du Dich hier einfindest, so bekommst Du für 2 Thaler 50 Oere einen
halben gesiegelten Bogen, mit zwei schlechten, mit Gansfeder geschriebenen
Namensfertigungen versehen, ferner einige diverse Drucksachen und schließlich
eine 25-Oereskarte. Dieses Papier – welche Freude für die Eltern,
welche Genugthuung für die Vormünder – ist ein Paß, welcher Dir eine
Aussicht eröffnet, vielleicht auf den Granparnaß in der Domkirche, vielleicht
auf den Predigtstuhl oder das Lazareth. Dieses Papier soll Deinem Ver-
leger gleich einer Lebensversicherung gelten, denn Du hast Deine Zukunft
in die Hand genommen, Du bist gerettet – Du hast Dein Latein ge-
schrieben.
Eine so große Rolle spielte so manches, manches Jahr die lateinische
Sprache auf der Universität, daß wenige Examina abgelegt werden konnten,
ohne daß der Delinquent zuerst öffentlich eine lateinische „Abhandlung ver-
faßte", wie das so schön hieß.
Verfassen galt allgemein für sehr schwer; aber öffentlich verfassen war
beträchtlich schwerer. Deshalb suchte man sich möglichst davon zu befreien,
und schließlich waren diese Schreibungen, die zwei Mal jährlich vorgenommen
wurden, so entartet, daß sie als eine Art wiederkehrende Volksbelustigung
betrachtet wurden, denn Keiner brauchte durchzufallen, wenn er nur die
Sache verstand. Dazu gehörte, daß eine Zeit vor der eigentlichen Schreibung

bei dem betreffenden Adjuncten oder Professor gleichzeitig abgegeben wurden: drei Aufsätze, drei Uebersetzungen und zehn Reichsthaler. Gerechterweise mußte man einsehen, daß der Preis festgesetzt war.
Wurde Einem nach dieser vorbereitenden Probe widerrathen, hinauf zu gehen, so sollte man es lieber nicht thun, denn es gab doch gewisse Grundsätze, im anderen Falle wählte man eine gute, zuverlässige Gesellschaft und ging hinauf.
:: :: 2:
Mitte April erlaubte die Wärme keine weitere Vorlesung mehr, und das Semester war verpfuscht. Da blieben so viele ungeschobene Kegel bei „Lambys“ übrig und im „Hof“ so viel ungetrunkener Punsch.
Man wollte doch die Sünden des verflossenen Semesters dadurch gut machen, daß man sein Latein schrieb. Die Vorbereitungen waren erledigt, und der Vortag des entscheidenden Tages war da.
Um sechs Uhr Abends strömten Schaaren von Studenten hinauf in den Saal, gefolgt von Stubenmädchen mit Kleiderkörben und Nachtsäcken, voll mit Büchern, die Tags darauf als Quellen benützt werden sollten.

<"page277">

Bald wimmelte es in dem niedrigen Raume; man bildete Gruppen und zeichnete mit Kreide seinen Namen auf die schwarzen Tische; legte seine Büchersammlung auf den Boden und empfing vom Cursor Bergholm gute Lehren und Ermahnungen, besonders wenn Einer grünlich aussah.
Mancher Uebriggebliebene, der im Vorjahre Unglück gehabt hatte, wurde von dem Alten mit einem bekannten Nicken begrüßt und mit dem. Versprechen, er werde dieses Mal versuchen, ob er Etwas für ihn thun könne.
Am folgenden Morgen, Punkt Acht und ein Viertel, war man in einer Anzahl von 400 Mann auf den Plätzen, und das Mittagessen wurde erst auf ein Uhr bestellt.
Der Decan fand sich ein, das Geräusch verstummte, und nun wurden unter Todtenstille die Themen verlesen, die zu behandeln waren.
Hierauf trat der Cursor auf und hielt die altbekannte Rede, welche die Ordnungsregeln einschärfte, allzu umständlich, als daß sie hier wiedergegeben werden könnten. Er war dazu da, die Disciplin aufrecht zu halten; der anwesende Docent fungirte blos, der war unbestechlich, taubstumm und blind.
Nun begann man mit künstlicher Ruhe die Bleistifte zu spitzen, das Papier zu falten, die Namenszüge anzubringen und die Buchstaben in dem Thema zu schattiren, während man über die Auswahl des Stoffes grübelte. Man wählte meist einen solchen, in dessen Uebertragung aus dem Schwedischen man bombenfest war, da man sehr wohl wußte, daß im „Allgemeinen es nichts Unsichereres gebe“, als eine lateinische Uebersetzung. Meist wurde ein solches Thema gewählt, in dem man irgend welche altbekannte Namen entdeckte, wie Sulla, Cato, Cäsar, Alexander u. A., weil man da die beste Aussicht hatte, Etwas aus den Autoren herauszubekommen, z. B. aus dem göttlichen Cornelius, dessen Aufsätze Früchte von des Verfassers wiederholten Lateinschreibungen zu sein schienen, oder dem unerschöpflichen Livius, dessen reizende Perioden aussahen, als seien sie auf der Strumpfstrickmaschine verfertigt. Der Letztere war besonders für die gut, welche ein besseres Zeugniß haben und viel schreiben wollten. Da trug man das Gerippe einer Periode wie die Kette eines Gewebes auf und machte einen Einschlag!
Genug davon, der Vorsichtige und Schwache schrieb einen kurzen Aufsatz, von einem so schwachen und kränklichen Schwedisch als möglich, mit der Gewißheit, daß daraus das beste Latein entstehen werde.
Und hierauf übersetzte er!
Voilà tout!
War man sehr schwach, so hatte man alte aufbewahrte Themabücher mit und localisirte. Ein Aufsatz von Augustus z. B. wurde zu einem von Gustav III. localisirt. Cäsar wurde zu Napoleon u. s. w.

<"page278">

Der Geschickte hingegen konnte, wenn er alle schweren Wendungen zn vermeiden verstand und wenn er seine „Conjunctionstabellen bei der Hand hatte“, dieser konnte von der „Palette“ (einer Liste von Phrasen und Bonmots aus Cicero) einen oder den anderen Abklatsch zusammenstellen und ein ganz erträgliches Latein aufbringen, das mit dem hohen Zeugniß „approbatur“ ausgezeichnet wurde.
Der Vormittag verging ruhig nnd still unter tiefsinnigen Forschungen, höchst selten von schwachem Geflüster unterbrochen. Der wachthabende Docent saß, las in einem Schmöker und sah Nichts; die Blicke des Cursors

folgten mißtrauisch Jedem, der sich vorn zwischen den Tischen umherdrückte,
um ein Glas Wasser zu trinken und auf dem Rückwege irgend eine leise
Mittheilung zu geben oder zu empfangen.
Es wurde 12; die Sonne stieg hernieder über die Domkirche, der
Schnee schmolz auf dem Dach und begann gegen die Fensterbretter zu
prasseln, die Dohlen schrieen rings um den Thurm, und die Kathedralisten,
welche entschlüpft waren, spielten unter lautem Geschrei Habicht und Tauben.
„Ob man das Fenster öffnen solle,“ schlug Einer vor. Es geschah.
Und nun strömte die Frühlingsluft herein und belebte die Sinne; man
holte Athem und begann zu plaudern.
„Schreibt das Concept zu Ende, ehe das Essen kommt,“ warnte ein
älterer Kunde. „Ich kenne das dann.“
Man schrieb nun, was das Zeug hielt, und die Uhr schlug Eins!
Allgemeines Dehnen, Strecken und Gähnen! Die Speisekörbe wurden ge-
bracht, und man stürzte auf die Beefsteaks und Butterdosen, Brodkörbe,
Suppentöpfe, Weinbouteillen, Cognaccaraffen und Branntweinflaschen.
Der alte Prüfungssaal war in einen Festsaal verwandelt; das war
ein Bankett von eigenthümlichster Art.
Ein dicker Theologe mit dem Serviettenknoten am Halse war kühn
genug, mitten im Zimmer einem Juristen mit einem Glase Portwein vor-
zukommen.
Die Körbe krachten, Messer und Gabeln klirrten; Einer steht in Hemd-
ärmeln da und wundert sich, ob denn Keiner eine Cigarre.. Ein Anderer
beginnt, nachdem er sich mit einem Gartenmesser die Zähne gereinigt hat,
eine unbekannte Melodie zu pfeifen. Und der wachthabende Docent, welcher
alldem den Rücken kehrt, starrt zum Fenster hinaus und ißt ein dickbestrichenes
Butterbrod.
Hier erhoben sich Bedenken, und in der Freude faßte Mancher den
wohlweisen Entschluß, die ganze Schreiberei auf den Herbst zu verschieben,
– es war ja offenkundig Sünde, an einem so schönen Tag da drin zu
sitzen, und so ging man.
Die Bleibenden redigirten einander die Arbeiten, und eine kamerad-
schaftliche Mittheilung von Kenntnissen griff Platz, wenn der Lehrer nicht
eingriff.

<"page279">

Als die Uhr Zwei schlug, lieferte er, der geblieben war, folgende
Geistesprobe pro gradu ab, die hier in Uebersetzung mitgetheilt werde:
„Lucius Sulla heilte sein Vaterland mit stärkeren Heilmitteln,
als es nöthig war.“
„Seitdem Carthago zerstört war, begann die alte Macht Roms zu
wanken, denn von der Furcht vor der wetteifernden Stadt befreit und
übermüthiger als nöthig, vertrauend auf seine Macht, zögerte es niemals,
die ungerechtesten Thaten zu begehen, wozu gerade in der letzten Zeit kam,
daß der Schatz des Attalus und die Asien geraubten Reichthümer be-
sonders dazu beigetragen hatten, daß des Volkes Sitten verderbt wurden,
und daß die Römer, betrügerisch, wie sie waren, die angrenzenden Staaten
bekriegten, worauf folgte, daß sie, da sie die Heiligkeit des eingegangenen
Bündnisses verletzten, das allerschlechteste Beispiel gaben, was bewirkte, daß,
als der drohende Krieg mit den Bundesgenossen wirklich ausbrach, der
römischen Macht das größte Unglück zustieß, und daß, als endlich Friede
wurde, wobei sich die Anzahl der Mitbürger außerordentlich vermehrte, dies
das Signal gab zu einem Bürgerkrieg.“
– Das war Livius; nun kommt Tacitus. Vorwärts! Galopp!
„Dieser Krieg zerstörte die Republik und die Freiheit; manches Ver-
brechen gegen die Götter hatten die Römer begangen; es war Zeit, daß
diese Schuld gerächt wurde; ein Rächer erstand, als der Untergang des
Reiches nicht fern war; er verschaffte sich die stärksten Heilmittel, da er
den Staat in den letzten Zügen sah, denn er glaubte ihn noch heilen zu
können; Sulla zweifelte ja nicht, daß das Vaterland, so verzweifelt auch
die Sachen lagen, dennoch von äußeren und inneren Feinden werde befreit
werden können.“
– Und nun wieder im Trab!
„Schließlich, als er nach der Beendigung des Krieges gegen Mithri-
dates das Heer nach Rom zurückgeführt hatte, begann er auf die entsetz-
lichste Art gegen seine Widersacher zu wüthen, und um seine Vorsätze leichter
ausführen zu können, proscribirte er die Namen seiner Feinde und setzte
den Angebern derselben Belohnungen aus.“
– Diesen Satz nahm er unverändert aus Gedikes „Schreibübungen“.
„Worin gerade die Ursache, aus der die Stadt, nachdem durch die
Proscription die größten Verbrechen begangen worden waren, zusammen-
brach, lag.“
– Diesen Satz hatte er selbst geschrieben.

Seit im Jahre 1872 durch eine Kundmachung auf der Consistorial-
thüre der Ausschank von „Spirituosen und anderen starken Getränken" bei
den Lateinschreibungen verboten wurde, ebenso der Gebrauch von warmen
Speisen, erlahmte das Interesse für das schöne Meisterstück derart, daß der
Cultusminister 1873 das Latein ganz und gar abschaffte.

<"page280">

Zwei Dichter.
Er trug langes Haar, war schwach auf der Brust und trank Absynth.
Seine Gymnasialzeit fiel in die Zeit des Aufblühens der Litteraturvereine.
Demnach befaßte er sich sehr wenig mit seinen Aufgaben, sondern schrieb
Vorträge in langen und kurzen Zeilen; zwar davon hätten ihn die
Commilitonen in Upsala curiren können; leider entschied sich aber seine
ganze Richtung damit: er war „Idealist" geworden und glaubte an das
Nichtseiende; dafür aber betrachtete er seinen ganzen Aufenthalt in Upsala
als nichtseiend; und das bekam er zu verspüren.
Während er nämlich noch ins Gymnasium ging, war in Upsala schon
die Reaction eingetreten. Der letzte „Dichter" hatte sich den Hals durch-
geschnitten, um der Verhohnekelung zu entgehen; Keiner beklagte das Schicksal
des Mißleiteten; nicht einmal sein Biograph konnte ein leises Lächeln über
ihn unterdrücken. Zudem hatte die ganze Zeit eine praktische Richtung
eingeschlagen, die ihren directen Einfluß auf das akademische Treiben übte;
man sah ein, daß man nach Upsala fahre, um sein Examen zu machen,
nicht um Student zu sein. Dazu trat zufällig noch ein Weiteres: Der
Untergang des Skandinavismus in und seit dem unglücklichen dänischen
Kriege hatte die Jugend allen Glaubens an die Schönrednerei beraubt, und
darum begann sie zu zweifeln. Ferner hatten die rücksichtslosen Nordländer
bei der letzten Studentenversammlung erklärt, die Studenten seien gar nichts;
dadurch, daß sie eine Zunft bilden, ständen sie dem Licht im Wege, und
man könne nicht eher als rechter Staatsbürger leben, als bis man aus dem
„Studentenmilieu" austräte, und so weiter, was auf den Studentengeist
gewissermaßen eine abkühlende Wirkung hatte.
Inzwischen kam er an „mit seinem warmen, feurigen Gemüth und
seinem offenen Herzen; er war ein liebenswürdiger Jüngling, gemüthlich,
herzensrein und vertrauensvoll; er glaubte an alles Gute und Edle, Große
und Schöne", wie ein Chronist bei einem lustigen Anlasse äußerte.
Eines schönen Abends kam er auch in einer solchen Verfassung auf die
Bude, als daselbst gerade Vereinsabend war, und war unvorsichtig genug,
sich, als der Curator die neu angekommenen Kameraden bat, sich wie zu Hause
zu fühlen und mit ihren Talenten zur Verherrlichung des Festes beizutragen,
an diesen zu wenden.
Er trat vorne zur Bühne, warf die krausen Locken zurück, klopfte
funkelnden Auges zwei Mal und declamirte mit Feuer folgendes Gedicht:
Eilet dahin auf der herrlichen Bahn, wo in glänzenden Ringlein
Ueber der Zukunft Gefild gleitet ihr glänzender Weg.
Siehe nur, fern davon steh'n noch unbekannt tausende Freuden,
Lächelnd blicken sie her, wenn auch aus Nacht noch und Graus,
Winken so froh, die seraphische Schaar aus den rosigen Wolken
Singend der Zukunft Gesang. Namenlos süße Musik!

<"page281">

Hier wurde der Sprecher von einem Tusche unterbrochen, fern aus
der Pianoecke, wo ein poesiefeindlicher Landsmann versuchte, auf einer
Tenorposaune einen Ton hervorzubringen.
Aber der „Dichter":
Hastet begehrend dahin, auf ungleichen, lockenden Pfaden
Drängt zu der Tiefe der Gruft, drängt zu der Wissenschaft Grab.
Hier brach die ganze Versammlung in homerisches Gewieher aus;
aber der Dichter fuhr unter heftigen Lachsalven fort, wild, fanatisch:
Schwebet auf Schwingen dahin, zu klaren, erfrischenden Nähen
Zaubrischem Dichtergefild, Geistes ätherischem Reich,
Malet der Zukunft verlockendes Bild in tausenden Farben...
Bravorufe und Gelächter begleiteten ununterbrochen seinen Vortrag.
Schließlich ließ sich ein Ruf hören: „Pfui Teufel, das ist ja ernst
gemeint!".
Man bildete Gruppen und plauderte laut! Aber er fuhr fort, seine
Brust keuchte, und die Augen gingen ihm über.
Als er fertig war, schlug der Curator an sein Glas und brachte ein
Hoch dem „Dichter".
Er wußte nicht, daß dies gerade zu den Trümpfen der älteren
Landsleute gehörte, irgend ein Stück von Tegner in überpathetischer Art
aufzusagen, und daß er zuerst als Imitator beifällig aufgenommen wurde,

(Trompetenstoß) und erst zum Schluß erkannt und als „Dichterling“ aus-
gelacht wurde.
Nun hielt man ihn für geheilt. Weit gefehlt! Die Märtyrerglorie
war zu schön. Er sammelte bald Gesinnungsgenossen und stiftete einen
Geheimbund, der Poesie verbrach, welche bei den Sitzungen neben fleißigem
Punschgenuß beurtheilt wurde.
2: ::
::
Inzwischen hatte am selben Abend, an welchem der „Dichter“, wie
nun sein Spitzname war, sein Fiasco gemacht hatte, ein anderer junger
Neuling sich einführen lassen und war mit einem Gedichte hervorgetreten.
Das war aber etwas Anderes!
Er besang die hohen Holzpreise, sein Stubenmädel, das Beisel, in dem
er aß, die schädlichen Einflüsse der Collegien, die Vortrefflichkeit des Punsches,
den Bürgermeister; er sang, wie man den Polizeimann am besten anulken
und den Handwerker um seine Waare prellen könnte. Dann gab er die
Adresse von Bierhallen, jammerte über seine vielen Schulden, daß er, wahr-
scheinlich ohne ein Eramen zu machen, als Upsalaer Student enden werde;
er erwog die Frage, daß er in einem Stalle sterben werde, und schilderte sein
Verhalten in diesem Falle und Anderes, was sich nicht wiedergeben läßt.
Das war nichts Ernstes, das! Der Beifall war auch unerhört und
aufrichtig. Rede und Gegenrede wurde herzlich, die Nation hatte einen

<"page282">

Poeten. Er wurde Bruder mit Senioren und Curatoren und Hauswart
und Bibliotheksausschuß.
Eine Zeit lang war er Bühnenleiter, hatte Eintritt in das glänzende
N.N.-Haus, wo er mit den Docenten seines Hauptfaches sich verbrüderte,
was ihm bei den folgenden Prüfungen sehr nützte; außerdem war er
Marschall bei einem Feste in der Katharinenkirche und hielt bei dem Nord-
feste die Rede auf die Frauen; Alles gelang ihm, und er hatte sich einen
dauerhaften Ruhm begründet.
Die Neider nannten ihn einen Narren, und er werde niemals sein
Examen machen. Aber er ging ordentlich zu den Collegien und schwänzte sie
niemals; er war kein Zecher, aber er besuchte oft ein fröhliches Gelage und
verkehrte in Häusern, in denen er wegen seines anspruchslosen Auftretens
und seiner heiteren Lieder gerne gesehen war.
Der „Dichter“ hingegen brütete immerzu; sein Haar ward immer
länger, und der Absynthe wurden mehr. Den Poeten verachtete er tief; er
machte gewöhnlich folgenden Unterschied: Jener schreibt zu seinem Vergnügen,
ich schreibe in vollem Ernste. Uud das that er, denn er that nichts
Anderes. Er machte lange Promenaden nach Alt-Upsala hinaus, um dem
Sausen des Nordwindes in den Bäumen beim Kirchhof einige alte Sagen
abzulauschen; er rief die Schatten der alten Hünen aus den Gräbern,
aber es kam Keiner; er erging sich im Kronpark, um sich „Stimmung zu
machen“, aber er fand keine; er trieb sich auf den Landstraßen herum,
aber es half Nichts. Er studirte Nichts mehr, als die schöne Litteratur
und die ästhetischen Systeme. An den Abenden aber mußte er von Be-
wunderern umgeben sein (mit Toddys); da lebte er auf und konnte sogar
genial werden..
Tags darauf war er beim Schreibtische ganz steril.
So verlebte er einige Semester sehr zurückgezogen; in Aller Antlitz
glaubte er Hohn zu lesen; sogar sein Verein äußerte Zweifel an seiner
Begabung und fand bald den Grund. Sie wurden seiner überdrüssig und
konnten ihn nicht länger interessant finden. Und gerade interessant wollte
er sein. Verhöhnt, verachtet sein, aber nur die Aufmerksamkeit auf sich
ziehen, Sympathie erregen, sagte er. Er mußte interessant sein, koste es,
was es wolle.
Zuerst stieß er auf den neuen Typus, der so alt, so alt war; er fand,
daß er nach Vischers System ein „gebrochener Genius“ sei, und nun mußte
er gebrochen sein, koste es, was es wolle.
Er schnitt sich das Haar ab und ließ nur ein paar Zwickel heraus-
wachsen; er kleidete sich ordentlich, schrieb unpassende Lieder, führte rohe
Reden und ein zügelloses Leben mit einigen Freunden. Daneben hatte er
hysterische Rückfälle und schrieb klagende Lieder. Da er aber die Jahre her
gelebt hatte, ohne in Wirklichkeit ein Leben zu führen, so hatte er Nichts
zu schreiben, als den eigenen Kummer, aber sein Kummer war keiner, denn

<"page283">

er kümmerte sich um Nichts, als um sich selbst, und sich selbst hatte er
herausgewinselt und weggeschmiert, so daß sich Nichts mehr davon vorfand.
Aber das begriff er nicht!

Inzwischen hatte das Gerücht von dem regellosen Leben des Sohnes
das niemals taube Vaterohr erreicht, und der Vater, ein Großhändler in
Sundsvall, beschloß eine Revisionsreise nach Upsala, um den Sohn zu
überraschen und fürchterliche Musterung zu halten. Das Unglück will, daß
er bei seiner Ankunft in der Stadt auf einen alten Freund stößt, den er
manches Jahr nicht gesehen hat, und mit dem er deshalb speist, worauf
der Sohn überrascht werden soll. Das Mittagmahl zieht sich in die Länge
und Breite, denn die beiden Freunde haben, betreffend die Maßregeln, die
man gegen den verlorenen Sohn ergreifen solle, manches Project zu
erörtern.
Nachdem sie gegessen hatten und etwas benebelt geworden waren,
gingen sie aus, das verlorene Schaf zu suchen. Er befand sich nicht
zu Hause, sondern vermuthlich im „Himmelreich" oder bei „Ackerstein".
Nachdem man sich bei Ackerstein mit einem Toddy aufgehalten hatte,
kam man zu Taddeus und bekam die kleine Wendeltreppe zu kosten, die
in's Himmelreich führt. Dann schwankte man einige Mal in dem finsteren
Gang hin und her, hörte einen Schrei wie aus einem Abgrund, eine Thür
sprang auf, und heraus ergoß sich ein Strom von Licht, Tabaksdampf,
Punschdunst und Gebrüll.
Das war das Himmelreich!
Der Sohn stand gerade in Hemdsärmeln bei der Bowle, um eine
Rede zu halten; er begriff im Augenblick die Sachlage, füllte sein Glas
und bat die Gesellschaft, die Ehrengäste mit einem viermaligen Hoch zu be-
grüßen!
Die gewundene Treppe, der Uebergang von Dunkel zu Licht, die
Hochs, vielleicht am meisten das Diner betäubten den Alten ganz, und sein
Eintritt mußte ihn sehr compromittiren, es sei denn, daß er dem Sohn in
die Arme stürzte.
Dann wurden mehrere Bowlen getrunken und im großen Saal bei
Gästis Sexa*) gegessen, und dort wurde gesungen und geredet; der Sohn
toastete auf den Vater und die Collegen auf den Sohn, wobei der Vater
so stolz wurde, einen nach der Schilderung so vortrefflichen Sohn zu haben,
daß er ihn später in eine Fensternische zog und ihn fragte, ob er Geld
brauche, worauf der Sohn „Nein!" sagte. So ein Nein! sei Geld werth,
meinte er.
Später um Mitternacht wurde der Vater auf einem Stuhl um den
Saal herumgetragen, unter allgemeiner Absingung von Volksliedern.
*) Ein Vorgericht, das aus Schnaps, Butter, Brot, Heringen, Sardellen, kaltem
Aufschnitt und Käse besteht; es kann auch, mit warmer Küche gemischt, als Abend-
brod dienen.

<"page284">

Unter solchen Umständen gab es keine Musterung mehr, und der
Vater reiste mit dem besten Eindrucke ab; der Sohn hingegen setzte unent-
wegt sein gottloses Leben fort, an dem er nun hervorragendes Behagen
fand. Er wurde dick und fett, und sein Brustleiden gab sich, seit er den
Absynth mit dem Punsch vertauscht hatte. Er versöhnte sich mit Nahrung
und Genüssen, begann schon sein Frühstück in der Kneipe zu essen und legte
sich einen Rattler zu.
Zum nächsten Maifest hielt er eine lustige Rede in der Nation, und
zur Herbstlandschaft hatte er drei unziemliche Lieder gelernt.
Er war sichtlich auf dem Wege der Besserung, und Einer oder der
Andere von seinen Widersachern bekannte offen, daß sie sich in ihm getäuscht
hätten.
Inzwischen hatte er Alles, was er in der Schule gelernt hatte, wieder
vergessen und sah eines Tages, daß er keinen Kopf zum Studiren habe.
Da schlug er sich den Doctor aus dem Kopfe und suchte einen Platz bei
einem Holzpatron in Nordland. Nun war er der lustigste Holzinspector in
Sundsvall, liebte gutes Essen und starke Anekdoten, haßte aber
die Poesie.
2: 2k
2:
Der Poet hingegen, der ging in aller Ruhe seinen Weg und machte
ein gutes Examen.
Geschrieben hat er: ein Gedicht auf das Begräbniß einer Königin,
wofür er eine brillantene Busennadel erhielt, zwei Weihgesänge, 18 Hoch-
zeits-, 6 Tauflieder und manche, manche Tafellieder. Zum nächsten Jubel-
fest dürfte er auch eine Bestellung auf eine Cantate bekommen. Das wird
wieder eine sein!
Seitdem seine „gesammelten Gedichte" erschienen sind, gehört sein
Name der Literaturgeschichte an.
Er wurde zwei Mal biographirt (das zweite Mal in zwei Auf-
lagen) und man hat schon den Buchsbaum für seinen Holzschnitt aus-

gesucht.

<"page285">

Der übrig blieb.

Von
MPanda v. Bartels.
– München. –

EAs war im Juli, und die Hitze, die ihre zitternden Silberfäden draußen über die
#2 reifenden Felder und die sonnenverbrannten Torfmoore gesponnen hatte, lastete
drückend auf den rothen Dächern von Utrecht. Es war eine träge, heiße Stille, gut zum
schlafen. Die Straßen waren leer, und höchstens an der Schattenseite der Häuser entlang
schob sich Einer, mit schwerem Schritt, der die Mittagsgluth nicht meiden konnte. Auf
dem trüben dunklen Wasser der alten Gracht lagen die braungemalten Schuiten mit den
grünen Kajütenfenstern; und die Sonne brannte auf die Planken ihrer flachen Decks
hernieder, bis Theer und Harz zu schmelzen begannen und ihr Odem mit dem zitternden
Sonnenflimmern vereint über dem Wasserspiegel brütete.

Alles still, wie verzaubert; bis der Wind darüber hinstrich und die alte Gracht mit
einem leisen Schauern sich besann, daß sie lebte, immer noch lebte und daß sie ihre Wasser
weiterrollen müsse, dem Meere zu. Und dann schob sie ihre dunklen Wogen plätschernd
an den feuchten modernden Mauern entlang, sacht, wie im Traum; wie sie es gewohnt
war alle die Jahrhunderte lang.

Der Wind aber fuhr weiter wie Einer, dem es zukommt. Warm und schmeichelnd
spielte er durch die engen Straßen, legte eine feine Schicht von Staub und Sand über
die großen Scheiben der Ladenfenster, um sie blind und grün zu machen, wie er es von
alten Zeiten her gewohnt war; er entführte die Düfte der Waarenlager und mischte sie
durcheinander, einerlei, ob sie zusammenpaßten oder nicht; er stieg hinauf in die Spitze
des alten Martinsthurmes und erschreckte die Tauben, die da oben tn der Sonnengluth
schliefen; dieses Alles ganz ohne Grund, nur weil es ihm so gefiel. Von überall aber
nahm er etwas mit: ein paar Strohhalme von der Straße, ein Stückchen verschlissenes
Tauwerk von den braunen Schuiten, ein paar Federchen von den Nestern am Thurm, und
dann ließ er sich nieder, da, wo er sein Reich hatte, länger als Menschengedenken, viele,
viele Jahrhunderte lang, auf dem Spielplatz, den er sich selber geschaffen, zwischen dem
Thurm und dem Dom.



<"page286">



Seht Ihr, da ist der alte Thurm, braun und alt, vom Sturm der Zeit zerrüttelt,
mit Rissen in den dicken Ziegeln und mit Moos bewachsen – er ist ein Jüngling gegen
den Dom, denn er ist im Jahre 1317 von Herrn Friedrich II. von Sierick angefügt
worden. Der Wind aber ist älter als Beide.

Er pfiff über die Stätte, als die rothen Blüthen der Haide dort nickten, wo jetzt
der Dom steht; er sah den moorigen Grund ausheben, der das Blut verzweifelter Kämpfer
getrunken, und er sah auf der Stelle, die noch von den Fußtritten sterbender Menschen
und Pferde zerwühlt war, die „Fonte“ errichten, daraus man die Widerstrebenden taufte.
Der Wind hörte es, wie sie von einer Stätte des göttlichen Friedens redeten, die da von
König Pipin mit Herrn Willibrodus ausgesandt waren, um die Friesen zu taufen; er
sah die Fußtritte und Schläge, damit man die Widerstrebenden zur Fonte trieb und sie
danach zwang, die Kirche zu bauen, die Herr Willibrodus dem heiligen Martin von Tours
weihte. Im Jahre 697, oder ein weniges später, nicht lange, nachdem Herr Willibrodus
vom Papst Sergius zum Erzbischof von Utrecht ernannt war.

Nach diesem ersten Bischof folgten ihrer zweiundsechzig, und der Wind hatte sie
kommen sehen in prunkvoller Herrlichkeit und darnach im Ocean der Zeit verschwinden,
einen nach dem anderen, bis nichts mehr von ihnen übrig war als das, was die knisternden
Blätter der Chroniken festhielten. Eines nur war, was sich durch viele der vorüber-
rollenden Jahrhunderte nicht veränderte, nämlich, daß die Stätte des Friedens von Blut
und Thränen getränkt blieb. Als ob die Heidengötter trotz Beten und Singen und
Weihrauchstreuen den Platz behaupten wollten.

Der Wind war durch die offenen Pforten in den Dom gezogen, wenn der Bischof
dort seine Reisigen aussegnete zum Kriegswerk, und er war ihnen nachgefolgt über Haide
und Moor, auf den Kampfplatz. Dort hatte er die dumpfen Schläge der hölzernen
Tartschen auf seine Schwingen genommen und das Schreien der Sieger, das Schwerter-
klirren und das wunderliche helle Knacken der Armbrüste und hatte es hinausgetragen über
das zerwühlte Moor in die Dörfer. Er hatte des todten Bischofs Antlitz gestreichelt, wie
er dalag auf dem dicken rothblühenden Haidekraut, das Schwert in der Faust, den Mund
offen zum Befehlen, die Stirn zwischen den Augen in zwei tiefe Falten gezogen. Aber
Herr Bonifacius von Friesland hatte es nicht gespürt.

Der Wind hatte vor der Kirchenpforte gespielt, wie heute, und die Taurestchen von
den Booten gewirbelt, und die Sonne hatte vom lichten Himmel hernieder gebrannt, wie
heute, als am 17. Juni 838 Herr Fridericus von Friesland gerade unter dem Bogen
der Kirchenthür von zwei Mördern erstochen wurde, die die Kaiserin Judith gesendet,
Ludwigs des Frommen zweite Gemahlin.

Aber auch dieses Ereigniß hatte die rollende Zeit mit fortgenommen und den Staub
des Vergessens darüber gelegt, und ein Bischof war dem anderen gefolgt. Sie bauten

den Thurm und erweiterten den Dom und meinten, sich ein herrliches Gedenkzeichen damit
zu richten, und dann kam die Zeit und nahm sie mit fort, wie die Anderen.
Aber der Wind blieb.
Er sah, wenn die Kämpfe der Menschen ruhten, wie das Meer sich aufbäumte und
hereinbrach. Er heulte über den gelben schlammigen Wassern, die über Dämme und
Deiche brausten, die die Dörfer verschlangen und Feld und Wald und Heerden und
Menschen vertilgten; und er sah Herrn Willibrandus Grafen von Oldenburg, der im
Jahre der großen Wasserfluth 1230 Bischof von Utrecht war, mit seinen Getreuen aus-
fahren und auf Kähnen von Dorf zu Dorf rudern.
Zum Trösten und Helfen, meint Ihr?.
Nein. Der Wind sah ihn im Boote stehen, mit fliegendem Mantel, und er hörte,
wie er mit lauter Stimme den Herrn der Welten pries, der die Wasserfluthen gesandt,
ihm, dem Bischof zum Vortheil. Und er sah, wie die Kähne des Bischofs Dorf um
Dorf einschlossen und wie die Mannen Haus um Haus durchsuchten, bis sie Herrn Rudolph
von Loevoerden gefangen, der des Herrn Bischofs Vorgänger, den Grafen Otto von der

<"page287">

Lippe, erschlagen. Und der Wind strich über das offene Boot, darin der Gefangene lag
weiß und zähneknirschend; und er geleitete des Herrn Bischofs Flotte heim nach Utrecht
durch ganze Rudel todter Wölfe, die mit dem gluckernden gelben Wasser sich an den Boots-
wänden rieben. Und der Wind sah, wie der moorige Grund bei St. Martinskirche Herrn
Rudolfs Blut trank, wie zu den Zeiten Fostes, des Friesengottes, als ein Opfer für
den Erschlagenen.
Doch auch dieses Ereigniß löschte die Zeit aus den Gedanken der Lebenden, wie sie
Herrn Willibrandus Grafen von Oldenburgs Seele mit sich führte; und dann rollten
die Jahre wie zuvor und brachten neue Bischöfe in den Dom zu Utrecht und nahmen die
alten hinweg, wie sie gethan hatten alle die langen, langen Jahrhunderte hindurch.
Aber der Wind blieb.
Er sah Häuser und Klöster aus dem moorigen Boden wachsen, er sah, wie die
Haide verdrängt wurde und sah aufbauen von den Einen und zerstören von den Anderen,
in wunderlichem Zwiespalt. Er sah, wie draußen auf der Haide, die des Bischofs Blut
getrunken, sich jene versammelten, die einen besseren Glauben gefunden zu haben meinten,
als den, der siebenhundert Jahre lang an dieser Stätte gegolten. Er kühlte ihre heißen
Gesichter, als sie, sich stark genug fühlend, am 24., 25. und 26. August des Jahres 1566
gegen St. Martins Kirche anstürmten und mit Heugabeln und Leitern, mit Stöcken und
Latten die Bilder der Heiligen von den Wänden rissen, die Altäre vernichteten und an
den steinernen Sarkophagen so viel abschlugen, als der Granit zuließ. Er spielte mit den
zerrissenen Spitzendecken und den goldenen Bändern, die den steinernen Fußboden bedeckten,
als die Bildstürmer gegangen waren. Er knarrte leise mit dem schief in seinen Angeln
hängenden Thürlein des Triptychons, das sie vergessen hatten, völlig abzuschlagen, und er
machte des winzigen Lämpleins rothe Flamme wunderlich aufzucken, das Herrn Fridericus
von Schenk zu Tautenburg leuchten sollte, als er heimlich in der Stille der Nacht den
Dom betrat, um zu sehen, wie weit sie es dort getrieben.
Nur der Wind konnte wissen, ob eine Aehnlichkeit sei zwischen den Bildstürmern und
denen, die der Friesen Götter vernichtet, denn er hatte beide am Werke gesehen zu ihren
Zeiten.
Danach war ein Ende mit den Bischöfen zu Utrecht. St. Martins Kirche lag mit
verschlossener Thür. Die Sonne brütete darüber, Schnee und Regen fegten darüber hin,
und die alten Ziegel begannen zu bröckeln, und wenn der Wind daran rüttelte zur
Winterszeit, nahm er mit den Federn der Tauben auch ein Stückchen altes Mauerwerk
mit hinunter auf seinen Spielplatz neben dem Thurm.
Immer aber verlangte der moorige Grund sein Opferblut, wie zu Zeiten Fostes,
des Friesengottes. Kugeln flogen und schwere Pfeile mit wunderlichen krausen Eisenspitzen,
und wo sie einschlugen, da flossen Blut und Thränen, und der moorige Grund sog sie
auf, wie er es gewohnt war alle die rollenden Jahrhunderte lang.
Dann kamen des Sonnenkönigs von Frankreich Reiter im Jahre 1672. Der Wind
sah sie einziehen, von außen so zierlich, von Herzen so grausam, wie noch keine zuvor.
Er sah sie des alten Domes Thüren sprengen und hohnlachend über die geheiligte Schwelle
reiten. Er sah die Feuer um die alten Säulen lecken, bis sie schwarz wurden vom Rauch,
und er hörte das wunderliche gespenstige Knistern, mit dem die Steinplatten sprangen,
über denen die Feuer glühten. Er sah, wie frevelnde Hände sie von ihrer Stelle rückten
und wie neugierige Augen hinabspähten in die Ruhestätte der Todten. Und er sah (un-
erhört zuvor), wie des Sonnenkönigs Reiter die Grüfte durchwühlten und wie die Hufe
ihrer Pferde auf Schädel und Knochen traten, als sie weiterzogen.
Da sprang der Wind auf und wurde zum Sturm, und ob es gleich im Juli war
und nicht seine Zeit, so kam er über die Haide gerast, wie zu den Zeiten der Heidengötter,
maßlos in seinem Zorn. Er fiel den Dom an wie einen Feind, daß im ersten Anprall
die bunten Glasfenster mit hellem Klirren zersprangen und ihm den Eingang öffneten.


<"page288">

Hei! Wie er umfuhr in dem alten Bau! Wie er das Dach hinunterfegte, als sei

es ein Spielwerk! Wie er Zierrathen und Erker abbrach und Stein auf Stein löste, bis
das Langschiff von St. Martins Kirche am Boden lag wie ein Erschlagener. Da war
er zufrieden.
Die Jahre rollten wie zuvor und wurden zu Jahrhunderten, und sie haben die
Heidengötter mit fortgenommen in den Ocean der Ewigkeit und die Bischöfe und des
Sonnenkönigs Reiter.
Einer aber ist, der übrig blieb, der in Regen und Sonnengluth neben St. Martins
Kirche seinen Spielplatz hat; dem die fliegende Zeit nichts anhaben kann und nichts die
rollenden Jahrhunderte. Das ist der Wind.

<"page289">

Dona Francisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Mustersiedelungen im
südbrasilischen Staate Santa Catharina. Von Robert Gernhard, ehe-
maligem Redacteur der „Reform“ in Joinville. Mit Illustrationen nach Original-
skizzen von Paul Kutscha und nach Photographieen aus den Ateliers von C. von Zeska
und Carlos Weise in Joinville, sowie B. Scheidemantel und Alwin Seliger in Blumenau.
Breslan, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.
Die Zeiten, in denen die Auswanderungsfrage für Deutschland eine brennende war,
und alljährlich tausende von überschüssigen Arbeitskräften, die in der Heimat nicht lohnende
Beschäftigung fanden, in die Ferne getrieben wurden, sind vorüber; die seit dem Jahre
1870/71 erfolgte Entwicklung Deutschlands vom Agrarstaate zum Industriestaate, sein so
gewaltig gewachsener Antheil am Welthandel haben es bewirkt, daß trotz der inzwischen
so stark erhöhten Bevölkerungszahl von einer Uebervölkerung heute nicht gesprochen werden
kann; man weiß, wie schwer die Landwirthschaft unter dem Mangel an Arbeitskräften
leidet; und daß auch die Industrie, die jener so viele entzieht, keineswegs Ueberfluß an
solchen hat. Der Gleichgewichtspunkt zwischen Nachfrage und Angebot ist noch nicht er-
reicht, noch immer ist Arbeitsgelegenheit vorhanden, der Wohlstand im Steigen; und
damit der hauptsächliche Antrieb zur Auswanderung beseitigt. Indeß kann dieses Ver-
hältniß bei der starken Bevölkerungszunahme, von alljährlich etwa 800 000 Köpfen, nicht
mehr lange andauern; der Zeitpunkt kann nicht mehr allzu fern sein, in dem man von
einer beginnenden Uebervölkerung wird reden müssen, und damit wird die Auswanderungs-
frage wieder auf die Tagesordnung kommen. Da heißt es denn bei Zeiten Umschau
halten und sich über jene Länder unterrichten, in denen der deutsche Auswanderer die
bestmögliche Gelegenheit zu einer gesicherten, wenn auch nicht mühelosen Existenz, und dabei
zu Bewahrung seiner deutschen Eigenart, Sitte und Sprache findet. Das gottlob stark
entwickelte nationale Selbstgefühl hindert den Deutschen daran, wie in den Jahren der
staatlichen Zerrissenheit und des flauen Kosmopolitismus, in der Ferne im fremden Volks-
thum unterzugehen. Von überseeischen, nicht zum deutschen Colonialbesitz gehörenden Ge-
bieten, die neben günstigen wirthschaftlichen Verhältnissen auch in dieser Hinsicht dem
deutschen Auswanderer vortheilhafte Aussichten bieten, verdient besonders Südbrasilien,
unter welch geographischem Begriff man die Staaten Rio grande do Sul, Santa
Catharina und Paraná vereinigt, in's Auge gefaßt zu werden. Von diesen Staaten sind
wiederum, wie der Verfasser der obigen, in Vorbereitung befindlichen Schrift, die wir
hier nur ankündigen wollen, um späterhin nach ihrem demnächstigen Erscheinen auf sie
zurückzukommen, hervorhebt, Rio grande do Sul und Santa Catharina besonderer Auf-
merksamkeit zu empfehlen, „da hier bereits eine seßhafte Colonistenbevölkerung deutscher
Zunge in bewunderungswürdiger Ausdehnung den Nachweis erbracht hat, daß in Süd-
brasilien sich Siedelungsbedingungen darbieten, welche verschiedenen Millionen der über-

<"page290">

schüssigen oder auswunderungslustigen Bevölkerung des Deutschen Reiches dereinst die Er-
richtung eines Jungdeutschland ermöglichen werden.“ –
Der Verfasser des vorliegenden Werkes, der z. Z. in Elze (Hannover) lebende
Schriftsteller und Redacteur R. Gernhard, der während eines langjährigen Aufenthaltes
-
Katholische Kirche in Blumenau.
Aus: Robert Gernhard: „Dona Francisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Mustersiedelungen
im südbrasilischen Staate Santa Catharina“.
Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.
in Südbrasilien Gelegenheit gehabt hat, sich eine gründliche Kenntniß von Land und
Leuten zu erwerben, hat davon Abstand genommen, die gesammten deutschen Siedelungen
in Santa Catharina und Rio Grande do Sul zu schildern – einerseits wegen der Größe

<"page291">

Colonistenhaus n Vansa.
Aus: Robert Gernhard: „Dona Francisca, Hansa und Blumenau, drei deutsche Mustersiedelungen
im südbrasilischen Staate Santa Catharina“.
Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

<"page292">

der Aufgabe, andererseits mit Rücksicht auf die Herstellungskosten eines derartigen umfangreichen Werkes. Er hat sich damit begnügt, aus dem Kranz der deutschen Siedelungen Südbrasiliens drei im Staate Santa Catharina liegende: Dona Francisca, Blumentau und Hansa auszuwählen, von denen die beiden ersten demnächst auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken werden. So hat der Verfasser denn auch sein Werk als Festschrift den Bewohnern der beiden genannten Siedelungen gewidmet; und es ist zu erwarten, daß es dort freudig begrüßt werden wird und auch bei uns, bei der Bedeutung, die jene Gebiete für uns haben und später in noch erhöhtem Maße gewinnen werden, und bei der Wichtigkeit, die demgemäß eine sachliche und auf genauer Kenntniß beruhende Schilderung jener noch viel zu wenig bekannten Länder für uns besitzt, lebhaftem Interesse begegnen wird. Ein weiteres Eingehen auf das Werk, aus dessen reichem, theils nach Originalskizzen, theils nach photographischen Aufnahmen hergestellten Illustrationsmaterial wir einige Proben dieser Ankündigung beifügen, behalten wir uns, wie bereits erwähnt, bis nach erfolgtem Erscheinen des Buches vor. –l–.

Wilhelm Bölsche, Uom Bacillus zum Hffenmenschen.

In geschmackvoll moderner Ausstattung liegt ein neues Werk Bölsches vor uns. Vom Bacillus zum Affenmenschen. Naturwissenschaftliche Plaudereien nennt es der Autor: In der That bietet uns diese Sammlung geistvoller Essays Unterhaltung und zugleich Belehrung, ja vielleicht sogar noch etwas Höheres, das der bescheidene Verfasser nicht vorher ankündigt, und das unangemeldet denn auch stets in's Menschenherz zu dringen pflegt: Begeisterung.

Was die Unterhaltung betrifft, so wird hierin zunächst Vortreffliches geleistet. Nicht leicht wird ein Leser das Buch unbefriedigt – nicht leicht wird er es überhaupt aus der Hand legen. Der Plauderton ist mit glücklichster Sicherheit getroffen, und man meint kein gelehrtes Buch vor sich zu haben, sondern die anmuthigste Vergnügungslectüre. Des Stoffes Schwere macht sich nirgends drückend geltend; denn – wo er's packt, da ist es interessant. Man spürt gar keinen Druck von dem gediegenen Forschungsmaterial, mit dem hier gewirthschaftet wird, man kommt nur zum Genusse. Lauter wissenschaftliche Leckerbissen, feine Pointen, wirksame Gegensätze, ein Humor, der an das Erhabenste sich vertraulich heranmacht mit dem unverlierbaren Gefühl der Ruhe, wahrhaft Unverletzbares niemals verletzen zu können, lichtvolle Personalcharakteristiken gelehrter Größen, volksthümliche Kernworte zur rechten Zeit, und das Alles im einem Stile, dem man die rothwangige Frische anmerkt, die der Aufenthalt auf gesundem Geistesboden verleiht.

Was nun die versprochene Belehrung anbelangt, so wird man sich nach dem Gesagten bereits denken können, was uns vorgesetzt wird. Es ist die Naturwissenschaft, die bei uns heimkehrt wie ein guter Sonntagsonkel mit vollen Taschen. Der Onkel hat erstaunlich viel mitgebracht, aber er verdirbt uns nicht den Magen, sondern hinterläßt in uns nur den Wunsch nach baldiger Wiederkunft. Man notirt sich gern allerhand erwähnte Bücher, auf die uns Appetit gemacht wurde. Man freut sich, noch so viel vor sich zu haben, nämlich wenn man ungebildet ist, wie sich das bei uns Lesern von selbst versteht. Aber auch Leute, die schon viel wissen, nehmen Bölsches Werk mit Freude zur Hand; denn er sagt Alles anders als die Anderen und wahrlich nicht gerade schlechter, mehr poetisch vielleicht und weniger kathedermäßig, mehr studentenhaft – aber im schönsten Sinne; studentenhaft so wie Victor Scheffel ein ewiger Student ist.

Und jetzt die Begeisterung! Ja, die ist bekanntlich keine Heringswaare, und es läßt sich auch schwer darüber reden. Bölsche ist ein gefährlicher Herr für fromme Enggläubige, denn trotz aller Poesie steckt der Satan boshafter Voraussetzungslosigkeit ihm im Leibe. Er ist so klar und gedankenreinlich wie ein heller Morgen, und da kommen die Gespenster nicht hervor. Er überzeugt vollständig durch seine anschauliche und gesunde Vortragsweise. Schließlich aber tritt das Widerspiel des Kirchenglaubens in reinster Kraft hervor, nämlich die unzerstörbare Geistesseligkeit und Wonne angesichts der muthig angeschauten Natur, die herrlich ist wie am ersten Tag in allen ihren Werken. Da bricht dann gleichsam eine neue Religion hindurch. Gerettet ist dasjenige, was der kirchlich Gläubige in der Beschränkung nur zu finden vermeint, und das doch allenthalben zu gewinnen ist, ganz ohne Vorsichtsmaßregeln der Askese oder Vereinsamung: – die Begeisterung! Begeistert werden wir, mitgerissen von dem mächtigen Vertrauen, das sich zu der unendlich wunder-

<"page293">



baren Mutter Natur nothwendig bei dem ernsten Denker einstellt, und wir sehen die naturwissenschaftlichen Plaudereien fast zu Predigten von ungewohnter Herrlichkeit verklärt. Freilich er predigt nicht wie die Wortgläubigen, aber es ist in ihm ein Glaube lebendig, der glockenrein die Festtagsfreude einer ewigen Osterfeier verkündet, eine Auferstehung des Fleisches an tausend und abertausend Orten – aber ohne Mysticismus und ohne auserwähltes Priestervolk: die gemeinsame Entwickelung.

Der Inhalt des Werkes wird durch den Titel „Vom Bacillus zum Affenmenschen“ kurz und bündig zusammengefaßt. Der naturwissenschaftliche Plauderer kommt sozusagen von einem Ende seines großen Weltbildes zum andern. Unter den Aufsätzen ist speciell der erste den Bacillus-Gedanken und einer der letzten dem Affenmenschen von Java gewidmet. Der Gedankenkreis dehnt sich dann allerdings noch weit über das Zoologische hinaus. Der zweite und der letzte Aufsatz versetzen uns in's astronomische All; das Märchen vom Mars wird ausgesponnen und kritisch beleuchtet und die Weltuntergangsfurcht „Wenn der Komet kommt“ ergötzlich zurückgewiesen. Einige Aufsätze bringen uns dann zoologische und geographische Gespräche, die eine gar poetische Stimmung enthalten.

Wir erblicken unsere Erde in einem längst vergangenen Zustande, bewohnt und bewachsen von seltsamen Lebewesen; wie mit einem Zauberschlage enthüllt uns die Phantasie das Dahingeschwundene, daß wir es leibhaftig vor Augen zu sehen glauben. Der alte Ichthyosaurus erwacht zu Leben und Gestalt. Und der Bierhumor der Studentenkneipe und die arbeitsame Stille des Laboratoriums verquicken sich miteinander zu einem harmonischen Etwas, das noch gewürzt wird durch die landschaftlichen Erinnerungen eines sinnigen Reisenden. – Ganz vorzüglich wird dann der dicke Vogt abgethan und dabei doch so verständnißinnig gewürdigt. Man muß es lesen, um diesen köstlichen Doppelcharakter der gerechten Kunst zu genießen. Als leuchtende Sonne am Gelehrtenhimmel tauchen dann die Namen des großen und gelinden Darwin, Fechners und des ewig jungen Haeckel auf. Das Lob aus Bölsches Munde berührt ungemein wohlthuend, denn es kommt bei ihm aus einer so treuherzig vom Werthe des gelobten Geistes erfüllten Seele, daß die besten Ausdrücke ruhiger Würdigung sich wie von selbst ergeben zu haben scheinen.
- H.

«

Im Recht?

Roman von Elisabeth Gnade. Dresden, Carl Reißner.

Ein Buch, das, gleich dem vorliegenden, durch seine Lectüre anregt, wenn möglich noch ein Buch darüber zu schreiben, muß ein bedeutendes sein, weil es entweder durch den Stoff, den es behandelt, oder die Art, in der das geschehen, lebhaftes Interesse erweckt. Elisabeth Gnade hat ein bedeutsames Problem zur Behandlung gewählt, und, wie es von ihrer bekannten dichterischen Eigenart zu erwarten ist, hat sie es feingeistig, warmfühlend und in reichen dichterischen Inspirationen ausgestaltet. Viel hat die Dichterin über ihr großes Thema nachgedacht, das ist offenbar: viel giebt sie ihren Lesern noch zu denken, und – das Resultat? Nach unserem Dafürhalten ist Elisabeth Gnade nicht „im Recht" geblieben mit ihrer Darstellung und ihrer Durchführung jener ernsten Frage: „Wie weit ist ein Paria des Geschickes, einer jener Unglücklichen, denen durch ein schweres Gebrest die volle Bethätigung seiner Kräfte versagt ist, berechtigt, sich an den Tisch des Lebens zu setzen und nach dessen Gaben zu greifen?" Die Frage ist so bedeutungsschwer, weil jene Unglücklichen niemals aussterben und in jedem einzelnen Fall, in dem sie praktisch gestellt ist, die Gefahr einer tragischen Wendung sehr naheliegt. Gremplificiren wir kurz, wie der Raum es leider erzwingt, aus dem oben genannten Buch: Gerhard Zöller, ein junger, zukunftsvoller Maler, ein geistig hochorganisirter, temperamentvoller Mensch, hat sein Herz an Matty Hirt verloren, eine jener holden Mädchengestalten, deren reiche Veranlagung sie befähigt, Glück und Unglück mit derselben seelischen Hoheit und unverwüstlichem Liebreiz zu ertragen. Gerhard hatte Matty seine Liebe bekannt, diese aber eine Bedenkzeit sich erbeten, weil ihr Herz noch nicht klar, nicht dringlich genug gesprochen. Da stellen sich plötzlich die Anzeichen einer ernsten Augenkrankheit bei Gerhard ein; sein ihn über Alles liebender Bruder veranlaßt ihn, einen berühmten Specialisten zu fragen – die Diagnose lautet trostlos; einige Zeit darauf ist Gerhard blind! Und nicht lange später, da glaubte der Arme sein ungeheures Leid nicht weiter ertragen zu können; im äußersten Augenblick erst gelingt es dem stets wachsamen Bruder, den Blinden von dem geöffneten Fenster seines hochgelegenen Ateliers fortzureißen,

<"page294">



aus dem er sich stürzen wollte. Wer war im Recht: der Unglückliche, oder der zärtliche Bruder? Einige Tage später geschah das reflectorisch Unbegreifliche und thatsächlich so sehr Verständliche: Mattys Herz hatte inzwischen laut und unwiderstehlich ihr den Lebensweg gewiesen, in Begleitung ihres Vaters sucht sie den Blinden auf, ihm kündend: „Ich bin hier, Deine Matty; ich bin gekommen, um Dich niemals mehr zu verlassen, um bei Dir zu bleiben, als Dein Weib!" – War Matty im Recht? War es Gerhard, als er ihr Opfer endlich annahm? — Es muß hier eingeschaltet werden, daß diese Scene, in der Matty sich dem Blinden angelobt; in der er sich sträubt, mit triftigsten Gründen es ablehnt, das große Opfer hinzunehmen; in der es endlich Matty mit der magischen Beredsamkeit einer großen Liebe gelingt, für den Blinden und sich selbst das gemeinschaftliche Leben in der Vorstellung auszugestalten, zu lauter Feiertagen, in denen ihr Haus der Tempel, ihre Liebe der Gottesdienst und ihr Zusammensein die Festfreude sein wird – daß diese Scene, als ein poetisches Meisterwerk, als ein Triumph dichterischer Beredsamkeit zu bezeichnen ist. — Matty ist Gerhards Frau geworden; sie haben sich zurückgezogen auf das kleine Familiengut Rinkowo und – nur eine Weile dauert das Glück Mattms. Dem Blinden wird sein Elend dauernd möglichst erleichtert; Matty hält ihr Wort von Anfang bis zum Ende; aber der Blinde hält nicht, was er versprochen! Wohl sind Titanenkräfte nöthig, um dem herzzerreißenden, hirnverwirrenden Fluch gewachsen zu bleiben, eine Anomalie zu sein, immerfort, überall, und doch stets ein Gesicht zu zeigen, das nur Anerkennung, Dankbarkeit, Interesse für die Umgebung ausdrückt, und garnichts von dem rasenden Schmerz zu verrathen, der tagaus, tagein die Seele durchfluthet. Wer hätte das Recht, solche Kräfte gerade bei einem Heimgesuchten vorauszusetzen? zu fordern, daß der zerstörende Einfluß des Elends den Uebermenschen erzeugt?! Daß Gerhard ein Titan nicht ist, das ist verzeihlich; aber er ist hinuntergesunken in das Kleine und Klägliche, er hat die Würde des Unglücks verloren und ist nörgelndem Egoismus verfallen:: Widerstandslos hat er sich von dem Rost des Elends sein Bestes, die Macht seines Willens, die Integrität seines Charakters, annagen lassen und ist grämlich, bitter, rücksichtslos, undankbar geworden. Das, und nur das, ist seine Schuld. In dem Augen-

blick, wo er das Lebensopfer des blühenden Mädchens, wenn auch noch so widerstrebend, angenommen, ist er die heilige Verpflichtung eingegangen, nicht nur seinem Elend, sondern auch ihr zu leben. Die Kraft hierzu mußte er finden in dem Sonnenschein, den inmitten der Finsterniß seines Schicksals ein liebevolles Weib ihm gebracht; Alles in Allem – ein schweres Geschick verleiht nicht nur sittliche Rechte, es legt auch sittliche Pflichten auf, gleichsam wie jedes hervorragende Amt, jede außergewöhnliche Mission. Das Glück kommt einem Heimgesuchten nicht im Schlafe; will er nicht auf Glück verzichten, muß er es sich verdienen, seiner Heimsuchung trotzend! Wäre Gerhard der Mann geblieben, dem Matty ihre Liebe geschenkt, vielleicht hätte sich Alles zu einem friedvollen, äquivalentreichen Leben gestaltet, – dem war nicht so, und deshalb mußte die Katastrophe erfolgen. Matty mußte, theis aus einem Naturtriebe, theils aus ihrem Menschenrecht heraus, mit der Zeit einen anderen Mann lieben lernen. Nicht im Geringsten leidet ihre Holdheit hierunter; auch nicht in Gedanken begeht sie eine Sünde; sie bleibt, wie sie bisher gewesen, die selbstloseste, fürsorglichste Gefährtin ihrem blinden Gatten. Aber in den Fieber-Parorismen einer schweren Krankheit verräth sie das Geheimniß ihres Herzens, und so wird es Gerhard kund. Da erwacht – und hier haben wir mit der Psychologie der Autorin am entschiedensten zu streiten – in ihm der einstige, hochgemuthe, willensstarke Mann: er räumt sich selbst aus dem Wege, um das geliebte Weib endlich zu ihrem wahren Glücke gelangen zu lassen! Das ist durchaus inconsequent und läßt den Charakter Gerhards als einen zerfahrenen erscheinen; sowohl für seine Erniedrigung, als für seine Erhebung sind die Motive nicht ausreichend; weder für den Blinden noch für den heldenhaft freiwillig den Tod Suchenden können wir ungetheiltes Mitleid empfinden. Und wie erklärt Elisabeth Gnade die Depravirung Gerhards, die – und nicht seine Blindheit – eigentlich sein Schicksal besiegelte ? Gottentfremdung ließ ihn den inneren Halt, sein sittliches Pflichtenbewußtsein verlieren, und ohne das Beides konnte selbst Matty das Leben ihm nicht lebenswerth gestalten. Die Dichterin löst die oben gestellte ernste Frage mit dem Bibelwort: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“ – sie wird hiermit, und außerdem auch noch durch manche andere psychologische Wendung und durch manch anderes Geschehniß in ihrem Buche auf Widerspruch stoßen – sicher aber ist: auch ihr neuestes Buch kündet unbestreitbar großes schriftstellerisches Talent, und auch dieses neueste Buch von Elisabeth Gnade gehört zu dem Besten unserer neuen Belletristik. A. W.

<"page295">



## Bibliographische Motizen.

Lexikon des deutschen Rechts, Nachschlagewerk der gesammten Reichsgesetzgebung zum praktischen Gebrauch, unter Mitwirkung von Rechtsanwalt und Notar Hoehne, Rechtsanwalt R. Caro, Rechtsanwalt Dr. jur. J. Thomas, Rechtsanwalt Dr. jur. L. Fuld, Rechtsanwalt Dr. jur. H. von Holtzendorff, Rechtsanwalt Dr. jur. A. Osterrieth, Rechtsanw. P. Schmid, Rechtsanwalt Dr. jur. F. Seligsohn, Amtsrichter H. Jaentsch, Amtsgerichtsrath C. Pannier, Referendar H. Cuno, Referendar Hering, Geh. Postrath Dr. jur. M. Koenig, Vieh- und Schlachthof-Director Dr. C. Schwarz, Bankbeamter G. Obst, Kgl. Eisenbahnbeamter R. Rohde, J. L. Algermissen A. Schroot, bearbeitet von Joseph Kürschner, 2 Bde. Berlin, Eisenach und Leipzig, Hermann Hilgers Verlag. 1900.

Das Inkrafttreten des für unserenationale und culturelle Entwicklung so überaus bedeutsamen Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich hat den deutschen Verlagsbuchhandel zu einer außerordentlich gesteigerten Thätigkeit veranlaßt, welche sich nicht nur auf die Herstellung von Commentaren und systematischen Werken für den Gebrauch der Juristen, sondern auch auf die Schaffung von gemeinverständlichen für die weitesten Kreise der Bevölkerung bestimmten Bearbeitungen des gewaltigen Rechtsstoffs richtet. Die letztere Aufgabe ist vielleicht die schwierigere gewesen, der theilweise recht spröde und sich der gemeinfaßlichen Behandlung nicht leicht anpassende

Stoff macht die sogenannte populäre Darstellung, welche sich von den Klippen der Oberflächlichkeit und Seichtheit gleichmäßig fernhalten will, zu einem keineswegs leichten noch einfachen Unternehmen. Und doch ist das Bedürfniß nach der Herstellung eines solchen Werks in größtem Maße vorhanden, weil die Kenntniß des geltenden Rechts in den breiten Schichten der Nation nur in unbefriedigendem Umfange vorhanden ist. Joseph Kürschner, der nicht rastende Herausgeber von Sammel- und Nachschlagewerken, hat es nun verstanden, unterstützt durch eine große Anzahl von tüchtigen Fachmännern, eine Dastellung des in Deutschland geltenden Rechts zu schaffen, welches allen Anforderungen entspricht, die man an ein Werk dieses Inhaltes stellen kann. In lexikalischer Form wird der ungeheuere Rechtsstoff in einzelnen alphabetisch geordneten Artikeln behandelt. Kürschner's Werk unterscheidet sich dadurch von anderen gemeinverständlichen Rechtswörterbüchern, daß das gesammte in Deutschland giltige Recht verarbeitet ist, also nicht nur das bürgerliche sondern ebensowohl das Strafrecht, Handelsrecht, Post-Finanzrecht u. s. w. Die Form der Darstellung ist durchaus zu loben; trotzdem die einzelnen Bearbeiter sich dem Wunsche des Herausgebers entsprechend an die gesetzliche Ausdrucksweise nach Möglichkeit angelehnt haben, sind die Schwerfälligkeiten und Unklarheiten des Juristendeutsch zumeist glücklich vermieden worden; im besten Sinne kann man daher die Bearbeitung als eine gemeinverständliche bezeichnen, die gleichwohl nicht oberflächlich ist. Die Zahl der Stichworte ist eine sehr große, die Zahl der darin enthaltenen Verweisungen nicht minder; dieselben bilden eine Eigenthümlichkeit des Kürschner'schen Werks, welche es ermöglicht hat, ohne Beeinträchtigung der Vollständigkeit doch Wiederholungen zu vermeiden. Ueber fünfhundert Formulare für den praktischen Gebrauch bei den Gerichten und Verwaltungsbehörden sind dem Werke beigegeben worden, eine sehr schätzbare Gabe, welche jedem Besitzer des Werks besonders angenehm sein wird. Die Brauchbarkeit eines Nachschlagewerks wird durch sorgfältig ausgearbeitete Formulare außerordentlich erhöht, man legt daher in England mit vollem Recht großen Werth hierauf, und es ist erfreulich, daß man jetzt in Deutschland hierfür ebenfalls das richtige Verständniß gewonnen hat.

Zur besseren Orientirung über die in dem Werke bearbeiteten Stichwörter hat der Herausgeber für jede Materie sogenannte Schlüssel hergestellt, welche, ebenfalls in alphabetischer Ordnung, eine erschöpfende Aufzählung der auf die einzelnen Materien bezüglichen Artikel enthalten; auch dies ist eine praktische Neuerung des Herausgebers, welche allgemeinen Beifall finden dürfte.

Es ist zu erwarten, daß das vornehm ausgestattete Kürschnersche Rechtslexikon sich in Deutschland in verhältnißmäßig kurzer Zeit zahlreiche Freunde erwerben und als ebenso zuverlässiger wie bequemer Berather in Rechtsfragen einen dauernden Platz verschaffen wird. Der Herausgeber aber darf das Verdienst in Anspruch nehmen, dem deutschen Volke in dem Jahre der Säcular-

feier Gutenbergs ein Werk übergeben zu
haben, welches geeignet ist, der Ausbreitung

<"page296">



der Rechtskenntniß die besten Dienste zu
leisten. H.

Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen
aus meinem Leben von D. Bernhard
Rogge. 2. Band 1862–1899. –
Hannover, Berlin, Carl Meyer (Gustav
Prior).

In diesem zweiten Bande beginnt der
Verfasser die Schilderung seiner Erlebnisse
mit dem Monat August 1862, als er zum
Hof- und Divisionsprediger von Coblenz
nach Potsdam berufen worden war. Mit
Wehmuth schied er vom Rhein, wo er sich
einen eigenen Herd gegründet und in segens-
reicher Thätigkeit eine Reihe von Jahren
gewirkt hatte. Die im Vorwort vom Ver-
fasser ausgesprochene Hoffnung, daß der
zweite Band seiner Erinnerungen in einigen
seiner Abschnitte sich dem Leser als ein
Spiegelbild der großen Ereignisse des ab-
gelaufenen Jahrhunderts darstellen möchte,
kann er als erfüllt ansehen. Mit großem
Interesse folgt man den Schilderungen seiner
persönlichen Erlebnisse, die mit den zeit-
geschichtlichen Ereignissen verwebt sind, und
nimmt regen Antheil an Freud und Leid,
das ihn und seine Familie im Laufe der
vielen Jahre getroffen hat. Der Verfasser
hat in seiner Eigenschaft als Divisions-
Prediger bei der 1. Garde-Infanterie-
Division den Feldzug 1866 und 1870/71
mitgemacht und entwirft in anziehender
Weise, von seinem Standpunkt aus, ein
Bild seiner Erlebnisse in beiden Kriegen.
Uebrigens hat er auch die Erlebnisse aus
dem Kriegsjahre 1870/71 in einem be-
sonderen Werke „Bei der Garde“ geschildert.
Dadurch, daß der Verfasser als Hofprediger
gerade mit hervorragenden Persönlichkeiten,
die an leitender Stelle standen, in persön-
liche Beziehungen getreten ist, gewinnen
seine Darstellungen ein besonderes Interesse.
In dieser Beziehung sei auf den Abschnitt
„Das Königliche Haus und der Hof“ im
Speciellen hingewiesen. Im Schlußcapitel
befindet sich auch eine kurze Mittheilung
über eine vom Verfasser im Jahre 1895
mitgemachte, von Hugo Stangen veranstaltete
Reise nach dem Orient, die er ebenfalls in
einem besonderen Werke „Eine Orientreise
nach Jerusalem“ als eine fesselnde und an-
regende Lectüre der Oeffentlichkeit übergeben
hat. Den vorliegenden Band, der mit dem
Portrait des Verfassers und einem facsimi-
lirten Briefe Kaiser Wilhelms I. versehen
ist, hat der Verfasser seinen Kindern zur
bleibenden Erinnerung an das Vaterhaus
gewidmet. Von Anfang bis zu Ende folgt
man mit lebhafter Antheilnahme den auf
scharfer Beobachtung und correcter Be-
urtheilung beruhenden Schilderungen von
Personen und Verhältnissen, und es kann
somit dieser zweite Band, der sich voraus-
sichtlich ebenso wie der erste zahlreiche Freunde
erwerben wird, bestens empfohlen w°.

lehersicht der Wichtigsten Weitschriften-Aufsätze
von Ernst Weiland-Lübeck.

Abkürzungen: B. u. W. = Bühne und Welt. – D. Re. = Deutsche Revue. – D. Ru. = Deutsche
Rundschau. – G. = Gesellschaft. – I. L. = Internationale Litteraturberichte. – Kr. = Kritik.

– Ku. = Kunstwart. – Kultur. – L. E. = Das litterarische Echo. – N. = Nation. – N. D.
Ru. = Neue Deutsche Rundschau. – N. u. S. = Nord und Süd. – R. U. = Reclams Universum. – T. = Türmer. – V. & Kl.
M. = Velhagen & Klasings Monatshefte. – W. Ru. =
Wiener Rundschau. – Z. = Zukunft – Z. f. B. = Zeitschrift für Bücherfreunde. – Zeit.

Aberglaube und Zauberei. Von Th. Achelis.
N. u. S. 1900. August.

Anatole France. Von M. Herzfeld. Zeit 296.

Arezzo. Von L. M. Hartmann. N. 1900. 34.

Belletristik, Aus der norwegischen. Von
M. P0mmer. L. E. II. 19.

Berliner Kunstausstellungen. Von J. Elias.
N. 1900. 36.

Berliner Kunstausstellung, Die grosse. G.
1900. Juni II.

Berliner Akademie der Wissenschaften,
ihre Vergangenheit und ihre gegenwärtigen Aufgaben. I. Von W. Dilthey.
I). R°l. 1) 0. 9.

Bibliothekzeichen, Oesterreichische. Von
# E. Graf zu Leiningen-Westerburg. Z. f. B.
V. 1.

(Biographie, Allgemeine deutsche.) Ein deutsches Riesenwerk. Von M. Necker.
L. E. II. 19.

Boccaccio, Neuere Schriften über. Von
Äa“Z B F##

Bredenbrücker, Richard. Von H. Greinz.
L. E. II. 18.

Bucheinband des Auslands, Neues vom.
Von W. Schölermann. Z. f. B. IV. 2, 3.

Bu° Georg von. Von A. Meyer. D. Ru.

Claráté Jules. Nach d. Französ. von Gisela
Wertheimer. B. u. W. II. 17.

cor an Enrico, Von E. Gagliardi. L. E.
I. 19.

Defoe. Unbekannte Uebersetzungen D. D. Von
H. Ulbrich. Z. f. B. IV. 1.

Dichter, Deutsche, der Gegenwart. Von
P. Hille. G. 1900. Juni II.

Duse, Eleonore. Toilettenkünstlerinnen auf
der Bühne. III. Von S. Grünwald-Jerkowitz.
B. u. W. II. 17.



Elektrische Schwingungen und die Telegraphie ohne Draht. Von B. Dessau.
D. Ru. 1900. 9.

England, Studien über. Von S. Saenger.
N. 1900. 37.

Englische Dramen und Romane, Neue,
Von M. Meyerfeld. L. E. II. 17.

Europäische Civilisationsarbeit, Die. Von
G. Von Suttner. N. D. Ru. XI. 6.

Gaudy. Aus Franz Freiherrn von G. Jugendtagen. Ein Kindertagebuch. Mutterbriefe.
Gelegenheitsgedichte. Caricaturen. Von
F. von Zobeltitz. Z. f. B. IV. 1.

George. Stefan. Der Teppich des Lebens. Von
Friedr. Gundolf. W. Ru. IV. 19.

Girardi, Alexander. Von J. Horvitz-Barnay.
B. ll. W. II. 18.

Gat°°- Zu Ehren. Von F. v. Zobeltitz.

Hermen. Von M. Greif. Z. VIII. 36.

Humanität und modernes Leben.
K. Jentsch. Z. VIII. 38.

Ibsen der Bekenner. Von E. Brausewetter.
W. Rll. IW. 11.

Ibsens „John Gabriel Bockmann“. Von
H. Türck. B. u. W. II. 18.

Incunablen. Von R. Muther. Zeit 298.

Infanten von Lara, Die sieben. Von H.
Morf. D. RU. 1900. 9.
Iphigenie in Amerika.
D. RU. 1900. 9.
Jahn, Wilhelm, und die Wiener Hofoper.
Von A. Lindner. B. u. W. II. 17.
„Jugend“ und ihr Künstlerkreis, Die. Von
G. Hermann. Z. f. B. IV. 2, 3.
Lachens, Die Ursache des. Von Fr. Rubin-
stein. N. u. S. 1900. August.
Lauff, Josef. Von K. Pagenstecher. N. u. S.
1900. August.
Liebermann, Max. Von A. Gold. Zeit 297.
Liszt. Briefe L. und der Fürstin Wittgenstein.
N. D. Ru. XI. 6.
Litterarische anonyme und pseudonyme
F°t° 1777–182O. Von L. Geiger. Z.
. B. IV. 1.
Litterarische Steckbriefe. Von R. M. Meyer.
N. 1900. 34.
Litteraturgeschichtliche Kleinigkeiten.
Von M. Mendheim. I. L. VII. 11.
Lyrik und Mörike, Unsere. Ku. XIII. 17.
Lyrik. Die politische L. von 1840–1850. Von
Ch Petzel. L. E. II. 17.
Marokko, Reiseeindrücke H.
Fischer. D. RU. 1900. 9.
Maj°r Fritz. Von P. Wiegler. L. E.
I.
Von
Von H. Grimm.
aus. Von
Meyerheim, Paul. Von J. Jessen. R. U.
1900. 21.
Moderne Kunst in Frankreich seit 187O,
Die. Von C. Mauclair. W. RII. IV. 9.
Napoleon im deutschen Drama. Von P.
Holzhausen. B. u. W. II. 17.
Eingegangene Bücher. Besprechung na
Alfödi, Dr. Béla, Illustrirter Führer durch
Ungarn, Croatien und Slavonien. Mit 50 Illu-
strationen und 4 Karten. (A. Hartlebens
illustrirter Führer No. 54) Wien, A. Hart-
lebens Verlag.
Bülow, Hans von, Briefe und Schriften,
V. Briefe von Hans von Bülow, herausgegeben
von Marie von Bülow. 4. Band. Mit einem
Bildniss. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
, Hans H., Blut. Lieder der Liebe.
München, Karl Schiller, (A. Ackermanns
Nietzsches Lehre von der Wiederkunft des
Gleichen. Von P. Mongré. Zeit 2.7.
Parisiana. Z. VIII. 36.
– Kr. 189.
Parlament und Logik, nebst einer Ein-
schaltung: Der Mensch und der Affe nach
Virchow und Häckel. Von Ritter. Kr. 189.
Photographien, Künstlerische. Von P.
Schultze-Naumburg. Ku. XIII. 18.
ro°°°° Erzähler. Von J. Flach L. E.
I
. 18.
Prag als deutsche Litteraturstadt. Von
A. Klaar. Zeit 298.
Religion, Was ist. Von H. Bassermann.
D. Re. 1900. Mai.
Rodins Sculpturen, N°ten zu. Von R.
Kassner. W. Ru. IV. 12.
Rumänien, Das junge. Von G. Adam. G.
1900. Juni. II.
Schillers Bibliothek, Aus. Von W. von
Wulzbach. Z. f. B. IV. 2, 3.
Secession. Von O. Bie. N. D. Ru. XI. 10.
sen? der Kunst, Die. Von Leo Berg. L. E

. 17.
Spanien, Reisebilder aus. Xon A. Rogalla
von Bieberstein. N. u. S. 1900. August.
Steiner contra Seidl. Von M. G. Conrad.
G. 1900. Juni II.
Thackerays „Eitelkeitsmarkt“ auf der
New-Yorker Bühne. Von A. von Ende.
B. u. W. II. 18.
Theater. Die Wiesbadener Mai-Festspiele 1900.
I. II. Von H. Stümcke. B. u. W. II. 17., 18.
– Von den Berliner Theatern 1899/1900. Von
H. Stümcke. B. u. W. II. 17.
– Von den Stuttgarter Theatern. 1899/1900.
Von R. KratiSS. B. u. W. II. 17.
– Die Breslauer Theater 1899/1900. Von E.
Freund. B. U. W. II. 18.
Then°tye°ne Von Fred H00d. B. u. W.
- (.
KU. XIII. 18.
Voll Ed.
Theatertrieb. Von F. Gregori.
Tönende Phänomen in der Natur.
Bailly. W. Ru. IV. 11.
Tuberculose, Die. Behandlung der T. R. U.
1900. 20.
Theaterzustände 1818, Berliner. Ein Acten-
stück. Mitgetheilt von Ludwig Geiger.
B. u. W. II. 18.
Unr°z°ween Zur Reformilung des U.
Kr. 189.
Vitruv-Ausgaben des XVI. Jahrhunderts,
Re illustrirten. I Von M. Bach. Z. f. B.
W. 2. 3.
Wagnerlitteratur, Neue.
KU. XIII. 17.
Welt und Weib bei Böcklin, Klinger und
Stuck. Von W. Lentrodt. G. 1900... Juni I.
zeit°rinder, Ein. Von H. Barth. N.
00. 34.
Ziegler, Klara. Von G. Hoffmann. B. u. W. II. 18.
zu Änchen Von G. Landauer. Z.
III. Z8.
von R. Batka.
ch Auswahl der Redaction vorbehalten.
Calmoleone, L., König Enzio. Damatisches
Gedicht in 2 Acten. Triest, F. H. Schimpff.
Debuysère, Carl, De Clavierdilettanten. Bei-
tag zur Lösung der Dilettantenfrage. Leipzig,
Car Merseburger.
Die Zulassung der Frauen zu den juristi-
schen Studien. Ein Gutachten, verfasst
von Dr. Edmund Bernatzik und heraus-
gegeben vom Verein für erweiterte Frauen-
bildung in Wien. Wien, Im Selbstverlage
Nachfl.)
des Vereins für erweiterte Frauenbildung.

<"page298">
278
– Mord und Süd.
Meurer, Julius, Illustrirter Führer auf der
Brennerbahn durch die Zillerthaler und Stu-
baier Alpen und durch die östlichen bayerisch-
tirolerischen Kalkalpen. München-Bozen).
Mit 45 Illustrationen und 14 Karten. (A. Hart-
lebens illustrirter Führer No. 53) Wien,
A. Hartlebens Verlag.
Misch, Robert, Der todte Musikant. Humorist.
Roman. Berlin, R. Taendler.
Monographieen zur Weltgeschichte in
Verbindung mit Anderen herausgegeben
von Prof. Ed. Heyck. XI. Die Erfindung der
Buchdruckerkunst. Zum fünfhundertsten
Geburtstage Johann Gutenbergs. Von Doctor

Heinrich Meisner und Dr. Johannes Luther. Mit 15 Kunstbeilagen und 100 Abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Ott, Adolf. Der Schürzenbauer Roman aus dem Hochgebirge. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

Poestion, I. C., Lehrbuch der norwegischen Sprache für den Selbstunterricht. Zweite Auflage. (Bibliothek der Sprachenkunde.) Wien, A. Hartlebens Verlag.

Rohde, Erwin, Der griechische Roman und Seine Vorläufer. Zweite durch Zusätze aus dem Handexemplar des Verfassers und durch den Vortrag über Griechische Novellistik vermehrte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Sachs, Erich, Worte der Seele. Ein Gedichtbuch. Dresden, E. Piersons Verlag.

Schwering, Dr. Julius, Friedrich Wilhelm Weber. Sein Leben und seine Werke. Unter Benutzung seines handschriftlichen Nachlasse dargestellt. Mit einem Porträt in Stahlstich und acht Vollbildern. Paderborn, Ferdinand Schöningh..

Schwiening, Georg. Die Dienstpflicht der j"Ein Äg zÄr Lösung der „Arbeiterinnenfrage“. Kassel, Ernst Hühn.

Suttner, Bertha von, Die Haager Friedensconferenz. Tagebuchblätter. Dresden, E. Piersons Verlag.

Statuten der Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Oesterreich. Wien, Artaria & Co.

Strassburger, Egon Hugo, Lieder für Kinderherzen. Dresden, E. Piersons Verlag.

Theba, Ilse, Namenlose und andere Gedchte. Dresden, E. Piersons Verlag.

Thelen, Fritz von, Coriandoli. Heitere Vortragsgedichte. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Weck, Gustav, Vaterländische Schriften und Dichtungen. Vierter Theil. Haus Hohenzollern. Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, B. G. Teubner.

Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 44. Jahrg. Heft 526. Braunschweig, G. Westermann.

Werner, Roman, Henrik Ibsen. In zwei Bänden. I. Bd. 1828–1873. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).

Zapp, Arthur, Die Klugen und die Schlauen. Roman. Berlin, R. Taendler.

Zola, Emil, Der Zusammenbruch. Der Krieg von 1870–71. Illustrirt. Lieferung 3. 4. 5. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Gaedertz, Prof. Dr. Karl Theodor, Lübecks Kaiserthor. Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser Wilhelm II. zur Wiedereröffnung des altlübeck'schen Kaiserthores am 16. Juni 1900 ehrfurchtsvoll gewidmet. Mit Federzeichnungen des Verfassers. Lübeck, Gebrüder Borchers.

Gaus-Bachmann, A., Der Teufelsschlosser. Dramatisches Gedicht in 4 Aufzügen mit Anlehnung an die Wiener Stock-im-Eisen-Sage. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung.

Gersdorff, A. von, Der Noth gehorchend. Roman. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

Gottschall, Rudolf von, Zur Kritik des modernen Dramas. Vergleichende Studien. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.

raf, Max, Wagner. Probleme
Studien. Erstes Tausend.
Verlag.
Haase, Karl, Der moderne Hauslehrer. Eine
gesellschaftliche und pädagogische Studie.
Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).
Heigel, Karl, von, Der Maharadschah. Roman.
Dresden, E. Piersons Verlag.
Holm, Adolf, Lübeck, die freie und Hansestadt.
Mit 122 Abbildungen aus dem Kunstverlage
von Joh. Nöhring in Lübeck. (Sammlung
der Monographien.) Bielefeld, Velhagen &
Klasing.
Karadja, Mary, Zum Licht. Aus dem Schwe-
dischen übersetzt von Alfr. Wocher v. Trauch-
und andere
Wien, Wiener
burg. Leipzig, Max Spohrs Verlag.
Kieler, Laura, Laurekas Korchonen. Eine
Lapplandsgeschichte. Einzige autorisirte
Uebertragung aus dem Norwegischen von
M. phil. Carl Küchler. (Bibliothek nordischer
Meister-Erzähler No. 2). Leipzig, G. Müller-
Mann'sche Verlagsbuchhandlung.
Kutschmann, Th., Geschichte der deutschen
Illustration. Lfg. 4. Berlin, Franz Jäger.
Land und Leute. Monographien zur Erd-
kunde in Verbindung mit hervorragenden
Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel.
WI. Oberbayern, München und bayerisches
Hochland. Von Max Haushofer. Mit 102 Ab-
bildungen nach photographischen Aufnahmen
und einer farbigen Karte. Bielefeld, Vel-
hagen & Klasing.
Landsberg, Hans, Los von Hauptmann! Berlin,
Hermann Walther.
Lichtenberger, Henry, Friedrich Nietzsche.
Ein Abriss seines Lebens und seiner Lehre.
Deutsch von Friedrich von Oppeln-Broni-
kowski. Dresden, Carl Reissner.
Lie, Jonas, Maisa Jons. Roman. Autorisirte
Uebersetzung von M. Janensch. Leipzig,
O. Gracklauer.
Maeterlinck, Maurice, Prinzess Maleen. In's
Deutsche übertragen von George Stockhausen.
Berlin, F. Schneider & Co. (H. Klinsmann.)
Meissner, Franz Hermann, Das Künstler-
buch. Eine kleine ausgewählte Reihe von
Künstlermonographieen.
Uhde. Berlin, Schuster & Loeffler.
Mellin, George Samuel Albert, Marginalie
und Register zu Kants Kritik der reinen
Vernunft. Neu herausgegeben und mit einer
Begleitschrift zur Würdigung der Kritik der
reinen Vernunft, versehen von Dr. Ludwig
Goldschmidt. Gotha, E. F. Thiemann.
Band V. Fritz von

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.


<"page300">
S
s
SS

<"page301">
Ihre Erzieher.
Eine Erzählung.
Y°rt
lMarie St°:a.
– Strzebowitz (G)esterc.. n. –

.
ai, ehte mit ihren Eltern in e Vorstadt von Wien. Sie
-
eet den Unterricht alle junge P°len als „besserem Hause".
-. eiernte ein wenig Englisch und Französisch, sehr wie Capier
teratur und Geschichte nur eben genu, in die punischen Kriege
-...mern in die Schule schieben zu können.
eine eigentliche Erziehung dachte Niemand. V°r die Augen zu
er das, was klug und the cht ist, ihr das große Leben in keinen
zu zeigen, ih: Urtheil zu bilden, fiel Keinen ein.
en sorgte nur fur Eines: Peug mics k°ich °nd unverdorheit
ten. Ihr künftiger Gatte durse dann einmal ihre Ering selbst
er und sie formen, wie es ihm behagte.
wuchs Paula in der Glashausluft fes Elternhauses af.
war nt sie eh Jahren ein reizendes erführeries mit
:gen und il ernem Lachen. Unter ihren blonden Locn
es denen Kaig die muntersten Geda.fet umher.
Bei ihren Eltern verkehrten viele junge Leute. c. v.
ältesten von ihnen, den Bakbeamten ip°nlyt d..
weil es ihr schneelte, daß er ihr ein reni. ge
ren Freundinnen vorzog, er, der verwöhnte... Den
e Scharze von Schwarzenberg as", wie es i..
Hippont hatte seine generösen Augenblick, in e..
er der Mescheit, besonders der Frauen et i. hn
zugelblic zog er eines Tages das zitternde Kind in... un es



<"page303">

Ihre Erzieher.

Eine Erzählung.

Von

JW Marie ZStona.

– Strzebowitz (Oesterr.-Schlesien). –

I.

kna lebte mit ihren Eltern in einer Vorstadt von Wien. Sie
erhielt den Unterricht aller jungen Mädchen aus „besserem Hause".
Sie lernte ein wenig Englisch und Französisch, sehr viel Clavier
und Litteratur, und Geschichte nur eben genug, um die punischen Kriege
den Spartanern in die Schuhe schieben zu können.
An eine eigentliche Erziehung dachte Niemand. Ihr die Augen zu
öffnen über das, was klug und thöricht ist, ihr das große Leben in kleinen
Beispielen zu zeigen, ihr Urtheil zu bilden, fiel Keinem ein.
Man sorgte nur für Eines: Paula möglichst kindlich und unverdorben
zu erhalten. Ihr künftiger Gatte durfte dann einmal ihre Erziehung selbst
übernehmen und sie formen, wie es ihm behagte.
So wuchs Paula in der Glashausluft des Elternhauses auf.
Sie war mit siebzehn Jahren ein reizendes verführerisches Kind mit
hellen Augen und silbernem Lachen. Unter ihren blonden Locken schwirrten
wie in goldenem Käfig die muntersten Gedanken umher.
- Bei ihren Eltern verkehrten viele junge Leute. Paula verliebte sich
in den ältesten von ihnen, den Bankbeamten Hippolyt de Zerbi; aus Eitel-
keit, weil es ihr schmeichelte, daß er ihr ein wenig den Hof machte und
sie ihren Freundinnen vorzog, er, der verwöhnte Liebling der Damen, „der
schöne Schwarze vom Schwarzenbergplatz", wie er in Wien genannt wurde.
Hippolyt hatte seine generösen Augenblicke, in denen er sich als Be-
glücker der Menschheit, besonders der Frauenwelt fühlte. In einem solchen
Augenblick zog er eines Tages das zitternde Kind an sein Herz, um es
Kl°

------



<"page304">



alle Wonnen der Liebe ahnen zu lassen. Diese unbesonnene Umarmung
führte zur Verlobung und später zur Hochzeit.
Paulchens Eltern gaben dem jungen Paar ihren Segen. Mehr zu
geben, war ihnen leider unmöglich; allein für den Anfang genügte das
luftige Geschenk.

Paulchen betete ihren Gatten an. Sie dachte den ganzen Tag an
ihn. Und er dachte den ganzen Tag an sich. Das war so eine Gewohn-
heit, die er aus der Junggesellenzeit mit hinüber genommen hatte in die
Ehe. Nur wenn er schlief, vergaß er die Sorge um sein eigenes Wohl,
das heißt, er überließ sie der Natur.
Beim Erwachen gehörte er sich sogleich wieder an. Sein erster Blick
fiel auf seine Hände. Er schlief stets in Handschuhen; er hatte gar so
schöne vornehme Hände, die wollten gepflegt sein. Ihre Cultur brauchte
täglich mindestens eine Stunde. Sie wurden nur in lauem Wasser ge-
waschen, mit Glycerin gesalbt und erfuhren sowiel Sorgfalt wie der Mops
einer alten Jungfer. War ihre Toilette endlich beendet, dann hielt
Hippolyt sie mit eingezogenem Daumen, was sie schmal und gewölbt er-
scheinen ließ, vor sich hin und sah sie an, wobei er den schönen Kopf mit
wohlgefälligem Lächeln bald nach links, bald nach rechts neigte.
Das Erste, was Hippolyt Paula lehrte, war natürlich die Pflege ihrer
Pfötchen, die so fein und zart waren, daß sie nur zum Streicheln und
Liebkosen geschaffen schienen. Paulchen zeigte sich als eine gar talentirte
Schülerin. Sie frisirte sich auch bald nach seinen Angaben und kleidete sich
nach seinem Geschmack. Nach und nach gewann sie seinen ganzen unnachahm-
lichen chic. Wie aus Wachs war sie, und sie wäre Alles geworden, was
er gewollt hätte, eine tüchtige Hausfrau, eine mustergiltige Gefährtin, eine
zärtliche Geliebte, eine treue Freundin, – aber er wollte nichts von alle-
dem, nur eine kleine Modepuppe, an der formte und formte er so lange,
bis sie fertig war. Dann lachte er und stellte sie in die Ecke.
Der Segen der Eltern begann an Kraft einzubüßen. Allerlei Sorgen
fanden sich ein. Hippolyt begriff, daß man nicht so ins Blaue hineinleben
konnte. Er hatte eine angesehene Stellung, aber einen kleinen Gehalt, und
so stellte er Paulchen eines Tages vor die Wahl: gute Kleider und schlechtes
Essen oder schlechte Kleider und gutes Essen. Beides konnte es in der
jungen Ehe nicht geben. Paulchen entschied sich sogleich für das, was er
wünschte: für seidene Kleider mit Heringssalat.
Ihre Laune blieb immer gleich rosig und hellblau; sie mochte die
dunklen Farben nirgends leiden. War Hippolyt schlecht aufgelegt – und
er war es oft! – so ließ sie sich quälen, so lang es ihm Freude machte, und
sah sie, daß seine Grämlichkeit zu weichen begann, dann scherzte sie ihm die
letzten Grillen weg.
So ging es eine Zeit ganz gut. Man vergnügte sich, besuchte im
Winter von Zeit zu Zeit das Theater und einen Ball, wobei die Toiletten

<"page305">

der jungen Frau stets das Entzücken der Freunde und den Neid der
Freundinnen erweckten – zog im Frühjahr in den Prater und im Sommer
aufs Land. Eine echte Wienerin muß im Sommer ihr Land haben; wenn
sie im August in Wien sitzen bliebe, käme sie sich gar nicht wie eine
Wienerin vor.
Hippolyt fand stets irgend einen billigen Badeort, oft nur ein Dorf,
das er mit seiner Familie besuchte. Dort ging er seiner Wege, die ihn
gewöhnlich zu dem Herzen irgend einer schönen Frau führten. Er fand das
ganz selbstverständlich. Paulchen hatte er im Laufe der Jahre eine Tochter
geschenkt und glaubte damit alle Pflichten gegen sie erfüllt zu haben.
Oft quälte ihn ein verspäteter Gedanke. Er sagte sich, daß er ganz
andere Partien hätte machen können, wenn er nicht die arme kleine Paula
geheirathet hätte. Glänzende, reiche, vornehme Partien! Er sah es ja,
wie die Frauen ihm nachliefen. An jedem Finger konnte er heute noch
eine Gräfin haben – wenn er nur wollte!
Das Alles sagte er auch Paulchen, weil er nie einen unangenehmen
Gedanken vor ihr verbarg. In der Beziehung war er fabelhaft ehrlich.
Die kleine Frau weinte wohl ein Weilchen und grämte sich. Bald
aber fiel ihr ein, daß Sorgen die Haare grau machen und dem Teint
schaden, und da sie hübsch bleiben wollte, trocknete sie ihre Thränen und
dachte an heitere Dinge.
An Hippolyt nagte indessen immer heftiger der Gram um sein „ver-
geudetes Leben“. Er suchte es so viel als möglich zu corrigiren. Eines
Tages erleuchtete ihn ein Gedanke: wie, wenn er sich von Paula scheiden
ließe? Dann stünde ihm ja mit einem Mal die ganze Welt offen!
War er im Anfang seiner Verheirathung ein Egoist gewesen, so wurde
er jetzt zum Tyrannen. Früher hatte er nur daran gedacht, sein Leben
angenehm zu gestalten; jetzt sorgte er dafür, das ihre zu vergällen. Er
hätte sie am liebsten aus der Ehe hinausgeärgert. Aber es schien, als ob
an ihrer unendlichen Nachsicht und Güte seine Pläne zu nichte werden
sollten. Ihr kam kein Gedanke an eine Trennung. Es war zum Ver-
zweifeln.
Sie mühte sich nur, seine Streiche vor ihrer alten Mutter geheim zu

halten. Ihr Vater war inzwischen gestorben.
Nur einer einzigen Freundin vertraute sie sich an; sie allein durfte
wissen, wie die Stürme immer heftiger und furchtbarer über ihren Ehe-
himmel hinjagten.
Willy war jünger, aber nicht so hübsch wie Paula; sie schien eine
stille, träumerische Natur mit ihren seelengroßen, schmachtenden Augen.
Niemanden hatte Paula so innig lieb wie sie...
Eines Tages ereignete sich die alte Geschichte einer unerhörten Ent-
deckung. Paula fand in der Rocktasche ihres Mannes ein Briefchen mit
Willys Schriftzügen. Sie öffnete es arglos. Plötzlich erblaßte sie und

<"page306">

klammerte sich an einen Stuhl, um nicht umzusinken. Ihr schwindelte.
Sie konnte das Unfaßbare nicht fassen. Was Willy ihrem Gatten schrieb,
war ja unerhört, unmenschlich... so schrieb ein Weib ihrem Geliebten.
Als Hippolyt nach Hause kam, fand er seine Frau halb ohnmächtig.
Sie hielt ihm den Brief hin. „Da – da – ist das wahr?“
Er erschrak. Er hatte die kleine Liaison mit Willy nur begonnen,
um seine Macht auf Frauenherzen zu prüfen. Aber nun war das Unglück
geschehen und ließ sich nicht rückgängig machen.
„Wenn Du es denn einmal weißt... ja – es ist wahr
„Aber um Gotteswillen – was soll denn nun geschehen – mit Dir,
mit ihr – mit mir?“
In Hippolyt wallte eine edle Regung auf. Er fühlte wieder einmal
das Bedürfniß, ein Lebensglück zu begründen.
„Willige in eine Scheidung!“ bat er beschwörend. „Du Gute, Edle,
Seltene – bring uns das Opfer!“
Und Paulchen brachte das Opfer. Nicht gleich, nach Wochen bitteren
Leides, als sie erkannte, daß an ein Zusammenleben mit Hippolyt nicht
mehr zu denken sei. Da willigte sie endlich in die Scheidung unter der
Bedingung, daß ihre Tochter Erna bei ihr verbleibe.
Nun trennten sie sich in „Freundschaft“, wie Hippolyt es nannte.
Gewaltsam unterdrückte Paula den Schmerz. Sie wollte nicht un-
glücklich sein. Thränen und Elend erschienen ihr wie etwas Häßliches,
gegen das sich ihre sonnige Natur sträubte.
Als das Gericht die Scheidung ausgesprochen hatte, ging Hippolyt mit
Willy eine siebenbürgische Ehe ein, d. h. er ließ sich von einem ungarischen
Bauer adoptiren und nahm zum Schein dessen Namen an – nur durch
die Dauer der Trauungsceremonie; ein äußerst einfacher Vorgang.
Bald darauf ward ihm ein Sohn geboren. Er kostete der an Leib
und Seele gebrochenen Mutter das Leben.
Nun war Hippolyt abermals frei.
Er durfte sich in Ungarn als Witwer fühlen, denn nur dort hatte
seine Ehe Giltigkeit gehabt.
Zu Paula zurückzukehren fiel ihm nicht ein. Er heirathete eine dritte
Frau. Es war wieder keine Gräfin, nur eine arme Gouvernante.
Rücksichtsvoll und correct sandte er Paula seine neue Vermählungs-
anzeige, sowie er ihr gewissenhaft Willys Parte zugeschickt hatte..
II.
Paulchen lebte nun in stiller Zurückgezogenheit in dem alten Heim,
in das sie als junge Frau eingezogen war. Die Stube ihres Mannes be-
wohnte jetzt ihre Mutter, – das war die einzige Veränderung, die sich
vollzogen hatte. Sonst war Alles sich gleich geblieben. Paulas Toiletten-
tisch pragte noch immer in dem niedlichen Schmuck seiner rosa Vorhänge
//
!

<"page307">

wie ehedem, ihr kleiner Salon hatte all' die hundert Sächelchen behalten
und sah beinahe vornehm aus durch seine bunt zusammengewürfelte Einrichtung.
Jeden Morgen stäubte Paula eigenhändig die ganzen Möbel ab. Sie
hatte dazu ein Seidentuch über den fein frisirten Kopf kokett gebunden und
ihre weißen, schmalen Hände in alte Handschuhe gesteckt. Trällernd ging
sie von Tischchen zu Tischchen, verweilte bei manchem Bild, bei mancher
Erinnerung, seufzte wohl ein klein wenig, aber ihre blauen Augen behielten
den frischen Glanz und den fröhlichen Blick. Oft guckte sie verstohlen in
den Spiegel und freute sich, daß ihr Bild ihr noch immer anmuthsvoll
entgegenlächelte.
In der jungen Häuslichkeit ging es knapp zu. Hippolyt blieb oft den
Zuschuß schuldig, den zu geben er sich verpflichtet hatte, und Paula mahnte
nicht. Sie wußte, daß er selbst stets in Geldnöthen war. Doch sandte er
auch keine prosaischen Banknoten, um so öfter schickte er seinen Knaben zu

Paula, wenn seine Frau keine Zeit hatte, sich mit ihm zu beschäftigen.
Er täuschte sich nicht in ihrer Gutherzigkeit. Tagelang behielt sie das Kind
bei sich und pflegte und hütete es, und ihre Tochter spielte mit dem kleinen
Halbbruder, der sogar vertraulich auf Großmutters Schoß klettern durfte.
Niemand ließ ihn die Schuld des Vaters entgelten.
Mit Paula schien Hippolyt sein guter Stern verlassen zu haben.
Seine Dienstverhältnisse wurden in Folge seiner Schulden immer uner-
quicklicher. Um sich zu rangiren, verwickelte er sich in Börsengeschäfte, von
denen er nichts verstand, verlor Unsummen, die er nie besessen, und eines
Morgens ward ihm sein Pensionirungsdecret zugestellt.
Nun ließ er sich in große Speculationen ein, die sämmtlich mißglückten.
Von seinen Gläubigern gedrängt, verfiel er auf die abenteuerlichsten Pläne.
Er wollte einen Badeort an einer entlegenen Küste in Dalmatien
gründen, beschränkte sich aber vor der Hand darauf, die Cautionen der von
ihm angestellten Beamten zur Tilgung seiner Schulden zu verwenden. Die
Sache kam an's Licht.
Eines Abends stürmte Hippolyt blaß und verstört die drei engen
Treppen zu Paula empor. Die Großmutter war allein zu Hause. Sie
erschrak, als sie ihn erblickte, erschrak doppelt, da er in Thränen zu ihren
Füßen niederbrach.
„Um Gottes Willen hilf mir, rette mich!“ flehte er und brachte
keuchend eine Geschichte vor. Wenn sie ihm die wenigen Staatspapiere
borgte, die sie besitze, nur für vierundzwanzig Stunden borgte, wäre er ge-
rettet. Wenn sie ihn abwiese, müßte er sich eine Kugel durch den Kopf jagen.
Zitternd, kaum eines Wortes mächtig, holte die alte Frau ihre letzte Habe
herbei und bat ihn nur, sie ihr am nächsten Tage ja zurückzubringen.
Ein wenig getröstet und aufgerichtet suchte er das Weite.
Großmutter hat ihre Loose nie wieder gesehen. Auch Hippolyt kam
nicht zurück; der Staatsanwalt brachte ihn in stillen Gewahrsam.

<"page308">

Auf seine Pension legten die Gläubiger Beschlag; nur ein geringes
Bruchtheil wurde für die erste, in Oesterreich noch immer legitime Frau
und für ihre Tochter gerettet. Die Andere mochte zusehen, wie sie ihr
Leben fristete.
Paula war tief erschüttert über das „Unglück“, das ihrem ehemaligen
Gatten widerfahren. So oft es anging, sandte sie Erna zu ihm mit allerlei
guten Sachen, die sie selbst und ihre Mutter sich vom Munde absparten.
Hippolyt verzehrte die Delicatessen mit dem besten Appetit, sog be-
haglich den Rauch der feinen Cigarren ein, hielt es für selbstverständlich,
daß Andere um seinetwillen darbten, und pflegte seine schönen Hände –
jetzt hatte er Muße dazu. Nebenbei baute er Luftschlösser für die Tage
der Freiheit. Den Elenden, die zu so ungelegener Stunde die Cautionen
von ihm zurückverlangt hatten, denen wollte er es heimzahlen! Würden
sie nur um eine Woche später mit ihren Forderungen aufgetreten sein, er
wäre gerettet gewesen. Schon war ein Herzog von altem Namen für das
zu gründende Bad interessirt worden... Reiche Geldzuflüsse standen in
naher, nächster Aussicht. Acht Tage – acht Tage nur, und er, Hippolyt
de Zerbi wäre heute der Director eines aufblühenden Bades, im Voll-
besitze seiner bürgerlichen Ehren und Rechte.
Und er ballte die Faust. Auch dazu hatte er Muße. –
Inzwischen ging es in Paulas Haushalt immer spärlicher zu. Jede
der drei Frauen trug ihr Scherflein bei, um das Einkommen zu heben,
mit dem man sein Auskommen haben mußte,
Großmutter kochte und legte ihre ganze kleine Pension in die Wirth-
schaftskasse; die sechzehnjährige Erna gab Clavierstunden, und Paulchen stickte
Monogramme in die Taschentücher ihrer Cousinen. Reizende bunte Mono-
gramme, in denen die Buchstaben einander zärtlich umschlangen. Wenn
sie sehr fleißig war, konnte sie im Tage immerhin zwanzig bis fünfund-
zwanzig Kreuzer verdienen, ungefähr so viel, wie eine Tagelöhnerin im
ärmsten galizischen Dorfe..
Die Cousinen zahlten weniger, als Fremde gezahlt haben würden –
dazu waren sie ja Cousinen – und hatten dabei doch das wohlthuende
Gefühl, sich für Paula durch den Ankauf eines Dutzend Taschentücher ge-
wissermaßen zu opfern.
Paula gewann ihre Arbeit lieb, wie sie Alles lieb gewonnen hatte im
Leben, woran sie gekettet worden war. Sie wurde fast zur Künstlerin,
sie ersann neue Motive. Hier schlang sie die beiden Buchstaben in einen
Ring, dort ließ sie sie auf bunten Schmetterlingsflügeln gaukeln oder sie
zeichnete sie in einen zierlichen Fächer.
Ihr Kundenkreis mehrte sich. Die Bekannten der Cousinen traten hinzu.
Durch unerhörte Protection erhielt sie sogar einen Auftrag für einen
allerhöchsten Hof in einem entfernten Reiche. Sie durfte das allerhöchste

Wappen in Servietten sticken. Außer sich vor Freude über diese Aus-

<"page309">

zeichnung, die ihr widerfahren war, spannte sie ihre ganzen Kräfte an, um der hohen Aufgabe gerecht zu werden. Das waren keine Stickereien mehr, die sie ausführte, es waren die feinsten Federzeichnungen mit der Nadel. Jede Serviette ein kleines Kunstwerk.

Bei allem Eifer für die gute Sache hatte Paula heimlich auf eine fürstliche Belohnung gehofft. Allein da zeigten sich die Nachtheile der Protection. Der allerhöchste Hof zahlte allerdings eine beträchtliche Summe, doch ehe sie Paula erreichte, lief sie durch viele protegirende Hände, und an jeder schien ein Theilchen haften zu bleiben. Als endlich der Rest in den Schooß der armen Stickerin fiel, war er so klein geworden wie ein Stückchen Kuchen, das die Mäuse von allen Seiten benagt haben. Sie hatte kaum mehr verdient, als wenn sie die ganze Zeit über die Taschentücher der Cousinen gestickt hahen würde.

Diese, besonders die in der Provinz lebenden, begannen indessen ihre ländlichen Nasen zu rümpfen. Sie fragten sich, warum Paula denn immer noch in Wien wohne? Und gewissermaßen allein, wenn man Mutter und Tochter nicht mitzählte. Am Ende unterhielt sie sich noch! Sie machten lange Gesichter. Es ist gar so viel Tugend auf dem Lande. Alle waren darüber einig, daß es viel klüger wäre, wenn Paula in eine kleine Provinzstadt zöge, z. B. nach Karlsthal, in die Nähe ihrer Verwandten. Da könnte man ihren Haushalt leicht von Zeit zu Zeit durch einen Sack Kartoffeln, einen Topf Butter oder ein Fäßchen Kraut auffrischen und ihr ein glänzendes Wohlleben bereiten. Man spiegelte es ihr vor...

Allein Paula wollte nichts davon wissen. In dem einen Punkte blieb sie halsstarrig und eigensinnig. Sie blieb lieber mit ihrer Armuth in Wien, als daß sie Freikartoffeln in der Nähe ihrer Verwandten aß. Sie schützte vor, Erna habe ihre Studien noch nicht vollendet. In Wahrheit hatte sie das Bewußtsein, daß sie außerhalb Wiens sterben müßte wie ein Fischchen, das man an's Land gesetzt.

In jedem Sommer besuchte sie die Cousinen, eine nach der andern. Es war ihr ein Bedürfniß, aufs Land zu gehen, selbst um den Preis, sich entsetzlich zu langweilen.

So brachte sie für kurze Zeit die Atmosphäre der Großstadt auf die kleinen Landgüter ihrer Verwandten.

Diese ärgerten sich heimlich über die Eleganz der Wienerin, und doch kostete Paulas ganze Garderobe nicht halb so viel als ein einziges geschmackloses Kleid der reichen Provinzlerinnen.

Paulchen war noch immer die verkörperte Anmuth, nie beleidigt, nie schmollend, stets bereit zu einem lächelnden Scherz. Um nichts in der Welt hätte sie Jemand eine Kränkung zufügen mögen. Ward sie gekränkt, dann vergaß sie es schnell, auch hierin einem Kinde gleichend.

Ihre Munterkeit gewann ihr die Herzen aller jungen Vettern und alten Tanten.

<"page310">

Unter den Tanten war es besonders Eine, die den frohen Gast gern um sich sah. Sie hatte verdrießliche Schwiegersöhne und ärgerliche Töchter und lebte auf in Paulas rosiger Laune.

Tante Ernestine machte einmal eine Badereise und nahm zu ihrer Erheiterung die kleine Nichte mit. Und Paulchen erholte und vergnügte sich und die Tante so vorzüglich, daß Beide neu gekräftigt und um Jahre verjüngt nach Hause zurückkehrten.

Auch Erna hatte den Sommer bei Verwandten zugebracht, aber bei den Verwandten ihres Vaters. Jene der Mutter mochten nicht gerne das verschlossene, ernste Mädchen leiden. Während der Mutter immerwährende Jugend beschieden schien, war es, als ob sie der Tochter ganz versagt geblieben wäre.

III.

Es war ein selten schöner Herbst. Die Gärten Wiens vermochten die vielen Spaziergänger kaum zu fassen, die begierig die letzten Sonnenstunden einsogen. Ein heiteres vergnügtes Völkchen, nur hier und dort unterbrochen von einem grämlichen Sonderling.

Als ein solcher erschien Paula ein einsamer Mann, der stets zur gleichen Stunde an dem gleichen einsamen Tisch im Pavillon des Stadtparks saß, immer die gleiche Zeitung in der Hand, den dunklen flammenden Blick über das Blatt hinweg auf sie und ihre Tochter geheftet. Schon im Frühling hatte sie ihn dort bemerkt, aber nicht beachtet. Nun interessirte er sie beinahe. Wer er wohl sein mochte? Ob ihn Erna fesselte? Sie prüfte ein wenig seine Blicke und fand bald mit leichtem, aber beinahe

freudigem Schrecken, daß sie ihr selbst galten. Immer flammender loderte
es nun aus ihnen hervor.
Eines Tages fand Paula auf ihrem Platz eine Visitkarte: Roman
Ritter von Slapowski.
Sofort durchfuhr sie der Gedanke, daß der Fremde auf diese seltsame
Weise versuchte, sich ihr vorzustellen.
Sie täuschte sich nicht. Bald darauf trat er an ihren Tisch und bat
um Vergebung... er glaube seine Karte hier vergessen zu haben. Sie
fand sich unberührt vor.
Seit jenem Tage grüßte er die Damen, die seinen Annäherungs-
versuch mit Kälte zurückwiesen.
Doch bald fand er die Gelegenheit, sich ihnen durch einen Bekannten
in aller Form vorstellen zu lassen.
Herr von Slapowski war ein Mann in den besten Jahren – so nennt
man bekanntlich den Beginn der schlechten – von tadellosen, aalglatten
Manieren, mit langem, wohlgepflegtem Schnurrbart. Er besaß viel Welt-
kenntniß, eine starke Willenskraft und beinahe Geist. Sein Blick war für
Paula bezwingend; eigenthümlich war die dreieckige Form seines linken
Augenlids, die ihm etwas Unheimliches gab, etwas Mörderisches. Das

<"page311">

aber bemerkte Paula nicht. Sie war von dem interessanten Polen entzückt.
Ihr fiel es auch nicht auf, daß er ihrem geschiedenen Manne glich. Es
war der gleiche Typus: das elegante weltmännische Wesen, der Nachdruck
auf dem eigenen Ich.
Allein in Hippolyt lag trotz des Verbrechens, das er nun büßte, ein vornehmer
Zug, aus Romans tadellosem Wesen hingegen lugte ein heimlicher Verbrecher.
Paulas Tochter fand den neuen Bekannten unausstehlich und wandte
sich instinctiv von ihm ab. Aber nach Ernas Gunst fragte er nicht. Er hatte
längst gefühlt, daß sie ihn unerträglich fand, und damit war ihr Reiz für ihn
dahin. In Paula erkannte er die scheue Vögelchennatur, die von ihm weg-
flatterte und doch ihm zustrebte – das Weib, das er sich unterwerfen konnte.
Paulas Mutter haßte den höflichen Fremden; sie ahnte in ihm den
kommenden Feind voraus. Seine förmlichen Besuche waren ihr ein Gräuel;
doch liebte sie ihre Tochter zu sehr und war ihr gegenüber zu schwach, um
ihr etwas zu verbieten, woran diese Vergnügen fand. Und Paulchen
erklärte es ihr so deutlich, daß ein männlicher, freundschaftlicher Rath ihnen
Allen von Nutzen sei, bis sie es endlich glaubte.
Paula selbst stand wie unter einem Bann. Es war die Macht des
Typus, die Roman über sie ausübte. Das weiche, hingebende Frauen-
gemüth suchte instinctiv seinen Tyrannen. Dazu kam ihre Eitelkeit in's
Spiel. Wie dem Kinde die Huldigungen des erfahrenen Mannes geschmeichelt
hatten, so schmeichelten sie nun doppelt der gereiften Frau.
Vielleicht auch reizte Paula – ihr unbewußt – trotz aller mütter-
lichen Liebe der Triumph über die Tochter.
Bald trat Roman mit seiner Bewerbung offen hervor. Er hatte ein
ähnliches Schicksal erlebt wie Paula; auch er war geschieden von seiner
unwürdigen Ehehälfte, und nun verzehrte ihn die Sehnsucht nach stiller
Häuslichkeit. Er schilderte Paula das Glück eines gemeinsamen Lebens.
Sie, ihre Mutter, ihre Tochter, sogar ihre alte Magd – Alle wollte er
auf den Händen tragen. Er hatte eine gute Anstellung bei der Börse.
Wenn sie seine Hand annahm, dann war das mühevolle Leben der Ihren
mit einem Schlage vorbei. Die alte Frau brauchte nicht mehr zu kochen;
für Erna hörte die verzweifelte Jagd nach Clavierstunden auf, und sie selbst,
die kleine Paula, sollte ein neues zärtliches Leben anfangen. Verlockend
baute er das Gebäude der Zukunft vor ihr auf.
Hippolyt war für immer aus ihrem Leben geschieden. Er hatte seine
Haft abgebüßt und war mit Weib und Kind ins Ausland gegangen. An
ihn fesselte sie nichts mehr. Und nun trat ihr noch einmal das Glück
entgegen... Sollte sie auf Mutter und Tochter hören, denen Roman
antipathisch war aus weiß Gott welchen nichtssagenden Gründen?
Ihr war er lieb und theuer, o nur zu theuer! Seine manchmal
hervorbrechende Wildheit entzückte sie. Welche Wonne, ihr Leben in seinen
Schutz zu stellen.

<"page312">

Paulchen kämpfte nicht lange mit sich; sie war keine Kampfnatur.
Eines Tages verlobte sie sich mit Roman, der nun behauptete, „der Glück-
lichste der Sterblichen“ zu sein. Einige Wochen später suchten Beide das
Asyl der siebenbürgischen Ehe auf.
So zog denn in das stille Wohnungsidyll abermals ein Gebieter ein.
Nach Verlauf der ersten Honigwochen, während deren Romans Ein-

künfte nicht die vorausgesetzte Höhe erreicht hatten, zeigte es sich, daß die junge Menage abermals ihre Wahl treffen mußte: gutes Essen und billige Kleider oder billiges Essen und gute Kleider. Paulchen entschloß sich sogleich für Beefsteaks mit Wollkleidchen, weil Roman es so wünschte.
Roman war überhaupt ein ganz anderer Mensch als Hippolyt, so sagte sie sich, viel tiefer, gründlicher. Auf Aeußerlichkeiten legte er nur insofern Werth, als er sie zu seinem Lieblingsthema wählte, um sie mit immer neuer Kraft zu verdammen. Er machte Paulchen bald mit jener Ehrlichkeit, die er mit Hippolyt theilte, auf ihre Fehler aufmerksam, betonte, daß sie seiner Ueberzeugung nach viel zu „äußerlich" sei, ihre Schönheit zu eifrig pflege, sich zu lange und zu sorgfältig frisire, 2c. Das Alles wollte er ihr abgewöhnen. Er begann sogleich mit ihrer Erziehung.
Vor Allem durchsuchte er ihren Toilettetisch. Was ihm da nicht gefiel, Puderquaste, Nagelpasta und dergleichen Dinge, die der Pflege der menschlichen Oberfläche einen allzu erheblichen Vorschub leisten, warf er in den Ofen.
Paulchen lachte. Sie steckte in einer groben Schürze und kochte eigenhändig Knödel ein. Er hielt auch darauf, daß sie selbst koche, und Paula fügte sich seelenvergnügt seinen Vorschriften. Es that ihr förmlich wohl, wieder Jemand gehorchen zu dürfen. Bei jeder Gelegenheit betonte er, daß er Ordnung und Pünktlichkeit liebe. In Wahrheit liebte er nur sich selbst, genau wie Hippolyt. Der Unterschied zwischen Beiden bestand darin, daß Hippolyt verschwenderisch gewesen, indeß Roman geizig war. Und wie alle Geizigen durchtränkte ihn das Bewußtsein seiner Gewissenhaftigkeit und seiner Vorzüge.
Am ersten und fünfzehnten jeden Monats gab Roman Paulchen das Wirthschaftsgeld in die Hände, und an jedem Abend controlirte er ihre Tagesausgaben. Fehlten einige Kreuzer und konnte sie sich nicht besinnen, wofür sie sie verwendet hatte, so vermuthete er eine heimliche Luxusausgabe, und seine angeborene Wildheit brach hervor. Er konnte maßlos heftig werden. Und immer geringfügigere Anlässe genügten.
„Der Mensch ist entsetzlich nervös," sagte die Mutter.
Ja, das war's, nervös war er. Nun wußte es Paulchen, und das beruhigte sie.
Er litt an acuten Anfällen der Nervosität. In solchen leidensvollen Augenblicken floh Alles aus seiner Nähe, die Mutter, die Tochter, die Magd. Nur Paulchen blieb. Darauf hielt er streng.

<"page313">

Es war nicht zu sagen, was ihn Alles verstimmte. Es konnte ein unerwartetes Niesen sein, ein verschobener Sessel, ein Lärm auf der Straße.
Die Straße ärgerte ihn ganz besonders, und bald fand er, daß es gerade die Straße war, in der sie wohnten.
- Eines Morgens erklärte er Paulchen, daß er ihr altes Heim nicht mehr ertrage.
„Gut – dann ziehen wir aus," erwiderte sie freundlich.
Er hatte schon eine andere billigere Wohnung in einem entlegenen Stadtviertel aufgenommen. In den neuen Zimmern, die auf den Hof hinausgingen, sollte idyllische Ruhe herrschen.
Ohne ein Wort der Klage besorgten die drei Frauen den Umzug.
Paula schien es, als ließe sie das alte Leben mit all seinen lieben Erinnerungen und seiner Traulichkeit hinter sich zurück und ginge einem neuen entgegen, das ihr fremd war und Furcht einflößte.
Romans Anfälle ließen nicht nach. Auch in dem jungen Heim gab es noch immer Lärm zu hören; bald schrie ein Kind auf im Hofe, bald drehte ein Leiermann seine Orgel, – aber das Alles wollte Roman geduldig ertragen. Nur Eines ging ihm jetzt auf die Nerven: die alte Magd.
Paula entließ sie.
Doch noch immer wollte sich sein Zustand nicht bessern. Nun zog die Mutter fort; sie übersiedelte zu ihrer Schwester nach Ungarn. Bald darauf nahm Erna eine kleine Stellung in Rumänien an.
Jetzt erst beruhigte sich Romans feinfühliges Nervensystem um ein Geringes.

IV.

Der Sommer kam. Die Cousinen hatten Paula wie gewöhnlich das ganze Jahr hindurch Commissionen über Commissionen aufgebürdet; sie vermuthete daher, daß sie ihr freundlich gesinnt seien, und gedachte mit frohem Stolz, ihnen ihren Gatten vorzustellen.
Der Brief, mit dem sie sich zu kurzem Besuche ansagte, brachte die ganze Verwandtschaft in Aufregung. Man berieth hin und her, ob man sie überhaupt aufnehmen dürfe, da man in ihrer zweiten Ehe eine unmoralische Handlung sah. In der Erinnerung Aller tauchte plötzlich Hippolyt

auf. Der hatte zwar nur auf seiner Hochzeitsreise ihre Schlösser gestreift,
allein ihnen schien es, als ob das gestern gewesen wäre. Siebzehn Jahre
bedeuten in einem conservativen Landleben eine kurze Spanne Zeit, während
der kaum ein Fauteuil seinen Platz verändert.
Die Cousinen waren entschieden dafür, daß Frau von Slapowski,
geschiedene de Zerbi eine abschlägige Antwort erhalte. Nur Tante Ernestine
sprach ihr das Wort. Sie ermahnte ihre Töchter, nicht zu streng zu sein
in ihrem Urtheil und der Nachsicht zu gedenken, deren man selbst bedürfe.
So wurde denn der Besuch des jungen Paares angenommen.

<"page314">

An einem heißen Julitage fuhr Paula mit ihrem Gatten in den
Schloßhof. Die Tante schloß sie liebevoll an's Herz. Für Herrn von
Slapowski hatte sie eine freundliche, doch ein wenig kühle Begrüßung. Als
die übrigen Familienmitglieder nahten, sank die Temperatur auf den
Gefrierpunkt.
Die Angekommenen zogen sich auf eine Stunde in ihre Gemächer
zurück. Roman, über den frostigen Empfang verärgert, verstimmt, tadelte
Alles, was er gesehen. Sein Plan war bald gefaßt: er wollte den Leuten
imponiren.
Gleich beim Mittagstisch begann er damit. Da es mit der Gegen-
wart schwer möglich war, versuchte er es mit der Vergangenheit. Er er-
zählte von dem Schloß, in dem er aufgewachsen, verzärtelt von seiner
Mutter, einer geborenen Gräfin, von seinen reichen Brüdern, er sprach
von seinen Erfolgen als Offizier, Fabrikant, Gutsbesitzer... Ja – auch
er sei einmal Gutsbesitzer gewesen, und der Landwirthschaft bringe er
seither ein besonderes Verständniß entgegen. Er habe auch sogleich bemerkt,
daß seine Vettern nach einem ganz veralteten System wirthschafteten. Er
könnte ihnen da außerordentlich werthvolle Rathschläge geben.
Die Leute auf dem Lande sind nicht gewohnt, viel zu sprechen, schon
das Zuhören ermüdet sie bald. Paulchen gewahrte mit Schrecken eine
wachsende Verstimmung auf allen Gesichtern.
Ein Vetter entgegnete ziemlich scharf, es scheine sonderbar, daß Herr
von Slapowski bei einer so rationell betriebenen Musterwirthschaft nun
seinen Wohnsitz – in Wien habe...
So bald es anging, verflüchtigte sich die Tischgesellschaft, nur die Tante
hielt geduldig aus.
Bei einem Spaziergang durch den Garten ließ sie sich alle Neuerungen
vorschlagen, die dem Gaste auf der Seele brannten. Sie erkannte, daß
er zu den Menschen gehörte, die es darum zu nichts bringen, weil sie
Alles besser wissen als die Anderen, und ein tiefes Mitleid erfaßte sie mit
Paulchen.
Der war die Ueberlegenheit Romans noch nie in dem Maße auf-
gefallen wie diesmal. Sie staunte den reichen Schatz seiner Erfahrungen an.
Sie staunte noch mehr, als er ihr des Abends in traulicher Plauder-
stunde erklärte, ihre sämmtlichen Verwandten mit Ausnahme der Tante
seien Dummköpfe; die Männer Esel, die Frauen Gänse.
Da solle sie einmal seine Angehörigen kennen lernen, das wäre eine
andere Rasse!
Es hinderte ihn nichts, seinen Besuch auf dem Schlosse abzukürzen zu
Gunsten seiner Brüder. Eine Depesche flog tief nach Galizien und brachte
die zögernde Antwort, daß sie zu Hause seien und die Gäste erwarteten.
Ein wenig bekümmert fuhr Paulchen den neuen Verwandten entgegen.
Sie fühlte instinctiv, daß sie ihnen so wenig behagen würde, wie Roman

<"page315">

den Ihren gefiel. Und sie täuschte sich nicht. Sie konnte sich nicht wohl
fühlen inmitten der fremden Welt, der fremden Gebräuche und Sitten.
Man sah sie mit scheelen Augen an wie einen Eindringling, der noch
einmal zur Last fallen konnte. Nirgends ein herzliches, warmes Wort,
nur viele Höflichkeiten, unendliche Förmlichkeiten – keine ehrliche Grobheit,
wie sie Roman zu Theil geworden war bei ihren Angehörigen, nur ein
aalglattes Zuvorkommen, hinter dem die Falschheit lauerte. Täglich Aus-
flüge, täglich Gäste; Pariser Toiletten, französische Conversation. Das
kleine Frauchen im Wollkleid verlor sich ganz in der vornehmen Umgebung.
An jedem Abend erkärte ihr Roman, der sich tagsüber mit den
Brüdern zankte, daß sie alle Dummköpfe seien. Die Frauen Gänse, die
Männer Esel. Seiner Ueberzeugung nach gab es überhaupt nur Einen ge-
scheiten Menschen auf der Welt; die Bescheidenheit verbot ihm, dessen Namen
zu nennen.
Paula war glücklich, als die Sommerreise ihr Ende fand, und sie
Beide wieder in Wien eintrafen. Sie hoffte auf einen stillen, friedlichen

Winter.
Allein sie täuschte sich. Roman jammerte an jedem Tag über die
Auslagen, die die Reise verursacht hatte. Er wollte sie durch verdoppelte
Sparsamkeit wieder hereinbringen.
Sein Geiz entwickelte sich mehr und mehr. Mit jedem Monat ver-
ringerte er Paulas Wirthschaftsgeld. Sie rettete sich vor dem Verhungern
nur durch die Pension, die sie zur Verzweiflung von Hippolyts Gläubigern
noch immer bezog, da ihre siebenbürgische Ehe in Oesterreich ungiltig war.
Eines Tages vermiethete Roman Paulchens Clavier. Resignirt sah
sie, wie fremde Männer das alte traute Möbelstück wegtrugen.
Roman freute sich ihrer Nachgiebigkeit und sagte sich, daß ihre Er-
ziehung nun bald vollendet sein würde. Wenn er sie ansah, empfand er
dieselbe Genugthuung, die Hippolyt gefühlt, als er die kleine Modepuppe
fertig gestellt hatte. Von ihrem Gesichtchen war nun jede Spur einer
koketten Laune verwischt; kein Stäubchen Puder verunzierte es. Die Hälfte
der Löckchen, die sich sonst um die ganze Stirn gekräuselt hatten, führte
ein schlichtes, langgebürstetes Dasein; nur Paulas Hände wollten den
schimmernden Reiz nicht verlieren.
Roman war mit Paulchen zufrieden. So wünschte er sich sein Weib
bescheiden, gehorsam und gefügig. Was er kaum dachte, sie führte es aus,
immer freundlich und geduldig, lächelnd, kein Wort der Entgegnung auf
den Lippen.
Er war beinahe glücklich. In seinen freien Stunden sann er uner-
müdlich darüber nach, wie er dem häuslichen Boden neue Einnahmequellen
erschließen könnte. Da kam ihm ein glänzender Gedanke. Er rieb sich
vergnügt die Hände und sagte Paulchen verschmitzt, daß er etwas
Großes plane.

<"page316">

Vergebens bat sie ihn, sie in seine genialen Einfälle einzuweihen. Sie
waren noch nicht reif.
Eines Tages schienen sie ausgereift.
Paula bereitete eben den Mittagstisch vor, als es heftig klingelte. Sie
fuhr zusammen. Das war das Zeichen ihres Mannes, daß er heimkehrte.
Er klingelte stets, wenn er das Haus betrat, noch ehe er die fünf
Stockwerke erklommen hatte, hinter denen sie jetzt ein verkerkertes Dasein führte.
Und stets, wenn sie die Glocke hörte, begann sie zu zittern, denn
selten vollzog sich seine Rückkehr ohne ein kleines Unwetter. Die schlechte
Laune, die er aus dem Geschäft mitbrachte, mußte sich irgendwie entladen.
Heute aber trat Roman mit fröhlichem Gesicht ins Zimmer. Er küßte
seine Frau.
Dann warf er Ueberrock und Hut ab und setzte sich behaglich zu Tische.
„Komm einmal her, Paulchen,“ rief er. „Ich bringe Dir eine gute
Nachricht.“
Begierig eilte sie herbei. Frohe Nachrichten waren eine Seltenheit in
ihrem Leben geworden.
„Du weißt, Paulchen, daß ich Tag und Nacht darüber nachdenke, wie
ich unser Einkommen mehren könnte. Nun hat sich mir eine ganz vor-
treffliche Gelegenheit geboten, Geld mühelos zu verdienen. Du kannst Dir
vorstellen, wie ich da zugegriffen habe!“
Sie lachte ihn glücklich an.
„Und was ist es denn?“ fragte sie.
„Ich habe unsere ganze Wohnung mit allen unsern Möbeln“ – ihm
gehörte nur ein Stiefelknecht – „an ein amerikanisches Ehepaar vermiethet.“
Paula erblaßte.
„Ja – aber – was soll denn mit uns geschehen?“
„Mit uns? Ich gehe zu einem Freunde und Du – ja mein liebes
Kind, Du mußt selbst zusehen, wo Du Dich unterbringst. Ich finde, daß das
Deine Sache ist! Geh doch zu Deinen Verwandten! Oder ist Dir das Ganze
vielleicht nicht recht? Das ist doch wahrhaftig, um aus der Haut zu fahren!“
Roman sprang auf und machte Miene, durch den Plafond zu fahren.
Paulchen überfiel wieder das heftige Zittern. „Ich bitte Dich,
beruhige Dich nur!“ flehte sie. „Ich bin ja mit Allem einverstanden. Du
weißt doch, daß ich mich immer füge.“
Wenn er es recht bedachte, damit sagte sie die Wahrheit. Er mäßigte
seinen Aerger.
„Und wann – wann sollen wir ausziehen?“
„In acht Tagen.“
„Und für wie lange?“
„Vor der Hand auf drei Monate. Natürlich muß jetzt die ganze
Wohnung gründlich hergerichtet werden, gefegt, gesäubert, geputzt...“
„Ja – ja!“ nickte sie. „Aber mein Gott, wo soll ich nur hin?

Sie dachte an Tante Ernestine.
Wenn sie sie recht sehr bat, vielleicht nahm sie sie auf. O, daß nur
ihre Mutter nichts erführe...
Inzwischen galt es, die Zimmer in einen guten Stand zu bringen.
Gleich Nachmittags begann sie ihr Werk. Wenn sie fertig wurde, wollte sie
sogleich wegfahren, noch vor acht Tagen. Sie mochte die fremden Leute
nicht sehen, für die sie ihr halbes Leben lang geschafft und gesorgt haben
sollte, um ihrer Behaglichkeit zu dienen. Alle Bilder und Stickereien
raffte sie fort; sie hätte am liebsten das kleine Sopha und die Tabourets
weit weggetragen und die Vorhänge alle und die Tischchen und Schränke,
damit keine fremden Blicke auf sie fielen, kalte, tadelnde Blicke, die ihre
Schäden wahrnahmen, vielleicht nach ihnen suchten. Sie fühlte mit einem
Male, wie man mit dem Herzen an solchen todten Dingen hängen kann,
als hätten sie die ganzen Jahre hindurch mit uns gelebt. Der Schmerz
wollte sie überwältigen, aber noch kämpfte sie ihn muthig zurück.
Sie hastete durch die Zimmer; sie schaffte, sie räumte, sie arbeitete
wie eine Taglöhnerin, immer ihm gehorchend, der die Befehle ertheilte und
von Zeit zu Zeit mit Hand anlegte, wenn sie zusammenzubrechen drohte.
Nur mit dem Aufgebot aller Willenskraft vermochte sie sich aufrecht
zu erhalten. Ihr war, als unterwühle sie etwas ganz tief in ihrem
Innern, als unterwühle es sie immer mehr und mehr.
Todmüde fiel sie Abends auf ihr Bett. Und doch konnte sie nicht
schlafen. Schwere Träume quälten sie. Dann wieder war es ihr, als
schlügen zwei Worte unablässig an ihr Ohr: „Hippolyt – Roman; Roman
– Hippolyt“, – wie das Ticktack einer ungeheuren Uhr, zwischen deren
harten Schlägen ihr Dasein verblutete...
Sie griff sich an die Schläfen. Sie glaubte wahnsinnig zu werden.
Als sie am nächsten Morgen sich erheben wollte, sank sie schwer zurück.
Ihre Glieder waren bleiern, ihr Kopf brannte. Sie fühlte, daß sie krank
sei. Barmherziger Gott – krank! Und in wenigen Tagen sollte die neue
Partei einziehen... Was wird Roman sagen! Wo soll sie sich bergen!
Er trat ins Zimmer und sah die Veränderung, die mit ihr vor-
gegangen war. Ihre Hände glühten. Ihr Puls flog.
„Es ist nichts – gar nichts – ein wenig Müdigkeit!“ sagte sie
lächelnd. „In zwei Stunden wird es vorbei sein, dann steh ich auf...“
Als es nicht besser ward, schickte er besorgt um den Arzt. Der ver-
mochte vor der Hand den Grund des heftigen Fiebers nicht anzugeben.
Paula klagte über keine Schmerzen. Ganz still lag sie da, nur von Zeit
zu Zeit öffnete sie die Augen, große, lichtvolle Augen.
Des Abends ward sie von Seitenstechen gequält. Am folgenden
Morgen war ihr Zustand klar: eine heftige Entzündung hatte ihre beiden
Lungenflügel ergriffen. Das Fieber stieg von Stunde zu Stunde. Die
Krankheit hatte sich mit furchtbarer Gewalt des zarten Körpers bemächtigt.





Roman war außer sich. Er zitterte um ihr Leben. Jetzt – gerade
jetzt sollte sie sterben, da er sein Erziehungswerk vollendet hatte! Das
konnte, das durfte nicht sein! Keinen Augenblick wich er von ihrer Seite.
Nachts kam Paulas Mutter aus Galizien; eine Depesche hatte sie
herbeigerufen. Noch erkannte sie ihr Kind. Ein Blick des Dankes – dann
sank die Kranke in Bewußtlosigkeit zurück.
Um vier Uhr Morgens traf Erna ein. Verzweifelnd stürzte das junge,
abgehärmte Mädchen an das Krankenbett der Mutter. Sie kam nur zurecht,
einer Sterbenden die Hand zu küssen.

2x 2k
2-

Aufgebahrt lag die Todte in ihrem Zimmer, von Kränzen umduftet, die
die erschrockenen Cousinen geschickt hatten. Zu ihrem Haupte erhoben
Siegespalmen ihr ernstes Grün.
Da ruhte sie nun, die feine Gestalt ausgestreckt, eine Puppe des Todes.
Und eine seltsame Veränderung hatte sie ergriffen. Alle Lieblichkeit, jedes
Lächeln war zerstoben. In nackter Brutalität breitete sich der Schmerz
über ihre Züge, als hätte er sich losgerungen aus dem müden Herzen, das
die Kraft über ihn verloren, und wäre heraufgeschwebt ans Licht des Tages,
um einmal nur über dies stille Antlitz zu triumphiren. Die zarten Hände,
die so sanft zu streicheln gewußt, waren harte, knöcherne Arbeitshände ge-
worden. Der Tod hatte die zärtliche Lüge hinweggefegt, die auf diesem
Leben geruht, und enthüllte seiner Schmerzen furchtbare Wahrheit. Die
Maske war gefallen.
Wie gebrochen kniete die Mutter zu den Füßen ihrer Tochter.

Da pochte es leise an die Thür.
„Die neue Partei ist gekommen," meldete das Dienstmädchen, „die heute einziehen sollte, und wünscht die Wohnung zu besichtigen. Sie wolle sich durchaus nicht zurückweisen lassen."
Hinter dem Mädchen erschien die Gestalt eines hohen, leicht vorgeneigten Mannes mit grauem Bart. Der Fremde warf einen Blick in die Runde und gewahrte die alte Frau. Wie erschrocken wich er im ersten Augenblick zurück, dann trat er näher.
„Mutter!"
Sie sah auf: „Hippolyt!"
„Barmherziger Gott – was ist geschehen? – Paula?"
Sie nickte und barg das Antlitz in den Händen.
Erschüttert blickte er auf sein verlassenes Weib. Von Schmerz und Reue ergriffen, sank er an dem Sarge nieder, und knisternd streifte ihn das Bahrtuch, als winke die Todte ihm einen Gruß zu.
S ÄSRD-..
Ä&S A7

<"page319">

Ludwig Jacobowski.

Von
tarl Bienenstein.
– St. Leonhard a. Forst, Mied.-Oesterr. –

Jahre zurückzudenken in die Zeit, da der Kampf zwischen Alten
FSVI und Jungen in der Litteratur tobte. Was für ein lustiges Leben war das! Täglich mußte man sich neuentdeckte Genies notiren, und wenn man den Propheten glauben durfte, so stand eine noch nie dagewesene Blüthezeit unserer Dichtung vor der Thür.
Nun: der Wirbelwind zog vorüber, und als man nachher den jungen Dichterwald besah, da war er bedeutend gelichtet. Verhältnißmäßig wenige Stämme strebten noch in junger Kraft der Sonne zu, die meisten aber lagen am Boden; sie waren trotz ihrer Jugend krank oder überhaupt nicht lebensfähig gewesen.
Auch Ludwig Jacobowski war unter den Stürmern und Drängern gewesen. Aber er hatte sich immer eine größere Ruhe und schönes Maß bewahrt. Er verstand weder das unbarmherzige, unbesonnene Verdammen, noch das kritiklose Loben und Genie-Proclamiren. Während die Anderen Kampfschriften in die Welt warfen, ging er in wissenschaftlicher Arbeit den Anfängen der Poesie nach und schrieb Gedichte. Im Jahre 1888 brachte er seine erste Gedichtsammlung „Aus bewegten Stunden" (Dresden, E. Pierson. 2. Auflg. 1899) auf den Büchermarkt, und ihr folgte 1890 die zweite, welche den Titel „Funken" (ebd.) führte. In beiden Sammlungen war noch wenig Ausgereiftes und Klares; es war in der That ein Funkensprühen, aber keine reine Flamme. Hie und da jedoch fand sich ein Gedicht von tiefer Empfindung und schöner, ausgeglichener Form, woraus



<"page320">



man erkennen konnte, daß hinter all dem Empfindungs- und Gedankenwust doch ein echtes Dichtertalent stecke.
Deutlich trat dieses Talent hervor in der nächsten Gedichtsammlung: „Aus Tag und Traum". (Berlin, S. Calvary. 2. Auflg. 96.)
Jacobowski hatte sich nun schon soweit entwickelt, daß er das Poetische nicht mehr in hohen, tönenden Worten und ungezähmten Formen suchte, sondern im Einfachen und Maßvollen. Außerdem hatte er gelernt, daß es nicht gesuchter Gleichnisse und Allegorien bedürfe, um die großen ewigen Gedanken darzustellen, sondern daß jede Erscheinung des Lebens, weil mit dem Weltganzen im Zusammenhang stehend, ihr Symbol werden könne und tiefsten Sinn für den in sich trägt, der sich nicht durch den Schleier der Maja täuschen läßt. Auch seine Weltanschauung ist bestimmter geworden und gründet sich auf den Monismus, den Haeckel inaugurirt hat. Aus dieser Weltanschauung heraus schreibt er nun Gedichte, in denen er das Einssein mit der gesammten ihn umgebenden Natur feiert, die Schrecken des Todes im Gefühle der Unsterblichkeit der Materie von sich abweist. Trotzdem liegt aber doch über dem Buche eine schwermüthige Stimmung. Die wissenschaftliche Erkenntniß hat ihn nicht voll befriedigt, und er giebt dem Gedanken Ausdruck, daß es des Glaubens, des Märchens, des schönen Scheines, kurz: der holden Täuschung bedürfe, um stark und glücklich zu sein. Wir sehen hier noch immer den jungen Mann, dessen Idealismus mit dem Realismus der Welt im heißen Kampfe liegt. Dieser Kampf drückt sein Selbstgefühl so weit herab, daß er von sich selbst und seinem Schaffen im Tone tiefster Resignation

spricht. Es ist dies ein Zustand der Schwäche, der Jacobowski noch oft befällt und den er nur mit den Jahren der Mannwerdung überwinden konnte.
Vorher gebar diese trübe Resignation aber noch ein Werk, das für das Verständniß des Dichters von hoher Bedeutung ist, weil sein Grundgedanke in zwei weiteren Werken wiederkehrt und deutlich zeigt, wie sich sein Charakter gefestigt hat, wie der Lebensverneiner zum Lebensbejaher geworden ist. Dieses Werk ist der Roman: „Werther, der Jude“ (Dresden, E. Pierson, 1892), der die Judenfrage behandelt. Es ist ungemein schwer, über dieses Buch zu schreiben, denn man muß gewärtig sein, mit jedem Wort auf wüthenden Widerspruch und fanatischen Unverstand zu stoßen. Sind es doch heutzutage nur Wenige, die der Judenfrage objectiv gegenüberstehen. Wenn das Buch trotzdem schon die 3. Auflage erreicht hat, so ist das wohl in erster Linie seinem poetischen Werth zuzuschreiben.
Der Held der Erzählung ist ein jüdischer Student, der, begeistert für deutsche Art, sich ganz derselben assimiliren will und darum eifrig bestrebt ist, die hierzu nöthige ethische Reform des Judenthums an sich selbst durchzuführen. Aber er besitzt dazu zu wenig Kraft, er ist zu empfindlich. Von jedem Ausdruck des Antisemitismus fühlt er sich auf's Tiefste verletzt, überall wittert er Feinde und sucht in selbstzerfleischenden Grübeleien nach der Berechtigung dieser Feindschaft. Nicht einmal fällt es ihm ein, ob diese

<"page321">

Feindschaft nicht eine ungerechte ist, wenigstens speciell an ihm. Wie einen Fluch fühlt er seine Abstammung auf sich ruhen, und jedes Verbrechen, von Juden begangen, fühlt er als sein eigenes. So pendelt er haltlos zwischen zwei Nationalitäten. Von den Deutschen wird er nicht anerkannt, seinen Stammesgenossen hat er sich selbst entfremdet. Und als er endlich auch einen vergötterten Vater Bahnen wandeln sieht, die er verabscheut, er selbst an dem Tode eines Mädchens, das er unglücklich gemacht hat, schuldig wird, da verzweifelt er nicht nur an dem endlichen Siege der von ihm propagirten Reform, sondern auch an sich selbst und giebt sich den Tod. Mit ihm stürzt Alles zusammen.
Es ist ein trübes Buch, in dessen Tragik kein Lichtstrahl der Versöhnung hineinleuchtet. Eine Frage drängt sich uns auf: Wenn schon der junge Jude mit seinem Tode seine persönliche Schuld sühnt, wie rechtfertigt sich aber der Untergang der hohen ethischen Idee, die er vertritt? Wir mögen suchen und grübeln, wie wir wollen: garnicht. Er erklärt sich nur aus dem Pessimismus des jungen Dichters, der sich in seinen besten und heiligsten Empfindungen verkannt und zurückgestoßen sieht und an seinen Idealen verzweifelt! Als Dichterwerk allerdings war der Roman eine starke Talentprobe, ein Werk voll Stimmung und feiner Psychologie.
Aber schon im nächsten Werk nahm Jacobowski den Grundgedanken des „Werther“ von Neuem auf, und er schuf die dreiactige Jambenkomödie: „Diyab, der Narr.“ (Berlin, 1895. Kühling u. Güttner.)
Wieder ist es ein Ausgestoßener, der im Mittelpunkt der Dichtung steht, einer, der seinem Stamm entfremdet ist und deshalb von Allen verachtet wird. Diyab ist der Sohn des Scheikhs Khalem in der Oase Kauar und einer deutschen Mutter. Als diese stirbt, wird Diyab verstoßen, und um vor allen Verfolgungen sicher zu sein, spielt er den Narren, denn: „lacht man, so thut man mir nicht weh!“ Im Geheimen aber übt er sich im Kriegshandwerk, und als die Tuaregs einbrechen und der Stamm Khalems feig vor ihnen flieht, da rettet er die Ehre desselben, erringt die Scheikhswürde und zugleich die schönste und reichste Jungfrau des Stammes. Damit hat er auch sich und seine Mutter gerächt. Es ist die Rache des Edlen, der seine Feinde zur Anerkennung zwingt.
Zwischen „Werther“ und „Diyab“ liegen zwei Jahre, die an dem Dichter nicht spurlos vorübergegangen sind. Seine Ideale sind die alten geblieben, aber er steht ihnen nicht mehr mit dem lähmenden Gefühle gegenüber, daß sie nicht verwirklicht werden können, sondern mit dem straffen Willen zur That. Und die That ist die Erlösung. Es ist ein prächtiges und in allen seinen Theilen gelungenes Dichterwerk, das Jacobowski in seiner Narrenkomödie geschaffen hat, und sein lebensfreudiger, geistesgesunder Ausklang hebt es hoch über den Werther empor.
Daß Jacobowski von seinem Pessimismus geheilt war, davon legte auch das nächste Buch: „Annemarie,“ ein Berliner Idyll (Breslau, 1896.

<"page322">

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender) Zeugniß ab. Es ist eine ganz harmlose und einfache Geschichte. Ein junger Referendar verliebt sich in die Kanzlistin seines Bruders, bricht aber mit ihr, als er erkennt, daß sie ein „allzu vergängliches und irdisch – kleines Herz“ habe. Ein ganz moderner Stoff, vom Dichter selbst schon behandelt im Werther.

Während aber dieser am Weibe zu Grunde geht, gesundet der Held in „Annemarie“ und findet sein seelisches Gleichgewicht wieder. Ueber der ganzen Erzählung liegt eine wunderbare, süß-innige Stimmung und der feine Schleier jener Wehmuth, die sich an die Erinnerung an ein schönes Glück knüpft..

Diesem auch in seiner Charakterzeichnung vorzüglichen Idyll stellt sich das nordafrikanische Sittenbild „Der kluge Scheikh (ebda. 1897) ebenbürtig an die Seite..

Schon im „Diyab“ mußte die Darstellung des Lebens der Wüstenbewohner Bewunderung erregen; hier ist dies in noch erhöhterem Maße der Fall. In vollendeter Naturtreue ersteht vor uns das Bild eines Kabylendorfes, bewegen sich die Menschen, mit denen der Dichter das Dorf bevölkert. Die Triebfedern der Handlung sind Ehebruch und Blutrache.

Ein Scheikh hat sich eine Frau erhandelt. Von seiner Gleichgiltigkeit tief verletzt, sucht sie nach einer ihre Seele ausfüllenden Liebe und findet sie. Der Scheikh, der dahinter kommt, soll sie nun tödten. Aus Furcht vor der Rache ihrer Brüder thut er dies jedoch nicht, sondern überläßt sie unter schlauen Bedingungen ihrem Geliebten. Auf Grund dieser bringt er sie nach Jahresfrist bei diesem in den Verdacht der Untreue, der neue Gatte tödtet sie und fällt dann als Opfer der Blutrache. Die Klugheit hat gesiegt. Aber über ihr steht die Gerechtigkeit, die der alte Schriftgelehrte Ali zum Ausdruck bringt: „Allah weiß und sieht Alles. Wenn Du am Tage des jüngsten Gerichtes über die Brücke der Gläubigen gehst, ich sage Dir, Scheikh, bei Allah und dem Propheten, fallen wirst Du in den Rachen der Hölle, in den Rachen der Hölle wirst Du fallen.“ – Bescheiden hat Jacobowski diese Erzählung ein Sittenbild genannt; sie ist aber mehr, sie ist eine Novelle von ausgeprägter Meisterschaft.

Cabinetstücke novellistischer Ciseleurkunst enthält das Geschichtenbuch, das nach der ersten Novelle den Titel „Und Satan lachte“ (Leipzig, G. H. Meyer 1897) führt. Es legt Zeugniß ab von Jacobowskis beweglicher Phantasie und seinem weichen Träumersinn. Ob er uns jetzt ins Paradies oder an den diebischen Hof des Königs von Siam führt, ob er das Athen Perikles' oder Alt-Berlin schildert, überall finden wir dieselbe dichterische Kraft, der es mit wenigen Worten gelingt, den Leser dorthin zu tragen, wohin der Dichter will. Und mit welch ergreifender Innigkeit, mit welchem Reiz weiß er ganz alte Gedanken neu auszudrücken und interessant zu machen! So z. B. den Gedanken an die Sterblichkeit aller Menschen, die erwachenden Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit, den ewigen und nur



selten überbrückten Gegensatz zwischen Hoch und Nieder. Wie originell weiß er die Gedanken über das Weib einzukleiden! Das Buch macht den Eindruck, als hätte Jacobowski eine Probe auf seine Dichterkraft angestellt, als hätte er versucht, ob und in welchem Maße sie ihm jederzeit zur Verfügung steht. Die Probe ist glänzend ausgefallen, und darum konnte er nun auch an die Schöpfung des großen Werkes schreiten, von dem seine Seele träumte. Dieses Werk war „Loki“, der Roman eines Gottes. (Minden i. W., J. C. C. Bruns 1898.)

Jacobowski schwebt als Ideal eine deutsche Litteratur und Kunst großen Stiles vor. Die Wege, die Richard Wagner in seinen genialen Tondramen, vor Allem im Nibelungenring, gewandelt, will nun auch er beschreiten, um die große, in Mythe und Sage niedergelegte deutsche Vergangenheit dem deutschen Volke von heute zurückzubringen und damit seinem nationalen Leben die ideelle Basis großer Erinnerungen zu geben. Um aber die alte Göttersage der heutigen Zeit interessant zu machen, hieß es, sie mit modernem Geiste zu durchdringen, ihren ethischen und philosophischen Grundgedanken hervorzuheben und die in bleichen Nebeln schemenartig dahinschwebenden Götter mit Leben und Seele zu erfüllen.

Und zum dritten Male greift Jacobowski das ihm so vertraute, ihm ganz eigenthümlich gewordene Wertherthema auf. Aber er behandelt es nicht mehr pessimistisch wie in seinem Jugendroman, nicht mehr als Problem eines einzigen Individuums wie im „Diyab“, sondern es gestaltet sich ihm zu einem großen symbolischen Weltbilde. Zum Helden wählt er sich den ausgestoßenen, seinem Geschlecht entfremdeten Loki, den düsteren, unglückseligen Asen, der von sich selbst sagt, daß er „ausgestoßen in der Morgenfrühe der Jugend, ausgestoßen auf der Mittagshöhe der Kraft“ sei. Und da Loki weiß, daß er schuldlos ausgestoßen ist, schreitet er zum furchtbaren Vernichtungskampf gegen die ihm feindlich gesinnten Asen. Schon hält er sein Rachewerk für vollendet, denn sogar Balder, der milde, sonnige, ist seiner Tücke gefallen, da steht aus dem Geschlechte Balders einer auf, auf dessen reiner Kinderstirne ein blutiges Mal glänzt, wie der Kreuzgriff eines Schwertes, wie ein rothes Kreuz, und da weiß Loki, daß er nun doch wieder besiegt ist. Nicht die Rache, sondern die Liebe, nicht die Finster-

niß, sondern das Licht siegt. So gewinnt das Werk einen erhebenden
Abschluß.
Seine große Wirkung beruht außer seiner tiefen Poesie auf seinem
reichen Ideengehalt. Alle Perspectiven, welche die Mythe von Loki in sich
birgt, sind eröffnet. In dem Gegensatz zwischen Loki und Balder ist der
uralte Mythos vom Kampf der Mächte der Finsterniß gegen die des Lichtes
ausgedrückt, in dem Sieg des Kindes mit dem rothen Kreuz der Sieg des
milden Christenthums über das starre Heidenthum; in dem Aufstand der
Sklaven gegen Jarle und Bauern, in dem Kampf dieser gegen die Balders-
söhne sind wieder stark sociale Töne angeschlagen. Darüber schwebt aber

<"page324">

die reife Kunst des Dichters, die hier wahre Triumphe feiert. Stimmungs-
bilder von märchenhafter Zartheit wechseln mit solchen von tragisch düsterer
Gewalt, und jede Gestalt ist bis ins Kleinste durchdacht und charakterisirt.
Daß die hohe Bedeutung dieses Romans als Wegweiser zu einer nationalen
Dichtung großen Stils allgemein erkannt wurde, dafür legen die zahl-
reichen eingehenden Besprechungen, die ihm gewidmet wurden, beredtes
Zeugniß ab.
Dem durchschlagenden Erfolg des „Loki“ gesellte sich bald ein zweiter,
der der Gedichtsammlung: „Leuchtende Tage“ (ebda. 1899). Aus diesem
Buche ersieht man so recht deutlich, wie sicher und zielbewußt Jacobowskis
Entwicklung vor sich gegangen ist. Aus dem unfertigen Jüngling, der seine
seelischen Fühler nach allen Seiten ausstreckte, sie ebenso oft verwundet
zurückzog und sich nun seinem Pessimismus hingab, ist ein Mann geworden,
der stark und frei im wirbelnden Leben steht und Alles in sich aufnimmt,
was sich ihm darbietet. Darum beherrscht er auch die ganze Scala des
Empfindens von der lautesten Fröhlichkeit bis zum stummen Schmerz. Sein
Herz läßt nichts an sich vorübergehen, ohne daß es zum Erlebniß werde.
Und so hat er Vieles erlebt: Liebe und Haß, Freude und Trauer. Das
Leben der Großstadt, ihre Typen, die Fragen der Cultur, die Geschicke des
Vaterlandes, das fröhliche Burschenleben, Alles hat er in sich aufgenommen
und verarbeitet. Seinem Buche ist deshalb eine Universalität nachzurühmen,
die ganz einzig dasteht. Aber Jacobowski empfindet nicht nur, er denkt
auch universell. In noch höherem Grade als in der Sammlung „Aus
Tag und Traum“ zeigt er jetzt die Fähigkeit, das Einzelerlebniß über seine
Grenzen hinaus in die Sphäre des allgemein Giltigen zu erheben. Was
er auch betrachten mag, stets eröffnet er uns Ausblicke, welche die zeitlich
und räumlich beschränkte Thatsache in ihrem Zusammenhang mit den treiben-
den Ideen der Welt erkennen lassen und das Vergängliche als Gleichniß
des Ewigen darstellen. Und bei all' dieser Tiefe, welche Einfachheit und
Schlichtheit der Form! Da finden wir keine Wörterverrenkungen und
Wortprägungen von dem absonderlichen Charakter modernsten Symbolismus,
keine zerhackten Strophen und Rhythmen, keine Gruppirung der Verse um
eine Längenachse, sondern fest geschlossene lyrische Formen, die sich der In-
halt selbst gemodelt hat. Solche Lyrik kann Jedermann mit Genuß lesen,
es ist eine Lyrik für die Gesammtheit des Volkes, nicht für ein Collegium
von Auguren, sie ist im besten Sinne volksthümlich.
Und weil wir gerade von der Volksthümlichkeit sprechen, so können
wir diese Betrachtung nicht abschließen, ohne der hochverdienstlichen Thätig-
keit zu gedenken, die Jacobowski zu dem Zwecke entwickelt hat, das Volk
für unsere Dichtung empfänglich zu machen. So hat er eine reiche Aus-
wahl aus der Lyrik der Gegenwart in einem Liederbuch für's Volk zu dem
lächerlichen Preise von 10 Pfg. auf den Büchermarkt geworfen, so sucht er
in ähnlicher Weise Goethe unter's Volk zu bringen.

<"page325">

Wollen wir Jacobowskis Bedeutung für die Litteratur der Gegenwart
in kurzen Worten charakterisiren, so müssen wir sagen: er hat in „Loki“
die Bahn zu einer modern nationalen Dichtung großen Stiles gewiesen, er
hat in seinem letzten Gedichtbuch gezeigt, wie unsere Lyrik beschaffen sein
muß, will sie nicht in artistische Spielereien ausarten und den Zusammen-
hang mit dem Leben der Nation verlieren, und er hat sich Mühe gegeben,
dem Volke echte Kunst zu vermitteln, die Brücke zu schlagen zwischen Volk
und Dichter.
Sein Werk ist ein dichterisch-sociales, es dient der Gegenwart und
trägt zum Baue einer schöneren Zukunft bei.

<"page326">
Meapel unter den Bourbonen.
(1816–1860.)
Von

I. Die neapolitanische Camorra.

A en Worten Camorra und Camorrist wird im Auslande und selbst
in Oberitalien eine andere Bedeutung beigelegt, als ihre eigent-
Ä. liche. Gemeinhin versteht man darunter ein Truggewebe, eine
weitausgreifende Ränkespinnerei.

Die neapolitanische Camorra war, bis in die jüngste Zeit hinein,
eine den niederen und mittleren Ständen entsprossene, über das ganze Reich
verbreitete, auf strengen Statuten begründete Association, welche ihren Druck
auf die niederen Klassen ausübte. Ihr Endzweck war Erpressung, und
merkwürdigerweise Erpressung ohne Zwang, ohne Gewalt. Niemand wider-
setzte sich. Das Volk zahlte nicht nur ohne Murren diesen, von keinem
Gesetze bestätigten Tribut, den ihr die Camorra auferlegte, sondern es stand
mit den Camorristen auf freundlichem Fuße, zollte ihnen Ergebenheit und
Gehorsam, wie es dies vor keinem Steuer- oder Zollamt that, denn be-
kanntlich lehnt man sich nirgend so gern und so hartköpfig gegen gesetzliche
Abgaben und Verordnungen auf, wie in Italien.

Das Volk schützte die Camorristen vor der Polizei, falls diese, bei
nicht zu verbergenden Missethaten, wo Blut floß, genöthigt war, einzuschreiten;
denn auch die Polizei, wie das ganze Beamtenthum beschönigte diese In-
stitution und benutzte sie zu ihren Zwecken.

Diese allseitige stumme Anerkennung einer außergesetzlichen, willkürlich
octroyirten Macht, die sich über ein ganzes Land verbreitete, dem ohnehin
in Noth und Elend verkommenen Volke ohne Grund noch Recht einen Theil

<"page327">



seines Erwerbes entriß, ist charakteristisch für den erschlafften Volksschlag
und gleichzeitig erstaunlich.

Wir finden in unserer Zeit kein gleiches Beispiel, wofern es sich nicht
um Gewalt und Uebermacht handelt, die bei der Camorra ausgeschlossen
IUCIUEN.

Die Verehrung der rohen brutalen Kraft ist ein Maßstab für den
Culturzustand eines Volkes. Beugen sich doch die indischen und afrikanischen
Wildenstämme nicht vor dem Häuptling, der ihnen Ruh und Frieden sichert,
sondern vor dem, der die meisten Schädel als Trophäen heimbringt.

Ein spitzfindiger Leser dürfte die Bemerkung machen: Und wir civili-
sirten Culturvölker, bewundern wir nicht die Orden auf der Brust der aus
dem Feldzug heimkehrenden Krieger, und repräsentiren diese Orden nicht
Menschenschädel? Wenn die Inselbewohner von Sicilien und Sardinien
das Joch der Brigandage ertragen und den Briganten huldigen wie Helden,
geschieht es, weil sie in ihnen eine Ueberlegenheit anerkennen, eine Macht,
der sie nicht gewachsen sind, denn Jene gehen mit Feuer und Schwert zu
Werke. Wagt es die Bevölkerung, sich ihnen zu widersetzen, sie den Be-
hörden anzugeben, ihnen den nöthigen Beistand zu verweigern, so üben sie
Rache durch Mord, Tödtung der Heerden und Einäschern der Behausungen.
Selbst das Einschreiten der Truppen ist nicht immer erfolgreich und fordert
stets Menschenopfer. Anders war es mit der Camorra. Ein energisches
Handeln seitens der obrigkeitlichen Gewalt mit Beistand der Bevölkerung
hätte diesem Unfug, unter dem auch die Besseren litten, bald ein Ende
gesetzt; doch unter Ferdinand II. und Franz II. gingen alle Kräfte
der öffentlichen Sicherheit in Verfolgungen der Freiheitskämpfer auf, und
das Volk war einerseits zu indolent, zu träge und apathisch, um sich
dem Drucke zu entziehen, andererseits zu sehr mit der Genossenschaft ver-
schwägert.

Der Ursprung dieser Verbrüderung ist originell. Einige Chronisten
wollen denselben aus dem Wort Gamurra herleiten. Dies war ein grober
Baumwollstoff, der zur Kleidung der Lazzaroni und des niedrigen Pöbels
diente, in Form einer Art Joppe mit weiten Taschen. Demzufolge hätten
die niedrigen Klassen in den Volks- und Marionettentheatern den Spott-
namen Gamuristi erhalten, der ihnen geblieben wäre, wie in Frankreich
seit der Revolution der Arbeiterklasse der Name Blousier geblieben ist.
Diese Etymologie scheint uns etwas weit hergeholt, wie etwa die Ab-
leitung des Namens Harlekin, den ein italienischer Schriftsteller, der sich mit
dem Studium der Commedia dell'Arte und den italienischen Maskengestalten
beschäftigt hat, von Charles quint herleitet, weil dieser Fürst einem be-
rühmten Schauspieler große Gunst erwiesen haben soll, der seinen hohen
Ruf der Rolle eines stummen Bajazzo in einer schwungvollen Posse ver-
dankte, und der mit Bewilligung Karls V. den Namen Ch'Arlequin an-
genommen hatte.

<"page328">

Glaubwürdiger ist der Chronist, welcher die Camorra, Wort und Sache,
aus Spanien, ursprünglich aus Arabien herleitet. Die Araber pflegten ein
Kartenspiel, Camar oder Camor, ein Hazardspiel, an das sich, außer dem
Geldverlust, geheime verbrecherische Thaten reihten, vermuthlich Meuchelmord
nach Auftrag, wie in der gegenwärtigen Maffia in Sicilien, wo die aus-
übende Hand eines Mordes durch das Loos und Würfelspiel bestimmt wird.
Das Camorspiel ward vom Koran verboten und wurde schwer bestraft;
es liegt auf der Hand, daß es einer speciellen strengen Beaufsichtigung be-
durfte, um so mehr, als es stets Zank nach sich zog, den der Matagan
schlichtete. Die Mauren mögen dies Spiel nach Spanien gebracht haben,
von wo es, nach mehrfacher der Nation entsprechender Neugestaltung durch
die spanische Herrschaft über Sicilien und Neapel dort eingeschleppt sein
mag. Im spanischen Wörterbuch finden wir das Wort Camorra:
Zänkerei, Rauferei. Hacer camorra Händel suchen zu bösen Zwecken;
Camorrista, nächtlicher Herumtreiber. Im 16. Jahrhundert bestand in
Spanien eine viel bösartigere Verbindung als die spätere neapolitanische
Camorra, wenigstens in ihrem ersten Auftreten. Sie hatte ihren Sitz in
Sevilla, begünstigte und erleichterte die Ausübung von Verbrechen aller Art
und zahlte von dem Verdienst einen Tribut an die Polizeibeamten und an
die Geistlichen; an jene als Belohnung, daß sie ihr freie Hand ließen, an
diese in Form von hochbezahlten Messen für den glücklichen Erfolg. Beide,
Priester und Polizei beschützten die Missethäter gegen das Volk, das, ener-
gischer als das neapolitanische, gegen sie ankämpfte. Führen wir ein Beispiel an:
Ein Mitglied dieser Bande hatte eines Nachts, bei Tagesanbruch,
vor einer Schenke mit einigen Zechern Händel gesucht, um zu rauben. Die
Rauferei war gewaltig geworden, und der Anstifter hatte einen Menschen
erstochen. Fliehend wurde er verfolgt. Schon hatte man ihn erreicht, als
ein Geistlicher des Weges kam, der in dem Fliehenden ein Mitglied der
Bande erkannte..
Mit ausgebreiteten Armen hielt er die Verfolger zurück und rief:
„Verblendete! wollt Ihr der Gerechtigkeit Gottes vorgreifen? Seht
Ihr nicht ein, daß dieser Mensch genügend bestraft ist durch ein begangenes
Verbrechen, durch die Sünde und das Schuldbewußtsein, wollt Ihr ihn
der Strafe Gottes entreißen?“
Während dieser improvisirten Tirade war der Mörder entflohen, und
das Volk ließ ihn laufen.
Diese Verbindung hatte ihren eigenen Jargon, und der Verrath des
Schlüssel desselben wurde mit dem Tode bestraft. Doch die Form einer
Association hatte dieser Mißbrauch jedenfalls erst angenommen, lange nach-
dem die Mauren Spanien geräumt; in vollster Blüthe stand sie unter
Philipp II.
Cervantes bringt in einer seiner Novellen als Helden zwei Lehrlinge
dieser Verbrüderung (Vicomte und Cortadillo), die zu seiner Zeit unter

<"page329">

einem berühmten Oberen Namens Monopodio in Sevilla herrschte. Der
spanische Dichter führt hier dem Leser kein Phantasiegebilde vor, sondern
eine Studie der Sitten und des Volkscharakters, welche er während seines
Aufenthalts in Sevilla (1588–1603) erforscht hatte. Auch eine Scene
im Don Quixote, als Sancho Pansa seine Insel der „Barateria“ durch-
reist, weist auf diese Corporation hin. Es unterliegt keinem Zweifel, daß
die Camorra von den Spaniern nach Neapel eingeschleppt worden ist, wo
sie bei dem indolenten, trägen und heiteren Volk, dem Policinell par
excellence, einen günstigen Boden fand und sich bis in unsere Zeit er-
halten hat.
Es liegt der Gedanke nicht fern, daß auch das noch heutigen Tages
in Italien im niederen Volke so sehr beliebte Fingerspiel, die Morra,
gleichen Ursprungs sei. Dieses Hasardspiel besteht darin, daß zwei sich
gegenüber sitzende Zecher mit erhobener geballter Faust, auf ein gegebenes
Zeichen, Augenzwicken oder Kopfnicken, zugleich, schnell aufeinander Zahlen
ausrufen, die nicht die 10 überschreiten dürfen. Gleichzeitig strecken. Beide
einige Finger aus. Trifft die von dem Einen oder Andern ausgerufene
Zahl mit den Fingern beider Hände zusammen, hat der, welcher sie ge-
rufen, gewonnen und der Andere wird angekreidet. Es ist begreiflich, wie
bei der Schnelligkeit leicht ein, zwei Finger eingezogen oder ausgestreckt
werden können, um die gerufene Zahl zu erreichen, und wie dieser beider-
seits ausgeübte Betrug zu Zank unv Rauferei führt, welche das Messer,
das der brave Morraspieler nicht in der Tasche, sondern im Aermelaufschlag
der Jacke trägt, mit chirurgischer Geschicklichkeit schlichtet. Fast in allen
Schenken findet man einen Anschlagezettel mit den Worten: La Morra
proibita, was indeß durchaus nicht verhindert, daß man in den schlechten
Stadttheilen aller Städte Italiens bis tief in die Nacht hinein ein unauf-
hörliches Ausschreien von Zahlen vernimmt, das dem Uneingeweihten uner-

klärlich bleibt. Lassen wir nun dahingestellt sein, ob die Morra und die Camorra etwas mit einander gemein haben, Thatsache ist, daß der Ursprung dieser Brandschatzer im Hasardspiel zu suchen ist. In Spanien wie im Neapolitanischen traten diese Art Spielaufseher (Miron nannte man sie) zuerst in Spielhöhlen auf, als einzelner Mann, der weder von der Polizei beauftragt, noch vom Wirth gerufen war, mischte sich unter die Gäste, trank, plauderte und beobachtete zugleich mit Argusaugen die Spieltische, wo er den Baratore (falschen Spieler) sofort herausfand. Leise trat er an ihn heran, überführte ihn leise des falschen Spiels, mit Drohung der Angabe, worauf der Ertappte sich loskaufte. Der Partner zahlte gern eine Summe für die Gefahr, der er entronnen, und der Spielhalter, dem durch die friedliche Schlichtung Lärm, Skandal, Einschreiten der Polizei vermieden war, eine noch größere. In jeder Schenke, in jedem zweideutigen Local fand sich ein solcher Mensch ein. Wir fragen uns, wie es möglich war, daß die Betheiligten diesen Zwang duldeten.

<"page330">

Bald wurden diese Vermittler anspruchsvoller, indem sie dem Spielhalter wie dem Spieler eine Abgabe auferlegten, gegen Verschwiegenheit und Fernhalten der Polizei. Das gelöste Geld hieß Barato, in Neapel Baratollo. Diese Männer hielten zusammen, wechselten einander ab in den Localen, und nach und nach erweiterte sich der Kreis ihrer Thätigkeit. In allen Spelunken, allen verruchten Orten, bei Unterschleifen, Schmuggel, Wucherern, Stehlern und Hehlern, Kupplern und Ehebrechern traten sie auf, begünstigten Betrug und Verbrechen und wurden hoch bezahlt.
In ähnlicher, doch viel milderer Weise trat die Camorra nach der Restauration im ersten Viertel dieses Jahrhunderts in Neapel auf und gründete unter der verwahrlosten Herrschaft der Bourbonen eine Verbindung, welche der Form nach an die Freimaurerei erinnert, und die nun, verwegen und stark geworden, ihren Druck auf alle Gewerbetreibenden ausübte, auch auf solche, welche nichts zu verhehlen noch zu verbergen hatten. Neapel, die Stadt, zählte zwölf Meister mit einem Großmeister, welcher auch über den Meistern der andern Städte des Reichs stand. Zu ihnen gehörten die Gesellen und Lehrlinge und ein Schwarm von Aspiranten. Auf allen Plätzen in allen Straßen befanden sich Tags und Nachts – denn bekanntlich ist das Straßenleben in Neapel Nachts noch lärmender und wirrer als am Tage – Camorristen, welche ruhig, ordentlich gekleidet, ihre Beute suchten und fanden. Stieg ein Fahrgast in einen Fiaker, flugs, flink wie eine Heuschrecke, sprang ein Mensch auf den Kutschersitz, fuhr mit und erhielt vom Kutscher eine Münze im Werthe von 2 Soldi. Das Gleiche geschah mit Omnibus, Spazier- und Transportbooten, Gepäckträgern, Fremdenführern 2c. War ein Barbier in seinem Laden mit der Toilette eines Kunden beschäftigt, was in Italien bei geöffneten Thüren und Fenstern stattfindet, trat der Camorrist ein, und während der parfümirte Figaro mit der Rechten seinen Mann einseifte, verabreichte die Linke dem Camorristen die Münze. Bei jedem neuen Kunden wiederholte sich dies.
Die Hausirer, von denen die Straßen wimmelten, wurden mit einem Blick taxirt; das Kind mit der Ziehharmonika, mit dem tanzenden Aeffchen, der verkrüppelte Leiermann, der Zeitungsverkäufer, der in Lumpen gehüllte Bettler, die hungerverzehrten Weiber mit geliehenen kranken Kindern auf dem Arm, der wirkliche oder verstellte Blinde – Keiner ward verschont. Spielten die Leute vor ihren Hausthüren Domino, lagerten auf einem Mauerrande zwei Lazzaroni beim Kartenspiel, stand der Camorrist daneben und erhielt von jeder Partie seinen Zehnten.
Spürte er einen Geistlichen auf, der irgend ein kleines zärtliches Peccatum auf dem Gewissen hatte, wartete er vor der Kirche, bis die Messe zu Ende war, und sagte sanft: la Camorra, Padre mio. Der Padre wußte, daß der Camorrist in sein Geheimniß eingedrungen war, Und zahlte.

<"page331">

Eines Tages wälzte sich in einer belebten Straße ein Bursche auf dem Boden in epileptischen Krämpfen. Sein Kästchen mit Streichhölzchen, die er feilbot, stand daneben, ein Haufen Pöbel schaute zu, die Besseren warfen einen Almosen in das Kästchen, die Polizisten gingen vorüber. Ein Camorrist trat an ihn heran, berührte ihn mit dem Fuß und sagte in neapolitanischem Dialect: „To (hör' mal) ein anderes Mal nimm weiße Seife in's Maul, Dein Schaum ist bräunlich.“ Der Pöbel jubelte, der Camorrist lachte, der vermeintlich Epileptische streckte sich, griff in das Kästchen und zahlte und trug seine Krämpfe in ein anderes Stadtviertel.

Nachts gab es noch mehr zu thun: Schlugen sich zwei verworfene
Frauenzimmer unter den Augen einer belustigten Menge, blitzte schon das
Messer, trat der Camorrist mit seinem ihn kennzeichnenden Knotenstock da-
zwischen, trennte sie und ließ sich von der Schwächeren den Tribut zahlen,
denn logischerweise wäre sie ohne sein Dazwischentreten noch schlimmer zu-
gerichtet worden.
Und alle diese Expilationen wurden nicht etwa in demüthiger Haltung,
mit näselnder Bettlerstimme ausgeführt; der Camorrist trat sicher und selbst-
bewußt auf, grüßte militärisch, sagte „Camorra“ und ging grüßend –
nicht dankend – davon. Niemals ereignete es sich, daß ein anderer
Taugenichts ihnen in's Handwerk fuschte; das Volk kannte die Camorristen
seines Stadtviertels und hätte ihn zerstückelt.
Eine reiche Beute fand täglich früh Morgens am Hafen und vor den
Thoren statt, wenn die unzähligen Landleute Blumen, Früchte, Gemüse in
Booten oder auf ihren pittoresk geschmückten niedrigen Eselchen zu Markte
brachten. Der Camorrist stand da mit seinen Leuten, und der Bauer zahlte
stets den Zehnten des Waarenwerthes, ehe er das Zollamt erreicht. Dort
warteten eine Anzahl Wiederverkäufer mit ihren Handwagen und Karren,
um die Waare zu doppeltem, dreifachem Preis in der Stadt zu verkaufen;
fehlte das Geld zum Ankauf, borgte der Camorrist 10 f. gegen Rückerstattung
von 12 bis 15 f. am Abend desselben Tages.
Am segensreichsten aber war die Ernte bei Ankunft der Bahnzüge,
Diligencen, Dampfschiffe. Der Camorrist sprang in's Boot, in den Wagen,
erhielt vom Führer seine Abgabe und bot dem Reisenden seine Vermittlung
zur Beschleunigung der Zollformalitäten an. Der Zollbeamte machte sein
Kreidekreuz auf das Gepäck und theilte die Belohnung. Ihre Thätigkeit
bei Zoll- und Steuerbureau war ausgedehnt; die Camorra und die kleinen
Beamten bereicherten sich, und darin bestand das Band zwischen Camorra
und Volk, lag der Grund, weshalb man sie nicht verlieren wollte. Privat-
anstalten und Unternehmungen niederer Gattung, wie Freudenhäuser, Volks-
bäder, Spielplätze der Boccia und Palla (Kugel- oder Ballspiel), Marionetten-
Theater, zahlten wöchentlich eine bestimmte Abgabe. Eine große Summe
raubte die Camorra dem Staat durch das heimliche Lottospiel.

<"page332">

Die Zahlenlotterie, die noch gegenwärtig in Italien in voller Blüthe
steht und im Volke die lasterhafteste aller Leidenschaften schürt, ist das Ver-
derben der niederen Klassen. Man eifert gegen die Spielsäle von Monte
Carlo, welche bei Weitem nicht so viel Unheil anrichten, wie die Lotterie
zu niederen Preisen. Dort treten reiche, mehr oder weniger bemittelte
Leute ein, hier ist es der gedankenlose, abergläubische niedere Pöbel, der,
von der Spielsucht fortgerissen, oft auch von Noth, Hunger und Verzweiflung
getrieben, sich dem Hazardspiel in die Arme wirft, an das er sich klammert,
wie an das Gebet; und diese Hoffnungspforte ist Jedem geöffnet, auch dem
Aermsten, denn der niedrigste Einsatz ist 10c, und nach der Höhe des Ein-
satzes und der Anzahl der Ziffern steigert sich der Gewinn. Wir haben
Frauen gekannt, die am Vorabend der Ziehung hungerten, bettelten, ihr
letztes Kleidungsstück auf das Leihamt trugen, um in verschiedenen Städten
spielen zu können*). Die Hauptbureaux befinden sich in den Hauptstädten
der Provinzen, mit Filialen in allen Orten, auch in den Dörfern. Der
Spieler nennt dem Beamten 3 bis 5 Zahlen, die nicht die 90 überschreiten
dürfen, mit Angabe der Stadt, wo er spielen will, erhält eine gestempelte
Ouittung und erwartet mit Fieber die Ziehung, welche jeden Samstag in
allen Städten zugleich stattfindet, bei geöffneten Fenstern, im Beisein zweier
Polizeibeamten. In Neapel wurde das Kind, das die Nummern zog, zuvor
von einem Priester gesegnet. In Schaaren steht das Volk vor dem Ge-
bäude, mit Blitzesschnelle verbreiten sich die gewonnenen Nummern in der
Stadt, trägt der Telegraph sie in die Filialen, veröffentlichen sie die Zeitungen.
Der Gewinn einer Quinterne ist eine Seltenheit, und selbst eine Terne
kommt nur selten vor. Millionen zieht der Staat aus diesem verruchten
Spiele. Die Camorra nun pflegte heimlich die Zahlenlottterie zu halbem
Einsatzpreis, mit Verpflichtung der vollen Zahlung im Fall des Gewinnes,
laut der Ziehung in der Staatslotterie. Noch gegenwärtig wird dieser be-
trügerische Schwindel betrieben und hart bestraft.
Ihren reichsten Gewinn aber zog die Camorra aus dem Aberglauben
des Volkes. Hatte eine Feuersbrunst stattgefunden, der Einsturz eines
Hauses, eine Mordthat, ein Eisenbahnunfall, ein Erdbeben, rannte das
Volk zum Camorristen, der aus dem Vorfall sein Prognostikon zog und die
zu spielenden Nummern nannte, wofür er hoch bezahlt wurde. Dasselbe fand
nach seltsamen Träumen, Ahnungen, krankhaften Erscheinungen statt. Um die
Spiellust des Volkes noch mehr zu schüren, verständigten sich von Zeit zu Zeit die
Lottobeamten mit den Camorristen, ließen sich die prophezeiten Zahlen nennen
und ließen auf betrügerische Weise gewinnen. Der Verlust war lucrativ,

denn in den folgenden Wochen mehrten sich die Spieler zu Tausenden und
*) Im Monat August d. J. (1899) ertrank in San Remo ein Schlächtermeister. Die erste Sorge der Wittwe war, sich die Nummern aus diesem Unglück prognosticiren zu lassen und sie zu spielen. Sie gewann 600 L.

<"page333">

die Camorristen waren überfluthet mit Forderungen von Prophezeiungen. Heißt das nicht die Laster und Verirrungen eines Volkes systematisch unterhalten? Cavour, der Kluge, Umsichtige, der stets das Gute und Richtige erstrebte, hatte aus allen Kräften für das Verschwinden des mikroskopischen Fürstenthums Monaco mit seiner paradiesischen Spielhölle und seinen 5800 Seelen – ohne bestimmte Nationalität – geeifert, wie auch für Aufhebung des Lottospiels in seinem Lande. Das Eine scheiterte an politischen Gründen, das Andere an finanziellen, denn die Staatskasse braucht Geld; und das Volk, dasselbe Volk, das bei der geringsten Steigerung der Abgaben Tumulte anstiftet, zahlt freudig und ohne Wissen diese indirecte Steuer. Ja, noch heutigen Tages würde die Abschaffung der Zahlenlotterie dem italienischen Volke einen herberen Kummer bereiten, als der Verlust einer Provinz, würde eine Revolution veranlassen, den Thron erschüttern – vielleicht sogar den heiligen Stuhl. Dasselbe galt unter den Bourbonen für die Camorra: Volk und Polizei wollten sie nicht verlieren, denn sie benutzten, ja, brauchten sie. Die Kräfte der öffentlichen Sicherheit gingen in politischen Verfolgungen auf, und die Bevölkerung war Verbrechen aller Art preisgegeben. Hier sei nun bemerkt, daß die Camorristen sich niemals zum politischen Spioniren herabwürdigten, wodurch sie sich auch die Gunst des bereicherten Mittelstandes, das heißt der Freisinnigen zuzogen. Der Camorrist half der Polizei gefährliche Landstreicher in den verstecktesten Schlupfwinkeln des Reiches aufspüren; der Camorrist tödtete oder arretirte die nächtlichen Diebe und Straßenmörder, fuhr mit seinem Messer unter einen Haufen wüster Raufer, erstach den Verführer junger Mädchen und Kinder, die sich Nachts auf den Straßen herumtrieben, riß der zankenden Megäre die Pistole aus der Hand, zwang böswillige Schuldner zur Zahlung, rettete den Kleinkrämer vom Bankerott, trat unter dem niederen Volk als Schiedsrichter und Rathgeber auf und entwirrte die allerheikelsten Angelegenheiten. Das Messer und die Autorität der Camorra schlichtete Alles im Volksleben Neapels, denn selbstverständlich war ihre Macht in der Pulsader des Landes stärker als in den Provinzen.
Unglaublich und dem Deutschen geradezu unfaßlich war das Vorgehen der Camorra in allen Staats- und Gemeindeanstalten wie Hospitälern, Kasernen und Strafanstalten.
Die nächtlichen Raufereien zwischen Pöbel und Camorristen führten häufig zu Blutvergießen, wobei Letztere stets die Oberhand behielten, denn ihre Geschicklichkeit im Messerstechen, auf die wir später zu sprechen kommen, war berühmt. Außerdem war die Secte in jenen Jahren (1850–1858) sehr gesunken und ließ sich andere Verbrechen zu Schulden kommen. Die Folgen waren häufige Verhaftungen und Gefangenschaft im Castel Capuano in Neapel, dem größten Gefängniß des süditalienischen Continents, das gemeinhin la Wicharia genannt wird. Dieses Gebäude wurde zu Ende des XII. Jahrhunderts vom König Wilhelm II., dem letzten männlichen


<"page334">

Nachkömmling der normannischen Dynastie, als Wohnsitz erbaut und unter der zweiten spanischen Herrschaft um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts zum Gefängniß und anderen Verwaltungsbureaux eingerichtet.
Ein mächtiges Portal führt in einen den Hof umgebenden Säulengang, von dem eine breite Eisentreppe hinaufsteigt zu zwei ganz niedrigen Thüren, den Eingängen der Gefängnißsäle. Ueber diesen Thüren befinden sich zwei Freskenbilder, die Madonna und ein Engel, der den heiligen Petrus beschirmt. Hinter diesen Heiligenbildern häuften sich pèle-mêle Gefangene jeder Gattung, vom würdigen, hochgestellten politisch verfolgten Edelmann oder Gelehrten, den man unter den Schlamm der niedrigsten Verbrecher warf, bis zum Mörder und bartlosen Camorristen-Lehrling. Führten die Gefangenen Geld bei sich, wurde es ihnen gelassen, die Waffen dagegen confiscirt, wobei indeß das charakteristische Messer stets auf unerklärliche Weise mit hineinschlüpfte. Die Sträflinge durften Karten spielen, sich Cigarren, Wein, Schreibmaterial verabfolgen lassen, welche Commissionen nicht direct durch die Aufseher besorgt wurden, sondern durch die Alles vermittelnden Camorristensträflinge, und zwar gegen Bezahlung der Commission und die Zehntenabgabe der Einkäufe.
Wir entnehmen diese Mittheilungen über das Gefängnißwesen unter Ferdinand II. und Franz II. dem Nachlaß eines Dramaturgen, der wegen

politischer Anspielungen häufig auf einige Monate in die Vicaria geführt
wurde, und der nach der Annexion den Posten eines Polizeibeamten bekleidete.
Nachdem der neuzugeführte Gefangene visitirt und numerirt worden
war, fragte man ihn, ob er seine Nahrung aus einer Garküche nehmen,
oder die Gefängnißkost theilen wollte. Hierauf führte ihn der Wärter in
den ihm bestimmten Saal und überließ ihn seinem Schicksal, das heißt, den
Camorristen.
Diese hielten fest zusammen und befolgten, unter einem von ihnen
selbst gewählten Oberen, mit einem Aufseher für jeden Saal, das Regle-
ment der Verbrüderung eben so gewissenhaft, als wären sie auf freiem
Fuße unter der Herrschaft ihres Meisters. Sofort forderte der Camorrist
von dem neuen Ankömmling eine bestimmte Summe für das Oel zur Er-
haltung der Lampe unter der Madonna.
In Neapel findet man die Madonna mit frischen Blumen und dem
ewigen Lichte nicht nur an jeder Straßen- und Gassenecke, sondern in
jedem Laden, jeder Bude, in den Schenken und verruchtesten Orten, folglich
auch in den Gefängnißräumen.
In einem Lande, wo die Verbrechen sich so massenhaft anhäuften,
waren sämmtliche Gefängnisse stets überfüllt, und es war vielleicht kein
Scherz, wenn man sagte, unter den Bourbonen lasse man manchen Mörder
laufen, weil sonst kein Platz bleibe für die politischen Verbrecher.
Das Geld für das Oel der Madonna wurde mehrmals wöchentlich
eingezogen; besaß der Ankömmling keinen Heller, schoß der Camorrist vor,

<"page335">

lauerte, bis sein Schuldner Glück im Spiel hatte, oder ließ es sich beim
Besuch eines Verwandten zurückerstatten.
Jede Mahlzeit, jede Cigarre, welche der Gefangene von außen bezog,
wurde mit dem Zehnten tarirt. Der Obere hielt ein Weindepôt unter
seiner Branda (Art Feldbett). Er ließ vom Gefängnißwärter ein Faß
Wein kaufen, das er in kleinen Quantitäten zu dreifachem Preise verkaufte,
meistens an die Morraspieler, denn die Morra war eine der beliebtesten
Zerstreuungen; jede Partie brachte zwei Soldi, und man spielte viele
Hunderte im Laufe des Tages. Kamen Schlägereien zwischen den Sträf-
lingen vor, trat der Camorrist dazwischen, trennte sie, urtheilte und ließ
sich zwei Soldi zahlen, stets vom Besiegten.
Die Autorität der Camorristen in den Gefängnissen war größer als
die der Aufseher, mit denen sie auf freundschaftlichem Fuß standen.
Wurde ein Gefangener höheren Standes eingeführt, stets ein politisch
Compromittirter, was die Spürnase des Camorristen sofort witterte, offerirte
dieser ihm ein feines Stilet „für alle Fälle“ und stellte sich ihm zur Ver-
fügung, um ihm die niedrigen Verbrecher fern zu halten und ihn gegen
von oben her angeordnete Widerwärtigkeiten und Brutalitäten der Aufseher
zu schützen. Jeder Gefangene höheren Standes hatte seinen Schutzgeist.
Der Obercamorrist des Gefängnisses war im Besitz mehrerer Messer
und Stilets, die er in gutem Versteck hielt, wo die Aufseher sie nicht
finden konnten oder nicht finden wollten. Ereignete es sich, daß bei einer
unerwarteten Inspection die Gensdarmen dieselben fanden, lachte der
Camorrist und sagte: „Nehmt sie nur, morgen haben wir andere.“
Und in der That: irgend einem der Besucher wurde der Auftrag er-
theilt, einem Meister mitzutheilen, daß man Messer brauche, und sofort
waren sie eingeschmuggelt.
Die Besuche durften täglich während zwei Stunden stattfinden. Rief
der Wärter einen Gefangenen in den Sprechsaal, drückte ihm der Camorrist
einen Zettel mit Aufträgen in die Hand. So blieb der Verkehr zwischen
Camorra und Volk rege; Jeder gehorchte und willfahrte ihnen, und gerade
dies bildete die Stärke der Bande. Wäre man ihnen energisch entgegen-
getreten, so hätte man sie unterdrückt, denn trotz aller Frechheit waren sie
feige. Sie waren der Auswurf, die Fäulniß der Großstadt, in jeder Be-
ziehung das Gegentheil der sicilianischen und calabresischen Briganten, deren
Kühnheit und Todesverachtung oft Bewunderung erregt, und unter denen
es manchen hochherzigen Mann hohen Namens gab, der durch ein heiß-
blütiges, meist auf Liebesunglück begründetes Jugendverbrechen in die Berge
geflüchtet war und in der Alternative zwischen Köpfung und Freiheit die
Brigantenfreiheit wählte. Wir nennen einen Antonelli, Name des berühmten
Cardinals Pius IX., mit dem selbst der energische König Murat unter-
handeln mußte.


<"page336">

Eines Tages wurde ein Geistlicher, Calabrese, in das Gefängniß der
Vicaria geführt, wo er eine Frauenangelegenheit abzubüßen hatte. Sofort

forderte der Camorrist das Geld für die Madonna, das der Priester nicht
zahlen konnte, weil er nichts hatte. Der Camorrist glaubte ihm nicht und
hob den Stock. „Ah," rief der Geistliche, „Du bist ein Feigling, ein
Lump, der sich nicht schämt, einen Unbewaffneten anzugreifen; hätte ich
eine Waffe, würdest Du weniger frech sein." Diese Sprache imponirte dem
Camorristen. Ohne Erwiderung begab er sich zum Obern, forderte zwei
gleiche Messer und reichte eines dem Geistlichen. Der Kampf war kurz:
Der Priester, ebenso kühn wie geschickt, tödtete seinen Gegner beim zweiten
Stich. Jetzt erfaßte Jenen Angst, denn er war zwiefach dem Tode ver-
fallen. Entging er der Rache der Camorristen, verfiel er der Gerichtsbar-
keit. Zu seinem Erstaunen traten die Camorristen der Vicaria für ihn in
die Schranken und handelten eigenmächtig. Sie drohten den Aufsehern die
Sträflinge aufständig zu machen, eine Revolte anzustiften, das Gefängniß
einzuäschern, wofern man den Vorfall nicht verschweige. Die Leiche wurde
Nachts heimlich hinausgeschafft und in's Meer geworfen. Als der Geistliche
sich Abends auf seine Branda streckte, fand er ein Säckchen mit Kupfer-
münzen unter seinem Kopfkissen, das jede Woche erneuert wurde. Auch die
Camorra ehrte Muth und Kraft. Ein ähnlicher Fall fand außerhalb
des Gefängnisses statt, im Jahre 1859. Ein Herr, wieder Calabrese,
hatte in einem Billardsaale mehrere Partieen gewonnen. Als er das
Local verließ, trat ein Camorrist an ihn heran nnd forderte den Zehnten.
„Mit welchem Rechte?" fragte der Andere unerschrocken. Der Camorrist
hob seinen Knotenstock, der Calabrese zog sein Stilet. Sofort senkte der
Camorrist seinen Knüttel, grüßte militärisch und ging davon. Am folgenden
Abend, als der Calabrese dasselbe Local verließ, traten zwei Camorristen
an ihn heran und überreichten ihm einen Stock mit den Worten: „Prendete,
Eccellenza, quest' bastone animato. (Nehmen Sie Excellenz diesen „be-
seelten" Stock.) Die Camorra schenkte ihm, als Anerkennung seiner Un-
erschrockenheit, einen Degenstock.
Nicht nur in der Vicaria, in allen Zuchthäusern und Strafanstalten
jeder Art, wo man zu jener Zeit willkürlich Verhaftete mit den niedrigsten
Verbrechern zusammenwarf, leisteten die Camorristen wesentliche Dienste, und
deshalb duldete man ihre Brandschatzung. Sie waren von der Verwaltung
autorisirt, die Ordnung aufrecht zu halten, den Wärtern bei Ueberwältigung
undisciplinirbarer Bösewichter beizustehen; gleichzeitig standen sie dem
schwachen Sträfling bei, straften und rächten Uebergriffe.
Ein bourbonischer Soldat war desertirt, um sich bei den Freiheits-
bewegungen in der Lombardei zu betheiligen, war thörichterweise zurück-
gekehrt, verhaftet und in die Vicaria gesteckt worden. Er führte eine kleine
Geldsumme in Ducaten bei sich, bekanntlich eine sehr kleine subtile Gold-
münze, die ihm von zwei Sträflingen sofort geraubt wurde. Er wandte

<"page337">

sich an die Camorristen. Statt Gewalt anzuwenden, schlugen sie den beiden
Verdächtigen eine Partie Morra vor und lieferten den Wein. Kaum war
das Getränk verschluckt, folgte ein heftiges Erbrechen und die Ducaten
waren restituirt. Zwei Drittel wurden dem Eigenthümer zurückerstattet,
der Rest fiel in die Camorrakasse, die Diebe wurden hart geprügelt.
Die Camorristen in den Gefängnissen hatten ihren Secretär oder
Berichterstatter. Sie wurden von außen her in den Vorgängen in der
Corporation genau unterrichtet, behielten Stimmrecht, hielten im Gefängniß
ihre Sitzungen und Bewegungen, erwiderten die Kundgebungen und be-
richteten über die Vorgänge. Hatte ein Picciotto, Compagno, sich etwas
gegen das Reglement zu Schulden kommen lassen, sich gegen den Obern
aufgelehnt, gestohlen, wurde er laut Paragraph N. N. bestraft, doch diese
Strafe durfte erst nach Zustimmung der Meister in der Stadt vollzogen
werden. Diese Berichte wurden in barbarischem Neapolitanischen Dialekt
verfaßt und waren fast unleserlich, denn nur sehr Wenige unter ihnen
konnten lesen oder schreiben. Sie waren in Briefform und begannen stets:
Der Meister N. N. und alle Compagni grüßen den Meister X. X. und
seine Compagni 2c..
Hierdurch wurde die Brüderlichkeit hervorgehoben. Nach dem kahlen
Bericht über die eingezogenen Gelder, welche von den Gefängnissen, Kasernen,
Hospitälern wöchentlich an die Meister befördert wurden, erfolgten die
Einzelheiten. Bei wichtigen Mittheilungen schrieb man allegorisch. In
einem derartigen Schreiben handelte es sich um ein kostbares Pferd, das
zu gute Hufeisen hatte und in schwindelndem Fluge galoppirte. Dann
war es aber doch einmal ausgeglitten und gestürzt, hatte sich aber nicht
getödtet, sondern war nur hinkend geblieben. Vermuthlich handelte es sich
um eine weitgeplante Gaunerei.
Eines Tages, bereits nach der Annexion, wurde ein famoser, hoch-
verehrter Camorristenchef in die Vicaria gebracht. Mit Jubel, wie ein
Fürst wurde er empfangen. Aus Dankbarkeit schwenkte er den breitrandigen

Filzhut und rief: „Allgemeine Amnestie!“
Außerhalb der Gefängnisse fand eine völlige Straferlassung nicht statt und bedurfte es der Intervention einflußreicher Mitglieder, um eine Strafe zu mildern oder abzukürzen. Zu den härteren Strafen gehörte Entziehung des Stimmrechts, der Activität und Verlust des Antheils an dem gemeinsamen Verdienste. Diese Strafe durfte nur in schweren Fällen einen Monat überdauern. Ein Camorristen. Aufseher hatte eines Tages den Dienst im Gefängniß verweigert; er wurde auf sechs Monate suspendirt.
Die in der Stadt bei ihrer Familie Wohnenden stellten sich, wofern es ihren Zwecken entsprach, krank, brachten sich mit irgend einem scharfen Kraut einen Ausschlag bei, eine Geschwulst, ließen den Arzt rufen, um in das Krankenhaus geführt zu werden und dort ihre Heldenthaten auszuführen. Auch die Kasernen waren ein weites Feld, durch die Freiheit, die

<"page338">

der Camorristensoldat hatte, außerhalb mit der Bande zu verkehren. Immerhin blieben die Gefängnisse die reichste Quelle.
Ein Augenzeuge, ein politischer Gefangener, versicherte, daß die allein im Gefängniß der Vicaria erpreßte Summe wöchentlich 1200 bis 1300 L. einbrachte, wovon die Hälfte dem Obergefängnißwärter zufiel; das Uebrige wurde wöchentlich gewissenhaft den Meistern zugestellt. Die Camorristen überwachten sich gegenseitig, und auch ohne das wäre es nie einem Mitglied in den Sinn gekommen, die Corporation zu betrügen. Hier könnte man das französische Sprichwort anwenden: Oü l'honneur va-t-elle se nicher! Ueberhaupt spielte die Ehre und noch mehr der Ehrgeiz eine große Rolle; es ist nicht übertrieben, wenn wir sagen, daß der neapolitanische Straßenbube, von dem Augenblick an, da er denkfähig war, kein höheres Streben kannte, als Camorrist zu werden.
Die Beziehungen der Verbrüderung zu den Behörden sind durch später vorgefundene Acten nachgewiesen worden.
War ein neuer Meister gewählt worden, begab er sich zum Polizeisecretär seines Stadtviertels, stellte sich ihm zu Diensten, drückte ihm zehn Piaster in die Hand und ließ durch ihn den Polizeipräsidenten um eine Privataudienz bitten, um sich ihm vorzustellen. Ein französischer Schriftsteller, der zu jener Zeit einen Posten in Neapel bekleidete, will wissen, daß nach solcher Visite dem Polizeichef von der Camorra die Summe von 100 Ducaten zugeschickt wurde. Thatsache ist, daß jeder Camorristenchef von der Polizei, aus dem Fonds für geheime Ausgaben, monatlich hundert Ducaten (425 f.) erhielt, die in die Allgemeinkasse flossen, und daß die Verbindung bei Vertheilung der Caruscello (Sparbüchse, zusammengeraffte Summe) 1/4 an das Polizeibureau des Stadtviertels zahlte, das unter die niederen Polizeibeamten vertheilt wurde. Die Camorra stand der Polizei Tag und Nacht zu Diensten, und da ihr Arm sich über das ganze Land erstreckte, verfolgte und entdeckte sie Verbrecher, die selbst eine vorzügliche Polizei nicht hätte entdecken können; mißlang dies, konnte man annehmen, daß ein Camorrist selbst der Missethäter war, und dann wurde die Sache todtgeschwiegen. Das Vertrauen des Volkes auf die Camorristen war so groß, daß man bei einem Diebstahl, Einbruch, Mord nicht die Polizei rief, sondern man suchte und fand in einer Schenke einen Camorristen und beauftragte ihn, den Thäter zu finden gegen Belohnung.
Ein hauptsächlicher Grund, weshalb die beiden Gegensätze der Bevölkerung, Volk und Polizei, gleichzeitig sich dieser Kräfte bedienten, lag darin, daß die Verbindung sich nicht um Politik kümmerte. Kein Camorrist hat jemals zu den Carbonari oder zu irgend einer anderen politischen Verbindung gehört. Wäre dies der Fall gewesen, hätte sich das Volk, aus Furcht vor Verfolgungen, fern gehalten, und die Regierung hätte sie zerstört.
So stand es um die Camorra zur Zeit der verfehlten Revolution von 1848. Die Barrikadenhelden vom 15. Mai, Alles Söhne der besten

<"page339">

Familien, wurden getödtet, eingekerkert, auf die Verbrecherinseln geschickt; das Volk plünderte und raubte, und die Polizei ließ es plündern, denn es schrie: Viva il Rè. Hierauf folgten zehn Jahre fürchterlichster Tyrannei, welche ausschließlich den gebildeten Mittelstand traf, Professoren, Gelehrte, Schriftsteller, Aerzte, Juristen u. A., und während welcher die wenigen Freiheitskämpfer, die den Krallen der Reaction entronnen waren, und der junge, frische Nachwuchs mit bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit an dem Werke der Befreiung fortarbeiteten. Dies erforderte Kräfte und wo sie hernehmen? Der Adel schaarte sich um den Hof, der begüterte Bürger fürchtete die Revolutionen, weil sie die Geschäfte hemmten, und jeder Versuch, das Volk – diese eigentliche Seele civilisirter Nationen – zum Bewußtsein zu erwecken, scheiterte an Gleichgiltigkeit und Indolenz. Unter

den Bourbonen gab es kein Volk mehr wie zur Zeit eines Masaniello,
sondern nur Pöbel, und dessen Freiheitsbegriffe beschränkten sich auf die-
jenige Freiheit, die jener Pöbel verlangte und genoß: die Straßenfreiheit.
Er durfte auf der Straße Maccaroni essen, sie verdauen und schlafen, durfte
Handel treiben und stehlen, Karten spielen und sich raufen, den Freuden-
mädchen nachlaufen wie den Priestern mit der Hostie oder den Processionen.
Die Lage und die Rechte anderer Völker waren ihm unbekannt, denn
er las keine Zeitungen, weil er nicht lesen konnte.
Wo nun aus solcher Masse die Kräfte hernehmen, um eine große
Sache zu erkämpfen? Womit das verfaulte Holz anzünden? Man über-
steigt einen Gebirgskamm, doch im Sumpf versinkt man.
Inmitten dieser stumpfen, verthierten Masse gab es nur einen kleinen
Haufen starker, verwegener Männer, die freilich ihre Thatkraft zu unedlen
Zwecken verwendeten, die aber die Einzigen waren, welche Macht und Ein-
fluß ausübten: die Camorristen.
In ihrem glühenden Streben klammerten die Freiheitskämpfer sich an
die Camorristen, hoffend, durch sie das Volk aus seiner Lethargie zu reißen.
Vielleicht auch überschätzten sie diese verwegenen, unermüdlichen Männer
und hielten sie für fähig, sich für ein humanisirendes Werk zu interessiren.
Der Führer der Verschworenen hatte zuerst eine Unterredung mit dem
Obersten der Secte, doch dieser enthielt sich jedes Urtheils und schlug eine
Zusammenkunft vor mit den zwölf Meistern. Diese fand Nachts (1850)
auf einem abgelegenen Platze hinter den Mauern des Armenhauses statt.
Die Camorristen stellten sich einzeln ein, den breiten Rand des Filzhutes
herabgeschlagen; das Erkennungszeichen war ein leises Schnalzen mit der
Zunge.
Sie hatten sich bereits berathen, ihren Plan entworfen und traten
nun als Volksmänner auf, die mit völliger Selbstverleugnung nur nach dem
Wohl des Volkes trachteten. Der Rädelsführer machte dem Haupt der
Verschworenen Vorwürfe über die Revolution von 1848, von der man das
Volk ausgeschlossen, und die in keiner Weise die Interessen des Volkes als

<"page340">

Ziel gehabt hätte. Dasselbe stehe auch jetzt zu erwarten; die beabsichtigte
Revolution trachte nur nach Errungenschaften zum Besten der Galantuomini
in guanti (Gentlemen mit Handschuhen). Doch alle diese Errungenschaften,
wie Preßfreiheit, Redefreiheit, Versammlungsrecht nützen dem Volk nichts.
Das Volk brauche Verminderung der Abgaben, billigere Lebensmittel –
brauche Brod. Eine neue Regierungsform, ob Republik oder das sardinische
Königsthum, würde nichts an der Lage des Volkes verbessern – vielleicht
das Gegentheil. Das Volk nur für eine ihm interessenlose Sache aufständig
zu machen, es den Barrikaden und Gefängnissen auszusetzen, sei eine schwierige
Sache, die nur durch große Summen zu erreichen sei. Es lag etwas
Wahres in dieser Argumentirung, die damit endete, daß jeder der zwölf
Camorristenchefs für die ersten Schritte 10.000 Ducaten forderte.
Das Haupt der Verschworenen erkannte seinen Irrthum, den es schwer
bereute, um so mehr, als es gefährlich war, sich diesen abgefeimten Spitz-
buben anvertraut zu haben, die ihn und alle Mitbetheiligten ins Verderben
stürzen konnten. Doch sie übten nicht Verrath, sondern beschränkten sich
darauf, das ihnen geschenkte Vertrauen so viel als möglich auszubeuten.
Man einigte sich dahin, daß jeder Camorrist, je nach der Anzahl
Männer, die er in seinem Stadtviertel stellen konnte, unter Decurien und
Centurien, eine entsprechende, immerhin hohe Summe erhalten sollte. Sie
verpflichteten sich ihrerseits, die nächste haltbare Gelegenheit zu ergreifen,
um Demonstrationen gegen die Regierung zu veranlassen, die an einem
bestimmten Tage sich zu einer offenen Revolte in allen Stadttheilen steigern
sollten.
Sie erhielten jeder ein Kärtchen aus Pergament mit dem Worte
„Ordina“, Losungswort der Verschworenen, das als Erkennungszeichen
und gleichzeitig als Bon oder Check beim Comité der Verschworenen
dienen sollte.
Wochen und Monate verflossen, und es blieb bei dem Versprechen und
Vorbereitungen, doch weder Demonstrationen noch Revolte brachen aus.
Die Camorristen fuhren fort alle Freisinnigen zu rançonniren, auch solche,
die garnicht zur Verschwörung gehörten und nur im Ruf liberaler Ansichten
standen, stets unter dem Versprechen der bevorstehenden Revolution.
Auf diese Weise ward die Camorra in die Politik hineingezogen, wie
einige Jahre später, durch Pius IX. und Franz II., die abruzzischen und
römischen Briganten zu feurigen Patrioten gestempelt wurden.
Nach und nach war es bekannt geworden, daß die Camorristen con-
spirirten. Die Präfectur schritt gegen sie ein, und im Jahre 1857 wurden
Zahllose arretirt und in den verschiedenen Gefängnissen untergebracht, von
wo sie unverdrossen, sogar von den Inselgefängnissen, fortfuhren, ihr Wesen zu

treiben. Nun standen sie im Auge des Volkes als Märtyrer da, als Opfer-
lamm. Vielen wurde noch vor der Deportation, Anderen bereits während
der Gefangenschaft zur Flucht verholfen. Das Volk, sogar unbeschuldigte, ehr-

<"page341">

liche Kleinbürger beherbergten und versteckten sie. Und merkwürdig! in
ihren Schlupfwinkeln erhielten sie bei der Vertheilung des „barottolo“
ihren Antheil. Ein berühmter Camorristenchef mit dem Beinamen Piazzario
(von Piazza), weil er ein öffentlicher Ausrufer war, befand sich auf freien
Füßen. Schnell hatte er die Lücken ausgefüllt, neue Häupter gewählt, um
die bevorstehenden Umwälzungen abzuwarten.
Jedermann kennt die Vorgänge des Jahres 1860, in dem die aus
so heterogenen Kräften zusammengesetzte Trinität Garibaldi, Cavour, Victor-
Emanuel Süditalien von den Bourbonen befreite, um es Piemont ein-
zuverleiben.
Unter den vielen Sisyphosarbeiten, welche dieses schwergewichtige Ge-
schenk dem Königreich Sardinien auferlegte, war die Vernichtung der
Camorra, welche bis heutigen Tages noch nicht gelungen ist, eine der
schwersten.
Nach der Amnestie öffneten sich die Gefängnisse und warfen pèle-
mèle Freisinnige, Deserteure, Verbrecher und Camorristen aus. Die
Ersten schwenkten die roth-grün-weiße Fahne; die Zweiten schaarten sich um
den jungen König Franz, um als niedrige Söldner seinen morschen Thron
aufrichten zu helfen; die Camorristen aber kümmerten sich weder um
Franz II. noch um Victor Emanuel II. Sie überflutheten Neapel, um
sich gegen die Polizei zu rächen, gegen dieselbe Institution, der sie ihre
Kräfte geliehen, die ihr Geld angenommen, und die sie schließlich verfolgt
und arretirt hatte.
Sie überfielen die Polizei-Bureaus, verbrannten die Aeten und miß-
handelten die Beamten..
Die Zustände in Neapel waren entsetzlich zu jener Epoche. Die
Bureaus der öffentlichen Sicherheit zerstört und ohne Beamten, das Volk
raubgierig plündernd, die Sanfedisten zügellos, die Nationalgarde noch nicht
organisirt, und der neue Präfect, Liberio Romano, diesen Zuständen
gegenüber ohnmächtig.
Erfahrene Staatsmänner des gestürzten Reiches gaben ihm den Rath,
es zu machen, wie man es zuvor gemacht, die Camorra zu benutzen.
Liberio Romano überwand seine Skrupel, denn es galt die Stadt vor den
Uebergriffen des berauschten Pöbels zu schützen.
In vierundzwanzig Stunden war die Camorra zusammengerufen und
ihr die Ueberwachung der Stadt anvertraut.
Ihre Abzeichen waren eine rothe Cocarde und der Knotenstock.
Die Erpressungen waren eingestellt, Tumulte, Raub, Plünderung
hörten auf wie mit einem Zauberschlag, und die Camorristen gingen in
ihrem momentanen Amtseifer sogar so weit, Polizisten zu beschützen, welche
der Pöbel aus persönlicher Rache verfolgte.
Niemals hatten in Neapel so wenige Raufereien und Diebstahl statt-
gefunden wie in diesen Tagen.

<"page342">

Dieser glückliche Erfolg, den man nur dem Einfluß der Corporation
verdankte, veranlaßte die Präfectur, aus den Camorristen mit Untermischung
anderer Popolani eine organisirte Stadtwache zu bilden, mit den zwölf
Meistern als Bezirkshauptleuten.
Der Erfolg war vorzüglich. Die Camorristen bewährten sich ehren-
haft, waren stolz und legten eine Art Begeisterung an den Tag. Doch
Enthusiasmus und Ehrenhaftigkeit waren nur von kurzer Dauer. Ihre
moralische Widerstandskraft war schwach, und die Versuchungen, die durch
ihre Anhänger im Volke an sie herantraten, waren gewaltig.
Gleichzeitig bestand in Neapel eine weitausgedehnte, von der Camorra un-
abhängige Schleichhändlerbande. Der ganze Handelsstand Neapels schmuggelte,
und wer es nicht gethan hätte, wäre verhöhnt worden. Die kleinen Kauf-
leute handelten direct mit den Schmugglern, die großen wieder, die Galantuo-
mini in guanti – welche das Decorum beobachteten, – bedienten
sich der Vermittelung der Camorristen, welche bei dem regen Hafenverkehr
und der ausgedehnten Landzufuhr trotz der eigentlichen Schmuggler kolossale
Summen verdienten. Der Kaufmann, der Schmuggler, der Camorrist,
der Zollbeamte, Alle bereicherten sich zum Schaden des Staats. Die
Statistik weist nach, daß das Zollamt zu Neapel, das durchschnittlich
40 000 Dukaten täglich einbrachte, zu jener Zeit höchstens 1000 lieferte.
Dieser Erwerb war leichter und lucrativer als der der Stadtwachen. Außer-
dem hatten sie eine neue Quelle entdeckt: sie verfolgten die Bourbonischen mit

der Drohung sie zu denunciren, und Viele gingen in die Falle und zahlten.
Schon in den vorhergehenden Jahren war die Corporation arg gesunken, und der Respect, den sie dem Volk einflößte, hatte sich nach und nach in Schrecken verwandelt. In Folge der ihr zu Theil gewordenen Ehren war sie übermüthig geworden, ihre Verwegenheit zu Frechheit ausgeartet. Dieselben Missethaten, die sie früher gezüchtigt und verhindert, Diebstahl, Mord, verübte jetzt die entzügelte Bande, und der Augenblick allseitiger Wirren gab reichere Gelegenheit dazu als jemals. Die neue Regierung hätte sich eine Blöße gegeben, hätte sie diesem Unfug nicht zu steuern gesucht durch schnelles energisches Vorgehen. Man verhaftete sie massenweise und vertheilte sie in allen Gefängnissen des Landes.
Damit war die Verbrüderung momentan zerstört, doch nur in ihrer Form des Zusammenhaltens. Gerade diese Form aber, ihre hochtrabende Gesetzgebung war es, was ihr ein so absonderliches Gepräge aufdrückte.
Auch die sicilianische Maffia, auch die Briganten handeln gemeinschaftlich, doch ohne festes Band, ohne gegenseitige Verpflichtung. Anders war es bei der Camorra, die auf Leben und Tod aneinander gebunden war.
Schon die Aufnahme in die Association war schwierig, und vielleicht gerade deshalb strebten die Knaben aus dem Volke so eifrig darnach.
Ihre Erziehung, oder besser gesagt ihre systematische Verwahrlosung legte den Grund dazu..

<"page343">



Trotz der herrlichen Boulevards, Squares, Statuen, elektrischen Beleuchtung und allem sonstigen modernen Luxus der berühmten, meistbevölkerten Stadt Italiens, hat sich bis heute ihr Volksleben wenig geändert*).
In Süditalien hängen die Kinder an der Mutterbrust, bis sie stehen, gehen, sprechen können, bis in ein Alter hinein, da der deutsche Bube schon einen guten Schluck Bier zu würdigen weiß. Oft finden wir in den Volksstadttheilen eine blutjunge Mutter, deren Antlitz dem anspruchvollsten Maler zum Modell eines Madonnenkopfes dienen könnte. An den offenen Brüsten hängen zwei starke dicke Säuglinge von 1–2 Jahren, während das Aelteste füßestampfend und drohend seinen Antheil verlangt und sich nur unwillig mit einer Wassermelone, einer Gurke abfinden läßt. Ist der erste Lebensabschnitt, der des Entwöhnens, ein überwundener Standpunkt geworden, wird dem zukünftigen Staatsbürger absolute Freiheit und Unabhängigkeit zugestanden, und er macht die ersten Schritte auf seinem Lebenswege, das heißt: er darf sich nur fern von den Röcken seiner Mutter, unter einem Haufen seinesgleichen auf der Gasse herumwälzen. Ungewaschen, ungekämmt, stets in denselben Lumpen, springt er von seinem Lager hinaus, im günstigsten Falle mit einem Stückchen Brod versehen.
Ein etwas älterer Bruder oder Kamerad sorgt für den Luxus des Mahles, indem er aus dem Hängekorb eines vorübertrabenden Esels einen Kopfsalat, Finochi, Tomaten, eine Orange oder Granate stiehlt. Gelingt es ihm mit Hilfe des wimmernden Kleinen, dem diese Nacht die „Mämma gestorben, oder der Babbo ertrunken ist", ein paar Soldi zu erbetteln, läuft er zum nächsten eisernen Kochofen, wo inmitten der Straße Maccaroni, Sardinen, Schnecken, Focaccia (Oelkuchen) verabreicht werden, kauft sich ein Gericht und verzehrt es stehenden Fußes mit den Fingern. Doch diesen Lurus gestattet er sich nicht täglich; denn der Neapolitaner hungert geduldig, wofern ihm einige Soldi zum Kartenspiel bleiben. Mit acht Jahren raucht der Straßenjunge Cigarrenstumpfe, die er unter den Tischen der Kaffeelocale, mit stoischer Verachtung der Fußtritte aufliest oder einem Vorübergehenden mit katzenartiger Geschicklichkeit aus dem Munde reißt. Mit neun Jahren ist er perfecter leidenschaftlicher Spieler. In jeder Gassenecke, auf Schutthaufen, in den Hausthüren, mit Vorliebe auf den Kirchentreppen, finden wir sie zu zwei, dreien, lang hingestreckt, mit den Bronzebeinen gesticulirend, schreiend, rauchend, Karten spielen, und stets um Geld, in Ermangelung um Cigarrenstumpfe oder sonst etwas.

*) Im Monat März d. J. (1899) ereignete sich Folgendes in Neapel. Ein Schutzmann befahl einer Frau, die Wäsche fortzunehmen, die sie auf einem Square zum Trocknen aufgehängt hatte, was sie verweigerte. Anstatt sie gesetzmäßig zur Polizei zu führen, durchschnitt er die Leine und ging davon. Gegen Abend wurde er während seines Dienstes auf der Straße von drei Burschen überfallen, während ein vierter ihm die Ohren abschnitt, die am folgenden Tage dem Gemeindehaus zugeschickt wurden.

<"page344">



Der englische Arbeiter schenkt seinem heranwachsenden Knaben eine Uhr, wenn auch nur in einer Messingkapsel; denn der Engländer sagt: Time is money. Der Neapolitaner schenkt ihm – ein Messer. Wird es ihm nicht geschenkt, erbettelt und spart er die nöthigen Soldi, um es zu

kaufen, wofern er es nicht irgendwo stehlen kann. Die Allerkleinsten suchen
im Kehricht ein Stückchen Blech, befestigen es an einem Stöckchen und
lernen damit das Schwert führen. Somit ist der Elementarunterricht für
den künftigen Beruf beendigt.
Zur Zeit der Camorra nun gab es für die Volksbuben kein höheres
Lebensgut, als Camorrist zu werden. Die geeignetste Art, diesen hohen
Posten zu erreichen, war die, bei einem kleinen Kaufmann oder Handwerker
in die Lehre zu treten, denn größtentheils gehörten die Camorristen diesen
Ständen an. Dort war Hoffnung, sich ihnen zu nähern, sich irgend wie
hervorzuthun, sich das Wohlwollen eines Compagno (activer Camorrist) zu
erringen, und als Aspirant vorgeschlagen zu werden. Die Aspiranten, im
Alter von 13–15 Jahren, wurden den Picciotti (von petiot, der Kleinere,
Jüngere) unterstellt. Sie waren eine Art Laufburschen, mußten wittern,
spioniren, Taschen- und Schaufensterdiebstahl begehen, sich mit dem Messer
unter Raufer werfen, irgend Jemand zu verwunden, ohne sich fangen zu
lassen, zu keinem anderen Zwecke, als Beweise von Geschicklichkeit und Verwegenheit abzulegen. Die Picciotti jedes Viertels hatten die Aspiranten
anzuleiten, zu überwachen und den Compagni zu berichten. Hatte er sich
zwei bis drei Jahre als tüchtig und zuverlässig bewährt, und wurde er von
einem angesehenen Compagno empfohlen, durfte er sich dem Meister vorstellen, um als Picciotto aufgenommen zu werden. Neben Schlauheit und
Frechheit wurden noch andere Bedingungen gestellt.
Zu einer Zeit und in einem Lande, wo nur die Kraft des Stärkeren
anerkannt wurde, genoß die Camorra eine gewisse auf Furcht begründete
Achtung, und sie war bemüht, sich dieselbe zu erhalten.
Wie seltsam der Widerspruch auch sei, in diese Missethäterbande wurden
nur Burschen aus verhältnißmäßig ehrenhaften Familien aufgenommen,
denen kein offenbarer Makel anhaftete. War der Vater gemeinen Diebstahls halber im Gefängniß, gehörte Mutter oder Schwester der Prostitution
an, führte der Bursche selbst ein liederliches Leben, war er trotz aller vielversprechenden Fähigkeiten nicht zulässig. Desgleichen waren Familienmitglieder von Polizisten, Gensdarmen, Marinesoldaten ausgeschlossen.
Die Bewerbung um den Rang des Picciotto erforderte drei
Prüfungen. Durch allerlei Schliche und Umwege wurde der Bursche verführt, ein ihm anvertrautes Geheimniß gegen Bestechung zu verrathen.
Gelang dies, ward er ausgestoßen.
Die zweite Prüfung bestand in einem Messerkampfe mit einem bereits
matriculirten Picciotto, in dem der „Fuchs“ seinen Gegner verletzen, doch
nur leichthin streifen durfte; war er ungeschickt und verwundete ernstlich,

<"page345">

erstach der Andere ihn zur Stelle. Fiel das Duell befriedigend aus,
worüber die Compagni entschieden, trat der hoffnungsvolle Jüngling als
Piocotto d'onore ein, dem man keinen Einblick in die innersten Geschäfte
gestattete. Nach einjähriger Dienstzeit, und wofern er sich während dieser
Frist keine Bestrafung zugezogen hatte, wurde er zur letzten Prüfung zugelassen: Zwölf Camorristen, mit gezogenen Messern in der Hand, bildeten
einen Kreis, in dessen Mitte eine Kupfermünze auf dem Boden lag. Auf
ein gegebenes Zeichen warfen sich Alle zugleich mit den Messern auf die
Münze, die der Bewerber fortreißen mußte.
Die Hand war mehr oder weniger zerstochen, aber er war zum
Picciotto di sgario (Scariglo, Mann mit Waffen) hinaufgerückt und
somit der Corporation einverleibt, doch ohne den Eid zu leisten. In dieser
untergeordneten Stellung blieb er sechs, ja acht Jahre, je nach seinen Verdiensten, ohne einen Heller am Antheil des Gewinnes zu erhalten; hatte
er sich durch eine kühne That ausgezeichnet, schenkte ihm sein Meister
eine kleine Belohnung aus der Kasse..
Diese Entsagung armer und außerordentlich geldgieriger Leute, diese
Ruhmsucht auf dem Wege des Verbrechens ist ein psychologisches Räthsel
und verräth die tiefste Verworfenheit.
Dem Picciotto wurden die heikelsten, allerschwierigsten Arbeiten auferlegt. Trat im Stadtviertel irgend Jemand den Camorristen hindernd in
den Weg, fanden in Folge persönlicher Reibungen Feindseligkeiten statt,
hatte ein schlechtes Frauenzimmer oder ein frecher Bursche die Frau eines
Camorristen beleidigt, mußte die betreffende Person aus dem Wege geräumt
werden, und es oblag einem Picciotto, sie zu freddare (kalt machen).
Ein derartiger Auftrag veranlaßte Streit bis zu Messerstichen, und es
mußte durch das Loos entschieden werden, wem die Ehre zufalle. War
die Polizei ihnen auf den Fersen, drängten sich alle Picciotti danach, die
That vollbracht zu haben, und wieder entschied das Loos, wer sich schuldig
bekennen durfte. Sechs, acht Jahre Zuchthausstrafe sicherten ein schnelles
Vorrücken, und bei zehnjähriger Verurtheilung war der Glückliche sicher,
im zweiten Jahre, oder gelang es ihm zu entspringen, sofort zum Compagno

ernannt zu werden; damit war er activer Camorrist und hatte alle Rechte
errungen: Thätigkeit, Stimmrecht, Wahlrecht, Antheil an der Beute,
sowohl im Gefängniß wie auf freiem Fuß. Ohne solchen wünschenswerthen
Zwischenfall machte der Picciotto nach sechs- oder achtjähriger Dienstzeit
eine Eingabe an den Obern, um sein berechtigtes Avancement zu fordern.
Wurde nach skrupulöser Erwägung der moralischen und geistigen
Fähigkeiten des Vorgeschlagenen seine Aufnahme beschlossen, fand dieselbe
unter großen Ceremonien und Feierlichkeiten statt.
Die zwölf Meister, mit einer Anzahl von „Räthen“ – eine Art
Senat, der aus den Einflußreichsten zusammengesetzt war, – versammelten
sich in einem ihrer Locale, setzten sich um einen runden Tisch, auf dem sich

<"page346">

ein Dolch, eine Pistole, eine Flasche Wein mit der Etikette „Gift“ befand
und eine Lanzette. Der Picciotto wurde von einem der Verbrüderung
angehörigen Barbier, der, wie alle Barbiere in Süditalien, zugleich Ader-
lasser war, eingeführt. Dieser öffnete ihm eine Ader am Arm, ließ das
Blut in ein Becken fließen, legte den Verband an und zog sich zurück. Der
Picciotto tauchte die Rechte in das Blut, erhob sie und schwor der Ver-
bindung, für die er freudig in den Tod gehe, Treue und Gehorsam.
Hierauf ergriff er den Dolch, um sich zu tödten, doch der Großmeister gebot
ihm, es zu unterlassen. Der Bursche stach mit Kraft den Dolch in den
Tisch und führte die Pistole an die Stirne. Ein zweites Gebot erfolgte,
worauf er sich ein Glas des vergifteten Weines einschenkte und die Lippen
darin netzte. Jetzt erhob sich der Großmeister und gebot ihm, niederzu-
knieen, legte die Linke auf sein Haupt und schoß mit der Rechten die
Pistole ab; dann wechselte er die Hände, warf das Glas zertrümmernd
auf den Boden, steckte den Dolch in die Scheide, umarmte den Neu-
investirten und rief mit erhobener Stimme: „Dieser Mann soll anerkannt
werden,“ worauf alle Anwesenden ihn umarmten. Die Aufnahme eines
neuen Mitgliedes wurde der Corporation im ganzen Lande angezeigt und
gemeinhin mit einem Festessen in einer Schenke außer der Stadt gefeiert.
Wie es scheint, haben diese mittelalterlichen Ceremonien sich um das
Jahr 1848, das so Manches lüftete und reinigte, abgeschwächt. Die Auf-
nahme fand seither auf einfachere Weise statt. Der Großmeister fragte den
in den Bund Tretenden, ob er seine Pflichten kenne, worauf dieser erwiderte:
„Ich kenne sie. Ich soll meinem Obern treu und gehorsam sein und jede
Stunde todesbereit; soll keinen freundschaftlichen Verkehr pflegen mit
Polizisten, Gensdarmen noch anderen, die öffentliche Ordnung aufrecht halten-
den Beamten. Ich soll keinen Verrath üben an meinen Gefährten, sondern
sie lieben und achten, weil jeder Mord, jede böse That ihr Leben in Gefahr
bringt.“ Hierauf fand vor Augen der Versammlung zwischen dem Candidaten
und einem durch das Loos bestimmten Compagno ein Messerkampf statt,
aus dem Beide mit zerfetztem Gesicht hervorgingen, (– etwa wie die
deutschen Studenten nach dem Duell –) leistete, die Hand auf zwei kreuz-
weise in den Tisch gestochene Messer legend, den Eid der Treue und um-
armte die Anwesenden.
Wurde nach dem Ableben oder Austritt eines Meisters die Wahl eines
Anderen nöthig, hatte die ganze Corporation, ausgenommen die Picciotti,
Wahlrecht. Entstand eine Lücke durch Gefangenschaft, behielt der Gefangene
seinen Grad, seine Macht und seine Rechte und wurde durch einen Vice-
obern ersetzt. Die Obern durften nichts beschließen ohne allgemeine Be-
rathung, doch trotz dieser constitutionellen Verfassung herrschten militärische
Einrichtungen: Strenge Disciplin, Subordination, Unterwürfigkeit gegen
die Obern, leichtere und härtere Bestrafung bis zur Suspension, doch
niemals durfte ein Mitglied ausgestoßen werden. Die äußersten Verbrechen:

<"page347">

Handgreiflichkeiten gegen einen Meister oder Verführung eines weiblichen
Familienmitgliedes der Camorristen wurde mit dem Tode bestraft.
Begegnete ein Mitglied einem Meister auf der Straße, legte er die
Hand an die Mütze und sagte: Masto, volete niente? (Meister, wollt Ihr
nichts?) Die Compagni hatten den Titel Scio (Signori). Die Autorität
und der Einfluß eines Meisters hingen weniger von seinem Grad, als von
seiner Achtung gebietenden Persönlichkeit ab, und darum war die Wahl des
Meisters von so großer Wichtigkeit. Dieser war der Präsident und Kassirer
des Stadtviertels; ihm wurden alle Gelder eingereicht, er legte Rechenschaft
ab, vertheilte sie, und ihm selbst stand der doppelte Theil der Compagni
zu. Einer der zwölf Meister bekleidete für ein Jahr den Posten des Groß-
meisters.
Die Kasse hieß wie die Verbindung, la Camorra, aber auch il
barottolo (von barattare, baratto, betrügerischer Tauschhandel), und die

Vertheilung der Einnahme jedes Stadtviertels fand Sonntags statt. Ihr Jargon war nur ihnen verständlich und in allegorischer Beziehung oft komisch. Die Patrouillen nannte man gatti neri (schwarze Katzen); toccare la cascia (den Kasten anrühren) das Messer ins Herz stechen.
Entstand Streit unter den Compagni oder Picciotti, hatte jeder Dritte das Recht, ja die Verpflichtung, einzuschreiten, und ihm mußte gehorcht werden; er brachte die Sache vor den Meister, welcher in geringfügigen Angelegenheiten urtheilte und richtete; waren aber die Streiter mit diesem Urtheilsspruch nicht zufrieden, entschied der Messerkampf, in dem gewöhnlich Einer fiel, und war der Tödter der vom Obern Verurtheilte, wurde harte Strafe, oft Todesstrafe über ihn verhängt.
Das Begnadigungsrecht stand Niemandem zu, auch nicht dem Großmeister. Ueberhaupt waren ihre Gesetze außerordentlich strenge, und ihre Gerichtsbarkeit wurde ohne mildernde Umstände ausgeübt. Als die schwersten Verbrechen galten Verrath an den Brüdern, Verführung ihrer Frauen und Töchter, Raub oder Tödtung im Auftrag von Privatpersonen. Suspension und Entziehung aller Rechte gehörte zu den schwersten Strafen.
Nach erfolgter Anklage, deren Wahrheit und Wichtigkeit streng untersucht wurde, erhielt der Angeklagte einen Vertheidiger, der nicht von ihm, sondern von den Obern bestimmt wurde, und die Verhandlung fand ohne sein Beisein, doch im Beisein sämmtlicher Mitglieder des Stadtviertels statt, welche urtheilten und richteten. Erfolgte das Todesurtheil, so wurde ein Picciotto durch das Loos zur Ausführung bestimmt, ohne daß das Urtheil dem Schuldigen mitgetheilt ward; bestanden nun aber Verwandtschafts- oder Freundschaftsbande zwischen Beiden, und lehnte der zum Henker Ernannte die Ehre ab, so wurde er als Feigling erklärt und früher oder später meuchlings erstochen, wogegen ein Anderer seine Pflicht that. Diese Mordthaten fanden meistens Nachts, in abgelegenen Gassen, in einem Hinterhalt statt.
Entfloh ein Mitglied, waren alle Obern des Landes sofort, mit unbeschreib-

<"page348">

licher Schnelligkeit davon unterrichtet; flüchtete er in die Berge, nach Castellamare, Amalfi, zu den Briganten, so stießen diese ihn zurück, und dann fiel er früher oder später in die Hände der Obrigkeit und wurde in ein Gefängniß gebracht. Sein Ehrgefühl verbot ihm, sich zu verleugnen, und sofort berichteten die mitgefangenen Camorristen seine Anwesenheit dem früheren Meister, der den Auftrag ertheilte, den Feigling, den Deserteur zu tödten, was unverzüglich geschah.
Man schließe aus diesen Einzelheiten auf die Ausdehnung, Macht und auf das Sicherheitsgefühl der Bande.
Die Verbrechen in Gefängnissen wurden durch das Gesetz begünstigt, daß Mordthaten nicht mit Todesstrafen belegt waren, wofern der Mörder Provocation nachweisen konnte. Mit einer Stichwunde, die er sich selbst beibrachte und einigen falschen Zeugenaussagen war dies die leichteste Sache.
Der Camorrist durfte aus der Verbrüderung austreten. Damit verzichtete er auf alle Rechte und Vortheile und war ihrer Gerichtsbarkeit entzogen, hörte indeß durchaus nicht auf, ihr anzugehören. War er einflußreich und beliebt, durfte er als Rathgeber auftreten; übte er Verrath durch Enthüllung ihrer Institutionen, Pläne, wurde er hinterrücks erstochen. Betagte oder kranke Mitglieder wurden unterhalten, wie auch die Waisen und Wittwen der für die Sache Gefallenen, und der Gefangene ließ durch den Meister seiner Familie die nöthigen Existenzmittel zukommen.
Wie bereits gesagt, wurden die strengen Gesetze, welche diese merkwürdige Corporation zusammenhielten, nach dem Jahre 1848 sehr locker, und vielleicht gerade dadurch verlor sie ihr Prestige im Auge des Volkes und sank nach und nach, durch die momentanen Umstände gefördert, zu einer niederen Missethäterbande herab. Um die Zeit der Vereinigung des Südens mit Norditalien, und in den darauf folgenden Jahren, 1860–1864, herrschte die Camorra im ganzen Lande, besonders in Neapel, mit erschreckender Gewalt und war eine ebenso schwere Geißel wie die künstlich angestifteten Tumulte, die sie schüren half.
Dank der Energie und Unerschrockenheit des damaligen Präfecten und des Generals Lamarmora, der sich bei Unterdrückung der Brigandage in so hohem Grade verdient gemacht, wurden die Camorristen massenhaft arretirt und auf die Pontinischen Inseln im Tyrrhenischen Meere geschickt, westlich von Gaëta, die schon zur römischen Kaiserzeit als Verbannungsort dienten. Die Nähe des Festlandes gestattete einen steten Verkehr mit den Städten, besonders mit dem Kerne in Neapel, und die Camorristen richteten einen derartigen Unfug an unter den Mitgefangenen, Arbeitsaufsehern, Beamten, daß fortwährende Beschwerden an die oberen Behörden einliefen über ihre Indisciplinirbarkeit. Man suchte sie noch mehr zu isoliren und dachte daran, sie nach Sardinien zu deportiren; doch die Bevölkerung dieser Insel, bei der die Camorra nicht herrschte, fürchtete, durch etwaige Flücht-

linge diese Plage in ihrem Lande eingeführt zu sehen, und reichte

<"page349">

eine Petition an Victor Emanuel ein, um sie fern zu halten. Hierauf
trat man mit Portugal in Unterhandlung, um auf dessen Besitzungen in
Australien eine Insel zu erstehen, zum Zwecke, einen Verbannungsort aus-
schließlich für die Camorristen zu gründen. Diese Unterhandlungen führten
zu keinem Ziele. Ende des Jahres 1862 schickte man einige neunzig nach
dem Muratgefängniß in Florenz, über hundert auf die Insel Ponza und
hundertdreißig nach Tremita, wo sie unter besonders ausgewählte erprobte
piemontesische Gefängnißwärter gestellt wurden.
Am Abend der Deportation nach Ponza confiscirte man in Hospital
St. Francesco in Neapel das Schreiben eines Camorristen an die Ge-
fährten in den Carcere-nuove, in welchem diesen mitgetheilt wurde, daß
ihr Meister „abgeführt“ wäre und die Kasse mitgenommen hätte, infolgedessen
sie diese Woche nichts zu erwarten hätten, doch mit Bestimmtheit auf
nächste Woche rechnen könnten. Gleichzeitig wurden die für die neuen
Wahlen Vorgeschlagenen genannt und gebeten, mitzutheilen, wen sie vor-
schlügen. Dies Schreiben wurde confiscirt, und nichtsdestoweniger hatten sie
sich in wenigen Tagen über die Wahlen verständigt, und die zwölf Posten
der Meister waren besetzt. Dies fand im Jahre 1863 statt, und in weniger
als vier Wochen war die Camorra frisch organisirt, um von Neuem
verfolgt und zerstört zu werden, wie die Nester unvertilgbarer Nagethiere.
Fragt man nun, ob diese unheilvolle Verbindung jetzt völlig vernichtet
ist, muß man leider mit einer entschiedenen Verneinung antworten. Wie
wäre es auch möglich, einen so tief in das Volksleben und Volkswesen ein-
gedrungenen, auf Feigheit und Furcht einerseits, auf brutaler Gewalt andrer-
seits errichteten Mißbrauch in so kurzer Zeit zu zerstören. Hatte es nicht
Jahrhunderte gedauert, bis das Raubritterthum seinen Nimbus verlor?
Diese Helden, welche vom Standpunkt gegenwärtiger Civilisation aus be-
trachtet nichts Anderes waren, als freche Straßenräuber höheren Standes.
Zur Vernichtung derartiger Nationalgebrechen, die wie Giftpilze dem
Sumpfe entwachsen, genügt es nicht, die Pflanze auszurotten, sondern der
Boden muß umgearbeitet, ihm neue frische Erde zugeführt werden. Doch
diese frische Erde ist nicht allein die Freiheit, dies gefährliche Spielzeug in
rohen Händen, welches ein bigottes verderbtes Volk stets zu bösen Zwecken
mißbrauchen wird. Die frische Erde ist die Volkserziehung, ist die Ein-
wirkung des Zeitgeists. Was aber ist nun eine Spanne Zeit von kaum
vier Jahrzehnten solcher Riesenaufgabe gegenüber, und nun gar in einem
Lande, wo viele ähnliche Krebsschäden zu heilen waren und – zu heilen sind.
Nein, die Camorra ist nicht zerstört. Noch heute begegnen wir in
den Straßen von Neapel dem Camorristen, den Jedermann erkennt, obgleich
er weder Uniform noch sonst irgend ein Abzeichen trägt. Man erkennt ihn
an dem Büschel leicht gekräuselter Haare, die an den Schläfen in das Ge-
sicht gekämmt sind; man erkennt ihn an der dicken goldenen Uhrkette, die,
an einem Knopf befestigt, im Halbkreis rechts und links in den Westen-


<"page350">

taschen verschwindet und an der eine Anzahl Brelocks klappern, unter denen
ein Hörnchen aus Korallen das hervorragendste ist, dies verhängnißvolle
Korallenhörnchen, das jeder gute Neapolitaner niederen und mittleren
Standes, beiderlei Geschlechts, als Talisman, als Schutzgeist gegen die
Jettatura (bösen Blick) trägt; man erkennt ihn an der Anzahl breiter
Ringe auf den plumpen Fingern und an einem besonderen Ausdruck von
„Bonhommie“, denn niemals erschien der Camorrist als unheimlich düstere
Verbrechergestalt, im Gegentheil.
Nein, die Camorra ist nicht vernichtet. Jene Camorristen ver-
brüderung mit gekreuzten Messern, mit ihrer unlösbaren Zusammen-
gehörigkeit und mysteriös-mittelalterlichem Popanz, die ist zerstört, aber die
Camorra ist geblieben, nur hat sie eine Umwandlung erlitten, ist in eine
unserer Zeit entsprechende Phase getreten, welche uns eingreifender, zer-
störender und unbezwingbarer dünkt, als die Camorra unter den Bourbonen.
Diese erpreßte vom Kleinbürger eine geringe Abgabe, die Jeder um so
williger zahlte, als er Gelegenheit fand, durch irgend eine Prellerei den
Schaden zu ersetzen; und die einige hundert Morde und Messerstiche zwischen
Camorrist und Pöbel, welche die Statistik jährlich mehr einzureihen hatte,
brauchte den großen Vortheil mit sich, den Schlamm der Bevölkerung etwas
abzuschäumen.
Die höheren Schichten der Gesellschaft wurden von jener Camorra
nicht belästigt, während die moderne Camorra, die Ränkespinnerei, die
Camorra fin de siècle sich über alle Klassen erstreckt.

Die moderne Camorra kämpft nicht allein mit Messer und Knotenstock,
sondern sie kämpft mit noch schneidigeren Waffen, gegen welche Niemand sich
zu schützen noch zu wehren vermag. Sie tödtet mit Lüge und Verleumdung.
Ihr Losungswort ist jetzt nicht nur Erpressung, sondern Hintertreibung; deren
Endzweck nicht nur niedrige Geldgier, sondern Neid und Rache. Die moderne
Camorra hintertreibt Jedes und Alles. Sie entsetzt die Leute ihres Amtes,
vom höchsten Staatsbeamten bis zum niedrigsten Angestellten oder Do-
mestiken und setzt andere ein. Sie hintertreibt Unternehmungen und Geschäfte,
vom großen Eisenbahnbau bis zum Vermiethen eines möblirten Zimmers,
das man nicht ohne Sensale (Vermittler) erreichen kann; sie hintertreibt
Heirathen, Geburten, Erbschaften – Alles – nur nicht den Tod, der nicht
zu hintertreiben ist.

1862 nach der Massendeportation konnte Neapel rufen:

La Camorra è morta – Viva la Camorra!

Und sie lebt, sie ist Nationaleigenthum geworden.

Ja, gerade jetzt, im Augenblick, da wir diese Zeilen schreiben, erhebt
die Camorra ihr Haupt kühn und verwegen wie unter den Bourbonen,
und trotz der Gleichstellung des italienischen Reiches mit den anderen euro-
päischen Mächten, trotz seiner Civilisation und Cultur nach allen Seiten
hin, wetteifern Brigandage, Camorra und Maffia, diese fürchterliche Meuchel-

<"page351">



mörderverbindung Siciliens, mit einander, und in den Straßen Neapels
fallen die Polizeiwachen nächtlich unter dem Messer der Camorristen.

Im verflossenen Winter begaben sich einige vierzig der raffinirtesten
Camorristen nach Marseilles, um dort, unter den ansässigen Italienern
ihre Institution einzuführen: die französischen Behörden arretirten und
transportirten sie in ihr Land zurück.

Man hüte sich aber vor dem vorschnellen Urtheil, die Regierung oder
die Behörden der Indolenz zu beschuldigen.

Infolge der sich häufenden Verbrechen ist die Frage der Maffia und
Camorra bis in die italienische Kammer gedrungen, die Presse beschäftigt
sich wiederholt mit derselben, doch zwecklos. Die Fäulniß liegt im Blute
und scheint uns unheilbar.

II. Die Contrerevolution.

Jene Tumulte ungeordneter Söldnerhorden, welche zur Zeit der
Annexion Süditaliens an das Königreich Sardinien auf neapolitanischem
und römischem Gebiet ausbrachen, verdienen nicht, eine Contrerevolution,
oder auch nur Revolte genannt zu werden, denn nirgends waren sie aus
dem Willen oder der Gesinnung des Volkes entstanden, selbst da nicht, wo
es den Anschein hatte.

Sie waren einerseits das Ueberströmen von religiösem Fanatismus,
gepaart mit niedriger Raubbegierde, andererseits verwegen und thöricht ge-
plante Machinationen des entthronten Königs von Neapel, Franz II., vom
Clerus angeschürt und gestützt und von Deserteuren, entsprungenen Sträf-
lingen, internationalen Glücksrittern und Landstreichern aller Art, unter
Leitung berüchtigter Briganten ausgeführt.

Sechs Monate hatte Garibaldi gebraucht, um ein Werk zu vollführen,
an dessen Aufbau die Edelsten und Besten des Landes ein halbes Jahr-
hundert gearbeitet hatten, dem eine Anzahl hochherziger Männer durch Ver-
folgung, Einkerkerung und Todesstrafe zum Opfer gefallen waren.

Am 5. Mai 1860 hatte der moderne Odysseus sich an den Klippen
von Quarto, eine Stunde östlich von Genua, mit tausend seiner kühnen
Jünger eingeschifft, um seine tollkühne, legendenhafte Expedition nach Sicilien
zu unternehmen. Ende Juli war die Insel, bis auf das Fort von Messina,
in seiner Hand.

Während er einen Monat später an der Spitze der Südarmee in
Calabrien die bourbonischen Heerschaaren schlug, während die ganze Be-
völkerung, vom ionischen Meere bis zum Vesuv ihm entgegenjubelte, die
Neapolitaner, ohne der trügerischen Versprechen des jetzt eingeschüchterten
Königs zu achten, hochklopfenden Herzens den Befreier erwarteten wie einen
Messias, waren auch die Marken um Umbrien aufständig geworden und



<"page352">



hatten den König von Sardinien um Beistand angefleht, der ihnen auch
gewährt wurde.

Am 18. September wurden bei Castelfidardo die päpstlichen Truppen
unter dem französischen General Lamorrière von den Piemontesen unter
Gialdini geschlagen, Ancona nach kurzer Belagerung genommen, und damit
waren die Marken und Umbrien freiwillig und thatsächlich zu Piemont
übergetreten, und zwar zur Stelle, denn Victor Emanuel commandirte selbst

die Truppen.
Franz II. hatte sich mit seinem Hofe und seinen wenigen Getreuen
nach Gaëta geflüchtet. Nun blieb den Freiheitskämpfern nur noch die
Festung Capua zu erstürmen, die letzte Säule von 60000 Mann, an die
der stürzende König sich geklammert hatte, niederzureißen, und dies geschah
am 1. October in der mörderischen Schlacht am Volturno. Zu Anfang
des Jahres 1861 war das große Werk vollendet. Die ganze, sich weithin-
streckende Halbinsel, vom Monte Etna bis Monte Viso, mit Ausnahme
von Rom und Venedig, schaarte sich freiheitathmend um das italienische
Banner.
Selten ist ein Plebiscit so einstimmig, so aus dem Innersten der
Bevölkerung gerufen worden wie dieses; und die Ziffern dieses Plebiscits
allein beweisen die Unmöglichkeit einer im Kern des Volkes entstandenen
Contrerevolution.
Die Marken um Umbrien ergaben: auf 230858 Stimmen 1592 Gegner;
das Königreich Neapel und Sicilien auf 1743319 Stimmen 10769 Gegner.
Eine Anzahl weltverlorener Bergbewohner, die, in völliger Verständnißlosig-
keit, weder für noch gegen die eine oder andere Partei gestimmt, bildete
später das Contingent der Aufstände, das Werkzeug.
Es lag in der Natur der Dinge, daß der Clerus gegen die Einigung
Italiens sein mußte. Führte sie doch den ersten dumpfen Hammerschlag
gegen die weltliche Macht des Papstes mit sich; denn es war selbstverständ-
lich, daß das einige Reich, früher oder später, nach dem Besitz seiner natür-
lichen Hauptstadt, Rom, streben werde.
Trotzdem war der Clerus nirgends mit einer thatsächlichen Opposition
hervorgetreten, und trotz aller Ercommunication Victor Emanuels war sein
Einspruch gegen die Einigung durchaus nicht so allgemein, wie man es im
Ausland glaubte. Es gab unter den Geistlichen weitherzige Männer, denen
das Elend, das Joch, unter dem das Volk, dies geistig begabte und seelisch
gut angelegte Volk, versunken war, tief zu Herzen ging, die in dem Ende
der bourbonischen Knechtschaft eine Rettung sahen, und die gleichzeitig davon
überzeugt waren, daß das Haus von Savoyen, in seiner tief religiösen
Frömmigkeit und heiligen Achtung vor der Religion und dem Katholicismus,
das Papstthum in seiner Wesenheit nie fährden würde. Einzelne Geist-
liche förderten die Freiheitsbestrebungen. In Palermo standen im April

<"page353">

1860 die Mönche de la Gancia an der Spitze eines Aufstandes, der
unterdrückt wurde, dessen Elemente aber später Garibaldi zu Nutzen kamen.
In Basilicata, wo die Gährungen lange vor Garibaldis Erscheinen
begonnen hatten, wurden die Massen von einer Schaar Geistlicher an-
geführt. In Neapel begünstigten nicht nur einzelne hervorragende, beliebte
Kanzelredner die Sache Italiens, sondern sogar Prälaten.
Die neue Regierung hätte, so lange sie noch nicht festen Fuß gefaßt,
diese vortreffliche Stütze ergreifen sollen; denn in einem Lande, wo die
Bevölkerung ganz und gar unter dem Einfluß des Priesterthums stand,
war dessen Gunst – oder wenigstens Duldung – von höherer Wichtigkeit
als die Volksgunst selbst.
Garibaldi, der übrigens außerordentlich fromm war, wußte das Volk
bei der richtigen Seite zu fassen. Am Tage nach seinem Triumphator-
einzug in Neapel wallfahrtete er nach Pied de Grotte, und kraft seines
Gebetes vollzogen sich die Mirakel, woraus das Volk schloß, daß sein Werk
ein gottgefälliges sei.
Cavour, der Kluge, Feinberechnende, behielt, trotz aller dem Zeitgeist
und der Aufklärung entsprechenden Reformen, durchgängig in seiner Politik
die Geistlichkeit im Auge. Vorsichtig schonte er die religiösen Gefühle der
Nation und schonte die Priester, sie gleichzeitig energisch in ihre Schranken
zurückweisend, wo sie versuchten, sich zu überheben.
Am Anfang hatte die Regierung diese Richtung eingehalten, dann
folgte, durch einige Brauseköpfe im neuen italienischen Parlament hervor-
gerufen, ein Umschlag, dem Cavour sich vergebens widersetzte und der
schwere Folgen nach sich zog. Wollte man durch unzeitige Freigeisterei,
durch einen Beweis von Omnipotenz imponiren? oder fürchtete man die
Macht des Clerus, und wollte man sie voreilig brechen, um keine Supre-
matie aufkommen zu lassen? Thatsache ist, daß, ohne haltbare Veranlassung,
ohne Herausforderung, drei Decrete erlassen wurden, von denen besonders
eines nicht nur die Geistlichkeit, sondern die ganze Bevölkerung, die mit
dem Mönchsthum fest verwachsen war, tief verletzen mußte.
Dies war die Aufhebung mehrerer, weit eingreifender religiöser Cor-
porationen. Das Schlimmste aber war, daß man das Decret nicht in's
Leben treten ließ, wodurch man sich eine Blöße gab.
Damit hatte die neue Regierung sich gegen den Clerus feindselig ge-
zeigt, hatte ihn verletzt, gereizt, ohne ihn zu schwächen.

Nun traten auch die Besten, die Duldsamen und Aufgeklärten der
Geistlichkeit dem Haufen fanatischer, böswilliger Pfaffen bei.
Zuerst eiferte man verblümt, von der Kanzel herab, durch Anspielungen,
in denen man Victor Emanuel Herodes nannte, und Franz II. als den
Gekreuzigten hinstellte; dann immer deutlicher, immer kühner. In den
kleinen Orten und Dörfern schrieen die Priester ganz laut gegen den er-
communicirten König, hetzten nach Herzenslust. Die Klöster setzten sich

<"page354">

heimlich mit Rom in Verbindung, um einen Kreuzzug zu organisiren, und
Rom lieferte Waffen und Geld. In Neapel, in allen Schlupfwinkeln der
Camorra, in den Klöstern wurden Waffen und Munition verborgen, wurden
reactionäre Manifeste gefertigt und verbreitet. Agitatoren, verwegene
Abenteurer aller Art, wurden in Italien und in anderen katholischen Ländern
ausgeschickt, um Propaganda zu machen für Franz II., um den heiligen
Stuhl zu schützen, den Niemand bedrohte.
Der Herd der Conspiration war Rom, unter den Fittichen des Vaticans,
wo der entthronte König sich aufhielt.
Es ist nicht nachzuweisen, daß Franz II. selbst die Verschwörung
leitete, aber mit Bestimmtheit anzunehmen, daß er von dem Vorgehen der
Emissäre wußte und zuversichtlich auf Wiedereinsetzung hoffte.
Eine pathetische Scene, die er bei seiner Abreise von Gaëta nach Rom
aufführte, spricht dafür. Er rief einen unter den Gaffenden stehenden
Veteranen heran und umarmte ihn mit den Worten: „Gieb diesen Kuß
Allen, die mich lieben, und sage ihnen, vor Ablauf eines Jahres werden
wir wieder vereint sein."
Der König von Neapel hatte in einer Proclamation den europäischen
Mächten versprochen, nicht bewaffnet gegen das Königreich Italien aufzu-
treten. Dem äußeren Scheine nach hielt er dieses Versprechen, insofern er
nicht loyal und offen seine verlorenen Rechte wieder zu erringen suchte;
doch in Rom, in seiner Umgebung nächster Nähe conspirirte man für ihn,
und zwar in einer Form und Weise, die anscheinend jede persönliche Mit-
wirkung ausschloß.
Waffen und Uniformen aller Art wurden gesammelt; man prägte
heimlich Münzen mit dem Bilde des Königs und der vorjährigen Jahres-
zahl, 1859, die den Curs von 20 Ct. hatten, doch infolge des schlechten
Metalles nicht 10 Ct. werth waren. Diese Münze wurde chemisch ge-
schwärzt, um sie alt erscheinen zu lassen, und mit der römischen gemischt,
um die ersten Ausgaben für Anwerbungen zu bestreiten. In den Klöstern,
Pfarreien, Privatwohnungen der Geistlichen waren Anwerbungsbureaus
eingerichtet. In Neapel bei einem Pfarrer, der verrathen worden war,
fand die Polizei bei einer Haussuchung ein junges Mädchen unter dem
Bett versteckt. Der Geistliche leugnete, das Mädchen aber, dem man drohte,
es in das Gefängniß der Prostituirten zu bringen, berichtete das ganze
Anwerbungsverfahren. Der Priester wurde verhaftet. Die Hyder hat ja
aber bekanntlich hundert sich stets erneuernde Köpfe.
Das Generalcomité dieser Machination hatte seinen Sitz in Rom,
unter dem Namen Associazione religiose, unter Präsidentschaft
eines Fürsten von Geblüt, des Grafen di Trapani, Onkels des Königs;
als Vicepräsident functionirte ein junger Bruder des Königs, Graf di Trani,
ein General Cläry als Generalsecretär. In Neapel tagte ein Central-
comité, andere in allen Hauptstädten der Provinzen, mit von ihnen ab-

<"page355">

hängigen Anwerbungsbureaus in allen Orten. Und das Alles geschah
heimlich von der Soutane bedeckt.
Zu den Comités in Rom und Neapel gehörten: der Präsident mit
unumschränkter Vollmacht zur Ausübung der in einem gedruckten Diplom
in Rom ausgegebenen Vorschriften; ein Secretär für die Correspondenz mit
den Zweigbureaus; eine Art Kanzler, sechs Decurionen, acht Censoren, die
Einen wie die Andern Geistliche, und acht Delegirte zur Pflege der Wohl-
thätigkeit.
Die Aufgabe des Comités und Bureaus war, so viel Leute anzu-
werben wie möglich, von denen keine Legetimation gefordert wurde, die
keinerlei Antecedentien anzugeben hatten.
Das Comité prüfte, wählte und ernannte die Offiziere und die Ober-
commandirenden. Allen wurde ein Brevet ertheilt, das als Erkennungs-
zeichen diente beim Zusammenstoß mit anderen verbündeten Banden, und
das zugleich Vorrechte zusprach nach Wiedereinsetzung der neapolitanischen
Regierung.
Die Bedingungen waren: Ein geringes Aufgeld und 7 Carline Sold
für den Gemeinen pro Tag. (1 Cr. 40 C.)

Wir geben hier die Eidesleistung, sie lautet:
„Wir schwören vor Gott und der ganzen Welt, unserem erhabenen Fürsten, dem sehr frommen König Franz II., den Gott erhalte, treu zu dienen; und wir versprechen, aus allen Kräften, von ganzer Seele, zu seiner Rückkehr auf den Thron seiner Väter beizutragen, blindlings zu gehorchen ihm, wie allen seinen Befehlen, die uns direct oder durch seine Delegirten des Centralcomités in Rom ertheilt werden sollen.
Wir schwören, das Geheimniß zu wahren und die gerechte Sache, die Gott, dem Herrn aller Herren, wohlgefällig ist, zum Siege zu führen, das heißt, die Rückkehr in unser Land des Königs Franz, Königs von Gottes Gnaden, Beschützers der Religion, und vielgeliebten Sohnes unseres heiligen Vaters Pius IX., der ihn in seinen Armen hält und nicht fallen lassen wird in die Hände der Ungläubigen, Verderbten, der falschen Freiheitskämpfer, deren Endzweck die Zerstörung der Religion ist, nach Vertreibung unseres geliebten Königs.
Wir versprechen auch den heiligen Stuhl zu schützen und niederzuschlagen den höllenhaften Lucifer Victor Emanuel und seine Complicen.
Wir versprechen es und schwören es.“
Dieses authentische Document, wie die Posten, welche die Prinzen in der Congregatione religiose bekleideten, beweist die Betheiligung der königlichen Familie und des Königs selbst.
Ein halb durch List, halb durch Gewalt Angeworbener, der später in die Hände der italienischen Truppen fiel und das für seine Rettung erklärte – denn es ereignete sich häufig, daß ein Rekrut, der zu entkommen

<"page356">

suchte, von seinem Obern erschossen wurde – ein in Rom seit langen Jahren ansässiger Schuhmacher Namens Pietro Cimaglio erzählte Folgendes:.
Am Nachmittag des 15. Juni 1860 war ein neapolitanischer Ex-Gendarm mit zwei römischen Polizeibeamten in seinen Laden gekommen, um ihn laut obrigkeitlicher Verordnung für die Freischaaren anzuwerben.
Er wurde zunächst in die Halle des Palastes Farnese geführt, wo er, mit vielen Andern, einen Tag ohne Nahrung und eine schlaflose Nacht verbrachte.
Früh Morgens führten päpstliche Sbirren den Trupp bis zur Grenze. An den Wachtposten der päpstlichen Gensdarmen wurden sie als Roba del Rè di Napoli (dem König von Neapel gehörig) declarirt und passirten. In einem Schlupfwinkel der Terre di Lavore wurden sie einem Oberst Chiaveni überliefert, der sie mit einen Haufen Vagabunden erwartete. Sie wurden in Fragmente alter Uniformen gekleidet, mit Waffen versehen und militärisch organisirt. Den versprochenen Sold, von jetzt nur 4 Carlinen, sollten sie nach Wiedereinsetzung des Königs beziehen. Drei Wochen später fielen sie in die Hände der regulären Truppen; doch ohne Chiaveni, der entkommen war. Dieser Chiaveni war ein neapolitanischer Abenteurer, der nie im Heere gestanden, sondern eine Zeit lang den italienischen Truppen als Wegführer gedient hatte, dann sich anwerben ließ und sofort vom Kapitän zum Obersten, General, Generallieutenant avancirte, seine mit Sprachfehlern angefüllten Verordnungen „Brigade-Commandant der Bourbonischen Armee“ unterzeichnete und dem Pöbel in den Dorfschaften imponirte durch seine lächerliche Nachäffung Garibaldis.
Die Wärter des Gefängnisses della Vicaria in Neapel waren nolens volens mit in das Complott gezogen. Dort waren Waffen deponirt, und im geeigneten Augenblick wurden den Sträflingen die Pforten geöffnet, um die den heiligen Stuhl und den frommen König Franz vertheidigenden Truppen zu verstärken. Diese Banden wurden unabhängig eine von der andern organisirt. Als Führer der Truppenabtheilungen hatte man die berüchtigtsten Räuberhäuptlinge mit ihren Leuten gewählt, dieselben Briganten, auf deren Kopf die Regierung Preise ausgesetzt, die man verfolgt hatte wie wilde Thiere, unter deren stets drohendem Druck die Bergbewohner und reichen Eigenthümer voll Angst und Schrecken zitterten.
Sie erhielten Gnade vom Lieutenant bis zum General hinauf, und einen ansehnlichen Sold, – der ihnen auch baar gezahlt wurde, anderseits sie hätten gefährlich werden können, – und freie Hand bei Plünderung und Brandstiftung.
In dieser merkwürdigen, perfiden Contrerevolution spielten die Räuber eine wesentliche Rolle, infolge ihrer Ortskenntniß der unzugänglichen, nur ihnen bekannten Felswege jenes, von unbebrückten Strömen durchfurchten Gebirgslandes, mit undurchdringlichen Wäldern, Grotten und unerreichbaren Versteckplätzen; infolge ihrer Kenntniß der reichsten, größten italienisch ge-

<"page357">

sinnten Grundbesitzer, die durch Feuer und Schwert zum Rücktritt gezwungen

oder vertilgt werden sollten; infolge ihrer todesverachtenden Verwegenheit,
und hauptsächlich infolge des Druckes, den sie auf die, von ihnen stets be-
drohten Districte ausübten.
Nunmehr waren die Banditen keine Straßenräuber mehr; sie bildeten
eine politische Partei, waren Patrioten, Vaterlandsvertheidiger, Streiter
für die heilige Sache, für ihren König.
Rom lieferte Waffen und Geld, lieferte Uniformen, Rosenkranz und
Amulet. Die Offiziersuniformen trugen große Messingknöpfe mit einer
Krone, einer Hand, die ein Stilet hielt, und der Devise: Fac et spera.
Die Aufgabe dieser Truppen war, unter Trommelwirbel und Fahnen-
schwenken, unter dem steten Rufe: Viva Francesco II., von Ort zu Ort
zu ziehen, die Wachtposten zu bekämpfen, die Behörden zu stürzen, das Kreuz
von Savoyen niederzureißen und die Lilie der Bourbonen einzusetzen und
die Einwohner, durch Ueberredung oder durch Gewalt, für ihre Sache zu
gewinnen. Der Raub der öffentlichen Kassen, Plünderung der Paläste und
Fortführung der begüterten Patrioten gehörte zum Programm.
Was einerseits die Horden durch rohe Gewalt erzwangen, erreichten
andererseits die Geistlichen durch Vorstellungen und Drohungen gegen das
Seelenheil, indem sie den verwilderten fanatischen Bauern erzählten, jener,
der Verdammniß verfallene König von Sardinien wolle nicht nur den
frommen König Franz entthronen, sondern wolle auch den heiligen Stuhl,
die Kirche, das Christenthum und alle Religion stürzen; und wer sich.
weigere, seinen Arm zur Verhinderung dieses Teufelswerkes zu erheben,
dessen Seele verfalle der Hölle und dem Bösen.
Schaaren von Frauen schlossen sich an, mit Crucifixen und zerfetzten
Kirchenfahnen in den Händen, Litaneien singend, den Priestern im Ornate
folgend, die beim Einzug in einen Ort den Zug eröffneten.
Die von den Patrioten bewohnten Paläste, Villen, Häuser in den
Orten, wo die Horden Einquartierung verlangten und Widerstand fanden,
wurden geplündert, in Brand gesteckt, die Besitzer getödtet oder rançonirt.
Die Nationalgarde war allen Ortes numerisch zu geringe, um erfolgreichen
Widerstand zu leisten; außerdem auch bestand sie meistens aus Einheimischen,
welche die Furcht vor der Rache der Banditen, die meistens an den weib-
lichen Familienmitgliedern ausgeführt wurde, lähmte.
Immerhin kämpfte an einigen Orten die Nationalgarde auf be-
wunderungswürdige Weise. Zuweilen auch gelang es ihr, die Vigilanzen
zu umgehen und telegraphisch an der nächsten Garnisonsstadt Beistand zu
fordern, doch auch das hatte wenig Erfolg. Die Banden hatten auf allen
Felsspitzen Vigilanzen; rückte eine Compagnie im Sturmschritt heran, war
sie mit Windesschnelle signalirt; der Trupp hatte Zeit zu fliehen, zerstreute
und versteckte sich in den nur ihm bekannten Bergen und Grotten, sammelte
sich von Neuem und fiel anderwärts ein.

<"page358">

Die ersten Revolten gegen die Annexion fanden in den Abruzzen statt,
am Vorabend des Plebiscits, als Capua noch nicht genommen, der König
von Neapel noch nicht officiell entthront, Victor Emanuel noch nicht officiell
proclamirt war.
Die Städte und größeren Ortschaften waren voll Jubel den Freiheits-
bewegungen beigetreten, und die abruzzischen Freischaaren gehörten zu den
tapfersten der Südarmee; die Bergbewohner dagegen waren royalistisch ge-
blieben, und in dem Fort von Civitella del Tronto, das die piemontesischen
Truppen, als sie sich nach Capua wandten, unbesetzt gelassen, hatten einige
hundert bourbonische Gendarmen sich verschanzt, die von der Bevölkerung
mit gutem Grunde gehaßt und verfolgt waren.
Dieses auf Felsblöcken errichtete Fort bildet eine natürliche Festung,
welche die Stadt Teramo beherrscht, und ist eine geschichtliche Berühmtheit.
Um die Mitte des 17. Jahrhunderts hatte dieses Fort den Herzog
von Guise zurückgeschlagen und 1805 der Belagerung der italienisch-
französischen Armee hartnäckigsten Widerstand geleistet. Auch dieses Mal
war es das letzte Fort, das sich den Italienern ergab.
Am Morgen des 18. October (1860) traten die dort verschanzten
Gendarmen mit der bourbonischen Flagge aus dem Fort heraus, gaben das
verabredete Angriffszeichen, das von Ort zu Ort signalirt wurde, und
einer Lawine gleich warfen sich die Bergbewohner der ganzen Apenninenkette,
welche Teramo von Aiguilla trennt, unter Führung von Briganten auf die
unteren Orte, stürzten die Behörden, plünderten und tödteten. Sie drangen
bis Teramo vor, schlugen die Nationalgarde zurück und wichen vor jenen
erwähnten Freischaaren und einem Bataillon Soldaten zurück, doch nur,
um im Gebirge zu campiren, von wo sie, kühn und verwegen, sicher, nicht
ausgeliefert zu werden, in die unbesetzten Ortschaften herabstiegen und unter
Drohungen Proviant erpreßten.
Die Regierung schickte den General Pinelli nach den Abruzzen, doch

auch ihm leistete das Fort Civitella Widerstand.
Die mit in die Bewegung gezogenen Bauern hatten nach und nach
wieder ihre Hütten aufgesucht; was nun noch, unter dem Vorwand für
die Restauration zu kämpfen, das Land verheerte, waren berüchtigte
Straßenräuber, die, unabhängig von der Besatzung des Forts, die über
keine Kräfte mehr zu gebieten hatte, das begonnene Spiel auf die kühnste
Weise fortsetzten.
Pinelli verstärkte allen Ortes die Nationalgarde und erließ ein Decret,
demnach Jeder, der mit Waffen angetroffen wurde, niedergeschossen werden
sollte.
Dieser, den Umständen durchaus angepaßte Erlaß erregte die Miß-
billigung französischer und englischer Philanthropen, die in ihren Salons von
den Herren Banditen in keiner Weise belästigt wurden. Man rügte in
ausländischen Blättern das „barbarische“ Verfahren der italienischen

<"page359">

Regierung, und diese neue Regierung wollte den Mächten keinen Anlaß zur
Rüge geben. Der General Pinelli wurde zurückgerufen. Immerhin hatte
er Zeit gehabt, dank seiner bis zur Wuth gegen die Briganten aufgereizten
Offiziere, Jagd auf sie zu machen und die Nester mancher der gefürchtetsten
aufzufinden. Zuweilen auch erreignete es sich, daß die Offiziere, in Ein-
quartierung bei den Grundbesitzern, an demselben Tische mit Banditen speisten,
weil jene, sei es aus Furcht, oder als Anhänger der neapolitanischen Sache,
ihnen Zuflucht gegeben hatten. Gewöhnlich fand sich dann eine patriotische
oder Geld bedürftige Seele, welche Verrath übte, und Gastgeber und Gäste
wurden zusammen gefangen genommen; noch häufiger kam es vor, daß sie,
beim leisesten Fluchtversuch während des Transports, unter dem Vorwand
fahrlässiger Tödtung, erschossen wurden. Manch tapferer junger Offizier,
manch braver Soldat fiel diesem ruhmlosen Kampfe zum Opfer.
Damit endeten die Aufstände in denjenigen Theilen der Abruzzen,
welche an die bereits annectirten Kirchenstaaten grenzten, doch in dem
Theile, der an den noch zu Rom gehörigen Landstrich grenzte, dauerten die
Unruhen fort, und hier handelte es sich nicht allein um Raubgier, um
künstlich angeschürte Opposition, sondern ein Theil der Bevölkerung, von
der nur die höheren Klassen sich Italien angeschlossen hatten, kämpfte mit
wahrem Fanatismus für die bourbonische Dynastie.
Wohl nirgend handelt der große Haufe mit Ueberlegung, aus Ueber-
zeugung, der Vernunft und Logik folgend, am wenigsten aber in einem
Lande, wo die niedrige Klasse völlig ungebildet, ja uncivilisirt ist, ihrem
Denken und Fühlen nach auf der Stufe ihres Viehes steht. Wäre jener,
in Noth und Elend versunkene Pöbel urtheilsfähig gewesen, hätte er gewiß
erkannt, daß er seinem Landesherrn nichts zu danken hatte. Jene Rasenden
handelten auch sicherlich nicht aus Liebe für ihren König, sondern aus
blindem Haß gegen den neuen König, den man ihnen angeschwärzt hatte
als Ketzer und Usurpator.
In derartig unnormalen Situationen tritt der Charakterunterschied ver-
schiedener Nationen hell zu Tage:
Die Geschichte der französischen Revolution zeigt uns Megären, von
denen man mit Schiller sagen kann: „Da werden Weiber zu Hyänen
und treiben mit Entsetzen Scherz.“
Sie rissen den Leichen der Aristokraten, die sie als ihre Tyrannen,
als die Urheber all' ihrer Leiden erkannten, das Herz aus der Brust und
zerfleischten es mit ihren Zähnen. Begründeter, lang verhaltener Haß
sprühte aus diesem Bedürfniß, die Rache zu kühlen; die Weiber der Abruzzen
aber handelten aus blinder Wuth, wie tolle Hunde beißen.
Ein zum Tode verwundeter Freischärler hatte sich in eine Hütte ge-
flüchtet, um dort zu sterben. Die Frau, die sie bewohnte, verstümmelte
den Sterbenden auf eine Weise, welche die Feder sich weigert zu beschreiben,
tödtete ihn und warf die Leiche hinaus.

<"page360">

Eine sechzigjährige Alte hatte ihre Herengestalt in eine zerfetzte, einem
Gefallenen ausgezogene Uniform gesteckt, und, eine an einem Knittel be-
festigte Sichel schwingend, sich an die Spitze einer Abtheilung Kämpfender
gestellt.
Bei diesem Einfall in die Abruzzen begegnen wir einem ebenso frechen
wie lächerlich feigen, aber den gebildeten Ständen angehörigen deutschen
Abenteurer Namens von Kleischt, der sich, man weiß nicht warum,
La Grange nannte. Er stand im Dienste Franz II. mit dem Oberst-
lieutenantsgrad und handelte gemeinsam mit einem General Scotti. Dieser
sollte über Jsorna (Provinz Campobasso), jener über Aquilla marschiren,
um die Provinz zu unterwerfen, und in Popoli sollten beide, etwa 14000

Mann starken Truppen sich vereinen, um gemeinsam die Abruzzen aufzuwühlen.

Kleischt hatte allen Ortes einen Aufruf erlassen und die Bekanntmachung, daß eine bereits in Brindisi gelandete österreichische Armee im Begriff sei, über Teramo nach Neapel zu marschiren, um den König wieder einzusetzen. Diese Nachricht machte die Bevölkerung stutzig, denn man wußte, daß in der That Truppen das Land durchzogen. Unglücklicher Weise für die Aufwiegler waren es die regulären italienischen Truppen, denen zwei Tage, ehe Kleischt Aquilla erreicht hatte, Scotti mit circa 8000 Mann in die Hände fiel. Bei dieser Nachricht kehrte der Oberst Kleischt seinen Soldaten den Rücken und galoppirte allein, in einem Zuge bis an die schützende römische Grenze..

Später erscheint dieser Deutsche nochmals auf dem Schauplatz, und zwar in Gemeinschaft mit einem ihm ebenbürtigen Schwindler, einem Advocaten aus Campobasso, Namens Giorgi, der wegen gemeinen Verbrechens seine Strafe in einem Gefängniß abbüßte, aus dem er bei Gelegenheit der Amnestie nach Garibaldis Einzug entkommen war.

Er eilte nach Gaëta zu Franz II., bot seine Dienste an, wurde als Major eingereiht und mit jenem Kleischt in Verbindung gesetzt. Diesen beiden Helden gelang es, aus päpstlichen Zuaven, dem neapolitanischen Heer entlaufenen Soldaten, Mönchen, Bauern, Straßenläufern und Straßenräubern ein etwa 15 000 Mann starkes Heer zusammenzuraffen. Die Ausrüstung war grotesk; sie bestand aus allen Uniformen aller Waffengattungen, die Waffen aus verrosteten Flinten, Forken, Piken, an Knütteln befestigten Holzkeulen, Sensen und Messern.

Von Kleischt war zum General ernannt worden, und auf der Majorsuniform Giorgis prangte der Janusorden. Als Obercommandirender functionirte ein hochbetagter Mann, Namens Lavara.

Diese Parodie eines Heeres drang zertheilt in die Abruzzen ein, und am 16. Januar 1861 warf sich eine Abtheilung von etwa tausend Mann unter Führung der Obengenannten unversehens auf das Fort von Scurzola,

<"page361">



dessen Besatzung nur aus einer Compagnie Liniensoldaten bestand. Nach mehrstündigem Kampfe mußten die Italienischen sich zurückziehen und verschanzen, um die telegraphisch geforderte Verstärkung abzuwarten.

Zwei Compagnien Infanterie und ein Ploton Lanciers rückten im Sturmschritt heran. Dennoch würden die italienischen Truppen der Uebermacht unterlegen sein, wäre ihnen nicht ein glücklicher Zufall zu Hilfe gekommen. Während des Gefechtes marschirte der piemontesische General Quintini mit seiner Truppe durch das Land. Während des Besteigens des Monte Salviano vernahm er Gewehrfeuer, folgte der Richtung und eilte den Kämpfenden zu Hilfe.

Nach zweistündigem Kampfe blieben die königlichen Truppen Sieger. Ein Theil der Insurgenten konnte entfliehen; unter den Gefangenen befanden sich gegen hundert Verwundete und 130 Todte, mit inbegriffen die zur Stelle erschossenen Führer. Der Truppencommandant Sevara, Kleischt, Giorgi und der ganze Generalstab hatten sich in das eine halbe Stunde entfernten Kloster St. Antonio geflüchtet.

Dies war die Taktik jener Helden, sich stets fern vom Kampfplatz und fluchtfertig zu halten.

Bei der Nachricht, daß die Truppen geschlagen seien und Reißaus genommen hätten, flohen sie, jeder auf eigene Hand, davon.

Unter den Erschossenen fanden sich zwei Geistliche, ein Monseigneur und ein Abt; ein an seinen Wunden Gestorbener trug violettseidene Strümpfe.

In diesem Gefecht wurde den Insurgenten eine Fahne genommen.

Sie bestand aus einem rohgearbeiteten hölzernen Crucifix und einem Stück rothen Wollenstoffes, das man von der Draperie irgend einer Kirche abgerissen hatte, Beides mit Bindfaden an einer Zeltstange befestigt. Doch dieser von Kugeln durchbohrte Lappen war nicht die eigentliche Oriflamme; diese wurde nicht den Kugeln ausgesetzt, sondern blieb unter dem Schutz des Generalstabes, denn sie war geweiht. Sie bestand aus einem großen Viereck von schwerer weißer Seide mit Goldstreifen. Auf einer Seite sah man das Bildniß der Königin Maria Christina, Mutter Franz II. knieend vor der Madonna, mit dem Fuß das Kreuz von Savoyen zertretend; auf der anderen Seite ein Bild von Mariä Empfängniß.

Diese Fahne hatte der Papst selbst geweiht, und man erwartete Mirakel von ihr.

Fast zu gleicher Zeit wüthete an den Grenzen der Kirchenstaaten eine andere Truppe, auch unter Führung eines Deutschen, Namens von Christen. Man schickte einen der besten piemontesischen Offiziere, General Sonaz, mit einer ansehnlichen Truppenmacht gegen sie. Beim ersten Gefecht blieb Christen Sieger; doch bei einem zweiten Angriff, der einen schlechten

Ausgang für ihn voraussetzen ließ, bot er Unterhandlungen an. Von
Christen versprach bei seinem Ehrenwort, nichts mehr gegen das Königreich
zu unternehmen, die Truppe aufzulöfen und Italien zu verlassen.

<"page362">

Dies geschah. Doch einige Wochen später fand Christen sich in
Neapel ein, unter falschem Namen, mit einem englischen Paß, und versuchte
Aufstände in Neapel selbst zu organisiren. Er wurde gefangen.
Am heftigsten wütheten die Einfälle in Basilicata, wo sie mehr als
anderwärts den Briganten überlassen waren.
Am 6. April (1861) warf sich eine Horde von mehreren hundert
Mann auf die weitausgedehnten Besitzungen des Prinzen Doria, plünderten,
verbreiteten das Gerücht, Oesterreich habe den König in Neapel bereits
wieder auf seinen Thron gesetzt, was die Geistlichen bestätigten, und unter-
warfen die Bauern, denen 6 Carlinen täglicher Sold versprochen wurde.
Die spitzen grauen Filzhüte wurden mit rothen Cocarden geschmückt, und in
der Nacht vom 7. zum 8. zog der um die Hälfte verstärkte Trupp nach
der Ortschaft Ripacandida. Dieser Trupp stand unter Führung eines be-
rüchtigten Räuberhäuptlings Carmini Donatelli di Riviera, genannt Crocco,
der den besseren Ständen angehörte und wegen zahlloser Raubanfälle auf
der Landstraße, vier Sequestrationen, fünf Menschenmorden und wieder-
holten Einfällen in die Dorfschaften, seit Jahren gesucht, und auf dessen
Kopf eine hohe Prämie von der Regierung ausgesetzt worden war. Jetzt
trug er die Generalsuniform.
Der Oberst dieser Truppe, ein Räuberhauptmann Namens Nardi di
Fersendini, hatte fünfzehn Ueberfälle und vier Mordthaten aufzuweisen.
Beim Einzug in Ripacandida wurde der Hauptmann der National-
garde meuchlings ermordet, noch ehe es zum Kampf gekommen war, seine
Leiche der Familie um eine hohe Summe verkauft, seine Villa, wie die
aller übrigen Patrioten geplündert und zerstört, die öffentlichen Kassen geraubt,
das Kreuz von Savoyen vernichtet.
Die Nationalgarde hatte telegraphisch Beistand gefordert; als die Vorposten
denselben nahen sahen und signalirten, floh die Bande auseinander, hinauf
in das Dickicht der Wälder, wo sich ihr sofort vierhundert Mann zugesellten.
Zwei Tage darauf warf derselbe Trupp sich auf Venosa, das alte
Venusia, die Heimat Horaz.
Hier war man auf den Einfall vorbereitet. Der Unterintendant hatte
die Nationalgarde der umliegenden Orte zusammengerufen und eine Com-
pagnie Soldaten gefordert. Die Stadt war verbarricadirt, und nach hartem
Kampfe wurden die Insurgenten geschlagen, vertrieben und zogen sich zurück.
Doch ein Theil der Bevölkerung, der mit den Banditen Verwandtschafts-
bande hatte, übte Verrath, indem er, durch verabredete Zeichen, mit Wehen
von Betttüchern, von den flachen Dächern herab, das Eindringen in die
Stadt von einer anderen Seite ermöglichte.
Die ohnehin an Zahl ungenügende und vom Kampf erschöpfte Mann-
schaft ruhte, als sie plötzlich überrumpelt wurde, und der Platz blieb dies-
mal in der Gewalt der Insurgenten. Nach feierlichem Gottesdienst in der
Kathedrale (Venosa ist ein Bischofsitz) hielt der Generallieutenant und

<"page363">

Räuberhauptmann, von dem Balcon des Hauses, wo er Quartier ge-
nommen hatte, eine Anrede an das Volk Franz II.; ein Trinkgelage unter
Feuerwerk, Petarden und dem Jubelruf Viva Franz II. schloß das
Siegesfest, worauf die Horde davon zog, sechs gestohlene, mit 20000 Ducaten
beladene Maulthiere mit sich führend. Als eine Truppenverstärkung eintraf,
blieb ihr die Aufgabe, das Kreuz von Savoyen wieder aufzurichten und die
piemontesischen Beamten wieder einzusetzen.
Diese Vorgänge von Venosa hatten die übrigen zerstreuten Ortschaften
dergestalt mit Schrecken erfüllt, daß bei den sich täglich wiederholenden
Ueberfällen von Widerstand gar keine Rede mehr war.
Die Befehlshaber dieser Truppen standen in reger Correspondenz mit
Rom und hatten Zusammenkünfte mit den bourbonischen Agenten, von denen
sie Verhaltungsmaßregeln erhielten und denen sie berichteten. Kundschafter
waren in der ganzen Provinz vertheilt, um den Marsch der königlichen Truppen
zu beobachten und rechtzeitig zu signaliren. Fast täglich wurden unter dem
Rufe: Viva Franz II.! mit Priestern an der Spitze ein anderer Ort
angegriffen.
Es wäre monoton, die Einzelheiten zu wiederholen; verweilen wir bei
den Vorgängen in Melfi, welche inmitten dieser wüsten Raufereien das
Gepräge einer patriotischen Reaction trugen.
Melfi, eine befestigte Stadt mit circa 11 000 Einwohnern in der
Provinz Potenza, mit Kathedrale und Bischofssitz, ist eine geschichtlich

interessante Oertlichkeit.
Als im XI. Jahrhundert die Normannen sich in Apulien festsetzten,
wählte der erste Herzog von Apulien, Roger Guiscard, Sohn Tancreds
von Hauteville, nachdem er Calabrien erobert und alle Provinzen des
späteren Königreichs Neapel unter seine Herrschaft gebracht hatte, Melfi
zum Aufenthalt und erbaute dort eine feste Burg, die Jahrhunderte hin-
durch der Gegenstand der Bewunderung Fremder und Einheimischer war.
Lange Zeit hindurch war dieser Ort der Sitz vieler alter Adelsgeschlechter
geblieben, und noch zur Zeit der Annexion herrschte dort ein vorwiegend
aristokratischer Geist.
Die dortigen reichen Adelsfamilien spielten in der italienischen Revolution
die Rolle der Legitimisten der französischen Revolution. Vielleicht traten
sie nicht sowohl für Franz II. in die Schranken, als für das Königthum,
das ihnen durch den ercommunicirten König von Sardinien nicht würdig
genug vertreten schien.
Mit Leib und Seele, aus innerster Ueberzeugung stützten sie den
Thron und – der Zweck heiligt die Mittel – bedienten sich der bereits
organisirten thätigen Banden, denen man den hochtrabenden Namen Frei-
heitskämpfer, Patrioten, beilegte.
An der Spitze der Opposition standen die Notabilitäten der Stadt,
vor allem die Familien Marquis Acquilecchia und Marquis Colabella, deren

<"page364">

Häupter mit dem Generalcomité in Rom in Verbindung standen und den
Faden der Verschwörung in Händen hielten.
Jrregeführt durch die Vorstellungen, daß der Sieg der Bourbonen
sicher sei, was durch ein kleines Localblatt bestätigt wurde, schloß sich auch
ein großer Theil der besseren Klassen ihnen an.
Alles war vorbereitet und wohlgeplant, um auch die umliegenden
Ortschaften zu gewinnen. Man verbreitete das Gerücht, in Brindisi und
Neapel seien Schiffe mit französischen Truppen eingelaufen; ja, man ging
so weit, öffentlich bekannt zu machen, daß der König von Neapel an der
Spitze einer österreichischen Armee in Melfi erwartet werde. In wie völliger
Unkenntniß der Dinge das Volk war, geht daraus hervor, daß die Ver-
breitung so haltloser Gerüchte möglich war.
Der Sindako von Melfi, ein aufrichtig italienisch Gesinnter, stellte List
gegen List. Er kündigte in einer Bekanntmachung das Nahen der regulären
Truppen an und ernannte eine Commission, um die Einquartierung zu
organisiren. Vielleicht glaubte er es wirklich, denn von den Umtrieben
unterrichtet, hatte er Depesche auf Depesche nach Neapel geschickt, um
Truppenbeistand zu fordern. Die Antwortdepesche wurde unterwegs auf-
gefangen und der Inhalt dem Marquis Acquilecchia mitgetheilt, ehe der
Sindako ihn erfuhr.
Sie brachte die unglaubliche Nachricht, daß die Regierung außer Stande
sei, Truppen zu schicken.
Am 12. April (1861) brach die Revolte aus.
Von den Priestern angeführt, mit den Häuptern der Verschwörung
an der Spitze, häufte sich das Volk auf dem Marktplatz zusammen. Unter
dem Ruf: viva Franz II.! wurde das Stadthaus, Polizei- und Gerichts-
gebäude gestürmt, die Acten verbrannt, das Gefängniß geöffnet, um durch
die Sträflinge die jetzt einziehende Söldertruppe, unter dem General-
Räuberhauptmann Donatelli-Croco zu verstärken.
Von Widerstand war keine Rede, denn die Nationalgarde war zu den
Aufständigen übergetreten. Die italienisch Gesinnten hatten, um einem
sicheren Tode zu entgehen, die Stadt verlassen und ihre Häuser preis-
gegeben. Von allen Dächern wehte die bourbonische Flagge, an allen
Fenstern prangte das Bildniß von Franz II. und Marie Sophie. Acqui-
lechia, den man zum Prodictator ernannt hatte, wurde im Triumph durch
die Stadt getragen. Provisionen für die Armee wurden gesammelt und
ein Thron für den König hergerichtet.
Schnell verfertigte man eine Uniform aus grünem Sammet für den
General Donatelli, der am Abend des 15. seinen feierlichen Sieges-
einzug hielt.
Zwei Gala-Carossen, mit einer weißseidenen, silberbefranzten Fahne,
mit zwei Geistlichen und Ehrengarden, deren Brust die bourbonische Medaille
schmückte, wurden ihm entgegen geschickt. Der neue Prodictator und

<"page365">

Marquis Colabella erwarteten ihn am Stadtthor, und unter dem Jubelruf
der Menge begab der Zug sich nach dem Stadthause. Dicht vor demselben
war ein Ruhealtar errichtet. Dort machte der fünffache Menschenmörder
und Truppencommandant Halt, um der Madonna für seine Siege zu danken,

während das Volk betend auf den Knieen lag. Hierauf folgte unter Be-
gleitung der Geistlichen und der ganzen Bevölkerung mit einem Fackelzuge
ein Umzug durch die Stadt.
Am nächsten Tage decretirte der Befehlshaber sofort zu zahlende Ab-
gaben, Obole aller Art; hierauf folgten Festgelage.
Drei Tage dauerte das Treiben, bis am 18. endlich die piemontesi-
schen Truppen eintrafen. Croco-Donatelli und seine Leute hatten Zeit, zu
entkommen, die Bevölkerung der Truppenmacht überlassend, ohne auch nur
den leisesten Versuch für ihre Vertheidigung zu machen, aber 30 000
Ducaten mit sich führend. Sofort wehte die italienische Flagge, prangten
die Portraits Victor Emanuels und Garibaldis an den Fenstern, ertönte
der Jubelruf: viva Victor Emanuele.
Man schickte eine Deputation zum Unterintendanten, der mit der
Truppe in die Stadt gekommen war, um zu versichern, daß die Bevölkerung
treu und anhänglich sei und nur abtrünnig gewesen wäre, weil – sie nicht
anders gekonnt hätte.
Als Acquilechia und Colabella ins Gefängniß geführt wurden, folgte
das Volk sie verhöhnend und beschimpfend.
Nach und nach wurde die Ruhe hergestellt, und die Stadt erhielt Be-
satzung. Die Truppe Donatelli-Croco zertheilte sich in Banden, die
plündernd und viva Francesco II. schreiend von Dorf zu Dorf zogen, von
den piemontesischen Truppen verfolgt, vertrieben und niedergeschossen, bis
sie aufgelöst sich darauf beschränkte, die frühere Profession der Straßen-
räuberei wieder aufzunehmen, und mehr als je war das Land von den
Banditen heimgesucht. Die Nationalgarde der kleinen, auf Felsen zerstreuten
Oertchen, die aus sechs, sieben Mann bestand, wurde schnell entwaffnet, oder
in der Wachtstube eingesperrt; der Sindaco war machtlos und zog es vor
abgesetzt zu werden, als sich von den Banditen tödten zu lassen, und die
Bewohner fürchteten die Banditen weit mehr als die Behörden. Nahte
die Truppe, flohen die Eindringlinge davon. Kühn drangen sie bis in
die nächste Nähe von Neapel, Gaëta, Salerno vor.
Einer der berüchtigtsten Banditen, Cipriano della Galla, entsprungener
Galeerensträfling und General der Soldtruppe, vollführte folgenden Streich:
Sein Bruder befand sich im Gefängniß von Caserta. In der Offiziers-
uniform der Nationalgarde, von mehreren seiner Leute in der gleichen
Uniform begleitet, einen Menschen mit gebundenen Händen vor sich her-
treibend, begab er sich eines Tages an das Gefängniß und forderte Einlaß,
um einen Missethäter einzuliefern. Nachdem man ihm geöffnet, ließ er
das Thor von innen besetzen, befreite seinen Bruder und einige Andere



und zog mit ihnen davon. Auf gegebenen Alarm kam die wirkliche National-
garde dem Gefängniß zu Hilfe. Auf dem Platze davor fand ein
Scharmützel statt, in dem die Briganten Sieger blieben. Sie erreichten
einen Platz außerhalb der Stadt, wo Pferde bereit standen, und eilten in
die Berge.
Noch andere Banditen trugen Uniform der bourbonischen Soldarmee.
Nardi di Ferrandina, ein wahrer Fra Diavolo, der unter dem Namen
d'Amali als Oberst befehligte, war wegen wiederholten Anfallens der
Postwagen, wegen 15 Sequestrationen und sechs Mordthaten proscribirt
worden; Michele la Rotonda, Oberstlieutenant, zählte drei Morde und
mehrere andere Verbrechen.
Die bourbonischen Comités hatten Agenten in allen Landen, denen
andere entthronte Fürsten mit Rath und That beistanden.
Unter den abenteuerlichen Soldoffizieren verschiedener Nationalitäten
gab es manchen tapferen Burschen mit strategischen Kenntnissen und aus
guter Familie, und hätte dieser Feldzug im Herzen der Bevölkerung An-
klang gefunden, wer weiß, welchen Ausgang das Unternehmen gehabt hätte.
Auch mancher Ehrenmann, den nicht der Sold nach Süditalien gelockt,
sondern unerschütterlich legitimistische Principien und der heiße Drang, für
den heiligen Stuhl das Schwert zu führen, war, durch trügerische Vor-
spiegelungen in diese aus unlauteren Elementen zusammengeraffte Armee
geworfen. Wir nennen einen französischen Edelmann aus Namour, Namens
Trazégnier, einen ritterlich gesinnten Mann, der, in dem Wahn, für eine
hohe, edle Sache zu kämpfen, als Oberst an der Spitze einer dieser
Truppen stand.
Bei einem Einfall in die Ortschaft San Giovanni-Incarnico wurde er
gefangen. Als ihm sein Todesurtheil verkündet wurde, antwortete er dem
italienischen Offizier, Niemand habe ein Recht, ihn zu tödten, und Niemand
werde es wagen, Hand an ihn zu legen. Auf dem Richtplatz, das Gesicht
gegen die Mauer gekehrt, um rücklings erschossen zu werden, wandte er den
Kopf und rief: „Vive le roi, vive Pius...“ Die Kugeln schnitten

ihm die Worte ab. Der französische Consul reclamirte seine Leiche, und
später traf eine belgisch-französische Commission ein, um sie nach Frankreich
überzuführen.
Ein spanischer Edelmann, Namens José Borgir, ein hochgebildeter
Mann und Offizier, war als General angeworben worden und führte sieb-
zehn Landsleute mit sich. Aus den Instructionen eines General Cleri, welche
man später unter seinen Sachen fand, ergab sich, daß dieser Spanier in Malta
gelandet war, von wo er mit seinen Leuten auf einem sie erwartenden
Schooner nach der Küste des ionischen Meeres geführt worden, um sich an
die Spitze einer völlig geordneten und geschulten Armee zu stellen.
Nach mehrtägigem Umherirren, während welchem Borgir seine Lute
aus eigener Tasche erhalten mußte, fanden sie in einem, in den In-

<"page367">

structionen angegebenem kleinen Orte in der oberen Calabria einen Haufen
schlecht bewaffneter Bauern, unter einem Briganten in Majorsuniform,
der sie von Ort zu Ort führte, unter dem Rufe Viva Francesco II.,
wobei sich ihnen nach und nach noch einige hundert Bauern anschlossen.
Der Spanier war entrüstet über die trügerischen Vorspiegelungen, die
man ihm gemacht, und über den ehrlosen Posten, den er bekleidete. Nach
seinem Tode fand man unter seinen Gegenständen ein Tagebuch in fran-
zösischer Sprache, das er, von dem Augenblick seiner Ankunft in Malta,
21. September 1860, bis zu seinem Tode, 20. December, Tag für Tag,
Stunde für Stunde geführt, und in dem er die Verworfenheit der Truppe
schildert, seine Enttäuschung, seine Entrüstung ausspricht und seine unsäg-
lichen Entbehrungen und Leiden beschreibt. Nirgends hatte er in der Be-
völkerung wirkliches Interesse für die Restauration gefunden, nirgends war
es zu einem offenen, regelrechten Gefecht mit den Truppen gekommen;
überall war das Verfahren das gleiche: Ueberfälle und Raub, ohne daß
sie irgendwo die Bevölkerung für sich gewonnen hätten. Borgir wurde
bei einem Zusammenstoß mit der piemontesischen Truppe von der seinen
getrennt. Er suchte mit seinen Landsleuten und einer Handvoll Neapoli-
taner das römische Gebiet zu erreichen. Nach mehrwöchentlichem Umher-
irren im Dickicht der Wälder, in Schnee und Gefels, ohne Fußzeug, mit
blutenden Füßen, oft, wenn es nicht gelang, sich durch einen Hirten oder
Manutengolo für theures Geld Brod oder Maisbrei zu verschaffen, tage-
lang ohne Nahrung, von den Truppen verfolgt wie wilde Thiere, erreichten
sie das ersehnte Ziel bis auf geringe Entfernung. Da bemerkten fünf zu
ihnen gehörige und des Landes kundige Banditen die Truppe. Flucht war
unmöglich. Sie versteckten sich in einer Hütte oberhalb eines Platzes, la
loupa genannt. Dort, nur fünf Stunden von der Grenze entfernt, wurden
sie von einer Abtheilung Soldaten, unter Commando des noch jungen, aber
überaus tapferen Majors Franchini, dessen Bataillon ihnen seit Wochen auf
den Fersen war, überrascht. Fünf Soldaten blieben im Kampf, und erst
als man die Hütte in Brand steckte, ergab sich Borgir.
Er übergab seinen Degen dem Major mit den Worten: „C'est bien,
jeune Major."
Die Gefangenen wurden zu Zweien zusammengebunden und nach
Tagliacozza geführt. Auf dem Wege bewunderte Borgir mehrmals die
Truppe, mit dem wiederholten Ausruf: „Belle troupe les Bersagliers,
belle troupe," und sagte zu einem Lieutenant, er bedauere, Rom nicht
erreicht zu haben; denn er wolle Franz II. sagen, seine Vertheidiger seien
Lumpen und Bösewichte, der General Croco ein Prahlhans und eine Canaille,
und es thäte ihm leid, gefangen zu sein, denn er hätte gehofft, eine bessere
Truppe zu organisiren, um Victor Emanuel zu verjagen.
In Tagliacozza verlangten die Gefangenen, in eine Capelle geführt zu
werden, um zu beichten. Auf dem Richtplatz umarmte Borgir seine
23k

<"page368">

Landsleute, ermahnte sie, tapfer zu sterben, und stimmte im Chor mit
ihnen ein spanisches Kirchenlied an, das durch die Kugeln unterbrochen
wurde.
Nach ihnen kam die Reihe an die Uebrigen, und der Major Franchini
hatte die Genugthuung, seinem General, La Marmora, einen ausführlichen
Bericht über diese mühselige, aber erfolgreiche Expedition zu senden.
Wieder eiferten einige ausländische Blätter gegen das barbarische Ver-
fahren der italienischen Regierung, und sogar Victor Hugo rief: „Das
neue Königreich tödtet Legitimisten." Doch die Regierung, fest entschlossen,
diesem wilden Treiben und zwecklosen Blutvergießen ein Ende zu machen,
ließ sich nicht irren und wandte, wenn auch nur in äußersten Fällen, das
Verfahren des französischen Generals Mahet an, der, unter dem König

Murat, das vom Banditenthum unterminirte Land durch Massentödtung,
durch Schließen der Kirchen und Niederbrennen ganzer Dörfer, welche die
Truppen verriethen und den Banditen in die Hände arbeiteten, in kurzer
Zeit von der Plage der Brigandage befreit hatte, bis sie nach der Wieder-
einsetzung der Bourbonen von Neuem frisch und stark erstand.

Man kann sich nicht erwehren, darüber zu staunen, daß derartige Re-
pressivmaßregeln vor kaum vier Jahrzehnten im civilisirten Europa und
außerhalb eines Krieges noch möglich waren. Um dieselben zu rechtfertigen,
berichten wir noch folgende Begebenheit.

Am 8. August (1861) machte ein Trupp von etwa 1000 Mann
einen, von einem Erzpriester und zwei Domherren geleiteten Einfall in das
Dorf Pontelandolfo in Apulien.

Es war ein Festtag; man feierte irgend eine Madonna, und die Ein-
wohner folgten einer Procession.

Beim Trommelwirbel und dem Rufe: Viva Francesco II., löste sich die
Procession auf, und die Masse schloß sich den Insurgenten an. Der Sin-
daco sammt seinem Secretär und Municipaldiener war bald beseitigt; das
Kreuz von Savoyen zerstört, die Kasse beraubt. Ein gleiches Loos traf
das Postbureau und die wenigen Villen und Kaufläden der in den In-
structionen als „abtrünnig“ angegebenen Eigenthümer. Der Steuereinnehmer,
welcher Widerstand leistete, wurde getödtet, sein Haus niedergebrannt und
die Leiche in die Flammen geworfen. In wenigen Stunden war das Ver-
heerungswerk vollbracht. Der Trupp zog davon, und der Ort blieb in den
Händen des Pöbels, der plünderte, was noch zu plündern blieb, die bour-
bonischen Wappen an den Amtsbureaux anbrachte und sich einsetzte.

Irgend Jemand war es gelungen, nach der nächsten Telegraphenstation
zu eilen und Truppenbeistand zu fordern.

Abends traf ein Ploton von 40 Soldaten mit 4 Carabinieren unter
Commando eines Lieutenants ein: die Bevölkerung empfing sie mit Stein-
würfen und siedendem Wasser.

<"page369">



Trotz der numerischen Uebermacht blieben die Soldaten Sieger, denn
nachdem mehrere unter den Aufständigen getödtet worden waren, zog ein
Theil sich zurück, während ein anderer betrunken und kampfunfähig war.

Die Soldaten hatten sich zur Ruhe gelegt, als, mit anbrechendem
Morgen, der Geistliche des nahen Dorfes Caldano mit dem Offizier zu
sprechen wünschte. Er berichtete, sein Dorf sei aufständig, und ersuchte
den Offizier, mit seinen Leuten hinzukommen, um Ruhe zu stiften.

Kaum hatten die vom Marsch und vom Kampfe noch tief erschöpften
Soldaten einen Kilometer zurückgelegt, so stürmte ihnen die Bevölkerung von
Caldano entgegen, während die von Pontelandolfo, wo man die soeben
Gefangenen befreit und die Wachtposten getödtet hatte, sie im Rücken an-
griffen.

Dreiundvierzig Mann wurden buchstäblich zerstückelt, der Lieutenant
unter den auserlesensten Qualen während acht Stunden zu Tode gemartert.
Ein einziger Soldat war am Leben geblieben und hatte, verwundet, durch
eine Hecke gedeckt, dem fürchterlichen Schauspiel zugesehen. Trotz seiner
Wunden hatte er sich bis zur Telegraphenstation geschleppt, und Nachts
traf der Oberst Negri mit einem Bataillon ein. Der Entkommene führte
ihn zur Mordstätte: Beide Dörfer wurden eingeäschert.

Dieses energische Vorgehen verfehlte seine Wirkung nicht, und nach
und nach wurden die Revolten bekämpft.

Was hofften, was erwarteten die Höfe von Rom und Neapel von
diesen, von ihnen angestifteten Ueberfällen? Glaubten sie wirklich an die
Möglichkeit einer Restauration? Wenn die auf 80000 Bajonette gestützte
Dynastie vor etwa 20000 Garibaldi'schen Freischärlern zusammengebrochen
war, so war das ein Beweis, daß ihre Grundpfosten verfault waren, und
daß ein paar Haufen wilder Räuberhorden, raubsüchtigen Pöbels und inter-
essenloser Söldnertruppen den starken, wohlgeschulten und von Patriotismus
getragenen piemontesischen Truppen gegenüber nichts erreichen würden.

Absicht und Zweck waren, durch die Verheerungen Unzufriedenheit in
den annectirten Ländern zu erwecken, die Bevölkerung aufzuhetzen, Haß zu
erwecken und dem Auslande zu zeigen, daß der Süden zuvor ruhig und
zufrieden gewesen war, daß die Umgestaltung dem Volke kein Glück gebracht.

Und Grund zur Mißstimmung war in der That vorhanden. Das
aus seiner Lethargie aufgerüttelte Volk fühlte nun sein, durch die Umstände
gesteigertes Elend. Die Ernte war schlecht in jenem Jahr, die Verwüstungen
nach den Einfällen entsetzlich; die Abgaben waren um nichts vermindert –
wo waren also die geträumten Vortheile, die man in unüberlegter Ver-
blendung von heute bis morgen erwartet hatte? Glühend hatte man diesen
Augenblick, den Augenblick der Freiheit ersehnt. Wie ein Mensch, der
unter dem Druck trauriger Verhältnisse leidet, nur danach strebt, ihnen zu

entkommen, ohne Erwägung der bevorstehenden Neuerung, so hatte die Bevölkerung danach gelechzt, das Joch der Knechtschaft abzuwerfen. Die

<"page370">

Annexion war die unmittelbare Folge dieser ersehnten Befreiung gewesen; doch die Massen hatten nimmer die nächsten Folgen dieser Annexion überlegt. Alles Neue reizt und schließt Hoffnung in sich.

Nachdem man das Ziel, die Freiheit, erreicht, Garibaldi nach vollführtem Werke sich zurückgezogen, die Begeisterung sich gekühlt, die Gemüther sich beruhigt hatten, trat der Rückschlag ein, trat das einzelne Individuum hervor, mit seinen Leiden, seinen Interessen und Hoffnungen.

Tausend und aber tausend Hände, aus allen Professionen, streckten sich der neuen Regierung entgegen und verlangten Hilfe, das heißt: Arbeit, Erwerb. Jeder wollte die Situation exploitiren; wie die Goldgräber waren die Leute vom Bereicherungsfieber erfaßt..

Und dies Verlangen nach Arbeit war um so verzeihlicher, um so berechtigter, als Alles im Lande in völliger Verwahrlosung lag. Brücken, Landstraßen, Eisenbahnen, das einzige Mittel, das Land von der Brigandage zu befreien, fehlten; von Schulen und öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten war keine Rede. Das Alles sollte wie durch einen Zauberstab erstehen, ohne daß man daran dachte, daß die Geldmittel fehlten, um sofort allen Anforderungen Genüge zu leisten.

Neapel, die Stadt selbst, hatte noch besondere Gründe zur Unzufriedenheit. Es war von einer königlichen Residenzstadt zu einer Provinzialstadt herabgestiegen; die Einrichtungen und Verbesserungen vieler Institutionen und öffentlicher Bureaus wurden geschickten erfahrenen Piemontesen anvertraut. Das erweckte Neid gegen einen, dem sprudelnden, lärmenden Südländer ohnehin schon antipathischen Volksschlag.

Doch in all' dieser Mißstimmung, in all' diesem Unwillen gegen die neue Regierung, erhob sich nirgend eine ernste, durchdringende Stimme für die gestürzte Dynastie.

Und selbst, wäre eine wirkliche Revolte gegen Victor Emanuel ausgebrochen, nimmer wäre die Restauration der Bourbonen die Folge davon gewesen. Man hätte Garibaldi zum König von Neapel ausgerufen, hätte für eine Republik gekämpft, hätte sich irgend einen Gustav-Adolf, einen Battenberg gesucht – Alles, nur nicht die Bourbonen.

Zu Ende des Sommers 1861 war diese tragi-komische Contrerevolution erstickt. Die Briganten hatten auf ihre hohe Aufgabe, das Vaterland und den Thron zu vertheidigen, verzichtet, hatten die Generalsuniform abgelegt und waren zu ihrem ursprünglichen Beruf des Straßenraubes zurückgekehrt, den sie noch heutigen Tages mit glücklichstem Erfolg betreiben.

<"page371">

## Indiens Bollwerk und Englands Gefahr.

Von
Ätar W5lind,
– Condon. –

E- I.

7 enn die englische Regierung nicht klüger gegen Afghanistan handelt, so wird sie sich bald auch dort große Gefahr bereiten. AG Der Krieg in Süd-Afrika ist noch nicht beendigt. Im fernen Osten sind Flammen der Empörung gegen fremden Eingriff emporgeschlagen, die alle europäischen Mächte in Mitleidenschaft ziehen. In Indien gährt dumpfe Unzufriedenheit. Will man nun auch den Fürsten in Kabul vor den Kopf stoßen, der an dem Bollwerke Indiens die Wacht hält?

Wiederholt sind in jüngster Zeit Nachrichten über des Emirs Unzufriedenheit mit dem Verfahren der Regierung in Simla hierher gedrungen. Neuerdings hat es dem Oberstatthalter oder Unter-König (Vice-Roy) in Indien beliebt, gegen zwei Verordnungen Abdur Rahmans Einspruch zu erheben, die das Verbot der Pferde-Ausfuhr aus Afghanistan und der Einfuhr von Salz dahin betreffen. Lord Curzon hat gewiß in mancher Beziehung bisher gezeigt, daß er ein tieferes Verständniß für die Bedeutung des großen süd-asiatischen Reiches besitzt, als so viele andere Staatsmänner. Er sprach es erst unlängst in einschneidenden Worten aus, daß „Englands ganze Stellung als Weltmacht von dem Besitze Indiens abhängt“. Seine Ansiedelungen, sagte er, könne England insgesammt verlieren oder aufgeben, ohne daß solche Macht-Einbuße die Folge wäre. Mit dem Verluste Indiens aber wäre sein jetziger Rang dahin.

Da empfiehlt es sich gewiß, gut Freund mit dem Herrscher des Afghanen-Landes zu bleiben, an dessen Grenze vor Kurzem wiederholt russische Truppen-Abtheilungen bis nach Kuschk vorgeschoben worden sind. Vernünftiger Weise kann die indische Regierung keinen begründeten Einspruch

<"page372">

gegen die genannten Erlasse des Emirs erheben. Das Verbot der Pferde-
Ausfuhr aus Afghanistan begreift sich leicht für Jeden, der den dortigen
Verhältnissen irgendwelche genauere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Ich
habe indessen darüber, wie auch über den erwähnten zweiten Erlaß, mit
dem mir befreundeten, seit bald zwei Jahren in England weilenden
früheren obersten Staatssecretär oder Minister Abdur Rahmans ausführliche
Rücksprache genommen.
Sein Name ist Sultan Muhammad Khan. (Sultan bedeutet in
diesem Falle nicht etwa „Herrscher“.) Er ist indischer Radschpute von
Geburt. An der Hochschule Cambridge hat er in letzter Zeit Rechts-
wissenschaft betrieben. Jetzt kehrt er zuerst nach Simla, von da vielleicht
nach Kabul zurück.
Ein Abschieds-Empfang für ihn fand vor ein paar Tagen in London
bei Fräulein Dr. Hamilton statt, einer Schottin, die Jahre lang des Emirs
Aerztin gewesen ist und von Kabul her Muhammad Khan gut kennt.
Das Verbot der Ausfuhr von Rossen aus Afghanistan erklärt sich
sehr einfach durch die Befürchtung, in der sich der Emir befindet, Rußland
könne eines Tages abermals einen Streich vollführen, wie im Jahre 1884.
Damals entriß es ihm ein Stück seines Landes, bei welcher Gelegenheit
eine Abtheilung Kosaken sogar den zur Grenzregelung erschienenen englischen “
Bevollmächtigten, General Lumsden, mit seinem Gefolge. schmählich in die
Flucht trieb. Das Alles wurde von der Londoner Regierung schließlich
ruhig eingesteckt, obwohl sie sich vom Parlament 11,000,000 Pfd. Sterl.
zum Zwecke der Abwehr hatte gewähren lassen.
Abdur Rahman ist, begreiflich genug, höchst beunruhigt über die
neuesten russischen Truppensendungen nach Kuschk und den benachbarten
Grenzgebieten. Es ist ihm um so schwüler zu Muthe geworden, als
russische Zeitungen halbamtlicher Art erklärten: „Man habe diese Vorsichts-
maßregeln für den Fall getroffen, daß der Emir sich regierungsunfähig
zeige oder plötzlich mit Tod abgehe, was zu Erbfolge-Wirren führen
und Rußlands Einmischung nothwendig machen würde.“ Bekanntlich weilt
auf benachbartem russischem Gebiete ein Afghane aus fürstlichem Geblüt,
Isa Khan, der Anspruch auf den Thron erhebt, von der Petersburger
Regierung eine Unterstützung erhält und schon einmal einen Einfall und
Aufstandsversuch gemacht hat.
Was liegt unter solchen Umständen näher, als daß Abdur Rahman,
im Hinblick auf möglichen Krieg, die Ausfuhr von Rossen untersagt? Haben
andere Länder nicht auch schon ähnliche Verbote erlassen? Die Verordnung
ist wahrlich nicht gegen England, sondern gegen Rußland gerichtet.
Afghanistan ist ein unabhängiges Reich. Es steht im freundschaftlichen
Verkehre und Bündnisse mit der indischen Regierung, von welcher der Emir
ab und zu Waffen und jährliche Geldunterstützung erhält. Wegen der er-
wähnten russischen Drohung hat er in den letzten Monaten öfters den

<"page373">

Wunsch geäußert: „Der englische Nachbar und Freund möge doch sagen,
was er bei solcher Lage zu thun gedenke.“ In Simla aber schweigt man
beharrlich. Da rüstet sich der Herrscher in Kabul selbstverständlich nach
Kräften und sucht seine Reiterei und sein Kriegsfuhrwesen nicht durch Pferde-
Ausfuhr schädigen zu lassen. Wer kann, wer sollte ihm das verübeln?
Mit dem Verbote der Salz-Einfuhr verhält es sich ebenfalls sehr
einfach. Seit etwa achtzehn Jahren sind ausgedehnte Salzgruben in
Afghanistan in einem Bezirke entdeckt und bebaut worden, der nach gewissen
mohammedanischen Heiligen als die Gegend der „Fünf Tiger“ bekannt ist.
In den letzten zehn Jahren haben sich diese Salzwerke sehr ausgiebig
erwiesen, und der vorhandene angesammelte Vorrath wird auf lange Zeit
hin für den Landesbedarf ausreichen. Es ergeben sich daraus Staats-
Einkünfte, die man in Kabul nicht vermindert sehen möchte. Daher das
Verbot der Einfuhr von fremdem Salz..
Handeln nicht fast alle europäischen Länder nach ähnlichem Grundsatz?
Bestehen nicht in vielen von ihnen, wie auch in Amerika, hohe Schutzzölle,
die für manche Gegenstände einem Verbote gleichkommen? Sperren sich
nicht sogar die englischen Ansiedelungen, trotz der Blutbrüderschaft, durch
gewaltig hohe Zölle gegen die Waaren des Mutterlandes ab?
Der Emir ist ein Gewaltherrscher, der mit seinen Gegnern im eigenen
Lande kurzen Prozeß macht. Es herrschen dort, man könnte sagen: russische
Zustände. Oder es ließe sich daran erinnern, daß, wie die Engländer
selbst offen bekennen, auch in Indien der Oberstatthalter despotische Gewalt
ausübt und von den in England geltenden Freiheitsrechten dort nichts zu
sehen ist. In einem von der früheren Leibärztin des Emirs, Frl. Hamilton,
in London gegebenen Vortrage sind die Willkürzustände am Hof von Kabul

scharf genug geschildert worden. Es geht eben dazu, wie im Osten überhaupt – von Petersburg und Konstantinopel an bis nach Teheran und Peking. Allein trotz alledem läßt sich nicht verkennen, daß der Afghanen-Fürst mit jenen Verordnungen in seinem Recht ist, daß er damit zum Nutzen seines Landes verfährt und schließlich sogar dem richtig verstandenen Vortheile Englands dient, das nicht wünschen kann, Afghanistan wehrlos gemacht und verarmt zu sehen.

Es giebt freilich in London eine kleine Gruppe, die unverständig genug – oder wer weiß, von welch' dunklen Beweggründen geleitet? – entweder, gleichwie in Südafrika über die Buren-Freistaaten, so auch in Afghanistan ganz ungerechtfertigt eine Oberhoheit (suzerainty) über den Emir beansprucht, oder gar einer Theilung des Landes zwischen England nnd Rußland das Wort redet. In Petersburg kann man sich dazu nur in die Faust lachen.

II.

Afghanistan ist ein in vielerlei Volksstämme gespaltenes, mehrsprachiges Land. Man könnte es in diesem Punkte mit Ungarn und der Türkei

<"page374">



vergleichen. Die eigentlichen Afghanen nehmen die führende Stellung ein, die in den Ländern der St. Stephanskrone von den Magyaren, im osmanischen Reich von den Türken beansprucht und gehalten wird. Eine verläßliche Volkszählung liegt über das Reich des Emirs nicht vor. Die Angaben in Nachschlage-Werken schwanken zwischen vier bis fünf Millionen Einwohner. Von Sultan Muhammad Khan ist mir, auf Grund der im Lande selbst umgehenden Meinungen, eine auffallend höhere Ziffer mitgetheilt worden. Allein bei der bekannten Neigung der Morgenländer, in Bezug auf Zahlen der Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen – wie man dies von Arabern, Indern, Chinesen u. s. w. weiß – nehme ich von Ziffern gern Abstand. Nur bemerkt sei, daß unter den 4–5,000,000 Landesangehörigen nicht ganz die Hälfte afghanischen Stammes ist. So behaupten die besten Kenner.

Die Afghanen sind unter sich in eine Anzahl Sippen gespalten, die wiederum durch Blutfehden mit einander mannigfach verfeindet sind. Etwa eine halbe Million dieses führenden Afghanen-Stammes gilt überdies als der jetzigen Regierung in Kabul abspänstig. Es wird dies namentlich von den Ghilzai- und Momund-Sippen gesagt. Die früheren englischen Feldzüge in Afghanistan haben diese Spaltungen wiederholt ans Tageslicht gebracht. Solche Zustände sind, wenn es sich um einen Vorstoß handelt, den Rußland etwa unternähme, während England mit seiner geringen Heereskraft anderwärts beschäftigt ist, nicht ohne bedrohliche Bedeutung. Im Uebrigen hat das Zahlenverhältniß zwischen Afghanen und Nicht Afghanen, so ungünstig es für die Ersteren scheint, weiter keinen staatlichen Einfluß. Die Afghanen sind nämlich wesentlich das Kriegervolk des Landes, ähnlich den Türken. Die Nicht-Afghanen treiben in ihrer Mehrzahl Ackerbau, Gewerbe und Handel.

Unter den Letzteren sind zuerst die Kisilbaschen zu nennen, die als Abkömmlinge soldatischer Ansiedler von der Zeit her gelten, wo Nadir Schah in das Land einbrach. Sie sind von gemischt persischer und türkischer Abkunft, etwa 150,000 an Zahl. In Kabul wohnen ihrer Viele in dem wohlhabenderen Theile der Stadt. Obwohl im Ganzen gering an Zahl im Vergleich zur Gesammtbevölkerung des Reiches, zeichnen sie sich immerhin vor anderen nicht-afghanischen Stämmen ebenso sehr durch Unternehmungsgeist und Wohlstand, wie durch Muth aus. Ihnen hat daher die Regierung zu Kabul stets viel Aufmerksamkeit geschenkt. Zusammen mit Hindus aus dem Nachbarlande bilden sie den größeren Theil des Kaufmannsstandes. Sie sind aber auch stark in der Landesverwaltung vertreten. Das alte Kriegerblut macht sich ebenfalls noch beträchtlich unter ihnen geltend. Sie liefern Reiterei und Mannschaft zum Geschützwesen, nehmen auch oft in gleicher Eigenschaft Dienst bei den Engländern in Indien, wo sie in den bengalischen Regimentern als die besten Offiziere geschätzt sind. Sie haben ebenso sehr den Ruf für Kühnheit und Klugheit, wie für Manneszucht.

<"page375">



Indessen sind die Kisilbaschen von den Afghanen in doppelter Weise getrennt. Sie gehören der schiitischen Secte des Mohammedanerthums an, während die Afghanen Sunniten sind. Persisch ist die Sprache der Kisilbaschen; Puschtu die der Afghanen.

Den Kisilbaschen stammverwandt sind die auf etwa eine halbe Million berechneten Tadschiken, die eine alterthümlichere persische Mundart reden, von den Afghanen aber nicht durch Secten-Unterschied getrennt sind. Sie stellen zwar Truppen für des Emirs Heer, sind aber als Rasse sehr nieder-

gehalten. Aus ihnen kommen meist Ackerbauer, Handwerker und Händler.
Mit klar ersichtlicher Berechnung hat die russische Regierung in Khokand
Regimenter von Tadschiken gebildet. Gäbe man ihnen Offiziere aus dem
Stamme der sprachverwandten Kisilbaschen, so könnte das bedrohliche
Folgen haben.

In dem großen West-Hasara-Gebiete des Afghanen-Reiches wohnen
tatarische, auf ungefähr eine halbe Million berechnete Völker, genannt
Hasara und Aimaken. Ihre Thäler sind zum Theil schwer zugänglich;
und in diesen Gegenden halten sie sich fast ganz unabhängig von der
Regierung zu Kabul. Wo sie das Eindringen afghanischer Truppen zu
fürchten haben, zahlen sie dem Emir den geforderten Schoß; sonst nicht.
Es sind wesentlich Hirten. Sie wohnen entweder in Dörfern oder schweifen
noch über Berg und Thal mit ihren Heerden, getreu den Gewohnheiten der
Väter, die einst von den Hochlanden jenseits des Orus kamen. Als Krieger
genießen sie geringen Rufes; was vielleicht theils aus ihrem Mangel an
Zusammenhang, theils aus der schlechten Beschaffenheit ihrer Waffen erklär-
bar ist. Da man annimmt, daß sie seit den Tagen Dschingis Khans im
Lande wohnen, so müssen sie, in Anbetracht, daß sie sich nahezu unabhängig
erhalten haben, immerhin der Tapferkeit nicht ganz entbehren.

Im afghanischen Turkestan ist der herrschende Stamm der der
Usbeken, welcher die Tadschiken unterwarf, seinerseits aber dann von den
Afghanen überwunden wurde. Man rechnet die dortige Bevölkerung ins-
gesammt auf 640,000. Die Regierung zu Kabul hält ihre Herrschaft über
dies Gebiet durch afghanische Krieger und allerhand Söldner aufrecht.

In Kohistan und Kafiristan kommen wir auf schwer bezähmbare,
eigentlich unabhängige Völker, zu denen die Afghanen nur ab und zu ver-
heerend eingedrungen sind. In Kafiristan finden sich die dem arischen
Schlage angehörigen Siah-posch Kafiren, d. h. schwarz gekleidete Un-
gläubige. Sie selbst wollen sich, aus den Zeiten Alexanders des Großen
her, von griechischen Ansiedlern ableiten, die nach seinem Feldzuge in
Indien zurückgeblieben und schließlich in das schluchtenreiche Land ab-
gedrängt worden seien.

Ich habe einen dieser Leute, der von Dr. Leitner vor Jahren nach
England gebracht wurde, gesehen. Er hatte rothbraunes Haar und bläuliche
Augen. Helle Gesichtsfarbe und blaue Augen sind in Kafiristan nicht selten.

<"page376">



Ihrer Schönheit halber sind die Mädchen für die Hareme der Afghanen
sehr gesucht und werden oft geraubt. Unähnlich anderen Völkern des
Ostens, sitzen die Kafiren auf Stühlen und gebrauchen Tische. Obwohl der
nöthigen Waffen entbehrend, scheinen sie kriegerisch gut veranlagt, und
Manche von ihnen – zum Beispiel der verstorbene Feldhauptmann
Feramorz Khan – haben sich im Dienste der Regierung zu Kabul aus-
gezeichnet. Mit Nimtscha- und Tschitrali-Völkern zusammen, berechnet
man die Bevölkerung von Kafiristan auf rund 150,000.

Außer den vorerwähnten Ghilzai- und Momund-Sippen der eigent-
lichen Afghanen sind unter Letzteren noch die Afridi, Abdali und
Durrani als die hauptsächlichsten zu nennen. Die Afridi werden bereits
von Herodot bei Aufzählung der Völker Asiens, die Darius, dem Sohne
des Hystaspes, in seinen Satrapien Schoß zahlten, unter dem Namen der
„Aparyten“ (Atrapótx) aufgeführt. Das Gesetz der Lautverschiebung erklärt
die leichte Wortveränderung.

Genug ist gesagt, um zu zeigen, daß England, um seiner eigenen
Sicherheit in Indien halber, wohl daran thäte, den Emir Abdur Rahman,
der ein so vielfach gespaltenes Land zusammenhält, nicht unnöthig zu reizen,
ihm nicht die Regierung zu erschweren. Aber es giebt in London gewisse
Nimmersatte, die, weil der Emir des Verkehrs mit Fremdmächten – die
indische Regierung ausgenommen – sich enthält, daraus sofort einen An-
spruch auf englische Oberhoheit über Afghanistan zu begründen suchen und
deshalb immer bereit sind, dem Emir, was seine Befugnisse im eigenen
Lande betrifft, zu nahe zu treten. Diese „Süzeränetäts“-Sucht ist in Eng-
land neuerdings auffallend eingerissen. Sie hat zu dem, jetzt seit mehr als
neun Monaten die Kraft Englands in Anspruch nehmenden Krieg in Süd-
Afrika geführt. Sie könnte in Afghanistan leicht in eine große Russen-
Gefahr umschlagen.

Um sein unzweifelhaftes Recht klar zu machen, hat Abdur Rahman,
wenigstens auf einem vertraulichen Umwege, den Wunsch zu erkennen
gegeben: die englische Regierung möge in London einen Gesandten von ihm
als ständigen Vertreter empfangen. Man ist nicht darauf eingegangen.

Er sieht sich daher fortwährend auf den Verkehr mit der indischen Regierung
in Kalkutta oder Simla angewiesen; und mit ihrem Verfahren fühlt er sich
oft unzufrieden.

Man liebt es in England, mit Nachbarländern in Asien und Afrika

solche zweideutige Beziehungen zu unterhalten, die unter Umständen plötzlich
zu weiteren Machtansprüchen benutzt werden können. In Afghanistan ist
das Spiel doppelt gefährlich. Denn an den nordwestlichen Thoren dieses
Berglandes, durch welches alle geschichtlichen Eroberer nach Indien ein-
gedrungen sind, steht eine Großmacht mit einem gewaltigen Heer, deren
letztes Ziel in jenem Welttheile unzweifelhaft die Erschütterung und der
Sturz der englischen Herrschaft in Süd-Asien ist.

<"page377">

## Georg Christoph Lichtenberg).

Von
Gustav Glück.
– Wien. –

hne Zweifel ist Lichtenberg einer der feinsten und tiefsten Köpfe,
die das achtzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, und zugleich
einer der größten Meister der deutschen Prosa überhaupt.
hat sein Namen heute keinen hellen Klang, es fehlt ihm etwas
zur wahren Volksthümlichkeit. Er gehört nicht zu den Klassikern, weder zu
denen, die wirklich gelesen werden, noch zu denen, deren Werke ungelesen
im Bücherschranke jedes deutschen bürgerlichen Hauses prangen.
Man kann von ihm sagen, die Mitwelt habe über ihn richtiger ge-
urtheilt, als die Nachwelt; seine Zeitgenossen haben die Werke seiner
Feder mit Antheil aufgenommen und zu würdigen gewußt, und die Größten
seines Jahrhunderts haben seine persönliche Bekanntschaft gesucht und seine
Freundschaft hoch geschätzt. Heute finden wir Lichtenberg in den Hand-
büchern, woraus die deutsche Jugend ihre großen Dichter und Denker
kennen lernen soll, meist nur beiläufig als Vertreter des humoristischen
Fachs erwähnt, während darin seichte Köpfe und gänzlich veraltete Schrift-
steller auf vielen Seiten besprochen werden. Mit dem Schlagwort „Humorist“
oder „Satiriker“ pflegt man die eigenthümliche Bedeutung dieses Mannes

*) G. C. Lichtenbergs Briefe an Dieterich 1770–1798. Zum hundertjährigen
Todestage Lichtenbergs herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig, Dieterich'sche Ver-
lagsbuchhandlung, 1898.
Aus Lichtenbergs Nachlaß. Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter, Briefe, zur
hundertsten Wiederkehr seines Todestages, herausgegeben von Albert Leitzmann. Weimar,
Hermann Böhlaus Nachfolger, 1899.

<"page378">



abzuthun; denn halbe Bildung liebt nichts mehr als das Schlagwort, zu-
mal wenn es noch gar ein Fremdwort ist. Darf denn wirklich die Nach-
welt sich anmaßen, als die gerechte Richterin zu gelten, als welche wir sie
gemeiniglich preisen? Sie hat ein volles Jahrhundert Zeit gehabt, sich
ihr Urtheil zu bilden, sie kennt mehr von Lichtenberg, als seine Zeit-
genossen, sie hätte leicht aus seinen nachgelassenen köstlichen Vermischten
Bemerkungen und Briefen seine unvergleichliche Eigenart als Mensch und
Schriftsteller herauslesen und seinen wahren, wohlverdienten Ruhm allen
Schichten und Ständen verkünden können. Und doch hat sie's nicht gethan,
wenn man von einem kleinen Kreise von Verehrern Lichtenbergs absehen
will. Die Nachwelt ist eben um kein Haar besser, als die Mitwelt, sie
bleibt ja immer, wie schon der Name sagt, die Welt, das heißt, die große,
die gemeine Menge. Und dieser wird ein Mann wie Lichtenberg immer
fremd bleiben. Denn wahre und nie verleugnete Unabhängigkiet des Geistes
ist ein Verdienst, das immer nur bei Wenigen Verständniß finden wird.
Volksthümlich kann ein Schriftsteller nur dann werden, wenn er eine be-
stimmte Richtung vertritt, wenn er einer Partei angehört oder eine neue
schafft, oder wenn er ein System aufstellt, das, sei es wahr oder falsch,
schon als solches der allgemeinen Pedanterei am meisten gefällt. Wer
aber nicht von dem Strome irgend einer Richtung getragen wird, wer frei
ist von Parteigeist und Tagesgeschmack, wer die Dinge unbefangen an-
sieht, ohne sie dem Prokrustesbett eines künstlich gegliederten Systems an-
passen zu wollen, wie eben unser Lichtenberg, der kann nie und nimmer
die allgemeine Anerkennung erringen, der muß ein für alle Mal auf den
Ruhm verzichten, den die große Menge allein zu vergeben hat.
So ist denn auch die hundertste Wiederkehr von Lichtenbergs Todes-
tage am 24. Februar des vorigen Jahres ohne äußeren Glanz und Pomp
vorübergegangen; nur in aller Stille haben die wenigen Freunde seiner
Schriften diesen Tag der Erinnerung gefeiert. Kein Denkmal wurde errichtet,
das Andenken des außerordentlichen Mannes zu ehren, und selbst die
Zeitungen, die sonst so gerne hinter Jubiläen her sind, schwiegen fast alle.
Doch hat uns das Jahr, abgesehen von einer kleinen Schrift über Lichten-
berg als Psychologen und Menschenkenner von Dr. Friedrich Schäfer*),
zwei sehr erfreuliche Festgaben beschert, die uns um Vieles lieber sind, als
die bei solchen Anlässen üblichen, lobpreisenden Zeitungsaufsätze, weil sie

den Mann, den sie ehren wollen, selbst zu Worte kommen lassen. Dem verdienten Herausgeber von Schopenhauers Werken, Eduard Grisebach, bot sich die willkommene Gelegenheit, einen alten Lieblingsplan zu verwirklichen und die Briefe Lichtenbergs an den Verleger Dieterich, seinen „liebsten, besten, einzigen Freund“, mit Sorgfalt und durch manche neue Funde vermehrt in würdiger Ausstattung aufs Neue herauszugeben. Diese

*) Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1899.

<"page379">



Briefe, die den langen Zeitraum von 1770 bis 1798 umfassen, verdienen in der That eine solche Sonderausgabe, sie sind nicht nur, mit Grisebach zu reden, „gleichsam ein selbstständiges, humoristisches Werk“, sondern sie geben uns auch in ihrem Wechsel von Ernst und Laune ein lebendigeres Bild von der Persönlichkeit dieses Mannes, als eine noch so sorgfältige äußere Lebensgeschichte je vermöchte. Ein wohlthätiger Hauch warmen Freundschaftsgefühls geht durch das ganze Buch, und der Lichtenberg eigene, gemüthvolle Humor ist hier, besonders in den köstlichen Episteln an Dieterichs Gattin, vielleicht unmittelbarer und ursprünglicher zu finden, als in seinen gedruckten Schriften, wo er leicht kühler und schärfer wird.

Mit der zweiten Festgabe hat uns der Privatdocent in Jena Dr. Albert Leitzmann beschenkt. Diesem Gelehrten ist es gelungen, bei Lichtenbergs Enkeln in Bremen seinen handschriftlichen Nachlaß, so weit er heute noch vorhanden ist, aufzufinden und der unverdienten Vergessenheit zu entziehen. Als erste Veröffentlichung aus dem reichen Schatze hat er in einem kleinen Bande eine Anzahl von Entwürfen zu Aufsätzen, Erzählungen und Gedichten, von Tagebuchblättern und Briefen vereinigt und zur Feier des Gedächtnisses von Lichtenbergs Todestage herausgegeben. Wer mit Lichtenbergs Schriften vertraut ist, dem geben diese Blätter manche werthvolle Aufschlüsse über seine Art zu denken und zu arbeiten; besonders die Auszüge aus den Tagebüchern enthalten viele neue Einzelnheiten, die uns helfen, das Bild seines Charakters und seiner Eigenart zu vervollständigen. Das große Publicum jedoch wird mit dem Buche nicht viel anfangen können; das Meiste darin ist zu skizzenhaft und wirkt dadurch eher abstoßend als anziehend. Der Herausgeber hat einige sehr gelehrte Anmerkungen angehängt, in denen er manche neugefundene, ebenfalls aus dem Nachlasse stammende Bemerkungen Lichtenbergs abdruckt, denen wir gerne einen bessern Platz gewünscht hätten, weil sie oft besser sind, als das, was der Text bringt.

Sicherlich werden diese neuen Veröffentlichungen und die, die uns noch aus dem Nachlasse bevorstehen, dem künftigen Biographen Lichtenbergs wichtigen Stoff liefern; leider fehlt es uns ja noch immer an einer gründlichen Beschreibung seines Lebens. Wer eine solche einmal unternehmen wird, der wird eine dankbare Aufgabe finden, er wird mehr auf das innere, auf das Seelenleben des Mannes eingehen können, da sein Leben an äußeren Ereignissen gar nicht reich ist. Es ist bald erzählt.

Georg Christoph Lichtenberg entstammt einer mit Kindern reich gesegneten Pfarrersfamilie; er wurde am 1. Juli 1742 zu Ober-Ramstadt, einem Dorfe in der Nähe von Darmstadt, als das jüngste von achtzehn Kindern geboren. Im Alter von drei Jahren kam der kleine Georg nach Darmstadt, wo sein Vater Stadtprediger, später Superintendent wurde und 1751 starb. Ueber den so früh verstorbenen Vater finden sich keinerlei Aufzeichnungen in den Schriften des Sohnes; dagegen erwähnt er oft seiner

<"page380">



Mutter, die erst 1764 starb: er verehrte ihr Andenken auf das Innigste und beging ihren Sterbetag noch 1795 wie einen Heiligentag. In Darmstadt besuchte er das Gymnasium, wo er sich schon viel mit Mathematik und Astronomie, daneben aber auch mit alter Litteratur beschäftigte. In späteren Jahren dachte er noch manchmal an diese schöne, harmlose Jugendzeit zurück. „Sie können nicht glauben,“ schreibt er 1782 an einen alten Schulkameraden, den Pastor Amelung, „was für eine Freude mir Ihr erster Brief machte. Ich saß förmlich wieder in Selecta. Ich sah den guten Hach mit dem Pferdehaar, wie der alte Rector auf ihn und die Bretzeln unter dem gespannten Mantel losfuhr, wie Jupiters Vogel auf ein zartes Lamm; den kleinen Wenck mit seinen Schuhriemen nach einerlei Weltgegend zu gerichtet, oder gar liebereich gegen einander gewandt; den unbeschnittenen Juden W.., der doch ein guter Kerl war; Lindenmayer mit dem Rubinengesicht; den guten Bing, der hier nicht weit von mir den letzten Morgen abwartet, auf seinen Stelzen, und dann Sie mit dem zarten Gesicht und weißem Haar, der so unnachahmlich mit dem Hach sprechen konnte, daß alle Menschen lachten, nur Sie nicht.“

Schon in frühester Jugend war Lichtenberg von einem schweren Un-

glück betroffen worden, das später die Ursache seiner immer wiederkehrenden Neigung zu trüben Stimmungen werden sollte: er wurde bucklig und blieb im Wachsthum zurück, – wie berichtet wird, durch die Schuld seiner Amme, die das Kind aus Unvorsichtigkeit fallen ließ. Er hatte wohl sein ganzes Leben schwer an diesem Gebrechen zu tragen; und wenn er auch manchmal seinen Körper launig beschreibt, so klingen doch diese Witze oft recht traurig. So sagt er einmal in einem Brief: „Ich selbst, Du gerechter Gott! – ich kann nichts Schlimmeres sagen, ich gehe, so wie mich leider Gott geschaffen hat.“ Durch sein Gebrechen sind auch wohl die Selbstmordgedanken verursacht worden, die er schon als Knabe von 15 Jahren hatte, und die ihn auch in späteren Jahren von Zeit zu Zeit beschäftigten.
Im Alter von 21 Jahren kam er an die Universität Göttingen, um Mathematik und Physik zu studiren. Von seinem Landgrafen erhielt er ein Stipendium von 400 Gulden jährlich; außerdem vermittelte ihm Heyne einen Freitisch, den er drei Jahre lang genoß. Trotzdem sagt er später, es habe ihn Mühe gekostet, durchzukommen. Die Universität zu Göttingen stand damals in vollster Blüthe; hier lehrten Männer wie Haller, Schlözer, Achenwall, Heyne und Kästner, Gelehrte, die sowohl an den litterarischen als auch an den politischen Kämpfen ihrer Zeit den eifrigsten Antheil nahmen. Der junge Lichtenberg studirte an dieser Hochschule sechs Jahre, in denen er viele Anregungen empfing und sich nicht nur mit seinen Fachwissenschaften, sondern mit Allem beschäftigte, was gerade sein Interesse erregte. In späteren Jahren tadelte er die allzu große Ausbreitung seiner Studien: „Ein großer Fehler bei meinem Studiren in der Jugend war, daß ich den Plan zum Gebäude zu groß anlegte. Die Folge war, daß ich die obere

<"page381">



Etage nicht ausbauen konnte, ja, ich konnte nicht einmal das Dach zubringen. Am Ende sah ich mich genöthigt, mich mit ein paar Dachstübchen zu begnügen, die ich so ziemlich ausbaute, aber verhindern konnte ich doch nicht, daß es mir bei schlimmem Wetter nicht hinein regnete. So geht es gar Manchem!“ Diese Beobachtung mag im Allgemeinen wahr sein; sicherlich ist Vielen das systemlose Studiren auf Universitäten schädlich gewesen. Doch bei Lichtenberg ist es anders. Ich glaube, gerade die scheinbar zusammenhanglose Beschäftigung mit den verschiedensten Wissenschaften hat bei ihm die geistige Freiheit, die allgemeine und umfassende Bildung zu Tage gefördert, die aus ihm den großen Denker gemacht haben. Oft bekommt gerade das, was den Kleinen an Geiste nicht frommt, den Großen auf's Beste. In der Mathematik und Physik waren Abraham Gotthelf Kästner und Albrecht Andr. Friedrich Meister seine Lehrer; mit dem Ersteren, der als satirischer Schriftsteller bekannt ist, verband ihn eine warme Freundschaft, die aber mit den Jahren durch Kästners launisches Wesen erkaltete, dem Letztgenannten hat er in seinen nachgelassenen Bemerkungen ein kleines Denkmal gesetzt. Kästner rechnete Lichtenberg schon in dieser Studentenzeit zu seinen begabtesten Schülern und theilte im Jahre 1767 in den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen im Auszuge Beobachtungen mit, die seine Schüler Lichtenberg und Erxleben bei einem Erdbeben in Göttingen angestellt hatten. Auch an der Universität setzte Lichtenberg das Studium alter Klassiker fort, dies führte ihn zur Beschäftigung mit der Geschichte. Er wurde Mitglied des von Gatterer begründeten historischen Instituts und las daselbst in den Jahren 1765 und 1766 drei Abhandlungen über die Charaktere in der Geschichte vor. In einer davon, die uns in der Handschrift erhalten und in Leitzmanns Buch abgedruckt ist, stellt er hohe Anforderungen an den Geschichtsschreiber und verlangt von ihm gründliche Menschenkenntniß, physiognomische Erfahrung und knappen, klaren Ausdruck in der Schilderung der Charaktere.
Bald nach Beendigung seiner Studienzeit suchte der junge Gelehrte seine gewonnene Bildung durch eine Reise nach England zu vervollkommnen: er ging im Frühjahr 1770 über Hannover und Holland nach London. Hier blieb er vier Wochen, besah sich Land und Leute, wurde vom Könige empfangen und verkehrte mit englischen Gelehrten, wodurch er werthvolle Beziehungen anknüpfen konnte. Mittlerweile war er am 31. Mai 1770 zum außerordentlichen Professor in Göttingen ernannt worden, nachdem er vorher einen Ruf seines früheren Landesherrn nach Gießen, der Hochschule seines Heimatlandes, abgelehnt hatte. Nach seiner Rückkehr aus London kündigte er seine Vorlesungen durch ein deutsches Programm an, das eine Abhandlung „Betrachtungen über einige Methoden, eine gewisse Schwierigkeit in der Berechnung der Wahrscheinlichkeit beim Spiel zu heben,“ enthielt. Von nun an verfloß Lichtenbergs Leben fast völlig gleichmäßig.
Göttingen wurde ihm zur zweiten Heimat bis an sein Lebensende. Die



<"page382">

regelmäßige Folge seiner Vorlesungen wurde nur durch Reisen unterbrochen.
In den Jahren 1771 bis 1773 stellte er in Hannover, Osnabrück und
Stade im königlichen Auftrage astronomische Beobachtungen an; bei dieser
Gelegenheit gewann er in Hannover manche neue Freunde und lernte in
Bückeburg Herder und in Hamburg Klopstock persönlich kennen. Wichtiger,
ja von größter Bedeutung für seine fernere Entwicklung ist seine zweite Reise
nach England; er verließ Göttingen am 29. August 1774 und kam am
27. September in London an, wo er bis zum Ende des folgenden Jahres
blieb. Was ihm dieser Aufenthalt in England war, das sieht man aus
seinen Briefen und Tagebüchern; trotz seiner Kränklichkeit, die ihm oft
hinderlich war, athmet Alles, was er schreibt, volle Lebenslust und Freude.
In seinen Briefen herrscht eine Stimmung vor, die man fast der in
Dürers Briefen aus Venedig vergleichen kann. Ueberall wurde der deutsche
Gelehrte mit Ehren aufgenommen. „London ist ganz mein Ort," schreibt
er an Dieterich, „es gefällt mir nicht so wohl der vielen Vergnügen wegen,
denn das sind Kleinigkeiten, sondern wegen der Artigkeit und Achtung,
womit man tractirt wird, sobald man nur etwas reinlich einherwandelt
und bezahlt, was man ißt und trinkt." Vom Könige, dem er über die
Gradmessungen in Hannover berichtet und den ersten Band der von ihm
herausgegebenen und mit Erklärungen versehenen lateinischen Schriften des
Astronomen Tobias Mayer überreicht, wird er mit großer Auszeichnung be-
handelt. Herrliche Tage verbringt er auf dem königlichen Schlosse zu Kew,
er verkehrt und speist mit der königlichen Familie. Das nahe Observatorium
zu Richmond steht ihm für seine Studien zur Verfügung; da hat er Ge-
legenheit zu weiten Spaziergängen in den prächtigen, romantischen englischen
Gärten, deren Schönheit er nicht müde wird, zu bewundern. An der
Gnade des Königs und der Königin, die fast bis zur Vertrautheit ging,
hat er große Freude. Auch bei den Edelleuten findet er großes Interesse
für seine Wissenschaft; bei einem seiner Gönner, dem reichen Lord Boston,
wohnt er anfangs in London, und später übersiedelt er auf das in der reizendsten
Gegend gelegene Landgut desselben. Ueberall genießt er Förderung und
Anregung; er lernt eine Menge englischer Gelehrten kennen und verkehrt
mit den beiden Forster, Vater und Sohn, die eben von ihrer Weltumseglung
mit Cook zurückgekommen waren. In seinem „Leben des Capitän Cook" hat
er später Vieles aus ihren Erzählungen verwerthet. Der Verkehr mit
Fürsten und Gelehrten genügt aber dem angehenden großen Menschenkenner
nicht; er sucht auch das Leben und die Leidenschaften des niederen Volkes
zu studiren, wo er es immer findet. In ein altes Kleid gehüllt nimmt
er an Aufläufen und Tumulten, wie sie in London nicht selten sind, Theil.
„Ich habe zuweilen," schreibt er an Boie, „zu meiner großen Satisfaction
Engländer sagen gehört, daß sie nicht gewagt hätten, was ich gewagt habe.
Wenn ich aber den Eifer in mir verspüre, so sind mir Rippenstöße und
Schimpfreden gerade was Stoppeln dem Behemoth; ich folge daher allezeit

<"page383">


dem ersten Eindrucke, den der Anblick eines Mob oder einer Gesellschaft
auf mich macht, dieser belehrt mich bald, ob ich ohne Gefahr untertauchen
kann, und ich betrüge mich alsdann selten." Man sieht daraus, wie groß
in Lichtenberg der Trieb war, seine Menschenkenntniß auf jede mögliche
Weise zu erweitern. Er hat aus der Menschenkenntniß förmlich seinen
Beruf gemacht.

Daneben vergißt er nicht, sich alle Sehenswürdigkeiten anzusehen, er
besucht Kirchen und Museen und wohnt dem Pferderennen bei. Er fährt
nach Oxford, Bath und Birmingham, um dort die großartigen Fabriken zu
besichtigen, die ihm als Physiker vieles Merkwürdige boten. Von allen
Vergnügungen aber, die er in London genießen konnte, fesselte ihn am
meisten das Theater. Er sieht und hört sich Alles an, was es auf diesem
Felde zu sehen und zu hören gab, Schauspiel, Oper, Operette und Pantomime.
Die Frucht dieser eingehenden Studien sind die köstlichen „Briefe aus Eng-
land", die uns am besten zu zeigen vermögen, was Lichtenberg in England
gewonnen hat: er ist dort auf fremdem Boden zum großen Meister seiner
Muttersprache geworden. Er selbst hat dies deutlich gefühlt, da er sagte:
„Ich bin eigentlich nach England gegangen, um deutsch schreiben zu lernen."
Als Lichtenberg gegen Weihnachten 1775 wieder in das kleine Göttingen
zurückgekehrt war, hatte er alle Ursache, mit dem Erfolge seiner Reise zu-
frieden zu sein. Sie hatte in seinem Leben Epoche gemacht, seinen Gesichts-
kreis gewaltig erweitert, als ein einfacher, stiller Gelehrter, der bisher sein
Leben fast nur in dem begrenzten Kreise kleiner deutscher Städte verbracht
hatte, war er ausgezogen und als vollkommener Weltmann und Menschen-
kenner, der Hoch und Niedrig mit gleich scharfen Augen betrachtete und be-
urtheilte, war er zurückgekehrt. Die Erinnerungen an diese Reise be-
schäftigten ihn noch viele Jahre später; abgesehen von einem kurzen Ausflug

nach Hamburg, den er 1778 gemeinsam mit Dieterich unternahm, hat er
Göttingen nicht mehr verlassen. Eine italienische Reise, die er Jahre lang
plante, kam in Folge widriger Umstände nicht zu Stande.
Mit großem Eifer nahm er nach seiner Rückkehr aus England seine
Vorlesungen wieder auf; bald darauf wurde er zum ordentlichen Professor
der Naturwissenschaften, später (1788) zum königlich britannischen Hofrath
ernannt. Eine große Zahl von Hörern, worunter sich königliche Prinzen,
Grafen und Professoren aus aller Herren Ländern befanden, sammelte sich
um ihn, so daß oft der Hörsaal nicht genügte, sie alle aufzunehmen. Bald
hatte der junge Professor seine älteren Collegen an Hörerzahl überflügelt,
was ihm selbst eine gewisse Genugthuung bereitete. Für sein Hauptcolleg,
die Experimentalphysik, das in späteren Jahren auch von den beiden
Humboldt besucht wurde, brachte er sogar materielle Opfer: er schaffte sich
allmählich eine große Anzahl von Instrumenten an, worauf er Alles, was
er entbehren konnte, verwendete. Erst 1789 gelang es ihm, diese Sammlung
gegen eine Leibrente, die auch auf seine Hinterbliebenen überging, an den


<"page384">

Staat abzutreten. Seinen Lehrberuf nahm er ungewöhnlich ernst, ja,
einmal hatte er sogar im Uebereifer den Einfall, sieben Stunden des Tages
zu lesen, was ihm natürlich schlecht bekam. Auf die Vorbereitung zu seinen
Vorlesungen verwendete er viel Zeit und Mühe. Das gute Gelingen seiner
Versuche machte ihm große Freude; mit vielem Vergnügen führte er auch
seine Experimente einzelnen Fürsten und Gelehrten, die ihn in Göttingen
besuchten, vor. Ueberhaupt scheint ihm sein Lehramt viele Befriedigung
gewährt zu haben; er war als Lehrer sehr beliebt, wenn es auch an
Stimmen nicht fehlt, die die Abgerissenheit seines Vortrags und die allzu
häufige Anwendung von Witzen tadeln. Mit seinen Schülern verkehrt er
in einem warmen, theilnehmenden Ton und mit solcher Bescheidenheit und
so wenig Eigendünkel, wie man es nur bei den seltenen, echten Gelehrten
findet. Viel weniger vertraut war sein Verkehr mit seinen Collegen an
der Hochschule; er scheint sich von den meisten fast absichtlich fern gehalten
zu haben; er zog ihnen die auswärtigen Gelehrten vor, die ihm, wie Howard,
Volta, de Luc, Sömmering und Forster besuchten, und mit denen er in
regem Briefwechsel stand. Nicht nur seine Kränklichkeit und eine der prüden
Gesellschaft mißliebige Heirath hinderten ihn daran, zu den Göttinger
Professoren in ein näheres Verhältniß zu treten, sondern vielmehr eine
persönliche und heftige Abneigung gegen den Gelehrtendünkel der Meisten.
Seinem unabhängigen, von jeder gelehrten Pedanterie freien Geist mußten
Leute fremd bleiben, „dergleichen,“ wie er selbst an Sömmering schreibt,
„es hier wenigstens ein paar Dutzende giebt, die sich im Geiste über Newton,
Gibbon, Priestley und Franklin wegsetzen, weil sie Collectanea zu machen
und anderer Leute Weine auf Bouteillen zu ziehen gelernt haben.“
Was Lichtenberg für seine Wissenschaft geleistet hat, das zu beurtheilen,
müssen wir dem Fachmann überlassen, der einmal die wünschenswerthe
Aufgabe auf sich nehmen wird, Lichtenbergs Verdienste um die Naturwissen-
schaften in ein helles Licht zu stellen. Wir wissen davon nicht viel mehr,
als daß Lichtenberg einige Auflagen von Erxlebens Anfangsgründen der
Naturlehre, dem Handbuch der Physik, das damals am meisten verbreitet
war, besorgt hat, und daß die sogenannten Lichtenbergschen Figuren, die
in der Lehre von der Elektricität eine gewisse Rolle spielen, und eines der
Ringgebirge des Mondes seinen Namen tragen. Große Entdeckungen hat
er nicht gemacht, obwohl er hoffte und wünschte, einmal „etwas dem
menschlichen Geschlecht Nützliches aufzufinden“. Es wäre aber falsch, danach
seine Verdienste als Gelehrter zu beurtheilen; sind es denn auch wirklich
immer die größten Männer gewesen, die epochemachende Funde gemacht
haben, oder hat daran nicht oft der Zufall einen großen Antheil gehabt?
Sicherlich wird der moderne Naturforscher in Lichtenbergs wissenschaftlichen
Schriften bei genauerem Zusehen Manches finden, was ihn durch die
scharfsinnige Art der Untersuchung anziehen und fesseln wird. Schon seine
populären Aufsätze zeugen davon, welch klarer Verstand in seinem Kopfe

<"page385">

herrschte; es gehört gewiß keine geringe Arbeit dazu, sich auf diesem Gebiet
Allen verständlich zu machen. Auf der Höhe seiner Kunst zeigt er sich
in dem nach seinem Tode erschienenen „Leben des Copernicus“, das
leider nur ein Bruchstück geblieben ist; die große geistige That des Copernicus
stellt er hier der großen Menge klar und faßlich vor Augen; es ist ein
Muster gemeinverständlicher Darstellung in einer durch Knappheit und
Durchsichtigkeit glänzenden Sprache.
Dieses eine Beispiel seiner wissenschaftlichen Thätigkeit muß uns hier

genügen, da sich ja seine mathematischen, physikalischen und astronomischen Schriften unserer Beurtheilung entziehen.
Als Ursachen der Einsamkeit und Zurückgezogenheit Lichtenbergs habe ich oben auch seine Kränklichkeit und seine Heirath angeführt. Er war von Jugend an kränklich, alle seine Briefe sind voll von Klagen über sein Uebel-befinden. Er gehörte zu den heute nicht mehr seltenen Menschen, die keinen Tag und keine Stunde kennen, wo sie sich wirklich wohl fühlen. Ein heftiges Nervenleiden zieht durch sein ganzes Leben; häufige Asthmaanfälle und damit verbundene Furcht vor Schwindsucht plagten ihn sehr. Er kam in Folge dessen oft monatelang nicht vor die Thür, ja einmal geschah es, daß er anderthalb Jahre das Zimmer hüten mußte. Auch das Wetter hatte auf seine Leiden einen großen Einfluß. „Mein Körper,“ sagt er einmal mit wehmüthigem Scherz, „ist, wie es sich für den Körper eines Prof. Physices geziemt, ein nie versagendes Barometer, Thermometer, Hygrometer, Manometer u“
Erhellt wurde das Dunkel seines einsamen Lebens durch Freundschaft und Liebe. Schon in seiner Studienzeit hatte er zwar wenige, aber ver-traute und wahre Freunde. Am meisten schätzte er von ihnen den Schweden Ljungberg, der von 1766 an in Göttingen studirte und später Professor in Kiel wurde. Den Verlust dieses Freundes, der 1770 die Universität verließ, beklagt er heftig; „nun habe ich keinen Menschen,“ ruft er aus, „mit dem ich umgehen kann; auch nicht einmal einen Hund, zu dem ich Du sagen könnte.“ Bald trat an die verwaiste Stelle der Buchhändler Dietrich, in dessen Hause Lichtenberg sich bald wohl fühlte, wie im Kreise seiner eigenen Familie.
Die letzten Jahre seines Lebens wurden durch die Liebe zu einer Frau verschönt, die sie nach Allem, was wir von ihr hören, wirklich verdiente. Dem scharfen und kühlen Denker waren schon früher die Weiber keineswegs gleichgültig gewesen. Ein kleiner Liebesroman, dessen Gegenstand uns un-bekannt geblieben ist, hat ihn schon im Jahre 1771, wie aus den von Leitzmann gefundenen Tagebüchern, die Lichtenberg eine Zeit lang in englischer Sprache führte, entnehmen, stark gefesselt und ging ihm sehr tief; er hatte ein Jahr lang Mühe, die Sache zu verwinden. Später bewunderte er auf der englischen Reise die schönen Frauenzimmer, die es da zu sehen gab. Mit vielem Humor schildert er ein Abenteuer mit einer solchen in

<"page386">

einem Briefe an Dietrich: „Im Nachhausegehen sah ich etwas, das mir noch immer vor Augen steht, es war weiß, schwarz und roth und sprach mit mir, ich glaube, es war der Teufel. Bruder, wenn Du den Teufel gesehen hast, sage mir doch, ob er in Paille geht, mit einem schwarzen frisirten Schwanze, und aussieht, als wenn er 16 Jahre alt wäre, und mit den Augen allerlei zu sagen scheint, wozu es im Englischen keine Worte giebt. Damit Du mich besser verstehst, Klauen hatte dieser Teufel nicht, oder wenigstens sehr kleine, und diese hatte er in ein paar blaue atlasene Schuhe gesteckt, von einem Schwanze konnte ich gar nichts sehen, Hörner auch nicht, allein ich glaube, er trug ein paar in der Tasche, um sie der ersten besten vorbeigehenden Ehefrau unter die Dormeuse zu schieben.“ Freilich dürfte sein verkrüppelter Körper kaum viele Erfolge bei den Weibern gehabt haben; doch war er in der Hauptsache glücklich. Einige Jahre nach seinen englischen Reise lernte er ein armes, einfaches Mädchen, das in seinem Hause Erdbeeren feilbot, kennen und lieben, er nahm sie bald zu sich und ließ sich von ihr den Haushalt führen. Nachdem dieses Verhältniß schon fast ein Jahrzehnt gedauert hatte und daraus einige Kinder entsprossen waren, ließ er sich 1789, als er von einer schweren Krankheit mit dem Tode bedroht wurde, auf dem Krankenbette mit dieser Frau trauen, die er selbst das einzige, weibliche Geschöpf nennt, „mit dem ich und das mit mir leben konnte, und dem ich mein Leben und meine jetzige Ruhe zu danken habe“. Obwohl ihm seine Ehe von der philisterhaften Gesellschaft der kleinen Universitätsstadt sowohl des niederen Standes der Frau, als auch des vorhergegangenen Verhältnisses wegen übel genommen wurde, so hatte er doch eine äußerst glückliche Wahl getroffen. Die einfache muntere Frau heiterte ihn in den trüben Stunden, die ihm sein Nervenleiden verursachte, auf, sie war ihm eine vortreffliche Gattin und Mutter seiner Kinder und machte ihn, der in diesem Punkte wie alle anderen Denker nur nach seiner eigenen Erfahrung urtheilte, zum eifrigsten Anhänger des Ehestandes. „Heirathen, heirathen is the Thing,“ schreibt er an Sömmering, als dieser mit Heirathsgedanken umging, „ich möchte fast sagen, wer nicht heirathet, soll auch nicht essen. Es ist der Himmel selbst,“ und ein ander Mal: „Ehe ich eine Frau haben wollte, die mir keine Kinder brächte, lieber wollte ich mir eine malen lassen, oder mich in die Muttergottes verlieben. O es liegt in der Männerphantasie eine Schöpferkraft, in der weiblichen Seele alsdann Dinge zu finden, oder (wenn Sie wollen) hineinzudenken und zu

dichten, die dieser Race einen Werth geben, wovon Ihr Ledigen keinen Be-
griff habt. – Also, liebster Sömmering, geheirathet, geheirathet.“ In den
letzten Jahren seines Lebens, die von Leiden und Todesahnungen erfüllt
waren, boten ihm seine Gattin und die heranwachsenden Kinder fast den
einzigen Trost. In ihrem Kreise verschied er am 24. Februar 1799.
Betrachtet man Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit, ab-
gesehen von seinen rein wissenschaftlichen Arbeiten, so darf man nicht ver-

<"page387">

gessen, wie er selbst darüber dachte; neben dem anstrengenden Lehrberuf
galt ihm seine ganze schöngeistige Schriftstellerei nur als eine Art Neben-
beschäftigung, ja als ein mehr oder weniger einträglicher Nebenerwerb, der
ihm und besonders seiner Familie zu gute kam. Er bekennt, er habe nie
auf einen Schriftsteller studirt, sondern blos gelesen, was ihm gefiel, und
behalten, was sich seinem Gedächtnisse, gleichsam ohne sein Zuthun, wenigstens
ohne bestimmte Absicht eingedrückt habe. Ja einmal hat er sogar den Ein-
fall, der nicht nur scherzhaft gemeint ist, er wolle, wenn er einmal wieder
Etwas drucken lasse, das Motto auf den Titel setzen: non Famae sed
fami. Lichtenberg war aber zum Schriftsteller geboren; denn er verfügte
über einen Stil, der selbst im 18. Jahrhundert, wo es nicht so sehr an
guter Prosa mangelte, wie in dem Säculum der Zeitungen und Tele-
gramme, fast etwas Unerhörtes war. In Allem, was er schreibt, spricht
sich die volle Anmuth und Liebenswürdigkeit seines Jahrhunderts aus;
sein Stil ist leichtflüssig, krystallhell, mühelos und gleichsam ganz durch-
tränkt von der Eigenart seines Geistes, von seiner Wärme des Herzens
und Schärfe des Verstandes. Liest man seine Schriften, so glaubt man
ihn selbst reden zu hören: so sehr drückt sich darin sein eigenes Wesen aus.
Nichts ist unvergänglicher und schützt seinen Urheber mehr vor der Ver-
gessenheit, als ein wahrhaft persönlicher Stil; Manier kann veralten, Stil
nie und nimmer. Was Lichtenberg für seine Muttersprache geleistet hat,
das ist noch viel zu wenig anerkannt worden: die gefällige Leichtigkeit und
sprudelnde Lebendigkeit der Sprache, die wir sonst als alleinigen Besitz der
großen Nation betrachten und im Deutschen schier für unmöglich halten, –
hier sind sie, ja hier ist noch mehr; denn die reizende Form birgt so tiefe
Gedanken, wie sie wohl nur wenige Franzosen je gedacht haben mögen.
Es liegt nahe zu fragen, wodurch sich Lichtenberg seinen Stil erworben
hat. Sicherlich hat daran die vortreffliche Schulbildung des 18. Jahr-
hunderts, insbesondere die gründliche Pflege des Lateins, dessen wohl-
thätiger Einfluß auf den deutschen Stil heute mit Unrecht geleugnet wird,
einen großen Antheil gehabt. Doch ist dieser allgemeine Grund nicht allein
maßgebend; denn unter den Vielen, die denselben Unterricht genießen durften,
sind nur sehr, sehr wenige, die so weit in der Kunst, gut deutsch zu
schreiben, gekommen sind, wie Lichtenberg. Die eigentliche Ursache liegt
anderswo: zwei Gewohnheiten, die er seit frühester Jugend hatte, haben
ihn zum großen Schriftsteller gemacht, die eine ist die, viel, aber nur Gutes
zu lesen, die andere, worauf er selbst am meisten Werth legt, die, keinen
Tag vergehen zu lassen, ohne wenigstens einen Gedanken in der Stille
aufzuschreiben. Dies meint er, wenn er einmal sagt, Lesen und Schreiben
sei für ihn so nöthig, wie Essen und Trinken. Er war gewohnt, viel zu
schreiben, womit nicht gesagt sein soll, daß er viel hat drucken lassen.
Fast täglich trug er in Schreibbücher, die er selbst bald Sudelbücher, bald
Gedankenbücher, bald Hausbücher zu künftigem Gebrauch nennt, irgend

<"page388">

einen Einfall oder Gedanken ein, den er tagsüber gehabt hatte. Diese
Gewohnheit hat er, wie es scheint, von den Engländern übernommen und
damit zugleich die Erkenntniß, daß der Schriftsteller nicht allein auf Offen-
barungen passen und seinen angebornen Anlagen vertrauen dürfe, sondern
auch wirklich ehrlich an seiner Ausbildung arbeiten müsse. Es ist heute
noch in weiten Kreisen unbekannt, daß das Schreiben nicht leichter ist,
als etwa das Malen, daß es ordentlich gelernt sein muß, wie jede andere
Kunst, man glaubt, ein Jeder könne schreiben, weil er einmal einen deutschen
Aufsatz auf der Schule fertig gebracht hat. Würde die richtige Erkenntniß
allgemeiner, wie viel Schlechtes würde ungeschrieben bleiben! Lichtenbergs
Gedankenbücher sind für ihn ganz dasselbe, was die Skizzenbücher dem
Maler sind. Ursprünglich hatte er sicherlich mit dem Niederschreiben die
Absicht, sich zu üben und für spätere Verwendung Einfälle und Gedanken zu
sammeln; allmählich wird ihm aber immer mehr die Sache zum Selbstzweck
und damit zu einem Quell reiner, durch keinerlei Ehrgeiz getrübter Freude.
Wenn er einen guten Tag hat und sein Buch sich zusehends mit Gedanken
füllt, so empfindet er ein großes Behagen, ein Behagen, das ein Schrift-
steller, dessen Augenmerk immer nur auf das Urtheil der großen Menge

gerichtet ist, nie fühlen wird und kann. „O Ihr Brief,“ schreibt er 1787
an Nicolai, „für den kann ich Ihnen nicht genug danken. Ihre Laune
hat sich mir nach Maßgabe meiner Receptibilität mitgetheilt, und ich habe,
in Wahrheit, an dem Tage mehr in mein Hausbuch zu künftigem Gebrauch
eingetragen, als sonst in 14. Die kleinste Veranlassung machte mich
schreiben, so sehr lächelte mich Alles an.“
Diese seine „kleinen Geisteseinnahmen“, wie er sie nannte, die er
„pfennigsweise täglich einzutragen“ pflegte, waren keineswegs Lesefrüchte,
ja, nur höchst selten durch die jeweilige Lectüre angeregt. Trotzdem war
ihm auch das Lesen guter Bücher sein ganzes Leben lang ein Bedürfniß.
Das viele Lesen verurtheilt er freilich immer und entschieden und bekennt
offen: „Ich habe überhaupt sehr viel gedacht, das weiß ich, viel mehr als
ich gelesen habe.“ „Lessings Geständniß,“ sagt er ein ander Mal, „daß
er für seinen gesunden Verstand zu viel gelesen habe, beweist, wie gesund
sein Verstand war.“ Auch als Mann der Wissenschaft war er der Sorte
von Gelehrten nicht hold, die „um Nichts noch einmal zu erfinden, was
schon erfunden ist, ihr Leben über der Gelehrten Geschichte zubringen.“
Seine Kenntniß der alten Klassiker ging nicht weit über die damalige
Gymnasialbildung hinaus; Horaz, Juvenal, Lucrez, Cicero, Plutarch und
Homer waren und blieben ihm immer eine Lieblingslectüre. Die Bibel
liest er mit großer Freude und geräth über den Psalmen Davids in wahre
Begeisterung. Sehr vertraut war er mit der englischen Litteratur. Als
großbritannischer Unterthan sprach und schrieb er vollkommen Englisch, und
die Beschäftigung mit der Litteratur des Landes, das in gewissem Sinne
sein Vaterland war, lag ihm natürlich nahe. Er war ein großer Verehrer

<"page389">

der Engländer und ihrer Bildung in allen Stücken. Wie fast alle seine
Zeitgenossen beugt er sich vor Shakespeares unnachahmlicher Größe. „Ich
kenne die Weisen der Griechen und Römer und nicht von gestern her,“
sagt er in einem Bruchstück, das uns Herr Leitzmann mittheilt, „aber ich
kenne Keinen, der Shakespearen an Kenntniß des Menschen übertreffe; ich
kenne unter allen Dichtern keinen größeren Dichter, und unter allen Sitten-
lehrern keinen größeren Sittenlehrer.“ Auch die englische Litteratur seiner
Zeit verfolgt er mit Antheil und Vergnügen; Schriftsteller wie A)oung,
Thomson, Pope, Sterne, Fielding, Swift und Smollett haben ihm sehr
mannigfaltige Anregung geboten. Von den Franzosen schätzte er besonders
Rousseau und Voltaire, und die älteren französischen Moralisten wie La
Rochefoucauld, Montaigne und La Bruyère haben gewiß auf die Form der
Gedanken, die er in seine Hausbücher eintrug, keinen geringen Einfluß gehabt.
In seinem Urtheil über deutsche Litteratur zeigt sich jene Abneigung
gegen Mode und Tagesgeschmack, die wir oben als einen Grundzug seines
Wesens bezeichnet haben. Die litterarische Mode war ihm ganz besonders
verhaßt, wie er denn auch einmal von dem Verfasser der „Nachtgedanken“
sagt: „Ich habe den A)oung nicht ganz lesen können, als es Mode war,
ihn zu lesen, und halte ihn noch jetzt für einen großen Mann, da es Mode
ist, ihn zu tadeln.“ In dem Kampfe, der in den siebziger Jahren des
achtzehnten Jahrhunderts das ganze litterarische Deutschland überfluthete,
stand Lichtenberg ganz und gar auf der Seite der Alten; Schriftsteller wie
Wieland, Gleim, Lessing, Möser und Liscow waren ihm die liebsten. Für
die neueren Richtungen, wie sie sich in den Werken der Stürmer und
Dränger und des Hainbundes aussprechen, hatte er keinerlei Verständniß.
Schon Klopstock, der von den Göttinger Dichtern abgöttisch verehrt wurde,
war ihm unerträglich; und auch Herdern, dem Apostel der Stürmer und
Dränger, stand er kühl ablehnend gegenüber. Noch weniger aber konnte
er sich mit ihren Nachfolgern und Nachahmern abfinden. Das schwülstige,
absichtsvoll dunkle und verschrobene Geschreibsel mancher Mitglieder des
Hainbundes war ihm ein Greuel. „Das ist das ewige Rauschen im Hain,“
schreibt er an Boie, „das Silbergewölk und die Eiche, die wir schon
hunderttausend Mal gehabt haben, und dieses glauben sie neu zu machen,
wenn sie es mit dicker Gurgel, wie vom Dreifuß geheimnißvoll herunter-
lallen.“ Noch schlechter fast kamen bei ihm die Stürmer und Dränger
weg; ihr leidenschaftliches Gestammel, ihre Empfindungsduselei, ihre un-
verständlichen, allzu schwungvollen Phrasen geißelte er in vielen seiner
Schriften auf die witzigste Weise. Seinen Groll gegen sie faßte er in
dem vortrefflichen Vers zusammen:
„Seht, von dem Rhein zur Spree ist nichts als Sturm und Drang,
Gedanken Zolle groß, in Wörtern Ruthen lang.“
Aus dem Verdammungsurtheil, das Lichtenberg über diese ganze
Richtung, die wir heute freilich viel milder beurtheilen, in Bausch und

<"page390">

Bogen aussprach, erklärt sich auch seine Abneigung gegen Goethe, den er
als das Haupt der Stürmer und Dränger, als den Dichter des Götz
und des Werther kennen lernte. Diese Ablehnung des jungen Schrift-
stellers, der später zum größten deutschen Dichter geworden ist, kann uns
nicht unbegreiflich erscheinen; wem würde es jetzt gelingen, aus der großen
Schaar junger Scribenten, Naturalisten, Symbolisten, Decadenten oder wie
alle die litterarischen Richtungen heißen mögen, womit wir in den letzten
Jahren beglückt worden sind, schon heute einen jungen Goethe herauszufinden,
selbst wenn wirklich einer darunter wäre? Versucht haben es wohl Viele,
geglückt ist es aber noch keinem Einzigen. An dem von warmer Empfindung
überfließenden Werther fand Lichtenberg gar keinen Gefallen; die schönste
Stelle darin ist ihm die, „wo er den Hasenfuß erschießt,“ und er tadelt
an Werthers Lesen „seines“ Homers das „alberne Modepronomen“,
eine Bemerkung, der man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann,
wenn man nur einige Schriften aus dieser Zeit liest. Auch öffentlich
spricht er sich, zuerst in den 1776 erschienenen englischen Briefen, heftig
gegen Goethe aus: „Nicht jeder Schriftsteller,“ sagt er hier, „der ein
paar sogenannte Heimlichkeiten der menschlichen Natur, in einer altväterischen
Prosa, und mit Prunkschnitzern gegen Sprache und gute Sitten auszuplaudern
gelernt hat, ist deswegen ein Shakespeare.“ Im Winter 1777 lernte
Lichtenberg auch den Clavigo durch eine Dilettantenvorstellung kennen, die
Studenten in dem Hause, wo er wohnte, gaben. Leider wissen wir
nicht, was er dazu gesagt hat; schwerlich wird seine Meinung darüber viel
günstiger ausgefallen sein als etwa Mercks bekanntes, abfälliges Urtheil.
Als aber Anfang der achtziger Jahre sich die von Sturm und Drang
gepeitschten Wogen zu glätten anfingen, da änderte sich Lichtenbergs Meinung
über Goethe, dessen gewaltige Persönlichkeit sich nun um ein großes Stück
über alle seine kleinen Nachahmer emporhob. Schon 1782 erkennt Lichten-
berg öffentlich in Werthers Leiden die feinen, aber festen Züge an, die noch
in keinen deutschen Roman je gedrungen wären. Vielleicht ist dieser Um-
schwung seiner Stimmung dadurch verursacht, daß er nun Neues und Ge-
naues über Goethes Charakter erfahren hatte; gewiß hörte er über ihn
manches von Herzog Karl August, der ihn in Göttingen besuchte, oder von
Merck, zu dem er durch seine Darmstädter Freunde Beziehungen hatte.
Auch hat er, wie es scheint, Goethe bei seiner Durchreise durch Göttingen
im Herbst 1783 persönlich gesehen, wie man aus einem Briefe an den
Romanschriftsteller Müller von Itzehoe schließen könnte. Wichtiger als diese
äußerlichen Gründe für eine Annäherung scheint mir der Umstand, daß
Lichtenbergs Antheil an Goethes Werken in dem Maße zugenommen zu haben
scheint, als die Theilnahme des großen Publicums daran erkaltete. Der
Modedichter der Sturm- und Drangzeit war zum großen, zum wahren
Dichter geworden, und da konnte die Menge nicht mit, wohl aber gerade
ein einsamer und unabhängiger Denker wie Lichtenberg. In späteren

<"page391">

Jahren traten die beiden Männer in einen regen Briefwechsel, der sich
hauptsächlich auf Goethes Versuche zur Farbenlehre bezog. Obwohl Lichten-
berg sich nicht von Goethes Ansichten überzeugen konnte und daher auch der
wissenschaftliche Gedankenaustausch bald ein Ende nahm, fand er doch Ge-
legenheit, Goethe die Verehrung, die er für ihn hegte, und den Dank für
das „Gedanken-Fest“ auszusprechen, das ihm dessen „unnachahmliche
Schriften“ gewährt hatten. Besonders hat er warme Worte der Anerkennung
für den Wilhelm Meister: „Meinen herzlichsten Dank,“ schreibt er 1796,
„für die wahrhaft große Unterhaltung, die Sie mir mit der Fortsetzung Ihres
Romanes gewährt haben. Sollte es wohl ganz ein Roman sein? Ich
habe sie mit dem Gefühle von Gegendruck gelesen, ohne welches ich in keinem
Buch fortfahren kann. Ich kann nicht recht deutlich sagen, was ich unter
diesem Ausdruck verstehe, ich glaube aber der Sache nahe zu kommen, wenn
ich es durch oft wiederkehrendes Gefühl von der Superiorität des Schrift-
stellers über mein werthes Selbst nenne; diese bestehe nun in der Anordnung,
den Ausdrücken, den Gedanken oder den Empfindungen. Mit einem Wort:
ich lese gar keine Bücher, wo ich beim dritten oder vierten Bogen sagen
kann: das kann ich auch.“ Leider ist Lichtenberg zu früh gestorben, um
Goethes ganze, übermenschliche Größe voll ermessen zu können; jedenfalls
war er aber auf dem besten Wege dazu.
Mit Schillers Werken scheint Lichtenberg nur wenig bekannt gewesen
zu sein; wenigstens kann man dies aus dem Umstande schließen, daß der
Name Schiller, wenn ich nichts übersehen habe, nur ein einziges Mal in
seinen Schriften vorkommt, und zwar in einem Briefe, wo er das
„Avertissement von den Schiller'schen Horen“ erwähnt. Dagegen verband
ihn eine warme Freundschaft mit Bürger, dem berühmten Dichter der
Lenore. Seine Beziehungen zu diesem Manne, dessen wahrhaft volksthüm-
liches und kräftiges dichterisches Talent ihn außerordentlich anzog, reichen

bis in das Ende der siebziger Jahre zurück. Als Bürger 1778 durch
Dieterich bei ihm anfragen ließ, ob er die Veröffentlichung seiner Ballade
„Frau Schnips“ rathsam fände, ließ er ihm antworten, er möge, wenn
er sie bekannt mache, wahrlich lieber die Zeiten ändern, als eine Zeile
darin. Bald darauf lieferte Lichtenberg auch für den Göttinger Musen-
almanach, den Bürger eine Zeit lang herausgab, einige Beiträge, darunter
ein paar witzige Sinngedichte und Fabeln. Auch die hübsche Parodie von
Bürgers Gedicht „Die Holde, die ich meine“, die 1779 unter dem Titel „Die
Here, die ich meine“ darin erschien, gehört der Idee und Grundlage Lichten-
berg, wenn auch der Ausführung größtentheils Bürgern selbst an. Als
später Bürger die Absicht hatte, an der Universität über Kantische Philosophie
vorzutragen, was damals noch als eine wahre Ketzerei galt, bestärkte und
förderte ihn Lichtenberg auf das Eifrigste und Thätigste in seinem Plane,
der dadurch auch wirklich zur Ausführung kam. Endlich hat Lichtenberg
Einiges zu dem deutschen Münchhausen, dem köstlichen Volksbuch, das Bürger


1786 herausgab, beigesteuert; der ganze Ton in diesem Buche erinnert so
sehr an Lichtenbergische Art des Witzes, daß man wohl an seiner Mit-
arbeiterschaft kaum zweifeln kann.

Obwohl Lichtenberg so an der Litteratur den regsten Antheil nahm
und sogar Bürgern bei seinen dichterischen Schöpfungen behilflich war, so
hat er doch selbst nie einen Anspruch darauf gemacht, für einen Dichter
zu gelten. Nur die erwähnten hübschen Epigramme für den Musenalmanach,
ein Bruchstück eines satirischen Gedichtes in Alexandrinern, das er
1783 in der „Antwort auf das Sendschreiben eines Ungenannten über die
Schwärmerei unsrer Zeiten“ veröffentlichte, ferner ein längeres Spottgedicht
über die Belagerung von Gibraltar, das in demselben Jahre erschien, zeugen
davon, daß er auch manchmal in sich die Lust verspürte, Reime zu machen.
Dazu kommen noch Gelegenheitsgedichte, deren er auch manche an seine
vertrauten Briefe anzuhängen pflegte. Eine größere Zahl von solchen Versen
meist scherzhaften Inhalts hat Herr Leitzmann in seinem neuen Buche be-
kannt gemacht. Sie verdienen diesen Abdruck hauptsächlich wegen der
darin enthaltenen biographischen Einzelheiten, ihr dichterischer Werth geht
nicht weit über den ähnlicher Erzeugnisse minder begabter Leute hinaus.
Lichtenberg hat selbst nicht viel auf diese Sachen gehalten und war ent-
rüstet, als er hörte, daß ein Nachdrucker einige seiner Räthsel und Stamm-
buchverse in eine Sammlung seiner Schriften aufnehmen wollte.

Dagegen trug sich Lichtenberg sein.ganzes Leben ganz ernsthaft mit
Plänen zu Romanen. Schon 1765 kam ihm, als er zum ersten Male den
Don Quixote las, die Idee zu einem satirischen Roman gegen die Alchymisten.
Einige Bruchstücke, die vielleicht mit diesem unausgeführten Plane zusammen-
hängen, theilt uns Herr Leitzmann mit; von großer Erfindung zeugen
sie nicht. Um dieselbe Zeit hatte er auch die Absicht, das Leben des
Göttinger Antiquars Kunkel, eines stadtbekannten Originals, in launiger
Weise zu beschreiben. Doch auch hier kam er nicht über die ersten An-
fänge hinaus. Länger scheint ihn der Plan zu einem Roman vom doppelten
Prinzen beschäftigt zu haben; der Held oder vielmehr die Helden dieser
Erzählungen sollten ein zusammengewachsenes Zwillingspaar werden, das
als Kronerbe geboren wurde. Obwohl Lichtenberg Vieles aufschrieb, was
er später darin verwerthen wollte, und sogar eine Skizze des Inhalts
fertig hatte, ist doch nichts daraus geworden. Zur schöpferischen Thätigkeit
fehlte ihm die nöthige Energie und Beharrlichkeit.

Man kann sagen: er dachte zu viel und zu selbstständig, als daß er
ein Dichtwerk hätte zu Stande bringen können. Seine Veranlagung war
nicht eigentlich schöpferisch, sondern vorwiegend kritisch. Freilich war er
weit entfernt von blos verneinender Kritik; seine ganze schriftstellerische
Thätigkeit diente nur einem einzigen Zweck, der „Beförderung der Menschen-
liebe und Menschenkenntniß“, was er mit mehr Recht als Lavater auf
den Titel seiner „Physiognomik“ gesetzt hat. Dieses Motto könnte man


seinen sämmtlichen Schriften vorsetzen. Mochte er seine Satire gegen einen
frechen Nachdrucker, gegen einen prahlerischen Taschenspieler, gegen die
Empfindsamkeit und Schwärmerei seiner Zeit, gegen den Aberglauben, gegen
alle mögliche Pedanterei wenden, so war er immer von dem einen Ge-
danken beseelt, den Menschen zu nützen, sei es auch nur, wie in dem Falle
des Taschenspielers, um sie vor unnützen Geldausgaben zu bewahren.

In seiner ersten großen Schrift, dem „Timorus“, wendet er sich gegen
Lavaters Bekehrungswuth, womit dieser fromme Apostel auch Moses Mendels-
sohn belästigt hatte, einen Mann, den Lichtenberg auf's Innigste verehrte.
Wenn auch an dieser 1771 niedergeschriebenen Schrift die Form noch recht

unvollkommen ist, so zeigt sich doch schon hier Lichtenbergs satirische Begabung und Richtung; seine Mittel sind sehr wirkungsvoll, und der Witz seiner Satire besteht darin, daß er die Ansicht, die er bekämpfen will, mit ganz lächerlichen Gründen vertheidigt. Auch scheute er nicht vor dem großen Ansehen zurück, das Lavater damals in allen deutschen Landen genoß. „Satyre ist am besten angebracht und am leichtesten geschrieben,“ sagt er einmal, „wenn einige schlaue Betrüger ein ganzes Publicum geblendet zu haben glauben, und wenn man weiß, daß sie Einen mit unter die Geblendeten zählen. In diesem Falle werde ich nie schweigen, und wenn der Betrüger mit allen Ordensbändern der ganzen Welt behangen wäre; denn alsdann ist es schwer, satyram non scribere.“ In den folgenden Jahren fand er mannigfaltigen Stoff, um sich in der Kunst der Satire zu üben und zu vervollkommnen. Zunächst nahm er seinen Freund Dieterich gegen den Bamberger Nachdrucker Tobias Göbhard in Schutz und hatte dabei Gelegenheit, das im 18. Jahrhundert ganz allgemeine Uebel des Nachdruckes zu bekämpfen. Gegen den Taschenspieler Philadelphia richtete er dann einen sehr witzigen, nach Swifts Vorbild abgefaßten Anschlagezettel, den er im Namen des Wunderthäters an den Straßenecken Göttingens anschlagen ließ, wodurch dieser sich veranlaßt sah, die Stadt zu verlassen, und die Göttinger Bürger vor der unnützen Ausgabe manches Thalers bewahrt blieben.
Die durch diese kleinen litterarischen Scharmützel gewonnene Erfahrung und Gewandtheit hatte er bald Gelegenheit für würdigere Gegenstände und gegen würdigere Widersacher zu verwerthen. Mit Lavater kam er in einen heftigen Streit über Physiognomik, mit Voß, dem Uebersetzer der homerischen Gedichte, wurde er in einen Kampf über dessen orthographische Meinungen verwickelt. In diesen Streitigkeiten bewies er seine außerordentliche schriftstellerische Geschicklichkeit; seine Streitschriften sind vielleicht die besten des 18. Jahrhunderts und stehen denen Lessings mindestens ebenbürtig zur Seite. Ernst, Wärme und Ehrlichkeit der Ueberzeugung geben ihm von vornherein eine Ueberlegenheit über seine Gegner. Als Lavaters physiognomische Fragmente in den Jahren 1775 bis 1778 erschienen, mußte Lichtenberg die Gefahr erkennen, die der großen Menge von den Schriften dieses „Schwärmers“ drohte. Alles wollte auf einmal und ohne gründliche

<"page394">

Vorbildung und Menschenkenntniß aus den Gesichtszügen den Charakter erkennen. „Wenn die Physiognomik das wird, was Lavater von ihr erwartet,“ sagt er einmal, „so wird man die Kinder aufhängen, ehe sie die Thaten gethan haben, die den Galgen verdienen.“ Ja, die Lehre Lavaters gipfelte in der Behauptung, daß eine wahrhaft tugendhafte Seele nur in einem schönen Körper sitzen könne. Was hier mit dem bedenklichen Anschein von Wissenschaftlichkeit vorgetragen wurde, mußte Lichtenberg trotz einzelner guter Beobachtungen als barer Unsinn erscheinen; er brauchte, um die Lächerlichkeit der Lehre von der Harmonie von Schönheit und Tugend zu erkennen, nicht seine eigene Mißgestalt zu betrachten; da gab's für einen Naturforscher noch andere Gegenbeweise. Er hatte sich selbst schon seit früher Jugend im Lesen von Gesichtern geübt, hatte 1773 sich mit Herder über Physiognomik unterhalten, er war auf diesem Gebiete völlig zu Hause. Denn bei seinem Drang zur Menschenkenntniß konnte er selbstverständlich diesen mächtigen Quell der Psychologie nicht vernachlässigen. Doch hielt er die Physiognomik für eine Kunst, die nur der Berufene zu üben berechtigt ist, und nun mußte er sehen, wie Lavater daraus ein System machen wollte, wonach dann jeder Flachkopf glauben konnte, den Menschen beurtheilen zu können. Lichtenberg war sein ganzes Leben ein heftiger Gegner jedes Systems, das er immer als eine lästige Fessel des Geistes ansah. Er wußte, wie reich das Leben ist, wie wenig davon sich in ein System einschachteln läßt und wie viele Ausnahmen ein jedes System nothwendig zulassen muß. Daher spricht er auch so oft ironisch von Linné. Die Schablone haßt er, wo immer er ihr auch begegnet.
Lichtenbergs Aufsatz „Ueber Physiognomik“, der Ende 1777 im Göttinger Taschenkalender für 1778 erschien, erregte großes Aufsehen, und obwohl sich Lavater, unterstützt von seinem Freunde, dem hitzigen Leibmedicus Zimmermann in Hannover, mit allen Kräften zur Wehr setzte, so war doch der Glaube an die Unfehlbarkeit seiner Lehre gebrochen, die „Raserei für Physiognomik“ war in Deutschland ein für alle Mal vorbei. Denn Lichtenberg hatte der Menge gezeigt, die Lavater'sche Physiognomik sei nichts Anderes, als Weissagung, aus ruhenden Gesichtern lasse sich wenig oder nichts urtheilen, und das Wenige sei pathognomisch, nicht physiognomisch, aus den festen Theilen könne man vielleicht auf monströse Genies und monströse Dummköpfe etwas schließen, aber für die meisten, mit denen man zu thun hätte, lasse sich nichts finden. Seinen Sieg hat er nicht nur seinen zwingenden Schlüssen, sondern ganz besonders dem leichten, gefälligen Plauderton zu danken, der für einen solchen Kalenderaufsatz außer-

ordentlich glücklich getroffen war, und der noch heute litterarischen Feinschmeckern eine wahre Freude bereitet.

Weniger erfreulich sind die an sich sehr witzigen Streitschriften gegen Voß, weil sie manchmal allzu sehr von der Sache weg auf die Person zielen. Vossens Einfall, im Deutschen an Stelle des griechischen " immer,

<"page395">



auch in Eigennamen, ä zu setzen, also nicht mehr Athen, Hebe, Thebe, sondern Athän, Häbä, Thäbä zu schreiben, gehört zu den orthographischen Neuerungen, mit denen von Zeit zu Zeit immer wieder gelehrte Pedanten unsere Muttersprache zu beglücken versucht haben. Lichtenberg wendete sich dagegen in zwei Schriften: „Ueber die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands, verglichen mit der Pronunciation ihrer neueren Brüder an der Elbe: oder über Beh, Beh und Bäh, Bäh“ (1781) und „Ueber Heinrich Vossens Vertheidigung gegen mich“ mit dem lustigen Motto: „To bäh, or not to bäh, that is the question“ (1782). Hier hatte er leichtes Spiel, da er ja alle Verständigen auf seiner Seite wußte; doch ließ er sich's sogar angelegen sein, seinen Gegner mit gelehrten Gründen zu widerlegen. Ein heftiger Angriff endlich, den Voß gegen seine „Briefe aus England“ richtete, veranlaßte ihn dazu, sich auch seinerseits mit einigen von Vossens dichterischen Erzeugnissen zu beschäftigen und sie in ihre verunglückten Bilder und leeren Phrasen zu zerpflücken, eine dankbare Aufgabe für Lichtenbergs satirische Begabung. „O! Phrases! Phrases!“ ruft er aus. „Diese Dinge kommen weder aus dem Kopf, noch aus dem Herzen, sondern gehen immer aus einem Gedicht, neben dem Kopf vorbei, in das andere.“ Während er so in der Person Vossens den ganzen ihm verhaßten Hainbund angriff, richtete er seine Satire in dem „Vorschlag zu einem Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romandichter und Schauspieler“ gegen das Geniewesen in der deutschen Litteratur überhaupt. Hier weist er die jungen Autoren, die „Romane aus Romanen, Schauspiele aus Schauspielen und Gedichte aus Gedichten“ schreiben, auf die Natur hin und führt ihnen in witziger Weise einige aus dem gemeinen Leben gegriffene Züge und Aussprüche männlicher und weiblicher Dienstboten vor, die sie für ihre Dichtungen verwenden sollten. Er gab dabei vor, dies seien Beispiele aus einem von ihm im Vereine mit dem Kupferstecher Chodowiecki geplanten Handbuche für angehende Schriftsteller, einem Orbis pictus, „worin man ihnen allerlei Bemerkungen über den Menschen vorsagte und vorzeichnete, wodurch sie, wenn sie doch, ohne die Werkstätten besucht zu haben, fortschreiben wollten (und dieses unterließen sie sicherlich nicht), in den Stand gesetzt würden, Alles mehr zu individualisiren und auch in einer einfältigen Geschichte doch wenigstens die Illusion so weit zu treiben, als unter diesen Umständen möglich ist.“

Fast in allen seinen Werken hebt Lichtenberg die Vorzüge der englischen Bildung hervor; ja, er behauptet einmal, die englischen Genies gingen der Mode voran, die deutschen hinterdrein. Es ist darum kein Zufall, daß gerade seine beiden wichtigsten Schriften ernsteren Inhalts, die „Briefe aus England an Boie“ und die „Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche“ ausschließlich von englischer Kunst handeln. Neben den Dichter Shakespeare stellt er den Maler Hogarth und den Schauspieler Garrick; was ihn bei allen Dreien so sehr anzog, das bezeichnet er selbst in einer Stelle

<"page396">



seiner Gedankenbücher: „Was für ein Werk ließe sich über Shakespeare, Hogarth und Garrick schreiben! Es ist etwas Aehnliches in ihrem Genie, anschauende Kenntniß des Menschen in allen Ständen, Andern durch Worte, den Grabstichel und Geberden verständlich gemacht.“ Wenn auch Lichtenberg seine eigenen Beobachtungen über die Menschen viel lieber aus der Natur schöpfte, als aus Kunstwerken, so fand er doch bei diesen großen Künstlern eine Menge von feinen, dem Leben abgelauschten Zügen, die seine Erfahrung theils bestätigten, theils bereicherten. So folgte er dem geistvollen Spiele Garricks in London mit dem größten Antheil und merkte sich dabei jeden kleinsten Zug. Die Schilderungen von Garricks Hauptrollen, die er in den „Briefen aus England“ entwarf, sind daher außerordentlich wahrhaft und lebendig, ja, wo er die Rolle Hamlets beschreibt, glaubt der Leser, Garrick leibhaftig auf der Bühne vor sich zu sehen. Nie ist die Wirkung der Schauspielkunst mit glänzenderen Farben geschildert worden, als in diesen Briefen; sie verdienten es auch heute noch, als eine Art Vademecum für Schauspieler neu aufgelegt zu werden. Denn neben Diderots Paradoxe sur le comédien dürften sie wohl das Beste sein, was je über Schauspieler geschrieben worden ist.

Ganz ähnlich wie bei der Darlegung von Garricks künstlerischer Bedeutung verfährt Lichtenberg in der Erklärung der Hogarthischen Kupfer-

stiche. Es ist ihm nicht darum zu thun, zu kritisiren, zu loben und zu
tadeln, sondern vielmehr darum, den Absichten des Künstlers auf allen
seinen Wegen nachzuspüren, sie aufzudecken und ihre Wirkung auf den Be-
schauer zu schildern. Dies ist ja die einzige fruchtbare Art der Kunstkritik,
insbesondere großen Künstlern gegenüber, die aber leider nur selten geübt
wird, weil es leichter ist, ein Kunstwerk zu verstehen und empfindungsmäßig
zu begreifen, als die Eindrücke, die es einem bietet, in verständliche Worte
zu fassen. Dabei kam Lichtenberg eine besondere Gabe zu statten, deren
Werth er selbst richtig erkannt hat: „Wenn ich in irgend etwas eine
Stärke besitze,“ sagt er, „so ist es die im Ausfinden von Aehnlichkeiten
und dadurch im Deutlichmachen dessen, was ich vollkommen verstehe.“ So
ist es ihm gelungen, nicht nur vermöge seiner durch häufigen Umgang mit
Engländern und Bekanntschaft mit dem Lande selbst erworbenen Kenntnisse
Hogarths Werke auf das Gründlichste zu erklären und zu deuten, sondern
auch einen Vortrag anzuwenden, den eine gewisse Laune belebt, die mit
der des Künstlers große Aehnlichkeit hat und mit ihr immer gleichen Gang
hält. Seine Absicht war, was der Künstler gezeichnet hat, so zu sagen, wie
er es vielleicht würde gesagt haben, wenn er die Feder so hätte führen
können, wie er den Grabstichel geführt hat. Dieses bewunderungswürdige
Eingehen auf Hogarths Eigenart hat wohl den Schein erweckt, als seien
der Maler und sein Erklärer wirklich Geistesverwandte. Doch darf man
nicht vergessen, daß Lichtenberg hier gleichsam nicht selbst redet, sondern
die Meinung eines Andern vorträgt; sein eigener Humor, wie wir ihn aus

<"page397">

seinen übrigen Schriften kennen, ist von einer ganz andern Art, er ist nie
so scharf und boshaft, wie der des englischen Malers, sondern immer von
wahrer Menschenliebe durchdrungen. Daß aber in deutschen Landen der
Name Hogarths mit dem Lichtenbergs fast immer zusammen genannt wird,
geschieht mit gutem Recht: denn dieser ist in Worten ein ebenso großer
Künstler, wie jener in Farben und Linien. Auch an Kunstverständniß
fehlte es Lichtenberg nicht; er kannte die Schriften von Lessing, Winckelmann
und Hagedorn, hatte einige hervorragende Privatsammlungen von Antiken
und Gemälden in Hannover eingehend besichtigt und sich dazu Aufzeichnungen
in seinem Tagebuche gemacht, er nahm an den Fortschritten des Zeichners
Johann Heinrich Ramberg, mit dessen Vater er innig befreundet war, den
lebhaftesten Antheil, überwachte persönlich die Ausführung der Kupferstiche,
die nach Hogarths Originalen angefertigt wurden, und ließ sich einmal
einen von den Studienköpfen Rembrandts in Cassel, der ihm ganz besonders
gefiel, copiren. Daß er übrigens ein feines malerisches Auge hatte,
davon zeugt eine Stelle in seinen Briefen an Goethe, worin er diesen
auf die „herrlichen lila Schatten“ hinweist, deren Entdeckung den Malern
selbst erst fast um ein volles Jahrhundert später gelingen und in der Ge-
schichte der modernen Kunst Epoche machen sollte.
Die Vielseitigkeit seiner litterarischen Beschäftigung beweisen noch mehr
als seine größeren Schriften die vielen kleinen Arbeiten, die er in den
von ihm herausgegebenen Zeitschriften, dem Göttinger Taschenkalender und
dem Göttinger Magazin, veröffentlichte. Den Taschenkalender, dessen Heraus-
gabe er 1778 begann, schrieb er bis zu seinem Lebensende fast ganz allein.
Obwohl er anfangs damit nur die Absicht hatte, seinem Verleger bei dem
er wohnte, den Hauszins zu bezahlen, scheint er doch bald Gefallen an
dieser Thätigkeit gefunden zu haben. Er hatte ja dadurch Gelegenheit,
die Ergebnisse der Wissenschaft in weite Kreise zu tragen und der Auf-
klärung, der er zeitlebens anhing, zu dienen. Was er hier nicht dem
Publicum der Fachgelehrten, sondern einem weit allgemeineren darbot, war
dem Gegenstande nach nicht viel mehr, als was heute unsere Zeitungen
unter der Rubrik der vermischten Nachrichten bringen. Es sind feuilleton-
artige Aufsätze oder kleinere Mittheilungen über die allerverschiedensten
Dinge, über neue Erfindungen, physikalische und astronomische Merkwürdig-
keiten, Anekdoten, seltsame Moden, Begebenheiten und Gebräuche und
vieles Andre, wozu noch humoristische Skizzen und die Erklärungen zu den
meist von Chodowiecki gestochenen Monatskupfern kommen. Man hat Un-
recht, wenn man behauptet, diese kleinen Schriften Lichtenbergs seien heute
nicht mehr lesenswerth. Wenn auch bei manchen der Inhalt veraltet ist,
so können wir doch die vortreffliche Form unsern Zeitungsschreibern, die
über ähnliche Gegenstände zu berichten haben, auf das Wärmste zur Nach-
ahmung empfehlen. Gerade in der Art, wie Lichtenberg solche Dinge vor-
trägt, erscheint er uns ganz besonders bewunderungswürdig, und eine Aus-


<"page398">

wahl dieser flüchtigen, aber feinen Notizen, die oft auch dem Gelehrten An-

laß zu culturhistorischen Untersuchungen im Sinne Jacob Burckhardts geben
könnten, möchte wohl heute noch allgemeines Interesse erregen.
Von Allem, was Lichtenberg geschrieben hat, ist die größte Verbreitung
einem Buche zu Theil geworden, dessen Erscheinen er nicht mehr erlebt hat
und an dessen Herausgabe er selbst nie gedacht hätte. Es sind dies die
berühmten „Bemerkungen vermischten Inhalts“, die die ersten Herausgeber
seiner Schriften aus den in seinem Nachlasse vorgefundenen Sudelbüchern
ausgezogen haben. So ist ihm, ähnlich wie Diderot, das Schicksal wider-
fahren, daß das Beste, was er zu geben hatte, erst nach seinem Tode ge-
druckt worden ist; denn allen seinen übrigen Schriften sind diese Aphorismen,
die er täglich aufs Papier zu werfen pflegte, an Tiefe und Mannigfaltig-
keit des Inhalts überlegen. Die Herausgeber haben versucht, sie nach
Gegenständen anzuordnen; diese Eintheilung mußte aber unglücklich aus-
fallen; denn Lichtenberg ist nicht das eine Mal Philosoph, ein ander Mal
Satiriker oder Pädagog, Kritiker oder Philolog, Psycholog oder Aesthetiker,
Moralist oder Politiker, Physiognom oder Ethnograph, sondern er bleibt
immer ein und derselbe grundgescheidte Mensch, der über die verschiedensten
Dinge in der Welt nachdenkt und insgeheim aufzeichnet, was er für be-
merkenswerth hält. Er selbst klagt manchmal über die Zusammenhang-
losigkeit seiner Gedanken: „Wenn ich doch Canäle in meinem Kopfe ziehen
könnte, um den inländischen Handel zwischen meinem Gedankenvorrathe zu
befördern! Aber da liegen sie zu Hunderten, ohne einander zu nutzen.“
Grade aber dieses scheinbar planlose Herumschweifen zieht uns heute ganz
besonders an, wir wollen keine Systeme mehr, wir wollen Persönlichkeiten. Und
eine solche im wahrsten Sinne des Wortes finden wir in allen diesen Blättern,
eine Persönlichkeit mit Fehlern und Tugenden, die auch Fleisch und Blut ist, wie
wir, die uns aber weit übertrifft an Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Selbstbeob-
achtung. Mit diesem Manne zu verkehren, ist für uns eine wahre geistige
Arzenei; denn er ist frei von der Seuche unsers Jahrhunderts, an der wir alle
kranken, von jenem Selbstbetruge, den schon der Held von Stendhals herrlichem
Romane Le Rouge et le Noir verzweifelnd an sich selber erkennt, indem
er ausruft: „Parlant seul avec moi-même, à deux pas de la mort,
je suis encore hypocrite... O dix-neuvième siècle!“ Und wir
hoffen, es wird noch einmal die Zeit kommen, da sich eine große be-
geisterte Schaar von Anhängern um den einsamen Verfechter der Wahrheit
sammeln wird, da wir kein Recht mehr haben werden, mit Schopenhauer
darüber zu klagen, daß Lichtenbergs vermischte Schriften, statt neue Auflagen
zu erleben, – was heute leider noch zutrifft – auf einen sehr geringen
Preis herabgesetzt werden mußten. Dann wird man wieder den Mann
ehren, der – nach seinem eigenen Geständnisse – „beim besten Willen
Etwas zu thun, theils durch Kränklichkeit, theils durch Lage in der Welt
verhindert, Nichts gethan hat.“

<"page399">

Gedichte.

Von
Paul Perlaine.
Deutsch von Elisabeth Candmann.
– Breslau. –

ZSentimentale Unterredung.

Im einsamen Park, so alt und verschneit,
Zwei Schatten geben einander Geleit.
Ihre Augen erloschen und welk schon der Mund,
Kaum hört man, was sie sprechen zur Stund'.
Im alten Park, so still und verschneit,
Beschwören herauf sie vergangene Zeit.
„Gedenkst Du der Wonnen, die einst uns entzückt?“
„Du möchtest wohl, daß mich das heut noch beglückt?“
„Pocht das Herz Dir noch bei dem Namen mein?
Schaust meine Seele im Traum Du noch?“ – „Nein.“
„O schöne Tage voll sonnigem Schein,
Wenn im Kuß wir uns fanden.“ – „Es mag wohl sein,
Daß blau wie der Himmel, die Hoffnung uns schien;
Doch Hoffnung und Sonne, wir sah'n sie entflieh'n.“
Durch die Wildniß wandeln die Beiden fort.
Die Macht nur hört ihr geflüstertes Wort!
- 32
FÄ-

25*

<"page400">



Lieder ohne Worte.

Mlein Herz schwillt in Thränen,
Dumpf tropft der Regen.
Warum wohl dies Sehnen
Mein Herz füllt mit Thränen?
Der Regen fällt leise
Auf Häuser und Gassen!
Welch traurige Weise –
Der Regen singt leise.
Ich weine und weiß nicht, warum,
Das Herz so leer und so öde.
O Qual unnennbar und stumm,
Ich traure und weiß nicht, warum.
Das ist der bitterste Schmerz,
Kein großes Leid und doch leiden;
Ohn' Haß, ohne Liebe das Herz –
Meine Seele ist schwer von Schmerz.
«-"---------

<"page401">

# Was verdanken wir Persien?

Von
Paul Horn.
– Straßburg i./E. –

Y s verdanken wir Persien? Eine sonderbare Frage, wird mancher denken. Er zieht in seinem Gedächtnißschrein das Schubfach SÄC Persien heraus und findet darin etwa: Cyrus, Kambyses, Harpagus und einige weitere Namen aus der alten Geschichte als Reminiscenzen der Schulzeit, dann moderner: Der Schah in Europa, wobei ihm einige spaßige Anekdoten einfallen, ferner: persische Teppiche – nicht übel! – Bodenstedt-Hafis, Der Sänger von Schiras, Mirza Schaffy – hübsche Verse, aber heute schon nicht mehr ganz in der Mode – damit ist es aber zu Ende. Doch halt! noch etwas: Persisches Insectenpulver – zwar besser, wenn man es nicht nöthig hat, andernfalls aber sehr nützlich. Einen besonderen Dank glaubt er Persien für dies Alles kaum schuldig zu sein. Was soll's also mit der komischen Frage?

Schreiber dieses hatte genügende Veranlassung, sie sich persönlich einmal zu stellen. Er verdankt Persien zunächst, daß er über zehn Jahre hat Privatdocent sein müssen, weil er sich so lange und noch länger mit diesem Lande, seiner Sprache und Allem, was zu ihm in Beziehung steht, beschäftigt hat, daß man ihm nichts Anderes weiter zutraute. Und Professuren für Persisch giebt es in Deutschland nicht – nur für Sanskrit (fast an jeder Universität), Assyrisch, Aegyptisch u. a. m. Zehn Jahre Privatdocent sein ist nun gewiß kein Vergnügen. Der von diesem Schicksal Betroffene hatte alle Ursache, sich einmal zu fragen, ob denn der Gegenstand seiner Studien
W
o
A

<"page402">



auch ein solches Opfer werth sei. Innere Befriedigung hatten ihm diese allerdings völlig gegeben, und das ist ja schließlich die Hauptsache. Aber man möchte doch auch Andere davon überzeugen, daß man etwas betreibt, das die eingehende Bemühung, welche man ihm widmet, werth ist. Das soll nun die Beantwortung der allgemeinen Frage: Was verdanken wir Persien? versuchen.

Die heutige Stellung Persiens in Politik, Cultur, Wissenschaft, Kunst, Industrie scheint für europäische Begriffe eine recht untergeordnete. Politisch betrachtet ist das Land, das unter den Achämeniden seine Macht bis nach Europa herüber erstreckte, das unter den Sassaniden Byzanz bedrohte und dann später noch lange Zeit immer eine asiatische Großmacht darstellte, das Land, dessen Herrscher seit fast 2% Tausend Jahren einen der ältesten und stolzesten Titel unter allen Monarchen der Erde führt, den Titel Schahanschah, d. i. der „Könige König“, von dessen Trägern Männer wie Cyrus, Darius, Chosro Anuschirwan, Abbas der Große, Nadir Schah die Welt mit ihrem Ruhme erfüllt haben, politisch betrachtet ist dieses Land heute nur ein großer Pufferstaat, der den unmittelbaren kriegerischen Zusammenstoß Englands und Rußlands aufhält. Aber auch nur so lange, als diese beiden selbst einen solchen hinausschieben wollen. Denn bei einem ernstlichen feindlichen Vordringen eines von ihnen könnte „der König der Könige“ seine gern behauptete Neutralität nie aufrecht erhalten, sondern würde den Verhältnissen erliegen müssen, ein Spielball in der Hand der Nachbarn, von denen keiner ihm ein wahrer Freund sein kann. Denn ein schwaches Persien wird für sie nie ein Factor sein, mit

dem sie als Bundesgenossen rechnen könnten. Die einstige persische Regierungs- und Verwaltungskunst, welche unter Medern, Achämeniden, Sassaniden so hoch entwickelt war, daß sie den Gipfelpunkt orientalischer Leistungen darstellte und später auch allen fremden Eroberern (Arabern, Türken, Mongolen) unentbehrlich war, diese einstige Regierungs- und Verwaltungskunst ist schon längst dahingeschwunden und hat, allerdings noch unter besonders ungünstigen äußeren Verhältnissen, einer ausgedehnten Mißwirthschaft das Feld geräumt.

Hat so Persien in politischer Beziehung die einstige Weltstellung eingebüßt, so steht es vielleicht anders in Kunst und Wissenschaft? Sind doch bei uns in Europa persische Teppiche weitberühmt und vielbegehrt; persische eingelegte Waffen bewundern wir in unseren Museen (die meisten der unter dem Namen Damascener gehenden guten, alten Klingen stammen aus der persischen Provinz Chorassan); die hohe Entwicklung persischer Fayencen zeigen schon die achämenidischen glasirten Tafeln aus Susa, die jetzt einer der Hauptschätze des Louvre in Paris sind; persische Seide war im Mittelalter ein wichtiger Artikel europäischen, besonders italienischen Imports; persische Paläste noch der Gegenwart muthen uns wie Wunderbauten an, wenn wir Beschreibungen von ihnen lesen – wenn ich in Con-

<"page403">



stantinopel nicht genug staunen konnte über die Pracht von Dolma Bagtsche, Begler Begi und anderen Sultanspalästen, meinten Kenner Persiens, die Stambuler Kiosks seien ärmlich gegen die Schlösser des Schahs von Iran. Aus der Litteratur Persiens sind Namen wie Firdusi, Saadi, Hafis, Omar Chajam und wie sie alle heißen, weltbekannt und die Werke dieser Dichter in viele Sprachen übersetzt worden. In der Theologie hatte schon das alte Persien durch die Hervorbringung des Zoroastrismus schöpferisch gewirkt, das jüngere hat dann später durch den Ausbau des Schiitismus und des Sufismus nochmals ganz neue Bahnen unter den islamischen Völkern eingeschlagen. In der Astronomie ist einer der berühmtesten Namen des Orients der des Nassireddin aus Tus, in der Geschichte der des Mirchond, ja der gefeiertste Arzt des gesammten Morgenlandes, unter dessen Einfluß das christliche Mittelalter stand und das heutige Persien noch steht, Avicenna (Ibn Sina), war ein Perser.

Diese Andeutungen, die sich leicht vermehren ließen, genügen, um Persiens Leistungen in Kunst, Litteratur und Wissenschaft zu kennzeichnen. Leider zeigt sich aber auch hier alsbald, daß die neuere Zeit in den durch eine ruhmvolle Vergangenheit vorgezeichneten Bahnen nicht weiter geschritten ist. Die führende Stellung, welche Persien einst unbestritten in der Poesie im Orient einnahm, hat es längst eingebüßt. Allerdings nicht an ein anderes muhammedanisches Volk, aber das Volk der Firdusi, Saadi, Hafis hat schon seit Menschenaltern keinen wahrhaft großen Dichter mehr hervorgebracht. Auch in der Wissenschaft ist schon seit Langem Stillstand und damit Rückschritt eingetreten. Und genau das Gleiche gilt von der Kunst. Zumeist hat dies seinen Grund darin, daß der Orient inzwischen in jeder Beziehung weit vom Occident überflügelt worden ist, bisweilen kommen noch besondere Ursachen dazu. Die Seidenindustrie ist in den letzten Jahrzehnten in Folge des Auftretens der Seidenraupenkrankheit (Muscardine) stark zurückgegangen, die Teppichweberei ward durch Einführung schlechter europäischer Anilinfarben geschädigt. Seit in Persien selbst Bücher durch Steindruck vervielfältigt werden, fangen die prächtigen Handschriften zu verschwinden an, in denen die Perser Meister waren. Nirgends anderswo findet man unter den Muslims eine Schrift, die schöner und formvollendeter wäre als das Taalik persischer Kalligraphen, die billigen modernen Lithographieen drängen es mehr und mehr in den Hintergrund.

Wir haben im Fluge einen Theil dessen überschaut, was Persien im Laufe seines Bestehens geleistet hat. Verschiedentlich konnten wir andeuten, daß manches davon auch anderen Völkern, ja der Menschheit zu Gute gekommen ist. Wir dürfen es daher jetzt wohl wagen, noch weiter zu gehen und das in wenigen Strichen umrissene Bild näher auszuführen und zu ergänzen, ohne mehr von vorn herein befürchten zu müssen, daß wir dem Leser etwa phantastisch erscheinen möchten.

Die altiranischen Reiche der Meder und Achämeniden haben in der

<"page404">



alten Welt in hohem Ansehen gestanden. Das können wir besonders bei den Griechen und Juden beobachten. Einen schönen Ausdruck hat diese Achtung in litterarischen Schöpfungen wie Aeschylus' Persern und Renophons Cyropädie oder im jüdischen Buche Esther gefunden. Unserer Jugend werden noch heute im Gymnasium die Perser des Herodot und Renophon in der idealisirten Gestalt vorgeführt, die ihnen jene Schriftsteller gegeben

haben, Cyrus und Darius werden ihr als Muster von Regenten und Feld-
herren in einer Person eingehend geschildert. Persiens große Vergangenheit
macht es würdig, daß seine Geschichte noch nach über zwei Jahrtausenden
der Jugend als Bildungsstoff geboten werden kann, in einer Weise wie
außer Griechenland und Rom die keines anderen Volkes der alten Welt.
Vor Allem nimmt Cyrus in der Bibel eine Stellung wie kein zweiter
nichtisraelitischer Herrscher ein. Er erscheint im Alten Testamente als
der Befreier der Juden und Wiederaufbauer ihres Tempels zu Jerusalem,
und zwar geradezu als ein auserwähltes Werkzeug Jehovahs, als
dessen „Gesalbter", der ihm selbst unbewußt ihn gebraucht habe. „Ich
rief dich mit deinem Namen und nannte dich, und du kanntest mich
nicht, ich gürtete dich, und du kanntest mich nicht" (Jes. 45, 4–5).
Was an Culturelementen Persien damals Griechenland vermittelt haben
mag, können wir heute im Einzelnen nicht mehr feststellen. Wir wollen
nur Eines erwähnen, das noch bis in unsere Zeit unbewußt hineingewirkt
hat. Darius hatte in seinem ungeheuren Reiche das Verhältniß zwischen
Gold und Silber auf 1: 13% festgesetzt. Diese autokratische Lösung der
Währungsfrage hatte durch Vermittelung der kleinasiatischen Hellenen in
Europa Eingang gefunden und bis zu dem erheblichen Silbersturze des
letzten Menschenalters keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Das
Gold, das der Perserkönig stets mit vollen Händen über die einzelnen
Griechenstaaten ausstreute, hat diesen so manches Kunstwerk zu schaffen er-
möglicht, das sonst wohl schwerlich entstanden wäre.
Bei alledem ist es aber doch ein Glück gewesen, daß nicht die Perser,
sondern die Griechen bei dem ewig denkwürdigen kriegerischen Zusammen-
stoße gesiegt haben. Denn die Perser hätten den freien Flug des griechischen
Geistes nie begreifen können, sie hätten sein für die Entwickelung des ge-
sammten Menschengeschlechts bestimmendes Wirken nicht durch Mitarbeit
fördern, sondern im günstigsten Falle nur nicht hindern können. Der
asiatische Despotismus schloß Persien von der Mitwirkung an der welt-
geschichtlichen Mission Griechenlands aus. Darum ist es auch nachher
wieder ein Glück gewesen, daß Griechenland nicht im Bunde mit Persien,
wie ein solcher, so zu sagen, in der Luft lag, Alexander den Großen be-
zwungen hat. Die ewig auf einander eifersüchtigen und mit einander fort-
während im kleinlichen Zwiespalt befindlichen vielen Griechenstaaten hätten
für die Dauer doch nicht die geistige Hegemonie behaupten und Persien
ihnen wiederum keine Stütze sein können. Macedonien trat wohlgerüstet

<"page405">

die hellenische Erbschaft an und vermittelte sie der übrigen Welt, wobei
Persien leider fast ganz leer ausging*).
Damit der Humor nicht fehle, hat es das Schicksal gefügt, daß der
Name eines der mächtigsten achämenidischen Herrscher sich an die Jammer-
gestalt des ewigen Juden gehängt hat. Ahasver ist ein verderbter Xerxes:
altpersisch Chschajarscha ward im Munde der Juden Achschajar, Achschawar,
Ahaswar.
Sehr tiefgehende Einflüsse Persiens auf die übrige Welt, die bis in
die Gegenwart hinein reichen, fallen in das Gebiet der Religion. Die
Lehre des Christenthums weist eine Reihe wichtiger Punkte auf, die sich
auch in der persischen Nationalreligion, dem Zoroastrismus vorfinden. Die
Vermittelung ging durch das Judenthum. Daß der Einfluß des
Achämenidenreiches auf dieses ein außerordentlich bedeutender gewesen ist,
ist anerkannt, wenn auch die Auffassung E. Meyers (Die Entstehung des
Judenthums 1897) sich als zu weitgehend erweisen sollte. In nacherilischen
Büchern der Bibel, sowie in den späteren talmudischen Aufzeichnungen er-
scheinen Ideen, die ihren Ursprung weniger in den Dogmen des älteren
Judenthums, sondern weit eher im altpersischen Masdaismus, dem Glauben
an Ahura Masda, haben werden. Hierher gehören vor Allem die eschato-
logischen Partieen der israelitischen Religion und dadurch des Christenthums.
Die Lehre von der Auferstehung der Todten und dem jüngsten Gericht,
der Seligkeit der Frommen und der Bestrafung der Bösen nach dem Tode,
dem Buche, in das die Thaten der Menschen eingeschrieben werden, die
Oekonomie des Himmels oder Paradieses (selbst dieses Wort ist persisch)
und der Hölle, die Idee der guten und bösen Engel, besonders des Teufels
– alle sind sie höchst wahrscheinlich zum Theil dem Masdaismus entlehnt,
theils sind im Judenthum von Alters her vorhanden gewesene Keime durch
diesen befruchtet und wesentlich in ihrer weiteren Ausgestaltung beeinflußt
worden. Man vergleiche hierzu z. B. Fr. Schwallys Buch „Das Leben nach
dem Tode nach den Vorstellungen des alten Israel und des Judenthums"
(1892), wo Stellen wie: „Was für Ezechiel noch Bild war (die Auf-
erstehungsidee), ist für den nacherilischen Verfasser von Jes. 26, 19 reale
Hoffnung" deutlich die persische Einwirkung während des Exils kennzeichnen.
Daß nicht alles Entlehnte auch von Hause aus iranisch ist, sondern vielfach

in erster Quelle aus Babylonien stammen wird, ist dabei zuzugeben, aber
in Persien haben sicherlich die Juden das Meiste davon erst aufgenommen.
So viel wird man bei aller Vorsicht, die diesen Fragen gegenüber ziemt,
sagen dürfen.
Auch das römische Pantheon hat sich aus Iran bereichert, und zwar
durch den Gott Mithra. Seine Mysterien haben im Kaiserreiche eine Be-
*) Ich wiederhole in diesem Aufsatze gelegentlich einige meiner Ausführungen in
der 4. Auflage von Hellwalds Culturgeschichte (1. Band) und bemerke bei dieser Gelegen-
heit, daß ich an den Druckfehlern und Abbildungen dort unschuldig bin.

<"page406">

deutung erlangt, welche die anderer Gottheiten weit überragte, und sein
Cult hat die darstellende Kunst erheblich angeregt.
Später hat dann Persien auf religiösem Gebiete wieder selbstständig
geschafft. Sein Sufismus hat einen bestimmenden Einfluß auf die
muhammedanische Welt gewonnen. Wenn auch nicht ursprünglich in Persien
entstanden, hat er doch dort eine ganz eigenartige Ausbildung empfangen.
Nicht selten findet man in sufischen Schriften auffallende Analogien zu An-
schauungen der deutschen Mystiker des Mittelalters, besonders zu Meister
Eckart. Doch beruhen diese nicht etwa auf gegenseitigen Beeinflussungen,
wie sie M. Carrière wohl angenommen hat. Vielmehr erklären sie sich
durch gemeinsame Einwirkung in letzter Linie des Neuplatonismus auf den
Orient wie auf den Occident. Das Uebrige hat sich dann hier wie dort
selbstständig aus ähnlichen mystischen Ideengängen entwickelt.
Die schiitische Lehre von dem Rechte Alis auf das Chalifat und der
daraus folgenden Unrechtmäßigkeit der drei ersten Beherrscher der Gläubigen
war gleich zu Anfang in Persien auf einen sehr fruchtbaren Boden gefallen.
Hier brachte die anfänglich rein politische Partei verschiedene Secten mit
zahlreichen neuen Lehren hervor. Persien ist die Hochburg der Schia, der
einen Hälfte des Islams, sein Schah deren geistiges Oberhaupt geworden.
Indien hat mannigfach tief auf die Philosophie des Westens ein-
gewirkt, von Persien läßt sich dies nicht sagen. Nietzsches wunderbares
Buch „Also sprach Zarathustra“ hat, was man nach dem Titel doch ver-
muthen sollte, ebenso wenig persischen Hintergrund wie die studentische
Knobeltour „Hoher Zendawesta“ oder der „Perser“ des Bierskats (schon im
griechischen Würfelspiel hieß übrigens nach Hesych ein Wurf „der Perser“).
In der Religion Zoroasters kommt ausgesprochen auch die Cultur-
mission zum Ausdruck, welche zu erfüllen ihr Stifter sich vorgesetzt hatte.
Er stand auf der Seite des Ackerbaus, der Seßhaftigkeit, gegenüber dem
schweifenden Nomadenthume. Das geht deutlich aus verschiedenen Stellen
in seinen Hymnen, den Gathas, die uns erhalten geblieben sind, hervor. So
war die Urbarmachung unbebauten Landes eine Hauptforderung seiner Lehre.
Ein Erlaß des Darius an einen kleinasiatischen Satrapen berichtet
uns die interessante Thatsache, daß persischerseits auch in den unterworfenen
Ländern systematisch Fruchtbäume angepflanzt wurden, durch Athenäus er-
fahren wir von der Anlage von Weinbergen in Damascus. In der frucht-
baren Euphrat- und Tigrisebene blühte zur Zeit der Sassaniden ein reicher
Obstbau, eine Menge von Varietäten in Datteln, Feigen, Aepfeln u. a.
wurde erzeugt. Die arabischen Reisenden fanden dergleichen nach der Er-
oberung massenweise vor und theilen häufig noch die persischen Namen mit.
„Alles, wozu die Sonne lächelte,“ sagt Goethe schön in den Noten zu
seinem west-östlichen Divan vom Parsismus, „ward mit höchstem Fleiß be-
trieben, vor Anderem aber die Weinrebe, das eigentliche Kind der Sonne,
gepflegt“ – im Zendawesta kommt übrigens weder die Rebe noch der

<"page407">

Wein vor, doch gedeihen Trauben in Persien fast überall in üppigster
Weise. Im Bezirk von Herat sollen zur Zeit der Samaniden 120 ver-
schiedene Sorten Trauben gezogen sein. Von solchen Sonnenkindern, die
direct aus Persien stammen, sind heute manche bei uns heimisch.
Nicht Jeder, der einen Pfirsich ißt, weiß wohl, daß er einen „persi-
schen“ (nämlich Apfel) verspeist, wie ihn seit der Mitte des 1. Jahrhunderts
n. Chr. italische Gärtner nebst „armenischen Pflaumen“, d. i. Aprikosen,
zuerst auf europäischem Boden cultiwirten. Den Kirschbaum hatte schon
früher Lucullus vom pontischen Gestade eingeführt. Durch die Beziehungen
Roms zu Asien nahm die Obstbaumzucht und die Herstellung von Frucht-
säften, in denen die Perser von jeher Meister gewesen sind, eine große
Ausdehnung in Italien an. Von Culturpflanzen und Hausthieren, die
Persien dem Westen geschenkt hat, seien bei dieser Gelegenheit die folgenden
genannt (wir folgen Victor Hehn in der sechsten Auflage seines trefflichen
Werkes mit den Nachträgen von O. Schrader):
Die Melone (aus Baktrien und Sogdiana?), die Citrone (der „medische

Apfel“), wohl auch die Pistazie (das Wort scheint sicher persisch zu sein);
schwerlich der Terpentinbaum, wenn schon die Perser im Alterthum als
Terebinthenesser bekannt waren. Als Durchgangsland hat Persien Limone
und Orange weiter nach Westen vermittelt. Von Pflanzen sind persisch der
Hanf (Baktrien, Sogdiana, die kaspischen und Aralgegenden), die Rose
(Medien), Lilie (aus Susa? – wohl doch nicht), Luzerne (Medien),
Kaiserkrone (Fritillaria imperialis L., sie wurde über die Türkei durch
Clusius im Jahre 1580 in den europäischen botanischen Gärten eingebürgert),
von Bäumen die Cypresse (aus den Gebirgen des nördlichen Persiens) und
der Maulbeerbaum (Morus nigra L., aus Medien und den Pontusländern)
– die „persischen Nüsse“ der Alten stammten dagegen aus den Pontus-
gegenden, wie auch das persische Insectenpulver (Pyrethrum roseum L.)
nicht in Persien, sondern im Kaukasus heimisch ist. Die Heimat des
Fasans war Hyrkanien, aus dem fernsten Osten des iranischen Hochlandes
stammt der Büffel, der Hahn ist in Folge seiner Werthschätzung im
Zoroastrismus der speciell „persische Vogel“ geworden, wie ihn die Griechen
nannten, und hat dann vornehmlich von Persien aus seine weitere Ver-
breitung genommen.
Von der altpersischen Baukunst sind uns leider nur spärliche Reste
erhalten, doch genug, um uns eine Vorstellung von der Pracht der einstigen
Königspaläste machen zu können. Die Perser sind in der Architectur im
Wesentlichen Nachahmer geblieben, doch haben sie durch geschickte Aneignung
des Fremden etwas hervorgebracht, das als Ganzes wieder originell scheint.
Auf andere Stile, mit Ausnahme vielleicht einiger Einflüsse auf Indien,
haben sie aber nicht eingewirkt.
Ich werde wohl schwerlich das Glück haben, je auf der Terrasse von
Persepolis zu stehen. Der erste Eindruck würde vielleicht etwas enttäuschend

<"page408">

sein, ganz wie es wohl den meisten geht, die zum ersten Male das Forum
romanum oder die Akropolis von Athen betreten. Aber wie diese beiden
weltgeschichtlichen Ruinenstätten studirt sein wollen, ehe ihr voller Zauber
auf den Beschauer wirken kann, so gewiß auch die Trümmer der
achämenidischen Königsstadt. Ich wage zu glauben, daß des Darius und
Ferres luftige Hallen den Vergleich mit den schweren dorischen Tempeln
haben ertragen können.
In der Teppichweberei der Sassaniden, die zwar nach den Untersuchungen
A. Riegls keine nationalpersischen Formen aufwies, also nicht etwa eine
Renaissance gegen die vorhergehende rein hellenistische Kunst der Seleuciden
und Parther war, findet derselbe Forscher zuerst „die Palmette mit der
vollen Blumenkapsel ausgebildet, inmitten des zu beiden Seiten aufstrebenden
Blätterkranzes und der daraus hervorbrechenden Blüthen oder Knospen“,
eine Form, die dann in der Arabeske weiter fortlebt.
Seit der muhammedanischen Eroberung hat Persien auf die übrige
Welt vorwiegend durch seine Litteratur, hauptsächlich die poetische gewirkt.
Auf die islamischen Völker ist dieser Einfluß ganz außerordentlich tief
gewesen.
Seine schöne Sprache war die der feinen Bildung, in Constantinopel,
Delhi, Centralasien bediente sich ihrer mit Vorliebe die litterarische Welt.
Auch Europa, und in ihm wohl zum Meisten Deutschland, hat tiefgehende
Anregung von der Poesie der Perser erfahren. Durch Reisebeschreibungen
wirklich allerersten Ranges wie des Marco Polo, Olearius, Pietro della
Valle war schon im 17. und 18. Jahrhundert ein lebhaftes Interesse für
das Reich des Schahs geweckt worden. So konnten Montesquieus Lettres
persanes ihre geradezu enthusiastische Aufnahme finden. Dabei hat Persien
aber doch immer nur mehr den Eindruck einer Curiosität gemacht. Auch
frühere Schriftsteller suchten etwas Besonderes darin, wenn sie wie Rabelais
die Anekdote vom „Weißt Du wohl?“ der persischen Frauen auftischten,
oder wenn Grimmelshausen im Simplicissimus den „Jßmael Sophi, einen
Persischen König, in seiner Jugend ebenmäßig (wie schon Cyrus und dann
Simplex) das Viehe hütend“ vorführte. In Deutschland wies dann im
letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts Hamann allgemein auf den Orient
hin; diesem Winke folgte vor allem Herder. Zugleich trat auch der
Orientalist auf, der die orientalischen Studien in Deutschland mächtig
beleben sollte, Joseph von Hammer. Er gab den letzten Anstoß zu Goethes
west-östlichem Divan.
Daß Goethe von jeher ein lebhaftes Interesse für den Orient besessen
hat, ist bekannt. Das Alte Testament, Indien, China, Arabien, Persien
haben ihn angezogen. Wir beschränken uns hier auf das letzte. Goethe
hatte zuerst durch Herders Nachbildungen und von Hammers Uebersetzungen
einzelne persische Gedichte, besonders des Hafis kennen gelernt. Die ersten
vollständigen Dichtungen, mit denen er bekannt wurde, waren dann Hammers

<"page409">



Schirin (1809) und desselben Uebertragung von Hafis gesammtem Divan
(1812); dieser übte eine ungleich tiefere Wirkung als alles Vorhergehende
auf ihn aus. Unter den Ländern des Orients trat nun Persien bei ihm
in den Vordergrund, die Magier des Ostens, die ja Perser gewesen waren,
waren damit von dem Magus des Nordens in Goethe in das Reich der
deutschen Poesie beschworen worden. Es ist für uns heute schwer verständlich,
wie Hammers Verdeutschungen nicht vielmehr von „orientalischer schöner
Redekunst“ abgeschreckt haben. Nicht nur auf Goethe, der ja mehr als
Andere im Stande sein mußte, die echten Goldkörner unter den sie um-
hüllenden Schlacken sprachlicher Geschraubtheit und Unnatur bei dem Wiener
Orientalisten zu empfinden, nein, auch auf weitere Kreise haben dessen
Darbietungen aus den morgenländischen Litteraturen („Duftkörner“,
„Fläschchen Rosenöls“ u. s. w.) anregend gewirkt. Hammer war eben ein
Kind seiner Zeit, seine für uns heute vielfach völlig ungenießbare Weise
stand den Mitlebenden näher als uns. Wie ja auch, wenn wir ehrlich sein
wollen, selbst in Goethes Werken nicht Weniges für uns heute veraltet ist.
Hammers indirecter Einfluß wiegt sicherlich manchen dickleibigen Band correcter
Gelehrsamkeit auf, eine Art Genialität läßt sich ihm nicht absprechen.
Es ist nun geradezu wunderbar, wie Goethe sich in den Geist der
hafisischen Denkweise hineingelebt hat, die er doch allermeist nur aus ab-
geleiteten Quellen kennen gelernt hat. Der persische Geist, mit eigenartigen
mystischen (sufischen) Ideen durchtränkt, wie er in Hafis sich darstellt,
„gleicht einem Liede, wozu nur Wenige die Melodie kennen, für die Meisten
(oder sagen wir hier wenigstens für Viele) bleibt es ungesungen“. Dies
Wort Marianne Jungs über Goethes Schilderung der Entstehung ihrer
Liebe gilt für Europäer allgemein solchen orientalischen Dichtungen gegen-
über, sogar für manche Orientalisten, die lange Jahre dem Studium des
Orients gewidmet haben. Sie vermögen sich für einen Vierzeiler Abu
Saids oder ein Ghasel Hekim Senajis nicht zu begeistern, Hafis scheint ihnen
nur leichtes Getändel. Was so selbst Orientalisten von Beruf nicht selten
versagt bleibt, ist dem Dichter Goethe so unvergleichlich in seinem Divan
gelungen, weil er ihn selbst erlebt hat, weil der west-östliche Divan ein
Stück seines Lebens selbst geworden ist oder vielmehr ein Stück seines
Lebens in ihm Gestalt gewonnen hat. K. Burdach hat dies in einem Vor-
trage feinsinnig ausgeführt, und unter diesem Gesichtspunkte muß man den
Divan lesen, um ihn recht zu verstehen und auch heute noch genießen zu
können. Wenn es bei Burdach dann u. A. heißt: „Weder Chateaubriand
noch Lord Byron noch Schelling noch die deutschen Romantiker wären
denkbar, ohne daß sie der Athem Goethischer Geniedichtung angeweht hätte“
(eben aus dem Divan mit seinem romantischen Cultus des Orients), und
wenn das Beste im Divan aus persischem Geist entsprossen ist, so dürfen
wir wohl hier ganz besonders von einem Danke reden, den wir, den die
Welt Persien schuldet.

<"page410">



Aufgabe des Specialforschers wäre es, im Einzelnen weiteren per-
sischen Anregungen bei Goethe nachzuspüren – wie der Verwendung der
Sage von der Erfindung des Reims durch den Sassaniden Bechram
Gur und seine Geliebte Dilaram im zweiten Theile des Faust (Faust
und Helenas reimende Wechselrede) – für uns handelte es sich hier
nur um die Gesammtwirkung persischer Litteratur auf unseren größten
Dichter.

Hafis, Dir sich gleichzustellen,
Welch ein Wahn!

sagt er einmal im Divan (II, 8), dem Kanzler F. von Müller gegenüber
hat er die Aeußerung gethan: „Die Perser hatten in fünf Jahrhunderten
nur sieben Dichter, die sie gelten ließen (das ist aber nicht richtig), und
unter den verworfenen waren mehrere Canaillen, die besser als ich waren“
(Unterhaltungen, 2. Aufl. S. 110). In seinem Epigramm „Weltlitteratur“
steht gleich nach den Psalmen und dem hohen Liede der Bibel Hafis
(„des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt“). Auf diese Werthschätzung
eines Goethe können die Perser stolz sein, wenn sie auch zu weit geht.
Uebrigens hat Goethe in seinen Noten manches gemildert und eingeschränkt,
was im Divan selbst zu begeistert gerathen war, doch hat eben der Divan
auf die Mit- und Nachwelt gewirkt, nicht die Noten.
Die orientalisirenden Dichtungen nach Goethe in Deutschland sind sehr
zahlreich. Er hatte einen machtvollen Anstoß gegeben. Als nächster Dichter
nach ihm, der zugleich ein ausgezeichneter Orientalist war, trat Fr. Rückert
hervor. Ihn hat gerade der west-östliche Divan angeregt. Saadis „Frucht-
garten“ (Bostan) und „Firdosis Königsbuch“ sind seine besten Leistungen
als Uebersetzer aus dem Persischen. Ihr poetischer Werth wird durch den

philologischen noch übertroffen. Auch „Aus Saadis Divan“, sowie „Saadis politische Gedichte“ sind wie alle Uebersetzungen Rückerts meisterhast, selbst der Philologe kann aus ihnen noch heute auf jeder Seite etwas lernen; ihr Inhalt ist aber zu spröde, als daß sie weitere Verbreitung hätten finden können. Alle sind sie indeß erst nach ihres Verfassers Tode veröffentlicht worden, sein Einfluß auf die deutsche Litteratur ging von seinen allgemeineren orientalischen Dichtungen aus, von den Ghaselen, Oestlichen Rosen u. a., die zumeist von persischem Geiste genährt waren. Uebrigens hatte schon Görres mit seinem in Prosa, aber begeistert geschriebenen „Heldenbuch von Iran“ (1820) der neuen Richtung mit auf das Beste die Wege geebnet. Graf Schacks Firdusübertragung war dann eine formvollendete Leistung und zugleich eine wirkliche Bereicherung der deutschen Litteratur. Wie Rückert zuerst die bald so beliebte Form der „Vierzeiler“ in die deutsche Poesie eingeführt hat, so hat er auch die Gewohnheit der persischen Dichter, im letzten Verse eines Gedichtes ihren Namen zu nennen, einzubürgern gesucht, nämlich in den Freimund-Ghaselen, indessen ist sein Beispiel hier ohne Nachahmung geblieben.

<"page411">



Von Rückert empfingen Graf Platen und Bodenstedt nachhaltige Impulse. Die Versformen des Orients hat besonders der Erstere ebenso vollendet gehandhabt wie sein Lehrmeister. Seinen „Spiegel des Hafis“ ließ Platen bald in den „Ghaselen“ aufgehen, als sein Wahlspruch

Der Orient ist abgethan,
Nun seht die Form als unser an

geworden war. Immermann, der an Herders Wort (vor Goethes Divan) „an Hafis' Gesängen hätten wir fast genug“ anknüpfend sein beißendes Distichon in die Begeisterung hineinwarf:

Von den Früchten, die sie aus dem Rosenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Ghaselen

verhallte ungehört. Bodenstedts Mirza Schaffy verhalf der neuen Geschmacksrichtung so völlig zum Durchbruch, wie selten sonst ein siegreicher Schlag gewirkt hat. Allerdings war dieser Mirza ja kein eigentlicher Perser, sondern im Grunde nur Bodenstedt selbst, aber der Dichter hatte den Orient an der Quelle selbst studirt. Die epikuräische Skepsis, der leichte Sinn, die fatalistische Weltanschauung des Hafis erschienen hier in einem so hellleuchtenden Localcolorit wie noch nie bisher. Die neue Weise ward Mode, doch hat keiner der zahlreichen Nachahmer den ersten Mirza Schaffy je erreicht, auch dieser später sich selbst nicht wieder.

In katholischen Litteraturgeschichten kommt Hafis schlecht weg. Er ist ein Gegner der „Pfaffen“ und ihrer „Orden“. Ein unparteiischer Katholik, der die Verhältnisse kennt, wird sicherlich zugeben, daß die „Pfaffen“ des Islams, die Mullas, für jede freiere geistige Entwickelung von jeher das stärkste Hinderniß gebildet haben, und daß sie auf die Dauer für Persien geradezu ein nationales Unglück bedeuten. Die ultramontanen Litterarhistoriker sehen nun aber, wie es scheint, in Hafis zugleich einen Feind ihrer „Pfaffen“, und so kommen „wissenschaftliche“ Urtheile über den Dichter zu Stande, wie ein solches z. B. der „Geschichte der Weltlitteratur“ des Jesuiten A. Baumgartner (I, 566) wenig zur Zierde gereicht.

Rückert und Bodenstedt haben starke Wurzeln ihrer Kraft dauernd aus dem Orient und in ihm besonders aus Persien gezogen. Daneben haben andere Dichter nur mehr gelegentlich mit ihm geliebäugelt, wie Immermann spottete:

Alter Dichter (Goethe), Du gemahnst mich als wie Hamelns Rattenfänger,
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all' die lieben, kleinen Sänger.

Loeper nennt in seiner Divanausgabe als solche „kleinen Sänger“: W. Müller (Locken- und Schenkenlieder), J. B. Rousseau (Buch der Sprüche für Freunde der Hafisklänge), Daumer, Leop. Schefer, Rittershaus (Lieder an Suleika), denen sich noch manche andere hinzufügen ließen, besonders etwa Hermann von Hermannsthal (Ghaselen – der Prolog knüpft an den persischen Dichter Ibn Jemin an). Wir haben hier blos „die Perser“ berücksichtigt, sonst hätten auch Schöpfungen wie Löschkes Christlicher Divan,

<"page412">



142 Ghaselen zum Preise des Herrn (1847), oder von Levitschniggs West-Oestlich (Gedichte, 1846), Wihls Westöstliche Schwalben (1847) u. a. genannt werden müssen. Auch in epischer Form sind persische Stoffe behandelt worden: A. Johns „Heldengedicht aus den Sagen der persischen Vorzeit“ Kolostogade (1832) in zwei Bänden und 26 Gesängen ist längst verschollen (Kurz meint in seiner Litteraturgeschichte, der Leser habe zum Durchlesen eine noch größere Geduld nöthig, als der Dichter zum Dichten gebraucht haben müsse); weniger verdiente dieses Schicksal von Heydens

Schuster zu Ispahan (1850). Wer Epen „Firdusi“ verfaßt hat, auf die
v. Loeper in seiner Divanausgabe hindeutet, habe ich nicht herausfinden
können. Die Heroine des Babismus aus den fünfziger Jahren, die schöne
„Gurret ül Eyn“ (besser Kurret ul-Ain), hat in Marie von Najmájer eine
begeisterte Sängerin gefunden (Wien, 1874).
Ein ganzes orientalisches Programm hatte sich Heinr. Stieglitz auf-
gestellt, der Gatte jener unglücklichen Charlotte, die durch ihren heroischen
Selbstmord den geliebten Mann doch nicht auf eine höhere Höhe dichteri-
schen Könnens hatte hinaufheben können. Indien, Tibet, China, Japan,
Aegypten, die er ursprünglich alle hatte behandeln wollen, ließ er schließlich
ausfallen, seine drei Bände „Bilder des Orients“ sind nur Arabien, Persien
und der Türkei nebst Griechenland gewidmet. Am besten sind die zuletzt
entstandenen, meist schwungvollen Türkenlieder gelungen, wenn schon das
Pathos mancher Stellen zu stark an bekannte Muster erinnert, so
Und es führt des Vaters Krieger
Trotz der Feinde Widerstand
Soliman, der Fluthbesieger,
Nach dem schönen Griechenland
an Schiller oder
Und furchtbar mahnend dringen
Die Worte an sein Ohr:
Du todtenbleicher Sünder,
Du Sklav des Herrscherthums 2c.
an Uhland. Die Tragödie „Sultan Selim der Dritte“ ist jedenfalls der
gleichnamigen Murad Efendis (Reclam) weit überlegen. Die persischen
Gedichte weisen ebenfalls eine anmuthige äußere Form auf, doch fehlt ihnen
meist eigentliche Empfindung.
Und ist mein Liebchen Rose auch,
Ist Stieglitz doch nicht Nachtigall,
gesteht der Dichter selbst zu. Sein „Firdust“ mit dem Schlusse
Sie nah'n der Sadt, sie nah'n dem Thor – –
Ein Leichenzug geht d'raus hervor
mag auch neben Heines späterem Gedicht noch gelesen werden. In origineller
Weise reiht er in „Ein Tag in Ispahan“ eine bunte Menge einzelner
Scenen an einander und zeichnet so ein farbenreiches Bild persischen Lebens.

<"page413">

Von den reinen Lyrikern hat wohl Daumer seiner Zeit die größte
Wirkung erzielt. Sein „Hafis“ ist eine sehr freie Umdichtung in moderner
Gewandung, deren Reiz heute dahin ist. Noch viel weiter ist Schefer ge-
gangen, dessen „Hafis in Hellas“ geradezu unpersisch ist. Daß seine Liebe
sinnlich, glühend, dabei immer philosophirend und zugleich mit viel Phantasie
ausgestattet ist, sollte wohl hafisisch sein. „Mond, Du gelber Eierdotter“
u. dgl. waren dabei (allerdings neben manchem besser gelungenen) höchst
mißglückte Versuche in orientalischer Bildersprache – in der persischen Lyrik
ist der Mond stets blendend weiß, der Teint des Liebchens wird mit ihm
verglichen. Wenn hafisirende Sänger in Europa die ideale Frauenliebe
besingen, so thun sie ein Unding; denn der Perser hält vom Weibe nicht
viel. Hafis denkt bei der Liebe nur an seinen schönen jungen Freund. Er
möge daher bei uns der Dichter des Weins, des heiteren Lebensgenusses,
der geschworene Feind aller religiösen Heuchelei bleiben, der Alles vom
Standpunkte des Fatalismus aus betrachtet, Frauenliebe dichte man ihm
aber nicht an.
Der Kenner des Orients wird überhaupt auch in den besten solchen
occidentalischen Dichtungen so manches als unorientalisch unangenehm empfinden.
Gleich einem Schlage in's Gesicht wirkt schon eine Aeußerlichkeit wie Abdul
(d. i. „Sklave des“), als wenn man uns einen Franzosen Namens De la
(z. B. statt de la Vigne u. a.) vorstellte. In Abdul fehlt gerade der
Hauptbestandtheil (z. B. Abdul Hamid, Abdul Aziz), wie in de la.
Landesmann (Hier. Lorm) hat ein Gedicht geschrieben, dessen Held diesen
verkrüppelten Namen führt, in P. Heyses Lustspiel „Der Bucklige von
Schiras“ kommt wieder ein solcher Unglücksmensch vor. Dieses Stück spielt
in „Schiras unter den Sassaniden“; dabei, also in zoroastrischer Zeit, soll
Jemand im Feuer verbrannt werden, und es kommen Namen vor wie
Stambul, Fatima (statt Fátima), Gülnare (türkische Aussprache). Man
wird einwenden, daß dies nebensächlich sei, wenn das Werk sonst gut sei,
und unsere Litteratur weist ja Meisterwerke auf, die in dieser Beziehung
sich die stärksten Blößen geben. Heute ist man aber auch in solchen
Aeußerlichkeiten anspruchsvoller, und was in Operetten wie dem „Mikado“
erlaubt ist, wirkt im ernsteren Lustspiel störend. Wenn auch nicht Jeder
die Anachronismen bemerkt, manchem können sie doch die Freude am Ge-
nusse gründlich stören. Fatima, wie ja schon Goethe gesprochen hat, ist
im Grunde nicht anders, als wenn Jemand Bazaine auf Beine reimen

würde, nur daß durch dieses weit mehr Ohren verletzt werden als durch
jenes. Warum dies Alles nun gerade bei dem „Buckligen von Schiras“
ausgekramt wird? Irgendwo durfte es, da es doch einmal wahr ist, wohl
gesagt werden, und ein Paul Heyse kann eine derartige Nörgelei am
ehesten vertragen. Eine ähnliche Mißgeburt ist seinem Namen nach auch
der Prinz „Zille“, von dem bei Gelegenheit des letzten Thronwechsels in
Persien (1896) in den Zeitungen viel zu lesen war. Es war damit der


<"page414">

Prinz Sill-essultan gemeint, d. h. „der Schatten des Sultans“ (des Schahs),
wie der Schah selbst der Schatten Allahs ist, der gleich Abdul die letzte
Hälfte seines Namens eingebüßt hatte.
Robert Hamerling hat Immermann nachahmend in der litterarischen
Walpurgisnacht wieder über die
Perser von dem Main, der Elbe,
Von der Isar, von der Pleiße
gespöttelt. Er selbst hatte sich, wie es scheint, ziemlich eingehend mit dem
Persischen beschäftigt und hat sich sogar an einer Uebersetzung von Dschamis
„Frühlingsgarten“ oder wenigstens eines Bruchstückes daraus versucht.
Auch „den ihm überaus werth gewordenen“ Dichter Dschelaleddin Rumi
hat er gelesen, außer ganz gelegentlichen Anspielungen finden sich aber keine
persischen Reminiscenzen in seinen Werken.
Neben der Lyrik ist die Spruchdichtung seit Goethe und Rückert bis
in die neueste Zeit viel, ja zu viel gepflegt worden.
Eine dauernde Beliebtheit haben einzelne kurze dichterische Gestaltungen
persischer Stoffe erlangt, wie Platens Harmosan und Parsenlied, Heines
drei Historien „Der Dichter Firdusi“ (besonders die letzte). Heine hat
über den west-östlichen Divan begeistert geurtheilt. Die freie Behandlung
der sinnlichen Seite der Liebe bei Goethe hat auf ihn stets sehr stark ge-
wirkt, und so übertreibt er sie auch im Divan, wo sie gar nicht sehr zur
Geltung kommt. Aus L. Bowitschs Sindibad verdienten einige gut ge-
lungene Stücke (z. B. der Sultan und der Kadi) in einer Anthologie vor
dem Vergessenwerden gerettet zu werden. Auch in Castellis „Orientalischen
Granaten“ finden sich mehrere hübsche Gedichte („Stärke weiblicher Scham“
ist eine persische Geschichte, wie eine ähnliche schon der große Arzt Avicenna
aus der Samanidenzeit berichtet).
Uebersetzungen persischer Dichtungen von Orientalisten sind in großer
Menge vorhanden. Seit Olearius' Uebertragung von Saadis Rosengarten
(der echt germanische, mittelhochdeutsche Rosengarten von Worms war
damals noch unbekannt) schon im 17. Jahrhundert haben sich Gelehrte
mit mehr oder weniger Geschick bemüht, die Poesie Persiens bei uns
bekannt zu machen. Als die Erfolgreichsten seien hier neben den bereits
erwähnten v. Hammer und Rückert genannt (und zwar auch nur mit
ihren bestgelungenen Versuchen): Graf (Saadis Bostan), v. Schlechta-Wssehrd
(Firduss Jusuf und Suleicha), v. Rosenzweig-Schwannau (Hafis) – letztere
beide Schüler v. Hammers – sowie nochmals die Dichter Graf Schack
(Dschamis Leila und Madschnun, Omar Chajams Vierzeiler) und Bodenstedt
(Omar Chajam). Auch Brugschs „Muse von Teheran“ hat eine zweite
Auflage erlebt. Die Anthologieen Scherrs, Wolheim da Fonsecas, Harts
u. a. haben ebenfalls nicht wenig zur Bekanntmachung persischer Litteratur
beigetragen.

<"page415">

Die Wirkung von Uebersetzungen aus dem Persischen bei anderen
Völkern zu verfolgen, ist für den Ausländer schwierig. Fitzgerald-Omar
Chajams außerordentliche Popularität in England und Amerika kann aller-
dings auch außerhalb der Grenzen dieser Länder nicht unbemerkt bleiben.
Sie hat wohl u. a. K. Ptaks Omar Chijam des Jüngeren (mir unbekannten)
Divan (1892) hervorgerufen.
Bekannt ist, daß eine große Menge der heute weitverbreiteten Märchen,
Fabeln, Thiersagen ihren Ursprung in Indien haben. Ihre Vermittelung
nach dem Westen ist aber zumeist durch Persien erfolgt. Kalila und Dimna,
die vierzig Veziere u. a. wurden, ehe sie zu uns gelangten, vom anmuthigen
persischen Geiste durchsogen und haben durch ihn ein bestimmtes Gepräge
empfangen. Daß schon die vormuhammedanischen Araber persische Sagen
und Märchen gekannt haben, daran kann kein Zweifel sein. Noch unter
den Augen Muhammeds fand einer seiner Gegner für Erzählungen aus
der iranischen Heldensage ein dankbares Publicum, was ihm die Rache des
Propheten zuzog. Sogar „Tausend und eine Nacht“ hat einen unverkennbar
persischen Grundton, wenn auch die berühmte Sammlung ihre heutige Gestalt
und besonders ihre völlig islamische Uebermalung ziemlich spät auf arabi-

schem Boden (in Aegypten) erhalten hat. Aber die Cultur der Khalifen
war ja in ihrem Kern persisch, das bisherige Wüstenvolk der Araber hatte
nichts Besseres thun können, als sich in dieser Beziehung den von ihm Be-
siegten zu unterwerfen. Darum hat auch der nichtpersische, muhammedanische
Orient vielfach ein so persisches Aussehen bekommen. Dichtungen wie
Moores Lala Rookh, Platens Abassiden, Hessemers Ring und Pfeil, die
nicht auf persischem Boden spielen, sind daher im Grunde doch wesentlich
persisch. Das wird vermuthlich auch von mir nicht bekannten gelten, wie
Hessemers Jusuf und Nafissa (1847), K. Schützes Assad der Hirt (1857),
soweit in ihnen das orientalische Colorit überhaupt getroffen ist. Neben
rein indischen wie Neumanns „Nur Jehan", Arnolds „Light of Asia",
finden sich dann ferner gemischte, die eigentlich ein Unding sind, so
v. Levitschniggs „Rustan" („Held Rustan, der Stolz des Inderlandes" ist
ursprünglich ein Perser).
Unter dem Sassaniden Chosro Anuschirwan (531–579 n. Chr.) be-
sonders sind viele griechische Schriften in das Persische, oder wie es damals
hieß, das Pechlewi, d. i. das Parthische, übersetzt worden. Aus diesen
Pechlewiübertragungen flossen dann später syrische und arabische, in denen
uns heute manche solche Werke (z. B. des Aristoteles) allein erhalten ge-
blieben sind. Auch das indische Schachspiel ist damals nach Persien ver-
pflanzt worden und verdankt diesem mit seiner Weiterverbreitung zugleich
den Namen, unter dem es heute in der Welt bekannt ist, an Stelle des
ursprünglichen „Vierecks". Wie die Zauberwelt von „Tausend und einer
Nacht" von jeher die Jugend entzückt hat, so könnten wohl auch die Sagen
des persischen Schahnames wirken. Ein erster Versuch in dieser Beziehung
26

<"page416">

liegt vor: Helene Schaupp hat „Die schönsten Heldensagen aus dem persi-
schen Königsbuche" der Jugend zu erzählen unternommen und mit einem
Bändchen „Rustem" den Anfang gemacht (Halle, Waisenhausbuchhandlung).
In England hat im Anfang dieses Jahrhunderts Morier mit seinem
reizenden Roman „Hadschi Baba of Isfahan" einen außerordentlichen
Erfolg gehabt. Das Buch wurde in verschiedene Sprachen, auch in das
Deutsche, übersetzt. Hadschi Baba ist wohl das beste Bild, das je vom
persischen Charakter gezeichnet worden ist, auch die modernen Perser er-
kennen dies an, indem sie das Buch durchaus als ernst nehmen und bitter
hassen. Grillparzer hat im Rustan seines dramatischen Märchens „Der
Traum, ein Leben" unbewußt einen Typus geschaffen, der außerordentlich
viel von einer Hadschi Baba-Natur hat. Der vor nichts zurückschreckende
Ehrgeiz dieses „österreichischen Faust" (übrigens keine glückliche Bezeichnung),
sein Wankelmuth im Unglück und seine maßlos aufflammende Energie im
Erfolge sind echt iranisch; auch der Rustem des persischen Nationalepos ver-
schmäht es in der höchsten Gefahr nicht, zu einem unritterlichen Mittel
zu greifen, allerdings wird er nie ein solcher Schurke wie Grillparzers Held.
Auf einen engen Kreis von Fachleuten beschränkt bleiben die Schriften,
welche gelehrte Iranisten verfaßt haben. Doch hat es unter diesen seit
Silvestre de Sacy und Quatremère bis zur Gegenwart nicht an Werken
gefehlt, die durch mustergiltige Behandlung ihres Specialstoffes für andere
Zweige der Wissenschaft vorbildlich waren.
Die darstellende Kunst hat sich selten an persische Stoffe gewagt.
Das Drama ist in Persien selbst nur in religiösen Schaustellungen, den
Oberammergauer Passionsspielen vergleichbar, heimisch. Wenn neuerdings
Lustspiele wie der „Vezier von Lenkoran" in Europa bekannt geworden
sind, so stammen diese Uebersetzungen zwar aus dem Persischen, die Stücke
sind aber ursprünglich nicht dort, sondern in türkischem Gebiete zu Hause.
Die classischen Dramen Rodogune von Voltaire und Esther von Racine
behandeln Stoffe aus dem alten Persien, Esther ganz im Anschluß an die
Bibel. Der Roman des Alten Testaments hat manche Dramatisirung hervor-
gerufen, die tollste davon wird zweifellos Dr. Chroniks „Ahasveros und
Esther" sein, die P. Lindau in den „Ueberflüssigen Briefen an eine Freundin"
launig skizzirt hat.
Zuerst hat in der deutschen Litteratur auf persische, für eine dramatische
Behandlung geeignete Stoffe wohl A. Gottl. Meißner in seinen „Skizzen"
hingewiesen, einem seiner Winke war v. Hammer in dem Trauerspiele
„Dschafer oder der Sturz der Barmekiden" (1813) gefolgt. Fr. v. Uechtritz
hat dann 1827 erfolgreich Alexander und den letzten Darius dramatisirt
(in v. Auffenbergs Spartanern war schon Kerres neben Leonidas als
Hauptperson erschienen). Des Grafen Christian von Stolberg „Otanes"
war dagegen wenig gelungen. Die zweite Abtheilung von L. Bauers
Trilogie Alexander der Große „Eine Nacht in Persepolis" (1836) spielt

<"page417">

ebenfalls in der achämenidischen Königsstadt. Kotzebue erzählt in seiner „Flucht nach Paris“, er habe dort im Jahre 1790 ein persisches Drama „Bekir und Niza“ gesehen; besonders gefallen hat es ihm wohl nicht, da er außer dem Titel nichts darüber berichtet. Die Bühnen tragen gelegentlich dem Geschmacke des Publicums am Erotischen Rechnung und führen Ausstattungsstücke auf wie Raeders „Aladin und die Wunderlampe“ u. A. – Oehlenschläger hatte in seinem gleichnamigen dramatischen Gedichte, in dem vor allem öfters ein köstlicher Humor zum Ausdruck kommt, die Handlung eigens nach Ispahan verlegt; in der Widmung bekennt er sich als von Goethe angeregt. Kürnbergers „Firdusi“ ist wohl nie gegeben worden. Es scheint übrigens auffällig, daß die persische Geschichte so selten nur einen Dramatiker angeregt hat. Ein Darius I. oder aus moderner Zeit ein Abbas der Große sind doch gewiß hervorragend dramatische Gestalten; jener im Anschluß an Herodot (mit dem falschen Smerdis als Vorgeschichte), dieser an Pietro della Valles meisterhaftes, anschauliches Reisewerk.

Auch der Roman hat aus Persien sich wenig Stoffe geholt. Marion Crawfords Zoroaster steht heute ganz vereinzelt da. Die dämonische Figur des „Alten vom Berge“ müßte in den rechten Händen der Mittelpunkt einer wirkungsvollen Handlung werden. Leop. Schefers Novelle „Die Perserin“ ist längst vergessen.

Zu wem die Worte nicht sprechen, der ist vielleicht für die Töne empfänglicher. Er mag dann Mendelssohn's neckische Composition

Setze mir nicht, Du Grobian,
Den Krug so derb vor die Nase,
Sonst trübt sich der Elfer im Glase!

Goethe's Divansgedichte selbst vorziehen oder Schumanns Tönen vor Moores Versen des „Paradies und die Peri“ den Vorrang zugestehen. Ein Kunstwerk in Text wie musikalischer Ausführung ist Pet. Cornelius komische Operette „Der Barbier von Bagdad“, der allerdings auf 1001 Nacht zurückgeht, wohin auch schon Glucks „Cadi dupé“ gehörte. Rubinsteins Oper „Feramors“ beruht auf Moores „Lala Rookh“; auch die biblische Esther finden wir musikalisch wieder, nämlich in Händels Oratorium. Die ältere italienische Oper hat auffällig oft Stoffe aus der altpersischen Geschichte behandelt. So Tomyris und Cyrus, Darius, Artaxerres (wohl am allerhäufigsten), Xerxes, Roxane und Statira, theils selbstständig, theils in Verbindung mit Alexander dem Großen. Zu Aeschylus' Persern hat Herzog Ernst von Meiningen eine Musik geschrieben. Neuerdings hat Liza Lehmann in New-A)ork ausgewählte Vierzeiler Fitzgerald-Omar Chajams unter dem Titel „In einem persischen Garten“ in Musik gesetzt; il gran Tamerlan di Persia ist das Werk eines modernen italienischen Componisten. Richard Wagner hat den Plan gehabt, eine Episode aus Schacks „Heldensagen des

<"page418">



Firdus“ zu einer Oper zu gestalten (A. Fr. Graf von Schack, Ein halbes Jahrhundert, II 24/5).

In der Malerei ist die persische Geschichte verschiedentlich in Verbindung mit der Person Alexanders des Großen zur Darstellung gekommen. Sauerherings „Vademecum für Künstler“ verzeichnet eine ganze Reihe Bilder, so von Altdorfer und Lebrun (Alexanders Sieg über Darius bei Gaugamela – Alexanderschlachten als Mosaik sowie auf Gemmen sind bereits antik), von da Cortone (Alexander und Darius), von Veronese, Jordaens, Mignard, Lebrun (Darius' Familie vor Alexander), A. Müller (Vermählung des Alexander mit Darius' Tochter in Susa). Eine der liebreizendsten Frauengestalten der gesammten italienischen Renaissance ist Sodomas Roxane in dem so schwer zugänglichen oberen Stockwerke des Palazzo Farnese zu Rom. Montesquieus Lettres persanes haben, was hier beiläufig bemerkt sein möge, ebenfalls einige Maler inspirirt, z. B. Benard die Scene des 79. Briefes (im „Salon de 1887“, Catalogue illustré, L. Baschet, Paris S. 234).

„Unter'm Jasmin saßen wir beim Schach wie im Paradiese, auf taffetner Decke standen die Tassen mit Karawanenthee aus dem Bazar.“ Die sieben gesperrt gedruckten Worte dieses Satzes sind persisch, also auch in der Sprache des täglichen Lebens, der von ihnen doch mindestens Tasse angehört, sind wir Persien verpflichtet. Auch wenn wir von Borax sprechen, nennen wir ein persisches Wort, der Bezoar, der in der Medicin früher eine wichtige Rolle gespielt hat, der Roche im Schachspiel, Serail, das englische cimeter „Säbel“, die französischen carquois (ital.turcasso) „Köcher“, chicane „Schläger beim Ballspiel“ mit Ableitungen, ja assassin „Mörder“ stammen aus dem Persischen (das letzterwähnte allerdings nur indirect, insofern die Assassinen, deren Name ursprünglich arabisch ist, von Persien ausgingen). Andere persische Worte

wie Derwisch, Bulbul, Gul (Bülbül, Gül ist türkische Aussprache) oder
Arbuse brauchen wir nur im orientalischen Sinne und empfinden sie immer
als fremd, während solche wie Nihang („Krokodil") oder Musk („Moschus"),
die Rückert in seinen Uebersetzungen häufig verwandte, überhaupt bei uns
nicht weitergedrungen sind. Das gegenwärtig viel genannte Khaki ist
übrigens auch persischen Ursprungs und bedeutet eigentlich „erdfarbig". Auch
ein Papst hat einen persischen Namen geführt, nämlich Hormisdas (514–523).
Wie der geborene Campaner zu diesem gekommen ist, scheint bisher nicht
aufgeklärt; wahrscheinlich war er nach einem syrischen Märtyrer so genannt.
In den Sprachen des Orients findet man überall zahlreiche persische
Lehnwörter. Das Altarmenische ist von solchen derartig überschwemmt, daß
man sich anfänglich eine ganz irrige Meinung über seine Stellung im Kreise
der indogermanischen Familie gebildet hatte. Der türkische Padischah hat
seinen Königstitel aus dem Persischen geborgt, der gesammte Orient seine
Veziere und Derwische, ohne die er undenkbar wäre.

<"page419">



In Büchmanns „Geflügelten Worten" (19. Aufl.) wird als ein solches
Ovids Vers

An nescis longas regibus esse manus?

angeführt. Die beigefügte Uebersetzung

„Weißt Du denn nicht, wie weit reichet der Könige Hand?"

beseitigt „die langen Hände der Könige", von denen eigentlich die Rede ist.
Die in ihnen zum Ausdruck kommende Anschauung scheint aber gerade das
Wesentliche zu sein. Schon bei Herodot spricht der Perser Mardonius von
der „überlangen Hand" seines Königs Xerxes I.; Artaxerxes I., dessen
Sohn, führte dann wirklich den Beinamen „Langhand", was ursprünglich
gewiß ebenfalls eine symbolische Bedeutung hatte, von den Griechen (in
Makrocheir) aber irrthümlich körperlich aufgefaßt wurde. Die „lange Hand
des Königs" ist also wohl ein persisches Bild. Daß auch die „goldenen Berge",
die man Jemanden verspricht, von Hause aus eine persische Uebertreibung
seien, wäre nach den Stellen bei Büchmann S. 370 nicht unmöglich.

Was die Zukunft Persien bringen wird, ist ungewiß. Sein Fort-
bestehen ist innigst zu wünschen, ja es ist im Grunde eine politische Noth-
wendigkeit. Je stärker es wäre, desto besser für Persien selbst wie auch
für die Welt. Als ein kräftiges Bollwerk zwischen Rußland und England
könnte es eine heilsame Aufgabe erfüllen. Was aber auch immer sein
Schicksal sein wird, der Ruhm seiner großen Vergangenheit wird unser
Interesse an ihm nie ersterben lassen. Seine mannigfachen Leistungen im
Laufe der Zeiten drängen uns den Wunsch auf, daß es ihm vergönnt sein
möge, sich noch einmal, wie so oft schon, wieder zu einer Großmacht zu
erheben und die ihm gebührende Stellung unter den Staaten des Orients
einzunehmen, die es an Lebenskraft alle übertroffen hat.

<"page420">

## Aus dem lateinischen Viertel").

### Skizzen von der Universität.

Von

August ZStrindberg.

Autorisirte Uebersetzung von Siegfried Robert Magel.

### Kämpfe.

r war bucklig der kleine Tropf, aber dabei lustig und fröhlich,
NE denn er besaß ein frommes Gemüth und hatte sein Leid so
ANSÄG lange getragen, bis der Humor anfing. Aber er war auch
stolz auf sich, denn er hatte die Medicin ergriffen. Er besaß eine ziemlich
geschickte Hand und einen sicheren Blick, so daß ihm Niemand widerrieth,
sein Studium fortzusetzen. Er war zwar sehr arm, hatte aber keine Schulden;
jetzt freilich sollten sie kommen, denn sein Stipendium von 200 Thalern
reichte nur auf Bücher. Das war die ehrliche Armuth, die in steter Ent-
sagung lebt. Seine Studienzeit –- er war nun Candidat – war ganz und
gar nicht fröhlich gewesen. Die 100 Thaler per Semester hatten knapp
gereicht: Milch und Brod Morgens und Abends, das Mittagessen mit
einem Kameraden zusammen für sechs Thaler monatlich. Eine Dachkammer
für 15 Thaler, dazu eine Klafter Holz, das er sich selbst auf dem Markte
für sieben Thaler kaufte.

Aber es ging sehr schwer, wenn Extraausgaben, z. B. für Kleider,
eine Bresche in seine Cassa gemacht hatten, und er brauchte sechs Semester
zu seiner Medicin.

Das 6. Semester war wirklich drückend und gerade, als er bei den
Rigorosen hielt. Er zog zum Herbst in eine alte Holzbude bei der Eisen-
brücke, natürlich oben im Dach; das Zimmer war wie eine Lade in den
Giebel hineingeschoben, und die Decke oben hatte die Form eines Sarg-
deckels. Mitten durch das Zimmer ging des Hauses gemeinsamer Schorn-

stein. Ein Feldbett mit Matratzen, Decke und Kissen, aber ohne Leintuch,
*) S. Heft 280, 281.

<"page421">

ein Küchentisch beim Fenster, ein rothgebeizter Secretär und ein paar Stühle:
das war das Möblement.
Bei einem Talglicht in einer Bierflasche lernte er.
Der October kam, und mit ihm der Frost: er hatte kein Holz und
konnte auch keines anschaffen. Da entdeckte er, daß sein Schornstein, mit
dem er früher wegen seines entstellenden Aussehens recht unzufrieden war,
eine behagliche Wärme ausstrahlte. Er lehnte sich mit dem Rücken gegen
denselben und lernte so. Dieses Vergnügen dauerte drei Tage; am vierten
war der Schornstein kalt und starr. Er forschte nach der Ursache und
erfuhr, daß der Schornstein, welcher zu einer Backstube gehörte, nur alle
vierzehn Tage bedient werde. Das war ein schwerer Schlag. Die Noth
begann ihm die Zähne zu zeigen. Er handelte darnach und brach mit
großer Mühe die Kleiderhaken im Winkel los; die Dielen folgten. In-
zwischen sprang er in der Dämmerung mit seinem Nachtsacke fort und lieh
sich von irgend einem armen Kameraden – reiche kannte er keine –
einen Ofen voll Holz aus.
Als er mehrere Male zur selben Stelle gegangen war, schämte er
sich und fand sich genöthigt, einen Ausweg zu betreten, vor dem er früher
gezittert hatte, ja, den er geradezu als Verbrechen ansah.
Es hatte zu schneien angefangen, aber der Schnee zerging und zog
sich in die Ziegel und Latten und Dachpappe, so daß es in sein Bett
tropfte; dieses diente bei Tag als Sopha und wurde am Abend einfach
durch Abnahme der Decke zu einem Bette adaptirt. Als es nun kalt
wurde, da war das Bett seine einzige Rettung, sogar bei Tage; er war
aus seiner Wohnung vertrieben, in seinen wichtigsten Lebensbedingungen
bedroht. Da entschloß er sich zu „Ferna“ zu gehen.
Es war ein bitterer Augenblick: es galt seine Uhr, ein Andenken,
aber es galt auch seine Zukunft. Er schlug den Rockkragen hinauf, um
nicht erkannt zu werden, und steuerte durch die Schneegruben der finsteren
Königsgrabengasse zu. Lange ging er klopfenden Herzens draußen umher.
Er sah so manche Uhr, die da im Fenster hing – so manches Andenken;
es kam ihm vor, als begehe er etwas Böses; dann aber dachte er an sein
Examen und trat ein. Der bunte Anblick machte ihn etwas verwirrt.
Neue Kleider, Messinggeräthe, Claviere, Schuhwerk, Bücher, Tabakspfeifen,
Regenschirme, was Alles der Mensch entbehren kann, außer Nahrung und
Wärme!
Er wurde von einer nicht mehr jungen Frau empfangen und stotterte
sein Begehren hervor: er wolle fragen, ob er auf die Uhr da Etwas be-
kommen könne; er sei in eine zufällige Verlegenheit gerathen, aber er wolle
sie bald auslösen, denn sie sei ein Andenken.
„So, so, ein Andenken?“ sagte die Frau mit leisem Lächeln.
Der arme Bursche wußte nicht, daß dies die gewöhnliche Formulirung
eines solchen Leihbegehrens war.

<"page422">

Er bekam einen Zehner
„Der Name?“
Welcher Augenblick! Er verleugnete seine Identität! Dann wollte er
hinausstürzen, aber in der Thür traf er auf drei lärmende Kameraden,
die den Weg hierher gut zu kennen schienen und sicher nicht aus derselben
Ursache da waren, wie er.
„Sieh da, der kleine Anton! Warte, nun können wir den Abend
zusammen verbringen und lustig sein. Da giebt es ja Geld!“
Er schämte sich, aber er ließ sich aufhalten, ging mit und zechte und
betrank sich und wurde nach Hause getragen. Aber er träumte nur so
schön und erwachte verwundert; er lag in seinem eigenen Bett – mit einem
Laken – einem reinen Laken zum ersten Male seit sechs Wochen. Wer
hatte ihm das gegeben?
Da kam die Angst über ihn! Er hatte gestern geschwärmt, gezecht;
er hatte seinen Zehner angerissen, Hummer gegessen, Curaçao getrunken.
Er war bei der Pfandleiherin gewesen und in Räuberhände gefallen.
Er sah zum Bett hinaus; da stand bei seinem Kopf ein Stuhl, darauf
Streichhölzchen, die Leuchterflasche, die Wasserflasche, der Thorschlüssel, ein
aufgerissenes Päckchen Tabak und sein Zehner: Alles wohl und ordentlich
aufbewahrt!
Aber er hatte noch schwerere Angst auszustehen; das war in jenem
Moment, als der Mundvorrath alle war und er sich schämte, in's Leihhaus
zu gehen. Er fror nun, aber er lernte, lernte unablässig und versäumte

keine Vorlesung und keine Uebung.
Einmal fand man ihn in seinem Bette liegend, ohnmächtig über seiner
Physik, aus der er Tags darauf geprüft werden sollte. Da hatte er
48 Stunden lang Nichts genossen..
Inzwischen hatte er seine Studien beendet und reichte sein Gesuch
beim Garnisonspital ein, wegen einer Unterarztstelle, mit welcher er
Naturalwohnung und 60 Thaler im Semester erhalten sollte. Sein Gesuch
wurde bewilligt, und er machte seine erste Runde; aber als er der Ein-
richtung eines verrenkten Gliedes zusah, fiel er in Ohnmacht. Als der
Regimentsarzt eintrat, war er höchst verwundert, einen kleinen Menschen
bleich und angstschweißbedeckt auf dem Boden liegen zu sehen; er hob den armen
Teufel auf und fragte mitleidig: „Wer bist Du, mein kleiner Bursche?“
„Ich bin Unterarzt der Garnison und dem ärztlichen Corps angehörig.“
Man ersparte dem kleinen Krüppel die Erklärung, daß durch einen Verstoß
ein Fehler gegen das Reglement begangen worden sei, und er durfte das
Semester hindurch bleiben. Er wußte nicht, daß er bucklig war!
Er kam also wieder nach Upsala und ging ins Krankenhaus; es wurde
immer schwerer für ihn, sich durchzuschlagen. Aber es ging! Zeitig war er
auf und besorgte seine Angelegenheiten, so daß er Punkt 9 Uhr bei der
Arbeit war.

<"page423">

Es war wieder Frühjahr geworden, und die Kameraden waren nach
allen Richtungen auseinandergestoben. Einige waren hinaus zur Landwehr-
Versammlung, andere zur Meldung in die Provinz, andere wieder in
Badeorte. Er war ganz allein in der Stadt und sah einen schrecklichen
Sommer vor sich, in Upsala, wo der Sommer unerträglich sein kann.
An einem Mainachmittage hatte er im Karolinaparke gesessen und
gelernt; dann ging er zum Schloßberg hinauf, um ein wenig Aussicht zu
genießen. Die Gegend war nicht gerade schön, aber sie erregte in ihm
auch gar kein Verlangen nach dem Lande, sondern weckte seine Vorstellung
von der See; er war an der Küste aufgewachsen und wurde heimwehkrank,
als er das Dampfboot sich zwischen den gräulichen Getreidefeldern hindurch-
wühlen sah. Und er erblickte das ganze Grauen des Sommers vor sich
und wünschte, es wäre wieder Herbst.
„Ach, war das eine Tour, Dich zu finden; geh sogleich zum Inspector
und erhebe Reisegeld; ich gratulire! Aber spute Dich, ehe der Patient stirbt.“
Folgte: Der Kleine reiste am selben Abend nach Bohuslän, um seine
Stellung als Hausarzt bei einem sehr reichen Manne, der vom Wohlleben
schwachsinnig geworden war, anzutreten. Für seine Mühe bekam er zwei-
hundert Thaler im Monat und die Verpflegung, Verpflegung in einem
Schlosse an der Meeresküste. Und er athmete wieder!
Das alte Gebäude war in der Glanzperiode der ostindischen Compagnie
um 1740, als der Ahne des gegenwärtigen Besitzers ein kolossales Vermögen
angesammelt hatte, entstanden. Der Park war ganz in chinesischem Geschmack,
nach einem Musteraus der Umgebung Cantons angelegt. Da gab es Akazien
und Sykomoren, Grotten und Teiche mit Goldfischen und Schwänen, kleine
Bambuslauben, Springbrunnen, Volièren mit Fasanen und Pfauen; die
Aecker waren überwuchert und die Wiesen seit Menschengedenken nicht ge-
schnitten, das ganze Gartenland besät mit Blumen; da gab es einen Obst-
garten mit den lieblichsten Blumen, einen Küchengarten, Melonenbänke,
Erdbeerstauden, Pfirsichspaliere und Weinreben; wohin man kam, traf der
Blick auf mächtige Porzellanvasen (aus der Mingdynastie), und in den Ge-
mächern glänzte das kostbarste Krystall neben japanischen Emailarbeiten.
Das Haus war von Veranden mit Sonnenplachen aus feinstem Bambus
und Nanking umgeben; Hängematten befanden sich hie und da zwischen den
Bäumen; und Sonnenschirme von Seide und Damast waren überall zur
Hand. In den Schwanenteichen und Canälen lagen Boote, aber weiter
unten an der Küste lag ein Kutter, mit zwei Bootsleuten bemannt, bereit,
auf Commando zu hissen. Im Stalle stand Vollblut und Jagdwagen.
Mit einem Worte: alle Ingredienzen zu einem Paradiese waren da bei-
sammen, nur die Krone der Schöpfung fehlte. Die Wirthschaft bestand
nämlich nur aus einem Blödsinnigen, der unter der Gewalt einer Wirth-
schafterin, eines Verwalters und eines Kammerdieners stand; aber was
kümmerte er, der kleine Doctor, sich um die Menschen, da er zum ersten

<"page424">

Male ungestört seine Freiheit genießen durfte, seine Freiheit, die Natur und
dieser Erde irdische Güter.
Er wurde ganz wirr von dieser Fülle, aber er vergaß auch nicht, den
Gefangenen von der drückenden Tyrannei zu befreien, wofür sich dieser
dankbar zeigte.

Er saß mit dem Kranken allein beim Mittagstisch, und Jeder hatte
einen Bedienten neben dem Stuhl. Er selbst aß sechs Schüsseln Speise, die
herrlichsten Austern und frischesten Hummern und trank dazu die köstlichsten
Weine; der reiche Mann saß dabei und aß gekochtes Huhn und Griessuppe.
Nach dem Essen lagen sie Beide in Manillahängematten, und der Kranke
sah mit Neid, wie der arme Candidat Vierzigthalercigarren rauchte und
direct importirten Marasquino trank.
Er segelte hinaus in's Meer und ließ alle Sorgen entfliehen; er
ruderte in den Canälen umher und schoß Kaninchen mit dem Revolver; er
saß in einem Kiosk und angelte Goldfische; aber das war nicht gut, denn
die brauchte die Haushälterin zum Herbste zu einer kleinen Einnahme;
deshalb entstand ein Wortwechsel, heimliche Correspondenz mit den Vor-
mündern des Kranken, was wieder einen Ukas veranlaßte, der dem Doctor
absolutes Verfügungsrecht über alles Lebende im ganzen Garten, über
Mensch und Thier einräumte.
Der August kam, und er besuchte die Gärten; die Erdbeeren schmeckten
ihm, und er schickte Knaben auf den Kirschbaum; er kostete die Pfirsiche,
Weintrauben und fand, daß sie noch einen Monat brauchten; er ließ einen
großen Korb Levkojen, Petunien und Scabiosen sammeln, um sie in seine
Mandarinvasen zu setzen. Er genoß gleich einem Kinde den Augenblick,
denn er wußte nicht, ob er jemals wieder solche Tage sehen werde.
Während seiner Promenade im Garten sah er plötzlich ein lichtes
Sommerkleid und einen kleinen Strohhut mit blauen Schleifen zwischen dem
Gebüsche verschwinden. Er wurde ganz roth, und sein Herz begann zu
schlagen; er ging auf sein Zimmer und glaubte diesen Tag keinen Spazier-
gang mehr wagen zu dürfen.
Dann nach Mittag beschloß er, sich zu rasiren, worauf er eine reine
Halsbinde anlegte. Er warf dabei einen Blick in den Spiegel und fand,
daß er sehr häßlich war. Er ging hinunter in den Salon und machte
einige Schritte, da stand gerade ein großer Trumeau, welcher ihn sich
ganz und gar sehen ließ; da fand er, daß die Schultern etwas hoch waren.
Dann ging er hinauf in den Schloßthurm, bis hinauf zur Laterne
und betrachtete die Aussicht; unter sich hatte er den Garten und den Park
und weiterhin das Meer; er konnte Alles sehen, was sich da unten rührte,
und er sah ein helles Kleid sich im Garten bewegen.
Er ging hinab in den Stall und bewunderte sich, wie er zu Pferde
sitzen könne. Darauf zündete er sich eine große Cigarre an und ging
hinaus vor den Gartenzaun.

<"page425">

Als es Abend wurde, ging er hinab zum Seepavillon, fühlte sich aber
ermüdet, so daß er stracks wieder nach Hause ging, und beschloß, einen
Theil des morgigen Tages im Garten zu verbringen.
Am Morgen stand er früh auf und rasirte sich! Er öffnete das
Fenster, athmete den Duft der Rosen und hörte den Strophen der Sing-
vögel mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit zu; er knüpfte lange an der Hals-
binde, polirte die Nägel, nahm Hut und Stock und ging, aber in der
Thüre traf er einen Bedienten athemlos: der Patient war sehr krank.
Zwei Tage lang saß er im Krankenzimmer, und am dritten mußte er
in die Stadt fahren, um die Todesnachricht hinzubringen und seine Ent-
lassung zu erhalten.
Gerade als die Trauben reifen und die Stöcke ausschlagen sollten,
mußte er das Paradies verlassen und nach Upsala zurückkehren, ohne die
Tochter des Gärtners gesehen zu haben, denn das war sie doch wohl.
Er packte also ein und kehrte nach Upsala zurück...
Alt und Meu.
Im hellen Frühlingssonnenschein war er aufgestanden und hatte sich
angekleidet. Dann ging er zum Schloß hinauf, zur Fechtübung; dabei be-
kam er aber durch einen falschen Griff einen Quarthieb in die Kniescheibe
und wurde bewußtlos. Als er zur Besinnung kam, lag er wieder entkleidet
im Bett, aber er erkannte das Zimmer nicht. Ein unbestimmter Duft
von warmem Wasser erinnerte an ein Badhaus, und ein starker Carbol-
geruch an eine Leichenkammer. Die letztere Vorstellung erfüllte ihn mit
Schrecken. Aber als er eine Wendung machen wollte, um sich zu orien-
tiren, da empfand er einen so heftigen Schmerz im Knie, daß er liegen
blieb, wie er lag. Sein Blick fiel auf einen gedruckten Zettel. Ordnungs-
regeln: § 1. „Die Kranken müssen sich der Gottesfurcht und Frömmigkeit
befleißen! (Er war also im Krankenhaus, unter Lebenden, wovon er sich
beim Lesen von § 2 noch mehr überzeugte:) „Der Patient erhält zum
Frühstück 10 Ort Brod, ein Ei, 6 Ort Butter u. s. w.“
Nun hörte er ein gewaltiges Knacken, dann ein Pfauchen und Keuchen
und Strampeln neben sich, dann eine rostige, aber tönende Stimme:
„In welche Klasse gehst Du, mein Junge?“

Er drehte den Kopf und sah da im Zimmer ein Bett stehen und in
dem Bett ein großes, mit Zeug eingewickeltes Bündel liegen; als Kopf
konnte nach aller Berechnung nur ein Pack Verbände gelten, der mit drei
kleinen Oeffnungen versehen war. Dann wurde er böse, weil er für einen
Schüler gehalten wurde, und antwortete: „Ich weiß nicht, mit wem ich
die Ehre habe: mein Name ist Lundborg, aus Sörmland.“
„Das ist gleichgiltig, ich sage doch Du; ich bin aus Westmanland,
von der 1852er Ernte und heiße gewöhnlich das Schwein“; das kannst Du

<"page426">

auch sagen; wir sollen läuten, wenn die Wärterin mit der Milch. kommen
soll. Wie alt bist Du, mein Junge?“
„15/2 Jahre,“ antwortete der neue Ankömmling.
„Das hat etwas zu bedeuten,“ sagte das Ferkel, als es Kartoffeln zu
den Kohlrüben bekam. „Ich bin 35 und habe Rheumatismus; das kriegt
man so leicht hier im alten Upsala, wenn man längere Zeit hier ist. Ja
so, Du bist erst fünfzehn Jahr!“
„Fünfzehneinhalb...“.
„Da weißt Du nicht viel von der Welt. Sag', wie brachtest Du's
zum Krankenhaus?“.
„Brachtest! Hier zu liegen ist ja gräßlich, wenn die Sonne so schön
scheint, und der Baum zu grünen beginnt.“
„Wie jung Du bist! Gar nicht schön ist das, wenn die Bäume grün
sind, das ist ja eine gemeine Farbe, und nachher das Blau da oben am
Himmel – das ist ja so elementisch fade; das habe ich nun so die ganzen
heiligen Jahre her angesehen, und immer war's das Gleiche! Deshalb krieche
ich herein und lege mich hin, sobald es gegen den Sommer geht; denn
Wärme vertrag' ich nicht.“
„Und hier befindest Du Dich...“
„Vortrefflich! Sieh einmal, wenn man so alt wird wie ich, so legt
man Werth darauf, gepflegt und eingewickelt zu werden. Das Einzige, was
mich da stört, ist die Runde, wenn der Arzt mit seinen Burschen kommt,
und die fangen Latein zu reden an, Gott bewahr mich! Ich wurde an
jenem Tage recidiv, als ich ein solches Kücken cum mit dem Accusativ
sagen hörte. Wirst sehen, es ist nicht unangenehm da – Nachmittag haben
wir unser kleines Wira.“.
Da trat die Wärterin ein: „Ei, der junge Herr ist wach; wie geht's
denn? Der Große da hat sich nicht gerührt.“
„Seht, Marie hat so einen kleinen, schönen Jungen bekommen; nun
wird sie ihn wohl verhätscheln.“
„Junger Herr, hören's nit auf den alten Sünder; er hat so viele
junge Herren in'r Stadt verdorben, daß 's eine Schand war!“
„Marie soll nicht so reden, daß nur er sie hört! Thu', was Du
sollst, und sieh mir ordentlich auf den Knaben.“
Die Aufwärterin besorgte ihre Obliegenheiten und ging.
„Nun,“ sagte das Schwein, „soll ich Dir was vorspielen, damit Du
einschläfst?“
„Spielen? Was meinst Du damit?“
„Ich will Dir vorplaudern; ich hab' meine Stimme mehrere Tage
lang nicht gehört, und da ist das Musik für mich, wenn ich sie wieder zu
hören bekomme.“...
„Ja, aber Du darfst nicht wieder so materialistisch reden, wie Du
gerade thatest.“..

<"page427">

„Ja, bewahre! Uebrigens war das kein Materialismus, sondern das
war Semipelagianismus, aber Du weißt nicht, was das ist, da Du nicht
in's Colleg gegangen bist.“
„Ah, dergleichen lernten wir in der Schule und dazu Isagogik
„Jsagogik! Was ist das für eine Sorte?“
„Das weißt Du nicht! Das ist ja das, wobei es sich handelt um
biblisches – Maß und Gewicht.“
„O, mein Gott, nennt man das... hm, wie Du eben sagtest.
Merkwürdig, wie Alles fortschreitet; das hieß in meiner Jugend biblische
Alterthümer; aber ich bin ein alter Hund, ich. Ich fuhr hierher in der
Diligence. Damals konnte man zum Termin seine Entlassungsprüfung
bei einer Tonne Hausbrod machen; da konnte man bei Forß den ganzen
Nachmittag bei einer Sechsschillingsschale Kaffee Fortuna spielen; aber richtig,
Du weißt nicht, was Forß war; Ihr nennt es gewiß Conditorium oder
sonst etwas Dummes.“.
Bum, da krachte ein Schuß, daß die Scheiben klirrten.
„Nun kommt für das Jahr das erste Dampfboot; hörst Du die

Hurrahs? Slink schießt heuer wie ein Kerl. Du weißt natürlich nicht, wer
Slink ist; er bedient die Kanonen beim Verderben". Er soll Student ge-
wesen sein, sagt man, jetzt aber ist er Auslader."
„Ist er nun sehr alt?"
„Etwas älter als ich, aber ich hatte einen Hof in Westmanland, das
ist der Unterschied, siehst Du. Ich wöchte lieber am Abend bei den Schiffer-
buden sein, weil die so gute Toddys im Schiff haben. Aber richtig, ich
habe Dich nicht gefragt, ob Du Knack spielen kannst."
„Ich kann schon, aber ich will nicht; ich habe es gelobt!"
„So, so, Deiner Mama? He?"
„Ja."
„Na! – Weißt Du, daß ich ein neues Getränk erfunden habe, das
in der musikalischen Welt großes Aufsehen macht – Du weißt nicht, daß
ich Sänger bin – natürlich. Wenn Du zu Ackerstein gehst, – Du gehst
wohl niemals hin, denn Ihr Jungen geht nur zu Taddeus und Norberg,
– und Peter Samuels Krätzer" begehrst, so sollst Du etwas Süßes
kennen lernen; sieh, das war mein Stolz, mein einziger, ehrgeiziger Traum,
meinen Taufnamen der Nachwelt an einem guten Getränk hinterlassen zu
können. Ja, siehst Du, ich bin der erste Liedersänger in Upsala, aber Du
hast mich niemals gehört... Fährt man nicht unten auf der Straße in
Droschken? Meiner Seel'; nun weiß ich; man hat hier den Hof eröffnet,
und ich liege da wie ein Krüppel – weißt Du, was das ist, der Hof?"
„Der Eichwaldhof, versteht sich."
„Sieh einmal, das weißt Du! Anderes wißt Ihr schauerlich wenig,
Ihr heutigen Jungen, aber das kommt davon, weil Ihr nur herkommt, um
für's Examen zu studiren, Ihr Canaillen; früher ruhte man da aus und
1"

<"page428">

war Student; aber Ihr seid jetzt so praktisch geworden; Ihr geht lieber in
ein Geschäft, anstatt daß Ihr Euch in aller Ruhe unterrichten würdet,
wie man früher that, weil Ihr gelernt habt, daß da auf die Länge eine
Rechnung verbleibt. – Es kommt wohl der Tag, da die Studentencorps
eine große Actiengesellschaft bilden, – hast Du etwa noch keine Geschäfts-
anleihe?"
„Nein, aber ich habe einen kleinen Wechsel in der Helme-Bank, ich
nahm ihn ganz kurz, denn die langen sind so theuer."
Nun begann es in dem Bündel zu pfauchen und pusten.
„Wechsel, kurz, lang! Was sagst Du, Junge! Aber Du bist ja
nicht mündig?"
„Ah, die schauen nicht auf den Aussteller, wenn man nur einen festen
Acceptanten hat!"
„Wenn ich nur wüßte, wie ein Wechsel aussieht; was ist das für
eine Sorte: Acceptant?"
„Das ist Derjenige, der das Papier mit unterschreibt!"
„Das heißt, er leistet Bürgschaft?"
„Ja, das muß er wohl thun, ich weiß nicht."
„Nun, wie kriegst Du so einen Acceptanten?"
„Man geht eine Lebensversicherung ein."
„Hast Du dergleichen? Du bist mir ein Teufelskerl. Hör' einmal,
das da mit dem Wechsel darfst Du mich lehren."
„Ja, das ist wichtig; und da erspart man Laufereien und die Be-
glaubigung der Unterschriften."
Nun kam die Runde; der Arzt legte dem Knaben einen Verband um,
worauf dieser in einen Fieberschlaf verfiel.
Als er erwachte, saßen zwei Freunde beim Bett des Kameraden und
spielten Karten auf einem Stuhl. Sie führten ein flüsterndes Gespräch,
und erhob einer die Stimme, machte das Bündel eine drohende Geste mit
der Faust. Als sie eine kleine Stunde später ihren Weg gingen, geschah
das so still, daß er meinte, sie seien Schattenfiguren aus seinen Fieber-
träumen..
Da stand das Bündel auf und warf zwei überflüssige Nachtröcke ab,
nahm die Binden vom Kopf, versteckte das Licht hinter ein paar alten
Büchern und ging zu dem Kranken. Er legte seine Hand auf dessen Stirn,
schüttelte den Kopf, breitete sein Zeug über ihn, ging wieder fort, setzte sich
auf seine Bettkante und baumelte mit den Beinen.
Das Licht fiel auf sein Antlitz, so daß er von dem Kranken betrachtet
werden konnte.
Er hatte ein joviales Gesicht, nicht übel, mit sehr müden, aber nicht
schlaffen Zügen.
Der Kranke rührte sich.
„Bist Du wach, Kleiner?" fragte der Dicke mit leiser Stimme.

<"page429">

„Ja, Kamerad.“
„Willst Du, daß ich die Marie holen soll?“
„Nein, danke, ich fühle mich besser!“
„Soll ich Dir noch vorspielen?“
„Ja, aber Du sollst lustig sein.“
„Lustig, ja, damit Du über mich lachen kannst! Das habe ich nun
fünfzehn Jahre lang gethan, und deshalb bin ich der, der ich bin. Denke,
die Leute über sich lachen zu lassen und sich darüber zu freuen! Eitelkeit
natürlich! Aber sie verachten. Einen dann! – Ich komme mir heut Abend
so verflucht sentimental vor. Bist Du verliebt gewesen, Junge?“
„Oh ja! Du auch!“
„Ja –! Hör zu! Ich erzähle Dir; es dauert nicht lang.
Die Natur hatte mich mit einem ganz außerordentlichen Bauche,
kurzen Beinen, einem häßlichen fetten Gesichte und einer starken Sing-
stimme begabt, welch' letzte einen eigenthümlichen, näselnden Ton hatte,
der die fürchterlichsten Lachsalven hervorzurufen im Stande war. Ich
war von der Aufmerksamkeit, die meinem Talente gezollt wurde, geschmeichelt;
ich ließ mich von einer Einladung zur anderen schleppen und bildete mich
allmählich zu einem Lustigmacher, einem Gaukler aus; ich war mit einem
Worte ein lustiger Kumpan“. Meine Lieder waren mannigfaltig, und hatte
sie die eine Generation satt, so kam immer eine neue, welche sie lustig fand.
Aber da fuhr ich eines Sommers in meine Heimat, wo ich ein kleines
Mädchen hatte, das mir gefiel. Sie wurde ganz verrückt in mich und
sagte, daß sie keinen trefflicheren Burschen wisse, als mich. Ich zog ihre
Aufmerksamkeit auf mich und wagte eines Tages im Garten, um ihr Herz
und ihre Hand anzuhalten. Sie antwortete mit einem lauten Gelächter
und rief andere Mädchen herbei, sie möchten sich etwas Närrisches ansehen.
Ich versicherte sie, es sei mir ernst, aber sie lachte noch mehr und sagte,
ich sei köstlich. Ich mußte mich drein finden und köstlich sein. Ich wurde
verdrießlich und mißgestimmt und sang ein paar Tage nicht, sondern suchte
so ernsthaft als möglich auszusehen. Sie fand mich erst lästig, dann uner-
träglich; das kleide mich nicht, meinte sie, und sie erinnerte sich mit Thränen
in den Augen, wie superb ich beim Erntefest gewesen sei, als ich in Socken
und einem gewendeten Nachtrocke daher kam und Bocksprünge machte und
Gesichter schnitt. Da verachtete ich sie! Bon soir! Und so war das
aus!“
„Singst Du niemals mehr?“
„Niemals!“
„Wie dumm Du bist! Deshalb braucht man nicht sein Leben zu
vertrauern!“
„Du weißt nicht, was Liebe ist!“
„Weiß ich's nicht? Es ist ein Detail des Lebens und soll nicht
mehr sein. „Weißt Du, ich halte es mit Deiner Geliebten, daß Dich die


<"page430">

Ernsthaftigkeit nicht kleidet. Uebrigens frage ich Dich: was soll überhaupt
die Ernsthaftigkeit? Ich für meinen Theil meine, sie ist überhaupt nur eine
große Gaukelei, und weißt Du, warum die Menschen so düster aussehen?
Weil sie sich das Lachen verhalten müssen! Du lachtest Alle aus und zogst
alle Welt an Dich; geh hin und grinse und narre die ernsthaften Larven
der Heuchler; Du hast eine große Aufgabe, mein Bruder!“
„In Kreuzteufels Namen, was redest Du, Junge; bekommt Ihr der-
gleichen heut zu Tage in der Schule zu lernen?“
„Ja, das bekommen wir! Leg Dich hin, so will ich Dir vorspielen.
Du glaubst, daß meine Jugend von Deinem Alter Etwas lernen kann;
weg damit! Alles was Du vom Leben gelernt hast, habe ich in Büchern
gelesen, gelegentlich auch Deine banale Liebesgeschichte, auf die Du Deine ganze
Zukunft gründen willst, und die Dir sicher nur ein willkommener Vorwand
für Deine Faulheit war. Bewahre, Du hast weit mehr von mir zu lernen,
denn das steht noch nicht in Büchern drin; Du gehörst einer vergangenen
Generation an, die ich wohl kenne, ich einer kommenden, die Du gar nicht
kennst. Du hast von den Welthändeln unserer Tage gelesen, wie man
einen Zeitungsartikel liest, wir haben sie erlebt und discutirt; wir haben
aufgehört uns von Eurer Poesie zu nähren, wir lernen Oekonomie und
Naturwissenschaft; wir sehen die Studentenzeit als Uebergangsstadium an,
Ihr nahmt sie als Beruf; wir schlagen niemals auf den Tisch, rechnen es
uns nicht als Tugend uns zu besaufen, vergreifen uns nicht an fremdem
Eigenthum, respectiren die persönliche Freiheit: das nennt Ihr Snobbismus;
wir nennen Eure gepriesene Offenheit Brutalität, Eure sentimentale Um-
armung Rohheit; Ihr kritisirt Eurer Lehrer wohlwollende Suspendirung

veralteter Satzungen, wir bedienen uns ihrer und schweigen. Ihr habt über
Alles fertige Ansichten, Ihr singet Freiheitslieder, Ihr schreit nur nach dem
Plane einer Repräsentation; wir hurrah'n überhaupt nicht, wir wissen bei
uns, daß Etwas kommen muß, und darum warten wir ab; es weht von so
mancher Seite, darum machen wir unser Schiff nicht fest; aber um nicht
curslos dazustehen, halten wir uns bis auf Weiteres an das Bestehende;
wir sind conservativ, weil wir die Macht des Pöbels fürchten. Eine con-
servative Jugend! Das ist beispiellos! Aber daran ist der Pöbel schuld!
Ihr waret Royalisten; wir sind bereit Imperialisten zu werden, nöthigen-
falls!“
„Das Schwein“, welches diesem Ausbruche erstaunt zuhörte, stand
auf und ging auf den Gang hinaus, um der Wärterin mitzutheilen, daß
der Kamerad irre rede, und bat um ein anderes Zimmer für die Nacht.
Während die Wärterin und der Kamerad beim Fenster ein kühlendes
Pulver bereiteten, fuhr der Kranke fort:
„Ihr nennt uns blasirt, weil wir fleißig und klug sind; glaub' Du
mir, unsere Gefühle, die ja hermetisch verschlossen sind, sind weit frischer,
als Euere, die außen vor der Ladenthür hängen, um von Fliegen bedreckt

<"page431">



zu werden. Was treibt Ihr für Possen mit Eurer Philosophie, Ihr bildet
Euch ein, sie sei aus classischer Quelle geflossen, und dabei ist sie nur eine
„Aufklärung“ hundert Jahre nach der Aufklärung; sie würde wie ein Zeit-
schriftartikel in einer deutschen Kleinstadt aufgenommen werden; Ihr glaubet,
es sei was Großes, die Lehre von den äußersten Strafen durchzusetzen; das
thaten wir schon in der Schule; von dem mageren Spülicht da lebt Ihr,
sagt Ihr, ja meiner Seele, es scheint so, aber wir lernen es, denn wir
brauchen es im Examen; Ihr glaubt, daß die deutsche Syntax eins mit
der Philosophie sei; aber Ihr wißt nicht, daß es eine französische und eine
englische giebt; eines Abends las ich... die Correcturbogen da, und ich
fand – Nichts, keinen Pflock, die Gedanken anzubinden; eine dürre Gleichung-
auflösung, aber hier hat man schon für X den gesuchten Werth ein-
gesetzt, um sich genug zu thun. Das Interesse ist weg, kennt man
das Resultat –, das da wissen wir Alle, aber man – sagt dergleichen
nicht, denn man kann sich irren.“
Nun konnte der Kamerad nicht mehr an sich halten. „Wie, Du be-
leidigst den großen Boström*)? Dein Glück, daß Du krank bist, sonst hättest
Du eine Tracht Prügel bekommen.“
„Er war weder groß noch bedeutend!“
„Schämst Dich nicht? Du weißt nicht, daß ich sein Anhänger bin?“
„Ja, das war't Ihr Alle, warum solltest Du gerade es nicht
sein? Oh Du großes Zeitalter, das zu Grabe geht, es brauchte einen
Professor der Philosophie, um die Jugend zu narren und in die Kirche zu
locken; Du große Zeit, die das Zeitalter, da man die Vernunft anbetete,
kritisiren konnte! Du schlugst die Vernunft nieder und setztest den Pöbel-
verstand auf den Thron. Sein ist Erkennen – das juckt im Gehirne, wo
der große Gedanke seinen Einzug hält. Gute Nacht! Löscht das Licht aus!“
Die Wärterin und der Boströmianer gingen zu Rathe, und man einigte
sich auf kalte Umschläge über den Kopf.

*) Christoffer Jacob Boström (1797–1860) der Begründer der idealistischen
Philosophenschule in Schweden.



<"page432">



Bhotija-Prinzessin, mit Muschel-Armband und Kopfkranz.
Aus: Dr. Kurt Boeck: „Indische Gletscherfahrten.“
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Indische Gletscherfahrten. Reisen
und Erlebnisse im Himalaja.
Von Dr. Kurt Boeck. Mit 3Karten
und 6 Situationsskizzen und mit
4 Panoramen, 50 Separat- und
ca. 150 Textbildern nach photo-
graphischen Aufnahmen des Ver-
fassers. Stuttgart, Deutsche Ver-
lags-Anstalt.
Wohl Vielen wird es gegangen
sein, wie dem Verfasser dieses Buches,
den seit der Jugend Tagen der bloße
melodische Klang des Namens Hima-
laja berauschte und die Sehnsucht

nach einer fernen, wunderbaren, geheimnißvoll-großartigen Welt weckte. Aber nicht Jedem ist es gegeben, die Träume seiner Jugend im Mannesalter erfüllt zu sehen, wie es etwa einem Schliemann vergönnt war und auch dem Forscher, dem wir das vorliegende Reisewerk verdanken; denn wie Wenigen ist, selbst beim Vorhandensein der äußeren dazu erforderlichen Mittel, jene unbesiegliche, vor keinen Schwierigkeiten zurückschreckende Thatkraft und stählerne Ausdauer, jenes unbeirrbare Zielbewußtsein, jener unbeugsame Muth, der Mühsal und Gefahren trotzt und das Leben riskirt, verliehen, Eigenschaften, die nöthig sind, um die Realisirung des schönen Traumes zu erreichen. Diese Eigenschaften brauchte auch der kühne Erforscher des Himalaja, um die Auf-

<"page433">



gabe, die er sich gestellt, zu lösen und einen Theil des Schleiers zu lüften, der die Geheimnisse des gewaltigsten und merkwürdigsten Gebirges der Erde verhüllt, das ein Gebiet von ca. 2700 km, also der Entfernung von Memel bis zu den Küsten Algiers gleichkommend, der Länge nach, und von 220 km der Breite nach deckt, das als politische Schranke zwischen den englisch-indischen Besitzungen und Tibet und ethnographisch als Scheide zwischen den arischen Indern und den Mongolen eine mächtige Bedeutung hat. – Denn

Nanda Devi, der Götterthron;.
vom Paschakari über die Schlucht des Milamgletschers hinweggesehen.
Aus: Dr. Kurt Boeck: „Indische Gletscherfahrten“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

der Verfasser besuchte den Himalaja nicht als einer jener Vergnügungsbummler, die sich begnügen, zu den hochgelegenen eleganten Sommerfrischen der englisch-indischen Lebewelt, den hillstations, auf bequemen Wegen hinzupilgern, insbesondere zu dem weltbekannten Dardschilling, und die Schneegebirgsketten, die „snowy range“. von ferne zu bewundern. Ihn gelüstete es, wie Tannhäuser, nach Schmerzen – nach Gefahren, Entbehrungen und – Entdeckungen. Von der Umgebung dieser hill stations an, um mit des Autors eigenen Worten zu reden – gilt die fernere Gebirgswelt als mit Brettern vernagelt, um

<"page434">



Mein Obdach in Milam;
davor die Dorfmusikanten und ein spinnender Hirt.
Aus: Dr. Kurt Boeck: „Indische Gletscherfahrten“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

ein Vordringen bis zum Alpenschnee, das nicht Tage, sondern Monate mühevollen Wanderns erfordert, wird als hoffnungsloses Unterfangen verspottet.

Des Verfassers Reise verlief kurz in folgender Weise. Anfang 1890 fuhr er über Ceylon nach Kalkutta und der Hügelstation Dardschilling. Da seine Versuche, von hier

<"page435">

Lamagrab bei Pemiongtschi;.
links hinten mein Zelt, vorn ein trommelnder Lama und ein Knabe mit einem Gefäß aus Bambusrohr.
Aus: Dr. Kurt Boeck: „Indische Gletscherfahrten“. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

<"page436">



aus in das Alpenland Sikhim einzudringen, wegen des kaum beendigten Sikhim-Krieges der Engländer gegen Tibet auf unüberwindliche Schwierigkeiten stießen und ihm die Erlaubniß zum Betreten des für Europäer streng verschlossenen Himalaja-Königreichs Nepal verweigert wurde – (erst 1898, auf seiner vierten Indienreise gelang es ihm, auch diesen centralen Nepal-Himalaja zu besuchen) –, brach er von Dardschilling nach dem weiter westlich gelegenen Almora, der letzten englischen Garnison in Kumaon auf. Von dort aus durchwanderte er im Sommer 1890 die hart an der tibetischen Grenze liegenden merkwürdigen Alpenländer Kumaon und das anarenzende Garhwal, wobei er Höhen bis zu 20 000 Fuß erstieg; durch kaum bekannte Schluchten und auf hohen Gletscherpässen gelangte er dann an die verschiedenen Seiten des Hauptstocks dieses Gebirgstheils, der im Nanda Devi (Götterthron) 25 000 Fuß (7826 m) erreicht, sowie in das Gangesquellgebiet. Im Herbst 1890 kehrte er nach Dardschilling zurück, setzte dann die Bereisung der Sikhim-Alpen durch, in denen er sich glücklich bis auf die Gletscher des Kanschendschunga durcharbeitete. Winterschneestürme hinderten ihn an weiterem Vordringen nach Norden. Ueber Dardschilling und Bombay kehrte Boeck wohlbehalten nach Europa zurück.

Der kühne Forscher hatte also das Gebirge an zwei auseinanderliegenden Stellen

von durchaus verschiedenen Eigenschaften durchwandert: im Osten, in Sikhim hatte er Eingeborene von mongolischen Rasseeigenthümlichkeiten und buddhistischen, genauer gesagt lamaistischen Religionsanschauungen; im westlichen Centralhimalaja, in Kumaon, hatte er Vertreter des arischen Stammes und des brahminischen Hinduthums kennen gelernt: und diese gewaltigen Gegensätze sind es, welche diese beiden Alpenreisen so interessant und lehrreich gestalteten..

Auf seinen späteren Indienfahrten in den Jahren 1893, 1895, 1898, hat er die Gindrücke und Erfahrungen jener ersten Reise, von der in dem vorliegenden Werke ausschließlich die Rede ist, corrigiren, vertiefen und ergänzen können.

Der Verfasser ist kein Freund des trockenen Tons; von einem gelehrten Pedanten hat er nicht ein Atom an sich; ob er die wissenschaftlichen Ergebnisse, geographische und ethnographische Feststellungen mittheilt, ob er von den mannigfachen Abenteuern, Müh= säligkeiten, Gefahren erzählt, stets behält er einen angenehmen Plauderton bei; ohne viel Aufhebens von seinen Leistungen und Erfolgen zu machen. Er verfügte außer den für einen Reisenden solchen Schlages erforderlichen oben erwähnten Eigenschaften über einen goldenen Humor, der ihn über alle Unannehmlichkeiten hinweghalf, die ihm die Natur, die Thierwelt, besonders die kleinere, und die lieben Mitmenschen bereiteten. Daß unter den Letzteren unsere theuren Vettern, die Engländer, sich besonders in dieser Hinsicht hervorthaten, ist selbstverständlich. Bald nach Boecks Abmarsch aus Dardschilling „ohne Erlaubnißschein“ wurde ihm ein berittener frecher Bhotija Sirdar nachgeschickt, der sich ihm vor Sanduk-Fu quer über den Weg stellte, um Dr. Boeck und seinen Reisebegleiter, den Tiroler Gletscherführer Hans Kerer aus Kals – der in Dr. Boecks Reisebuch die Rolle des naturwüchsigen Spaßmachers spielt, wie ihn Jules Verne in seinen pseudowissenschaftlichen Werken dem ernsten Forscher an die Seite zu stellen liebt – im Weitermarsch aufzuhalten, was aber nicht gelang, da der beiden Männer Bergstöcke eine zu deutliche Sprache redeten. Und als ein englischer Beamter in das Schutzhaus Sanduk-Fu nachgetrabt kam, um ihren Aufbruch am nächsten Morgen zu hindern, wurde er zum Abendbrot eingeladen, in rothem Ungar unter den Tisch getrunken; worauf die beiden Helden in aller Frühe unter den Schnarchtönen des Ueberlisteten abmarschirten.

Die für jeden Gebildeten durch ihre frische, humorgewürzte Darstellung anziehende und fesselnde Reiseschilderung wird durch eine große Anzahl von nach photographischen Aufnahmen des Verfassers hergestellten Abbildungen belebt, von denen als besonders werthvoll die 4 Panoramen hervorzuheben sind.

Zwei werthvolle Beigaben sind außerdem die Uebersichtskarten über die Reise Boecks im Sikhim-Himalaja und im westlichen Central-Himalaja im Maßstabe von 1 : 357 000 bezw. 376 000.

Das in jeder Beziehung gediegen ausgestattete Werk kostet geheftet 9 Mk., gebunden 10 Mk. und kann auch in 18 Lieferungen à 50 Pfennig bezogen werden. –l–

<"page437">



## Bibliographische Motizen.

Der Krieg in Süd-Afrika 1899/1900 - und seine Vorgeschichte. Bearbeitet von Alfred von Müller, Oberlieutenant im 1. Hanseatischen Infant.-Regiment Nr. 75. Mit zahlreichen Karten, Skizzen und Anlagen. 3. unveränderte Auflage. Berlin, Liebel.

Obgleich der Krieg in Süd-Afrika zwischen England und den Buren-Republiken noch nicht beendet ist, so muß doch bei dem allgemeinen Interesse, das gerade dieser frivol heraufbeschworene Krieg erregt hat, als erwünscht bezeichnet werden, schon jetzt alle officiellen und privaten Nachrichten, die man hierüber in der Tageslitteratur gelesen hat, gehörig gesichtet und zusammengefaßt zu sehen. Wie sehr sich dies als ein Bedürfniß herausgestellt hat, erweist das vorliegende Werk, das in kurzer Zeit bereits in 3. unveränderter Auflage erschienen ist. Es ist sehr anerkennenswerth, daß der Verfasser sich der Mühe unterzogen hat, unter Zugrundlegung eines umfangreichen und namentlich auch authentischen Quellen-Materials die kriegerischen Ereignisse in Süd-Afrika in einem kurzgefaßten, kleinen Bilde zusammenzustellen und sie so an der Hand übersichtlicher Karten und Skizzen dem Leser in recht übersichtlicher und klarer Weise vorzuführen. Es sind zunächst zwei Theile erschienen, die den Krieg bis zum Schluß

des Jahres 1899 schildern. Wie aus einer Notiz am Schluß des zweiten Theiles zu ersehen ist, soll ein dritter Theil die Kriegs-Ereignisse im Jahre 1900, namentlich die Schlacht am Spion Kop behandeln. Im Speciellen enthält der erste Theil einen kurzen Abriß der Vorgeschichte der Buren-Republiken von 1806 bis in die Neuzeit, ferner eine Detaillirung der beiderseitigen Streitkräfte und die Schilderung der Kriegs-Ereignisse bis zum Eintreffen des englischen Expeditionscorps (Kriegsschauplatz, Feldzugsplan und die Ereignisse auf dem östlichen, westlichen und südlichen Kriegsschauplatz). Im zweiten Theile wird der Kampf der Buren gegen die englischen Entsatztruppen im November und December 1899 geschildert und zwar speciell der Oranje-Modder-Feldzug des Generallieutenants Lord Methuen, die Ereignisse auf dem südlichen Kriegsschauplatz, die Kämpfe um Ladysmith und die Offensive der Buren auf Pietermaritzburg und schließlich der Tugela-Feldzug des Generallieutenants Buller. – Die anziehende Darstellungsweise des Verfassers, die prägnante Kürze und Uebersichtlichkeit, erläutert durch zahlreiche Karten, Skizzen und Anlagen, rechtfertigen eine warme Empfehlung des Buches. K.

Graphologische Monatshefte. Organ der deutschen graphologischen Gesellschaft. IV. Jahrgang. Heft 12. München, Karl Schüler (A. Ackermanns Nachfolger).

An dieser Stelle ist bereits „Graphologisches“ besprochen worden; es sei hierbei an die Brochüre von Hans Busse: „Die Graphologie eine werdende Wissenschaft“ erinnert. Die Bedeutung ist der Graphologie nicht mehr abzusprechen, nachdem namentlich durch Erlenmeyer und Professor Preyer die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Graphologie ihre Beantwortung gefunden hat. Die vorliegende Zeitschrift beschäftigt sich auf Grund zahlreicher Handschriften-Facsimiles lediglich mit der wissenschaftlichen Handschriftendeutungskunde. Das Heft 12 enthält Aufsätze über „Schriftverstellung“ von Dr. Meyer, „Die Romantiker“ von Friedrich Gundolf, ferner „Zur Methode der Graphologie“ von Ludwig Klages und schließlich Mittheilungen, Litteratur u. s. w. – Interessenten sei diese bereits im IV. Jahrgang stehende Zeitschrift hierdurch bestens empfohlen.

Tragische Novellen. Drei Künstlergeschichten. Von Rudolf Schäfer. Dresden, E. Pierson.

Schon der Titel „Tragische Novellen“ zeigt, daß der Verfasser nicht das gewöhnliche Unterhaltungsbedürfniß befriedigen will, sondern einen ernsten Leserkreis sucht. Die erschütterndsten Tragödien spielen bekanntlich auf dem Gebiete der Liebe, wo alltäglich mehr Wunden geschlagen werden und im Verborgenen bluten als auf sämmtlichen Schlachtfeldern der Erde. Was Wunder, daß die Darstellung dieser alten und doch immer neuen gewaltigen Leidenschaft noch heute dem wahren Dichter als ein dankbares Thema erscheint. Auch R. Sch. erzählt interessant und ergreifend von jener treuen Verbündeten seelischen Schmerzes, deren bester Dolmetsch – wie Byron sagt

– der Seufzer ist. Als Motto hätte er seinem Buche den Vers von Hafis: „Betrittst Du den Pfad der Liebe, den trüb unendlichen, findest Du Trost nur im Tode, dem unabwendlichen“ – geben können. Die drei Künstlergeschichten: Er-

<"page438">



löser Tod, Der wandernde Geiger, Vefi, zeugen von echt poetischer Begabung und Begeisterung, von psychologischer Vertiefung, von scharfer Beobachtung und treffender Schilderung. Er beherrscht nicht nur die Mittel der sprachlichen Darstellung vollständig, er weiß auch mit feinem Gefühl für charakteristische Schönheit sie zu beleben und legt als litterarischer Gourmet auf die Form der Gabe Werth. Die letzte der Novellen „Vefi“ ist sogar in schönen volltönenden Versen geschrieben. N.

Richard Leanders sämmtliche Werke. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Nicht eine der größten, aber eine der liebenswürdigsten Erscheinungen des deutschen Parnaß ist der geniale Chirurg Richard von Volkmann, als Dichter unter dem Namen Richard Leander bekannt. Dieser Mann, dessen verantwortungsvoller Beruf den Ernst und die moralische Kraft, die feste Hand und den sicheren Blick eines ganzen Mannes erforderte, und der an den Anblick menschlichen Elends gewöhnt war; besaß nicht nur ein tapferes, sondern auch ein frohes, begeisterungsfähiges Herz, einen offenen Blick für die sonnige Schönheit des Lebens, das Gemüth eines Kindes; die zarte Sinnigkeit einer Frauenseele und echt deutschen Träumersinn – wie er den deutschen Poeten zu Posthornszeiten wohl anstand, aber heute „in dieser neuen Zeit“ der Realistik ein wenig als aus der Mode gekommen gilt. Aber gerade den „Stillen im Lande“, die doch noch nicht ausgestorben sind, ist Leander noch heute lieb und werth – und wird es bleiben. Als Lyriker dringt er nicht in die tiefsten Gründe unserer Seele; und wenn auch die Melodie seiner Verse, die Anmuth der Form, die Feinheit der Empfindung, schalkhafte Grazie und hübsche Pointirung viele seiner Gedichte zu durchaus reizvollen Blüthen unserer reich wuchernden Lyrik machen, so ist doch Leanders Eigenart auf diesem Gebiete nicht ausgeprägt genug, um ihm einen Platz neben den großen Lyrikern zu sichern; und nur wenige seiner volksthümlichen Weise nahekommende Lieder sind wirklich in's Volk gedrungen. Auch seine kleinen, sinnigen, in zarten Aquarellfarben gehaltenen Erzählungen, von einer anheimelnden, traulichen Altmodischkeit sichern ihm keine Unsterblichlichkeit. Aber als der Verfasser der „Träumereien an französischen Kaminen“, jener während der Belagerung von Paris im December 1870 und Januar 1871 geschriebenen Märchen, an denen sich tausende von Kindern und Erwachsenen entzückt haben und entzücken werden, wird er fortleben. Welch neue Märchensammlung wäre denkbar, in der nicht die eine oder andere der Leander'schen „Träumereien“ Platz fände? In den Märchenbüchern des deutschen Volkes wird Leander für alle Zeit heimisch

bleiben, und die ist fürwahr nicht die
geringste Art von Unsterblichkeit. – Wer
aber den Verfasser der „Träumereien“ recht
lieb gewonnen hat, wird auch seine übrigen
Schöpfungen, in denen es an Schönem und
Herzerfreuendem wahrlich nicht fehlt, gerne
kennen lernen und sich zu eigen machen
wollen, was um so leichter ist, als Richard
Leander nicht mit großem Gepäck auf die
Nachwelt gekommen ist. Die vorliegende
Gesammtausgabe seiner Schriften
10 Lieferungen à 50 Pf. umfassend – be-
darf daher wohl kaum der Eigene
lehersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze
von Ernst Weiland-Lübeck.
Abkürzungen: B. u. W. = Bühne und Welt. – D. Re. = Deutsche Revue. – D. Ru. = Deutsche
Rundschau. – G. = Gesellschaft. – I. L. = Internationale Litteraturberichte. – Kr. = Kritik.
– Ku. – Kunstwart. – Kultur. – L. E. = Das litterarische Echo. – N. = Nation. – N. D.
Ru. = Neue Deutsche Rundschau. – N. u. S. = Nord und Süd. – R. U. = Reclams Uni-
versum. – T. = Türmer. – V. & Kl.
. = Velhagen & Klasings Monatshefte. – W. Ru. =
Wiener Rundschau. – Z. = Zukunft – Z. f. B. = Zeitschrift für Bücherfreunde. – Zeit-
Amicis, Edmondo de. Von B. Wiese.
Zeit 302.
d'Annunzio und Deutschland. Von E.
Gagliardi. N. 1900. 39.
Architectur auf der Weltausstellung, Die.
Von J. Meier-Graefe. Z VIII. 39.
Aesthetik der Weltpolitik, Die. Von S.
Lublinski. G. XVI. Juli III.


Basté, Charlotte. Von A. Freiin v. Gaudy.
B. U. W. II. 20.
Bibelkenntniss in vorreformatorischerZeit.
Von E. von Dobschütz. D. Ru. 1900. Jull.
Birch-Pfeiffer, Charlotte. Von A. Eloesser.
B. U. W. II. 20.
Christen und Heiden. W. Ru. IV. 13.
Energie und Trägheit in der Natur.
B. Weinstein. D. R. 1900. Juli.
England als Culturstaat und Weltmacht.
Von E. Seraphin. T. II. 10.
Englands Gefahr und Indiens Bollwerk.
Von K. Blind. N. u. S. 1900. Sept.
Finnen, Art und Kunst, Von der. Von
F. Poppenberg. N. 1900. 38.
Gentz und die Frauen. Von E. Guglia.
D. Ru. 1900. Juli
Goethe-Stiftung, Eine. Ku. XIII. 19.
Go°°°na. Von M. G. Conrad. G. XVI.
Ull 1.
Gutenberg, Der älteste Zeuge für G. Von
R. Ehwald. Z. f. B. IV. 4.
autz°w Apostata. Von H. Houben. Z.
Gutzkow. Aus Karl G. Nachlass. Von H. H.
Houben. L. E. V. 20.
Heimatkunst? Von F. Lienhard. L. E. II. 20.
Huysmans, J. K. Von A. v. Gleichen-Russ-
wurm. N. 1900. 40.
Islamitische Reformbestrebungen der
letzten hundert Jahre. Von J. T. von
Eckardt. D. Ru. 1900. Juli.
Jacobowski, Ludwig. Von K. Bienenstein.
N. u. S. 1900. Sept.
Koner, Max. Von J. Elias. N. 1900. 41.
Kunst und Wissenschaft als Völker-
werthmesser. Von A. Bartsch. Ku.
W0II
XIII. 19.
Kuns zu hören, Die. Von E. Key. Zeit.
299

Kunst, Todte. Von J. Hart.
Kunstschulen. Von
302.
Lichtenberg, G. Chr.
S. 1900. Sept.
attr° Australiens, Die. Von F. Shaw.
E. II. 20.
N. 19)(). 39.
W. Schölermann. Zeit.
Von G. Glück. N. u.
Michael Kohlhas-Stoff auf der Bühne,
Der. Von E. Wolff. B. u. W. II. 20.
Mirabeau, Die Jugend M. VOn B. Erdmanns-
doerffer. V. & Kl. M. 1900. Juni.
Münchener Kunstausstellungen. Von O.
Hansson. Z. VIII. 41.
Mysterium der Gerechtigkeit, Das. Von
M. Maeterlinck. W. Ru. IV. 14.
Neapel unter den Bourbonen.
Bernardi. N. u. S. 1900. Sept.
Nordische Dichtung in deutscher Sprache.
Von H. Weber-Lutkow. I. L. 19 0. 13.
Orlick, Emil, als Buchkünstler. Von J.
Leisching. Z. f. B. IV. 4.
Persien, Was verdanken wir P. ? Von P.
Horn. N. u. S. 1 00. Sept.
Pfitzner, Hans. Von P. N.
XVI. Juli II.
ra°ne Liebe, Die. Von Neera. W. Ru.
13, 14.
Prag als deutsche Litteraturstadt.
A. KlaaS. Zeit 299.
R°na, Klaus. Von H. Meyer. L. E. II.
W0n M.
Cossmann. G.
W0n
Romantische Dichtung. Das Wesen der Selben
in Frankreich. Von H. Schneegans. D. Ru.
1900. Juli.
Schiffahrtscanäle und Eisenbahn. Von
M. Haushofer. V. & Kl. M. 1900. Juli.
Schminken auf der Bühne. Ueber das,
Von L. Baunay. B. u. W. II. 20.
Shakespeare und der Krieg. Von A.
Gelber. Z. VIII. 41.
Symbolismus in Frankreich, Der. Von C.
Mauclair. Zeit. 301.
Tanz in den Jahrhunderten und die
Philosophie des Ballets, Der. Von C.
Mauclair. D. Ru. 1900. Juli..
Theater. Von den Berliner Theatern 1899/1900.
XIX. Von H. Stüncke. B. u. W. II. 20.
– Die Petersburger Theater. Von A. v. Rein-
holdt. B. u. W. II. 20.
Ulsenius, Theodosius. Das Flugblatt des
Th. U. mit Dürers Illustrationen. Von J.
Ueltzen. Z. f. B. IV. 4.
Wie gelangen wir zu einer heroischen
Weltanschauung. Von Dr. L. Kuhlen-
beck. W. Ru. IV. 13.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonats-
schrift für die moderne Roman- und Novellen-
litteratur des Auslands. X. Jahrg. Heft 10.
11. 12. 13. 14. Stuttgart, Deutsche Verlags-
AllStalt.
Ascher, Dr. Maurice, Renouvier und der
französische Neu-Kriticismus. (Berner
Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte.
Bd. XXII. Hrsg. v. Dr. Ludwig Stein.) Bern,
C. Sturzenegger.
Berthold, P. (Bertha Pappenheim), Zur Juden-
frage in Galizien. Frankfurt a. M., Ge-
brüder Knauer.

llack, Léon, Kurze Grammatik der Blauen Sprache ja Praktische internationale Sprache. Deutsche Bearbeitung von André Lévy-Picard. Paris, Bolack Ditort, Malakof Rov, 147.
Brivon, Etienne, Psychologie d'Art. Les ÄÄÄÄÄ
Paris, L. Henry May, 9 et 11, Rue Saint-Benoit.
Herzog,
Bull, S. W., Die universelle einheitliche Philosophie oder Naturwissenschaft und Religionswissenschaft in vollkommener Uebereinstimmung. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Bullaty, Emil, Das Bewusstseinsproblem erkenntnisskritisch beleuchtet und dargestellt. Sonderabdruck aus der Zeitschrift „Archiv für systematische Philosophie“ herausg. von Paul Natorp. Berlin, Georg Reimer.
Erfindung, Die erste. Vorgeschichtliche und culturhistorische Gedanken. Dresden, Oscar Damm.
Fraas, Prof. Dr. E., Die Triaszeit in Schwaben. Ein Blick in die Urgeschichte an der Hand von R. Blezingers geologischer Pyramide. Ravensburg, Otto Maier.
Fuchs, Hermann, Das Elend. Eine sociale Tragödie. Weinheim, Fr. Ackermann.
Gréville, Henri, Alines Zukunft. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.
udolf, Das goldene Zeitalter.
Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

<"page440">



– Mord und Süd.
Hübner, Arnold Camillus, Funken und Flammen. Gedichte. Dresden, E. Pierson.
Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lfg. 52. 53. Berlin, Photographische Gesellschaft.
Kleinpaul, Dr. Rudolf, Der Mord von Konitz und der Blutab°rglaube des Mittelalters. Mit 14 hochinteressanten Illustrationen. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.
Koch, Maidy, Magdalene von Sydow. Drama in drei Acten. Freiburg i. Br., G. Ragoczy (E. Jedele).
Koloniale Zeitschrift. Herausgeg. von Dr. Hans Wagner. I. Jahrgang. Nr. 15. Leipzig, Bbliographisches Intitut.
Köster, Albert, Festrede zur fünhundertjährigen Geburts-Feier Johannes Gutenbergs. Gesprochen in Mainz am 21. Juni 19.0. Leipzig, B. G. Teubner.
Kosteraitz, Dr. Karl, IDie Photograple in 10ienste der Hilllnelskunde und die Aufgaben der Bergobservatorell. Mit zwölf ( tschten von Fachgelehrten Oesterreichs, Deutschlands und Amerikas über das Project der Errichtung einer Sternwarte auf dem Schneeberg. Mit 23 Illustrationen und 2 Tafeln in Heliogravüre. Wien, Carl Gerolds Sohn.
Kresse, Oscar, Hülfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Noth. 4.–5. Tausend. Berlin, John Schwerins Verlag Actiengesellschaft.
Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausgegeben von H. Knackfuss, XLIV. Adriaen und Isack van Ostade. Mit 107 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radirungen. Bielefeld, Vel-

hagen & Klasing.
XLV. Liebermann. Mit 114
nach Gemälden und Zeichnungen.
Velhagen & Klasing.
Kutschmann, Th., Geschichte der deutschen
Illustration. Lfg. 6. Goslar, Funz Jäger.
Land und Leute, Monographien zur Erd-
kunde. In Verbindung mit hervorragenden
Fachgelehrten herausgegeben von A. Scobel.
VII. Deutsche Ostseeküste. Von Georg
Wegener. Mit 150 Abbildungen nach photo-
graphischen Ausnahmen und einer farbigen
Karte. Bielefeld, Velhagen & Klasing. VII1.
Deutsche Nord-eeküste. Von Prof. Dr. H.
11aas. Mit 166 Abbildungen nach phot
s°llen Aufnahmen und einer farbigen Karte.
Bielefeld, Vellagen & Klasing.
Abbildungen
Bielefeld,
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslan.

Lessing, Karl, Jesus von Nazareth. Dritte
vermehrte Aufl. Esslingen a. N., Wilhelm
Langguth.
Lucas, Stanislaus, Steppenstürme. Stuttgart,
Deutsche Verlags-Anstalt.
Maack, Dr. med. Ferdinand, Wissen-
Schaftliche Zeitschrift für Xenologie. Zur
exacten Erforschung der sog. occulten That-
Sachen und der zur Zeit noch fremden
Energieformen im Menschen und in der
Natur. Juni 1900. No. 5 und 6. Hamburg
Dr. Ferdinand Maack.
Meinhold, Elfrid, Judas.
E. Pie:sons Verlag.
Möller, Alfred, Die Tragödie der Liebe.
Eine Bühnendichtung. Dresden, E. Fieson.
Müller-Bohn, Hermann, Kaiser Friedrich
der Gütige. Vaterländ. Ehrenbuch. Mit
vielen Illustr. erster Künstler, Lieferung 7
b's 10. Herlin, P. Kittel.
Muret-Sanders' Encyklopädisches Wörter-
buch der englischen und deutschen
Sprache. Mit Angabe der Aussprache
nach dem phonetischen System der Methode
Toussaint-Langenscheidt. Th. II. (Deutsch-
Englisch), Lfg. 17. Pacht-... – Reb-...
Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhand-
lung (Prof. G. Langenscheidt).
Neues italienisch-deutsches und deutsch-
italienisches Wörterbuch von Giuseppe
Drama. Dresden,
Rigutini und Oscar Bulle. Achtzehnte
(Schluss-) Liefe ung. Leipzig, Bernhard
Tauchnitz.
Ompteda, Georg Freiherr von, Die
1Radlerin. Geschichte zweier Menschen.
Beiln, F. Fontane & Co.
Protzen, Otto, Eine Studien-Fahrt. Drei
Monate in Ruderboot auf Deutschlands
Gewissen. Stuttgalt, Deutsche Verlags-
All8ttlt.
sch° s°ore Vielleicht. Leipzig, Wilhelm
Fliedrell.
Stein, Marie von, Felix Abarim. Novelle.
Dresden, E. Piersons Verlag.
Weiss, Berthold, Ein Tag. Zweite Auflage.
Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Westermanns illustrirte deutsche Monats-
hefte für das gesammte geistige Leben
der Gegenwart. 44. Jahrgang. Heft 527.
Braunschweig, George Westermann.
Wohlbold, Hans, Unheimliche Geschichten.

Dresden, Carl Reissner.